

Vumerodoffen

# Die Frau

Monatsschrift für das gesamte Frauenleben  
unserer Zeit

Herausgegeben

von

Helene Lange



Neunter Jahrgang. 1901—1902



Berlin

Verlag: W. Moeser Buchhandlung

Stallschreiber-Straße 34. 35.

1902.



# Inhalt des neunten Jahrganges.

## Abhandlungen und Schilderungen.

	Seite
Bäumer, Gertrud. Die Geschichte eines Kreuzzuges. (Mit dem Bilde von Mrs. Josephine Butler) . . . . .	44
„ „ Litterarische Weihnachtsschau. (Mit Abbildungen) . . . . .	163
„ „ Der moderne Individualismus und die Erziehung . . . . .	321
„ „ Wieder einmal: Frauenbildung im preussischen Abgeordnetenhaufe . . . . .	427
Beßmertny, M. Zum Frauenstudium in Rußland . . . . .	173
„ „ Zum Frauenstudium in Finnland . . . . .	618
Boufort, Helene. Pflege der künstlerischen Bildung in Hamburg . . . . .	287
Borgius, Dr. W. Der neue Zolltarifentwurf und die Frauen . . . . .	203
Bülow, Frieda Freiin von. „O Freiheit!“ . . . . .	555
Deibel, Franz. Francesca da Rimini . . . . .	518
Eckart, Ilse. Die „Ehrlichkeit“ des neuen Weibes . . . . .	199
„ „ Zur Geschichte des Frauenstimmrecht in England. (Mit Portrait) . . . . .	674
Elben, Clara. Die „Frauenfrage“ auf dem 4. Deutschen Gewerkschaftskongress . . . . .	661
Engel, Dr. W. Die Bedeutung des Erbbaurechtes für die Kommunalpolitik . . . . .	24
„ Dr. Eduard. Stenographischer Selbstunterricht . . . . .	171
Frau, Die deutsche, im Beruf. Handbuch der Frauenbewegung Bd. IV. Selbstanzeige . . . . .	558
Frauenhilfsbund, Der, für die Burenfrauen und Kinder . . . . .	350
Freudenberg, Ida. Zwei philosophische Schriften von Frauen . . . . .	194
„ „ Oda Olberg contra Dr. Moebius . . . . .	620
Gerhard, Adele. Ein neues Frauenblatt . . . . .	416
Goldmann, Assessor Dr. Ernst. Die Verlobung und ihre Rechtsfolgen. . . . . 225.	283
„ „ „ „ Der elterliche Heiratskonsens . . . . .	385
Handbuch der Frauenbewegung. Bd. I. und II. Selbstanzeige . . . . .	113
Hasse, Else. Frauenwesen im Bilde . . . . .	665
Lange, Helene. „Women and Economics“. Eine neue Theorie der Frauenfrage . . . . .	18
„ „ Frauentage in Eisenach . . . . .	65
„ „ Zum Duellmord von Insterburg . . . . .	139
„ „ Zur „Kalamität“ des Frauenstudiums . . . . .	243
„ „ „Die Frauen wünschen es gar nicht“. Eine Betrachtung zum Vereinsgesetz . . . . .	305

	Seite
Lange, Helene. Kritische Weisheit . . . . .	369
"    "    Im Reichskanzlerpalais . . . . .	497
"    "    Streifzüge gegen den Dilettantismus. I. Der pädagogische Dilettantismus . . . . .	641
"    "    Der Schutz der deutschen Erzieherin in Sizilien . . . . .	747
Ludwig, H. Kinderpsychologie aus der Quelle . . . . .	70
Mahreder, Rosa. Die Tyrannei der Norm . . . . .	705
Meinradus, Else. Hermann Sudermann: „Es lebe das Leben“ . . . . .	408
Mellien, Marie. Die weibliche Kriminalität im Deutschen Reiche . . . . .	499
Michels, Dr. Robert. Die Arbeiterinnenbewegung in Italien . . . . .	328
"    "    "    Der Kampf um eine Arbeiterinnenschutzgesetzgebung in Italien . . . . .	513. 612
Pappenheim, Bertha. Die sozialen Grundlagen der Sittlichkeitsfrage . . . . .	129
Pappritz, Anna. Die politische Betätigung der Frauen . . . . .	109
"    "    Sollen wir Findelhäuser bauen? . . . . .	389
Plehn, Dr. phil. Marianne. Über das Sehen bei Menschen und bei Tieren . . . . .	583
Poppenberg, Felix. Alte Briefe . . . . .	11
"    "    Aus der Gefühlswelt des achtzehnten Jahrhunderts . . . . .	216
"    "    Erinnerung an Rom . . . . .	646
Regener, Edgar Alfred. Ricarda Huch: „Aus der Triumphgasse“ . . . . .	345
Reif-Busse, Martha. Aufzeichnungen einer sizilianischen Dorfschullehrerin . . . . .	275
Salomon, Alice. Frauenarbeit in Preußen . . . . .	50
"    "    Was die Konfektionsarbeiter von der Gesetzgebung fordern. . . . .	257
"    "    Zur Verteidigung der Arbeiterschutzgesetze . . . . .	410
"    "    Die Reform des Berliner Armenwesens . . . . .	589
"    "    Das Problem der Mutterschaftsversicherung . . . . .	722
Schettler, Paul. Kulturgeschichtliches vom Tanz . . . . .	490
Schulz, Dr. Wolfgang. Der Guttemplerorden in Deutschland . . . . .	80
Specht, Dr. Fritz. Der Berliner Milchkrieg . . . . .	157
Tiburtius, Dr. med. Franziska. Unparlamentarisches zu Parlamentarischem . . . . .	366
Vely, E. Im Findelhaus in Moskau . . . . .	106
"    "    Eine Erziehungsanstalt für Mädchen im 18. Jahrhundert . . . . .	683
Wallmenich, Schwester Clementine von. Zur Frage der Krankenpflege in Deutschland . . . . .	1
Weber, Dr. Alfred. Die Arbeitslosigkeit und die Krisen . . . . .	449. 548
Wilbrandt, Dr. Robert. Lily Brauns „Frauenfrage“ . . . . .	480
Zengnisverweigerungsrecht, Das, der Ärztinnen . . . . .	753

## Biographien und Charakteristiken.

Bäumer, Gertrud. Clara Viebig. (Mit Portrait) . . . . .	603
Bülow von Dennewitz, Gertrud Gräfin. Maria von Jever . . . . .	301
Gondstifter, Sofia. Ida Freudenberg und die Frauenbewegung in München. (Mit Portrait) . . . . .	291
Groening, Ann. Nochmals Maria von Jever . . . . .	562
Lange, Helene. Auguste Schmidt †. (Mit Portrait) . . . . .	577
Oppenheim, Stefanie. Johanna Schopenhauer . . . . .	455. 535

	Seite
Plehn, Anna L. Clara Siewert. (Mit Bild) . . . . .	352
Regener, Edgar Alfred. Heinrich Seidel. Zu seinem 60. Geburtstag. (Mit Portrait) . . . . .	543
Strinz, Martha. Helene Böhlau. (Mit Portrait) . . . . .	417

## Romane, Novellen und Skizzen.

Aueröwald, A. von. Starkes Leben . . . . .	337.	430
Bede, Louis. Mrs. Tattons Eigensinn. Übersetzt von C. von Doemming . . . . .		174
Bukenhardt, E. Die Pfadfinderin . . . . .	29. 87. 142.	229
Christaller, Helene. Krank . . . . .		294
Emelius, Hanna. „Wenn's doch gelänge“! . . . . .		357
Margulies, L. Tote Liebe . . . . .		559
Rouhuys, W. G. van. Auf dem Wasser. Übersetzt von R. Speyer . . . . .		265
Maurik jr., Justus van. Mein Vortragsabend zu Boshwyl. Übersetzung von C. Otten . . . . .		732
Reg, Jua. Ein Lebensziel . . . . .	464.	523
„ „ Auf Mönchgut vor fünfzig Jahren . . . . .		714
Siewert, Elisabeth. Die Miskratenen . . . . .		208
„ „ Der Friedensstifter . . . . .		394
„ „ Frühe Kindheit . . . . .		656
Wahlenberg, Anna. Scheidung. Übersetzung von C. Stine . . . . .		688
Westfisch, Louise. Im Forst . . . . .		593

## Gedichte etc.

Boré, Fritz. Sylvesterfeier . . . . .		193
Holmen, Valgar. Wenn es dämmert . . . . .		752
Katechismus für Hindu-Knaben . . . . .		344
Lehender, L. Unsterblichkeit . . . . .		108
„ „ Warum? . . . . .		626
Holand, E. Schwarzburg . . . . .		290
Kneberg, Johann Ludwig. An die erste Liebe. Übersetzt von Auguste Kempe . . . . .		156
Tyrol, Marie. Im Frühtau . . . . .		592
Von Frauen und über Frauen . . . . .	228. 582.	673

## Erwerbsthätigkeit der Frau.

Arbeitsnachweis, Kommunalen, für Frauen. Von Lu Märten . . . . .		627
Blindenanstalten, Lehrerinnen in. Von Hildegard Jacobi . . . . .		501
Fleischbeschauerin, Die. Von Amalie Junk . . . . .		54
Gebammenberuf, Einstellung gebildeter Frauen in den. Von Elisabeth Krusenbergl . . . . .		179
Heilgymnastik, Manuelle. Von Drude Ellerhusen . . . . .		372
Spitzenwäsche. Von Anna Bruck . . . . .		307
Staatsdienste, Weitere Erwerbsgebiete im. Von Hildegard Jacobi . . . . .		115
Textilsach, Die Frau im. Von Anna Bruck . . . . .		756

## **Zur Frauenbewegung.**

Seite 56. 119. 182. 249. 309. 373. 438. 502. 564. 632. 692. 758.

## **Versammlungen und Vereine.**

Seite 55. 117. 184. 247. 313. 377. 441. 506. 567. 628. 696. 761.

## **Für Haus und Familie.**

Seite 185. 308. 569. 635.

## **Bücherschau.**

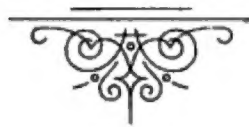
Seite 59. 121. 187. 251. 314. 379. 442. 508. 570. 636. 699. 763.

## **Kleine Mitteilungen.**

Seite 61. 380. 509. 637.

## **Anzeigen.**

Seite 60—64. 124—128. 189—192. 252—256. 317—320. 380—384. 444—448.  
509—512. 573—576. 637—640. 701—704. 764—768.





Die **H**rau





sich mit der Umwandlung Deutschlands in einen Industriestaat sowohl in Bezug auf die Arbeiter, als in den Arbeiterklassen selbst entwickelt haben — und weiter durch die Umwandlung der Heilmethoden der medizinischen Wissenschaft, die nach ihrer internen und chirurgischen Richtung hin viel öfter als früher entweder die Unterbringung in Krankenhäusern, im Gegensatz zur früheren Familienlagerung, oder aber doch eine kunstgemäße, beruflich geschulte Pflege in der Familie fordern. Diesem starken Mehrverbrauch, also der verstärkten Nachfrage, hat das Angebot allmählich aufgehört zu entsprechen. Das Bedürfnis ist größer als die dafür bereite Befriedigung; es giebt nicht mehr genug für die Krankenpflege voll geeignete Frauen, die geneigt sind, sie auszuüben — das heißt, die die bisher gültige Vergütung für eine befriedigende Auslösung ihres Einsatzes, ihrer Leistung, halten. Die Frage nach einer geeigneten, d. h. auf der Kulturhöhe stehenden Krankenversorgung ist aber eine wesentliche für das Gesamt-kulturleben überhaupt, und ihre Lösungsversuche beschäftigen mit Recht heute nicht mehr nur unmittelbar beteiligte Kreise — gemeindliche und staatliche Verwaltungsbehörden, Ärzte und Krankenhäuser und endlich die „Schwestern“ selbst — sondern auch schon die weitere Öffentlichkeit. Sie wird ja geübt nicht nur für die Kranken an sich, sondern auch für die Gesunden, die jeden Augenblick krank werden können. Es hielte überhaupt niemand das Leben aus, wenn er nicht wüßte, daß er in hilflosen Lebenslagen versorgt wird. Wir pflegen, thun Gutes, sage ich oft zu meinen Schwestern, wenn sie mit dem ganzen Aufgebot ihrer Kraft verzweifeln vor der Pflege von sittlich Verkommenen oder von Unheilbaren stehen, nicht nur für den Kranken, sondern auch für die Gesunden.

\* \* \*

Um ein Urteil über diese öffentliche Frage zu ermöglichen, ist es

erstens notwendig, zu untersuchen, warum der gegenwärtige Stand nicht mehr dem Bedürfnisse entspricht, — —

und, zweitens den Gehalt der hauptsächlichsten der vorliegenden Vorschläge zur Abhilfe der Mißstände zu prüfen. — —

## I.

Die Krankenpflege wird gegenwärtig in Deutschland ausgeübt von drei Kategorien von Pflegepersonen:

- a) Von Mitgliedern der geistlichen, kirchlichen Genossenschaften oder Verbände;
- b) von freien, selbständigen Pflegepersonen;
- c) von Mitgliedern nichtkirchlicher Genossenschaften, Verbände.

Ia. Der Kranke ist in einem viel höheren Grade als der Gesunde auf die Hilfe der Nebenmenschen angewiesen. Zunächst ist zu ihr verpflichtet die Familie, dann die menschliche Gesellschaft überhaupt. Diese Hilfe zu leisten, ist aber sehr schwer; sie ist eine Leistung, die außergewöhnlich viel körperlichen, gemüthlichen und geistigen Kraftaufwand umschließt. Deswegen ist sie von den ersten Kulturzeiten an als eine religiöse Leistung geübt worden, d. h. eine solche, die ein größeres Teil von menschlicher Leistung ausübt als es dem einzelnen Glied der menschlichen

Gesellschaft zukommt — um Gottes Willen. (Religion ist persönlich bewußtes Verhältnis des einzelnen Menschen zu Gott.) Der einzelne Mensch setzt sich mit der Ausübung der Krankenversorgung nicht nur in ein dienstbares Verhältnis zu seinem kranken Nebenmenschen, sondern auch zu Gott. Er opfert sich auf. Er wendet ein so großes Maß von Leistung auf, daß es nicht der Kranke und der Sterbende je durch Gegenleistung vergelten kann, sondern nur Gott durch Mitteilung seiner inneren Gnadengaben, oder auch der späteren, nach dem Erdenleben gewährten, der ewigen Seligkeit. Diese Anschauung über die Versorgung der Kranken und Gestorbenen bezog sich auf Arzt, Krankenpfleger, Totenaussegnung und Leichenbestattung; wir begegnen ihr in der alten Kulturgeschichte aller Völker, und in ihren niedersten Formen finden wir sie auch heute noch in dem Medizinmann und im Leichenkultus der untersten wilden Völkerschaften.

Im Christentum lebte diese Anschauung nicht nur fort, sondern vertiefte sich in dem Maße, daß in den ersten Gemeinden Krankenheilung und Sterbende-Segnen ein apostolisches, und Kranke-Pflegen ein organisiertes, kirchliches Amt, das der Diaconie (Diakone und Diaconissen) wurde.

Der Zerfall der Kultur des römischen Reiches und der Übergang der Reste derselben auf die rohen, für ihre Ganzheit noch lange nicht ausnahmsfähigen Germanen, erstreckte sich selbstverständlich auch auf eine ihrer geistigsten Blüten, die Krankenversorgung. Auch sie verschwand fast ganz, und ihre kümmerlichen Reste wurden von der organisierten Religionsgemeinschaft des Christentums, von der Kirche, gerettet und zwar in den weltflüchtigen kirchlichen Institutionen, die die Wildheit der Zeit unentbehrlich machte, in den Klostergenossenschaften. Alle Ärzte waren Mönche oder, soweit es schon damals weibliche Ärzte gab, Nonnen. Nonnen waren auch die Apotheker, d. h. bei ihnen erbten sich Kenntnisse der Bereitung der wichtigsten Medicinen und der „Wundwässer“ (Antiseptika) fort, — gar manchmal bis auf den heutigen Tag. Allmählich, und seit dem Ausgange des Mittelalters vollständig, sind die ärztlichen Funktionen und später die der Leichenversorgung (in der nur der Name „Seelennonne“ statt Leichenfrau in vielen Gegenden auf dem Lande aus der alten Zeit verblieben ist) den kirchlichen entwachsen; die Funktionen der Krankenpflege aber werden bis heute noch zum größten Teile von kirchlichen Beamtinnen, kirchlich zugehörigen Personen ausgeübt, die noch die uralte, aus dem heidnischen, griechisch-römischen Kultus in den christlichen übernommene Benennung „Schwester“ führen, ja, sich sogar in einen Rest der uralten Bekleidung der Vestalinnen, das velum, den Schleier der Klosterfrauen, hüllen, der sich mit deutlicher Spur in der schwarzen, ersten Haube der Diaconissen, ja merkwürdigster Weise, so seltsam es klingt, als allerletzter Ausläufer in der hohen, rückwärts lang herabfallenden Kopfbedeckung der modernsten, freien Pflegerinnen erhalten hat. Wir können außer an der Tracht das Fortbestehen jener alten Anschauung in der öffentlichen Meinung an vielen andern Thatsachen beobachten. Kranke und Genesene und deren Angehörige kommen an die „Schwester“ und sogar auch noch an den Arzt und das Krankenhaus mit dem Gefühl heran, daß sie deren Dienste unentgeltlich „um Gottes Lohn“ nur mit „Vergelt's Gott“ in Anspruch zu nehmen berechtigt seien; man begreift, daß man eine Näherin, eine Wäscherin gut bezahlen muß, aber nicht nur im Volke, sondern bis in die höchsten Stände hinauf erweckt es Erstaunen, ja Entrüstung und Mißbilligung, wenn nur annähernd dieselbe Summe für Pflege zu erlegen ist, und zwar keineswegs nur aus Verdruß über die Ausgabe selbst.

Eine weitere solche Thatsache findet sich darin, daß die öffentliche Meinung an die Persönlichkeit und an die Lebensführung der „Schwester“ andre Ansprüche stellt, einen anderen sittlich-religiösen Maßstab anlegt, als an die der Angehörigen anderer weiblicher Berufe. Das Volk spricht von „geistlichen, heiligen Schwestern“ und schnell ist bei einem wirklich oder vermeintlich begangenen Unrecht der Vorwurf da: „Ja, das wollen fromme Schwestern sein! . . . .“

In dieser Auffassung als kirchliches Amt wird die Krankenpflege heute noch in Deutschland von etwa der Hälfte aller sie berufsmäßig Ausübenden verrichtet. Sie ist dabei innig mit der Tiefe des Vertrauens in die Alleingiltigkeit der Gesamtlehren der Kirche und auf ihre Organe, die geistlichen Vorstände, verknüpft. Deswegen ist sie in den Ländern und Landstrichen, in denen die am festesten geschlossene kirchliche Autorität, die der römisch- oder griechisch-katholischen Kirche bei der Bevölkerung vorherrscht, fast ausschließlich bestehend; Spanien, Rußland kennen keine „Schwesternfrage“ und in Italien und Frankreich scheint sie in den allerersten, der Öffentlichkeit noch gar nicht wahrnehmbaren Anfängen. Bei uns in Deutschland pflegen, nach ungefähre Schätzung, die gleiche Anzahl von kirchlichen Schwestern mit der der freien Pflegerinnen und der verhältnismäßig kleinen Zahl der Schwestern der nicht kirchlichen Verbände zusammen. Jene kirchliche Hälfte von Pflegerinnen ist aber zwischen den katholischen und den evangelischen Schwestern keineswegs im Verhältnis zur katholischen und evangelischen Bevölkerungsziffer verteilt, sondern es giebt ebenso viel Ordensschwestern als Diakonissen in Deutschland, während die Bevölkerung zwei Drittel Protestanten und nur ein Drittel Katholiken zählt. Geschlossene katholische Komplexe, der Süden, Westen und Osten, werden fast ausnahmslos von barmherzigen Schwestern, Franziskanerinnen und Schwestern von Niederbrunn i. O. versorgt, und es finden sich dort nur vereinzelte nichtkirchliche Pflegerinnen in ganz untergeordneten Stellungen. Diese Verhältnisse liegen tief im Wesen des Katholizismus — und ihre Besprechung fällt nicht in den Rahmen dieser Abhandlung.

Die katholischen Orden verlangen ein sehr weitgehendes, fast vollständiges Aufgeben der eigenen Persönlichkeit mit den nach längerer Probezeit lebenslanglich bindenden drei Klostergeübden des Gehorsams, der Armut und der Keuschheit. Die Schwester soll in den Zwecken der Kirche ganz aufgehen, sich an deren Ziele unbedingt verlieren, ihr eigenes Urteil der geistlichen Leitung gegenüber vernichten.

Die Diakonissengenossenschaften legen keine lebenslang bindenden Gelübde auf, es bleibt dem Gewissen der Schwester überlassen, über Recht und Unrecht zu entscheiden — sie ist nicht gehalten, die Leitung bedingungslos als Vertreter des göttlichen Willens anzuerkennen; sie kann eigenes Vermögen besitzen und selbst verwalten. Dem Mutterhaus gegenüber nimmt sie die Stellung des Kindes einer großen Familie ein, das von dieser vollständig, auch in Alter und Krankheit versorgt wird, aber auch mit dem Einsatz der ganzen Kraft gehorsam deren Zwecken dient.

Es giebt an 70 Diakonissen-Mutterhäuser in Deutschland. Sie erhalten ihr Grundkapital, d. h. die Mittel zum Bau der Anstalt, und ihr Betriebskapital aus Stiftungen reicher Gönner und aus Geschenken und Jahresbeiträgen von Gemeindegliedern.

Nur die Diakonissen sind als Schwestern der evangelischen Kirche, als „evangelische Schwestern“ zu bezeichnen, wenn eine Parallele mit denen der katholischen Kirche gezogen wird.

Es liegt aber im Wesen der evangelischen Kirche, daß keine ganz feste Grenze gezogen werden kann um die Zugehörigkeit von Schwesterverbänden zu ihr. Eine solche, nicht fest bestimmbare Stellung nimmt eine junge Gründung, der evangelische Diakonieverein, ein. Eine andre evangelische Schwestervereinigung hat der Mitterorden der Johanniter vor 25 Jahren ins Leben gerufen. Sie umfaßte ursprünglich Frauen, die die Krankenpflege nicht zum Lebensberuf machen, hat aber, der sich einstellenden Schwesternnot nachgebend, seinen Mitgliedern später eine sehr selbständige, von keiner beruflichen Oberleitung abhängige Bethätigung zu gestatten versucht.

Die Diakonissensache ist in andauerndem Wachstum begriffen, das besonders seit den letzten Jahren, seit der beginnenden Abkehr von materialistischer Lebensanschauung und dem wiederbeginnenden und vertieften allgemeinen Interesse an der christlichen, stark geworden ist. Es trägt auch der Zug der ländlichen Bevölkerung zur Stadt und die „Frauenbewegung“, d. i. die Richtung der Frauenwelt zu einem von der Familie selbständig machenden Verufe, dazu bei.

Allein dessen ungeachtet ist sie nicht entfernt im stande, das verstärkte Bedürfnis nach Berufspflege zu decken, und zwar ist sie nach zwei Richtungen hin dazu unfähig. Es ergab sich mit der zunehmenden Bedeutung der Krankenhäuser als staatliche und gemeindliche Einrichtungen eine Zwiespältigkeit von deren Interessen mit denen der Mutterhäuser; bewährte oder beliebte Schwestern wurden gegen den Willen der Ärzte versetzt u. s. w., oder es wurden den Schwestern Gesinnungen und Handlungen zur Pflicht gemacht, die nicht mit denen der ärztlichen Leitung übereinstimmten. Hierher gehört auch die durch die zunehmende Vermischung der Religionsbekenntnisse in breiten Bevölkerungsschichten unmöglich gewordene Besetzung vieler im öffentlichen Besitze stehenden Anstalten ausschließlich mit den Schwestern des einen Bekenntnisses. — Von noch größerer Tragweite aber ist das zweite Moment, nämlich, daß zu wenig Zugang und zu viel Abgang gerade von tüchtigen Kräften stattfindet, also ein großer Mangel daran herrscht. Körperlich ganz gesunde und kräftige, sowie gebildete Mädchen kommen und bleiben in ungenügender Anzahl — das, was das Diakonissenhaus bietet, ist für sie nicht mehr anziehend genug — das erstrebte Maß innerer und äußerer Unabhängigkeit wird von ihnen dort vermißt.

Ib. Es hat sich aus diesem Grunde in den letzten Jahren besonders in den nicht katholischen deutschen Ländern eine andre Form für Krankenpflege stark und breit entwickelt, die der freien, selbständigen Erwerbsthätigkeit, der einfachen Lohnarbeit.

Sie hat stets neben den kirchlichen Organisationen bestanden, besonders im evangelischen Norden von Deutschland seit der mit der Reformation verbundenen Aufhebung der Klöster. Sie hat aber immer eine untergeordnete Stellung eingenommen; die „Lohnwärterin“ beanspruchte und erhielt die Behandlung und Bezahlung einer nicht mehr voll leistungsfähigen Tagelöhnerin. Sie brachte keinerlei berufliche Ausbildung im heutigen Sinne mit, nur eine gewisse persönliche Veranlagung, die sie eben zu dem gering entlohnten Verufe geführt hatte.

Diese Sachlage hat sich geändert. Heute sind unter den freien Pflegerinnen eine große Zahl ausgeschiedener Verbandsschwestern, die ihre Ausbildung mitbringen und von denen viele in sehr ehrenwerter Weise den Beruf ausüben. Allein die Freiheit, die sie für sich in Anspruch genommen haben, nehmen sich andre auch, und damit pflegen neben ihnen Personen von allerbedenklichster Lebensführung, zu einem Grad von sittlicher Verkommenheit gesunken, der nicht leicht in einem andern Verufe gefunden



wird. Ebenso fehlen ihnen jegliche beruflich technischen Kenntnisse. Wir haben kürzlich in Berlin ein Dienstmädchen entlassen, weil sie sehr schmutzig und im zufälligen Verkehr mit den männlichen Patienten ganz unverlässlich war. „Ich wäre gern noch ein Monat geblieben,“ sagte sie mir bei ihrer Kündigung, „denn ich gehe dann als Schwester!“ Sie war sechs Wochen lang zum Treppenscheuern und Schrappen der Gänge im Krankenhaus gewesen.

In der That ist es gegenwärtig so weit gekommen, daß die freien Pflegerinnen fast ausnahmslos sich die Bezeichnung Schwester und eine Tracht zulegen. Es wird damit die Thatsache benützt, daß es kein Gesetz giebt, das eine bestimmte Berufsstracht als ein alleiniges Recht einer Genossenschaft anerkennt und schützt. Nur Nachahmungen der Amtsstrachten des Staates, also der Beamten und Militärpersonen, auch der Schutzeleute, Gensdarmen u. s. w., und der Geistlichen der staatlich anerkannten Kirchengenossenschaften sind verboten und können strafrechtlich verfolgt werden. Auch die Trachten der katholischen Orden sind nicht gesetzlich geschützt; es kann das Habit der Mönche und Nonnen, das Kleid einer Barmherzigen Schwester oder einer Franziskanerin ungestraft getragen werden in Deutschland — sofern nicht ein „rechtswidriger Vorteil“ (also etwa Bettel, unbefugter Losverkauf zc.) damit erreicht werden will. In der Ausübung der Krankenpflege wird aber eine Erreichung rechtswidriger Vorteile nicht gesehen. Der Schutz, den das Gesetz nicht giebt, wird jedoch in katholischen Ländern von der öffentlichen Meinung gegeben — insofern er nicht auch in der großen Unbequemlichkeit der Tracht, besonders der Kopfbedeckung liegt. Eine „falsche Klosterfrau“ würde keine Förderung in ihrem Pflegeberuf finden, wenn sie auch wirklich die ihr im Kloster mit größter Sorgfalt, mit allen Mitteln systematisch geordneter Erziehung, mit Aufwand von sehr viel Zeit und geistvoller Verwertung der Eigenart weiblicher Anschauungs- und Empfindungsweise beigebrachte mystische Verehrung der Tracht innerlich überwinden würde. Ich habe in meinem außerordentlich ausgebreiteten Verkehr mit allen Arten von Pflegepersonen Deutschlands und des Auslands nie eine katholische freie Pflegerin in einem nachgeahmten Ordenskleid getroffen. Sie und da tauchen ganz kleine Genossenschaften auf, die aus irgend einem Grunde noch nicht, oder nicht mehr, von dem Bischofe, in dessen Diöcese sie leben, anerkannt sind, wie es nach der Kirchenverfassung für alle kirchlichen katholischen Schwesterngenossenschaften sein muß. Allein noch nie haben sie sich vergrößern oder längere Zeit halten können. Ohne die geistliche Leitung eines Priesters können sie objektiv und subjektiv nicht bestehen, und diese würden sie nie finden ohne oberhirtliche Erlaubnis dazu, ohne die Approbation. Es bewährt sich darin die große Macht der unerbittlich centralistischen Organisation der katholischen Kirche.

Meist tragen die freien Pflegerinnen das Kleid des Diakonissenhauses, aus dem sie ausgetreten sind, oder eine Tracht, die die einiger Roten Kreuz-Häuser nachahmt. Letztere ist charakterisiert durch eine hohe, schwarze, steif vom Scheitel emporstehende Kopfbedeckung ohne Kinnschleife und (leider!) durch das schöne, von uns so tief verehrte Dienstabzeichen, die Brosche mit dem Roten Kreuz im weißen Felde.

Mit dieser vollständigen Verallgemeinerung der äußeren Erscheinung aller mit Krankenpflege sich berufsmäßig beschäftigenden weiblichen Personen ist für die Allgemeinheit, für das große Publikum auch die Unterscheidung des Wesens derselben unmöglich geworden — es ist heute Thür und Thor für ein Ausüben des Berufes von in jeder Beziehung dazu unbefähigten Personen als freie Pflegerin geöffnet,



und es liegt auf der Hand, daß in diesen Verhältnissen ebenfalls ein großer Notstand liegt.

I. c. Zwischen den kirchlichen Genossenschaften und den freien Schwestern steht die dritte Kategorie von Pflegerinnen, die der nicht kirchlichen Verbände. Unter ihnen sind die der Rote Kreuz-Vereine auf charitativer Grundlage gebaut, d. h. ihre Schwestern sollen bewußte Helferinnen der Werke der Nächstenliebe, der Vereine vom Roten Kreuz sein; das von Kaiserin Augusta gegründete „Augusta-Haus“ in Berlin war das erste, das zunächst dem erschreckenden Mangel an geschulter Pflege, der in den Kriegen der Mitte des vorigen Jahrhunderts — besonders des Jahres 1870 — sich ergeben hatte, steuern sollte. Es giebt heute 26 Rote Kreuz-Mutterhäuser. Mehr den Charakter der freien Erwerbsthätigkeit tragen das durch Kaiserin Friedrich nach englischem Muster geschaffene Viktoriahäuser, dessen Schwestern im städtischen Krankenhaus am Friedrichshain in Berlin wirken, sowie das für die Hamburger Staatsanstalten errichtete Eppendorfer Schwesternhaus, die israelitischen Schwesterngenossenschaften u. a. m.

Alle diese Verbände sind noch jung und in den Kinderschuhen. Ich glaube aber fest an ihre Entwicklungsfähigkeit. Doch möchte ich, bevor ich von diesen ihren Zukunftsaufgaben spreche, zur Prüfung der bedeutendsten andern Vorschläge zur Lösung der Frage übergehen.

## II.

Diese Prüfung wird übersichtlich, wenn ich sie in Anlehnung an die drei oben angenommenen Kategorien von Pflegepersonen gliedere.

II a. Seit der Ausbreitung der Ideen über die sittliche und wirtschaftliche Verselbständigung der Frau, also seit etwa fünfzehn Jahren, wird ein stärkerer Zugang zum Beruf der Krankenpflege von einer Abänderung der Diakonissenhäuser abhängig gemacht, oder mit andern Worten, der Mangel an Pflegerinnen auf die bestehende Gestaltung derselben zurückgeführt. Es hat nach dieser Richtung eine Schrift von Mathilde Weber große Verbreitung gefunden. Wer aber die Angelegenheit kennt, wird zugeben müssen, daß, abgesehen von Einzelheiten, den Diakonissenhäusern mit jenen Änderungen der Grund und Boden unter den Füßen genommen sein würde, sie zur Selbstvernichtung geführt würden. Sie wollen, und sagen das offen, eine kirchliche, nicht eine krankenpflegerische Institution sein — und jede Eintretende muß diesen Standpunkt vorweg als den ihrigen annehmen oder doch gelten lassen.

Damit steht aber fest die freie Disposition der Vorstände über die Schwester (Versetzbarkeit, Hausarbeit); ihre mehr oder minder angestrebte Loslösung von der nicht kirchlichen Welt, auch von der eigenen Familie; die streng kirchliche Lebensführung; die Forderung der vollkommenen Übereinstimmung der religiösen Überzeugungen mit der kirchlichen Lehre; die starke Entwicklung des Standesbewußtseins und auch die unmittelbare Reichung aller Lebensbedürfnisse, ohne Gehalt, also auch ohne Pensions- oder Arbeitsvergütung bei einem selbstgewollten Austritt. Man kann die Uneinigkeit unter den Einzelpersonen der Leitung, die sich in traurigen Vorkommnissen äußert, tadeln, aber deswegen nicht die Institution als solche. Alle gerügten Einrichtungen finden sich in noch viel, viel höherem Maße in den katholischen Genossenschaften, — aber nicht nur die katholischen Schwestern selbst, sondern auch die katholische und die

nicht katholische öffentliche Meinung kritisiert sie niemals, versteht sie vielmehr als zum Wesen der Kirche gehörig und also berechtigt, deren Ziele und Zwecke zu verfolgen. Die katholische Kirche fordert in ihren Institutionen viel mehr Unterordnung als die evangelische, schützt sie aber auch viel mehr.

Es giebt eben eine große Anzahl katholischer, aber auch evangelischer Frauen, deren religiöses Bedürfnis gerade in den kirchlich geschlossenen Lebensformen echte Befriedigung findet. Die Diakonissenhäuser sind also ein großer, lösslicher, mit tiefer Verehrung anzuerkennender Segen, ja eine Notwendigkeit für die evangelische Kirche — und mittelbar auch für eine geordnete, gute Krankenpflege schon insofern sie diese auf einem sehr hohen sittlichen Niveau erhalten, — nur muß nicht angenommen werden, daß sie die allein gültige Form dafür seien und daß sie je den ganzen Bedarf an Kräften dafür decken können.

II b. Um dem unhaltbaren Zustand, in den die freie Pflege geraten ist, und damit überhaupt der allgemeinen Schwesternnot abzuhelpen, wird am häufigsten bessere Bezahlung für dieselbe vorgeschlagen. Es sollen ihr dadurch die guten Elemente zugeführt werden, während heute die steigende, aber nicht befriedigte Nachfrage zum überreichen Angebot eines Krankenpflegeproletariates geführt hat, dessen Existenz durch die erleichterte Erlangung einer oberflächlichen Berufsausbildung nach der technischen Seite hin angebahnt und durch den Zuzug von unlauteren und ganz unausgebildeten Personen verbreitert worden ist.

Es wird in allen solchen Vorschlägen unerörtert gelassen, wie die bessere Bezahlung zu erreichen ist, — nach einer neuvorliegenden Flugschrift kann das durch die „Verstaatlichung der Ausbildung und Anstellung der Pflegerinnen“ geschehen. Es wird aber nicht gesagt inwiefern.

Es käme bei der Erörterung der angemessenen Preisbildung vor allem das Problem zum Austrage, ob Krankenpflege eine reine Lohnarbeit oder eine vom ethischen, religiösen Standpunkte aus zu beurteilende Leistung ist und sein soll. Da die letztere Anschauung in Deutschland so verbreitet ist, daß mehr als die Hälfte aller Pflgethätigkeit von Diakonissen und Ordensschwestern geleistet werden kann, so ist nicht abzusehen, wie die erstere in dem Maße sich geltend machen könnte, als es notwendig wäre, um auf die Lohnhöhe einzuwirken.

Nehmen wir an, der preussische Staat würde durch Gesetze die Gemeinden zwingen, wie er es für die Volksschullehrerinnen thut, nur von ihm geprüfte und diplomierte Pflegerinnen in ihren Krankenhäusern anzustellen, so würden dadurch die Gehälter doch nicht größer werden, denn die Verbände, kirchliche und nicht kirchliche, würden ihre Mitglieder, die Schwestern, eben auch prüfen und diplomieren lassen, und der Stand der Sache wäre unverändert der heutige, denn es ist doch nicht zuzugeben, daß bisher in öffentlichen Krankenhäusern — und auch in Privatkliniken — von den Ärzten ungeeignete Schwestern geduldet worden sind. Die Konkurrenz auf dem Gebiete der Hospitalpflege machen nicht die minderwertigen, sondern die Verband-Schwestern, die „unentgeltlich“, d. h. gegen Vergütung, die sich nicht in Geld ausdrückt, arbeiten.

Der Staat hat kein Interesse, auch den Helferinnen der von ihm approbierten, d. h. zur Praxis zugelassenen Ärzte seine Approbation aufzuzwingen. Von der Gemeindelehrerin muß er sie fordern, weil sie die Verantwortung für ihre Berufsthätigkeit selbst zu tragen hat; für die Thätigkeit der freien Hospitalschwestern trägt sie aber der Arzt.

Die Öffentlichkeit hätte ein Interesse, die freien Privatpflegerinnen staatlich beaufsichtigt zu sehen, denn sie sind die selbständigsten und in ihrer Thätigkeit beruflich fast unkontrolliert. Allein es ist undenkbar, daß er eine solche Aufsicht ausübe, so wenig als über Privatlehrerinnen, Ammen oder Kinderfräulein, — obwohl deren Funktionen ebenso wichtig sind. Es giebt staatlich geprüfte Apotheker, approbierte Väter, Hebammen, auch Hufschmiede u. s. w., allein deren Berufshandlungen lassen sich ganz bestimmt umgrenzen, die der Krankenpflegerinnen aber niemals. Es darf doch nicht übersehen werden, daß in ihr sehr viel sogenannte „niedrige“ Dienstleistungen ihrem ganzen Wesen nach notwendig einbegriffen sein müssen. Ist es denkbar, daß z. B. für die Injektion, den Verbandwechsel u. s. w. u. s. w. die „approbierte“, für Bettmachen, Waschen, Kämmen des Kranken die „übrige“, die „niedrige“ Schwester gerufen würde?

Sobald die Pflegerin „frei“ sein will, sich unter das allgemeine Lohngesetz stellt, muß sie dessen unerbittliche Konsequenzen ertragen. Es sind so oft die englischen Zustände als vorbildlich gepriesen worden, gerade dort wäre aber eine „Verstaatlichung“ eine Undenkbarkeit. Auf die Frage, „warum die Krankenpflegerin nicht ebenso wie der Geistliche den ihrer Leistung zukommenden Lohn erhalten soll“, ergiebt sich die Antwort, weil eine ausschlaggebende Anzahl von ihnen den jetzt bestehenden Lohn für befriedigend hält. Der Staat müßte den Gemeinden und Familien geradezu verbieten, die Kranken von Ordensschwestern und von Verbandsschwestern pflegen zu lassen. Der Staat würde den Geistlichen auch keinen Gehalt geben, wenn er sie ohne das haben könnte.

Ein einziges Mittel zur Verbesserung von Notlagen kennt das allgemeine Lohngesetz: das der Vereinigung der Berufsgenossen. Dieses Mittel besteht aber im gewissen Sinn für die Krankenschwestern seit dreißig Jahren in den

II c. nicht kirchlichen Verbänden. Wohl sind sie keine eigentlichen Erwerbsgenossenschaften, allein sie kommen ihnen doch so nahe, als die Eigenart des Berufes es erlaubt.

Es wird leider sehr viel über unsere Berufsorganisationen von Personen geschrieben, die sie nicht kennen. Damit wird den Verbänden, besonders denen der Rote Kreuz-Vereine (die aber von den „wilden“ Nachahmungen derselben wohl zu unterscheiden sind), vorgeworfen, daß sie zu kleine „Gehälter“ geben. Die Diakonissenhäuser nehmen von den „Stationen“, d. h. den Gemeinde-Krankenhäusern u. s. w., eine Jahresvergütung von 180—250 Mark, die katholischen Orden sogar nur 80 bis 150 Mark, so daß die Rote Kreuz-Häuser mit ihren 300—400 Mark schon „teuer“ sind. Ein Schwesternverband muß aber die Kosten der Ausbildung, der ganzen außerdienstlichen Lebenshaltung der Schwestern, Ferien, Feste u. s. w. und die der Kranken- und Altersversorgung bestreiten, er kann also sogar die „kleinen Gehälter“ nur geben, weil er Hunderttausende von Mark von Zuschüssen aus Wohlthätigkeitsbeiträgen und den größten Teil seiner Verwaltungsarbeiten ohne jegliche Vergütung, ehrenamtlich, bekommt.

Die Verbände sind demnach nicht im stande, höhere Gehälter zu geben, weil die Allgemeinheit in der Krankenpflege den „freiwilligen Liebesdienst“ sucht und zu einem so großen Teil auch noch findet, daß damit der „Lohn“ dafür sehr niedrig gehalten wird. Allein die Gehälter sind auch nicht die ganzen Werte, die sie geben, sondern nur ein kleiner Bruchteil, und in dem Verkennen dieser Thatsache liegt der

Irrtum der Unzufriedenen. Sie geben keineswegs bloß Anweisung auf jenseitigen Lohn, — sondern geben auch die beglückenden irdischen Lebensgüter, mit denen die Allgemeinheit den „freiwilligen Liebesdienst“ lohnt. Man kann eben lohnen ohne „Lohn“ und groß gehalten werden ohne großen Gehalt. Welch bedeutende Summe an Einkommen muß eine beruflich allein stehende Frau aufwenden können, bis sie die gesellschaftliche Stellung sich eroberte oder all die materiellen und geistigen Vorteile bezahlte, die der Verbandschwester freiwillig entgegengebracht werden! Der größere Geldbezug wäre also nicht eine Mehrwertung, sondern nur eine Umwertung der Leistungsvergütung.

Nicht das Verlangen nach höheren Lohnsätzen ist erfüllbar und gerecht, aber das nach besserer Lebenshaltung; nach Beseitigung der Überanstrengung, die die normale Frauenkraft untergräbt und nach Gewährung der Muße, die der Mensch für sich selbst braucht; nach breiterer und bestimmterer Rechtsstellung der Verbandleitung gegenüber und besonders nach einer sicheren und auskömmlichen Altersversorgung.

Ich hoffe an dieser Stelle in kurzem von neu durchgesehenen Statuten der Rote Kreuz-Verbände berichten zu dürfen, in denen das Erreichbare zur Verbesserung der Stellung der Krankenpflegerin durchgeführt und damit aber eine Berufsart gesunden ist, die auch gebildeten Frauen alle zu einem glücklichen Dasein notwendigen materiellen und ideellen Güter des Lebens giebt und die für sie Veranlagten in so großer Zahl anzieht, daß die Lösung der Schwesternfrage einen bedeutenden Schritt vorwärts geführt wird.



## Von Frauen und über Frauen.

Wenn es wahr ist, daß „Mangel an Genie Mangel an Mut ist“, so ist es noch zutreffender in Bezug auf Mangel an Persönlichkeit. Hier liegt eine der Ursachen, warum man noch seltener weibliche Individualitäten antrifft, als männliche. Ein Mann wird voller von seiner Idee, seinem Arbeitsziel durchglüht; er ist intensiver in dem, was er weiß und was er will. Er wird so oft — gerade wie das Kind — einseitiger, beinahe immer selbstüchtiger, aber viel ganzer als eine Frau in ähnlicher Lage. Sie fühlt sich — außer von der Liebe — selten ganz durchdrungen. Es ist so leichter für sie, rücksichtsvoll zu sein, sich behutsam nach allen Seiten umzusehen. Sie wird beweglicher, rascher empfinden, vielseitiger und geschmeidiger als der Mann, und hierin liegt ihre Stärke. Aber ebenso wie die des Mannes ist sie durch einen entsprechenden Verlust erkauft. Denn das Gleichgewicht fällt der Menschennatur noch so schwer, daß eine gute Eigenschaft oft nicht das Produkt einer Multiplikation ist, sondern der Rest nach einer Subtraktion.

Ellen Key,

„Die Wenigen und die Vielen“. Berlin S., Fischer, Verlag.





# Alte Briefe.

Von

Felix Poppenberg.

Nachdruck verboten.

**A**us verschollenen Briefen steigt ein Frauenschicksal, und trodene Litteraturdaten werden seltsam lebendig . . .

Die Gestalt, die in der ganzen Vielseitigkeit einer stark bewegten inneren und äußeren Existenz ihren Weg vor uns abwandelt, trägt keinen allzu bekannten Namen, und die strenge Rangordnung der Geschichte läßt sie nicht unter dem Vortritt schreiten, sondern im Gefolge Größerer im Hintergrund bleiben. Aber gerade die, die auf der Weltbühne nur Personen zweiten Ranges sein durften, haben, wenn sie von so bedeutendem und bedrückendem Raum auf eine intime Bühne versetzt werden, oft viel zu sagen und zu verkündigen, sie haben oft mehr als die Führenden, die ihrer Periode voraus sind, von der Atmosphäre, dem seelischen Klima, der Gefühlswelt ihrer Zeit zu offenbaren.

Solch anregungsvolles Mitteilen geht von jener Frau aus, die ein rastlos nach menschlichen Dokumenten grabender Forscher, Ludwig Geiger, jetzt beschworen und aus ihren Briefen sprechen läßt.<sup>1)</sup> Die Frau ist Therese Huber, die Göttinger Professorentochter, ein Kind des achtzehnten und eine Bürgerin des neunzehnten Jahrhunderts, die den Naturforscher und Weltumsegler Forster heiratete, aus dieser falschen Ehe in ihre wahre mit dem Schriftsteller Huber ging; früh verwitwet, einsam auf sich gestellt, sich und ihren Kindern ein eignes Leben erkämpfte; nicht nur durch Tüchtigkeit und Energie, sondern auch durch überlegene geistige Fähigkeit ein Muster selbständigen Frauentums.

\* \* \*

Mannigfache Blicke eröffnet dies Frauenleben dem nachdenklichen Betrachter. Eigene Mischungen widerspruchsvoller Art birgt es und bereichert unsere Erkenntnis von der Bunttheit und Vielheit der Existenz. Sentimentale Romankapitel, Schwarmgeistereien der Leidenschaft thuen sich auf. Wir schauen in die Erntasen einer schwärmerischen Epoche, da alle Gefühle sich zum Überschwang steigerten; die Töne, die wir künstlerisch aus Werther und Jean Paul kennen, erklingen hier aus der realen Wirklichkeit. Doch neben den Exaltationen breitet sich werthätig tüchtiges Sein, strebendes Bemühen; dieselbe Frau, die im Irren und Suchen von allen Strudeln umbrandet wird, sehen wir zu einer Überlegenen des Lebens wachsen, zu einer derer, die sich „gelüsten lassen nach der Männer Bildung, Kunst, Weisheit und Ehre“, zu einer Aufrechten auf eigenen Füßen, die im Denken und Handeln sich als Vorläuferin modernen Frauenstrebens zeigt.

<sup>1)</sup> Therese Huber. Leben und Briefe einer deutschen Frau von Ludwig Geiger. Stuttgart 1901. J. G. Cotta Nachf.

In unserer neueren Romanliteratur spielt der Typus der suchenden Frau, die mit verbundenen Augen ihre Wanderung nach dem Schicksal antritt, eine Rolle. George Moore hat sie in seinen Büchern von Evelyn Innes gezeichnet und Jacob Wassermann in der *Kenate Fuchs*. Von ihr heißt es: „Wenn die Seele einer Frau schläft, geht sie durch das Leben wie durch einen tiefen Traum, und ihre Hand greift nach andern Händen, welche sie herunterziehen müssen.“ Das Wort gilt von Evelyn Innes, die nachmals Schwester Therese hieß, und es gilt auch von dieser wirklichen Therese und ihren Jugendwirren.

Und wie für die beiden Romangestalten als tiefe Lösung sich die Erkenntnis ergibt: „unser Schicksal ist in uns selbst, es entspricht unserem Selbst mehr als wir ahnen, Wollen wird Müssen und Müssen wird Wollen,“ so auch für diese leibhaftige Persönlichkeit, von der bedeutungsvoll die kluge Karoline Schlegel sagte: „Außerordentliche Schicksale sind für Theresen gemacht; sie haben ihren Grund in ihr selbst.“

Drang, aus der gebundenen Enge des Göttinger Professorenheims zu entkommen, trieb sie in die Ehe mit Forster, der, von dem Ruhm des Weltumseglers umstrahlt, um sie warb. Etwas Unerfülltes war in ihr, nicht eine Liebe für einen Einzelnen, auch nicht für Forster; es war eine leidenschaftliche Anspannung, ein Hunger und Durst nach stärker pulsierendem inneren Leben, nach Erlebnis und Erschütterung.

So kam es, daß nach Forsters Abreise aus Göttingen an den künftigen Wohnort Wilna über seine Braut ein anderer Macht bekam. Und dieser, mit dem Normalnamen Meyer, glich den Gestalten, die die „Sturm- und Drangdichter“ so gern bildeten und die in Jean Pauls *Roquairol* und Tiecks *William Lovell* Ausläufer fanden. Den Typus des moralischen Nihilisten, der schrankenlosen Eigenpersönlichkeit, die alles nur auf sich setzt und keine andern Gesetze als die des eigenen Ich erkennt, stellt dieser Mann dar. Er ist natürlich Frauenverführer, und das Motto seines egoistischen Esprits heißt: „Man darf um einer einzigen willen nicht dem ganzen Geschlecht untreu werden.“

Daß Theresens gereiztes Phantasiebedürfnis begierig dieses Gaschisch einsog, ist psychologisch nicht merkwürdig, das Besondere dieses Gefühlskapitels kommt erst, und wieder ist dies Stück Wirklichkeit völlig gleich den Motiven, die in der erzählenden Kunst der Zeit so häufig variiert wurden. Forster kehrte zurück, und statt über diesen Bund der Zwei zu erschrecken, entzündete er sich an dem Freundschaftsrausch, an der Idee dieser „Dreieinigkeit“, ein schwülstiger Gefühlstaumel einte nun die drei. Forster nannte Meyer einen Affad, er schwärmte, wie Therese später schrieb, mehr als die beiden, er ließ sie ewige Liebe schwören, bat von ihr keinen Kuß, den sie nicht auch Meyer anbot. Die Heirat und die Übersiedlung nach Wilna, wo Forster Professor wurde, schließt durch die äußere Trennung diese Sentimentalgroteske.

Theresens Ehe wird unglücklich. Es ist aber nicht die Ehemisère, deren Gründe einfach und juristisch klar konstatiert werden können. Es entwickeln sich vielmehr jene Situationen und Zustände, wo zwei Menschen, ohne zueinander zu stimmen, zu einander gesperrt, sich gegenseitig zu schlimmen Gefährten werden. Sie mühen sich, sich ein Leben einzurichten, und alles Gute verwandelt sich ins Gegenteil, und die Mienen verzerren sich in Haß. Sehr verschlungen sind die Fäden. Das sind nicht zwei Menschen, die blind wütig miteinander hadern, sie sind vielmehr kluge, ihre eigenen Beziehungen erkennende und dabei zartfühlende Naturen. Noch schwieriger wird der Fall dadurch. Tiefer sitzen die Verwundungen, die sie sich gegenseitig zufügen, jeder

leidet mehr an dem, was er dem andern thut, als an dem, was er empfängt. Und helfen möchten sich beide, und sind doch so ohnmächtig.

Therese, die gefühlkundige Psychologin, hat in späteren Jahren viel Feines über diese Dinge gesagt und ist spürend den Bickzackgängen jener seelischen Erlebnisse nachgegangen. Sie mühte sich, Forster zu verstehen und zu erklären, in seinem von jedem Windhauch bewegten Wesen, „seinem reichen, durch unvermeidliche Verletzung des Schicksals fürchterlich verkümmerten Menschentum“, seinem gütigen Willen und seiner unbezähmbaren, zerstörenden Sinnlichkeit. Ohne Groll überschaut sie das alles, „dies Gewebe wunderbaren Edelmutz, rührenden Irrtums“. Unmittelbarer giebt aber den Eindruck dieser bittersüßen Gemeinschaft eine Briefstelle, die mit ergreifender Stimmungsgewalt eine Scene starrer, unerträglicher Lebenspein malt. Sie sind, es ist das Jahr 1792, in Mainz, Forster ist hier Bibliothekar geworden. Von der Kaiserkrönung ist lärmvolles Festtreiben in der Stadt. Theresen aber stirbt ihr kleiner Sohn, „ein Kind der Thränen, zu früh geboren, weil ihr gequältes Gemüt den Körper zerstörte“.

Im öden Saal, wo man geschwärmt hatte, sitzt sie allein und fühlt die furchtbare Zerrüttung ihres Lebens. Wie der Knabe ins Grab getragen wird, sieht sie ihm vom Fenster nach und weint. Da zürnt Forster und sagt: „Bis ich auch dahin getragen werde, wird nichts besser werden.“ Da fühlt sie: „daß wir schlechter wurden vom Beisammenleben“.

In dieser Erkenntnis wächst ihr Wille. Und als der Mann in ihren Kreis tritt, der ihr die Möglichkeit einer Wiederaufrichtung ihres Lebens zu verbürgen scheint, der Schriftsteller Huber, da stützt sie sich auf ihn: „wie die Revolution für uns Exaltierte die bürgerlichen Rücksichten aufhob, befolgte ich die große Moral auf Kosten der kleinen, trennte ein unwürdiges Verhältnis und setzte mich in den Stand, meine Kinder zu erziehen, mein Dasein zu retten“.

Rein Davongehen ist es, niemand hätte das Recht gehabt, Therese Huber später „entlaufene Forster“ zu nennen. Forster gab sie selbst frei. Der Taumel der Revolution, in dem er dann unterging, hatte ihn ergriffen, aber wie Schicksalszähnen war es schon um ihn, daß er allein sein müsse und daß es für ihn kein Glück mehr gebe. So läßt er, als ein Entsagender, auf sturmgeschütteltem Brack zurückbleibend, die Frau ziehen, die er immer noch liebt, und ohne Pathos giebt er ihnen das einfache, schmerzlich milde Wort mit: „Kinder, sucht glücklich zu sein.“

Karoline Schelling, die die Namen vieler Männer getragen hat, sagte von sich: „Niemals könnte ich ausrufen, verlasse dich nicht auf dein Herz. Ich müßte mich verlassen auf mein Herz über Not und Tod hinaus.“

In solcher Sicherheit des Fühlens ging auch Therese ihren Weg und erfüllte ohne Menschenfurcht ihr Schicksal, unbeirrt durch Konvention und Kleingerede der Leute. Und es war kein Irrtum. Die achtjährige Gemeinschaft hat alles Reiche in Theresens Wesen erschlossen; als Gefährtin ihres Mannes, als gleichberechtigte Gehilfin, als Redakteurin und Übersetzerin lernte sie ihre Kräfte brauchen, und ein stilles, nie getrübbtes Verstehen verband die beiden und festigte ihnen einen sicheren Grund bei dem äußerlich so unsicheren Nomadenleben.

Denn ihnen war gegeben, an keiner Stätte zu ruhn. Auf die Schweizer bescheidene, entbehrungsvolle Hüttenidylle in Neuchâtel und Völe, von der der stille, in sich gekehrte Huber sagte: „Es ist sonderbar, wie man, ohne leichtsinnig zu sein,

in einer Lage, wie die unserige, so viel Glück genießen kann“, folgen unruhvolle Jahre deutschen Wanderns zwischen Tübingen, Stuttgart, Ulm, wo Huber schließlich mit dem Titel Landesdirektionsrat die „Allgemeine Zeitung“ leitete.

An den Wegen liegen Gräber. Therese bleibt, wenn sie auch als Frau die Erfüllung gefunden hat, die Mutter aller Schmerzen.

Sie begräbt ihre Lieblingskinder, und sie begräbt ihren Mann. Für die Gefühlslapsychologie ist es interessant, welchen Ausdruck ihre Trauer findet. Diese Zeit war nicht für die Kargheit, für das Verhaltene; sie liebte den Erguß des Schmerzes und wühlte sich in seine Wollust ein, sie ringt nach plastischer Gestaltung der Trauer und zwingt in sichtbarlichen Bildern das Erschütternde des Grabes vor die Sinne. Der Kultus der Totenmasken und der offenen Gräfte feiert seine düsteren Feste, Trauerorgien in Thränenwonne unter Cypressen. Aus der Dichtung der Zeit hören wir diese Requiems, in diesen Briefen merken wir, wie sie wirklich gefühlt wurden, und man erkennt, wie Dichtung nicht nur aus dem Leben schöpft, sondern wie sie auch ins Leben hinein reflektiert und gebundenem Mund und erstarrtem Schmerz die Zunge löst.

Therese liebte Jean Paul nicht, wie sie aber von ihren Toten spricht, da wandeln ihre Worte ganz Jean Paulisch, in düsterem, erstickendem Pomp schwerbeladen, florverhangen, voll gepreßten Atems, tableaux funébres: „ich hat, noch eine halbe Stunde zu warten, um zu sehen, ob der Tod wirklich gesiegt habe, und suchte ihn auf der Brust, auf dem Herzen, bis er kalt und bleiern über den ganzen Körper gekrochen war“; „mein Denken ist wie ein großes Bild von Adelsens Totenbett, von Adelsens Leiche, auf das nun alle andern Bilder meines Thuns aufgemalt sind. Sie folgen sich in kalter Ordnung, wie die Tageszeit sie herbeiführt, und blasse Stirn, der nach Atem ringende Mund, die kalten, gefalteten Hände, die Farbe der Verwesung, der Geruch der Zerstörung bleibt zwischen allen Bildern vor, bis ein Augenblick Stille, Alleinseins alles andre verwischt, und die Sterbende, die Tote liegt wieder allein da, und die Lebende steht nur wie im Dunkel, wie hinter einer Scheidewand“; Jean Paulisch jenseitsföchtig auch das Erinnerungsbild des toten Kindes:

„Lautes Lachen, lautes Gespräch ängstigten sie und machten sie still anschniegender. Der fallende Abend, die einbrechende Nacht nahmen ihr Zorn und Lust, Liebe und Vertrauen, schlichen mit dem Gefühl von Furcht in ihr kleines Herz. Dann war sie unendlich rührend, ihr Blick suchte fremde Welten, unaussprechliche Gedanken, er schien tief aus ihrer Seele in die Tiefen anderer Seelen zu tauchen.“

Krampfhaft steigern sich diese Schmerzhypertrophien in den Briefen über Hubers Tod: „und nun sah ich ihn doch sterben, seine Brust ist aufgeschnitten und seine Augen mit Erde gefüllt, es ist nun alles, alles zerstört an der Gestalt, die ich so liebte. Oft möchte ich in die Erde kriechen und ihn und Adele sehen, ob sie mich gar nicht mehr kennen.“

Und überaus charakteristisch und beweisend dafür, wie diese Trauervorstellungen durch ein künstlerisches Medium gehen, die Stelle: „Ich reite viel und weit, das that ich nie mit ihm. Dann bilde ich mir so ein Bild vom Leben, als gehöre alles hinein, auch das, daß ich da im Forst herum trabe —; ich Midas Tochter und Theseus Geliebte, ich eines Gottes Enkelin! steht im Liede; dann fühle ich dramatisch: nun noch ein Auftritt und noch einer und dann der letzte.“



Aus diesem Nebel aber wuchs sie, nur allein auf sich gestützt, zu reifster Lebenserkenntnis. Nicht in die Exaltation mehr verlor sie sich, ihr Blick erfaßte die Allseitigkeit des Seins. Die Alltäglichkeiten lernte sie ehren, im Kleinsten Ewiges sehen, mit nachdenklicher Liebe allen Lebenssachen anhangen. „Gieb acht auf die Gasse und sieh nach den Sternen“, die Wilhelm Raabesche Weisheit ist auch die ihrige geworden. Und wie Raabe-Kapitel lesen sich jetzt ihre Lebensstücke, in denen mit Empfindsamkeit und Phantasie starkes Wirklichkeitsgefühl sich eint.

Wie sie da in Glinzburg haust bei ihrem Schwiegersohn, hoch oben mit der Aussicht über Fluß und Wald, unten ein Teil der Stadt wie ein Maulwurfsnest; wie sie im Garten des Kapuzinerklosters, in dem Siegwart gelitten hat und gestorben ist, unter den Tannen sitzt und wie sie dann aus dem Eingespinnst der Träume still behaglich in die ruhame Krähwinkelerei des alten Nestes untertaucht, wo Böttcher und Schneider ihr zugethan sind, weil sie den Weibern im Kindbett half oder den Männern guten Rat gab, und wo sie „wohlbestellter Trostsprecher und Armendoktor aller Bauern“ ist; wie sie in tiefer Lebenssymbolik ihre Gegenwart ahnungsvoll sich vorstellt: „... ich unter einem halben Duzend Krähwinkelnotabeln eine würdige Frau Landesdirektionsrätin. — O das bunte Leben! Das kindische Leben auf Gräbern, die das Leben verschlangen und nun, nach einem höheren, unendlichen Leben deutend, das Leben zu einem Spiel machen, in dem man lächelt.“

Und Raabisch ist auch ihr Lebensabend in Augsburg, wo sie mit ihrer Tochter Therese, einem gealterten Mädchen, ein bescheiden-beschaulich „Alt-Jungfern-Wirtschaftl“ führt, „das immer ein bißchen nach alten Emigrierten schmeckt: Zierlichkeit in der strengen Beschränkung (der Nachtmahl von zwei Äpfeln und zwei Bisquits).“ Hier halten Haus mit ihr die Gestalten der Vergangenheit, und in langen Reihen steigen die Schatten auf aus den alten Briefen: „da las ich manches und erinnerte mich aller Schmerzen, von denen ich nun nicht mehr begreife, wie ich sie ertrug. Ich verbrannte die Briefe derer, die mir dankten, auch die mir abschlugen, — hier zählt sie nun niemand mehr, noch derer, die mich verwundeten.“

Und noch ein paar Jahre weiter (1828) sehen wir die „alte Madame“, wie sie sich ruhevoll bescheidend selbst nennt, von ihrem Bett aus die Welt betrachten, als „unabhängige, feste alte Frau“ ihr Treiben glossieren und voll Humor und Ausgeglichenheit den letzten Tag erwarten. Sie findet das Nichtausgehen sehr ökonomisch für die Toilette und meldet stillvergnügt: „Mir geht es ganz wie dem bourgeois gentilhomme — Verse mache ich nicht, aber ich bin erstaunt, eine praktische Philosophin zu sein.“

Am 15. Juni 1829 ist Therese Huber gestorben.

\* \* \*

Nach solchen Intimitäten und Menschlichkeiten wird es interessieren, einen Blick in die geistige Werkstatt dieser Frau zu werfen und zu versuchen, einen Eindruck zu gewinnen, was sie bedeutete und was ihres Wirkens Inhalt war.

Ihre Romane sind vergessen, der gerecht Licht und Schatten austeilende Walter dieses Nachlasses erkennt auch die Unpersönlichkeit und das sehr Tagesgeschmacksmäßige dieser belletristischen Produktion an.

Therese Hubers eigentliches Feld scheint das Gebiet litterarischer Charakteristik gewesen zu sein. Mit einem scharfen Blick für das Markante der Erscheinung verband sie die glänzende Fähigkeit präziser und dabei lebensprühender Formulierung, sie

hatte die Feinschmeckerei für Worte, die sinnfällige, assoziationsweckende Eindrücke schaffen. Temperamentvoll und erlebt sind alle ihre Bilder. Sie hatte die Ecken vor blasser Theorie und vagen Allgemeinheiten, und sie wünschte, wie Goethe, daß ihr mehr und mehr aus der bloßen Begrifflichkeit ein Anschauen gedeihe.

An ihren Pflegesohn Emil von Herder schrieb sie: „Zähle die Tage nach neuen Ideen ab, die du erwirbst, nach neuen Bildern, die du auffaßt, nach neuer Annäherung besserer Begriffe, neuer Überzeugung, was das Beste ist, und strenger Gewohnheit, zur Erreichung des Besten jeden Gedanken abzugewenden, und suche überhaupt einen Zweck deutlich zu wollen und zu dessen Erlangung alles zu thun; wenn wir das thäten, so fügte sich mehr Stein zu Stein zu einem festen Gebäude.“

Anschauliche Charakteristiken lassen sich aus ihren Briefen herauschneiden; wie leibhaftig stellt sie z. B. das Portrait des alten Miller hin: „dem sieht man vom Siegwart keinen Schimmer mehr an, er blüht wie eine Rose, läßt Gott einen guten Mann sein, geht alle Abende, die vom Münster sinken, ins Lamm, in den Bod, — ja, alle Tiere aus der Arche, wenn sie nur an Wirtshauschildern gemalt sind, durch und trinkt ein paar mäßige Schöppchen Wein, so recht ein Mann, um lang zu leben.“

Wie scharf erkennt ihr Takt das Unechte in Hauff, in dessen „Lichtenstein“ sie „Darstellung und manchmal Kostüm“ findet, „doch mehr Spott oder Karikatur, in der er die heutigen Menschen und ihre Individualität unter den Namen jener Ulmer und Württemberger schildert“.

Auch für Lebenssituationen und Zeitstimmungen und überhaupt für alle künstlerischen und menschlichen Erscheinungen weiß sie funkelnde Epigramme zu schleifen.

Der Bundestag erschien ihr „wie ein Kirchhof, der sich aufthat und einen alten Hofstaat aus den Gräbern steigen ließ“. Als sie aus der großen Welt in das kleine Göttingen wieder hineinblickt, da formuliert ihre Überlegenheit den Eindruck: „wie engt Sitte die lieben Herzen ein, wie umhüllen Gesichtspunkte, die sich nicht verrücken lassen, die braven Köpfe. Sie sehen das Weltall als kurfürstlich braunschweigisch-lüneburgische Hofräte und die Regierungsformen, ja Staaten- und Völkergeschichte als Wächter des heiligen Feuers der Georgia Augusta an, sie sprechen von der französischen Revolution wie von einem anziehenden Märchen aus Ferendib, wie aber der zehnte August vorüber, halten sie den Teufel für losgelassen“.

Auf Reisen faßt sie das Wesentliche scharf auf und konserviert den Eindruck mit der Frische der Impression. Ihre Reisebriefe aus Holland sind noch heut sehr lesbar in den flüchtig und sicher hingesehten Umrissen und den reichen Nuancen ihres Beobachtens. Wie hübsch ist es z. B., wenn sie von der holländischen Sprache meint, sie wäre „die alte Tante von unserem Deutsch, aus deren alten Kasten und Kisten wir uns bereichern und über uns selbst verständigen könnten“.

Diese Frau hat die Fähigkeiten, auf alles Besondere stark zu reagieren und dabei ohne Gebundenheit vielseitig zu begreifen. Sie ist Herrin ihres Geistes. Sie, deren starke Gefühls- und Phantasieemotionen wir auf- und abrollen sahen, hat das feinste Verstehen für die klare Härte, für das ungeschmückte „Sec“ der Gibbonschen Geschichtsauffassung. „Sein Scharfsinn, seine kühle Zusammenstellung ist unschätzbar.“ Und ein starkes Intelligenzvergnügen findet sie darin, daß in dieser unerbittlichen Auffassung „nichts Lappisches, nichts, was nur die Phantasie ergreift, nichts, was den Menschen außer der Erde, auf der er zum Himmel hinwandeln soll, hinaushebt, günstig aufgenommen wird“.

Und wie sie im Denken richtig ist, so auch im Fühlen und im Beurteilen von Gefühlsachen. Oft berührt uns das, was sie sagt, ganz modern. Ihre Worte über die effektvolle Ausbeute der Affekte durch die Schriftsteller: „es ist sonderbar, daß nicht nur der Student und die Frölen, welche dichtet, sondern auch der oft gebildete Leser sich von der Heftigkeit und der Tiefe einer Empfindung durch äußeres Toben rühren läßt, da doch dieses in unserer gesellschaftlichen Welt fast nie vorkommt“, sind ganz ähnlich dem Ausspruch Maeterlincks über die Alltagstragödie: „... aber unsere tragischen Dichter legen gleich den mittelmäßigen Malern, die in der Historienmalerei stecken geblieben sind, alle Anziehungskraft ihrer Werke in die dargestellte Fabel, und sie meinen, uns mit derselben Art von Handlungen zu unterhalten, welche die Barbaren erfreuten, denen Attentate, Mord und Verrat, die sie darstellen, geläufig waren — während doch der größte Teil unseres Lebens sich ohne Blut, Geschrei und Schwerter abspielt und die Thränen der Menschen still geworden sind, unsichtbar, fast geistig ...“

Solche weitschauenden Auffassungen befähigten diese Frau zur klugen, anregungsvollen Leiterin einer großen Revue. Cotta vertraute sie mit der Redaktion des Morgenblattes. Und sie hat in dieser Position fruchtbar originelle Ideen entwickelt und vor allem das betont, was uns für das moderne Essay als das Erstrebenswerte erscheint, temperamentvoll persönliches Sehn, möglich konzentriertes Sichhineinversetzen, echte Farbe und Licht und Lust um die Dinge.

Sie hatte den sehr produktiven Plan, der jedem Redakteur auch heut noch zur Ausmünzung dankbar erscheinen muß, neue Rezensionen alter Bücher zu bringen. Den Geschichtsschreibern der neueren Zeit empfahl sie, Privatkorrespondenzen zu lesen, um „den Standpunkt der Geister, die Ansichten kennen zu lernen, welche die Menschen damals von den Begebenheiten hatten, sowie die Form, in welcher manche Begebenheit damals im Privatleben dargestellt, aufgefaßt ward“. Und sie betonte die Wichtigkeit, „daß solche Brieffammlung in den Augenblick der Begebenheit versetze“ und man in ihr „von Datum zu Datum sich die Zeit bilden sieht“. Geschichte schreiben bedeutet ihr Geschichte erleben.

Diese geistige Arbeiterin, die an sich den Segen der Selbständigkeit erfahren, führte für diese nie einen geräuschvollen äußeren Kampf, sie befestigte sich still und energisch, von aufsehenerregendem Öffentlichkeitsstreiben hielt sie nichts. Über Beruf und Bestimmung der Frau hat sie, die ebensoviel Häuslichkeitstugend als Geist hatte, besonnen ohne leidenschaftliches Verallgemeinern ihre Meinung gesagt.

Sie verlangte wissenschaftliche Bildung für die Mädchen, damit sie nicht auf die Ehe ausschließlich angewiesen seien und sich im Leben ihren Platz erkämpfen könnten. In der Ehe aber sollte die Frau wahrhafte „Gesellin“, Mitarbeiterin des Mannes sein.

Den Umgang mit dieser vergessenen Gestalt, der man durch die Tiefen leidenschaftlichen Gefühls bis in die Höhen klarsten Erkennens folgt, ist voll stärkstem geistigen Reiz und giebt eine überreiche Ausbeute vielseitigster Menschlichkeit. Klar erkannte diese Fülle ihr Sohn, der die Welt dieser Briefe also charakterisierte: „Schwerlich dürfte die freilich so oft schmerzlich gefährliche und doch die edelsten Naturen bezeichnende Gabe idealer, ja poetisch-phantastischer und tief gefühlvoller Auffassung der Menschen und Dinge mit dem schärfsten, raschesten Blick für jede Realität, dem selbständigsten, ja kühnsten Urteil, dem schärfsten Witz und der mildesten Gesinnung sich in höherem Maße vereinigt finden.“ Wilhelm von Humboldt aber sagte:

„Die Huber ist durchaus die erste Frau, die ich kenne.“

# „Women and Economics“.

Eine neue Theorie der Frauenfrage.

Von

Helene Lange.

Nachdruck verboten.

**W**enn unter uns besondere Zustände herrschend sind, die ihren Ursprung in den dunkeln Zeiten haben, die vor der Geschichte, ja selbst vor einer Tradition liegen, Zustände, die sich in verschiedenem Grade unter allen Völkern der Erde erhalten haben und die auf das Individuum vom ersten Augenblick seiner Geburt an einwirken — dann würde es ein unbegreifliches Wunder sein, wenn man von solchen Zuständen noch besonders Notiz nähme. Unsere sexual-ökonomischen Beziehungen haben einen solchen Zustand geschaffen. Sie begannen in der frühesten Urzeit, und sie bestehen noch bei allen Völkern. Jeder Junge, jedes Mädchen wird in sie hineingeboren, in ihnen erzogen, hat in ihnen zu leben. Der Fortschritt der Welt vollzieht sich in dieser Richtung sehr langsam und in schmerzvollen Kämpfen — aber sie führen zu gutem Ende.“

Diese Stelle aus dem viel besprochenen Buch: „Women and Economics“ von Charlotte Perkins-Stetson<sup>1)</sup> muß man im Auge behalten, wenn man den oft so verblüffenden Gedankenfolgen der kühnen Amerikanerin Gerechtigkeit widerfahren lassen will. Aber möge man sich schließlich nach der Lektüre des Buches zu ihm stellen, wie man will — jedenfalls ist hier nach langer Zeit zum ersten Mal wieder etwas absolut Neues über die Frauenfrage gesagt, zum ersten Mal vielleicht eine aus ihren eigenen Voraussetzungen lückenlos entwickelte Theorie gegeben.

Um diese Voraussetzungen zuzugeben, muß man entschlossener Darwinist sein. Die Verfasserin greift über die primitiven Kulturzustände, bis zu denen hinauf John Stuart Mill und Bebel die Entwicklung der Frauenfrage verfolgten, hinüber in noch frühere Entwicklungsstadien. Sie findet dabei einen fundamentalen Unterschied zwischen dem genus homo und allen andern Tierarten: nur bei dem Menschen ist die Frau ökonomisch abhängig von dem Manne, wird sie von ihm ernährt. Bei allen Tiergattungen ist das Weibchen ebenso gut ausgerüstet für den Kampf ums Dasein wie sein männlicher Gefährte; es sucht sein Futter nicht nur für sich selbst, sondern auch für die Jungen. So vollzieht sich die natürliche Auslese bei den Weibchen ebenso wie bei den Männchen: nur die Starken bestehen den Kampf ums Dasein und vererben ihre Stärke ihren Jungen.

Ganz anders beim Weibe des Menschen. Seit ihrer Unterjochung durch den Mann, die mit der dämmernden Intelligenz, mit dem aufkeimenden Verständnis für die Unnehmlichkeiten des Sklavenhaltens erfolgte, hatte es für sie mit dem selbständigen Kampf ums Dasein ein Ende. Es galt für sie nicht mehr, ihre Kräfte zur Selbst-

<sup>1)</sup> Deutsch von Marie Stritt unter dem Titel: Mann und Weib. Leipzig. Heinrich Minden.



erhaltung zu üben, sondern nur noch diejenigen Eigenschaften zu entwickeln, die sie für den Mann anziehend machten, ihre Geschlechtseigentümlichkeiten, denn durch sie gewann sie — ein im Tierreich unerhörtes Verhältnis — nicht nur den Gatten, sondern auch zugleich den Unterhalt.

Das ist es, was Mrs. Perkins unter dem Begriff der sexual-ökonomischen Beziehungen zwischen Mann und Weib versteht.

Sie hatten zur Folge, daß — im Gegensatz zum ganzen Tierreich — bei dem Menschen die Frau die schmückenden Geschlechtscharaktere trägt. Während also bei allen Tieren die Geschlechtseigentümlichkeiten sich nur soweit entwickeln können, als sie ihre Träger zum Kampf ums Dasein nicht unfähig machen — der Schweiß des Pfaus kann nicht noch länger und prächtiger werden, weil er sonst dem Tier das Auffuchen seiner Nahrung und den Kampf mit seinen Feinden unmöglich machen würde — so bewirken die sexual-ökonomischen Beziehungen des Menschen, daß die Frau nur ihre Geschlechtseigentümlichkeiten entwickelt, eine Entwicklung, die durch Vererbung auf eine lange Generationenfolge zu einer unnatürlichen geschlechtlichen Belastung der Frau führen mußte.

Wie eine solche übermäßige Ausbildung bestimmter mit dem Geschlechtscharakter zusammenhängender Funktionen durch künstliche Verhältnisse herbeigeführt werden kann, beweist Mrs. Perkins an einigen drastischen Beispielen aus dem Leben der Haustiere. „Für unsern wirtschaftlichen Gebrauch,“ sagt sie, „haben wir nur die einzige Eigenschaft der Kuh, nämlich die, Milch zu produzieren, künstlich entwickelt.“ Während deshalb die wilde Kuh nicht mehr Milch produziert, als sie gebraucht, um ihre Jungen zu säugen, und im übrigen eine „leichte, starke, flinke, sehnige Kreatur“ ist, haben wir die Hauskuh zu einer „wandelnden Milchmaschine“ hrangezüchtet.

Die ausschließliche Bedeutung der Frau als Geschlechtswesen äußert sich sowohl in ihren körperlichen und seelischen Eigentümlichkeiten, als in der sozialen Einschätzung, die sie im Bewußtsein der Völker von jeher erfahren hat.

„In einer nach Tausenden zählenden ‚Sammlung der Sprichwörter aller Nationen‘ kann man zweierlei beobachten: zunächst, daß die auf die Frauen bezüglichen Sprichwörter eine verschwindende Minderheit gegen die auf die Männer bezüglichen bilden; sodann, daß die ersteren fast ausnahmslos von den Frauen im allgemeinen — von dem Geschlecht handeln. Die Sprichwörter über den Mann schildern Besonderheiten, spezialisieren, begrenzen, schränken ein. Es ist von dem ‚faulen Mann‘, dem ‚zornigen Mann‘, dem ‚Mann und der Flasche‘ u. s. w. die Rede. Besondere individuelle Eigenschaften werden dem Mann als Individuum beigelegt, als Geschlecht ist nur von ihm die Rede im Vergleich zur Frau, wie z. B. ‚ein Mann von Stroh ist soviel wert, wie eine Frau von Gold‘ oder ‚Männer sind Thaten, Frauen sind Worte‘, oder ‚der Mann, die Frau und der Teufel bilden drei Steigerungsgrade‘. Bei der Frau heißt es immer und ausschließlich ‚eine Frau‘, also einfach das Geschlecht, nie wird irgend eine individuelle Unterscheidung vorausgesetzt: ‚Es ist gerade so betäubend, eine Frau weinen, wie eine Gans barfuß gehen sehen‘. ‚Es ist eine ebenso schlüpfrige Sache, einen Al am Schwanz, wie eine Frau bei ihrem Wort zu fassen‘. ‚Eine Frau, ein Hühnerhund und ein Rußbaum — je mehr du sie schlägst, je besser werden sie‘. Hier und da wird wohl ein Unterschied zwischen einer ‚Blonden‘ und einer ‚Schwarzen‘ gemacht, und Salomonis ‚tugendfames Weib‘, die so hoch im Preise steht, kennen wir alle. Aber im Grunde ist es doch auch da immer nur ‚das Weib‘.

Die Prahlerei des Lasterhaften, daß er die ‚Weiber‘ kenne — die Klage des Abgewiesenen, daß ‚alle Weiber gleich sind‘ — die Übereinstimmung in der öffentlichen Meinung aller Zeiten und Völker, alles läuft darauf hinaus und beweist, daß die Geschlechtseigenschaften des Weibes stets vor ihren individuellen Eigenschaften, ja daß die ersteren überhaupt einzig und allein in Betracht kamen.“

Ein ebenso schlagender Beweis dafür, daß man die Kulturmission der Frau ausschließlich an ihr Geschlecht knüpft, ist auch die Thatsache, daß man sich gewöhnt hat, alle kulturellen Leistungen, die an sich mit dem Geschlecht nichts zu thun haben, wirtschaftliche Produktion und Güterverteilung, Künste und Gewerbe, Handel und Verkehr, Staatsleben und Religion, als männliche zu bezeichnen.

Die weitere Folge dieser Entwicklung ist die immer zunehmende Beschränkung der Frau auf das Haus, die in den schönen Sprichwörtern zum Ausdruck kommt: „Die Frau soll ihr Haus nur dreimal verlassen — wenn sie getauft wird, wenn sie heiratet und wenn man sie begräbt.“ „Die Frau, die Kage und der Ofen sollen nie aus dem Hause gehen.“ — Wir könnten diesen Blüten aus dem amerikanischen Sprichwörtertschatz noch viele deutsche Kuriosa hinzufügen; es genüge für diesmal der Ausspruch des Abraham a Santa Clara „Das Weib soll auf der Straße sein wie ein Fettauge auf einer Hospitalsuppe“.

„Die absolut sexhafte Frau und der weitumherschweifende Mann sind ausschließlich menschliche Erscheinungen, wenn wir von ganz niedern Lebensformen, wie etwa von gewissen Mottenarten absehen, deren Weibchen sich selten weiter als einige Fuß von der Larve bewegt. Sie hat nur rudimentäre Flügel, mit denen sie nicht fliegen kann, wartet demütig auf das geflügelte Männchen, legt ihre Mariaden Eier und stirbt — ein wundervolles Beispiel vollendeter geschlechtlicher Differenzierung.“

Wenn die Verengung des geistigen Horizontes der Frau, die ihre Behandlung als Geschlechtswesen notwendig nach sich ziehen mußte, sich nicht so glatt und vollständig vollzog, wie die Verhältnisse es hätten herbeiführen sollen, so ist daran nur der Umstand schuld, daß die „Vererbung nicht nach dem salischen Gesetz geht“, daß das Mädchen immer wieder vom Vater einen gewissen Prozentsatz allgemein menschlicher Neigungen, Eigenschaften und Entwicklungsmöglichkeiten erbt, die die Menschheit vor den letzten Konsequenzen dieses Prozesses bewahrt haben, die andererseits aber auch für die Frau selbst zu einer nie versiegenden Quelle bitterer Konflikte und harter Kämpfe geworden sind.

„Jede einzelne Frau, als Mensch geboren, mit dem vom Vater ererbten Drang nach Bethätigung ihrer menschlichen Fähigkeiten in den Andern, und zugleich als Weib geboren, unter der drückenden Last ihrer traditionellen Stellung, mußte in ihrer eignen Person den gleichen Prozeß der Unterwerfung, Unterdrückung, des Abschwörens ihrer allgemein menschlichen Natur durchmachen, wie ihr ganzes Geschlecht seit Tausenden von Jahren; für jede Einzelne erklang das schmerzliche ‚Nein‘, welches alle ihre menschlichen Triebe, zu lernen, zu schaffen, zu entdecken, sich auszusprechen, vorwärts zu kommen, ersticken sollte.“

\*

\*

Daß wir die Unnatur dieser Zustände nicht empfunden und erkannt, daß wir sie vielmehr zur Grundlage unserer sittlichen Anschauungen gemacht haben, ist nicht zu verwundern. Immerhin ist ein Gefühl ihrer Verkehrtheit noch in uns lebendig und kommt auch in einzelnen Fällen zum Ausdruck. So zum Beispiel in der Stellung

der Frau zur Ehe. Während die Ehe die „gottgewollte Sphäre“ der Frau ist, auf die ihre ganze Erziehung sie allein hinweist, so darf sie doch unter keinen Umständen sich merken lassen, daß sie nach der Ehe strebt. Weshalb? Weil man ein Gefühl dafür hat, daß für die Frau die Ehe ein Mittel zum Lebensunterhalt ist, aber „keine richtige ehrliche Anstellung, für die man seine Arbeit ohne sich zu schämen, anbieten kann, sondern ein Verhältnis, in dem der Unterhalt gewährleistet wird und erzwungen werden kann als Gegengabe für die Funktionen der Frau, für die Erfüllung der ‚Pflichten der Gattin und Mutter‘. Daher darf sich keine anständige Frau offen darum bemühen — nicht nur weil der natürliche weibliche Instinkt die Zurückhaltung, der natürliche männliche die Initiative gebietet, sondern auch, weil die Ehe für die Frau zugleich ihre Versorgung bedeutet. Es wäre vom wirtschaftlichen Standpunkt eine Bettelei, vom geschlechtlichen die umgekehrte Welt, wenn sie bei der Eheschließung als der werbende Teil auftreten würde. Man bedenke nun die offenbare Grausamkeit dieses Zustandes. Es ist ebenso natürlich bei der Frau wie beim Manne, sich ein gutes Auskommen zu wünschen; aber da ihr dies gute Auskommen nur auf demselben Weg wie ihre Liebe zugeführt werden kann, so ist es ihr sowohl mit Rücksicht auf ihre geschlechtliche Natur wie auf ihre Geschäftsehre versagt, darum zu werben. Daher die Millionen von Mißheiraten mit ‚Jrgend wen, guter Gott‘, daher die Millionen gebrochener Herzen, die das Leben an sich vorüberziehen lassen müssen, ohne ihm zuzurufen zu dürfen: ‚Halt, nimm mich mit!‘ Daher die vielen Tanten, ältlichen Schwestern und Töchter, die alleinstehenden Frauen auf Schritt und Tritt, die eine Last für ihre männlichen Verwandten wie für die Gesellschaft im allgemeinen sind. Das wird ja nun allerdings mit jedem Tage besser, aber nur durch den Fortschritt der Frauen in ihrer wirtschaftlichen Unabhängigkeit.“

Die Folgen der sexual-ökonomischen Beziehungen äußerten sich naturgemäß auch in der Entwicklung des Mannes. Die Möglichkeit, als der wirtschaftlich Herrschende auch auf geschlechtlichem Gebiet jeder Zeit fordern zu dürfen, hat auch bei ihm die Sexualität in anormaler Weise gesteigert.

Die traurige Folge ist — das gewerbliche Laster, die Prostitution.

Wir sind heute Gottlob über die Zeit hinaus, wo eine ehrbare Frau ihr Wissen um die damit bezeichneten furchtbaren Zustände verheimlichen mußte. Jede denkende Frau steht ihnen heut mit der Kraft des Entschlusses gegenüber, und wird den Ausführungen der Verfasserin über „das fürchterlichste System, die stets wachsende Nachfrage zu befriedigen“ (S. 86 ff.) über „das schwere Unrecht an der Rasse“, die „physische Unwahrheit“ außer und in der Ehe ihr ernstes Interesse nicht versagen.

Aber die unserer ganzen Kulturentwicklung zu Grunde liegende sexual-ökonomische Abhängigkeit der Frau würde nicht haben dauern können, wenn sie nicht für die Kultur ihre besondere Aufgabe gehabt hätte. Und diese Aufgabe war die Entwicklung des Gemeinheitsbewußtseins in der menschlichen Rasse. Alle sozialen Instinkte wurzeln in den Beziehungen zwischen Mutter und Kind. Als die Frau aufhörte, die Nahrung für sich und ihr Kind zu beschaffen, fiel dem Manne diese Aufgabe zu. Er wurde, wie Mrs. Perkins es so hübsch sagt, eine „männliche Mutter, in dieser eigentümlichen Stellung ein Unikum in der ganzen Schöpfung“. So trat er zum erstenmal in soziale Beziehungen, die nicht durch die Geschlechtsanziehung bestimmt waren. „Er mußte lernen zu lieben und außer sich noch für andere zu sorgen. Er mußte lernen zu arbeiten, zu dienen, Mensch unter Menschen zu sein.“ Diese Gefühle aber überwandten seine

primitiven, zerstörenden Instinkte und machten den Mann erst fähig, der Kulturträger zu werden, indem sie erhaltende Kräfte und Neigungen in ihm entwickelten.

So hätte die Frau das Jahrtausende alte Martyrium zu keinem geringen Ziel getragen. Die lange Periode der Unterdrückung ist der Preis, den die Frau für den civilisierten Mann zahlen mußte.

Jetzt aber muß diese wirtschaftliche Abhängigkeit der Frau ihr Ende erreichen, da ihr Nutzen für die Gesamtheit vorüber ist. Was sie in der Menschheit heranbilden sollte, das Gemeinheitsbewußtsein, die sozialen Instinkte, sind jetzt so weit entwickelt, daß sie nach jeder Richtung Bethätigung suchen. Die beiden großen Bewegungen, die jetzt das soziale Leben umgestalten wollen, die Frauenbewegung und die Arbeiterbewegung, sind das äußere Symptom für das soziale Bewußtsein, das das Abhängigkeitsverhältnis von Mensch zu Mensch, das absolute Dienen und das absolute Herrschen verurteilt.

\* \* \*

Hier wollen wir zunächst einmal Atem schöpfen.

Zweifelloß bedarf die von Mrs. Perkins entwickelte Theorie, die in ihren großen Strichen von manchen bedingenden Faktoren absteht, an vielen Punkten der Korrektur. Auch die theoretische Grundlage, auf der sie baut, ist nicht unbestreitbar und nicht unbestritten. Der Wert ihrer Ausführungen liegt für den Leser aber auch nicht darin, ein unanfechtbares philosophisches Dogma für seinen Glauben an die Frauenbewegung zu gewinnen. Er liegt vielmehr darin, daß er die konkreten Verhältnisse, die ihn umgeben, Verhältnisse, die er als natürlich, gegeben, unkorrigierbar zu betrachten pflegt, unter neuen Gesichtspunkten zu sehen und — zu kritisieren lernt.

Und über diesen konkreten Verhältnissen läßt Mrs. Perkins im zweiten Teil ihres Buches unbarmherzig ihren Scheinwerfer spielen, und enthüllt unter seinem grellen Licht, was von so weichen Schatten und Tönen umflossen lag.

Sie scheut sich auch nicht vor dem „Sakrileg“, mit kühler Kritik zu untersuchen, ob die heutige Mutter denn thatsächlich das verkörpere, was die Menschheit seit Jahrtausenden in den heiligen Begriff der Mutterschaft hineingelegt hat. Und sie findet, daß die heutige Mutter in physischer und psychischer Beziehung keineswegs diesem Ideal entspricht. Den Beweis dafür liefern ihre Kinder. Und der Grund dazu liegt in ihrer zu großen Differenziertheit, die zu physischer Schwäche und geistiger Inferiorität geführt hat. „Sie ist zu sehr Weib für eine vollkommene Mutterschaft.“

Die Verfasserin entwickelt nun, was physisch und geistig zur Erfüllung der Mutterpflichten in ihrer höchsten Bedeutung und Vollkommenheit gehört, und hat es dann leicht zu beweisen, daß die Frauen in die Ehe nichts von all diesen Eigenschaften und Fähigkeiten mitbringen. Wozu werden sie denn erzogen? „Sie werden dazu erzogen, das andre Geschlecht anzuziehen, um wirtschaftliche Vorteile zu erlangen, oder im besten Fall zu gegenseitiger Befriedigung, aber nicht zur Mutterschaft. Sie werden in vollständiger Unkenntnis ihrer angeblich vornehmsten Pflichten erzogen, ohne irgend etwas von denselben zu ahnen, bevor sie sie antreten. Das ist ungefähr ebenso, als wenn alle Männer zu Soldaten, die das Schicksal der Nationen in Händen haben, bestimmt wären, und kein Mann mit einem Wort über den Krieg oder den militärischen Dienst unterrichtet oder belehrt würde, ehe er das Schlachtfeld betritt.“

Ebenso mangelhaft wie die erziehlische findet Mrs. Perkins die hauswirtschaftliche Thätigkeit der Frau.



Ganz abgesehen von der niedrigen Stufe der Produktion, auf der ihre Kochkunst in ihrer Vereinzelung und bei ihrem immer wieder rein empirischen und dilettantischen Betrieb erhalten bleiben muß, hat sie sich nach einer sehr bedenklichen Seite hin entwickelt. Die sexual-ökonomische Abhängigkeit der Frau vom Manne ließ sie besonderen Wert darauf legen zu kochen, was ihm angenehm, nicht in erster Linie, was ihm zuträglich war. Mußte sie sich doch „durch den Magen in sein Herz“ hineinkochen. Was in dieser Richtung in der Familienküche an Sünden gegen die Hygiene begangen wird, wie die materiellen Instinkte zu freudiger Blüte entfaltet werden, das erfährt von Mrs. Perkins eine höchst amüsante, aber nichtsdestoweniger herbe Kritik. „Unsere allgemeine Ansicht geht dahin, daß wir Essen und Trinken dadurch veredelt haben, daß wir es mit der Liebe verbinden. Im Gegenteil aber haben wir unsere Liebe dadurch erniedrigt, daß wir sie mit Essen und Trinken verbunden haben, und was noch schlimmer ist, wir haben auch diese Vorgänge selbst dadurch erniedrigt.“

Wie sie so den Glauben an die Unfehlbarkeit der heutigen Mutter und Hausfrau zerstört, so entkleidet sie auch den geheiligten Begriff des Familienlebens seines Nimbus. Sie zeigt, wie viel Zwang und Verkümmern, wie viel Unnatur und Vergewaltigung in unserer Zeit der fortschreitenden Differenzierung den einzelnen angethan wird, um der Familie, als eine Art Kollektivkörper, eine gemeinsame Geschmacksrichtung aufzuzwingen, sie, wie das in früheren Zeiten ganz natürlich war, um die häusliche Herdflamme zu sammeln.

Alle Mißstände auf diesen Gebieten hängen nach Mrs. Perkins mit der ökonomischen Unselbstständigkeit der Frau zusammen, und können nur abgestellt werden, wenn die Frau ihre wirtschaftliche Unabhängigkeit erlangt.

Und nun baut Mrs. Perkins eine neue Welt auf. Die Vorbedingungen dazu sind: küchenlose Häuser, der gewerbliche Betrieb des Kochens, Reinigungsgeellschaften, die die Dienstboten entbehrlich machen sollen, Babyhorte u. s. w. In dieser neuen Welt bewegen sich die Menschen nach individuellem Belieben, jeder geht seinem Beruf nach, und die Familien werden nicht mehr durch das Tischtuch, sondern durch rein innere Beziehungen zusammengehalten.

Wenn nun auch Mrs. Perkins allen Einwänden geschickt zu begegnen weiß, wenn auch mancherlei Einrichtungen, besonders in England und Amerika, schon die ersten Etappen auf dem Wege bezeichnen, den sie führen will, so liegt doch in diesem Planen die schwächste Seite ihres Buches. Einmal, weil sie die Faktoren nicht voraussehen kann, die in näherer oder fernerer Zukunft die Gestaltung unseres äußeren Lebens bestimmen werden. Dann aber auch, weil sie in ihrem lebhaften Eintreten für die sich immer mehr differenzierenden Bedürfnisse des sensitiven modernen Menschen zu gering anschlägt, was für sittlich gestaltende Kräfte in dem oft herben Muß zwingender Familienbeziehungen liegen. Aber diesem Muß wird allerdings so häufig in nicht entschuldbarer, ja grausamer Weise das Wort geredet, daß man gern einmal einen Anwalt für die Opfer des Familienegoismus, die zumeist Frauen sind, zu Worte kommen hört.

Mrs. Perkins' Buch ist kein kanonisches Werk. Niemand wird darauf schwören. Aber es giebt einen starken Anstoß zum Nachdenken über Verhältnisse, die scheinbar über alle Anzweiflung erhaben waren. Eins ist gewiß, langweilen wird sich niemand bei der Lektüre, zumal die Übersetzerin dafür gesorgt hat, daß man sich der Täuschung hingeben kann, ein ursprünglich deutsch geschriebenes Buch zu lesen.



## Die Bedeutung des Erbbaurechtes für die Kommunalpolitik.

Von

Dr. W. Engel.

Nachdruck verboten.

Wenn man die letzten drei Jahrzehnte darauf hin untersucht, in welcher Weise die Beschäftigung mit den Fragen der Politik in den einzelnen Volkskreisen zugenommen hat, so läßt sich hier sicherlich von einem Fortschritt reden. Gewiß giebt es auch heut nicht wenige, die weder Neigung haben, sich mit der garstigen Politik abzugeben, noch den Mut, für ihre etwa vorhandene Anschauung einzutreten, andrerseits lassen sich unzählige finden, die sich nicht aus eigener Kraft zu einer politischen Anschauung durchringen können. Allein das Verständnis für die hier in Frage kommenden Faktoren und die Beschäftigung mit ihnen ist doch bedeutend gewachsen. Es ist daher für jeden Anhänger einer kräftigen Frauenbewegung sehr erfreulich zu sehen, daß die Frauen die Bedeutung der Politik für ihre Bewegung immer klarer erkennen und bei allen ihren Handlungen mit ihr zu rechnen beginnen. Weniger erfreulich aber ist der Umstand, daß die politische Stellung ausschlaggebend geworden ist auf Gebieten, die mit der weiteren Politik nichts oder doch nur wenig zu thun haben. Man denke nur an viele Fragen der kommunalen Wirksamkeit. Man sollte doch meinen, daß eine Gemeindevertretung in erster Linie ihre Aufgabe in der Sorge für das Wohl aller Gemeindemitglieder sähe, vor allem der Armsten und Elenden; man sollte meinen, daß wenigstens hier die einseitige Interessenthätigkeit aufhören müsse; man sollte schließlich doch annehmen können, daß nur solche Männer in die Gemeindevertretung gewählt werden dürften, die ihre Fähigkeit auf kommunalem Gebiete ersichtlich nachgewiesen hatten oder wenigstens ein eifriges Studium und ein Verständnis für die hier in Frage kommenden Faktoren. Allein weit gefehlt! In fast allen Fällen heißt es: Bist du auch ein richtiger Freisinniger, oder ein echter Sozialdemokrat, oder ein treuer Konservativer u. dgl.? Falls nicht, so bedauern wir, auf deine Kenntnisse und Fähigkeiten verzichten zu müssen. — Lächerlich! als ob die Zugehörigkeit zu einer bestimmten Partei der Weisheit Born wäre, aus dem man nur zu schöpfen brauchte. Wir haben in unseren Gemeinden diese Verkenntung der kommunalen Aufgaben bereits schwer büßen müssen; man denke nur an Berlin mit seiner Verschleuderung von Betrieben monopolistischen Charakters. Es wird eine Hauptaufgabe der nächsten Zeiten werden, die Thätigkeit der Gemeindeangehörigen unabhängig zu machen von ihrer parteipolitischen Stellung. Vor allem gilt es, durch richtige Reformen von innen heraus ein sattes und gesundes Volk zu schaffen; dies wird sich dann schon die ihm adäquate Stellung im politischen Leben erringen.

Die Behandlung dieser Zustände in einer Zeitschrift, die die Interessen der Frau vertritt, hat ihre besondere Berechtigung. Es kommt darauf an, unter den Frauen die Erkenntnis zu verbreiten, daß eine Mitarbeit auf kommunalem Gebiete für sie eine außerordentliche Bedeutung hat, für Gegenwart und Zukunft. Es seien nur zwei Gründe dafür erwähnt. Es kann keinem Zweifel unterliegen, daß die Frauen, ledige wie verheiratete, selbständige wie unselbständige, unter der heutigen kommunalen Miswirtschaft schwer zu leiden haben, oft mehr als die Männer. Man denke nur an die Boden- und Wohnungsfrage, deren Lösung in erster Linie wohl der Gemeinde obliegt. Jede Steigerung des Mietzinses bringt notwendig eine Einschränkung der Konsumtion

mit sich. Wie viele Lehrerinnen müssen nicht allein circa  $\frac{1}{3}$  ihres Gehaltes hingeben, um sich eine leidlich standesgemäße Wohnung zu verschaffen; wie viel Heimarbeiterinnen müssen nicht noch einen bedeutend höheren Tribut entrichten. Nicht anders steht es mit der verheirateten Frau. Steigt der Mietszins bei gleichbleibendem Lohne des Mannes, so fällt vor allem ihr die Aufgabe zu, mit geringeren Mitteln als bisher des Leibes Notdurft und Nahrung für die Ihrigen zu beschaffen; und wenn es trotz aller Anstrengungen nicht gelingen will, dann bleibt nichts übrig, als die Frau noch mehr als bisher mit Fabrikarbeit und Heimarbeit zu belasten. Mehr Angebot von Arbeitskraft und schlechte Konjunktur — die Folge ist weitere Herabdrückung des Lohnes! Auf diesen Zusammenhang ist schon so oft hingewiesen worden, daß sich weitere Ausführungen erübrigen. Aber die Kommunalfrage hat noch eine Bedeutung für die Frauen in einer ganz andern Richtung. Wenn nicht alles trügt, so werden auch bei uns die Frauen in dem Kampf um die Erringung der politischen Macht ihre Fähigkeiten und Kräfte zuerst innerhalb des kleineren Kreises der Gemeinde betätigen müssen. Ein Blick auf Amerika, auf das municipale Wahlrecht der Frauen in England, auf den jüngsten Erfolg der Frauen in Norwegen giebt einen historischen Beleg hierfür. Haben die Frauen sich aber auf diesem Gebiet bewährt und praktische Erfolge zu verzeichnen, so werden sie eine wirksame Waffe erhalten, ihre Ansprüche auf die politische Macht in ihrem ganzen Umfang durchzusetzen. Die politischen Parteien müssen gezwungen werden, mit den Frauen zu rechnen, bei all ihren Schritten. Zwingen aber kann im politischen Leben nur, wer eine Macht hinter sich hat, wer einen großen Einfluß in die Waagschale werfen kann. Von einem „Versuchsfeld für Frauenstimmrecht“ zu reden, wie die Kölnische Zeitung neulich gethan hat, ist thöricht. Ganz abgesehen von den Erfolgen der Frauen im Ausland werden sich die Frauen vor unüberlegten Experimenten auf diesem Gebiete hüten; sie hätten die üblen Folgen bald am eigenen Leibe zu spüren.

Die bisherigen Ausführungen laufen darauf hinaus, die Frauen zur Mitarbeit bei kommunalen Fragen anzuregen. Wer aber ersprießlich mitarbeiten will, muß das Gebiet seiner Thätigkeit auch kennen. Die folgenden Darlegungen sollen daher der Behandlung einer kommunalen Frage dienen, die für die Finanzkraft der Gemeinden wie für ihre Boden- und Wohnungspolitik von gleich maßgebender Bedeutung ist.

Es ist eins der unerfreulichsten Zeichen in der Geschichte unserer Gemeinden, daß die meisten die Quelle ihres Reichtums, den Grund und Boden, so gut wie ganz aus der Hand gegeben haben. Und doch war gerade hier Recht und Möglichkeit vorhanden, sich kapitalträchtig zu erhalten. Bei der Unmöglichkeit, den uns von der Natur nur im fest begrenzten Umfang gegebenen Boden beliebig zu vermehren, mußte die durch das Anwachsen des Volkes und jeden Kulturfortschritt entstehende Nachfrage nach Grund und Boden ohne weiteres ein sicheres Steigen der Bodenpreise herbeiführen. Diese Steigerung kam und kommt noch heut nur den Bodeneigentümern zu gute, nicht der Gesamtheit der Gemeindegengenossen, die sie doch herbeiführte; ja für diese wird sie gradezu unheilvoll, da sie bei so rapide steigendem Bodenwert auch in gleichem Verhältnis höhere Mieten zahlen müssen. Und es ist doch nur ein Postulat der Gerechtigkeit, daß der Gesamtheit die von ihr geschaffenen Werte zu gute kommen und nicht zum Nachteil der Genossen ausschlagen. Ich verweise in dieser Beziehung auf die Ausführungen, die Hr. Wolff in der Märznummer dieser Zeitschrift S. 326—29 gemacht hat. Die finanzielle Bedeutung des Gemeindegrundeigentums zeigt sich klar bei den deutschen Gemeinden, die noch solch Eigentum haben: sie sind zumeist im Stande, auf die Besteuerung ihrer Mitglieder zu verzichten, ja oft zahlen sie den Bürgern noch etwas heraus. Das ist ein Mahnruf an alle Gemeinden, keinen Fuß breit Landes der Privatspekulation zu überliefern, sondern ihren Bodenbesitz planmäßig zu vermehren. Und andererseits: Eine Lösung der Boden- und Wohnungsfrage in den Städten ist nur in der Richtung möglich, daß man die Baupespekulation möglichst vernichtet und den Grundstückschacher zu treffen sucht. Das liegt im Interesse des Gemeindegengenossen nicht minder wie in dem des soliden Hausbesizers. Es erwächst gerade für die Gemeinden mit Gemeindeeigentum die Pflicht, denen, die bauen wollen, billiges Land zur Verfügung zu stellen, vor allem den Baugenossenschaften; andererseits aber darauf



bedacht zu sein, ihren Bodenbesitz nicht zu verringern und der Gemeinde einen Anteil an der künftigen Bodensteigerung, wenn nicht die ganze Steigerung, zu verschaffen.

Das neue Bürgerliche Gesetzbuch bietet nun eine Rechtsform, die geeignet ist, eine Durchführung dieser Forderungen zu sichern: nämlich durch das in den §§ 1012 bis 1017 behandelte Erbbaurecht. Wie aus den folgenden Darlegungen ersichtlich werden wird, gestattet dies Rechtsinstitut eine differente Behandlung des Bodens und des Gebäudes. In Deutschland hat leider die Anschauung so feste Wurzeln gefaßt, daß der Boden, das Werk der Natur, und das Gebäude, das Werk von Menschenhand, ein unteilbares Ganzes bilden und daher einheitlich zu behandeln seien. Der Umfang dieser Arbeit gestattet nicht, die historische Ursache und Entwicklung dieser Anschauung hier zu erörtern und zu zeigen, daß diese Einheitlichkeit der Behandlung gar keine ursprüngliche ist, sondern vielmehr erst das Produkt eines eigenartigen historischen Prozesses bildet, der besonders durch den Einfluß des römischen Rechtes nach seiner Rezeption in Deutschland in seine jetzige Richtung gelenkt worden ist. Doch dieser Hinweis muß genügen. Gehen wir nun sogleich auf die materielle Seite des Rechtsinstitutes ein.

Das Erbbaurecht ist nach § 1012 B. G. B. das veräußerliche und vererbliche Recht, auf oder unter der Oberfläche eines fremden Grundstückes ein Bauwerk zu haben. Es giebt hier also zwei Berechtigte: den Eigentümer des Bodens und den, der das Recht am Bauwerk besitzt, den Erbbauberechtigten. Was das Eigentum am Gebäude betrifft, so sind hier zwei Möglichkeiten vorhanden: Entweder Boden und Gebäude gehören dem Grundeigentümer oder es gehört ihm nur der Boden, und der Erbbauberechtigte erhält ihn für bestimmte Zeit überlassen mit der Verpflichtung, ein Gebäude darauf zu errichten. Um diesen zweiten Fall kann es sich für die Gemeinden momentan nur handeln. Dann gestalten sich die Rechtsverhältnisse zwischen den Kontrahenten folgendermaßen: Die Gemeinde giebt ihrem Vertragsgegner ein Stück ihr gehörigen Landes zu Erbbaurecht. Dieser hat, da das Eigentum am Boden der Gemeinde verbleibt, keinen Kaufpreis dafür zu entrichten, sondern nur einen jährlichen Zins von 2—3 Prozent des Wertes. Dieser wird durch beiderseitige Taxatoren festgestellt. Der Erbbauberechtigte kann nun seine ganze finanzielle Kraft auf die Herstellung des Gebäudes verwenden. Aber selbst, wenn er nicht über genügendes Kapital zum Bauen verfügt, wird es ihm nicht schwer werden, sich hinreichende Mittel zu verschaffen. Denn da er, mit Ausnahme des unbeschränkten Eigentums am Boden, im übrigen dem heutigen Eigentümer völlig gleich steht, so hat er die Möglichkeit, eine Baugelderhypothek aufzunehmen. Für das Erbbaurecht wird dann im Grundbuch, in dem alle Grundstücke verzeichnet stehen, ein besonderes Blatt angelegt und die Hypothek hier eingetragen. Diese ist bei weitem nicht so gefährdet, wie so manche Hypotheken heut es sind. Denn der Wert des Gebäudes läßt sich stets sicher feststellen; eine derartige Überlastung des Bodens, wie sie heut gang und gäbe, ist bei Gebäuden allein in ähnlicher Weise völlig ausgeschlossen. Zudem ist der Hypothekengläubiger noch dadurch gesichert, daß ihm außer dem Gebäude auch noch das Nutzungsrecht am Boden haftet. Er hat also wenig bei dieser Hingabe des Baugeldes zu riskieren; deswegen wird die Beschaffung von Kapital auch gar nicht so schwer in der Praxis sein. So hat z. B. die Versicherungsanstalt Cassel der Aktien-Gesellschaft für kleine Wohnungen in Frankfurt a. M., die 32 500 Quadratmeter zur Herstellung von 105 Wohnhäusern zu Erbbaurecht übernommen hat, eine Hypothek von 500 000 Mark mit einer Amortisation in 80 Jahren gegeben, für welche Zeit auch das Erbbaurecht besteht. Hier zahlt die Hypothekenschuldnerin außer der gewöhnlichen Verzinsung des Baugeldes noch eine Amortisationsquote von  $\frac{2}{3}$  bis  $\frac{1}{2}$  Prozent zur Tilgung der Hauptschuld, so daß mit Ablauf des Erbbauvertrages zugleich auch die Hypothek erlischt. In der Praxis wird das Erbbaurecht meist auf 60 bis 90 Jahre verliehen. Außerdem hat die Gemeinde die Möglichkeit, sich schon während des Bestehens des Vertrages einen Anteil an dem steigenden Wert des Bodens zu sichern. Es kann nämlich vereinbart werden, daß in bestimmten Perioden

eine Neueinschätzung des Bodens stattfinden solle, um den inzwischen entstandenen Mehrwert festzustellen. Dann ist für die nächste Periode — gewöhnlich wohl 10, 15 oder 20 Jahre umfassend — der vereinbarte Zins von der neu gefundenen Summe zu zahlen. Die Regelung kann auch so getroffen werden, daß beim Übergang des Erbbaurechtes in andre Hand innerhalb der Vertragszeit eine Neueinschätzung stattfinden habe. Bezüglich der Zahlung des Bodenzinses kann sich die Gemeinde ihren Anspruch völlig sichern und unabhängig von einer bestimmten Person gestalten. Sie kann nämlich auf dem für das Grundstück im Grundbuch existierenden Blatt die Verpflichtung eintragen lassen, daß nicht der erste Erbbauberechtigte während der ganzen Vertragszeit, sondern der jedesmalige Inhaber des Erbbaurechtes den jährlichen Zins zu zahlen habe. So kann der Erbbauberechtigte, ohne Gefährdung der Gemeinde, mit seinem Rechte schalten und walten, wie er will. Und da er, abgesehen von der zeitlichen Begrenzung seiner Rechte alle Vorteile eines Eigentümers hat, so darf er auch den Unternehmergewinn behalten, den er durch Vermieten der Räumlichkeiten und durch Ausnutzung des Erbbaurechtes erzielt, und es wäre völlig verkehrt, ihm diesen Lohn seiner Thätigkeit zu schmälern. Daraus erwächst auch für den Mieter keine Gefahr; er ist vor einer willkürlichen und rigorosen Ausbeutung seitens des Erbbauberechtigten gesichert. Denn, wenn er weiß, daß der von ihm bezahlte Mietzins zu hoch ist, so hat er ja jederzeit die Möglichkeit, sich von der Gemeinde Land zu Erbbaurecht geben zu lassen und sich passende, gesunde und schöne Räumlichkeiten billiger herzustellen, als wenn er zu Miete wohnen würde. Daher ist es auch gänzlich verkehrt, der Gemeinde eine Kontrolle oder eine Mitwirkung bei der Festsetzung von Mieten vorzubehalten, denn dadurch wird es der Privatthätigkeit fast unmöglich, das Erbbaurecht zu benutzen; diese aber ist, wenigstens vorläufig, gar nicht zu entbehren.

Fassen wir das bisher Gesagte zusammen, so ergeben sich folgende Vorzüge für den Erbbauberechtigten:

1. Er braucht keinen Kaufpreis für den Boden zu zahlen und kann seine Mittel ausschließlich zur Herstellung des Gebäudes verwenden.
2. Er kann, anders als ein bloßer Pächter, zur Errichtung des Gebäudes eine Baugelderhypothek aufnehmen.
3. Er kann nicht ein derartiger Spielball in der Hand seiner Hypothekengläubiger werden, wie es heut so viele Strohmänner von Eigentümern sind.

Für die Gemeinde entstehen folgende Vorteile:

1. Sie vernichtet die wucherische Spekulation mit dem Boden, da niemand durch künstliche Manipulationen verteuertes Land kaufen wird, wenn er für billigeres Geld sich Boden verschaffen kann.
2. Sie behält vor allem das Eigentum am Boden.
3. Sie sichert sich für die Zukunft die voraussichtlich eintretende natürliche Wertsteigerung.
4. Sie kann die ihr zufließenden Mehreinnahmen zur Entlastung aller Steuerpflichtigen benutzen.
5. Sie ist der Herstellung und Verwaltung der Häuser enthoben und vernichtet trotzdem die Wohnungsnot; sie spart also Zeit, Arbeit und Geld.

Dies wäre das Allernotwendigste, was in einem kurzen Umriss über Wesen und Inhalt des Erbbaurechtes zu sagen wäre. Wichtig ist nun noch, mit ein paar Strichen die Rechtsverhältnisse anzudeuten, die bei Beendigung des Erbbaurechtes entstehen können. Es giebt hier zwei Wege: Entweder wird vertragsmäßig bestimmt, daß nach Beendigung des Erbbaurechtes das auf dem Boden errichtete Gebäude unentgeltlich an den Grundeigentümer fallen soll — eine derartige Vereinbarung ist z. B. in Frankfurt a. M. getroffen worden — oder der Erbbauberechtigte erhält für den Eigentumsübergang des Gebäudes auf die Gemeinde eine bestimmte Entschädigung, wie dies z. B. in Halle bestimmt worden ist. Aus praktischen Rücksichten wird es sich für beide Kontrahenten empfehlen, diesen zweiten Weg einzuschlagen. Denn dann ist einmal

der Erbbauberechtigte selbst interessiert, sein Gebäude in einem möglichst guten Zustande zu erhalten, da er, außer der Annehmlichkeit für ihn selbst, in einem solchen Hause zu wohnen, einen höheren Mietzins beanspruchen kann, außerdem aber nach der Beendigung des Vertragsverhältnisses eine höhere Entschädigung erhalten wird. Andererseits ist die Gemeinde davor so gut wie sicher, etwa baufällige Gebäude zu erhalten. Diese Regelung ist auch deswegen um so vorteilhafter, weil sie dem Erbbauberechtigten die Beschaffung der Baugeldhypothek erleichtert. Denn der Hypothekengläubiger hat hier außer der Beruhigung, daß der Wert des Objektes während der Vertragszeit im allgemeinen keine Minderung erfährt, noch die Gewißheit, daß ihm die Abschätzungssumme, die der Erbbauberechtigte vom Grundeigentümer erhält, als Sicherheit verbleibt; er ist also denkbar günstig gestellt.

Es ist klar, daß das Erbbaurecht in erster Linie von großer praktischer Tragweite für diejenigen Gemeinden ist, die noch über Gemeindegrundeigentum verfügen. Es sind dies in Deutschland eine ganze Reihe; es sei nur Görlich erwähnt, das über eine der Gemeinde gehörige Fläche von 30 851 ha verfügt, die der Gemeindekasse vor einigen Jahren allein 660 560 Mark zuführte. Manche Leserinnen und Leser werden aber die praktische Verwendbarkeit des Rechtsinstitutes für die Gemeinden leugnen, die kein Gemeindegrundeigentum mehr besitzen. Dagegen ist jedoch zu sagen, daß für solche Gemeinden die ernste Pflicht besteht, den von ihnen veräußerten Grundbesitz wieder zurückzugewinnen. Die lokalen Verhältnisse werden kaum irgendwo die Gemeinde daran hindern. Die Mittel aber dazu können, ohne irgendwelche neue Belastung der ehrlichen Arbeit der Gemeindeglieder, durch eine gerechte Bodenbesteuerung gewonnen werden, indem die Gemeinden sich zur Einführung einer geeigneten Umsatzsteuer bei jedem Verkauf von Grund und Boden und zu einer richtigen Behandlung der Bauplatzsteuer verstehen, vor allem aber dadurch, daß sie sich einen Anteil an der von der Gesamtheit geschaffenen Steigerung des Bodenwertes durch eine Zuwachsteuer verschaffen.

Der Rahmen dieser Arbeit gestattet nicht, die vielen angeregten Faktoren näher zu würdigen; es muß an einer flüchtigen Andeutung genügen. Doch nicht um Utopisterei handelt es sich bei diesen Fragen, wie vielleicht mancher denkt. Denn schon haben deutsche Städte die oben aufgestellten Forderungen mit bestem Erfolge durchgeführt, schon hat die deutsche Regierung in Mautschou eine Besteuerung des Bodens in dem hier behandelten Sinn verwirklicht, zur Zufriedenheit aller Parteien, allein zum Jammer der Spekulanten.<sup>1)</sup> Es unterliegt keinem Zweifel, daß es sich hier um Fragen handelt, mit denen sich jede am öffentlichen Leben teilnehmende Persönlichkeit in der nächsten Zeit wird befassen müssen. Und ich möchte diese Darlegung nicht beenden, ohne den schon im Anfang angeführten Gedanken noch einmal scharf zu betonen. In der Gemeindeverwaltung sind noch sozialpolitische Fragen von größter Bedeutung zu lösen; hier ist eine Unterstützung seitens der deutschen Frauen ebenso wünschenswert im Interesse der Sache selbst, wie vorteilhaft für die Frauen. Sie müssen alles daran setzen, sich bewußt auf einem Gebiete Eingang zu verschaffen, wo ihre Arbeit, ganz abgesehen von dem inneren Wert, von dem erreichten Erfolg, von der Besserung der eigenen materiellen Lage, vor allem auch für den Kampf um die Erlangung der politischen Rechte von großer Bedeutung sein wird.

<sup>1)</sup> Wer sich eine gründliche Kenntnis der ganzen Materie verschaffen will, wende sich an den „Bund der deutschen Bodentreformer“ (Vorsitzender A. Damaschke, Berlin, Ardena-Platz 8), bei dem auch eine besondere Frauengruppe existiert.



# Die Pfadfinderin.

Novelle

III

T. Bukenhardt.

Nachdruck verboten.

Schon fünf Minuten über sechs Uhr! Die Herren waren beide pünktlich gekommen und saßen jetzt Eva gegenüber in dem großen, niederen Salon, der im ersten Stock die ganze Tiefe des Hauses einnahm, so daß hinten und vorn die Bäume hereinschauten.

Noch fünf Minuten, — da ging die Glocke, und gleich darauf trat schnellen Schrittes der Hausherr ein. Er entschuldigte sich angelegentlich bei dem älteren der Gäste, einem berühmten Archäologen, gleich ihm selber, und nickte dem jungen Privatdozenten nur freundlich zu. Dann erschien Kunigunde, genannt Kuni, das Kindermädchen, in steifgestärktem, schlechtgeplättetem, rosa Kattunkleid und schief sitzendem Häubchen und meldete, daß angerichtet sei. Der ältere Herr bot Eva den Arm und machte lobende Bemerkungen über die angenehme Größe des Speisezimmers. Er dachte dabei: „Na, der gute Berg hätte auch was besseres thun können, als sich hier so weit draußen anzusiedeln! 1,50 Mark für die Droschke! Und das altmodische Haus in dem unordentlichen Garten! Es soll lange nicht bewohnt gewesen sein. Ist kein Wunder! Die junge Frau, — sie soll sehr hübsch und etwas dumm sein. Das letztere stimmt jedenfalls, sonst hätte sie verstanden, ihre Wohnung behaglicher einzurichten. Scheint übrigens das reine Kind. Und Berg ist doch an die Vierzig, — wenn nicht schon darüber hinaus. Hat sich durch das hübsche Lärchen blenden lassen. Denn Geld,“ — er sah auf die Hände seiner Nachbarin, — sie trug nur ihren Trauring, — „denn Geld hat sie jedenfalls nicht. Man muß doch sehr vorsichtig sein!“ — Der berühmte Archäologe war sechzig Jahre alt, häßlich wie die Nacht, aber

noch immer „sehr vorsichtig“, und in steter Sorge, daß man es auf seine Freiheit abgesehen haben könnte. Während er nach diesem innerlichen Selbstgespräch die Etiquetten der auf dem Buffett stehenden Weinflaschen las und resigniert, aber doch einigermaßen beruhigt, das weitere erwartete, fragte er angelegentlich nach den Kindern des Hauses. Eva entgegnete, während ein sonniges Lächeln über ihr liebliches Kindergezicht ging, daß Frank für seine vier Jahre ein großer, kräftiger Bub sei, daß aber der kleine ein und einvierteljährige Paul, genannt Pud, gar nicht ordentlich wachse, und immer so kurz und dick bleibe, auch noch nicht laufen könne. Und dann blickte sie ängstlich nach der Thür, durch die eben Kuni mit der Suppe hereintrat. Mit Entsetzen sah sie, daß Kuni, allen Ermahnungen zum Troß, ihre Schürze nun doch mit Stecknadeln festgesteckt hatte. Eine sah sogar lose! Wenn sie nur nicht hineinfiele in die Suppe!

Der Gast fragte nach dem Garten: Ob sie ihn viel benutze? Er schiene groß zu sein? Und Eva erwiderte, ängstlich auf die Stecknadel blickend, während sie die Suppe aufgab, daß ihr Mann das Besitztum, das eigentlich viel zu groß für sie sei, gemietet hätte, damit die Kinder die schöne Waldluft hier draußen genießen könnten; auch sei er, der sonst zu viel säße, dadurch gezwungen, etwas mehr zu gehen. Ihm sei der Garten in seiner Verwilderung gerade recht.

Ob der Haushalt nicht sehr unbequem wäre, fragte der jüngere Herr. Eva bejahte, während der ältere sich an seinen Gastgeber wandte: „Der Droschenkutscher fragte, ob er mich nach dem verwünschten Hause fahren



solle? Er sagte, das Haus kenne jeder unter dem Namen. Das ist, — hm, das ist ja sehr interessant!"

Professor Berg lächelte spöttisch, — offenbar nicht angenehm berührt. „Es gehörte allerdings einiger Mut dazu, es zu mieten," entgegnete er, „nicht wegen des dummen Geredes, aber wegen des Hauswirts. Derlei ist immer unangenehm. Ich habe das auch nicht gewußt. Jetzt bin ich schon oft gefragt worden: „Wohnen Sie in dem Hause?" Und das Haus kann doch nichts dafür! — —"

„Was ist denn passiert?"

Eva sah zaghaft auf ihren Mann. Sie wußte, daß er nur ungern, und jetzt wohl nur aus Höflichkeit gegen seinen Gast, über die Sache sprach.

„Ach, der Hauswirt, der ein widertwärtiger Kerl ist, hatte eine Frau. Die starb aus irgend einem unbekannten Grunde, und das Volk hier herum machte Lärm und behauptete, sie sei keines natürlichen Todes gestorben. Das gab natürlich eine Skandalgeschichte, halb Uhlenkamp, — das Fischerdorf unten meine ich, von dem unsere kleine Villenkolonie den Namen hat, — wurde als Zeuge geladen."

„Run?" — —

„Man hat ihm nichts beweisen können. Natürlich hatte er selbst aber genug von dem Hause hier. Er ließ den ganzen Hausrat versteigern. Die Frau soll drei große Kleiderschränke hinterlassen haben." —

„Mit vierunddreißig Kleidern darin," warf Eva lächelnd ein.

„Leider hat er die Motten nicht mit versteigern lassen. Die sind das Beunruhigende an der ganzen Sache. Sonst ist das Besitztum ganz nett und sehr preiswert, denn der Wirt mußte erheblich mit dem Preis heruntergehen, weil niemand es mieten wollte. Ich habe das kleine Zimmer, wo die Verstorbene sich aufgehalten, — nebenbei gesagt, soll sie sich immer eingeriegelt und die ganze Nacht Licht gebrannt haben aus Furcht vor ihrem Mann — — —"

„Muß ja ein liebenswürdiger Ehegatte gewesen sein!"

„Das kleine Zimmer habe ich mit Urväter Hausrat vollgestopft, das heißt vorwiegend

mit Büchern, die noch von meinem Großvater und meinem Vater stammen. Da kann sich ja die gute Frau, wenn sie da „spukt", wie die Leute sagen, mit Voltaire oder Friedrich dem Großen unterhalten, — wenn ihre Bildung dazu reicht, was ich bezweifle." —

„Und wenn die aufgeklärten Herren sich so weit herablassen. Hat sich denn die Dame, — wie hieß sie?"

„Raspelmann."

„Hat sich denn die Frau Raspelmann Ihnen noch nicht vorgestellt?"

„Nein. Das kann sie auch bleiben lassen. Ich habe kein Mitleid mit Frauen, die sich ihr Leben lang schlecht behandeln lassen und dafür nach dem Tode mit ihren Ketten rasseln. Wenn sie sich zu Lebzeiten nicht herausgewagt hat aus ihrem Schlupfwinkel da hinten, wird sie auch wohl jetzt dort bleiben. Übrigens spukt's in jeder Bibliothek mehr oder weniger."

„Wie meinen Sie das?"

„Run, ich denke mir die Gespenster als Leute, die rechtlos und unbescheiden sich eindringen, wo sie nicht hingehören. Und in jeder Bibliothek spuken solche Geister. Widerlegte, überlebte Anschauungen, die nicht mehr das Recht des Lebenden haben, ängstigen von dort aus die Seelen derer, die abergläubisch das gedruckte Wort verehren. In den Bibliotheken der Sozialdemokraten, in den Volksbibliotheken z. B. treiben diese Geister jetzt ihren Unfug."

Der Privatdozent, der den letzten Hieb auf eine Richtung, mit der er bedenklich liebäugelte, gern pariert hätte, fand es doch klüger, die junge Wirtin zu fragen, ob das Haus nicht zugig sei, es stehe so frei.

Eva gab zu, daß es bei heftigem Wind oft schwer zu heizen sei. „Dafür habe ich im Sommer auch wieder die Annehmlichkeit, die Kinder stets unter Augen zu haben," sagte sie. „Aus irgend einem Fenster kann ich sie immer sehen, wenn sie im Garten sind." —

Unwillkürlich blickten alle bei den Worten nach den Fenstern hin. Die nach Westen liegenden hatte Rini ja heut früh noch putzen sollen, weil der Regen gestern so dagegengeschlagen hatte. Sie war aber, wie es schien, nur mit dem einen fertig geworden, an dem andern sah man jetzt, da die Sonne dagegen

sahen, deutlich die Spuren des Regens, — so wie innen die von Franks kleinen fettigen Fingern. Und an dem gepuhten hatte Runi die Vorhänge nicht wieder zugezogen! Eva bemerkte das jetzt erst. Wie unordentlich das aussah! Warum hatte sie es auch nicht vorher gesehen? Aber, — es war so viel zu thun gewesen und alles so eilig! Ob die Hanne dieses Mal den Fisch auch nicht zu sehr gesalzen haben würde? Es dauerte recht lange, bis er kam. O, dieses Warten! Wenn nur Valentin nicht böse wurde. Jetzt endlich! Sie sah ängstlich nach ihres Mannes Gesicht. Ein Schatten glitt darüber, — er war nicht zufrieden. — Nein, das Buch, nach dem ihr anderer Nachbar, der junge Privatdozent, sie fragte, hätte sie nicht gelesen. Sie hätte auch die neue Operette, nicht gesehen. Und diesen Herbst würde sie auch nicht verreisen. Sie hätte keine zuverlässige Aufsicht für die Kinder. Ihr Mann würde sich allein eine kurze Erholungsreise gönnen. Er reise morgen früh. Heute habe er sich erst dazu entschlossen. —

Da kam der Gemüsegang. Wieder der Schatten! — Wie er sich nur so angeregt unterhalten und doch alles sehen konnte! — Mit dem Braten dauerte es ewig. Gut, daß Valentin so viel Wein einschenkte. Der schien den Herren zu munden. Das freute sie. Sie selbst verstand nichts davon, nippte nur an ihrem Glase. Der junge Herr besonders, der Doktor? — — sie vergaß immer seinen Namen, — er war eigentlich ein hübscher Mensch, — der vorher so still gewesen, taute ganz auf und unterhielt sie sehr liebenswürdig. Der junge Mann mit dem unbekannten Namen aber dachte:

„Ein süßes Weib! Man kriegt sie nur nie zu sehen. Wenn nicht mal, wie jetzt, ein großes Tier auf der Durchreise hier ist, dein zu Gefallen man eingeladen wird. Ob der gute Professor wohl gar nicht weiß, was er da hat? Oder ob er es weiß und eifersüchtig ist? Danach muß man sein Betragen einrichten. Für das erstere spricht seine etwas väterliche Art mit ihr, — für das letztere dieses Absichtswohnen.“ — Seine Blicke hingen vorsichtig, aber doch mit bescheidener Dringlichkeit an der jungen Wirtin. „Dieser zarte, rosige Kinder-teint. Die kindliche Form des Gesichts; die

kleinen Ohren, dieses etwas aufwärts gerichtete Näschen, dieses Kinn und der Mund, — zum Küssen! — Sie wäre nicht klug, sagen die dummen Gänse in der Stadt. Der blasser Reiz! Wer solches Gesicht und solche Büste hat, braucht nicht „klug“ zu sein. Fabelhaft jung muß sie noch sein. Etwas zart gebaut, — aber fein modelliert. Donnerwetter! Wenn die verstände, was aus sich zu machen! Chic ist sie nicht. Schneiderin dritten Ranges.“

Da kam der Käse. Runi ließ das Messer heruntergleiten, — es war das dritte Mal heute Abend, daß sie etwas fallen ließ! Eva meinte zu sehen, wie ein leicht spöttisches Lächeln über des älteren Herrn Antlitz glitt. — Endlich, — endlich war man beim Kaffee angekommen. Dann würde der Cognac folgen und die Zigarren und die wissenschaftlichen Gespräche, — Eva konnte hinauschlüpfen.

Leichtfüßig eilte sie die Treppe hinauf. Sie freute sich so, wieder zu ihren Kindern zu kommen! Daß sie auch da oben so lange hatten allein bleiben müssen! Sie ängstigte sich immer bei solchen Gelegenheiten. Aber es ließ sich doch nicht anders machen.

Und wirklich, — wie sie die Thür des Kinderzimmers öffnete, — der Geruch, — o pui, das war Spiritus! Was war denn passiert? Ein rascher Blick, Gottlob, die Kinder waren beide, wie sie sie verlassen, Frank halb ausgekleidet, in seiner Galleriebettstelle, genannt der Raubtierkäfig, nur anscheinend, und Bud in der Wiege wirklich schlafend. Daß Frank nicht schlief, sondern nur so that, sah sie gleich. Ein Meister in der Kunst der Verstellung war er nicht. Nun bemerkte sie auch den großen Fleck auf dem Fußboden.

„Frank, was hast du mit der Spirituslampe gemacht?“

„Ich, — gar nichts! — —“

„Frank, — sag' nicht die Unwahrheit, — ich weiß es, daß du mit der Spirituslampe gespielt und den Spiritus verschüttet hast.“

Frank schwieg betrübt.

Eva wollte eben Runi klingeln, sie zu fragen, als diese eintrat.

„Runi, wie konntest du die Spiritusmaschine wieder stehen lassen, du weißt doch, daß sie oben auf dem Schrank stehen soll, wenn sie nicht gebraucht wird.“

„Ich habe sie nicht stehen lassen,“ verteidigte sich das Mädchen, „ich habe sie auf den Schrank gestellt.“

„Du hast sie doch nicht herunter geholt, Frank?“

Frank schüttelte den Kopf mit allen Zeichen der Unschuld:

„Kann ich doch nicht, Mama.“

Eva sah hinaus und maß die Höhe mit den Augen. Nein, das konnte er nicht. Es war nicht möglich. Kuni log also wieder, wie gewöhnlich. Sie konnte eben nicht anders.

Aus dem Waisenhaus war sie vor drei Jahren als Kindermädchen in die Familie gekommen. Gegen ungerechte Härte hatte sie dort ihr Talent, zu erfinden und sich heraus zu helfen, als Waffe gebraucht, — was früher Nothwehr gewesen, war ihr jetzt liebe Gewohnheit geworden. So log denn Kuni aus bloßem Vergnügen daran, war aber im übrigen so fleißig, gutmütig und anhänglich an ihre junge Herrin, daß ihr immer wieder verziehen wurde. Jetzt wollte Eva sie vor dem Kinde nicht beschämen und schickte sie mit einem Auftrag hinaus. —

„Nun sag aber, Frank, warum bist du so unartig?“

Frankehrte seine großen, blauen Augen zur Decke, wie er that, wenn er nachdachte. Dann schüttelte er den Kopf, seufzte und sagte ernst: „Ich weiß es nicht, Mama!“

„Und Bello ist so brav, er weiß, daß er nicht unten sein darf, wenn Besuch da ist, und da sieh den kleinen Puck, der schläft so schön.“

„Das kommt, weil Puck noch so klein ist,“ sagte Frank erklärend.

Eva nahm die leergetrunkene Flasche, die neben ihrem Kleinsten lag, vorsichtig fort. Er trank am Tage schon aus der Tasse, schlief aber nie abends ein, ohne seine geliebte Milchflasche.

„Und Papa wird sehr böse sein, wenn er nachher heraufkommt und den Spiritus riecht.“

„Du Mama, ich stecke mich ganz unter die Decke.“

„Kleines Närrchen, meinst du, daß er dich nicht sieht, wenn du ihn nicht siehst?“

Frank dachte nach, er schien ernsthaft zu erwägen.

„Kannst du nicht deine Brille verstecken?“ Eva lachte herzlich.

„Sodas ein Unsinn!“ Nun dachte der kleine Kerl gar, sein Vater, den er nie ohne die goldene Brille sah, sei ohne sie blind! — „Aber komm, nun will ich dich ausziehen.“

„Noch nicht, Papa bringt mir vielleicht noch Eis. Das hat er schon einmal gethan.“

„Aber heute nicht, Frank. Die Herren bleiben heute noch lange. Und ich muß auch wieder hinunter. Und jetzt muß ich dich ausziehen und waschen, denn Kuni muß unten helfen, die hat keine Zeit. Du darfst mich nachher auch ausziehen,“ sagte sie zögernd hinzu, dem erwarteten Widerstand gleich die Spitze abbrechend.

„O dann, — bitte, zieh mich aus.“ —

Als die Nachttoilette beendet war, sagte er eifrig:

„Du darfst dich ausziehen, und du schläfst du bei mir, nicht Mama?“

„Noch nicht, Frank. Nachher, — wenn du dann noch wach bist. Jetzt muß ich noch wieder zu den Herren.“

Frank dachte wieder nach. „Du mußt angezogen sein, — mußt hübsch sein, — weil die Herren da sind?“

Eva nickte.

„Ist das hübsch, Mama?“

„Ich weiß nicht,“ sagte Eva, zweifelhaft ihr Kleid betrachtend.

Es war von gelblich weißer Bausteide mit blauem Sammet ausgeputzt und sehr schön, — nach der Ansicht der Schöpferin, — es hatte Schleifen, wo nichts zu binden und Knöpfe, wo nichts zu knöpfen war und war zu eng in Hals- und Ärmelloch und zu lang im Rücken.

„Aber wenn du weg gehst und Kuni auch nicht da ist, fürcht' ich mich.“

„Unsinn, Frank, so ein großer Junge!“

Frank nickte stolz. „Ja, groß bin ich,“ sagte er, mit mitleidigem Blick auf den kleinen dicken Puck, der wie ein Bosaunenengel in seiner Wiege lag. „Aber ich fürcht' mich doch, denn Kuni hat gesagt, wenn ich unartig bin, kommt der schwarze Mann. Und ich bin ja unartig gewesen!“

„Kuni soll dir keinen Unsinn vortreiben. Es giebt keinen schwarzen Mann.“

„Doch Mama! Der Onkel Doktor!“

„Vor dem brauchst du dich nicht zu fürchten. Wenn du immer gesund bist, kommt der Onkel Doktor nicht.“

„Was muß ich denn thun, Mama?“

„Nicht ohne Erlaubnis Johannisbeeren von den Büschen essen.“

„Sind keine mehr an, Mama,“ beruhigte Frank.

„Und dann alle Tage den lieben Gott bitten, daß er dich gesund bleiben läßt.“

Frank faltete seine kleinen Hände. „Lieber Gott, ich will auch keine Johannisbeeren mehr essen, denn mußt du aber auch den schwarzen Mann nicht mehr kommen lassen!“

Eva bemühte sich, ernst zu bleiben. „Unsiinn, Frank, so betet man nicht.“

„Wie denn?“

„Umgekehrt. Lieber Gott, ich bitte dich, laß mich immer gesund bleiben, daß der Onkel Doktor nicht zu kommen braucht. Ich will auch — —“

„Onkel Doktor, — das versteht er nicht, Mama,“ unterbrach Frank eifrig. „Er versteht nur, wenn ich ‚der schwarze Mann‘ sage. Mama, wenn der schwarze Mann stirbt, kommt er denn in den Himmel oder in die Hölle?“

„Das weiß ich nicht, Frank. Das geht uns auch nichts an.“

„Mama, Runi mag den schwarzen Mann auch nicht leiden.“

„Ach, was Runi mag, ist gleichgiltig.“

„Warum ist das gleichgiltig, Mama?“

„Das, — ach, du mußt jetzt einschlafen!“

„Aber er hat ja Runi ihre Hand immer schlimmer gemacht, und denn hat Puhlmannen sie wieder gut gemacht.“

„Ach, du mußt nicht mit Runi so viel sprechen.“

„Mit wem denn, Mama? Puck ist doch noch so klein. Und du hast immer keine Zeit.“

„Morgen habe ich Zeit, Frank. Da spiel' ich den ganzen Tag mit dir.“

„O, o!“ — Frank sprang in die Höhe und dann mit einem kleinen Jubelschrei seiner Mutter an den Hals. Die Worte fehlten ihm. Aber er wußte, daß er sich auf ein Versprechen von ihr fest verlassen konnte. Willig lies er sie hinuntergehen.

Die Herren waren so verfilzt in wissenschaftlichen Gesprächen, daß sie die Abwesenheit der Wirtin gar nicht bemerkt hatten. Sie saßen im Arbeitszimmer des Hausherrn, die Luft war dick von Zigarrenrauch, denn die Zimmer in dem alten Hause waren niedrig. Auch die Petroleumhängelampe brannte mühsam.

Nach einer Weile bemerkte der jüngere der Herren Evas Abwesenheit und bat sie, die „Fachsimelei“ zu entschuldigen.

Valentin lachte. „Das ist meine Frau schon gewöhnt,“ sagte er leicht hin. Und dann wurden wiederholt, nicht ernsthaft gemeinte, und darum fruchtlose Versuche gemacht, Dinge von mehr allgemeinem Interesse zu besprechen. Wie die Fische auf dem Lande mühten sich die Herren, bis das altgewohnte Element sie wieder aufnahm und die Wellen über ihnen fröhlich plätschernd zusammenschlugen. Kämpfend mit der Müdigkeit, saß Eva geduldig da, mit aller Macht suchte sie sich für das Besprochene zu interessieren. Aber die Topographie des Forum Romanum, die jenen so wichtig, war ihr so gleichgiltig. Und der Tempel des Saturn und der Palatinus und die Basilica Julia und die Fundamente der Grundpfeiler des Tiberiusbogens, — und ob sie gefunden werden würden, — lieber Gott, — daß das so wichtig wäre, — es mußte wohl so sein, aber sie verstand es nicht! Eigentlich hatte die ganze Sache immer etwas Romisches für sie, als ob Hühner aus einem Scherbenberg etwas herauskriekten. Das durfte sie aber natürlich nicht merken lassen. Im Anfang ihrer Ehe freilich hatte sie versucht, sich ernsthaft zu belehren. Aber dann hatte „Balti“ immer lachend gesagt: „Das verstehst du doch nicht, kleine Maus.“ Und, wie sie dann nicht nachgelassen hatte in ihrem Eifer, war er ungeduldig geworden; seitdem fragte sie nicht mehr. Es ging sie ja auch nichts an. Und sie hatte immer so viel mit dem Haushalt und den Kindern zu thun. — — Jetzt machte Valentin das bekannte Zeichen, — sie durfte sich zurückziehen.

Als sie, das Licht in der Hand, oben am Treppenabsatz still stand, kam aus dem Dunkel Bello und schmiegte sich an sie, ohne einen Ton von sich zu geben. Er wußte, daß er still sein mußte, wenn Besuch da war. Denn



Bello war klug. Sehr klug, sehr anhänglich, sehr treu und sehr häßlich, — ein raffeloser Bastard. Aber, — wenn ein Tier Glück haben soll! Anstatt zum Zweck physiologischer Untersuchungen aufs Brett gespannt und langsam zu Tode gequält zu werden, wozu er eigentlich bestimmt gewesen, war er, um das Haus zu bewachen, hierher gekommen. Und nun wurde er gut gefüttert und reinlich gehalten, seine Tugenden wurden anerkannt, seine Schwächen mit Liebe getragen. Das heißt man Glück haben!

Frank stand aufrecht, mit seinem weißen Nachthöschen angethan, in der Galleriebettstelle und empfing seine Mutter jubelnd.

„Schläfst du noch nicht, Frank?“

„Nein, Mama. Immer, wenn ich einschlafen wollte, hab' ich angefangen zu singen, — ganz, ganz leise, Puck ist nich aufgewacht. Un nu darf ich dich ausziehen!“

Eva schob den Riegel zurück, schlug die Gallerie des Bettchens herunter und setzte sich auf den Rand, während Frank, wie er schon oft gethan, alle die Häkchen ganz vorsichtig und geschickt löste. Als das Kleid entfernt war, atmete er auf und nickte befriedigt:

„So bist du viel hübscher, Mama! Jetzt komm in mein Bett.“

„Da ist kein Platz.“

„Doch, doch! Siehst du, jetzt hast du viel Platz.“ Er schmiegte seinen kleinen Körper fest an die jenseitige Wand, so daß wirklich Platz genug blieb.

„Wie hübsch er ist!“ dachte Eva in überquellender Mutterfreude, während sie ihn zärtlich küßte. Das liebevolle Gesicht war wirklich schöner als sonst, denn das Wohlgefühl, gastlichen Schutzes bieten zu können, einte sich in dem Kindergemüt mit der Bewunderung für die Schönheit und Anmut seiner jungen Mutter. „So, un nu schlaf,“ sagte er, seine kleinen Arme um ihren Hals schlingend und sie zu sich niederziehend. — Ein unsägliches Wohlgefühl durchströmte Eva, — in wenigen Augenblicken schloßen Mutter und Kind fest. — — —

Zwei Stunden später stand Professor Berg mit verschränkten Armen vor dem Bettchen und betrachtete zärtlich und gerührt das liebe Bild.

Wie ähnlich waren sich Mutter und Kind! Fast wie Geschwister lagen sie da. Und sie war ja ein Kind! Und er wollte auch Nachsicht haben, — Geduld üben, — wenn es mitunter auch schwer war. „Eva!“

Sie rührte sich nicht. Dieser feste Rinderschlaf! Er öffnete die Thür zum Nebenzimmer, nahm seine Frau, die sich, noch halb im Schlaf, an ihn schmiegte, in seine Arme und trug sie hinein. Dann ließ er sich mit seiner Last in den tiefen, weichgepolsterten Lehnstuhl fallen und behielt sie auf dem Schoß.

Sie schlug die Augen auf. „Balti, du?“ Gottlob, er hat den Spiritus nicht gerochen! dachte sie. Aber er, — seine Haare, sein Bart, seine Lippen rochen so nach Zigarren! Unwillkürlich, noch schlafbefangen, wandte sie sich ab. Der Geruch war ihr zuwider. Bei klarer Besinnung hätte sie es nicht gethan. Denn einmal hatte er das sehr übel genommen. Seitdem nahm sie sich bei solcher Gelegenheit stets zusammen. Jetzt hatte er es nicht bemerkt. Er stand auf, ließ sie in den Stuhl zurückgleiten und ging, rauchend und angeregt sprechend, in den großen Schlafzimmer auf und ab, in behaglichster Stimmung, wie immer, wenn er Besuch im Hause gehabt.

„Es ist spät geworden, der Corton hat ihnen geschmeckt,“ sagte er. „Und mein kleiner Schatz hat unterdes schon so fest geschlafen! Komm, nun schlaf nicht wieder ein da in dem Stuhl!“

Eva sprang gehorsam auf. Schlastrunken taumelte sie ein wenig hin und her. Er fing sie lachend in seinen Armen auf und küßte sie zärtlich.

„Ach, wenn er mich nur ließe,“ dachte Eva. „Ich bin ja so müde. Und er riecht so nach Zigarren! Und dann muß ich ja noch,“ — — sie rieb sich die Augen mit dem Rücken der Hand, wie Kinder zu thun pflegen.

„Ich will noch schnell deine Sachen packen,“ sagte sie. „Morgen früh wird es sonst zu spät.“

Er war sofort ernüchtert und zugleich verstimmt.

„Ach, laß das doch jetzt! Das machen wir morgen,“ sagte er. Aber der Gedanke an das frühe Aufstehen morgen. Er runzelte die Stirn. Daß sie ihn immer aus seinen besten Stimmungen aufschrecken mußte!

„Es hat mich gefreut, daß wir guten Wein und gute Zigarren im Hause hatten, — besonders der Rheintwein hat ihnen imponiert. — Sonst freilich, — das Menu war wieder einmal recht ungeschickt zusammengestellt,“ sagte er. „Zuerst Barsch, — das ist kein feiner Fisch, der ist höchstens für den täglichen Tisch, und dann gebraten, und hinterher zu dem eingemachten Spargel die Hammelcotelettes, wieder was Gebratenes, und dann die Enten, sie waren nicht schlecht, und ich hätte sie mir noch gefallen lassen. Aber zu allem noch der Spargel mit Butter, statt mit Sauce. — Siehst du das nicht ein, daß das viel zu fett und ganz ungeschickt zusammengestellt war? Daß du noch immer kein Menu machen kannst!“

Eva schwieg betrübt. Er hatte ja recht. Sie sah alles ein. Und sie sollte es wirklich allmählich gelernt haben, so oft wie schon durchreisende Gelehrte und andre Bekannte von Valentin zum Mittagessen da gewesen waren. Sie war ja auch schon dreiundzwanzig Jahre alt.

Er schien besänftigt durch ihr bescheidenes Schweigen. „Kleine Maus“, und er zog ihren blonden Kopf wieder an seine Brust. „Na, weine nur nicht, du weißt, das kann ich nicht leiden.“

Eva lächelte. Sie war allerdings dem Weinen nahe gewesen. „Du hast gewiß recht, aber — —“

„Aber, — nun z. B., ein Stückchen Filet, oder ein kleiner Schinken in Burgunder, dann Seezunge auf französische Art, ganz einfach, in Weißwein mit Champignons und ein wenig Krebsbutter, dann konnte man sich ja die Enten und hinterher meinetwegen auch den Spargel gefallen lassen, obgleich ich mir aus eingemachtem nicht viel mache. Forellen, blau gekocht, wären ja noch besser gewesen als Seezungen.“

„Forellen wären zu teuer gewesen. Und Seezungen gab es nur ganz dünne. So, wie du sagst, kann Hanne sie auch nicht zubereiten, und gebraten, das hätte auch wieder nicht zu Enten gepaßt. Rostschinken oder ein Filet muß man auch vorher bestellen.“

Er zuckte die Achseln. „Ich verstehe das nicht. Warum ist denn bei andern immer

alles so viel besser? Bei Sanders gab es neulich,“ — er wiederholte die Reihenfolge der Speisen. — —

Sie stand auf. „Wollen wir nicht zu Bett gehen, Vati? Ich bin müde!“

„Geh du zu Bett. Ich rauche nur noch die Zigarre zu Ende. Es wäre schade um die Henry Clay.“ —

Runi, die bei den Kindern schlief, machte von drinnen die Thür zu. Es war zu spät geworden für das junge Mädchen, das doch früh wieder wach sein sollte. Eva seufzte. Sie hatte das einmal zu Valentin gesagt, der hatte das „thörichte Sentimentalität“ genannt. — Während Eva ihre schönen, blonden Haare, noch immer halb schlafend, büstete, sah Valentin rauchend in dem tiefen, lattunbezogenen Stuhl und sah sie bewundernd an. Er sagte sich dasselbe, was vorhin sein Sohn schon bemerkt

„Wie viel hübscher du so bist, mein Lieb, in der weißen Untertaille, als vorhin!“

„Ich sah nicht gut aus?“ fragte sie betrübt. „Es thut mir leid. Du magst so gern, daß ich den Leuten gefalle. Aber das Kleid ist gewaschen, und Fräulein Harder hat es so zurecht gemacht.“ —

Er schüttelte den Kopf. „Deine Kleider sind nicht einfach genug. Da hatte Frau von Mehren neulich ein Kleid an, ganz einfach glatt gemacht, rehbraunes feines Tuch, und nichts daran, als sehr schöne antike Knöpfe und eine kleine Smaragdbrosche.“

„Wenn du wüßtest, wie teuer diese ‚Einfachheit‘ ist,“ hätte sie sagen müssen, aber sie schwieg, weil sie kein Wissen darüber, sondern nur ein unbestimmtes Ahnen hatte und, etwas pedantisch erzogen, gewöhnt war, nichts mit Bestimmtheit zu behaupten, was sie nicht genau wußte. — — —

Am andern Morgen in der Frühe ging der Zug. In höchster Eile und Ungemütlichkeit war gepackt worden. Valentin hatte sich so schnell entschlossen, mit einigen durchreisenden Kollegen noch die schönen Tage des Spätsommers für eine kleine Reise auszunutzen. Wenn er es früher gesagt hätte! Eva hätte ja alles schon vorbereitet und





„Sie fahren auch nach Süden, Herr Professor Berg? Wohin denn, wenn ich fragen darf?“

„Weiß ich noch nicht. Ausruhen. Nur für vierzehn Tage.“

„Wollen wohl wieder philosophische Werke schreiben?“

„Thun Sie das auch?“ fragte Christen. „Ich kannte Sie immer nur als Archäologen.“

„Bin ich auch nur. Herr Doktor Michels meint eine Sammlung von Vorträgen“ —

„Über die Frauenfrage,“ warf Doktor Michels ein.

„Schwäger,“ murrte Valentin vor sich hin. Dann sagte er laut:

„Ich habe einmal einen Band Essays geschrieben, — Jugendsünden, — da ich für lyrische Ergüsse nicht das Zeug hatte. Von der Frauenfrage handelt nur einer von den Aufsätzen.“

„Muß ja sehr interessant sein, will ich mir doch beim Buchhändler —“

„Das wird Ihnen nicht viel helfen, der Band ist schon längst vergriffen. Wird nicht wieder aufgelegt. Damals waren die Sachen, die die einzelnen Vorträge behandeln, interessant, zum Teil aktuell. Jetzt sind lange Jahre darüber hingegangen, Berufene und Unberufene haben breite Betteluppen daraus gekocht. Was damals Aufsehen erregt hat, würde jetzt abgedroschen klingen, weil es so oft wiederholt ist. Übrigens, — was die ‚Frauenfrage‘ betrifft, — bin ich selbst nicht ganz mehr meiner Meinung von damals. Theorie und Praxis wissen Sie. — Rufen Sie herein, Christen, ein Platz ist noch leer hier.“

\* \* \*

Während der D-Zug gen Süden dampfte, ließ Eva sich von Frank, der auf dem Kinder-tischchen hinter ihr stand und eifrig mit der Bürste hantierte, „frisieren“. Früh, vor der Abreise, war ja dazu keine Zeit gewesen. Frank war, wie immer, wenn er das durfte, strahlend. Und Evas blaue Kinderaugen hielten berebte Zwiesprache mit dem andern Augenpaare, das die ihren im Rahmen des Ankleidespiegels begrüßte, und dazu sang sie mit lieblicher, ungeschulter Stimme: „Wie ist doch die Erde so schön, so schön!“ —

Heute früh klang das Lied von Reinold nicht ganz so warm und überzeugt wie sonst. Freilich, die Sonne schien eben so grüngoldig strahlend durch die Kastanienbäume vor dem Fenster ihres kleinen Ankleidezimmers, wie gestern, und die Kinder waren gar besonders lieb, fast als ob sie sie trösten wollten. Aber, — Balthi war fort! Vierzehn Tage lang sollte sie seine liebe Nähe entbehren. Eine schrecklich lange Zeit, — wenn sie vor einem lag! Freilich, eins war gut daran, — wenn ihr Mann nicht da war, kamen auch keine durchreisenden Berühmtheiten, für die in der Eile ein Diner hergerichtet werden mußte. Das machte immer viel Mühe, und Hilfe aus der Stadt war so schnell nicht zu bekommen. Darum fürchtete Eva diese „Reisekonkels“ so sehr. Schade eigentlich! Sie hatte so viel Freude an fröhlichem Verkehr mit Menschen. Zu Hause hatte sie sich stets gefreut, wenn Besuch gekommen war. Und später, in der mitteldeutschen kleinen Universitätsstadt! Täglich hatten die jungen Frauen einander getroffen, im Sommer in der „Meierei“, im Winter in den Häusern. Alle Leiden und Freuden der jungen Mütter hatten Stoff zur Mitteilung gegeben. Man hatte wohl ein wenig geklatscht, aber man hatte auch einander geholfen mit Rat und That. Und wie nett waren die Nachmittagstassees gewesen! Wie fröhlich war da gelacht und geplaudert worden! Und nun hier! Sie kamen Eva so schrecklich alt vor, die Frauen der Ordinarien. Sehr steif und norddeutsch reserviert waren sie jedenfalls, — und einige noch kleinlich und klatschhaft außer dem. Sie kamen auch selten genug, sie fühlten wohl keine Verpflichtung, da Eva es ihrerseits mit dem Erwidern der Besuche stets lange anstehen ließ. Und dann war ihnen wohl der Weg zu weit, die Uhlenkamper Chaussee führte ja nur bis zur Fähre, — darum, und weil die beliebteren Villenvororte alle jenseits der Stadt lagen, war Uhlenkamp bis jetzt ohne Bahnverbindung geblieben. Und wenn wirklich einmal ein solcher Besuch kam, — schön war's gar nicht! Klopfenden Herzens legte Frau Eva dann ihre Hauschürze ab, ließ immer irgend ein Geschäft, das eigentlich gar nicht aufgeschoben werden durfte, dahinten und ging in den Salon im ersten Stock, wo der Besuch

wartete. Dort lag und stand immer alles in regelrechter Ordnung, im Winter war es kalt, im Sommer ungelüftet, stets aber ungemütlich. Eva fühlte sich selbst so fremd in diesem Raum, daß sie vor dem Eintreten stets das Gefühl hatte, als ob sie anklopfen müßte. Der Besuch merkte auch stets, Evas gutem Willen, es zu verbergen, zum Troß, daß die „kleine Frau“ sich nach dem Augenblick sehnte, wo sie wieder allein gelassen wurde. Und Eva ihrerseits wußte, daß sie, die zu Hause der allgeliebte Mittelpunkt gewesen, diesen fremden Frauen, die sich ihrerseits in dem unbehaglichen Raum auch nicht gemütlich fühlten, höchst unvoretheilhaft erschien. Sie maß die Schuld aber allein sich zu und klagte nie zu Valentin, dem es nicht einfiel, daß seine junge Frau vielleicht auch etwas andern Verkehr wünschen möchte. Die wissenschaftliche Welt war seine Welt, — folglich auch die ihre. Aber manchmal, — sie sagte es nicht, aber sie hatte oft Sehnsucht nach jungen fröhlichen Menschen! Nun, zum Glück, die Kinder wuchsen ja heran, das war ihr Trost!

Jetzt, wo trotz Franks Hilfe die blonde Haarmasse gebändigt und in einem dicken Knoten am Hinterkopf aufgesteckt war und sie ihr anmutiges Bildnis im Spiegel betrachtete, dachte sie an den jungen Privatdozenten von gestern Abend. Wie sonderbar er sie angesehen hatte! Er hatte sie sehr hübsch gefunden! Lebhaftes Rot färbte ihre Wangen, ihre schönen, blauen Augen strahlten. — Ja, sie war jung, und das Leben lag noch vor ihr! Wenn auch Valentin manchmal that, als ob sie schon eine alte Frau wäre, oder doch eine in den mittleren Jahren.

Runi trat ein. Sie sollte Ruch holen und mit ihm in den Garten gehen.

„Un wir zwei spielen nu, nich, Mama? Den ganzen Tag!“

„Den ganzen Tag. Aber erst müssen wir, — ach, da kommt Hanne schon.“

Hanne, die Eva aus dem Elternhause mitgebracht, — nur aus Liebe zu der jungen Herrin war sie, als Valentin diese seine neue Professur angetreten, mit nach Norddeutschland gekommen, — trat ohne Klopfen ein.

„Ich weiß, was du wissen willst,“ sagte

Eva. „Noch, was du willst, Hanne. Es sind ja noch Nester da.“

„Aber die Suppe?“

„Ich esse die Rindersuppe mit. Es kommt ja nicht darauf an.“ Wie wohligh, zu fühlen, daß es nicht „darauf ankam“.

Hanne grinste. Ihrem gut schwäbischen Gemüt war alles Norddeutsche ein „Fremdes“. Und besonders ihr Herr! Den konnte sie schon gar nicht leiden mit seinem schnellen Sprechen und seinem tipfeligen Genörgeln über das Essen. Und dann das Gethue, wenn das mal eine Minute auf sich warten ließ! Gut, daß er endlich einmal fort war.

„Wir müssen dann wohl heute gleich mit dem Meinmachen anfangen,“ sagte sie jetzt und setzte giftig hinzu: „Wenn er einem nur nicht so bald wieder über den Hals kommt.“ —

Die respektlose Äußerung hatte Eva zum Glück nicht mehr gehört, denn sie war schon mit Frank draußen.

Die junge Mutter wußte, daß die beste Art mit dem kleinen lieben Kerl zu „spielen“ die war, ihn glauben zu machen, daß er „Mama helfe“. So bekam er denn ein Körbchen zu tragen und durfte die Bodentreppe mit hinaufgehen. Oben durfte er das Körbchen auspacken. Eine große Düte war darin und eine Bürste und ein Schlüsselbund. Mit einem der Schlüssel wurde eine Bodenkammer aufgeschlossen.

Franks Augen strahlten. Die immer verschlossenen Kammern waren so interessant. Und nun gar! Nun schloß Mama einen Koffer auf. Was war denn da drinnen? O, da waren ja Lotte und Luise, die kannte er schon, Mamas Puppentinder! Schön eingepackt lagen sie darin, dazu ihre Kleider, ihre Wäsche und das Bettzeug. Und Frank durfte jede einzeln herausnehmen, und Mama erzählte, auf einer Kiste sitzend, alle die Geschichten von Lotte und Luise, denn wie lebende Kinder waren sie ihr gewesen. Ja, fast waren sie es noch! Und dann wurden mit der Bürste alle die Röckchen und Jäckchen ausgebürstet und von dem scharf riechenden Mottenpulver aus der Düte hineingestreut, und Mama und Frank mußten so viel niesen und so viel lachen! Und als alles wieder eingepackt und der Koffer geschlossen war, that Frank einen tiefen Seufzer.

„Das ist sehr schade, Mama,“ sagte er ernst.

„Was ist sehr schade?“

„Daß Lotte und Luise in dem Koffer liegen müssen. Mama, will der Storch uns kein Schwesterchen bringen, was damit spielen kann?“

Eva nahm statt aller Antwort den kleinen Frager auf den Arm und ließ ihn zum Bodenfenster hinausschauen. Das mochte er gar zugern. Denn hier oben konnte man so weit in die Ferne sehen. Da hinter den Bäumen auf der sandigen, weißen Höhe die Kirche, und drüben die Windmühle, unten, am Fluß hingestreckt, das Fischerdorf, und weiter hinunter der Strom, immer breiter werdend, zwischen waldigen Ufern, mit den vielen Schiffen und Rähnen darauf! Dort jenseits, auf vorgestreckter Landzunge, das einsame Gehöft, der „Lindenhof“, nach rechts hinüber das kleine Seebad, das am Ausfluß des Stromes lag und — endlich — ein im Sonnenlicht glühender Streifen: die See! Und Frank jubelte und fand das alles wunderhübsch. Aber als Mama ihn wieder auf den Fußboden gestellt und das Dachfenster geschlossen hatte, wiederholte er seine Frage:

„Will der Storch uns kein Schwesterchen bringen?“

„Wir wollen ihn fragen,“ sagte Eva nach einigem Bedenken.

„Wenn er keins bringt, können wir denn Lotte und Luise nich an Olga und Annchen schenken?“ — Olga und Annchen waren die netten, wohlherzogenen kleinen Mädchen des Handelsgärtners in der Nachbarschaft.

„Mit dem Verschenken wollen wir noch warten,“ antwortete Mama. Und dann schloß sie die Bodenkammer zu und trug Frank „hudepad“, wie er es gern mochte, die Treppe hinunter, ganz hinunter, und beide liefen in den Garten und rund um den Garten. Und dann konnte Frank noch immer laufen, aber Mama war ganz außer Atem und sagte, Frank dürfe Olga und Annchen holen.

Olga und Annchen hatten ihre kleinen, roten Blecheimer gleich mitgebracht, denn hinten im Garten, bei der halbverfallenen Grotte, wo der Papa hatte Latten schlagen lassen, damit niemand hineinginge, weil es gefährlich war, war ein alter Brunnen, der,

etwas Seltenes in der flachen Küstengegend, einen wenn auch nur dünnen Strahl laufenden Wassers hatte. Damit konnte man so wunderschön spielen! Aber trinken durfte man das Wasser nicht, Papa hatte es verboten.

Und dann kam das Mittagessen, und es gab Dampfbrudeln mit Sauce, die von dem zerlaufenen, übrig gebliebenen Eis gemacht war, und Frank durfte an Papas Platz sitzen und aus Papas Glas trinken, und nachher schliefen alle drei, Mama, Frank und Puck ein Stündchen, — Mama nur ausnahmsweise, die hatte sonst keine Zeit. Und nachher gab Mama Puck seine Nachmittagsmilch mit Zwieback, und Frank durfte, sein Apfelkrautbrot in der Hand, von oben herab zusehen, wie Hanne und Runi den großen Teppich aus Papas Zimmer klopften. Und dann, dann fing das Gefühl von Befreiung, das am Vormittag in Evas Seele mit dem des Verlassenseins um den Vorrang gestritten, an zu weichen, und sie dachte nur: „Vierzehn Tage, vierzehn Tage!“ Weil ihr gar nichts andres einfallen wollte und sie immer trauriger wurde, öffnete sie den Schrank und nahm die braune Sammetjoppe heraus, die „Balti“ im Hause trug. Ob nicht ein Knopf los war? Sie wollte so gern irgend etwas für ihn thun, wenn es auch noch so wenig war. Zärtlich strich sie mit der kleinen Hand, die, fast mehr noch als ihr Gesicht, für Rundi den Ausdruck des jugendlich Unfertigen trug, über das Kleidungsstück. Nein, die Knöpfe saßen alle fest. Aber, da, in seinem Wäscheschrank, da gab es zu thun. Eine schreckliche Unordnung, wie gewöhnlich! Im Verein mit Frank Ordnung schaffen, war nicht leicht. Aber schließlich gelang es doch, und Frank amüsierte sich so dabei! Aber er freute sich noch mehr, als er, nachdem Runi mit dem „dummen“ Puck, der „noch gar nichts konnte“, in den Garten geschickt war, mit Mama in den steifen Salon gehen durfte, wo das Klavier stand. Dort sang er, ganz ernsthaft in die Noten sehend, als ob er sie lesen könne: „Bruder Jakob, schläfst du noch? Es läutet in die Schule“, und viele andre hübsche Lieder, und als er schließlich von Mama zu Bett gebracht war und Mama meinte, er schliefe schon, erwog er immerfort in seinem kleinen Verstand, wozu

wohl eigentlich in der Welt ein Papa gut sein möge, da es, wenn er fort war, so viel, viel hübscher sei.

Am andern Morgen mit der ersten Post kam eine Ansichtskarte mit einem Gruß. Die dumme Erfindung! So kurz hätte er sich doch in einem Brief nicht fassen können. Viel andres würde nun wohl überhaupt in diesen nächsten Tagen nicht eintreffen. Und sie brauchte ja gar nicht zu wissen, wo er war und wie es dort ausah. Nur, daß er sie noch lieb hatte! Daß er sich nach ihr sehnte. Und gerade das stand natürlich nicht auf der Ansichtskarte.

„Kann ich jetzt da oben rein machen?“

„Ja, ja, Hanne, ich komme auch gleich.“

„Na, ich kann ja erst allein anfangen.“

Eva hörte kaum. Sie saß am Fenster, die Karte noch immer in der Hand. Er war sicher froh über diese Einrichtung, die ihm ermöglichte, immer kurze Grüße zu schicken. Er verlangte dafür ja auch nur kurzen, aber genauen Bericht über ihr und der Kinder Wohlergehen. Früher, in ihrer Brautzeit, ach, wie lange schien ihr das jetzt schon her zu sein, da hatte sie bunt und kreuz und quer geschrieben, was ihr einfiel. Und ihre Briefe hatten ihm Freude gemacht, an und für sich, nicht nur, weil sie von ihr kamen, das wußte sie. Sie hatte von den kleinen Erlebnissen des Tages lustig erzählt, alles bis aufs kleinste, er war auf alles eingegangen und hatte die Briefe beantwortet in einem Ton, der zwischen dem eines zärtlichen Vaters und eines Liebhabers die Mitte hielt. Und dann hatte sie, ermutigt, ihm auch von ihrem Innenleben gesprochen und von ihrem festen Glauben an einen Schutzengel, der ihr beigegeben sei, der sie liebe und sie sorgfältig hüte vor allem Übel. In ihrem bescheidenen Sinn war der große Weltenlenker doch nicht dazu da, alle die kleinen Menschlein einzeln zu bewachen. Vergleichen hatte Valentin nicht beantwortet, gelegentlich aber später einmal gesagt, daß ihm alles, was das Gebiet der Mystik auch nur streife, zuwider sei. So hatte sie sich eingeschüchtert zurückgezogen, und als dann noch einige Male ihre eigenen Gedanken, die sie, aus Mangel an Übung, schriftlich und münd-

lich schwer ganz klar ausdrücken konnte, gar keine Beachtung gefunden, hatte sie gemeint, es sei wohl sehr dumm, was sie gedacht. Wie hatte sie auch wagen können, ihn damit zu langweilen! Ihn, den berühmten Gelehrten, der selbst den Eltern so imponierte, daß ihm kaum je widersprochen wurde. Aber das Denken, auf ihre eigene Art, hatte sie darum doch nicht lassen können. Und so hatte sie seitdem in ihrer Innenwelt ein stilles Leben für sich geführt, — ganz für sich.

„Aber Hanne!“

Hanne stand auf einer Leiter in dem geräumigen, einsenstrigen, tiefen Zimmer, das, stets verschlossen, im oberen Stock am Ende der Zimmersucht neben Evas Ankleidezimmer sich befand. Es hatte von dem aus keinen Eingang, sondern nur eine Thür nach dem Flur hin, da es in einem schmalen Flügel gelegen, der dem eigentlichen Wohnhaus angebaut war. Bequeme, aber verblüene und verschliffene Polstermöbel standen da, und die Wände waren voll von staubigen Büchern, staubigen Gipsbüsten und Reliefs. Hanne glaubte nicht an Gespenster. So dumm war sie nicht. „Da hinten muß jetzt einmal rein gemacht werden!“

„Aber Hanne, das dürfen wir ja nicht, da hinten darf ja nichts gemacht werden.“

„Nee, nee, da kann nix helfen. Das sieht ja hier aus wie in 'ner Mördergrube. Die Puppen all so dreckig!“

„Aber, der Herr hat gesagt, da hinten soll nichts angerührt werden. Mir ist es ja selbst unangenehm genug,“ sehte sie betrübt hinzu, sich kopfschüttelnd umsehend. Denn sie hatte ja immer ein schlechtes Gewissen, wenn sie den vernachlässigten Raum sah. Aber Valentin hatte lachend gesagt:

„Laß da hinten alles wie es ist. Um dein Hausfrauengewissen zu beruhigen, kannst du dir ja denken, das Zimmer gehöre gar nicht zur Wohnung. In den alten Möbeln, die ich vom Onkel geerbt, sind doch mal die Motten. Und die Bücher, — rühr' mir bitte die Bücher nicht an!“ Das war gewesen, als sie hier eingezogen waren. Jetzt aber, am Ende, — immer konnte man das Zimmer doch nicht so lassen! Hanne hatte vielleicht nicht so unrecht.



„Dann will ich die Bücher wenigstens selbst abstauben. Das kannst du nicht“, sagte sie zögernd.

Knurrend stieg Hanne herunter. Eva band eine große Schürze über, und ein Tuch über ihre Haare, zum Schutz gegen den Staub, und begann die Arbeit. Da sie sich nun einmal so weit mit ihrem Gewissen abgesunden hatte, machte ihr das Spaß. Man brauchte sich ja auch nicht an den Buchstaben zu kehren. Ob die Bücher abgestaubt waren oder nicht, das konnte Valentin gleichgiltig sein. Eigentlich war's lustig hier oben auf der Leiter! Auch das Hinauf- und wieder Herunterklettern machte ihr Spaß. Wenn Valentin ihr untersagt hatte, hier aufzuräumen, so war's, das wußte sie, nur darum gewesen, weil er nicht gewünscht, daß sie in den Büchern, die hier standen, lese. Das hatte er ihr damals mit einer gewissen Feierlichkeit untersagt. In der früheren Wohnung, in der kleinen Universitätsstadt, war keine Auswahl von Wohnungen gewesen, man hatte nehmen müssen, was es gab, und die Bücher hatten dort keinen Platz gefunden. Hier waren sie erst aus vielen Kisten ausgepackt worden.

„Aber, Valti, was fällt dir denn ein,“ hatte sie damals verwundert gesagt. Was sollte sie denn auch mit den alten Schmökern? Netze hübsche Geschichten, die von Leuten handelten, wie sie ihr selbst bekannt, las sie gern, aber die Bücher. —

Er hatte aber beharrt. „Ich bitte dich doch, es mir zu versprechen. Es steht so manches da drin, was ich mir nicht mit dir zusammen denken mag.“

Und so waren die Bücher in Ruhe gelassen worden, d. h. offiziell, — daß Hanne, entrüstet über die unmoralische Abneigung ihres Herrn gegen die Gesetze der Reinlichkeit, auf eigene Faust hier und da etwas abgestaubt hatte, wußte Eva sehr wohl. Man sah auch die Spuren ihrer ordnenden Hand, manche Bücher standen auf dem Kopf.

Beim richtigen Aufstellen und Abstauben las Eva hier und da die Titel, — schrecklich gelehrt waren sie und gar nicht interessant, auch viele in ihr unbekannten Sprachen.

So, nun war die Hälfte der Arbeit schon gethan. Jetzt mußte sie erst einmal nach

den Kindern schauen, und dann — —. Ein Buch, das neuer schien als die andern, das auch nicht in Reih und Glied gestanden, sondern quer auf den andern gelegen, war ihrer Hand entglitten und lag jetzt aufgeschlagen unten am Boden. Sie kam herab von ihrer Leiter es aufzuheben, da, — ein helles Rot stieg in ihr Antlitz, als der Name des Verfassers ihr entgegenblitzte. Es war, — ja natürlich, es war das Buch, das seinen Namen durch alle Lande bekannt gemacht, das schon in fremde Sprachen übersetzt worden, als sie noch mit Lotte und Luise gespielt, es war das berühmte Buch, das den Stoff gegeben hatte zu so viel anerkennender und absprechender Kritik.

Damals, in der ersten Zeit ihrer jungen Ehe, hatte sie ihn einmal gefragt, ob sie sein berühmtes Buch nicht lesen dürfe, weil sie so gern noch mehr von ihm gewußt hätte, noch mehr, so viel wie möglich. Er aber hatte sie lachend ermahnt, nur in seinen Augen zu lesen, und als sie ihn dann ernsthaft um den Inhalt gefragt, hatte er eben so ernst erwidert, daß es ihm lieber sei, sie lese das Buch nicht, da es nicht für Frauen geschrieben sei. Das fiel ihr jetzt wieder ein, als sie, ein wenig schen, als ob schon die bloße Berührung ein Unrecht sei, das Buch wieder an seinen Platz stellte. Und wäre es denn etwa nicht ein Unrecht gewesen, wenn sie nur einen Blick hineingethan hätte? Hatte er es ihr nicht verboten und hatte sie dem lieben Mann gegenüber je etwas andres gekannt als unbedingten Gehorsam? Nur auf dem Titelblatt wollte sie seinen Namen noch einmal lesen. Sie schlug den Umschlag zurück. Auf dem weißen Blatt stand in Valentins Handschrift: „Seiner lieben Freundin Ada von Mödern, — vom Verfasser.“ Wer war diese Dame, deren Namen sie nie gehört? Seine „Freundin!“ Und mit der Bezeichnung „Freund“ war er so sparsam! Sonderbar. Nun wurde das Buch ihr plötzlich sehr interessant. Es sei nicht für Frauen. War diese „Ada“ vielleicht ein Mann?

„Mama,“ rief es draußen mit klagender Stimme. Und da stand auch schon Frank in der Thür, mit verwundertem Gesichtchen. Daß die Mama da auf der Leiter stand, das war ja zu sonderbar!



Frank hatte „Sand im Schuh“, der beim Spielen hineingeraten, der that ihm weh, und Mama mußte den kleinen Stiefel ausziehen und ausschütten. Als das geschehen, stand Frank ganz still und geduldig da und wartete, bis die Bücher fertig abgestaubt waren, und dann flüsterte er, sich ängstlich umschauend:

„Du, Mama, Runi sagt, in der Bibliothek“, — das war das einzige Wort, was Frank nicht richtig sprach —, „hier in der Bibliothek spukt es.“

„Unsinn, Frank.“

„Ja, Mama, sie sagt, hier ist die Frau Rapselmann gestorben, und Runi sagt, der Herr ist darum weggezogen. Aber das Gespenst ist noch da. Und sehen kann man es nicht, aber es ist da.“

Darüber wurde Mama ganz traurig. „Ach, Frank, muß denn Runi dir solch dummes Zeug vorreden?“

Frank nickte eifrig. „Ja, Mama,“ sagte er, „sie muß. Denn sie sagt, die Wahrheit wird doch noch mal an den Tag kommen“. Das hat sie gesagt. Und ein Spukhaus ist das Haus nu mal, hat sie gesagt.“

„Du, Frank, laß das nicht den Papa hören!“

„Ja ja verzeiht! Und denn hat er es schon gehört.“

„O,“ sagte Eva erschrocken.

„Ja, Mama, ich hab den Papa gefragt. Und der hat Runi gerufen. Und er hat gesagt“, — der kleine Kerl ahmte genau die Art seines Vaters nach, stellte sich in Positur und sah über eine imaginäre Brille hinweg nach einem Punkt, wo er sich Runi dachte: „Wenn Sie noch einmal dem Kinde solchen Blödsinn vorreden, werden Sie entlassen“. Das hat er gesagt. Du, Mama, was ist das, ‚entlassen‘?“

„Sie wird fortgeschickt, wenn sie den Papa böse macht.“

„O, arme Runi! Muß sie denn Zündhölzer verkaufen?“

„Zündhölzer?“

„Ja, die Zündhölzerfrau hat gesagt, sie hat eine gute Stelle gehabt, aber da ist sie ‚fortgeschickt‘. Aber, — du, — Mama, — wenn es aber doch wahr ist?“ — —

Eva setzte sich auf die alte Chaiselongue und nahm ihr Söhnchen auf den Schoß.

„Nun hör' mal, Frank: Wir haben doch gestern zum Bodensfenster hinausgeschaut. Und einmal abends auch schon, weißt du noch?“

Frank nickte.

„Und da haben wir den Mond und die vielen Sterne gesehen. Und der Papa hat dir gesagt, daß sie ganz, ganz große Sonnen sind und daß sie sich immer im Kreise drehen und nicht still stehen, wenn es auch so aussieht.“

„Ja,“ sagte Frank. „Ich hab' es nicht glauben wollen, aber Papa sagt, es ist so. Und denn ist es so.“

„Nun siehst du. Und warum fallen denn die Sterne, die eigentlich große Sonnen sind, nicht herunter und verbrennen uns alle?“

„Weil, weil — —“

„Weil sie es nicht dürfen. Weil sie uns keinen Schaden thun dürfen, wenn es der liebe Gott nicht will. Und ob wir nun in einem ‚Spukhaus‘ wohnen oder in einem andern Haus, das ist ganz gleich, es darf uns keiner etwas thun. Und wenn Runi sagt, die Gespenster kann man nicht sehen, aber sie sind doch da, den lieben Gott kann man auch nicht sehen, und er ist auch da. Glaubst du nicht, daß der mehr kann, als die dummen Gespenster hier?“

Frank nickte überzeugt: „Mama, Runi ist dumm, sehr dumm! Und nu wollen wir Kuchen backen, du hast es ganz gewiß versprochen, wenn Papa weg ist!“

Ja, da konnte keine Macht der Erde helfen! Wenn Frank einmal etwas versprochen worden, dann mahnte er daran, und dann mußte man das Versprechen halten. Und so ging's in die Küche, und Mama machte den Teig und rollte ihn aus auf Hannes' großem weißen Mudelbrett, und dann wurden die Kuchen gebacken in lauter hübschen, kleinen Formen, die Menschen und Tiere vorstellten und die Mama einst von ihrer Großmutter erhalten hatte. Und es war, als ob ein paar Kinder „Kochen“ miteinander spielten, so viel wurde dabei gelacht und gejubelt. Und es war auch so. Nur daß, wenn Mama Kuchen gebacken hatte, Papa sie wirklich aß, und daß er, wenn Olga und Annychen ihm die Produkte ihrer Kochkunst anboten, nur so that, als ob er aße, — den Unterschied hatte Frank beobachtet.

Als die Kuchen fertig waren, bekam Frank einen „fürs Helsen“, und die andern that Mama in die Blechdose. Und nun ging das eigentliche Spielen erst an. Und als Frank nicht mehr „Eisenbahn“ und nicht mehr „Papa“ spielen mochte und auch gar nichts mehr, da mußte Mama erzählen und immerfort erzählen: Von der Liliputfamilie, die in einem Kartenhäuschen wohnte und vom lustigen Hansel und seinem schwarzen Vater und vom faulen kleinen Gustel. Die Geschichten hatte sich Mama wie sonst noch viele andre selbst ausgedacht, und Frank mochte sie viel lieber hören, als die, die Mama aus den Büchern vorlas. Aber so einfach war das Erzählen nicht, denn wenn nicht alles ganz genau stimmte und ebenso wie das letzte Mal war, sagte Frank: „Nein, Mama, das ist anders!“ Und dann wußte sie es nicht mehr recht, und er mußte immer einhelfen. Besonders die Geschichte von dem Bären, — die konnte sie nicht wieder so zusammenbringen, wie das erste Mal. —

Und als dann endlich die Kinder zu Bett gebracht waren, kam noch eine Aufsichtspostkarte an „Frau Eva Berg“, die genau angab, wohin ein Brief „sofort“ postlagernd zu senden, zugleich mit einem Brief von der besten liebsten Freundin an Frau „Evangeline Berg“, der „gleich, aber sofort Antwort verlangte.“ So setzte sich denn Eva an den mit Wachsstock bezogenen Kindertisch, — ihr Schreibtisch im Salon war nur ein Puppenschreibtisch und sehr unbequem, und den großen Schreibtisch ihres Mannes hätte sie auch jetzt, da er fort

war, nicht zu benutzen gewagt. Sie wußte, daß er es nicht liebte, daß er ungeduldig wurde, sobald er bemerkte, daß jemand in seiner Abwesenheit etwas berührt hatte. So war nicht nur das, was mit seiner Wissenschaft zusammenhing, ihr unbekannt und verboten, sondern auch seine Privatkorrespondenz und alles, was die Verwaltung seines Vermögens betraf. Von Natur und durch Erziehung peinlich gewissenhaft und bescheiden, hätte sie nie sich in das hineindrängen mögen, was er nicht willig für sie offen hielt, und nie hätte sie geöffnete Briefe gelesen, die oft umherlagen.

So schrieb sie denn in der Kinderstube, — im oberen Stock fühlte sie sich so wie so wohler als unten. Die Freundin schrieb immer „Evangeline“, — erst recht, aus Ärger und Protest! Denn, so kurzweg gleich zu erklären: „Evangeline“ ist viel zu lang und anspruchsvoll. Namen müssen vor allen Dingen kurz sein, Evangeline erinnert an Longfellow und dergleichen langweiliges Zeug, aber Eva, Eva ist wie für dich gemacht! Und dann sie ohne weiteres umzutaufern und zu thun, als ob sie nie anders als Eva geheißen hätte, ohne zu fragen! Sie, die Freundin und alle Welt hatten freilich stets „Lina“ gesagt und geschrieben, nicht „Evangeline“. Aber, nun hieß sie Eva, — eine Arroganz von dem Mann! Überhaupt die Männer! Trotzdem handelte es sich nun doch um einen Mann, auch für die Freundin, und Eva war im höchsten Grade interessiert, und dachte gar nicht mehr an „Ada von Mödern.“ —

(Fortsetzung folgt.)



# Die Geschichte eines Kreuzzuges.

Von

Gertrud Bäumer.

Nachdruck verboten.

**I**n einem Denkmal der verfallenden ebräischen Kultur klagt ein weiser Mann, das Leben seines Volkes sei sehr alt und dem Ende nahe, denn es stünden keine Propheten mehr auf.

Fast will es scheinen, als zeige auch unsere Kultur dieses Alterssymptom. Sie hat keine Propheten mehr. Wir Völker mit der glänzenden Vergangenheit und den großen Ahnen schauen mit müder Erwartung oder abschließendem Staunen auf, wenn einmal einer mit der ungebrochenen naiven Kraft jüngerer Nationen eine Erneuerung des Lebens zu verkünden und an ihre Verwirklichung zu glauben wagt.

Es ist schon öfter gesagt worden, daß die versingende Kraft unserer Zeit in der Frau liege, der Frau, die in ihrer bisherigen Abgeschlossenheit von den aktiven Kräften der Kultur weniger historisch belastet, ein ungetrübteres Urteil und ein frischeres Wollen für die Arbeit im Dienste der Menschheit mitbringt.

Auf dem Hintergrunde der dunkelsten Seite unserer modernen Kultur das Prophetentum einer Frau, ein moderner Kreuzzug, die ungeteilte Hingabe eines Lebens im Dienste einer religiös-sittlichen Mission — das ist das Lebenswerk von Mrs. Josephine Butler, ihr Kampf gegen die staatliche Neglementierung des Lasterz.

Ein moderner Kreuzzug, denn Josephine Butler kämpft nicht nur „strong in Him, whose cause is ours“ gegen Sünde und Unheiligkeit, sie kämpft als Bürgerin eines freien Staates gegen eine politische Gefahr, gegen eine Vergewaltigung der Rechte des einzelnen, eine Verfündigung an der Verfassung des Reiches und an dem „heiligen Namen der Freiheit“, sie kämpft als Frau gegen die Entwürdigung und Erniedrigung ihres Geschlechts. Aber über ihrem Kämpfen leuchtet der Glanz suchender, mütterlicher Liebe, der Glorie jenes:

„Dir der Unterführbaren  
Ist es nicht benommen,  
Daß die leicht Verführbaren  
Traulich zu dir kommen.“

Als der, die im Namen dieser Liebe diesen Kampf begonnen, konnte Charles Burrel ihr zurufen: „Ihr habt einen Ton angeschlagen, du und deine Schwestern, auf den die Jahrhunderte warteten.“

Religion und Politik — die englischen und amerikanischen Frauen haben es leichter gefunden, beides zu vereinigen, als wir in Deutschland, weil beides bei ihnen in der Freiheit wächst. Es ist charakteristisch für die Frauenbewegung in Alt- und Neu-England, daß ihre Religiosität ihnen den Kampf um die politischen Rechte nicht verbietet, daß sie ihn vielmehr von ihnen fordert. Die Führerinnen der

THESE RESULTS INDICATE THAT THE  
EFFECTS OF THE TREATMENT ARE  
SIGNIFICANTLY DIFFERENT FROM  
THOSE OF THE CONTROL GROUP.

© 2000 by John Wiley & Sons, Inc. All rights reserved. This publication is intended to provide accurate and authoritative information in regard to the subject matter covered. It is sold with the understanding that the publisher is not engaged in rendering legal, accounting, or other professional service. If legal advice or other expert assistance is required, the services of a competent professional person should be sought.



THESE RESULTS ARE IN ACCORD WITH THE FINDINGS OF OTHER RESEARCHERS WHO HAVE REPORTED THAT THE EFFECTS OF THE TREATMENT ARE NOT SIGNIFICANTLY DIFFERENT FROM THE EFFECTS OF THE PLACEBO.

The study on phytoplankton blooms presented in 2007 was done by the **Marine Science and Technology Institute for Sustainability**, a United Nations University Institute, and the **University of Tokyo**, Japan.

wandten sich zwei Ärzte an die Frau des Reverend George Butler, des Leiters von Liverpool College, mit der Bitte, gegen dieses schmachvolle Gesetz die englischen Frauen zum Protest aufzurufen.

Diese Bitte traf Mrs. Butler wie der Ruf zu einer Mission. Eine jahrelange, persönliche Liebesarbeit an den Gefallenen und Gefährdeten ihres Geschlechtes hatte ihr Einblick gegeben in die Tiefe menschlicher Verkommenheit, die das sogenannte „notwendige soziale Übel“ bezeichnet. In gemeinsamer Erwägung mit ihrem Gatten faßte sie den Entschluß, „wie Quintus Curtius in den gähnenenden Abgrund zu springen, damit die Wunde ihres Volkes sich schließen möchte.“ Auch über diesem Entschluß liegt es wie die Weihe jenes alten: „Gott will es!“ George Butler wußte, daß es für sie ein Hinaustreten in den politischen Kampf galt, einen harten Kampf, in dem es keine Rücksicht und Schonung giebt. Aber er sagte: „Geh, und der Herr sei mit dir!“

Von den Führerinnen der englischen Frauenbewegung wurde dann auf Josephine Butlers Aufforderung ein Protest gegen das neue Gesetz dem Parlament eingereicht. Er trägt die Unterschriften von Harriet Martineau, Florence Nightingale, von Mary Carpenter, Mrs. Jacob Bright und vielen andern. Es heißt darin am Schluß: „Wir bitten unsere Mitbürger, unsere Schwestern in allen Ständen und Klassen, uns zu unterstützen in der schweren und peinlichen Aufgabe, die uns durch das zwingende Bewußtsein unserer Pflicht auferlegt ist. Wir haben dies Werk nach reiflicher Überlegung angefangen. Wir werden es mit Geduld und Beharrlichkeit fortführen, denn wir glauben, daß der Bestand der persönlichen Rechte der Frau und die Zukunft der Sittlichkeit unseres Volks von dem Erfolg unseres Unternehmens abhängen.“

Das war nur ein Anfang, ein Anfang zudem, den die öffentliche Meinung scharf mißbilligte, der an maßgebender Stelle ungehört blieb, den die Presse totschwie. Es galt andre Wege zu wählen, um sich Gehör zu erzwingen.

Nun begann Mrs. Butler, und mit ihr eine kleine Zahl englischer Frauen und Männer, vor allem Professor Stuart aus Cambridge, ihren Kreuzzug von Stadt zu Stadt durch ganz England und Schottland, um überall in öffentlichen Versammlungen das Volk, vor allem die arbeitenden Klassen, auf die Beleidigung hinzuweisen, die ihrer bürgerlichen Freiheit und der Ehre ihrer Frauen zugesügt war.

Die ganze Bewegung trug von Anfang an durchaus nicht den Charakter einer „Empörung des Geschlechts“. Es war ein Kampf von Männern und Frauen gegen eine Gesetzgebung, die Sklaverei auf der einen, Zügellosigkeit auf der andern Seite als öffentliches Recht hinstellte, die zu politischem, geistigem und physischem Ruin führen mußte. Und so war es ein Kampf, den keine müßigen Erörterungen über die „Sphäre der Frau“ begleiteten, keiner der Kämpfer fand ihn „unladylike“. Man hatte in England schon angefangen, es nicht mehr für einen unumgänglichen Beweis von Vornehmheit zu halten, daß man sich die Welt nur durch einen weißen Schleier ansieht.

So durchaus Josephine Butler ihre Aufgabe im Sinne des Wortes erfaßte

... „in God's own might  
We gird us for the coming fight“

so entschlossen ergriff sie alle Mittel, die durch die politische Natur ihrer Mission geboten waren. Die nächsten Etappen ihres Kreuzzuges zeigen sie in dem bewegten,

von politischer Leidenschaft und rücksichtslosem Parteiegoismus erfüllten Treiben englischer Wahlkämpfe.

Da galt es, in den Industriebezirken Nordenglands einen Wahlkandidaten zu Fall zu bringen, von dem man wußte, daß er den Prinzipien der Bill von 1869 zustimmte. In der Stadt, deren Wähler seine Hauptmacht darstellten, wollte nach der ersten Versammlung kein Hotel Mrs. Butler aufnehmen. Als sie endlich eins gefunden hatte, wurde sie bald durch den Lärm des Pöbels vor ihren Fenstern geweckt und durch den Wirt, der nun erst erfahren hatte, wer sie war, hinauskomplimentiert und durch eine Hinterthür und eine Seitenstraße in ein Privatquartier geflüchtet. Zu der Frauenversammlung am nächsten Tag konnte sie nur in der Verkleidung einer armen Frau unbehehellig durch den Mob gelangen, und um nach der Versammlung sicher zurückzukommen, mußte sie stundenlang in einem mit leeren Sodawasserflaschen gefüllten Schuppen warten, bis sich die Menge zerstreut hatte. Von da konnte sie die Leute vorbeigehen und ihre Ansichten tauschen hören. „Sie hat recht, verlaßt euch drauf, sie hat recht! Die würde ich wählen, wenn ich eine Stimme hätte!“ hört sie die Frauen sagen. Und eine kleine, dünne Arbeiterfrau schüttelt die Faust vor dem Gesicht ihres riesigen Gatten: „Nun weißt du Bescheid, Tom, und wenn du nun den Kerl wählst, schlag ich dich tot!“

Ein andermal findet sich niemand, der den Vorsitz in der Versammlung führen will. Sie bittet einen intelligent aussehenden Arbeiter, es zu thun. „Ja, aber erst muß ich mir den guten Rock anziehen.“ Er stürzt davon und kehrt bald im Sonntagsrock, strahlend von Seife und mit spiegelblank gebürsteten Haaren zurück, um seines Amtes mit Geschick und Verständnis zu walten.

In einer andern Stadt wird die Frauenversammlung in einer Scheune gehalten, während gleichzeitig Josephine Butlers Mitkämpfer in der Town-hall die Männer versammeln. Man kann nur über eine Leiter von der Tenne aus in den Raum gelangen, in dem Mrs. Butler zu den Frauen sprechen will. Bei ihrer Ankunft finden die Frauen Pfeffer auf dem Boden verstreut, um ihnen das Sprechen unmöglich zu machen, und als man begann, drang durch die Luke der Qualm von Stroh, das man unten angezündet hatte. Dann prasselte auch schon ein Hagel von Steinen gegen die Fenster, und auf der Tenne sammelte sich eine lärmende Volksmenge. Ihren Beschimpfungen waren die Frauen schutzlos ausgesetzt, bis ihre Freunde nach dem Schluß der Männerversammlung sie aus ihrer Lage befreiten. Und so konnten sie noch öfter die Erfahrung machen, die Garrison einmal ausspricht: „Ein Schauer von Ziegelsteinen ist ein ganz gutes Stärkungsmittel (tonic)“, bis das mit so viel Spannung erwartete „defeated“ die Niederlage des Anhängers der Reglementierung verkündete.

Die Arbeit, die geleistet worden war, wurde fast wieder zerstört durch die Auflösung des Parlaments 1874, denn aus den Neuwahlen gingen nur wenige der von den Abolitionisten gewonnenen Anhänger als Sieger hervor, und die allgemeine politische Erregung drängte ihre Sache für eine Weile in den Hintergrund.

Um diese Zeit gewann der Plan einer internationalen Regelung der Prostitution, der schon mehrfach auf medizinischen Kongressen diskutiert worden war, auf dem Kontinent festere Gestalt. Die englischen Abolitionisten erkannten, daß die allgemeine Verbreitung des Systems, gegen das sie kämpften, auf dem Kontinent, einen Druck auf England ausübte. Auf einer Zusammenkunft in York in demselben Jahr faßten sie den Plan, den Kampf in Feindesland zu tragen, auf dem Kontinent Anhänger zu



suchen und sie zu einem Internationalen Bund zusammenzuschließen. Wieder klingt der alte Kreuzfahrerruf „Gott will es!“ durch die Worte des Reverend Collingwood, der seine kleine Schar auffordert, „gegen die Stimme des zivilisierten Europa“ zu protestieren.

Noch im Dezember desselben Jahres klopft Josephine Butler in jenem imposanten Gebäude am Seineufer an die Thür, über der in goldenen Buchstaben die Worte: „Arrestations, Service des Moeurs“ prangen. Die gewaltige Tragik der in diesen goldenen Buchstaben proklamierten Erniedrigung der Frau enthüllen ihr die Vorgänge, deren Zeugin sie wird in dem luxuriös ausgestatteten Zimmer des allmächtigen Préfet de Police M. Recour. Dies Gefühl nimmt ihr die Befangenheit, die das Außergewöhnliche der Situation und der mächtige Eindruck, einer systematisch gefesteten Macht gegenüber zu stehen, in ihr erregt hatten, dies Gefühl wird zur Empörung, als M. Recour achselzuckend die Zunahme des Lasters auf die wachsende „coquetterie“ der Frauen zurückführt.

Mit einem Passierschein von ihm versehen, bringt sie in die traurigen Säle und Höfe von St. Lazare. Ihre Schilderung des langen Zuges der Mädchen, die in dem düsteren Hof, den halbgeschmolzener Schnee bedeckt, ihre vorgeschriebene „Erholung“ suchen, erinnert daran, wie in Dostojewskis „Naschnikow“ der junge Student vor der Dirne Ssonja auf die Knie sinkt und ihren Fuß küßt: er beugte sich vor dem ganzen Leiden des Menschengeschlechts.

Sie gewinnt in Paris eine kleine Zahl von Anhängern, Theodore Monod, Jules Favre, Jules Simon, Louis Blanc, und geht dann weiter nach Italien. Der reine Enthusiasmus jener ersten kleinen, internationalen Schar der Abolitionisten erscheint wie verkörpert in dem feurigen jungen Giuseppe Nathan, der zum Hauptträger der Bewegung in Italien wird.

Auch hier sucht sie eine Unterredung mit dem „Minister der Justiz und Polizei“. Giuseppe Nathan lächelt, als sie von dieser Absicht spricht. Und sie selbst gesteht nachher, daß es wenige so frostige Dinge gäbe, wie die Atmosphäre im Audienzzimmer eines hohen Regierungsbeamten, der keine Sympathie für die Sache hat, die man vertritt. Der Minister schien ungemein belustigt über die Idee, für die sie Anhänger suchte, und sein einziges Interesse war zu erfahren, wen sie unter den Mitgliedern der Kammer für ihre Sache gewonnen habe. Als sie aus Italien schied, ließ sie eine kleine Zahl von Anhängern zurück, die sich zu einem Komitee zusammenschlossen.

Von da ging sie nach Genf, wo die Abolitionisten später ihren Mittelpunkt finden sollten. Auch hier gelang es mit Hilfe der späteren langjährigen Mitkämpfer für die abolitionistische Sache Mr. und Mme. Humbert, durch eine Reihe öffentlicher Versammlungen Boden zu gewinnen.

Ein zweiter Besuch in Paris knüpft die Freundschaft zwischen Josephine Butler und Emilie de Morsier, der bekannten Vorkämpferin der Abolitionisten auf französischem Boden. Ihre Begegnung wurde für Frau von Morsier zu dem Ereignis, das ihr Leben von nun an beherrschte. „Wie oft,“ ruft sie einmal in einer ihrer späteren Reden aus, „denke ich zurück an jene schönen Jahre der heißen Kämpfe, wo wir uns, ein Herz und eine Seele, um Frau Butler scharten.“ Die Erinnerungen der Emilie de Morsier sind interessante Zeugnisse für die Macht, die Mrs. Butlers Persönlichkeit, die vornehme Entschiedenheit, der Mut und die Milde ihres Auftretens ausübte. Emilie de Morsier wird ihre Jüngerin sowohl in der Rettungsarbeit an den entlassenen Gefangenen von St. Lazare, wie in der persönlichen Vertretung ihrer

Gedanken und Forderungen, und überall, wo sie als Anwalt dieser Forderungen der Öffentlichkeit gegenübersteht, ist es die Bewunderung und Begeisterung für Mrs. Butler, die ihre Worte durchdringt und trägt.

So geht der stille Kreuzzug der kleinen Schar von Abolitionisten durch das „zivilisierte Europa“, bis sie 1877 ihre erste große Heerschau halten konnten auf dem von über fünfhundert Delegierten besuchten Genfer Kongreß. Von diesem Zeitpunkt an, der Gründung der „Britischen kontinentalen und allgemeinen Föderation zur Bekämpfung des staatlich regulierten Lasters“ darf Mrs. Butler der Geschichte der abolitionistischen Bewegung als Motto das Wort Garrisons voranstellen, des großen Führers im Sklavenkriege: „Wenn die notwendige Revolution im Bewußtsein des Volkes vollendet ist, wird die in den Institutionen des Landes folgen, wie der Tag der Nacht folgt.“ Dieser Prozeß, die Revolution der Institutionen, ist naturgemäß noch heute in seinen Anfängen. Durchgeführt ist er in England, wo 1886 die Abolitionisten siegten.

\* \* \*

Das Bild einer Persönlichkeit sollten diese wenigen Züge aus einem überreichen Leben gestalten, nicht die Geschichte eines Prinzipienkampfes oder die Entwicklung einer großen Organisation. Das Bild einer Frau sollten sie entstehen lassen, die in der Eigenart ihres Wirkens die schöne Auslegung wahr machte, die amerikanische Frauen dem Begriff Frauenbewegung gegeben haben: *organized motherlove*; die den Schritt that, der typisch ist für das Begehren der Frau des 19. Jahrhunderts in allen Ländern: von der persönlichen Fürsorge für das einzelne Opfer kultureller Verhältnisse zur Mitarbeit an dem Wandel der Verhältnisse selbst, von dem stillen, heimlichen Verbinden der Wunden, die das harte Leben Tausenden geschlagen, zu dem Versuch, die Hand zurückzuhalten, die diese Wunden schlägt.

Eins aber vor allem ist es, das aus dem Wirken Mrs. Butlers als eine zwingende und ermutigende Wahrheit in den Skeptizismus und die Indifferenz unserer Zeit herüberflingt — es ist dasselbe, was Emilie de Morsier einmal als die tiefinnere Kraft der Bewegung, der sie diente, bezeichnet hat:

„. . . wenn wir wollen, daß der immer wachsende Einfluß der Frauen in der Gesellschaft ein Leben bringendes und erneuerndes Element werde — dann müssen wir ein gemeinsames Ideal haben, ein Ideal der Gerechtigkeit und Liebe. Ob wir nun durch die Religion, durch die Wissenschaft, durch die Philosophie oder nur durch die Lebenserfahrung und durch das Eingehen in die Leiden der Menschheit dazu gelangt sind, dieses Ideal zu verstehen, das ist einerlei. Die Hauptsache ist, daran zu glauben und an seiner Verwirklichung zu arbeiten.

Jedesmal, wenn die Frau dem Hohn und dem Spott mit dem Enthusiasmus antwortet, wenn sie die brutale Gewalt mit dem sittlichen Mute besiegt; jedesmal, wenn sie da, wo der Egoismus herrscht, die liebevolle Hingabe an die Stelle setzt, und wenn sie den unfruchtbaren Verneinungen des Mannes die Bejahung ihres Glaubens an ein Ideal des Wahren und des Guten entgegensetzt, sei es im privaten oder öffentlichen Leben, überall da wird sie an ihrem rechten Plage sein. Denn unsere Gesellschaft geht daran zu Grunde, daß sie an nichts mehr glaubt; der Frau aber ist die Mission anvertraut, das heilige Feuer im Tempel zu unterhalten. Wenn es auslöscht, dann sind wir die Schuldigen, aber auch die ersten Opfer.“



# Frauenarbeit in Preussen.

Von

Alice Salomon.

Nachdruck verboten.

**S**Der Niedergang der deutschen Industrie, der wesentlich durch die Zollpolitik und die Unsicherheit in Bezug auf den Abschluß neuer Handelsverträge beeinflusst ist, macht sich bereits auf dem Arbeitsmarkt fühlbar und verringert nicht zum wenigsten die günstigeren Arbeitsmöglichkeiten für Frauen. Das geht aus den „Jahres-Berichten der Königlich Preussischen Regierungs- und Gewerbe-räte und Bergbehörden für 1900“<sup>1)</sup> deutlich hervor. Während für die erste Hälfte des Berichtsjahres noch eine bedeutende Zunahme der industriellen Arbeiterschaft — auch des weiblichen Teiles — und eine steigende Lohntendenz zu konstatieren ist, tritt im Sommer und Herbst der Rückschlag ein, der für Frauen, namentlich in der Textil-industrie, Arbeitslosigkeit oder verminderte Einnahmen infolge von Betriebseinschränkungen mit sich brachte. In einigen Fabriken ruhte die Arbeit regelmäßig an zwei Wochentagen; in andern wurde nur bei Tageslicht gearbeitet. Das mangelnde Angebot von Arbeitskräften, über das in früheren Jahren oft geklagt wurde, hat nunmehr einem die Nachfrage weit übersteigenden Überschuss Platz gemacht. So heißt es in dem Bericht des Aufsichtsbeamten aus Frankfurt a. O.: In der Textilindustrie waren im Herbst sehr viele Arbeiterinnen vorübergehend arbeitslos, und eine ganze Anzahl der als beschäftigt geführten Arbeiterinnen thatsächlich ohne Verdienst, da viele Arbeiter bei dem schlechten Geschäftsgange sehr lange auf neue Arbeit warten mußten. Besonders Frauen wurden davon betroffen, weil man im allgemeinen bei nötig werdenden Arbeiterentlassungen lieber die Arbeiterinnen als die leistungsfähigeren Arbeiter entläßt, und andererseits die Frauen, welche ein Hauswesen zu besorgen haben, eine zeitweise Unterbrechung der Arbeit innerhalb gewisser Grenzen nicht ungern sehen, da sie dadurch Gelegenheit haben, sich ihrem Hauswesen zu widmen. In diesem Jahre wurden allerdings diese Grenzen wesentlich überschritten.“ Nur aus wenigen Bezirken wird noch von einem Mangel an Arbeiterinnen berichtet; so aus Breslau, wo außerdem einige größere Spinnereien über eine Verschlechterung der unverheirateten weiblichen Arbeiterschaft klagten; sie führten das auf die Entstehung und Erweiterung großer Warenhäuser zurück, die die besseren Elemente als Hilfspersonal an sich ziehen. In einigen Industriezweigen blieb die Arbeitsgelegenheit für Frauen unvermindert, während sich für die höher entlohten Arbeiter die geschäftliche Krise stark fühlbar machte. So wurden in den Zementfabriken des Regierungsbezirks Oppeln 420 erwachsene männliche Arbeiter entlassen, während alle Frauen ihre Arbeit behielten. Dabei wurden die Arbeiterinnen in gesundheitschädlicher Weise vor den heißen Trocken- und Brennöfen beschäftigt, eine Art der Arbeit, die in Preußen sonst nirgendwo von Frauen verrichtet wird. Hier zeigt sich deutlich, wie die Frau als Lohnrührerin — zum Schaden der Gesamtheit — auftritt, solange sie nicht mit den männlichen Arbeitsgenossen in leistungsfähigen Berufsorganisationen vereint ist.

Es ist deshalb mit Freude zu begrüßen, daß hier und da das Solidaritätsgefühl der Arbeiterinnen zu erstarren beginnt und daß die Berichte kleine, aber ermutigende Erfolge auf Grund gemeinsamen Vorgehens der Arbeiterinnen verzeichnen können. So haben die Textilarbeiterinnen des Bergischen Landes durch Beteiligung an einer Arbeitseinstellung zur Erämpfung der zehnstündigen Arbeitszeit beigetragen. In Cuxen traten von 72 Arbeiterinnen einer Zigarrenfabrik 50 in den Ausstand,

<sup>1)</sup> Mit Tabellen und Abbildungen. Amtliche Ausgabe. Berlin 1901. H. v. Deder's Verlag.

weil einer Kollegin, die in Vertretung der Arbeiterschaft beschwerdeführend beim Arbeitgeber vorstellig geworden war, gekündigt wurde. Durch Arbeitseinstellung erzwangen die 300 Arbeiterinnen zweier Harburger Fischkonservenfabriken eine wesentliche Erhöhung ihres Tagelohns. Im Magdeburger Bezirk konnte ein Fabrikant, der wegen dringender Aufträge von der Behörde Erlaubnis zur Überschreitung der gesetzlichen Maximalarbeitszeit erhalten hatte, diese nicht ausnutzen, weil die Arbeiterinnen auf Veranlassung ihres Verbandes sich trotz der Aussicht auf größeren Verdienst weigerten, länger als 11 Stunden täglich zu arbeiten. Im vorhergehenden Jahre waren Arbeiterinnen einer andern Fabrik in derselben Weise vorgegangen, mit dem Erfolg, daß der Fabrikbesitzer in diesem Jahr die Erlaubnis zur Überarbeit nicht wieder nachsuchte. Man scheint also durch Mehreinstellung von Arbeiterinnen oder bessere Verteilung der Arbeit die Nachteile der Überarbeit ohne große Schwierigkeiten vermeiden zu können.

Daß trotz des Mangels an Arbeitsgelegenheit bei dem geschäftlichen Rückgang noch immer die Erlaubnis zur Überarbeit von so vielen Arbeitgebern nachgesucht wird, kann wohl auch mehr auf Gewohnheit als auf eine dringende Notwendigkeit zurückgeführt werden. So erklärten die Inhaber zweier Thorner Honigkuchensfabriken, denen eine früher erteilte Erlaubnis zur Überarbeit an den Sonntagen vor Weihnachten in diesem Jahre vorenthalten wurde, daß ihnen Verluste irgendwelcher Art daraus nicht erwachsen seien und daß die Stellung des Antrages mehr aus Prinzip als aus Bedürfnis erfolgt sei. Solche Fälle zeigen, daß die Anträge auf Bewilligung von Überarbeit von den Aufsichtsbeamten und Behörden gar nicht zu sorgfältig geprüft und nicht streng genug behandelt werden können. Wenn die Arbeiterinnen durch einmütiges Vorgehen sie darin unterstützen, wird sich wenigstens der elfstündige Maximalarbeitstag endlich im Volksbewußtsein als feststehende und unabänderliche Errungenschaft der Arbeiterinnen einbürgern.

Vielleicht nicht auf ein Prinzip, aber auf ein Gemisch von Gesetzesunkenntnis, von Mißachtung der Vorschriften, von Interesselosigkeit für die Arbeiter und rücksichtslosem Geschäftsgeizismus sind die zahlreichen Übertretungen der Schutzbestimmungen für Arbeiterinnen zurückzuführen, die der Bericht aufweist.

Außer 1426 Zuwiderhandlungen, die mehr formalen Charakter trugen, wurden von den Beamten 810 Übertretungen der Bestimmungen über die Dauer der Beschäftigung von Frauen, Nachtarbeit, Pausen u. dergl. ermittelt, die 5394 Arbeiterinnen betrafen. Die Zuwiderhandlungen verteilten sich auf 1879 Anlagen, hauptsächlich auf Ziegeleien, auf das Bekleidungs- und Reinigungsgewerbe, die Textilindustrie und die Industrie der Nahrungs- und Genussmittel. Die Gesetzesübertretungen waren teils so schwerer Art, daß die Schuldigen zu hohen Geldstrafen herangezogen wurden. So wurde der Direktor einer Zuckfabrik wegen Verletzung von sechs Gesetzesbestimmungen zur Zahlung der ungewöhnlich hohen Strafe von 290 Mark verurteilt. Er hatte u. a. Arbeiterinnen des Sonntags, ferner bei gesundheitsgefährlichen, für Frauen verbotenen Arbeiten beschäftigt. Eine Arbeiterin war 36 Stunden hintereinander von ihm beschäftigt worden!

In einer Zigarrenfabrik fand der Inspektor während der gesetzlich vorgeschriebenen Mittagspause zehn erwachsene Arbeiterinnen eingeschlossen. Es stellte sich heraus, daß auf diese Weise die häufige Übertretung des Gesetzes vor dem Aufsichtsbeamten verheimlicht werden sollte.

In einer Zinkhütte waren Arbeiterinnen gegen ihren Willen für einen Schichtlohn von 75 Pfg. zur gesetzwidrigen Nachtarbeit befohlen worden.

Ein besonders krasser Fall der Umgehung des Verbots der Nachtbeschäftigung von Frauen teilt der Magdeburger Beamte mit. Er traf in einer Zuckfabrik des Nachts vier Frauen beim Zuziehen frisch gefüllter Zuckersäcke an. Die Frauen hatten in dieser Weise während der Kampagne mehrfach gearbeitet und waren sogar mit nur einständiger Pause fast 24 Stunden hintereinander tätig gewesen. Der Leiter des Betriebs gab zwar die Kenntnis dieser Beschäftigung zu, lehnte aber seine Verantwortlichkeit ab, weil die Frauen nicht von der Fabrik angestellt und



bezahlt würden, sondern von den Männern, denen die Einsackung des Zuckers und die Vernähung der Säcke im ganzen übergeben sei. Der Beamte erkannte die Begründung nicht als stichhaltig an und hat gegen den Betriebsleiter Strafantrag gestellt, der noch nicht zur Verhandlung gekommen ist.

Im Erfurter Bezirk wurde die Direktion einer Konfektionsfirma bestraft, weil die Arbeiterinnen in gesetzwidriger Weise Sonnabend abends beschäftigt wurden. Der revidierende Beamte fand die Türen zu den Arbeitsräumlichkeiten geschlossen und erhielt erst auf wiederholtes Klopfen Einlaß. Die Arbeiterinnen müssen also gut instruiert oder überwacht gewesen sein. Auch über unsittliche Zumutungen von Fabrikbeamten haben sich Arbeiterinnen zu beschwerten gehabt.

Völlig unzureichend sind in einigen Bezirken noch die Ankleide- und Waschräume für die Frauen. In einer Lumpensortieranstalt in Hagen mußten die Arbeiterinnen sich in einer Gartenlaube umkleiden, die von allen Seiten der Nachbarschaft freien Einblick gewährte. Auf einer Ziegelei in Marienwerder beobachtete der Inspektor, wie bei Beginn der Mittagspause die Arbeiterinnen sich auf einem offenen Podium über dem Ringofen neben der Karrbahn wuschen und umkleideten. Anderwärts wurden für 25 Frauen nur zwei Waschbecken gefunden.

Durch die große Aufmerksamkeit einiger Gewerbeaufsichtsbeamten und durch ihre unausgesetzten Bemühungen ist vielfach aber das Verständnis der Arbeitgeber für solche Forderungen gestiegen, und die Beamten können berichten, daß in manchen Betrieben auf zweckmäßige Einrichtung und Unterhaltung dieser Räume besonderer Wert gelegt wird. Auch die zur Verhütung von Krankheiten von den Beamten empfohlenen Vorsichtsmaßnahmen werden immer mehr eingeführt, so daß die Gewerbeinspektion durch hygienische Belehrung von Arbeitgebern und Arbeitnehmern zum wertvollsten Mitarbeiter an der Erhaltung und Stärkung der Volksgesundheit wird. Wie notwendig gerade dieser Zweig ihrer Tätigkeit ist, geht z. B. daraus hervor, daß in einer keramischen Druckerei, die erst neuerdings mit einer Vorrichtung zur Staubabsaugung versehen wurde, im Jahre 1900 von 57 meist weiblichen Arbeitern 26 die Hilfe der Krankenkasse wegen Bleivergiftung in Anspruch nahmen. Ein erschütternder Fall von Gesundheitsschädigung durch Unwissenheit und Unkenntnis der Betriebsgefahren ereignete sich in einer Ründholzfabrik des Kölner Bezirks. Ein neunzehnjähriges Mädchen hatte sich auf Weisung des Kassennarztes zwei Zähne ziehen lassen und war mit Erlaubnis und Wissen des Arztes und des Zahnarztes sofort wieder zur Arbeit gegangen. Nach achttägiger Beschäftigung stellten sich Anzeichen einer Nekrose-Erkrankung des Unterkiefers ein. Im Laufe der zehnmonatlichen Behandlung mußte der Unterkiefer in mehreren Operationen vollständig entfernt werden. Der Aufsichtsbeamte teilt dazu mit, daß keine Aussicht vorhanden ist, dem so schwer getroffenen Mädchen eine Entschädigung zu verschaffen, da sich kein Arzt bereit gefunden habe, die Beschränkung ihrer Erwerbsfähigkeit zu bescheinigen!

Ob auch die Bemühungen einer Rechtsschutzstelle in solchem Fall keinen Erfolg haben sollten?

Ohne Willen und ohne Wissen der Arbeitgeber — durch die Schuld der Arbeiterinnen oder der trostlosen Verhältnisse, die sie zu solchem Schritt treiben, scheint das Verbot der Beschäftigung von Wöchnerinnen manchmal umgangen zu werden. Mehrfach wird in den Berichten hervorgehoben, daß die Arbeitgeber jede Verantwortung in Bezug auf diese Verordnung neu eingetretenen Arbeiterinnen gegenüber ablehnen, da sie keine Kenntnis davon haben können, ob diese Wöchnerinnen sind. Die Niederkunft veranlaßt häufig nicht nur eine Unterbrechung, sondern ein Ausscheiden aus dem Arbeitsverhältnis, das später das Auffuchen neuer Arbeitsgelegenheit erforderlich macht. Ein als arbeiterfreundlich bekannter Fabrikbesitzer erklärte, daß er aus Anstandsgründen nicht jeder neu in Beschäftigung tretenden Arbeiterin derartige Fragen vorlegen würde. Jedenfalls ist die Kontrolle über die Ausführung dieser Bestimmung sehr schwierig; sie ist fast allein in die Hand der betreffenden Arbeiterin gelegt. Eine Erhöhung der Krankenkassenleistung für diese Fälle wird am besten Notstände und Zwangslagen beseitigen, die zur Übertretung des Gesetzes Veranlassung



geben könnten. Von seiten der Unternehmer wurde vielfach bekundet, daß sie einem verstärkten Wöchnerinnenschutz keine Schwierigkeiten entgegenstellen würden. Daß dieser Zweig des Arbeiterinnenschutzes in seiner Bedeutung gewürdigt wird, geht auch aus mehrfachen Errichtungen von Wöchnerinnenheimen hervor. So sind die Wohlfahrtseinrichtungen der Höchster Farbwerke durch ein Wöchnerinnenasyl bereichert worden, in dem die Frauen der Arbeiter und Aufseher während ihrer Entbindung und für die vom Anstaltsarzt noch als wünschenswert bezeichnete Zeit nach derselben Aufnahme und Verpflegung finden. Auch übernimmt die Firma  $\frac{2}{3}$  der Kosten für die eventuell erforderliche Anstellung einer Hauspflegerin zur Vertretung der Hausfrau. Ähnliche Fürsorge wird in Elberfeld von den Farbenfabriken der Firma Fr. Bayer gewährt.

Nahe verwandt ist diesen Bestrebungen die immer mehr in Aufnahme kommende Errichtung von Fabrikrippen und Bewahranstalten. Die größere Aufmerksamkeit, die in den letzten Jahren der Frauen-Fabrikarbeit geschenkt wurde, hat in weiten Kreisen der Erkenntnis Raum geschaffen, daß die Lohnarbeit verheirateter Frauen nicht mehr aus dem Wirtschaftsleben auszuschalten ist. Das Erfassen dieser Thatsache mußte zu lebhaftem Bemühen führen, die aus der Arbeit der Frau und Mutter für die heranwachsende Generation entstehenden Gefahren herabzumindern, den Arbeiterinnen einen Teil der Mutterpflichten abzunehmen. Wie notwendig das regere Eingreifen in dieser Richtung ist, geht aus dem Bericht des Liegnitzer Beamten hervor. Er traf in einer Glashütte Arbeiterinnen, die ihre kleinen Kinder mit zur Arbeitsstelle nahmen. „Mit Rücksicht auf die Gefährdung der Kleinen wurde dies untersagt. Jedoch konnte dem Antrage von mehreren Arbeiterinnen, ihre Kinder mitbringen zu dürfen, entsprochen werden, nachdem von den Arbeitgebern ein Teil des Arbeitsraumes zur Aufbewahrung der Kinderwagen und zum Aufenthalt der Kinder von den Arbeitsplätzen abgetrennt worden war.“

Dies Maß der Fürsorge erscheint recht gering; erfreulicher sind die Berichte über Eröffnung von Fabrik-Bewahranstalten in Landeshut, Ober-Kauffung, Ruhrort, Düsseldorf, der Zementfabrik Hemmoor, des Stahlwerkes Hösch in Dortmund, sowie das steigende Interesse der Fabrikanten an der hauswirtschaftlichen Ausbildung der heranwachsenden weiblichen Jugend. Haushaltungsschulen und hauswirtschaftlicher Unterricht für Fabrikarbeiterinnen sind in Elbing, Herford, Barmen, Altwasser eingerichtet worden; zahlreicher noch haben sich Fabrikanten an den Bestrebungen beteiligt, Koch- und Haushaltungsunterricht mit der Volksschule zu verbinden oder unmittelbar daran zu knüpfen. Man arbeitet damit der wirtschaftlichen Untüchtigkeit der zukünftigen Arbeiterfrauen entgegen, da größtenteils die Schuld an der Zerrüttung des häuslichen Lebens in Arbeiterkreisen auf die zu früh einsetzende Fabrikarbeit der Mädchen und den damit verbundenen Mangel an hauswirtschaftlichen Kenntnissen zurückgeführt wird.

So erfreulich auch diese verschiedenen Wohlfahrtsbestrebungen wohlmeinender Unternehmer sind, so liegt ihr Wert doch hauptsächlich in der Anregung, die sie leistungsfähigeren Körperschaften zu gleichem oder ähnlichem Thun geben. Der Kreis, dem sie helfen können, ist zu klein; er wechselt auch zu schnell, als daß nachhaltige Wirkungen erzielt werden könnten. Wie viele von den 443 141 Fabrikarbeiterinnen Preußens, die der Bericht für 1900 nennt, mögen wohl Nutzen daraus gezogen haben?

Die Gewerbeaufsichtsbeamten sind in der Lage, nachdrücklicher als andere Sozialreformer durch ihre Berichte auf eine gerechte Würdigung solcher Bestrebungen und auf die notwendige Erweiterung kommunaler und staatlicher Fürsorgethätigkeit für die arbeitenden Klassen hinzuwirken, den Arbeitern den Weg zur Selbsthilfe zu bahnen und zu ebnen. Daß dabei die Bedürfnisse der arbeitenden Frauen in Zukunft mehr als bisher berücksichtigt werden dürften, dafür bietet die im Berichtsjahr endlich erfolgte Anstellung der beiden ersten Assistentinnen der preussischen Gewerbeinspektion eine Gewähr.





männliche Personal, im allgemeinen kein festes Jahresgehalt zu bekommen, sondern für die Unter- suchung je eines Schweines honoriert zu werden und zwar mit 55 Pfg. Das feste Gehalt schwankt zwischen 60—100 Mark pro Monat. Während der Zeit der Hilfsarbeiterschaft, mit der sich meist die Neueingestellten zuerst begnügen müssen, beträgt die Jahreseinnahme 900—1000 Mark; später jedoch, besonders in den Schlachthäusern der Groß- städte, an 1500—1600 Mark.

Es empfiehlt sich, vor dem eigentlichen Unter- richte, sich schon vorbereitende theoretische Kenntnisse aus einem guten, geeigneten Lehrbuche zu ver- schaffen, um dann um so leichter dem praktischen Unterrichte folgen zu können, weil sich hier immer- hin dem Laien ein ihm bisher fremdes Gebiet er- schließt.

Ein gutes Lehrbuch ist: „Der Trichinenschauer“ von Dr. A. Johne bei Paul Parey, Verlagsbuch- handlung, Hedemannstr. 10, Berlin S.W.

## Vereine.

### Verein zur Errichtung wirtschaftlicher Frauen- schulen auf dem Lande.

Der Verein für wirtschaftliche Frauenschulen auf dem Lande, aus der deutschen Frauenbewegung hervorgewachsen, verfolgt seit 6 Jahren von Hannover aus in Wort und That rastlos seine Be- strebungen. Vom Jahre 1897 ab haben in der ersten Frauenschule des Vereins, die jetzt in der königlichen Domäne Reisenstein bei Leinefelde ihre von der Preussischen Regierung beifällig anerkannte und geförderte Wirksamkeit entfaltet, 130 Angehörige der höheren, gebildeten Stände ein freiwilliges praktisches Lehrjahr durchgemacht, wie es fortan eine jede Deutsche zwischen ihrem 18.—25. Lebens- jahr leisten sollte. In diesem Frühjahr konnte die Frauenschule nach der 4. Jahresprüfung wiederum mehrere beruflustige Damen in haus- und land- wirtschaftliche Lehr- und Verwaltungsposten hinaus- senden, in denen sie auskömmliche befriedigende Stellungen fanden. Der Verein ist im Begriff, seine 2 Frauenschulen in Obernkirchen, Kreis Hildesheim, zu eröffnen. Die Organisation der Frauenschulen ist folgende: dem Verwaltungs- und Lehrbetrieb jeder der beiden Frauenschulen steht eine selbständige Leiterin von vielseitiger, praktischer und theoretischer Bildung vor. Sie ist zugleich Mitglied eines aus sachverständigen Personen bestehenden, vom Vereins- vorstande für jede Frauenschule besonders eingesetzten Kuratoriums. Die Leiterin der Frauenschule Reisen- stein ist Fräulein Margarete Endemann. Die Leitung der Frauenschule Obernkirchen hat Fräulein Helene Morgenbesser übernommen. Für jeden Arbeitszweig sind geprüfte Lehrerinnen angestellt: für Küche, Wäsche, Gartenbau, Molkerei, Geflügel- zucht u. s. w. Für das 1. Arbeitsjahr haben beide Frauenschulen den gleichen Lehrplan. In Obern- kirchen wird außerdem durch Angliederung einer Haushaltungsschule für Töchter mittlerer und kleiner Landwirte ein Übungsfeld zur Vorbereitung land- wirtschaftlicher Lehrerinnen geschaffen. Die weitaus größten Mittel zur Einrichtung von Obernkirchen sind dem Verein durch die Hessischen Behörden und durch einen hochgefinnten Großindustriellen der dortigen Gegend zur Verfügung gestellt. Die Frau-

fürstin Marie zu Schaumburg-Lippe hat das Protektorat der neuen Frauenschule übernommen. In Süddeutschland regt sich lebhaft die Neigung zum Anschluß an die Bestrebungen des Vereins. In Württemberg hat sich neuerdings ein Zweigverein gebildet, dessen Vorsitz Gräfin Centrum in Stuttgart führt. Der Beitritt von Mitgliedern zur Förderung der Vereinsarbeit (Mindestbeitrag 2 Mark) wird herzlich erbeten. Meldungen und Anfragen, auch in Betreff der Schülerinnen, sind zu richten an die vorgenannten Leiterinnen, oder an die Vereinsvorsitzende Fräulein von Korf- fleisch, Reisenstein bei Leinefelde (Provinz Sachsen).

### Evangelischer Diatonieverein.

(Vorsitzender: Professor Zimmer.)

Bezüglich der Gesundheitspflege in den Mädcheninstituten haben die Vorstände der Comeniusgesellschaft, des Ev. Diatonievereins und des deutschen Vereins für Volkshygiene eine Um- frage an ungefähr 1500 Töchterinstitute erlassen, aus deren Beantwortung sich zweifellos ergibt, daß die Gesundheitspflege und der Unterricht in derselben in den deutschen Mädchenpensionaten im ganzen sehr im Argen liegt. Die Ergebnisse der Umfrage bringen die Organe der genannten drei Vereinigungen zum Abdruck. Es ergibt sich daraus, wie notwendig der Zusammenschluß solcher Pen- sionate ist, die nicht Erwerbs-, sondern wirkliche Erziehungsanstalten sein wollen. Ein solcher Ver- band besteht seit einem halben Jahr (Vorsitzender: Pfarrer Bender in Königstein i. Taunus) und wird mit der Zeit gewiß auf eine bessere Gesundheits- pflege in unseren Pensionaten einen großen Ein- fluß ausüben können.

Theoretische Kurse für Frauen in der Wohlfahrtspflege werden im Laufe des Winters wieder vom Ev. Diatonieverein in Berlin-Zehlendorfer veranstaltet. Vier Kurse sind in Aussicht genommen, von je einem Monat Dauer; sie sind unentgeltlich. Für Wohnung und Verköstigung zc. werden 60 Mark berechnet. Der erste findet im Oktober statt.

# ZUR FRAUEN- BEWEGUNG.

\* **Sieben Abiturientinnen** der Gymnasialkurse für Frauen zu Berlin haben kürzlich das Examen vor der Prüfungskommission des Königlichen Luisengymnasiums mit gutem Erfolg bestanden. Die Kurse haben seit 1896 31 Abiturientinnen zur Universität entlassen. Ein neuer Kursus beginnt zum Oktober. Meldungen sind zu richten an den stellvertretenden Leiter der Anstalt, Herrn Professor Dr. Wpckgram, Direktor der Königlichen Augustaschule, Kleinbeerensstr. 16—19 (Sprechstunde von 12—1).

Ebenso entließen die Gymnasialkurse des Allgemeinen deutschen Frauenvereins zu Leipzig 8 Abiturientinnen, die das Examen mit gutem Erfolg ablegten. Die Leipziger Kurse haben seit ihrer Gründung 22 Abiturientinnen entlassen. Anmeldungen für den neuen Kursus, der im Oktober beginnt, sind zu richten an die Leiterin Dr. Käthe Windscheid, Leipzig, Parkstr. 11.

\* **Über den Geschäftsbetrieb der Gesindevermieter und Stellenvermittler** hat der preussische Minister für Handel und Gewerbe im Anschluß an § 38 der Reichsgewerbeordnung sehr wichtige Vorschriften erlassen, die am 1. Oktober in Kraft treten. Wir lassen die wesentlichen von ihnen folgen:

Die gewerbsmäßigen Stellenvermittler haben bestimmte Bücher zu führen; der Polizei steht das Recht zu, diese jederzeit zu kontrollieren. Um die heimliche Stellenvermittlung zu verhindern, ist der Vermittler verpflichtet, deutliche Firmenschilder anzubringen; inseriert er in Zeitungen, so muß er seinem Namen den Zusatz beifügen: „Gesindevermieter“ oder „Stellenvermittler“. Unter gewissen Voraussetzungen hat er die Gebühren wieder zurückzahlen: der „Herrschaft“ dann, wenn der Dienstverpflichtete nicht angetreten ist oder die Eigenschaften nicht besitzt, die der Vermittler zugesichert hatte; der Stellungsuchende kann die Gebühren zurückfordern, wenn die Stelle nicht so beschaffen ist, wie versprochen. Einer besonders scharfen Aufsicht durch die Ortspolizeibehörde sind diejenigen Gesindevermieter und Stellenvermittler unterworfen, welche Stellen im Auslande an weibliche Personen oder im Inlande Stellen für Kellnerinnen oder sonstige in Schankräumen thätige weibliche Angestellte sowie für Ammen vermitteln. Verboten ist den Gesindevermietern und Stellenvermittlern

der Betrieb der Gast- und Schankwirtschaft, der Betrieb des Gewerbes in Gast- und Schankräumen und in solchen Räumen, die mit Gast- und Schankräumen in Zusammenhang stehen, das Auffuchen von Bestellungen außerhalb der Geschäftsräume und jede Geschäftsthätigkeit auf öffentlichen Wegen, Straßen, Plätzen, in Vergnügungsorten, in offenen Läden, Bahnhöfen, Eisenbahnzügen u. s. w. Die Verberberung und Verpflegung mit Ausschluß geistiger Getränke ist gestattet. Aber sie hat nach von der Ortspolizeibehörde genehmigten, in den Geschäftsräumen auszuhängenden Verzeichnissen zu erfolgen. Verboten ist ferner die Annahme von Gebühren und sonstigen Vergütungen vor Erledigung des Auftrages; Rückerstattung harter Auslagen darf nur insoweit verlangt werden, als ihre Verwendung auf Verlangen des Auftraggebers erfolgt ist und nachgewiesen werden kann. Den Stellung suchenden Personen sind ihre Gesindebücher, Arbeitsbücher und sonstigen Legitimationspapiere auf Verlangen sofort zurückzugeben; überhaupt steht den Gewerbetreibenden ein Zurückbehaltungs- oder Pfandrecht an Gegenständen, die bei Anlaß der Stellenvermittlung in ihren Besitz gelangt sind, nicht zu. Für nicht gewerbsmäßig betriebene Arbeitsnachweise und Stellenvermittlungen haben die Vorschriften keine Geltung. Der Vermittler soll solchen Personen, die ihre letzte Stelle ohne Einhaltung der Kündigungsfrist verlassen haben, keine Dienstleistung gewähren. Sie müssen sich, wenn sie ihrer Gebühren nicht verlustig gehen wollen, nach den Verhältnissen der Dienstherrschaft, für die sie einen Dienstverpflichteten verschaffen wollen, als auch nach den Dienstverhältnissen derjenigen Personen, denen sie eine Stelle vermitteln wollen, erkundigen. Sie haben die Vollständigkeit der Gesindebücher und Arbeitsbücher zu prüfen und dürfen Personen, die solche Bücher überhaupt nicht oder unvollständig ausgefüllte Bücher besitzen, eine Stelle nicht nachweisen.

\* In das deutsche Zentralkomitee der Ber-eine vom Roten Kreuz wurde die Oberin des Mutterhauses vom Roten Kreuz für das Königreich Bayern, Schwester Clementine von Wallmenich, als Referentin für Schwesternangelegenheiten berufen. Unter ihrer Leitung beginnt das Rote Kreuz in München am 1. Oktober eine systematische Ausbildung von Oberinnen. Die Aufnahmebedingung ist eine gute, allgemeine Bildung und mindestens einjährige praktische Arbeit in der Krankenpflege. Dieses Schwesternjahr könnte im

Münchener Mutterhaufe selbst durchgemacht werden. Alle Einzelheiten sind durch die Oberin zu erfahren: München, Neues Kreuz, Nymphenburgerstraße 163.

\* Den ersten Schritt zur staatlichen Ausbildung von Fortbildungsschullehrerinnen hat das Handelsministerium in Preußen kürzlich getan.

Infolge der Petition des Landesvereins Preussischer Volksschullehrerinnen vom Mai 1901 um Errichtung von staatlichen Kursen zur Ausbildung von Fortbildungsschullehrerinnen wurde der Vorstand des betreffenden Landesvereins am 25. Juni d. J. zu einer Konferenz im Handelsministerium geladen und ihm eröffnet, daß der Minister aus Zweckmäßigkeitsgründen von der Erfüllung weitergehender Forderungen zunächst absehen müsse, aber bereit sei, die staatlichen Fortbildungskurse für Lehrer, welche alljährlich im August bis September in Berlin stattfinden, auch den Volksschullehrerinnen zu eröffnen.

Diese Kurse dienen den Fortbildungsschulen mit handelsgewerblichen Zwecken und dauern vom 19. August bis 14. September. Die Teilnehmer erhalten freie Hin- und Rückfahrt, freien Unterricht und pro Tag 5 M. Unterhaltskosten. Dieselben Personen können in 2 auch 3 aufeinanderfolgenden Jahren zu den Kursen zugelassen werden.

Da die Verusung der Lehrer zu dem Kursus schon stattgefunden hatte, konnten in diesem Jahre nur noch 5 Plätze den Volksschullehrerinnen bewilligt werden. Dem Vorstande wurde aber eröffnet, daß der Minister nicht abgeneigt sei, eine bedeutend größere Anzahl von neuen Plätzen zu schaffen, resp. besondere Kurse für Lehrerinnen einzurichten, falls das Bedürfnis vorliege.

Der Vorstand des Landesvereins wurde ersucht, dem Minister bis zum 15. August geeignete Persönlichkeiten für den Kursus vorzuschlagen. Trotzdem der Vorstand die Aufforderung zu den Meldungen erst kurz vor den Sommerferien versenden konnte, und nur 5—6 Tage zur Meldung und Erlangung der einzureichenden Papiere blieben, meldeten sich 17 Bewerberinnen, von denen 5 zur Teilnahme an dem Kursus ausgewählt wurden. Zwei der Lehrerinnen sind aus Halle, je eine aus Elbing, Düsseldorf und Krefeld. Sie sind entweder schon jetzt an Fortbildungsschulen tätig oder hoffen, in nächster Zeit an solchen Beschäftigung zu finden.

Der Landesverein Preussischer Volksschullehrerinnen begrüßt diese Zulassung mit Freuden als den ersten Schritt, den der Staat zur Ausbildung von Fortbildungsschullehrerinnen getan hat und hofft, daß im nächsten Jahre einer größeren Zahl strebsamer Volksschullehrerinnen auf diese Weise Gelegenheit gegeben wird, sich für die Arbeit an der Fortbildungsschule vorzubereiten.

\* Der deutsche Apothekerverein hatte auf seiner diesjährigen Generalversammlung in Hannover über einen Antrag zu verhandeln, nach dem die Zulassung weiblicher Hilfskräfte mit geringerer Vor- und Ausbildung in den Apotheken für die Dauer des augenblicklichen Notstandes erwirkt werden sollte. Zur Begründung wurde auf die Schwierigkeiten hingewiesen, die Apotheker, namentlich auf dem Lande hätten, geeignetes Personal zu erhalten. Eine große Majorität betonte indessen, daß es eine Herabdrückung des Apothekerstandes bedeute, Personal mit geringerer Vorbildung einzuführen, geradezu in einer Zeit, wo in allen Berufszweigen, auch von den Apothekern, eine Hebung des Standes durch Förderung höherer Ausbildung angestrebt werde. Apothekerinnen mit vollwertiger Fachausbildung seien im deutschen Reich zugelassen; fordere man weibliche Hilfskräfte mit geringerer Ausbildung, dann müsse man auch männliche Hilfsarbeiter mit geringerer Ausbildung zulassen. Der Antrag wurde dann abgelehnt.

\* Interessante Resultate der Statistik des Arbeitsmarktes ergibt eine Zusammenstellung des „Arbeitsmarktes“ über die offenen Stellen und die Arbeitsuchenden, die bei den Arbeitsnachweisen angemeldet worden sind. Bei 85 Arbeitsnachweisen mit vergleichbaren Daten wurden im Juli d. J. insgesamt 45 743 offene Stellen angemeldet gegen 49 957 im Juli v. J. Darunter befanden sich 32 538 (1900 38 888) für männliche und 13 205 (11 069) für weibliche Personen. Die Zahl der offenen Stellen ist also bei den männlichen Personen um rund 60,0 gesunken, bei den weiblichen um rund 2000 gestiegen. Arbeitsuchende meldeten sich insgesamt 73 630 (1900 61 053), darunter 61 349 (51 167) männliche und 12 281 (9886) weibliche Personen. Die Zahl der männlichen Arbeitsuchenden hat also gegenüber dem Vorjahr um rund 10 000, die der weiblichen nur um 2400 zugenommen. Auf 100 offene Stellen kamen 160,9 Arbeitsuchende gegen 122,2 im Juli 1900. Bei den männlichen Personen stieg der Prozentsatz auf 182,4 (1900 131,7), bei den weiblichen erreichte er nur die Höhe von 93,0 (84,3). Verhältnismäßig war also der Zudrang der männlichen Personen noch einmal so stark als der der weiblichen.

\* Eine sozialdemokratische Frauenkonferenz, wie sie im vorigen Jahre in Mainz stattfand, ist für den diesjährigen Parteitag in Lübeck mit großer Majorität abgelehnt worden. Für die Abhaltung der Konferenz hatten sich nur Sozialdemokratinnen in Leipzig und Reichenbach i. V. erklärt.



\* **Die Mädchen- und Frauengruppen für soziale Hilfsarbeit zu Berlin** beginnen im Oktober 1901 ein neues Arbeitsjahr. Die Zahl der Mitglieder stieg im Laufe des letzten Jahres um ca. 60, so daß die Gruppen jetzt über 269 Mitarbeiterinnen verfügen. Trotzdem ist es nicht möglich gewesen, allen Anfragen, die aus Berliner Wohlfahrtsanstalten an die Gruppen gestellt wurden, zu entsprechen. Aus Anlaß des Inkrafttretens des Fürsorgeerziehungsgesetzes haben die Gruppen an die Abteilung für Waisenverwaltung der Berliner Armendirektion eine Liste von ca. 70 Mitgliedern eingeschickt, die sich zur Übernahme des Fürsorgerinnenamtes bereit erklären. Die Behörde hat die Berücksichtigung dieser Liste bereitwillig zugesagt.

Für die Vortragskurse, die zur theoretischen Ausbildung der Mitglieder in der Wohlfahrtspflege gehalten werden, ist eine noch höhere Frequenz erwünscht, da gerade diese gründliche Unterweisung vor der praktischen Arbeit ein Hauptzweck der Gruppen und die Anerkennung der Notwendigkeit gründlicher Kenntnisse für alle soziale Hilfsarbeit eines ihrer Hauptziele ist. — Alle Zuschriften und Anfragen sind zu richten an Frä. Elsa Krüger, Berlin W., Lützowstr. 63.

\* **Die Zahl der organisierten Arbeiterinnen** ist nach dem Bericht der Generalkommission der Gewerkschaften Deutschlands im verflossenen Jahre von 19 280 auf 22 844, also um 3564 gestiegen, doch stellt diese Ziffer noch nicht 3 Prozent der industriellen Arbeiterinnen dar. Nur 21 von den 58 Zentralverbänden wiesen eine weibliche Mitgliedschaft auf. Die Beteiligung der Arbeiterinnen ist daher eine winzige. Nach der Berufszählung von 1895 waren in den 58 Berufen, die bei der Statistik in Betracht kommen, 825 796 Arbeiterinnen beschäftigt. Nur 22 844 waren organisiert, also von hundert noch nicht drei. Die größte Zahl weiblicher Mitglieder wies der Textilarbeiterverband auf: 5254. Nur in fünf weiteren Verbänden: Schuhmacher-, Metallarbeiter-, Fabrikarbeiter-, Buchbinder- und Tabakarbeiterverband, betrug die Zahl der organisierten Arbeiterinnen mehr als 1000.

\* **Der Bau eines Genesungshauses für Frauen und Mädchen** der arbeitenden Klassen soll im Anschluß an die Kinderpflegstätte Lenzheim bei Schreiberhau im Riesengebirge begonnen werden. Es soll für 20 erholungsbedürftige Personen bemessen werden. Für Einrichtung und Bau ist ein Fonds von 60 000 Mark bereits gesammelt, und Jahresbeiträge in Höhe von etwa 6500 Mark sind von seiten wohlthätiger Personen gezeichnet. Besonders Interesse findet die Unternehmung in den Kreisen der schlesischen Industriellen.

\* **In den Gemeindewaisenrat zu Dessau** wurde eine Frau ehrenamtlich eingestellt.

\* **Die Wiener Lehrerinnen** haben eine Eingabe an den Landtag beschlossen, in der sie zu dem kürzlich eingebrachten Lehrerpensionsgesetzentwurf Stellung nehmen. Die Eingabe richtet sich besonders gegen eine Bestimmung des Entwurfs, die die verheirateten Lehrerinnen künftig von der Ausübung ihres Amtes ausschließen soll. Die Gründe, die von den Lehrerinnen geltend gemacht werden, sind bemerkenswert, gerade weil man bei uns sich daran gewöhnt hat, das Ausscheiden der verheirateten Lehrerin aus dem Beruf für selbstverständlich zu halten, während man umgekehrt in Frankreich verheiratete Lehrerinnen vorzugsweise gern beschäftigt. Die Referentin über den Antrag führte u. a. folgendes aus (Dokumente der Frauen 15. Sept.):

Eine geradezu brutale Härte sei diese Bestimmung gegen jene Lehrerinnen, welche durch die Ungunst ihrer wirtschaftlichen Lage ihrem Berufe nicht entsagen können und dadurch thatsächlich zum Eölibat verurteilt sind. Ob die durch äußeren Zwang in der Selbstbestimmung ihrer persönlichen Angelegenheiten gehinderte, verbitterte Frau die richtige Erzieherin der heranwachsenden Jugend ist, sei eine Frage, die heute niemand mehr mit „ja“ beantworten wird. Wer Menschen erziehen will, muß vor allem selbst Mensch sein dürfen. Die Lehrerinnen mühten sich aber auch als Frauen gegen diese Zurücksetzung nach ihren männlichen Berufsgenossen zu verhalten, da sie ihr mühevolltes Amt erwiesenermaßen mit derselben Tüchtigkeit versehen wie die Kollegen und ihnen daher auch bloß vom Standpunkte der Gerechtigkeit aus die Einräumung derselben Rechte gebühre. Die Stellungnahme gegen das Eölibat sei nicht nur eine Angelegenheit der Lehrerinnen, sondern aller Frauen überhaupt, die in der Beurteilung der Lehrerin zur Ehelosigkeit nicht bloß eine Bedrückung ihrer Geschlechtsgenossinnen erblicken, sondern auch als Mütter ihrer Kinder für die Beseitigung dieser Bestimmung eintreten müssen.

\* **An der Wiener Universität** haben im vergangenen Sommersemester im ganzen 119 Frauen studiert, darunter 12 ordentliche Hörerinnen an der medizinischen Fakultät, 29 ordentliche und 22 außerordentliche Hörerinnen an der philosophischen Fakultät. Die übrigen 56 Hörerinnen waren Hospitantinnen. In Agram ist die Zulassung der Frauen zu dem Studium an der philosophischen Fakultät der Agramer Universität verfügt.

\* **Die Anstellung unbeförderter Armenbesucherinnen** an Stelle der beförderten Beamten ist von der Pariser Armenverwaltung beschlossen worden. Wenn sich genug Damen melden, sollen die Beamten abgeschafft werden. Es ist kaum anzunehmen, daß die fortschrittlichen französischen Frauen über diese Vergünstigung sehr erfreut sein werden.



[illegible]

1. **Introduction**  
 2. **Background**  
 3. **Methodology**  
 4. **Results**  
 5. **Conclusion**  
 6. **References**

**THE UNIVERSITY OF CHICAGO**

100





für Touristen, Radler, Sportleute, Soldaten (Sonnenbrand, Wundlaufen, Woll-, Schweißfuß, Verletzungen) u. a. m. Trotzdem ist Nafstalan kein Universalheilmittel! Die Heilwirkung beruht auf seiner physiologischen Wirkung und den gleichen pathologischen Veränderungen der Gewebe bei scheinbar ganz verschiedenen Krankheitsprozessen.

In richtiger Würdigung der großen Verbreitung, der das Nafstalan entgegensteht, und mit Rücksicht auf wünschenswerte Handlichkeit, Unschädlichkeit, Gebrauchsfertigkeit und Billigkeit werden auf ärztlichen Wunsch aus Nafstalan und anderen therapeutisch wertvollen Mitteln Nafstalan-Präparate hergestellt und zwar für medizinische Zwecke: Nafstalan (Nafstalan-Zintsalbe), Nafstalan-Heftpflaster, medizinische Nafstalan-Seife, Nafstalan-Hämorrhoidal-Päpchen; für Zwecke der hygienischen, täglichen Hautpflege: Nafstalan-Toilette-Seife und Nafstalan-Toilette-Crème.

Nach autoritativen Ansichten und im Hinblick auf die Unschädlichkeit und vielseitige Verwendung des Nafstalan und der Nafstalan-Präparate sind diese berufen, Volksheilmittel und unentbehrliche Hausmittel im wahrsten Sinne des Wortes zu werden. Treue Begleiter des Menschen und tägliche Helfer bei Unfällen, denen der Mensch von der Wiege bis zum Grabe ausgesetzt ist!

Eigene Versuche mit Nafstalan-Präparaten werden bald zeigen, wie man sich die große Heilkraft des Nafstalan im täglichen Leben zu nütze machen kann und wie wichtig es ist, die Präparate immer bei sich zu haben.

Grundsätzlich werden die Nafstalan-Präparate nur empfohlen, wenn die Empfehlung auf Grund vielfacher und weitgehender ärztlicher Beobachtungen mit gutem Gewissen erfolgen und in jedem einzelnen Falle auf zahlreiche günstige Gutachten medizinischer Autoritäten gestützt werden kann.

### Familien-Pension I. Ranges

von

Elisabeth Joachimsthal

BERLIN

Potsdamerstr. 35 II. rechts

Pferdebahnverbindung nach allen Richtungen. Solide Preise. Beste Referenzen.

Die Geschäftsstelle der

## Lebens-, Pensions-, Invaliditäts- und Kinder-Versicherung

der Mitglieder deutscher Frauenvereine „Friedrich Wilhelm“, Berlin W., Behrenstraße 60/61, Leiterin Fräulein Henriette Goldschmidt, angeschlossen 34 Frauenvereine in Deutschland, bietet allen alleinstehenden und erwerbenden Frauen die umfassendste Sicherstellung für das Alter und gegen eintretende Erwerbsunfähigkeit. Treueste Beratung zugesichert. Sprechst. tägl. 10—12.

### Gesangschule:

## Emily Hamann-Martinsen

Oratorien- und Liedersängerin.

Schülerin

der Frau Prof. Marchesi, Paris.

BERLIN W., Bülowstr. 88.

### Lehrerinnen-Kurse

der

Victoria-Portbildungsschule zu Berlin.

N.W. Tempelhofer Ufer 2.

Herbst 1901. Beginn des IV. Jahrganges.

- I. Theoretische Kurse: Pädagogik der Fortbildungsschule. Einführung in die soziale Gesetzgebung. Volkswirtschaftslehre.
  - II. Kaufm. Kursus: Rfm. Rechnen, Buchführung, Korrespondenz, Rfm. Schreiben, Stenographie, Maschinensreiben.
  - III. Gewerbl. Kursus: Schneidern, Putzmachen, Maschinennähen, Wäschezuschnitten.
- Schriftl. Anfragen u. Anmelde. zu richten an Fräulein Margarete Heinschke, W. Perllingerstr. 16. Spreehunde Mittwoch 5—6 in der Anstalt. Ausführl. Prospekte daselbst. Um rechtzeitige Anmeldungen wird gebeten. Der Vorstand.

## Höhere Mädchenschule, wahlfreie Kurse und Lehrerinnen-Seminar

von Frau Alara Gehling, Berlin SW., Schönebergerstr. 3  
(rechts am Anhalter Bahnhof).

Anmeldungen täglich von 1—2, Freitags von 1—4 Uhr.

### Künstlerinnen-Verein München. Damen-Akademie.

Wintersemester 1. Okt.—31. März. • Sommersemester 1. April—31. Juli.

Zeichnen: u. Malklassen (Kopf u. Akt) nach leb. Modell, die Herren: Angelo Jant, Heinz Rier, Christ. Vandenberg. — Landschaft u. Stillleben: Fräulein V. Remyer. (Beginn 16. Oktober). — Abend-Akt: die Herren: Rier u. Vandenberg (nur Wintersemester). — Zeichnen nach der betleideten Figur: (Abendkurs Sommersemester) Herr: Fritz Gegenbart. — Illustrieren u. Radieren: noch unbestimmt. — Anatomie: Herr Bildhauer Hermann, beide nur: Anfragen u. Anmeldungen zu Prospektive: Fräulein v. Welschbrunn, Wintersemester. • abref. an das Sekretariat des Künstlerinnen-Vereins, Bartenstraße 21, zweites Gartengebäude.

— Insription: 1. Oktober, 9—12 Uhr ebendasselbst. —



\* \* **W. Moeser Buchhandlung, Berlin.** \* \*

Demnächst erscheint:

# Handbuch der Frauenbewegung

herausgegeben von

**Helene Lange und Gertrud Bäumer.**

Mitarbeiter:

**Für Deutschland:** Alice Salomon, Marie Stritt, Anna Pappritz, Ottilie Hoffmann, Dr. Robert Wilbrandt, Lisbeth Wilbrandt, Mary J. Lyschinska.

**Für das Ausland:** Emilie Benz, Marie Bessmertny, Ersilia Majno Bronzini, Bice Cammeo, Maria Cederschiold, Auguste Fickert, Kirstine Frederiksen, J. Gatti de Gamond, Alexandra Gripenberg, Marianne Hainisch, Anna Hierta-Retzius, Dr. med. Maria Kalopokathès, Martina Kramers, Gina Krog, Isabella Moszczenska, Jane Scherzer, Martha Strinz, Dr. phil. Caroline Michaelis de Vasconcellos, Professor Dr. Wychgram u. a.

I. Teil.

**Die Geschichte der Frauenbewegung in den Kulturländern.**

II. Teil.

**Die Geschichte der Frauenbewegung und der sozialen Frauenthätigkeit in Deutschland auf ihren einzelnen Gebieten.**

III. Teil.

**Der Stand der Frauenbildung in den Kulturländern.**

IV. Teil.

**Die deutsche Frau im Beruf.**

Jeder ca. 20—25 Bogen starke Band ist einzeln käuflich.

Das vorliegende Buch ist auf deutschem Boden der erste Versuch, eine Übersicht über das ganze Gebiet der Fragen und Bestrebungen zu geben, die man in den Namen Frauenfrage und Frauenbewegung zusammenfasst. Es soll angesichts der grossen Unkenntnis, die in weiten und einflussreichen Kreisen über Ursprung, Ziele, Umfang und Bedeutung der Frauenbewegung herrscht, Aussenstehenden die Möglichkeit geben, sich an der Hand einer objektiven, wissenschaftlichen Darstellung über Geschichte und Stand der Frauenbewegung eingehend zu orientieren. Es soll allen, die in der Frauenbewegung arbeiten, zu einem gründlichen Studium der einschlägigen Fragen und der in Betracht kommenden Arbeitsgebiete, sowohl in Bezug auf Deutschland als auf das Ausland, die Hand bieten. Die Herausgeberinnen hoffen damit einem Bedürfnis entgegenzukommen, das weder die propagandistische Litteratur, noch die wissenschaftlichen Darstellungen der Frauenbewegung durch Aussenstehende befriedigen können.

Der Verlag wird die Ausstattung des Werkes in jeder Weise würdig und gediegen gestalten.





gefaßt und systematisch dem Gemeinwohl nutzbar gemacht werden — mit einem Wort: die Frauen müssen in die kommunalen Ämter einrücken.

Auf diesem Boden steht der Allgemeine deutsche Frauenverein schon seit drei Jahrzehnten. Sein *ceterum censeo* fand auf der diesjährigen Versammlung seinen energischen Ausdruck in einem Vortrag von Frau Marie Hecht über „die Frau in kommunalen Ämtern“.

Seit 1896 der deutsche Verein für Armenpflege und Wohlthätigkeit auf seiner Generalversammlung in Straßburg die Heranziehung der Frauen zur öffentlichen Armenpflege als „eine dringende Notwendigkeit“ bezeichnete, haben mehr und mehr die Städte sich zur Anstellung von Frauen als Beamtinnen dieses Zweiges der kommunalen Thätigkeit entschlossen. Schon in einer ganzen Reihe deutscher Städte, in Kassel, Königsberg, Danzig, Stoly, Posen, in Bremen, Mannheim, Bonn u. sind Frauen als den Männern gleichstehende Beamtinnen in der städtischen Armenpflege thätig. An manchen dieser Orte hat die freiwillige Wohlfahrtspflege der Frauenvereine, hat die propagandistische Thätigkeit von Frauen wie Jeannette Schwerin und Alice Salomon den Boden für diese Reformen bereitet. An andern Orten arbeiten Frauen in der städtischen Waisenpflege und in der Beaufsichtigung der Ziehfinder. Das neue Fürsorgeerziehungsgesetz eröffnet ihnen ein weiteres Arbeitsfeld.

Es erscheint nun geboten, in einer systematisch betriebenen Propaganda für die geographische Verbreitung dieser Reform sowohl als für ihre Durchführung im Sinne der noch nicht überall erreichten gleichberechtigten Mitarbeit der Frau einzutreten. Für diese Aufgabe beschloßen die Zweigvereine ihre Kraft einzusetzen, und der Hauptverein wird sie durch die Herausgabe eines Flugblattes unterstützen. Es handelt sich dabei ja nicht einmal in erster Linie darum, die städtischen Verwaltungen für die Sache zu gewinnen, es gilt vor allem, die Gleichgiltigkeit und Verständnislosigkeit der Frauen selbst zu besiegen, die der Einführung der Reform wohl das größte Hindernis entgegenstellt. Das Flugblatt soll daher in erster Linie dem Zweck dienen, die Frauen über das Wesen der modernen öffentlichen Armenpflege und die Notwendigkeit ihrer Mitarbeit aufzuklären.

Wie notwendig diese Aufklärung ist, das weiß nur, wer seine Thätigkeit nicht auf große Städte beschränkt, sondern sie auf kleine Städte und das Land ausdehnt. Gerade hier machen die Mißstände der kommunalen Verwaltung die Einstellung neuer Hilfskräfte oft dringend nötig. Die Summe von hausfraulichen Vorurteilen, die kleinstädtische Schwerfälligkeit und die Gebundenheit an das Herkömmliche stellen hier der theoretischen Zustimmung wie dem praktischen Entschluß oft die größten Hindernisse entgegen, und es bedarf einer unermüdlichen, von pädagogischem Sinn geleiteten Beeinflussung, um hier allmählich Fuß zu fassen. Gerade für diese Beeinflussung wollen und müssen wir Kräfte gewinnen, wirkliche Arbeitskräfte. Erst eine ausgedehnte und vielseitige kommunale Thätigkeit der Frauen, bei der die Frauen die Kommunen und die Kommunen die Frauen in ihrer Entwicklung fördern, wird die sichere Bürgschaft für eine spätere segensreiche Teilnahme der Frauen am Staatsleben schaffen.

Von der Armen- und Waisenpflege wird der Weg aufwärts zunächst durch die Schuldeputationen führen. Wir mögen so ziemlich der letzte Kulturstaat sein, der noch die Mitarbeit von Frauen in den Schulbehörden für überflüssig, entbehrlich, oder gar

schädlich hält. Resolutionen oder öffentliche Versammlungen, mit denen man heute unterschiedslos auf allen Gebieten segensreich wirken zu können meint, werden diese Frage ihrer Lösung nicht näher führen. Hier kann nur die lokale Arbeit wirklich geschulter Kräfte mit Erfolg einsetzen, um allmählich dies Feld zu erobern.

Wie bedeutungsvoll, ja wie absolut entscheidend die praktische Leistung des Einzelnen für die Fortschritte der Frauenbewegung auf all ihren Gebieten ist, das zeigt auch die Entwicklung der weiblichen Gewerbeinspektion; es kommt eben jetzt, wo die angestellten Beamtinnen noch aus den verschiedensten Berufs- und Lebenskreisen genommen werden, alles darauf an, daß ihre Leistungen die neue Institution auf ein Niveau erheben, auf dem sie ihrer sozialpolitischen Bedeutung in vollem Maße gerecht werden kann. Liegt auch die Gewähr dafür, daß dies Niveau erreicht und erhalten wird, in erster Linie in der Persönlichkeit der angestellten Beamtinnen, so muß doch auch notwendig durch eine gewisse Einheitlichkeit der Ausbildung ein Schutz gegen das Eindringen minderwertiger Elemente geschaffen werden. Von diesem Gesichtspunkt ging seiner Zeit Frau Schwerin aus, als sie die Ausbildungskurse für Gewerbeaufsichtsbeamtinnen in Berlin begründete. Aus dem gleichen Gesichtspunkt, den Anforderungen entgegenkommend, die in der weiteren Entwicklung der weiblichen Gewerbeinspektion an die Vorbildung und Befähigung der Beamtinnen zu stellen sein werden, wird der Allgemeine deutsche Frauenverein auf Anregung seiner Hamburger Ortsgruppe bei den Bundesregierungen darum einkommen, daß für die höheren Posten akademisch gebildete Frauen, für die niederen Arbeiterinnen mit praktischer Vorbildung ernannt werden.

Menschen geeigneter, tüchtiger, besser machen: darin allein liegt das Geheimnis und die Kraft sozialen Fortschritts. Die Institutionen müssen dann folgen. In diesem Sinne faßte Tolstoi die soziale Frage, an deren Lösung Gesetzgebung und Wirtschaftspolitik vergebens sich mühen, als eine geistig-sittliche, eine Erziehungsfrage. Ihre Lösung liegt in der Erweckung des sozialen Gewissens.

Es war charakteristisch, wie die verschiedenen Rednerinnen auf ihren einzelnen Gebieten und von verschiedenen Gesichtspunkten ausgehend, zu diesem Ergebnis kamen, dieser Erkenntnis Ausdruck gaben.

Eine neue Überzeugungskraft brachte die Hervorhebung dieses Gesichtspunktes in die Behandlung der Sittlichkeitsfrage durch einen Vortrag von Frä. Bertha Pappenheim. Als die deutsche Frauenbewegung zuerst die Sittlichkeitsfrage in ihr Arbeitsprogramm aufnahm, geschah es in einem Gefühl der Enttäuschung über die Entwürdigung der Frau, die in der gesetzlichen Handhabung dieser Frage zum Ausdruck kommt, in dem Gefühl, daß gerade hier etwas geschehen müsse. Seit einem Jahrzehnt bringt jeder Frauentag diese Verhältnisse, die Mittel und Wege zur Abhilfe, zur Erörterung, und jeder Frauentag stellt seine Teilnehmerinnen unter den entmutigenden Eindruck der Tatsache, daß alles Erreichte die Macht dieser Verhältnisse nicht zu erschüttern vermag.

Frä. Pappenheim verstand es, die schon oft aufgezählten sozialen Ursachen des Übels, in der Wohnungsnot, den Lohnverhältnissen, der Diensthotenfrage, der Erziehung so in den Vordergrund zu stellen, daß ihr Vortrag zu einem beredten Appell an das soziale Gewissen der Zuhörerinnen wurde. Sie zeigte ihnen die Seiten der Frage, an denen sie sich mit schuldig fühlen mußten, an denen sie mitarbeiten konnten, um eine



Änderung herbeizuführen. Und sie zeigte sie ihnen unter Gesichtspunkten, die ihnen den Wunsch nahelegen mußten, innerhalb der Kommunen an der Hebung dieser Ursachen mitarbeiten zu können.

Schon der Titel des Vortrages von Frä. Alice Salomon: „Konsumentenmoral und Käuferinnenvereine“ zeigt, daß er nach derselben Richtung zu wirken bestimmt war. Obschon man denken müßte, daß jede Käuferin sich über die Wirkung und Gegenwirkung von Preislage und Lohnverhältnissen, von Konsumentenansprüchen und Arbeitsbedingungen klar sein müßte, beweist die Saisonarbeit in allen Konfektionsbranchen, die Blüte der Schleuderbazare, die unregelmäßigen Einnahmen des einzelnen Handwerkers mit vornehmem Kundentrieß deutlich genug, wie wenig das der Fall ist. Sehen doch häufig gerade die Frauen der „besseren Stände“ ihren Hausfrauenstolz darein, die billigsten Quellen aufzutreiben, ohne zu bedenken, wie oft diese Billigkeit als ein schwerer Druck auf den Arbeiter zurückwirkt. Es wäre lebhaft zu wünschen, daß der Vortrag von Frä. Salomon, der diese Zusammenhänge in ihrer unerbittlichen Kausalität den Hörerinnen darlegte, noch an vielen Orten auf die sozialpolitische Erziehung der Frau seine Wirkung ausübte.

Die Notwendigkeit, das soziale Gefühl immer mehr zu einem Faktor der modernen Kultur zu entwickeln, war der leitende Gesichtspunkt für die Behandlung des Themas „Moderne Erziehungsprobleme“ durch Frä. Gertrud Bäumer.

Aus dem Wesen unseres modernen Geisteslebens, dem bis zum Ichkultus gesteigerten Persönlichkeitsgefühl, den immer zunehmenden Ansprüchen des Einzelnen an persönliche Freiheit und Selbständigkeit erwachsen der Erziehung neue und schwere Probleme. Sie darf sich den Anforderungen solcher neuen geistigen Zeitströmungen nicht entziehen. Aber der Weg, ihnen zu genügen, führt nicht zu der individualistischen Pädagogik, die Ellen Key für ihre Zukunftsschule erträumt. Die eigentliche, die Hauptaufgabe der Erziehung unserer Zeit ist es, diesem Persönlichkeitsgefühl das Gleichgewicht zu halten, dieses Streben nach größerer Selbständigkeit für sich durch das Bewußtsein einer schwereren Verantwortung für andere zu adeln, mit einem Wort: das soziale Gewissen zu wecken.

Die Anschauung, nach der der soziale Fortschritt, der die Entwicklung der Frauenbewegung in sich schließt, in erster Linie ein innerer, ein geistig sittlicher ist, bestimmt den Allgemeinen deutschen Frauenverein auch in seiner agitatorischen Tätigkeit.

In ihrem Vortrag „Agitation in der Frauenfrage“ ging Frau Elisabeth Kruckenberg von dem Gesichtspunkt aus, daß es der Frauenbewegung in erster Linie darauf ankommen muß, Persönlichkeiten, überzeugte Mitarbeiter zu gewinnen, daß auch hier das Hauptgewicht auf den inneren Erfolg, nicht auf die demonstrative Wirkung zu legen ist.

Daß Frau Elisabeth Kruckenberg, die inzwischen als jüngstes Mitglied in den Vorstand des Vereins eingetreten ist, sich auf die Grundlage jenes sozialen Idealismus stellte, auf der Louise Otto den Verein ins Leben rief, die Auguste Schmidt ihm erhalten, von der auch der die Abendversammlungen einleitende Vortrag von Frau Helene von Forster ausging, ist eine Bürgschaft für die Lebenskraft der deutschen Frauenbewegung auf diesem Boden, eine Gewähr, daß dieser Geist dem Allgemeinen deutschen Frauenverein auch in Zukunft das Gepräge geben wird.

Dieser Geist, aus dem ja die Frauenbewegung ihre eigentliche Berechtigung ableitet, hindert durchaus nicht eine entschiedene Stellungnahme, einen energischen

Protest, wo es darauf ankommt, die Hindernisse zu bekämpfen, die der vollen Anteilnahme der Frau am Kulturleben noch im Wege stehen.

In erster Linie gilt es jetzt den Beschränkungen des Vereinsgesetzes. In einem Vortrag über „das Vereinsgesetz und die Frauen“ gab Frau Marie Stritt mit gewohnter Klarheit und Schärfe ein Bild der durch die Vereinsgesetze geschaffenen Rechtsverhältnisse und ihre Bedeutung. Die Versammlung stimmte ihren Ausführungen in der folgenden Resolution bei:

Die am 2. Oktober in Eisenach tagende 21. Generalversammlung des Allgemeinen Deutschen Frauenvereins erklärt die in verschiedenen deutschen Staaten noch zu Recht bestehende Ausschließung der Frauen von politischen Vereinen und Versammlungen und ihre Gleichstellung mit Schülern und Unmündigen für eine nicht nur die Würde und das Ansehen der deutschen Frau in der Familie wie als Staatsbürgerin beeinträchtigende, sondern sie auch in ihren wirtschaftlichen und sozialen Interessen schwer schädigende, ebenso unwürdige wie ungerechte Beschränkung. Die Versammlung erblickt in der Beseitigung dieser mit dem heutigen Stande der Kultur, mit deren Aufgaben und Errungenschaften in Widerspruch stehenden Bestimmungen eine nicht mehr zu umgehende Pflicht der Gesetzgebung und ersucht alle hier anwesenden Vertreterinnen von Frauenvereinen, mit allen ihnen zu Gebote stehenden Mitteln dahin zu wirken, daß ein einheitliches deutsches Vereinsgesetz geschaffen und darin die Gleichstellung der weiblichen mit den männlichen Staatsbürgern durchgeführt werde.

\* \* \*

Es ist hier nicht mehr möglich, auf alle die Fragen und Arbeitsgebiete einzugehen, die sonst noch zur Verhandlung kamen, den Rechtsschutz, die Hauspflege, die Fürsorgeerziehung, die jüngst so lebhaft diskutierte Frage der Krankenpflege. Erfreulich war nicht nur die Summe von Arbeit, in die Berichte und Debatten einen Einblick eröffneten, erfreulich war vor allem die lebendige Fühlung untereinander, das aus Erfahrung gewonnene allseitige Verständnis für die berührten Arbeitsgebiete.

Auch das Eisenacher Publikum folgte den Verhandlungen mit reger und verständnisvoller Anteilnahme, wenn auch einige „Honoratioren“ nachher im Sprechsaal der Lokalpresse ihre warnenden Stimmen erheben zu müssen meinten. Natürlich galt diese Warnung vor allem der Forderung der politischen Befreiung der Frau. Eine Stimme äußerte Verwunderung, daß die Frauen wünschen könnten, mit den Männern „die Kloaken zu reinigen“, eine Auffassung der politischen Betätigung, die zweifellos eine außerordentlich verständnisvolle Beteiligung an den Aufgaben der Allgemeinheit garantiert.

Um so herzlicher erfreute gegenüber dieser „Kritik“ die volle, unbedingte und aus vollem Verständnis gegebene Zustimmung des Oberbürgermeisters von Ferson zu der Arbeit des Vereins und seinen „letzten Forderungen“. Aber auch die Ungläubigen werden dereinst überzeugt werden: durch Leistungen.



# Kinderpsychologie aus der Quelle.

Von

H. Ludwig.

Kunst und Verhehlen

## Weihnachtsferien.

Meinem lieben Papa von . . . . .

Die freundliche Wintermorgensonne schaute neugierig in ein großes, hübsches Zimmer. Ihre Strahlen tanzten auf der großen Wanduhr. Es war schon ziemlich spät, neun Uhr. Da mußten all die vielen Jungs schon in der Schule sein. Bloß die kleine Trudi war nicht in der Schule, sie war ja erst vier Jahre alt.

Nichtig, da saß Trudi am Tisch und guckte sehnsüchtig nach der gefüllten großen Apfelschale. Sie dachte wohl: „Die Schale ist doch so voll, da würde es doch eigentlich nichts schaden, wenn ich einen wegeß“, sonst fällt auf einmal eine Lunte. Abo wenn ich einen nehm, schilt Papa, denn wi dürfen nicht ohne Erlaubnis ein Apfelschen essen.“

So dachte Trudi. Sie langweilte sich wohl recht, das arme, kleine Ding. Des Vormittags waren all ihre großen vier Brüder in der Schule, und manchmal auch des Nachmittags. Überdies mochte Trudi nicht mit den großen Jungs spielen, sie waren ihr zu wild und übermütig. Papa und Mama waren auf das Eis gegangen, Schlittschuh laufen. Papa hatte seinen freien Tag benutzt. Trudi hatten sie nicht mitgenommen. Papa meinte, es sei zu kalt für sie. Die Dienstboten hatten zu thun, der Brüder Spielsachen durfte sie nicht nehmen, mit Puppen mochte sie jetzt nicht spielen und die Bilderbücher wußte sie schon auswendig. Was sollte sie thun? Mit dem schönen Bernhardsinerhund wollte sie nicht spielen, Hector lief immer weg, wenn sie in seinem weichen Fell herumzusoffelte.

Da trat das Dienstmädchen ein. Sie hatte einen Brief in der Hand und las die Adresse. Sie lautete: „An die Geschwister Frank.“

„Auch an mich?“ fragte Trudi. Das Mädchen nickte.

„O, dann lies vol, Minna!“ bat Trudi.

„Ich darf eure Briefe nicht öffnen, warte bis die Eltern kommen,“ sagte das Mädchen, legte den Brief auf den Tisch und verschwand.

Trudi drehte den Brief hin und her. Was mochte wohl drin stehn? Wer mochte ihn ge-

schrieben haben? Ach, wenn Papa doch käme und ihn vorlesen könnte!

Sie lief an das Fenster, stellte ein Schemelchen hin und stieg darauf. Nun konnte sie zum Fenster rausgucken. Der ganze Garten war verschneit, und der Zaun hatte dicke, weiße Belzlappen aufgesetzt. Wenn sie doch raus dürfte und Papa und Mama entgegenlaufen dürfte, um ihnen den Brief zu zeigen.

Sie setzte sich wieder an den Tisch zurück und langweilte sich weiter. Heute kam ihr der Vormittag so lange vor. Da blickte sie eben zufällig zum Fenster. Ach, da gingen ja Papa und Mama mit den Schlittschuhen in der Hand. Trudi lief vor die Haustür, um den Eltern entgegenzulaufen, den Brief hatte sie in der Hand.

„Papa, Mama!“ jubelte sie, „ich hab einen Brief bekommen! Er gehört auch den Blüden! Papa, bitte, bitte, lies ihn mi vol, abe gleich, ja?“

„Wenn er auch deinen Brüdern gehört, mach ich ihn nicht eher auf, bis die Jungen hier sind,“ sagte Papa. „Was hast du denn die ganze Zeit gemacht? Etwas vor neun gingen wir weg, und jetzt ist es elf!“ fügte er, nach der Uhr sehend, hinzu. „Was hast du die zwei Stunden gemacht?“

„Ich hab mich schledlich gelangweilt!“ klagte Trudi, „abe bitte, bitte, lies doch den Brief vol!“

„Nein, Trudi,“ sagte Papa bestimmt. „Heute kommen die Jungen übrigens schon um elf nach Hause, eine Viertelstunde mußt du dich noch gedulden. Doch komm, wir wollen ein bißchen plaudern.“

„Ja, plaudern, plaudern!“ rief Trudi. Die Mama war schon längst weggegangen, um sich anzuziehen, und so gingen beide in die alte Stube zurück. Papa setzte sich auf das Sofa, Trudi sprang mit einem großen Satz auf seine Kniee und ritt nun.

„O, Papa, ein Mäden erzählen von den kleinen Widtelmännchen!“

Der Papa erzählte eine kleine Geschichte, und als er fertig war, hupste Trudi von ihrem Klappen herunter und holte das Schemelchen, stellte sich darauf und guckte heraus zum Fenster.

„Kannst du auch zum Fenster lausgucken, sie sind ja so hoch?“

Lachend stand Papa auf und machte sich ganz klein.

„Nein, ich kann nicht!“ sagte er mit einer quiekenden Stimme, „ich bin zu klein!“ Trudi mußte hell auflachen, so komisch sprach Papa.

„O, du bist zu klein, kannst nicht zum Fenster lausgucken!“ neckte Trudi.

„Aber,“ fragte Papa, „kannst du das?“ Er nahm einen Apfel von der Schale und schälte ihn.

„Nein, das kann ich nicht!“ rief Trudi.

Der Papa hatte den Apfel zu Ende geschält.

„Für wen soll er sein?“ fragte er lächelnd und gab ihn Trudi in die Hand.

Sie biß herzhaft hinein. Da tönten Schritte im Hausflur. Gleich darauf wurde die Thüre geöffnet und vier muntere, rotbackige Jungen kamen hereingestürmt.

„Guten Tag, Gertrud! Guten Tag, Papa!“ schallte es lustig durcheinander. „Heute können wir noch bis zwölf Schlittschuh laufen.“

„Nein!“ rief Papa, „es lohnt ja nicht mehr. Es ist ja bloß noch 'ne halbe Stunde! Geht lieber heut Nachmittag und dann ordentlich.“

„Ja, das ist auch besser!“ rief Walter, der Älteste. „'ne halbe Stunde! Wir schneeballen uns lieber! Kommt!“

„Abe de Blies!“ rief Trudi kläglich.

„Kinder!“ rief Papa, „Kinder! Es ist ein Brief für euch angekommen, von Tante Ella!“

„E gehöt auch mi!“ rief Trudi stolz.

„Von Tante Ella!“ jubelten die Knaben, „die ist immer so gut! Lies ihn doch vor, Vater!“

„Erst, ihr wilden Rangen, legt eure Rangen ab und die Mäntel und Mützen! Aber flink!“ rief Papa entschieden. Die Jungen stürmten heraus. Bald kamen sie wieder, stellten sich vor den Papa und riefen: „So, nun lies vor. Ist's auch von Onkel Albert oder bloß von Tante Ella?“

„Nein, es ist von beiden, denke ich,“ sagte Papa.

„O, bitte, lies doch mal endlich vor!“ bat Trudi wieder.

„Geduld, Kind!“ Papa öffnete den Brief, überflog ihn und fing dann an zu lesen:

„Ihr lieben Kinder!

Wir beide haben den großen Wunsch, daß ihr in den Ferien zu uns kommt. Vierzehn Tage habt ihr Ferien; wenn die Eltern es erlauben, dann kommt gleich nach Weihnachten zu uns, so könnt ihr acht Tage bei uns bleiben.

Bittet doch die Eltern recht, daß sie euch lassen. Ihr wißt, wir haben den großen Garten, und ihr könnt auch mit Elisabeth und Theodor spielen, könnt euch schneeballen, so viel ihr wollt. Onkel Albert wird auch mal mitspielen. Theodor hat zu seinem Geburtstage eine Husarenuniform bekommen und ein großes Schaukelpferd, da könnt ihr schön Krieg spielen. Elisabeth hat einen Puppenwagen und drei große Puppen und eine Puppenküche, da kann Trudi nach Herzenslust spielen. Ihr werdet doch kommen? Bittet die Eltern recht, sie lassen euch schon.

Viele Grüße an euch alle. Besonders die kleine Trudi grüßen wir. Theodor und Elisabeth lassen grüßen.

Tante und Onkel.“

Während Papa las, waren die Jungen aufgestanden, und nun hupsten sie im Zimmer herum und riefen: „Hei! Ruhe!“ während Trudi zu Papa heranschlich und ihn leise bat:

„Papa, laß mich, bitte, bitte, bitte zu Tante gehen, Puppen spielen, o, bitte, bitte, ich bitt immerzu, bis du mich läßt, und wenn du mich nicht läßt, bleib ich doch, Papa, bitte, bitte!“

Als die Jungen Trudi so bitten hörten, fiel ihnen ein, daß Papa sie vielleicht gar nicht zu Tante und Onkel ließe, und auch sie bestürmten ihn mit Bitten. Von allen Seiten ward Papa umhüllt, fünf Stimmen riefen:

„Papa, laß uns, bitte, bitte!“

„Wollen mal sehen, was Mama sagt!“

Mit diesen Worten stand Papa auf und ging, von den Kindern begleitet, zu Mama.

Als Mama das hörte, sah sie in die freudestrahlenden Gesichter ihrer Kinder, dann sagte sie lächelnd:

„Ich muß euch doch wohl lassen.“

„Ach ja, ja, liebe Mama, du mußt uns lassen, du mußt!“ und stürmisch umarmten sie die Mama.

„Bedenkt, Kinder,“ ergriff Papa das Wort, „in acht Tagen ist Weihnachten. Jungens, freut euch, morgen fangen die Ferien an! Aber,“ sagte er drohend, „wenn ihr mir keine guten Zeugnisse mitbringt!“ —

„O ils seront bons!“ sagte Walter stolz.

„Wenn du so schön französisch sprechen kannst, dann glaube ich daselbe wie du!“ lachte Papa, während Trudi bewundernd zu dem gelehrten Walter emporschaute.

Da steckte das Dienstmädchen den Kopf zur Thür herein: „Das Essen ist fertig!“ meldete es.

Die Jungen stürmten heraus, und Papa, Mama und Trudi folgten. Als sie in das Zimmer traten, saßen die Jungen schon am Tisch und erklärten, daß sie einen abscheulichen Hunger hätten.

Während des Mittagessens mußten die Jungen erzählen, wie es in der Schule gewesen war. Walter erzählte, ob sie fleißig



gewesen waren. Da fiel ihm Kurt ins Wort und rief:

„Ja, und der Hans war mal dumm!“

Da rief Oskar: „Ach, Kurt, laß mich von Hans erzählen! Papa, denk mal —“

„Nein, so geht das nicht!“ rief Kurt, „ich hab angefangen, nun will ich auch weiter!“

„So, so!“ sagte Papa ernst. „Kinder, nun darf es weder Kurt noch Oskar erzählen. Sankt man sich bei Tisch? So wartet, ihr dürft nicht zu Onkel und Tante. Nun bleibt es für Werner! Erzähle du, Werner, so schlimm wird's ja doch nicht sein! Hans ist jedenfalls nicht so dumm, wie ihr denkt!“

„Ja, doch!“ fiel ihm Werner lebhaft ins Wort. „Also, wir schneeballten uns und viele Bälle trafen den Hans, er hat nie geweint, und als wir nach Haus gingen, warf Willy von Arnshelm ihm Schnee auf den Schulrangen, und da hat er geschrien, als ob er mindestens am Spieß stäke. Ist das nicht dumm, Papa?“

Papa mußte auch etwas lächeln, und nun plapperten sie von diesem und von jenem.

Als das Essen fertig war, sangen die Jungen: „Wir gehen auf das Eis, da ist es furchtbar heiß!“

Da mußte Papa noch mehr lachen, als bei dem dummen Hans, denn „da ist es furchtbar heiß“ sollte nur heißen, daß die Jungen keine Mäntel anziehen wollten.

„Aber, wenn ihr euch dann erkältet, dürft ihr nicht zu Tante und Onkel, also, eins von beiden!“ sagte Papa.

Da wollten die Jungen doch lieber zu Tante und Onkel gehen und so zogen sie sich willig die Mäntel an, holten die Schlittschuhe und schlenderten dem Eise zu.

Trudi lief ans Fenster und sah eben, wie die Jungen um die Ecke bogen. Ach, sie wäre gar zu gerne auch einmal auf das Eis gegangen. Nun begann das Langweilen wieder, Papa und Mama schliefen ja. Da hörte sie ein Krachen an der Thür. Sie stieg vom Schemelchen runter und machte auf. Hektor sprang herein und schmiegte sich dicht an Trudi. Heute lief Hektor nicht weg, sie mochte zusseln, so viel sie wollte, er lief nicht weg. Da bekam Trudi doch mal Lust, auf Hektor zu reiten, das mußte doch gar zu schön sein. Sie holte ihr Schemelchen, stellte es vor Hektor und stieg darauf und wups! sah sie auf Hektor und hielt sich ängstlich fest. Hektor war wohl nicht so ganz einverstanden damit, Reitpferd zu sein und wups! lag die arme Trudi am Boden. Da weinte die kleine Trudi, sie hatte sich sehr weh gethan, die Kniechen waren zerschunden und die Händchen thaten weh. Als Hektor sie so schreien hörte, legte er sich neben sie hin, wedelte mit dem Schwanz und legte seinen großen Kopf auf

Trudis Brust. Trudi weinte immer noch, als Papa, von dem Geschrei gelockt, herbeikam.

Als er Trudi an dem Boden liegen sah, erschrak er. Er hob sie auf und nahm sie auf den Arm und fragte den kleinen Schreihals, was ihm fehle.

„Hektor hat mich luntegeschmeißt,“ schluchzte Trudi.

„Wolltest du denn reiten?“ fragte Papa.

„Ja, leiten wollen, da hat e mich luntegeschmeißt!“ schluchzte Trudi.

„Ein Reitpferd ist Hektor freilich nicht, aber schön ist's von ihm auch nicht!“ sagte Papa. „Thut's sehr weh, Trudchen?“

„Jetzt nicht mehr!“ schluchzte Trudi.

„Na, dann macht's nichts!“ beruhigte Papa.

„Böse Hektor!“ schalt auf einmal Trudi, „luntegeschmeißt!“

„Er wird's nicht wieder thun!“ tröstete Papa.

Dann nahm er Trudi an die Hand und führte sie in sein Arbeitszimmer und zeigte ihr schöne Bilder, so daß Trudi ihren Kummer bald vergaß. Als Trudi die Bilder ansehen hatte, mußte sie wieder zurück; Papa gab ihr einen Apfel und einen Pfefferkuchen mit.

Als Trudi zum Fenster hinausguckte, sah sie die vier Jungen mit Schnee bedeckt, lachend, plaudernd um die Ecke biegen. Sie betwarfen sich mit Schneebällen, warfen sich in den Schnee und lachten und jauchzten. Nun waren sie im Hausflur. Trudi eilte heraus und sah die Jungen.

„Oskar, Wäne, Kutt, Walte!“ rief sie, „Hektor hat mich luntegeschmeißt, da hat Papa das gegeben!“ Sie hielt ihre Schätze in die Höhe.

„Hektor hat dich abgeschmissen? So was thut Hektor nicht!“ rief Walter ungläubig.

„Ja doch!“ berichtete Trudi, „ich wollte leiten, da hat e mich abgeschmeißt. Das hat weh gethan! Da, guck!“ Sie entblößte die zerschundenen Kniee.

„Ist ja nicht schlimm!“ rief der übermütige Oskar, „da guck!“ und er zeigte Trudi eine ziemlich tiefe Schnittwunde. „Das thut erst weh!“ sagte er, „und sieh, wie das blutet!“

Trudi guckte entsetzt auf die Wunde. „Puh!“ sie schüttelte sich. „Wohe?“ fragte sie.

„Ich erzähle nachher alles!“ versprach Oskar.

Die Jungen legten rasch ab.

Da trat Papa in den Hausflur: „Kinder, ich hab' euch was mitzuteilen!“

„Und ich auch!“ rief Oskar. „Ich hab' mich in dem Schneeballkriege schwer verwundet!“

Er zeigte Papa die Hand.

„Nanu, Oskar, von wo hast du denn diese schwere Wunde?“

„Das werd' ich euch nachher erzählen!“ sagte Oskar. „Aber Papa, was hast du denn mitzuteilen?“



„O was schönes!“ lachte Papa. „Ihr solltet es eigentlich selbst wissen, aber ihr habt's wohl vergessen!“

Nun hatten die Jungen abgelegt und schritten in das Wohnzimmer, wo am gedeckten Kaffeetisch schon Mama und Trudi saßen.

„Papa, nun, was hast du uns so schönes zu sagen, sag doch schnell!“ fragten gespannt die Jungen.

„Wartet! wartet! Oskar, erzähle du erst, wie du den Riß bekommen hast!“

„Was Oskar?“ rief die Mama erstaunt, „davon weiß ich ja nichts. Zeig einmal!“ Als sie die Wunde besehen hatte, sagte sie: „Die ist ja recht tief, Oskar! Woher? Erzähle doch schnell! Doch erst will ich sie dir verbinden! Komm!“

Mama ging mit Oskar hinaus.

„O Papa!“ bedrängten ihn nun alle: „O Papa, was hast du denn zu sagen? Sag' es doch, sag' es, bitte!“

„Nein!“ sagte Papa, „Oskar will es auch gern hören! Doch ihr könnt ruhig weiter trinken, Kinder!“

In diesem Augenblick trat Oskar mit der verbundenen Hand herein und rief munter: „Na, Papa, nu rüd' einmal raus, was willst du uns sagen?“

Nun fing Papa an:

„Kinder, in wieviel Tagen ist Weihnachten?“

„O in acht!“ jubelten die Jungen.

„Na also, was geschieht denn des Abends, acht Tage vor Weihnachten?“

Die Jungen dachten nach: „Nö, Papa, das weiß ich nicht!“ sagte auf einmal Werner.

„Kurt, weißt du's? Du machst ja so ein schlaues Gesicht!“ sagte Papa.

„Ja, gewiß weiß ich's“, rief Kurt. „Heute Abend is es, nich? Na, dann weiß ichs. Wir essen Abendbrot.“ „Du, Kurt“, rief Oskar lachend, „das is ja was wunderschönes.“

„Was außergewöhnliches!“ lachte Walter und Werner rief: „Was wunderbares“ und nun meinte auch Kurt: „Kommt selten vor!“

Papa aber lächelte und sprach: „Nun ja,

das geschieht heut abend, aber noch was andres, Kurt!“

Auf einmal fragte Trudi den Papa: „Papa, wann kommt denn Nikolaus?“

Da riefen alle Jungen wie auf Kommando: „Ach Nikolauschen, Weihnachtsmännchen, Hurra!“

„Trudi hat's gefunden!“ sang Walter allein. „Papa, gib ihr ein Stück Zucker zur Belohnung!“ bat Walter. „Nein, Trudi wird nicht verwöhnt. Sie hat schon heut was bekommen.“

Als der Kaffee fertig war, setzte sich Walter hin und las den Lederstrumpf und Kurt spielte mit seiner Festung. Oskar und Werner aber baten Mama und Papa furchtbar, sie mit Hektor spazieren gehen zu lassen.

„Ja!“ sagte Mama, „aber ihr dürft nur in den Garten und nehmt Trudi mit. Auf Hektor soll sie reiten!“

Die kleine Gesellschaft zog vergnügt ab.

Da fragte plötzlich Trudi: „Oskar, du hast noch nicht gesagt, wo du deinen Riß hast!“

„Das brauchst du gar nicht zu wissen, der Mama habe ich's unbemerkt gesagt!“ antwortete Oskar, „doch ich kann's dir sagen, ich wollte einen Schneeball machen, da schnitt ich mich!“

„Schnee schneidet doch nicht!“ rief verwundert Trudi.

„Ja, so höre doch!“ rief Oskar, „es war ein Glas im Schnee!“

Gegen fünf kam die kleine Gesellschaft wieder munter nach oben.

„Kinder“, rief Papa den Eintretenden zu: „Es ist ja höchste Zeit, es ist ja schon so dunkel! Hat Hektor Trudi übrigens wieder abgeschmissen?“

„Nein, nicht abgeschmeißt“, gab Trudi freudestrahlend zur Antwort.

Noch eine Weile plauderte Papa mit den Kindern, dann zog er sich zurück. Eine Stunde lang plauderten die Kinder vom Weihnachtsmann. . . .

\* \* \*

Wir brechen hier ab, weil die kleine Erzählung doch immerhin eine Erzählung für Kinder und diese Zeitschrift eine Zeitschrift für Erwachsene ist. Ihre Aufnahme an dieser Stelle verdankt die Erzählung den neun Jahren ihrer Verfasserin und einer Schlussfolgerung, die sich aus diesem Umstande ergibt. Wo Neunjährige aus lauterer, reiner Schaffensfreude, einem unwiderstehlichen Triebe gehorchend, ganz Ehrlichkeit und Selbstverständlichkeit, ihr Erleben, ihre Freuden, ihre Beobachtungen, ihre Eindrücke wiedergeben, da verlohnt sich's wohl der Mühe hinzuhorchen für alle, denen Kinderseelen etwas gelten. Wer Kinderpsychologie treiben will, darf sich nicht begnügen, zur eigenen intellektuellen Stärkung Brunnen zu trinken, der an fremdem, fernem Ort von fremder, ferner Hand geschöpft, in Flaschen gefüllt und zum Versand luftdicht verschlossen wurde, er muß zum Quellenstudium vordringen. Über die Echtheit dieser lebendigen Quellen kann man sich nicht täuschen. Ein wenig Quellenstudium soll hier geboten werden, ganz schlichte Kinderstubenpsychologie.

Zur Ehre der kleinen Verfasserin sei vorausgeschickt, daß die lebenssprühende Anschaulichkeit, mit der sie einsetzt, nicht versiegt. Sie führt mit unbewusster Konsequenz durch, was sie sich vorgenommen hat, ohne einen Schritt vom Wege zu weichen. Nikolaus erscheint, die Kinder benehmen sich ganz individuell dabei; Weihnachtserwartung versetzt alle in fieberhafte Spannung, und es wird mit ungeheurer Wichtigkeit verzeichnet, wer von den Jungen am heiligen Abend die Thürklinke zum Weihnachtszimmer niederdrückt, und daß die übrigen so flink ihm zur Seite sind, daß alle gleichzeitig den ersten Anblick der Weihnachtspracht genießen. Trudi hat sich unter Leitung der Brüder, als höchste Überraschung für die Eltern, ein „N“ zu ihrem Weihnachtsgedicht angeeignet. Das „N“ hält unter dem brennenden Baum noch stand, doch die wundervolle Puppe im Christkindgewand, die das Kind völlig in Banden schlägt, daß es in seliger Versunkenheit alles um sich her vergißt, wird gar bald wieder zum „Christkind“. Die Tische brechen fast unter der Fülle der Geschenke, die kleine Verfasserin schwelgt in all dem Reichtum, die Knabenwiege fliegen hin und her. Solch ein Höhepunkt der Freude, des Beglückseins, ist ihr ohne Tiere nicht denkbar, die Tiere gehören zu den Kindern, wie die Kinder zu ihnen, und die kinderverständigen Eltern der kleinen Erzählung haben daher mit Tieren nicht gezeigt, als es galt, ihre Lieblinge zu erfreuen. Das Entdecken dieser lebendigen Gaben wird höchst dramatisch durchgeführt. So heißt es:

„Aber nun erst entdeckte Oskar Stroh in dem Wagen. Er hob es auf. Etwas Schneeweißes kam zum Vorschein, es hatte ein schwarzes Tüpfelchen. Nun dehnte es sich und streckte es sich, und plötzlich kam ein Gesicht zum Vorschein. Und was für ein Gesicht? Katel! Es war ein Hundegesicht!“

Oskar jubelte laut auf: „Ein Hund, ein junger Hund, ein Hündchen! Mama, sieh doch, ein Hund, und ach, so ein entzückender! Komm doch, Schnuteken, komm!“

Er nahm es entzückt auf die Arme.

„Nun war das Hündchen aber ganz erwacht, es bellte, so gut es konnte und wollte durchaus von Oskars Arm herunter. Oskar ließ es gleich herunter und setzte es auf den Boden. Da zeigte sich's, daß es ein flinkes Tierchen war, es lief von einer Ecke zur andern, aber machte nichts Böses, was doch sonst gewöhnlich alle jungen Hunde thun.“

Dem Weihnachtjubel schließt sich der Jubel der Ausfahrt an. Ein Schlitten holt die Kinder ab. Die verschneite Landschaft entlockt ihnen Ausrufe des Entzückens. In der Oberförsterei trinken alle Sinne Neues und Herrliches. Pferde, Hirsche, Rehe, Kaninchen sind auf dem Plan, die Wirklichkeit erscheint den Kindern schöner als das schönste Märchen, der ganze Tag wird zum Freudenrausch. Und die Wirklichkeit ist ihnen hold, sie bleibt nicht angeschaut und angestauntes Objekt, sie zieht die Kinder handelnd mit hinein in ihre bunte Fülle. Dem erzählten Abenteuer mit einem Wilddieb, das der Onkel Oberförster den begierig lauschenden Kindern zum besten giebt, schließen sich zwei eigenerlebte an, die alle in die höchste Aufregung versetzen: ein Pferd geht mit Oskar durch, und Trudi schreitet während der Rastpause auf einer Schlittenpartie auf dünner Eisdecke zur Mitte eines Teiches vor, um den eingefrorenen Schwänen ihr weißes Mäntelchen umzuthun und sie „wam“ zu machen. Auf der Heimfahrt verschließt der Wald sein Schönstes. „Kein Hirsch, kein Reh war diesmal zu sehen! Nichts!“ Aber die Kinder bedürfen dessen auch nicht, das Erlebte bleibt, es erfüllt sie wie Gegenwärtiges, die Vorstellungen sind greifbar und beglückend wie Wirklichkeit. „O, es war so schön! So schön!“ rufen sie den Eltern entgegen.

Der Schluß greift auf den Anfang zurück, der Ring ist geschlossen, der Rahmen fertig.

„Am andern Morgen wanderten die Jungen, das Mäntel auf dem Rücken, zur Schule. Vorbei war die Herrlichkeit der Weihnachtsferien, und Trudi saß in der Stube und langweilte sich, doch nicht so, sie hatte ja ihr Christkind.“

Der Eindruck, den die kleine Erzählung auf andere Kinder gemacht hat, könnte Jugendschriftstellern zum Fingerzeig werden. Die Kinder bedürfen des Außer-

gewöhnlichen nicht, um sich zur Anteilnahme mit fortreißen zu lassen; sie sind Natur und wollen Natur, Natur, auch wie sie sie schauen im Menschen. Hier wird ihnen die Wirklichkeit gegeben, genau so, wie sie sie sehen würden, wären sie dabei gewesen, als sie sich entschleierte. Und sie entschleiert sich freundlich lächelnd, weil sie's mit Kindern zu thun hat, die auf der Sonnenseite an ihr empor schauen und deren Augen am Verhüllten achlos vorbeigleiten; der Reichtum, die Schönheit jedes Neu-Gewährten sind zu groß, um mehr fassen, mehr begehren zu können. Die kleinen, verschwenderisch gespendeten Spannungen reichen hin, um der Jubelfahrt aufs Meer der Freiheit und der Ferien ein eintönig glattes Gleiten zu nehmen, sie geben den Wellenschlag, das Auf und Nieder.

Die Kleinheit der Spannungen, zu deren Erkennen mancher Kinderpsychologe der Lupe bedürfte, steht in überaus lehrreichem und erquicklichem Gegensatz zu der Stärke ihrer Wirkung auf Kinder, erquicklich, denn an diesem Gegensatz offenbart sich eine Unberührtheit, die zugleich höchste Empfänglichkeit ist.

Da ist zuerst der Brief mit seinem unbekannten Inhalt, dessen Lesen immer wieder einen kleinen Aufschub erfährt, die Schnittwunde durch einen Schneeball — die Aufklärung kommt spät — Pappas Bemerkung: „Kinder, ich hab' euch eine Mitteilung zu machen“ — das Verzögern, Andeuten, Ratenlassen, bis Trudi ahnungslos von dem Richtigen spricht.

Am Weihnachtsabend häufen sich diese Spannungen unter der Voraussetzung, daß jedes Kind, das die Feriengeschichte hört, jeden Beschenkten und jedes Geschenk mit einer Erwartung verfolgt, als handle es sich um die Erfüllung eigener Wünsche, um Überraschungen, die ihm werden.

Wie hoben sich die Köpfe der Zuhörer, als es hieß:

„Na aber guck, was ich habe!“ tönte plötzlich Walters Stimme.

„O, Papa, Papa, Papa! Na, du Pappchen, Papa, Papa, — na, nu sag doch mal, Papa!“

Die Jungen schauten hin. „O, ein Papagei!“ — — —

„Meu!“ sagten die der Erzählung folgenden Kinder, ein Wort, das eine ganze Skala von Empfindungen ausdrückt.

Besonders drollig machte sich ein kommentiertes „Meu“ bei einer der kindlichsten, schlichtesten Episoden. Das „Meu“ bewies schlagend, wie anschaulich erzählte Begebenheiten aus dem kleinen Vorstellungskreis der Kinder völlig genügen, sie zu gespanntestem, erwartungsvollem Miterleben hinzureißen.

Auf der Schlittenfahrt zur Oberförsterei, vor der es auch noch Hängen und Bängen und Überraschungen von allerlei Art giebt, erblickt Werner einen Hasen.

— — Da plötzlich rief Werner: „Da seht, da läuft ein Hase! Seht!“

„Wo? Wo? Wo läuft ein Hase? Werner zeig doch!“ tönte es nun.

„Seht doch, — hier!“ Werner deutete mit dem Arme nach rechts. — — „Na, nu is er weg!“ rief er. „Habt ihr ihn gesehen?“

„Nein!“ war die Antwort.

Da kam das „Meu“ aus dem Zuhörerkreise, ein Gemisch von Bedauern und Geringschätzung. Man empfand lebhaft mit den armen, dummen Jungen, die sich einen Hasen hatten entgehen lassen.

Die Steigerungen dieser Spannungen liegen natürlich in den beiden Abenteuern.

Njar ist mit Oskar durchgebrannt. Alles ist in Aufruhr auf dem Hofe, in dem die Jungen sämtlich zu Pferde sitzen. Elisabeth und Trudi kommen, von dem Lärmen gelockt, herbei. Trudi hatte noch eine Puppe in der Hand, Elisabeth ein Deckbett. Ehe Onkel Albert Oskar nachjagt, kommt Njar herrenlos zurück. Neue Besorgnis.

— — Da plötzlich rief Elisabeth: „Papa, sieh, da ist Oskar!“

Wirklich, am Rande des Waldes zeigte sich ein Knabe, welcher langsam hinkte. Ein alter Gärtner murmelte: „Do kommt er!“

Onkel Albert war sehr bestürzt, als er ihn so hinken sah.

Endlich war Oskar im Hofe angelangt, er machte ein jämmerliches Gesicht und hinkte sehr.

Eben wollte Onkel Albert ihn nehmen, als Oskar in ein schallendes Gelächter ausbrach. „Er, er, er!“ rief er, „ich bin runtergefallen! Aber hab' mir nix gemacht! Der Schnee war so weich! Er!“

Trudis Abenteuer ist aufregender. Niemand kann sich zu ihr wagen, die Eisdecke ist zu dünn, der erste Schritt hinauf würde sie zum Brechen bringen. Onkel Albert steht am Ufer, bittet und lockt, es hilft nichts, sie bleibt dabei: „Die amen Schwäne, ich will sie wam machen.“ Sie fürchtet sich nicht, als der Onkel ruft: „Nein, nein, Trudi, nicht warm machen, sonst brichst du ein und dann ertrinkst du.“

„Abe die amen Schwäne, sie sind ja ganz esfolen, ganz kalt!“ jammerte Trudi.

Onkel Albert sah ein, daß Trudi nicht davon abzuhalten sei und versuchte nun das letzte und rief: „O, Trudi, die Schwäne sind schon warm, komm runter, nachher holen wir sie und machen sie ganz warm, komm, drin ist Schokolade und drei hoch aufgetürmte Kuchenteller, komm!“

Bei solchen Aussichten war's leicht, Trudi herunterzuladen.

Wie gesagt, all die mehr oder minder kleinen Spannungen erwiesen sich bei Kindern als außerordentlich wirkungsvoll.

Wert und Unwert, Wichtigkeit und Unwichtigkeit alltäglicher Ereignisse zeigen sich im Lichte einer Sonne, die wenige Grade über den Horizont emporgestiegen ist. Es giebt noch keine Schwüle, keine Sehnsucht, aber auch nicht einen einzigen Verflecht in den belichteten Regionen. Und doch werden die Wichtigkeiten und die Worte von vielen Erwachsenen nicht mehr verstanden, ihre Augen sind all zu mittaggeblendet, die sanften Tönungen zu sehen, und wo die Sehkräft doch noch genügt, da mißt der Verstand der Verständigen mit einem Höhenmaße, das jene taufrische Ebene zwar als Ausgangspunkt nimmt, aber doch nur in allerflüchtigster Verführung, um sie so schnell wie möglich zu verlassen.

An dem Ignorieren dieser Worte und Wichtigkeiten, an dem bewußten Niederhalten, Nivellieren, Zerstören oder gar Bspötteln scheitert vieles in der Erziehung. Es entstehen Lücken, Klüfte, Härten, Dürftigkeiten, ungleiches, verkrüppeltes Wachstum und beklagenswerte Verarmungen. Auf diesem Gebiet giebt es ein ehernes Gesetz der Fruchtfolge, dessen Verletzung sich bitter rächt.

Aus diesen Verletzungen erklärt sich das Mißverhältnis zwischen Saat und Ernte in den ersten Jahren des Schulunterrichts, zwischen dem Aufwand von Arbeit und Kraft, Listen und Schlichen der Stoffplanbevormundeten Lehrer und dem Erfolg an den Kindern. Unter Listen und Schlichen verstehe ich jene oft kunstvollen, mit ehrlicher Liebezmüh ersonnenen Brücken, die das pädagogische Gewissen zu schlagen versucht, wo natürliche Verbindungen, hier die einzig gangbaren, fehlen. Nur zu oft bleibt den Lehrern doch nichts übrig, als tote Krystalle fertig zu verschleifen; sie werden wenig geschätzt und wenig gehütet.

Jene kleinen Wichtigkeiten, jene selbstgewonnenen Werte, Vorstellungen, an deren Klärung Gefühl und Wille der Kinder so fleißig und tapfer arbeitet, sie bieten Krystallisationspunkte, die lebendigen Zuwachs halten und zu einer Form zwingen, die dem organischen Ganzen sich organisch verbindet, ein Teil seiner selbst, darum unverlierbar, lebendig und weiterschaffend wie es selber.

Die kleine Erzählung moralisiert nie, sie ist durchaus naiv. Aber es giebt keinen Bewußtseinsinhalt ohne Gefühlsregungen, ohne Willensregungen, und aus diesen Durchbringungen erhebt sich als notwendiges Produkt ein Entscheid für und wider, ein Urteil, das Zweckmäßiges und Unzweckmäßiges, Notwendigkeit und Zwang, Liebes und Unangenehmes, Gut und Böse von einander sondert. Das ethische Moment stellt sich ein, von innen herausgeboren, Eigenerwerb. Hier tritt es bei aller Kindlichkeit und Drolligkeit der Form, in der es sich frei ringt, doch fest und klar zu Tage in dem Verhältnis zwischen Eltern und Kindern.

Die Neunjährige erfährt dieses Verhältnis natürlich ganz individuell, nur eigene Anschauungen legt sie ihm zu Grunde, ihre Gedanken gehen nicht einen Schritt über ihre neun Jahre hinaus und lehnen fremde Erfahrungen, auch was etwa angelesen sein könnte, durchaus ab. Das giebt dem Ergebnis für den Nachdenklichen eine



keinreiche Bedeutung. Sie hat ihre Eltern nicht porträtiert, wohl aber einzelne Züge mit dem eigenen Ich verschmolzen, wie es sich zeigt, einerseits in dem mütterlichen Verkehr mit kleineren Kindern, andererseits in dem kameradschaftlichen Verkehr mit Erwachsenen, der ihr tiefstes Bedürfnis ist.

So sind die Eltern der Erzählung, für die Verfasserin wenigstens, Idealeltern, Eltern nach ihrem Herzen. Es hat damit wohl nichts zu thun und ist auf ein ganz andres Konto zu schreiben, daß die Mama stark in den Hintergrund tritt. Sie ist recht oft nicht da, doch wo sie erscheint, zeigt sie sich fest und gütig, und zwischen ihr und den Kindern ist alles auf einen Ton selbstverständlichen Vertrauens gestimmt. Doch der eigentliche Kamerad der Kinder, der Erzieher par excellence, ist der Vater. Seine Erziehung hat Methode. Er steht mit beiden Füßen auf der taufrischen Wiese, auf der die Kinder sich tummeln, mitten unter ihnen, und macht ihre Wichtigkeiten und Werte zu seinen Wichtigkeiten und Werten. Es ist ein Wunder, daß die Kinder ihn nicht beim Vornamen nennen, so sehr paßt er sich ihnen an. Und doch verliert er die Herrschaft über sie nicht einen Augenblick; er kennt keine Nachgiebigkeit und bei aller gemüthlichen, oft fast burschikosen Kameradschaftlichkeit bleibt sein Wille stets Sieger. Er schlägt dabei zwei Wege ein, je nach der Sache, um die es sich handelt. Kommen Grundsätze in Frage, dann verlangt ein Ja oder Nein unbedingten Gehorsam; in Fällen von nicht grundsätzlicher Bedeutung stellt er die Kinder vor eine Wahl, läßt aber keinen Zweifel, wo das Richtige, für sie selber Wünschenswerte liege. Die Kinder kommen zur Einsicht und machen fröhlichen Herzens des Vaters Willen zu dem ihren.

Dieser Papa, der am heiligen Abend mit den Kindern in der dunkeln Stube Versack spielt, um ihnen das Warten zu verkürzen, erlaubt ihnen nicht, länger als bis 10 aufzubleiben, trotz eines selbstgemachten Gedichts Werners — „seines ersten, darum ist es so schlecht,“ wie die Verfasserin erklärt.

„Weihnachten ist herbeigezogen,  
Das Christkind ist hierher geflogen,  
Es hat den Baum schon angestekt,  
Die Zweige in die Höh gereckt,  
Es hat den Tisch voll Geschenke gestellt,  
Wir hüpfen herum, ganz besetzt!  
Das Weihnachtsfest ist gar so nett!  
Papa, drum bitte, heut später ins Bett!“

Der Papa ruft zwar: „Junge, das hast du selbst gemacht? Das ist ja großartig!“ — die Bitte aber läßt er unbeantwortet. Als es dann zehn ist, die Kinder schwelgen in ihren Geschenken, sagt Papa einfach: „Kinder, es ist schon zehn Uhr, ihr wißt, was jetzt an die Reihe kommt.“ Werner wagt sich zwar hervor: „Ach Papa, denke doch an den letzten Satz in dem Gedicht, erfülle doch die Bitte!“ Doch der Papa giebt nicht nach.

Anders geht es im Forsthaufe zu. Der gutmütige Onkel gestattet seinen Kinder-gästen die größte Freiheit, zu viel Freiheit, wie das Pferdeerlebnis beweist. Daß es dort nicht zu schlimmeren Verwicklungen kommt, ist ein Erfolg der Erziehung daheim; die Kinder haben zu oft aus freiem Willen dem Unvernünftigen entsagt, wenn der Vater es in seiner köstlichen humoristischen Art dem Vernünftigen zur Seite stellte, wo es sich wie eine Lächerlichkeit ausnahm, daß ihre Willensrichtung eine gefestigte ist. Der so stark betonte Gehorsam, der als die Tugend aller Kindertugenden fast ein absolutes Regiment führt, kommt ebenso unbedingt der Mutter und Tante gegenüber zur Geltung.

Diese Idealeltern eines Kindes, naiv erfasst, naiv gezeichnet, leuchten in eine Seelentiefe hinein. Es ist dem Kinde Bedürfnis, eine starke Hand über sich zu haben, das erste religiöse Bedürfnis. Nur wo ihm nicht Genüge geschah, es mißbraucht ward in einem Alter, für das später die Erinnerung fehlt, das aber schon bildete und formte, ist es völlig ausgetilgt, abgewandelt. Für Eltern und Erzieher erwachsen aus diesem Bedürfnis die ernstesten und verantwortungsvollsten Pflichten.



Dem Gehorsam ebenbürtig zur Seite tritt eine stete, stille Wahrhaftigkeit, still in dem Gefühl der Stärke. Die Kinder verbergen nichts, von einer Lüge ganz zu geschweigen, sie sind durchsichtig und wollen für die Eltern durchsichtig sein, es ist ein Teilen und Geben ohne Rest, eine getreue Widerspiegelung, die man getrost das Sein selber nennen könnte, und das macht das Wesen der Wahrhaftigkeit aus. Dieselbe Wahrhaftigkeit beobachtet auch die kleine Verfasserin selbst; alles Phantastische und Märchenhafte wird ausgeschlossen, man merkt, sie hat die Wirklichkeit, das Seiende, lieben gelernt, und diese Liebe wächst. Die Wirklichkeit schenkt, sie schenkt überreich, überwältigend, doch dazu muß man sehen können, und diese Kunst des Sehens beginnt die Kleine zu üben. Sie sieht nur Schönheit, aber all die Schönheit ist zugleich Wahrheit, und diese Vereinigung des ersten, vollbewußten Erlebens kann ein Schutz werden für die Zeiten, da die häßlichen Wahrheiten sich in den Gesichtskreis drängen und alles Licht verdunkeln wollen.

Die Schönheit der Wirklichkeit, des Seienden, muß Kindern zum Bewußtsein gebracht werden. Die Natur macht die Aufgabe leicht. Wie gebefreudig ist z. B. der Winter, wenn er zum ersten Mal in seiner ganzen Kraft und strengen Schönheit zu den offenen Sinnen eines Kindes redet!

Im Grunde genommen ist die ganze kleine Erzählung ein Wintergeschenk. Der Winter, ein nordischer Winter, war das große, wechende Erlebnis der jungen Süddeutschen. Sie trat in ein inniges Verhältnis zu ihm, verkehrte mit ihm Tag für Tag, an der See, auf den Bergen, im Walde. Er hatte ihr viel zu sagen, sie ging zu ihm in die Schule, er war ihr Lehrer.

Ja, könnten alle Kinder so Tag für Tag zur Natur in die Schule gehen, das gäbe ein andres Wissen und Verstehen!

Daß der Winter des Kindes Lehrer sein konnte, verdankte es dem Umstand, sieben Monate von dem, was man gemeinhin Schule nennt, befreit zu sein. Es hatte Ferien. Die eine Stunde Unterricht, die ihm täglich zu teil ward, schlug fast in jeder Beziehung aus der Art, sie war nicht Freiheitsberaubung, sondern freie und freieste Freiheitsausnutzung, also Freiheitsgenuß; es war, was in der Verlängerungslinie jener kindlich hilflosen Freiheit liegt, die nichts mit sich anzufangen weiß. Trudi zeigt uns am Anfang der Geschichte jene kindlich hilflose Freiheit im ersten Stadium, am Schluß wagt sie die ersten selbständigen Schritte. Sie gewinnt Form und Inhalt an einem Objekt, das dem Kinde eine schöne Außenwelt verkörpert und eine reiche Innenwelt erschließt, weil es ihm Interesse einflößt, das sich bis zur Liebe gesteigert hat.

Solch eine Freiheit war des Winters Kollegin, eigentlich mehr als das, denn ohne sie wäre all sein Werben umsonst gewesen. Es war die Freiheit des Anschauens und Aufnehmens, die Freiheit, die so vornehm ist, daß sie passives Aufnehmen in all den Varianten des Vorgens und Schenkenlassens, diese Geisteschwächer und Geistes-töter, völlig ausschließt.

In den Schulen wird geliebt, wird geschenkt. Den Lehrern gilt der Vorwurf nicht, wohl aber dem System, das sie fertig vorfinden.

Manchem könnte es scheinen, daß solch eine Freiheit, die nicht nur dem Vorstellungsbesitz des Kindes, sondern auch seinen Gefühlsregungen, der Neigung und Abneigung Rechnung trägt, dem Aneignen gewisser positiver Kenntnisse, besonders sogenannter trockner Wissensfächer durchaus entgegenstände. Darauf läßt sich erwidern, nur die Liebe macht sehend und hat die Geduld und die Freude langsam fortschreitender Erkenntnis; Vorstellungen, die nie von der Liebe befruchtet werden, entwickeln sich nie zur Vollendung.

Außerdem liefert die kleine Erzählung einen schlagenden Gegenbeweis. So wenig auch nur ein Wort an ihr durch fremden Eingriff verändert ist, — sie ist ein vollseitig freies und selbständiges Produkt, — so wenig auch die Gliederung in Absätze und die Zeichensetzung. Für das Wesen der Zeichensetzung brachte die Neunjährige kein Verständnis mit, jetzt hat sie es erfaßt; wo gesündigt wird, ist's Flüchtigkeit. Diese Sicherheit, die frohe Selbständigkeit sind das Ergebnis der Wertschätzung und Benutzung jener Freiheit.

Die kleine Erzählung birgt manches zwischen den Zeilen. Sie ist ein Spiegel, der wiedergiebt, ohne Kritik zu üben und dadurch selbst zur Kritik wird. So ist's eine Kritik, daß die Verfasserin, um all den Freiheitsjubiläum, die Ferienfreude ausklingen zu lassen, um sich die große Lust am Schauen und Erleben vom Herzen zu sprechen, die eigenen Altersgenossen nur Knaben sein läßt, und ihr Geschlecht so völlig in der Knospe darstellt, daß jene große Freiheit, die sie selber begehrt, naturgemäß nur schüchterne Flügelschläge wagen kann. In all den Jungen mit dem ungebändigten Lebensdrang, mit dem herzhaften Zugreifen steckt sie selber; sie ist ganz positiv, die Welt gehört ihr und sie der Welt, und der Austausch ist ein freier, bei dem beide gewinnen.

Aber die soziale Umgebung hat juggestive Gewalt auch über den Unberührtesten und Unbefangenen. Ringsum in all den villen- und gärtenbesitzenden Nachbarfamilien erblickte sie als Freischwimmer nur Knaben, die Mädchen ließ man nicht von der Leine. Sie konnte nur Freischwimmer brauchen, um das Aktiv-Empfangene in ihrer Art zu prägen, so wählte sie Knaben, wenngleich sie selber Freischwimmer war, blieb und als solcher tüchtig erstarkte und an unbefangenen Selbstvertrauen wuchs. Ein Knabe könnte nie auf solch eine Bahn hinübergeleitet werden. Noch giebt es keinen Ruck auf der Weiche, die Teilung des Geleises kümmert den kleinen Rutscher nicht, er ahnt nicht, wohin sie führt. Aber ein Vorwurf gegen die Mehrzahl der Kindererzieher blickt doch aus dieser Zwangswahl, über deren Wesen der Schein der Freiheit nicht hinwegtäuscht. Gottgegebenes sollte allüberall höher gelten als Menschen-gewolltes; Er pflanzt die Interessenkerne in das Kind, seine Interessenkerne, den heißen Trieb nach voller Entfaltung aller Kräfte Leibes und der Seele.

Trudi ist ganz Gefühl und weckt Gefühle. Die Erwachsenen bringen ihr die zarten, kleinen Guldigungen entgegen, die unseren Jüngsten — ich rede von der großen Menschheitsfamilie — fast unwillkürlich erwiesen werden. Mit feinen, lebensgetreuen Strichen, die den Ton charakterisieren, der auf Trudi gestimmt ist, wird die Begrüßung geschildert, die Onkel Albert ihr zu teil werden läßt.

Die Tante hat Trudi aus dem Schlitten gehoben, der Onkel muß sich der Jungen, „der wilden Mägen“ ordentlich erwehren, die ihm entgegengestürmt sind, ehe er zu ihr gelangt. Endlich ist er am Ziel.

„Guten Tag, kleine Trudi! Nun seh ich dich schon zum zweitenmal. Mädel, bist du aber gewachsen!“ Dann wandte er sich zu Tante Ella: „Komm, gib sie mir auf meinen Arm!“

„Women do not grow!“ sagt ein englischer Philosoph. Wir brauchen den Philosophen nicht alles zu glauben, Gott sei Dank. Laßt die Frauen wachsen, und sie werden wachsen.

Aus unserer kleinen Erzählung, die bei all dem Lebensjubiläum, der sonnigen Heiterkeit, dem kindlichen, überaus drolligen Humor, vielleicht gerade um ihre Willen zum Nachdenken reizt, spricht eine kleine Frau, die wachsen will und wachsen könnte.

Wenn wir diesem Kinde gegenüber, das klar und durchsichtig wie ein Bergsee Täuschung und Heimlichkeit nicht kennt, durch diese Veröffentlichung zur Heimlichkeit greifen, so geschieht es, um an die ewigen Wachstumsgeetze zu erinnern, deren Übertretung so hart gestraft wird, nicht so sehr an den Übertretern, das wäre keine Zukunftsvernichtung, als an den werdenden Menschen, deren Natur man Gewalt antut.

Wissenschaft und Sitte haben sich verleiten lassen, als sie ihr Tasten für letzte Offenbarung hielten, der Unnatur ihre Prophetenmäntel umzuhängen. So sind Mißwachsgeetze auf steinerne Tafeln geschrieben worden, die von Blindgläubigen als Wachstumsgeetze und Richtschnur des Handelns genommen werden.

Um der vielen Willen unter den kleinen Frauen und aller Willen unter den kleinen Menschen, die wachsen wollen, ist einiges von dem, was die nachdenklichen Kinderfreunde längst beschäftigt, hier in anderer Form, angeregt durch ein Kind, zu neuer Erwägung dargeboten.



# Der Guttemplerorden in Deutschland.

Von

Dr. Wolfgang Schulz.

Nachdruck verboten.

Eine neue Frage ist am Ende des vergangenen Jahrhunderts in den Bereich des öffentlichen Interesses getreten, die Alkoholfrage, und im Zusammenhang mit ihr wird ein bisher bei uns unbekannter Name, der des Guttemplerordens, immer häufiger genannt.

Was hat es mit diesen beiden für eine Bewandnis? Die Alkoholfrage hat in den letzten Jahrzehnten eine reiche und sehr gute Litteratur hervorgerufen, und der Guttemplerorden ist durch sein Wirken in Deutschland schon jetzt mit der Wohlfahrt Tausender von deutschen Familien, dem Herzenäglück Tausender tüchtiger deutscher Frauen in engste Verbindung getreten. Es lohnt sich deshalb für den Leserkreis der „Frau“, näheres über diese Dinge zu erfahren.

Der Guttemplerorden, Independent Order of Good-Templars (I. O. G. T.), wurde im Jahre 1851 zu Utica in den Vereinigten Staaten gegründet. Von Amerika, wo er bereits im ersten Jahrzehnt die Zahl von 100 000 Mitgliedern überschritt, wurde er im Jahr 1878 durch J. Malins nach England verpflanzt (1899: 210 000 Mitglieder). Von dort verbreitete er sich über Schweden (1899: 92 000 Mitglieder) und Norwegen (1899: 20 000 Mitglieder) nach Dänemark. Über unsere Nordgrenze hat er dann seinen Einzug zu uns gehalten. Im Jahre 1883 wurde die erste deutsche Guttemplerloge „Pionier“ Nr. 1 in Hadersleben gestiftet, und 1888 entstand in Nordschleswig Deutschlands Großloge I, den Verhältnissen entsprechend mit dänischer Geschäftssprache. Diese Großloge I hat es bis jetzt zu etwa 2000 Mitgliedern gebracht. Anderthalb Jahre später, im Herbst 1889, erfolgte in Flensburg die Gründung von Deutschlands Großloge II, von deren Entwicklung folgende Zahlen ein Bild geben:

1889 . . . . .	194	Mitglieder in	9	Logen
1891 . . . . .	519	„	13	„
1895 . . . . .	875	„	32	„
1897 . . . . .	2 215	„	64	„
1899 . . . . .	6 375	„	175	„
1900 . . . . .	9 273	„	295	„
1901 . . . . .	12 234	„	348	„

Eine besonders feste Stütze fand der Orden in Hamburg. Dort entstand 1893 die erste Loge „Holsatia“ mit 10 Mitgliedern; inzwischen sind dieselben auf über 4000 angewachsen. Es ist unmöglich, bei Erwähnung dieser Dinge den Namen des Oberingenieurs G. Asmussen, des mehrjährigen Leiters von Deutschlands Großloge II, ungenannt zu lassen, eines ebenso warmherzigen, wie energischen und scharfsinnigen Mannes, zu dem alle deutschen Guttempler mit einmütiger Liebe und Verehrung aufblicken. Auch in Bremen faßte der Orden einige Jahre später festen Fuß und hat sich dort ebenfalls überraschend entwickelt. In den letzten Jahren sind in den verschiedensten Gegenden Deutschlands Logen gegründet, bis nach Baden hinein, während von Süden her die Schweizer Großloge, die 1894 gestiftet wurde, unter der rührigen Leitung der beiden medizinischen Größen Professor Forel und Professor von Bunge, uns Norddeutschen in die Hände arbeitet.

Der Zweck des Ordens ist die Förderung aller sozialen und sittlichen Einflüsse, die geeignet erscheinen, den Fortschritt der Menschheit zu einer edleren Kultur zu

beschleunigen. Als eines der notwendigsten und wirksamsten Mittel zu diesem Zwecke betrachtet er den energischen Kampf gegen den Alkoholgenuß. Der Orden steht auf christlichem Boden, jedoch im weitherzigsten Sinne. Er hält sich in politischer wie konfessioneller Beziehung völlig neutral, d. h. er kümmert sich durchaus nicht um die Bethätigung seiner Mitglieder auf diesen Gebieten außerhalb der Ordensarbeit. Auch Nichtchristen können Mitglieder werden. Die Verfassung ist eine durch Überordnung fünf verschiedener Grade eingeschränkte rein demokratische. Die Frauen haben in jeder Hinsicht völlig gleiche Rechte mit den Männern. Im Gegensatz zum Deutschen Verein gegen den Mißbrauch geistiger Getränke erwartet der Guttemplerorden einen wirklichen Erfolg einzig und allein von der vollständigen Enthaltung von allen Verausuchungsmitteln. Diese scheinbar übertriebene Forderung, die bei Unkundigen stets zuerst Anstoß zu erregen pflegt, stützt sich in so logischer Weise auf die Thatsachen der Wissenschaft und Erfahrung und hat bereits so glänzende Erfolge aufzuweisen, daß es notwendig geworden ist, ihre Berechtigung mit allem Ernst und vollster Unbefangenheit zu prüfen.

Die Sitte, alkoholische Getränke zu genießen, ist wahrscheinlich über viertausend Jahre alt. Wer da meint, weil sie „immer“ bestanden habe, so werde es auch „immer“ so bleiben, steht mit diesem Einwand auf durchaus keiner höheren Stufe, als mit eben demselben Einwand gegenüber den Bestrebungen zur Beseitigung der Sklaverei, der Massenarmut oder der unfreien Stellung der Frau. Der Alkoholgenuß ist kein Naturbedürfnis. Die Natur bietet direkt keinen Alkohol. Erst als der Mensch anfang, größere Mengen zuckerhaltiger Fruchtsäfte in Gefäße zu sammeln, also nach Erreichung einer gewissen Kultur, konnte er durch Zufall die Entdeckung der Alkoholgärung machen.

Ausgedehnter Gebrauch von seiner Entdeckung wurde ihm erst mit der Einführung des planmäßigen Landbaues möglich. Die nordischen Völker, denen die Weintraube und Palme fehlte, dürften in der vorgeschichtlichen Zeit ganz oder fast ganz alkoholfrei gewesen sein. Der aus Honig und Wasser bereitete Meth stand aus wirtschaftlichen Gründen nur den Vornehmen und auch diesen wohl hauptsächlich bei festlichen Gelegenheiten zu Gebote. Die Erfindung des Mälzens und Bierbrauens erweiterte später diese Einengung. Wein lernten die Deutschen erst bei ihren Zügen nach Gallien und Italien kennen. Cäsar berichtet die hochinteressante Thatsache, daß die am Rhein wohnenden Sueben und Nervier die Einfuhr von Wein verboten hatten, in der Überzeugung, dadurch verweichlicht und zur Ertragung von Strapazen ungeeignet zu werden. Etwas später erzählt Tacitus von dem Mangel an Selbstbeherrschung der Deutschen den verauschenden Getränken gegenüber, mit dem vielfach übersehenen, sehr bedeutungsvollen Zusatz „wenn man ihnen genügend davon verschafft“. Die Kommersbuchpoesie hat hieraus die ganz haltlose Fabel von dem starken Alkoholgenuß unserer Vorfahren abgeleitet, die so häufig dazu dienen muß, die Trunksitten mit patriotischem Schimmer zu verklären. Erst in der Völkerwanderungszeit wurde der Weingenuß allgemeiner, und es ist nicht unwahrscheinlich, daß der schnelle Verbrauch der nordischen Kraft in den neugegründeten germanischen Südreichen größtenteils auf die entartende Wirkung des Weingenußes zurückzuführen ist, dem sich die kraftvollen Eroberer mit der ganzen Gier unerfahrener Naturvölker hingaben. — Wir haben in unserer Zeit in ähnlicher Weise Neger- und Indianerstämme an dem Branntwein der Weißen zu Grunde gehen sehen. — Allmählich ist dann mit steigendem Wohlstand auch in Deutschland der Gebrauch des Alkohols allgemein geworden. Luther klagt über den „Saufteufel“ der Deutschen und bezeichnet den, der das Bierbrauen erfunden habe, als eine Pest für Deutschland. Das gern citierte Wort „wer nicht liebt Wein, Weib und Weisung u. s. w.“ wird irrtümlich auf Luther zurückgeführt; es ist viel späteren Datums, und ich finde, daß die Frauen Ursache haben, ein wenig gegen die Zusammenstellung von Wein und Weib zu protestieren.

Es folgt dann die furchtbar verwildernde Zeit des dreißigjährigen Krieges. Das wüste Leben der Söldnerscharen ließ die Sucht nach Betäubung mächtig wachsen; die Verrohung der Verkehrsformen leistete der Ausbildung brutaler Zechsitten reichen





Trinksitten bei ihren Söhnen die Widerstandskraft gegen die Verlockungen der Unsittlichkeit untergraben, so würde diese eine Tatsache genügen, um uns Millionen begeisterter Helferinnen erstehen zu lassen.

Man hat berechnet, daß etwa  $\frac{1}{10}$  aller männlichen Erwachsenen infolge Alkoholgenußes tödlich erkrankt. Unzählige, die keineswegs „Trinker“ waren, sinken infolge der sich summierenden Alkoholkwirkung in der Blüte der Jahre an Herzschlag und Nierenerkrankheit ins Grab. Die vielverbreitete Ansicht, als ob man sich durch Alkohol gegen Ansteckungen schützen könne, hat sich als ganz irrtümlich erwiesen. Die natürliche Immunität wird vielmehr durch Alkohol deutlich herabgesetzt. Die Lebensversicherungs-Statistik, wohl die denkbar einwandfreieste Statistik, ergibt mit überraschender Deutlichkeit die Verkürzung des Lebens auch durch wirklich mäßigen Alkoholgenuß.

Circa 5000 Deutsche werden jährlich durch den Alkoholgenuß zum Selbstmord getrieben; ungefähr ebensoviele verunglücken tödlich durch Angetrunkensein. Infolge der Verletzung ganz Unbeteiligter durch Trunkene gehen jährlich rund 100 000 Arbeitstage verloren.

Zu allem diesem kommt ein Umstand von sehr ernster Bedeutung: die schädlichen Wirkungen des Alkoholgenußes übertragen sich auf die Kinder, ja äußern sich oft zuerst an den Kindern. Professor Demme fand, daß unter circa 60 Kindern aus 10 nüchternen Familien 50 gesunde waren, unter einer entsprechenden Zahl aus 10 Trinkerfamilien aber nur 10 gesunde. Eine andre Untersuchung ergab, daß von 300 Insassen einer Idiotenanstalt 145 Kinder von Alkoholikern waren. Das sind die schweren Fälle, die der ausgesprochenen Trunksucht entsprechen. Die Natur macht aber keine Sprünge. Professor Rothnagel dürfte daher recht haben mit der Ansicht, daß die Nervosität unserer Zeit größtenteils auf den Alkohol zurückzuführen ist. Ich selbst habe viele Fälle von Neurasthenie bei Landleuten beobachtet, die keiner der vielen schädlichen Einwirkungen unseres Kulturlebens unterworfen waren, denen man sonst etwas kritiklos die allgemeine Nervosität zuschreibt. Die Eltern waren oftmals keine Trinker, aber „es herrschte ein fideler Ton im Hause“. Ist die Anlage zur Nervosität erst da, so genügt eine geringe Alkoholmenge, um sie auszubilden. Man bedenke die ungeheure Tragweite dieser Thatsachen unter dem Gesichtspunkt der Rassenentartung. Leichter wird der Kampf ums Dasein für unsere Nachkommen an sich nicht sein; handeln wir nicht geradezu unverantwortlich gegen die späteren Geschlechter, indem wir uns eine Unsitte über den Kopf wachsen lassen, die deren Rüstzeug zum Lebenskampfe, ein gesundes Nervensystem in gesundem Körper, ganz unnötigerweise so schwer beeinträchtigt?

Wie ungeheuer verbreitet die eigentliche Trunksucht ist, darüber haben wir keine zuverlässigen Zahlen; doch spricht alles dafür, daß z. B. mehrere hunderttausend Personen in Deutschland an diesem furchtbaren Übel leiden. Nicht weniger als 30 000 Familien werden in Deutschland auf öffentliche Kosten unterhalten, weil Trunksucht sie ihrer Ernährer beraubt hat. Lange Zeit begnügte man sich dieser entsetzlichen Erscheinung gegenüber mit der Auffassung, daß so lasterhafte Menschen, die sich nicht beherrschen könnten, schließlich nichts Besseres verdienten. Man suchte allenfalls auf moralischem Wege an die Unglücklichen heranzukommen, und da der Erfolg meist ausblieb, so erklärte man die Trunksüchtigen für unverbesserlich und nahm dieses ganze Massenunglück als ein unvermeidliches Übel hin. Manche trösteten sich mit dem Gedanken, daß sich durch den Alkohol eine reinigende Auslese vollziehe; sie bedachten nicht, daß das Gegenteil der Fall, daß der Alkohol jede neue Generation mit einem größeren Prozentsatz minderwertiger Individuen durchsetzt, weil der Alkoholismus einerseits in vielen Fällen gerade die anfangs Starken, Gesunden, Lebensfrohen ereilt, andererseits die Befallenen nicht vor dem heiratsfähigen Alter zu vernichten pflegt.

Wir sind darin weiter gekommen. Wir wissen jetzt, daß wir es mit einer Krankheitserscheinung zu thun haben, die gerade wie die Morphinumsucht, Cocainsucht, Chloralsucht u. a. in der Mehrzahl der Fälle gar keinen Rückschluß auf die Moralität

oder selbst Willenskraft der Betroffenen gestattet. Wir wissen, daß ein bestimmter Prozentsatz jeder Generation infolge besonderer Veranlagung geradezu vorausbestimmt ist, derartigen Leidenschaften zu unterliegen, sofern sie überhaupt zur gewohnheitsmäßigen Aufnahme des betreffenden Gutes gebracht werden, während sie sich im andern Falle ganz normal entwickeln. Viele der Betroffenen sind hervorragend begabte, kräftige Individuen, wie z. B. Friß Neuter. Es scheint, als ob eine feinere Organisation des Gehirns und Nervensystems oftmals besonders empfindlich gegen die Wirkungen der Narkotika mache; so sehen wir auch, entgegen der allgemeinen Annahme, daß die Trunksucht keineswegs eine Eigentümlichkeit der ungebildeten Klassen ist, sondern im Gegenteil prozentual bei den Studierten stärker vertreten ist, sie tritt dort nur weniger an das Tageslicht. Neuerdings gewinnt in Deutschland die Trunksucht auch in Frauenkreisen sehr an Verbreitung, entsprechend dem Eindringen der allgemeinen Trinksitte und gefördert von dem Irrglauben an die stärkende Wirkung der süßen Weine.

Wir haben es also bei der Trunksucht mit einer weitverbreiteten und außerordentlich schweren Krankheit zu thun, an der nicht ein Einzelnr schuldig ist, sondern die ganze trinkende Gesellschaft; schuldig im moralischen Sinne natürlich erst vom Augenblick der Erkenntnis dieses Sachverhalts ab. Ohne Trinksitte würde es keine Trunksucht geben können. Andererseits, da die Beschaffenheit des menschlichen Nervensystems in seinen Beziehungen zum Alkohol sich nicht ändern läßt, da im Gegenteil die Veranlagung zur Trunksucht infolge erblicher Entartung immer häufiger wird, so geht schon hieraus hervor, daß die wohlgemeinten Mäßigkeitsbestrebungen dieser Seuche gegenüber stets ein Schlag ins Wasser bleiben müssen. Vollends was bis jetzt an gesetzlichen Maßnahmen in Deutschland in dieser Richtung geschehen ist, hat nur die schädliche Wirkung gehabt, bei vielen den irrigen Glauben zu erwecken, als ob etwas zur Beseitigung des Elends unternommen sei, wodurch dann der Eifer für wirkliche, erfolgreiche Kampfmittel eingeschläfert wird.

Die Totalenthalttsamkeit, wie der Guttemplerorden sie auf seine Fahne schreibt, ist dagegen nicht nur in sehr vielen Fällen im stande, die bereits schwer Erkrankten dauernd zu heilen, sondern sie bietet auch einen völlig sicheren, natürlichen und angenehmen Weg zur endgiltigen Beseitigung dieser Geißel für alle kommenden Geschlechter. Sie eröffnet einen wundervollen Ausblick auf eine unendliche Schar froher, gesunder, lebensfrischer, dankersüßter Enkelgeschlechter, während die Fortsetzung unserer Trinksitte uns eben dieselben, die ja sicher nach uns leben werden, also keine Phantasiegebilde sind, schwer geschlagen, siech, elend, pessimistisch, verzweifelt im Geiste schauen läßt.

Ich habe eine Reihe von Alkoholschädigungen kurz skizziert, die man wahrhaftig nicht als Kleinigkeiten bezeichnen kann. Es muß noch erwähnt werden, daß wir uns diese Segnungen nicht wenig kosten lassen. Wir binden den zehnten Teil aller unserer Arbeitskräfte durch die Herstellung dieser berausenden Getränke, geben jährlich gegen 3000 Millionen Mark dafür aus, d. h. circa dreimal so viel als für unser Heer und unsere Flotte zusammengekommen und vernichten durch die Gärung für fast 200 Millionen Mark brauchbare Nährstoffe, die wir vom Auslande wieder einführen müssen. Die enormen indirekten Kosten, die uns an Ausgaben für Armenpflege, Krankenhäuser, Irrenhäuser, Gefängnisse, Idiotenanstalten, Justiz und Polizei erwachsen, sind dabei noch nicht mitgerechnet.

Und nun wolle man im Auge behalten, daß der Alkoholkonsum und damit alle seine Folgen in raschem Steigen begriffen sind.

Früher glaubte man, diesen furchtbaren Schädigungen doch auch einigen Nutzen entgegenstellen zu können.

Man sprach von den stärkenden, erwärmenden, nährenden Wirkungen des Alkohols. Wir wissen jetzt, daß jede Art geistigen Getränkes, selbst die „stärkenden“ Süßweine unter allen Umständen die körperliche wie die geistige Kraft empfindlich herabsetzen und zwar in so heimtückischer Weise, daß häufig ein subjektives Gefühl der Kräftigung mit dieser Schwächung Hand in Hand geht.

Als Erwärmungsmittel hat sich der Alkohol ebenfalls als ganz unbrauchbar erwiesen; im Polar Klima und ebenso in den Tropen ist sein Gebrauch direkt gefährlich.

Von einem Nährwert der geistigen Getränke läßt sich kaum reden. Das Bier, das in dieser Beziehung noch am günstigsten dasteht, ist als Nährstoff 8—10 mal so teuer wie Brot. Auch fördert der Alkohol nicht die Verdauungskraft, sondern stört sie.

Es ist psychologisch interessant, daß selbst bei hinreichender Bekanntschaft mit den bisher aufgeführten Thatsachen manche Menschen noch den Wohlgeschmack der alkoholischen Getränke zu deren Rechtfertigung ins Feld führen. Es scheint in der That Menschen zu geben, denen der Umstand einer geringfügigen Bereicherung unseres großen Vorrats an Geschmacksschattierungen die ganze Verwüstung aufwiegt, die der Alkohol in der Menschheit anrichtet. Übrigens kommt noch dazu, daß Schnaps wohl kaum irgend jemanden von Anfang an wohlschmeckt, ebenso wenig Bier. An beides muß man sich erst ziemlich mühsam gewöhnen, und von den gewöhnlichen Weinsorten dürfte dasselbe gelten. Kein Sinn ist so gewohnungsfähig, wie der Geschmackssinn und besonders auch so stark von Suggestion abhängig. Wir sagen unseren Knaben, daß der Geschmack einer Kirsche, Himbeere, Weintraube, Apfelsine u. s. w., also der Nahrungsmittel, die uns die beste Quelle unserer Muskelkraft, den Fruchtzucker, liefern, für Kinder und Frauen passe, daß er weichlich, unmännlich sei, die Milch sei „läpperig“, der zunächst abstoßende Biergeschmack oder die ätzende Schärfe des kraftzerstörenden Schnapses dagegen „kräftig“, „männlich“. Wunderliche Idee! Aber die Jugend läßt sich gerade mit diesem Köder leicht fangen, und es ist neuerdings nicht selten, daß auch junge Mädchen auf diesem Wege den Beweis besonderer Frische zu erbringen streben. Eine dereinst ohne Alkohol heranwachsende Generation, die die Genüsse der tabakqualmerfüllten Kneipe durch Spiel und Sport, durch Blumenduft und Sonnenschein oder stählende Eis- und Schneefreude ersetzen wird, mag wohl im Gefühle ihrer überlegenen Kraft nicht ohne ein Lächeln des Spottes an die „mannhafte“ Geschmacksrichtung unserer Zeit zurückdenken.

Wie steht es nun schließlich mit dem Werte des Alkohols für unsere Geselligkeit? Nach den langjährigen Untersuchungen Professor Kräpelin's in Heidelberg und seiner Schüler bewirkt der Alkohol schon bei sehr geringen Mengen eine Verschlechterung der geistigen Thätigkeit, die anfänglich mit einer geringen Erleichterung der motorischen Auslösungen verbunden ist. Diese Wirkung macht sich z. B. an der Schreibmaschine in der Weise geltend, daß man bei geringen Gaben Weines sogleich eine deutliche Vermehrung der Fehler erfolgen sieht; die Versuchsperson hat von dieser Verschlechterung subjektiv zunächst keine Empfindung, glaubt vielmehr eine Erleichterung der Arbeit zu verspüren. Auf die Geselligkeit übertragen bedeutet diese Wirkung eine Erleichterung der Auslösungen unserer Sprechmuskeln gleichzeitig mit qualitativer Herabsetzung des Gesprochenen. Letzteres kommt dem Trinkenden nicht zum Bewußtsein, da das kritische Vermögen in demselben Maße herabgesetzt wird. Also günstigsten Falls bei kleinen Alkoholmengen etwas größere Schwachhaftigkeit mit etwas tieferem geistigen Niveau. Das ist die ganze Rolle des Alkohols bei unseren mäßig trinkenden Gesellschaften. Glaubt man wirklich ein so klägliches „Anregungsmittel“ in geistig vornehmen Kreisen nicht entbehren zu können? Auch hier ist es nur die Sklaverei der Gewohnheit, die uns das Bessere nicht sehen läßt. Man versuche, Gesellschaften zu geben ohne Alkohol, aber mit allen den edlen Anregungsmitteln kulinarischer, ästhetischer und seelischer Art, wie sie einem feineren Geschmack reichlich zu Gebote stehen, und man wird erstaunt sein über den befriedigenden Erfolg. Noch viel größer ist der Gewinn, wenn wir alkoholfreie Geselligkeit mit der landesüblichen, sich in weniger vornehmen Schranken haltenden Alkoholgeselligkeit vergleichen. Freunden eines sehr drastischen Realismus bietet sich da eine überreiche Fundgrube aus der Tiersseite der Menschennatur. Es ist leider nicht zu leugnen, daß ein großer Teil der Männer auch der gebildeten Kreise sich durch die Gewöhnung der Kneipgelage mit ihrer Noheit statt Kraft, ihren Banalitäten und Zweideutigkeiten an Stelle von Wit zu einer Abstumpfung ihres guten Geschmacks allmählich herabentwickelt, die als ein ganz empfindlicher Verlust unserer Durchschnittskultur angesehen werden muß.



Der Guttemplerorden hat in den letzten Jahren durch seine reichen Darbietungen auf dem Gebiet der Geselligkeit, besonders durch seine großen Jahresfeste, Hervorragendes zur Zerstörung des Alkoholaberglaubens geleistet. Ich habe manche großartige akademische Feier im Kreise von Standesgenossen mitgemacht, aber das alles ist von den großen Guttemplerfesten in Rendsburg, Flensburg, Hamburg, Bremen und kürzlich in Lübeck tief in den Schatten gestellt. Man muß gesehen haben, wie sich hier bei den bunten Veranstaltungen des dreitägigen Festes Tausende von Menschen aller Stände in harmonischer Eintracht, in den Formen des besten Geschmacks unter einander bewegten, wie die natürliche, gesunde Festesfreude bis in die frühen Morgenstunden hinein einen herzerfreuenden Schimmer übersprudelnder Heiterkeit über alle Teilnehmer ausgegossen hielt. Jeder Denkende mußte das Gefühl mit nach Hause nehmen, daß allein schon vom Standpunkt der Geselligkeit aus die Befreiung vom Alkohol eine Kulturthat ersten Ranges ist.

Unsern Frauen als den Schöpferinnen und Hüterinnen edler Sitte erwächst also auch unter diesem Gesichtspunkt hinsichtlich der Alkoholfrage eine große und lohnende Aufgabe. Die Frauen der angelsächsischen Völker haben sie bereits erkannt und mit der ihnen eigenen Energie in Angriff genommen. Wir Deutschen treten später in diese Entwicklung ein; es gilt daher um so größere Anstrengung, um den Vorsprung einzuholen.

Die Erfahrung der Angelsachsen, der Skandinavier und Finnen lehrt, daß mit Mäßigkeitslehren dem gefährlichen und stets wachsenden Übel nicht beizukommen ist, daß dagegen entschlossenen Enthaltensvereinen, die aber nicht auf asketischem, sondern auf lebensfrischem, freudebejahendem Boden stehen müssen, die großartigsten Erfolge möglich sind. In Deutschland sehen wir jetzt daselbe. Auch bestätigt die Theorie diese Lehre der praktischen Erfahrung: Das Maß des wirklich unschädlichen Alkoholquantums läßt sich nicht bestimmen, weil es für jeden Menschen verschieden und sogar für denselben Menschen zu verschiedenen Zeiten ganz verschieden ist. Wenn es sich auch bestimmen ließe, so sorgt der allgemein herrschende Trinkzwang, die perfide Natur der berausenden Gifte und die für lange Zeiten hinaus sicher nicht zu ändernde Natur des menschlichen Nervensystems dafür, daß diese Norm fast nie innegehalten werden würde. Wir haben ferner gesehen, daß die Trunksucht als Krankheit die ganze Mäßigkeitslehre unwirkt. Bei allen Mäßigkeitsermahnungen der Vergangenheit ist die Alkoholfut immer weiter angestiegen. Wo aber die Enthaltensbewegung eingesetzt hat, da wird sie erfolgreich zurückgedrängt.

Es besteht nach allem also kein ernsthafter Grund, Alkohol zu genießen, aber hundert Gründe der schwerwiegendsten Art fordern uns auf, diesen Stoff aus der menschlichen Diät zu verbannen. Ideale und materielle Gründe reichen sich dabei die Hand und verbürgen den endlichen Sieg. Um denselben zu beschleunigen, hilft der Anschluß an einen Enthaltensverein in jedem einzelnen Falle mehr als hundert gute Wünsche und Sympathien.

Neben dem Guttemplerorden arbeiten in Deutschland in gleichem Sinne 1. der Verein abstinenter Ärzte (Vorsitzender Professor Kräpelin, Heidelberg), 2. der Verein abstinenter Lehrer (Vorsitzender Lehrer J. Petersen, Kiel, Schaffstr. 4), 3. der Alkoholgegnerbund (Vorsitzender Direktor Dr. Delbrück, Bremen), 4. einige Arbeiterabstinenzvereine, 5. der seit kurzem von Fräulein Ottilie Hoffmann in Bremen gegründete Deutsche abstinenten Frauenbund.

Der Guttemplerorden<sup>1)</sup> sucht jede brauchbare Form der Enthaltensarbeit zu fördern und steht daher zu allen diesen Vereinen in freundschaftlichstem Verhältnis. Wie er aber der bahnbrechende Vorkämpfer gewesen ist, so wird er auch vermöge seiner vortrefflichen Organisation auf lange hinaus das mächtige Kraftzentrum der Bewegung bleiben.

Mögen viele dazu helfen, daß wir seiner bald nicht mehr bedürfen!

<sup>1)</sup> Anm.: Anmeldungen bei Herrn S. Blume, Hamburg, Osterstr. 45.

# Die Pfadfinderin.

Novelle

von

T. Bukenhardt.

Nachdruck verboten.

(Fortsetzung von Seite 42.)

Am andern Morgen, noch ehe die Kinder erwacht waren, die jetzt in Valentins Abwesenheit im großen Zimmer schliefen, wurde sie, noch bei halbklarem Bewußtsein, von dem dumpfen Gefühl gequält, daß irgend etwas Unangenehmes vorgefallen sei. Und dann war ihr erster klarer Gedanke: „Wer möchte wohl jene Ida von Mödern sein, oder gewesen sein, die das Buch von ihm zugeeignet erhalten, das er ihr nicht einmal gezeigt, viel weniger vorgelesen? Ihr, seiner Frau! Das Buch war ja wieder in seinem Besitz, so möchte sie also wohl tot sein jetzt. Aber doch, — in dem Brief von der Freundin stand: „Mein Liebster ist ein halbes Jahr jünger, als ich. Mir ist das gerade recht. Ich möchte keinen Mann heiraten, wie du damals, der doppelt so alt wäre als ich!“ — Natürlich, sie übertrieb, wie immer, die Güte, ganz doppelt so alt war er nicht gewesen, — aber doch beinahe. Als sie sich verlobt, hatte dieselbe Freundin zu ihr gesagt:

„Denke, was so ein alter Junggesell alles erlebt haben kann!“ „Alter Junggesell!“ Das Wort hätte beinahe die Freundschaft zerstört! Er, Valentin, mit seiner jugendlich elastischen Gestalt und seinem lieben, — nein, nicht eben schönen, im gewöhnlichen Sinne, — aber geistvoll, vornehm geschnittenen Gesicht und den Leben sprühenden Augen, — ihn und das Wort alt zusammen zu bringen! Und was er erlebt hatte? Unsinn, das war jetzt gleichgiltig, da er sie und sie allein liebte! —

Ein kleines Ereignis fiel ihr jetzt ein, das sie fast vergessen hatte. Als sie mit Valentin auf der Hochzeitsreise gewesen, hatte er einmal, statt seines Namens, „Doktor Otto Müller“ ins Fremdenbuch geschrieben. Auf ihr ver-

wundertes Fragen hatte er geantwortet, er möge nicht, daß die Leute, wie er bemerkt habe, nachdem sie die Köpfe ins Fremdenbuch gesteckt, seine Persönlichkeit und die seiner jungen Frau einer besonders scharfen Kritik unterzögen. Da sie das nicht verstanden, hatte er ihr weiter erklärt, daß er den Leuten als Verfasser jenes Buches bekannt sei, das, so wenig im Grunde daran sei, ihn viel bekannter gemacht in den weiteren Kreisen, als seine wissenschaftlichen Arbeiten. Unter den „Leuten“ waren auch Damen gewesen. „Haben die auch dein Buch gelesen?“ hatte sie gefragt. „Vermutlich!“ — „Aber du sagtest, es sei nicht für Frauen geschrieben?“ — „Sie hätten auch vielleicht besser gethan, es nicht zu lesen,“ hatte er erwidert, „es stehen viele Ungezogenheiten darin, vieles, was Frauen ärgern muß, — freilich, vielleicht hat es gerade deshalb einen Reiz für sie.“

Was nur darin stehen mochte, „was Frauen ärgern mußte?“ So wie sie Zeit hatte, wollte sie doch — — nur, — nur ein wenig blättern in dem Buch. Das konnte doch kein Unrecht sein! Aber „Zeit“ hatte sie heute nicht, — gar nicht. Denn auf neun Uhr war die Schneiderin bestellt. Und das war viel zu wichtig. Denn sie sollte für Frank den neuen blauen Anzug machen und das weiße Kleidchen für Bud weiter machen. Und so viel andres war ja außerdem noch auf die Zeit verschoben, „wenn der Herr einmal verreist sein würde“.

Und als sie nun glücklich da war, die Schneiderin, — manchmal blieb sie ja auch ohne Absage weg, — als sie nun da war, mußte man sie immerfort bedienen, dann mußte sie Stecknadeln, dann Heftgarn, dann



wieder belegtes Butterbrot zum Frühstück haben. Als dann endlich Ruhe eingetreten war, hatte Frank, der nicht beaufsichtigt worden war, in sämtliche ihm zugänglichen Schlösser sorgfältig die Knöpfe hineingesteckt, die an den blauen Anzug genäht werden sollten. Und bis die alle wieder glücklich herausgebracht waren — —.

Endlich aber, gegen Abend, fand sich doch Zeit. Eva holte das Buch und setzte sich damit an den Kindertisch, — nicht um es zu lesen, — bewahre, — nur um herauszufinden, „was Frauen ärgern mußte“.

Aber, — eben, als sie anfang, darin zu blättern, ertönte ein jammervolles Geschrei. Was war denn nun schon wieder? Erst am Mittag war Puck von einer Biene gestochen worden. Kuni paßte doch auch gar nicht auf! Eva lief eilig in den Garten, von wo der Hilferuf kam.

Frank war ins Regensfaß gefallen, das zum Glück nur zu einem Drittel gefüllt war. Und Kuni hatte unten auf der Bank beim Brunnen mit Puck allein gegessen und hatte wieder einmal einen ihrer dummen Ritter- und Räuberromane gelesen. Nein, nein, das Lesen taugte nichts. Kuni erhielt eine große Strafpredigt und Frank eine kleine, nachdem er ausgezogen und ins Bett gepackt worden war. Und dann wurden die Ereignisse des Tages in einem zärtlichen Briefe an den lieben, guten „Balti“ erzählt, nach dem die Sehnsucht sich jeht, da alles so still war in dem großen Hause, wieder lebhaft meldete.

Und da, — da kam auch der Briefträger, — noch so spät, — und brachte einen längeren liebevollen Brief, statt der erwarteten Karte, — und das „dumme Buch“ lag friedlich in der Schublade des Kindertisches neben dem „Strumpelpeter“.

Am folgenden Abend kam kein Brief, auch nicht einmal eine Karte. Da Eva also nicht wußte, wohin Nachricht senden, schrieb sie nur kurz ein paar Worte auf eine Karte und schickte sie an die zuletzt angegebene Adresse. Und dann nahm sie mit einem Behagen am Verbotenen, dessen sie sich ein wenig schämte, das Buch aus der Schublade und setzte sich damit

zu der Lampe in die Sofaecke. Aber, — so sonderlich interessant schien es doch nicht! Da wurde auf Bücher verwiesen, deren Namen sie nie gehört, die Ansichten anderer Schriftsteller wurden bekämpft, von deren Existenz sie nichts wußte. Und im Grunde interessierte sie sich auch nicht besonders für die Fragen, um die es sich handelte, Fragen ernster und bedeutender Art, die aber in ihr still umfriedetes Leben nie ihre Schatten geworfen hatten. Ein wenig erschrocken war sie freilich hier und da über die Kühnheit, mit der über ihr heilig dünkende, alte und überlieferte Ansichten der Stab gebrochen wurde. Aber ihre eigenen Überzeugungen, — wenn ihre bescheidenen Ansichten überhaupt den Namen beanspruchen durften, — beruhten ja gar nicht auf eigenem Denken, und sie war viel zu ehrlich, um blindlings dafür einzutreten, wenn sie fühlte, daß sie wohlbedachtem Widerspruch begegne. Und wenn es auch etwas aufrehrerisch klang — anders jedenfalls, als Eltern und Lehrer gesprochen, — nun, man konnte die Dinge auch von dieser Seite ansehen! Alles in allem schien es ihr, als ob Valentin nicht unrecht habe, — wenn auch eine leise, kaum hörbare Stimme in ihrem Innern dagegen sprach. Aber, fremd mutete es sie doch an, daß ihr „Balti“ das geschrieben hatte, — und wenn nicht sein Name da schwarz auf weiß gestanden hätte — — — —. Stolz konnte sie ja sein, daß das ihr Mann war, der allen so dreist und fein dabei seine Meinung sagte! Manches schien ihr wirklich sehr treffend und witzig — aber, — nein — sie rieb sich die Augen, — einschlafen da in der Sofaecke, nein, das wollte sie nicht! Lange lesen, Ernsthaftes lesen, — daran war sie nicht gewöhnt. Dabei wurde sie leicht schläfrig. Gut, daß das Buch nicht davonlief!

Am andern Tage gab es wieder viel zu thun, und erst am Abend, als alles still war, nahm sie das Buch hervor, denn sie war zu Hause gewöhnt worden, Lesen als eine Zeitverschwendung anzusehen, die man sich höchstens am Feierabend gestatten dürfe, und diese Gewohnheit wirkte noch immer nach, derart, daß sie sich gescheut hätte, sich am Tage beim

Lesen überraschen zu lassen. Behaglich blätterte sie jetzt in dem Buch, das ihr schon ein alter Bekannter zu sein schien, und ein wenig neugierig zugleich, wann denn das kommen möge, was „Frauen ärgern mußte“, — als ihre Aufmerksamkeit durch einige rot und andre blau angestrichene Zeilen, dann wieder durch ein gelegentliches Frage- oder Ausrufungszeichen am Rande gefesselt ward. Sie wurde rot, schüttelte den Kopf, las weiter, dann wieder an einer andern Stelle, ein Kapitel weiter zurück, schlug in Entrüstung das Buch zu, ging dann im Zimmer auf und nieder, öffnete das Fenster, schaute eine Weile hinaus in die mondbeschienene Nacht und setzte sich dann wieder zu ihrer Lampe und zu ihrem Buch, zwei ernste, kleine Fältchen auf der Stirn, und mit der Miene eines Menschen, der entschlossen ist, die ganze Wahrheit zu hören. Und nun schlug sie Blatt für Blatt um. Glühend, erregt, las sie hier und da eine Seite zwei- und dreimal, starrte mit thränenverschleierte Augen in die Lampe und schloß das Buch erst lange nach Mitternacht. Dann verschloß sie es sorgfältig in ihren Schreibtisch, ging in ihr Schlafzimmer, kleidete sich im Dunkeln leise aus und ging zu Bett. Aber nicht wie sonst „rollte“ sie sich, wie Valentin es nannte, behaglich zusammen, gerade so wie Frank, nach rechts hinüber und mit dem Kopf ganz eingewühlt in die Kissen. Gerade ausgestreckt lag sie da, lange, lange mit offenen Augen ins Dunkle starrend, die Hände auf der Brust gefaltet, ohne Thränen, nur hier und da leise Schmerzensstöne ausstoßend.

Das hatte Valentin geschrieben! Nein, nein, es war nicht möglich! Es war ihr zu Mut, als ob eine erbarmungslose, kalte Hand mit eisernem Griff all ihr Glück zerstört hätte. Wie fremd war ihr der Verfasser dieses Buches! Wie hätte sie ihn lieben, nie ihm vertrauen können, wenn sie es gelesen, als sie ihn noch nicht gekannt. Darum also, darum hatte er das Buch vor ihr geheim gehalten. Es fiel wie Schleier von ihren Augen, einer nach dem andern. Wie hatte sie sich je einbilden können, daß Valentin sie aus Liebe geheiratet? Aber, — war das denn derselbe Mensch? Der Mann, der über die Frauen, über die

Liebe, über alles Heiligste so schreiben konnte, — das war doch nicht ihr Valti? Und doch, — schrieb denn ein Mann, wie er, anders als nach seiner innersten Überzeugung? — Sie war des anhaltenden Denkens so ungewohnt, und es wurde ihr so schwer, in diesen dunklen Stunden alle die Anklagen zu sammeln, durch die Menge überwältigender Gefühle und Gedanken sich durchzuarbeiten, klar darüber zu werden, was es denn vor allen Dingen war, was sie so erschütterte. Hätte er leichtfertig, mit kühlem Spott über ihr Geschlecht geurteilt, sie hätte es ihm verziehen, wie etwas, das er vielleicht unüberlegt geschrieben und bei gereistem Urteil nicht wiederholt haben würde. Aber daß alles, wie sie wohl fühlte, in diesem Zusammenhang stand mit seinem Thun, — das wars!

Wie ihr jetzt vieles plötzlich einen Sinn enthüllte, was sie, unschuldig wie ein Kind, angehört hatte, ohne darüber nachzudenken. „Die Normalfrau!“ Jetzt wußte sie auch, wo sie das wunderliche Wort schon gelesen hatte; es war noch nicht so gar lange her. Valentin hatte einen Brief erhalten. Sie hatte zufällig mit hineingeblickt, und es war ihr eine Nachschrift aufgefallen, in der sich der Schreiber erkundigte, wie es seiner „Normalfrau“ gehe. Und noch einmal hatte sie, im Gedränge des Weihnachtsmarktes an ihres Mannes Arm gehend, dieselbe Bezeichnung — auf sich angewandt, wie es ihr vorgekommen, von Studenten gehört. Sie hatte sich nicht weiter darum gekümmert, schien es doch, als ob es den lieben Mann peinlich berührt hätte. Und jetzt, — jetzt wußte sie warum! Ja, sie war die Normalfrau, die Frau seines Ideals. Zug für Zug erkannte sie in sich selbst das Bild, das er gezeichnet, das er allen denen entgegengehalten, die die Frauen auf andre Bahnen leiten wollten. — Es war nicht so unerhört und neu, was hier gepredigt wurde, und die Wellen, die dieses Kapitel des Buches bei seinem Erscheinen in einer Zeit, da die „Frauenfrage“ besonders eifrig erörtert wurde, erregt, hatten sich längst wieder geglättet. Für sie aber war alles neu. Je mehr sie fühlte, daß sie diesem Ideal entsprach, desto mehr fühlte sie sich entwürdigt. Sie hatte sich ja immer zufrieden gefühlt an



hatte, Frauen zu den Männergeschäften heranzuziehen, und doch, wie es einer hochgebildeten Nation würdig, mit Bewunderung und Verehrung der einzelnen nicht geklagt hatte, die vom Genius über die Anforderungen, die ihr Geschlecht an sie stellte, hinausgeführt waren. Dabei war allenthalben auf Bücher verwiesen, die man nachlesen sollte. Ja, sie wußte noch sehr wohl den Zusammenhang, wenn ihr auch manches sonst unklar geblieben war; dieses Kapitel meinte sie verstanden zu haben. Fremdartig und wild gingen die einzelnen Stichwörter, während sie endlich einschlief, ihr durch die Seele: „Frauenstudium, durchaus zu bekämpfen — Frauen haben nie Großes geschaffen, — nur Leistungen zweiten und dritten Ranges, die auch fehlen könnten in der Wissenschaft, Litteratur, Musik, Bildhauerei, Malerei, mit einziger Ausnahme der Schauspielkunst. Frauenvereine: Zersplitterung von Kräften, die Frau soll der Familie dienen, als Mutter oder Diakonissin, die Armenpflege dem Staat überlassen bleiben. Gänzliche Stilllosigkeit heute auch auf diesem Gebiet, geschmackloses Überwuchern des Beiwerks, — Rückkehr zu den alten Mustern — — — — —“ jetzt verflüchtigten sich die letzten unklaren Bilder, die diese Worte hervorgerufen.

\* \* \*

Ein kurzer, unruhiger Morgenschlaf, aus dem die Kinder sie weckten, hatte Evas Bewußtsein eine Weile freundlich eingehüllt. Jetzt erwachte sie mit einem schweren, dumpfen Druck im Kopf und dem Gefühl, als ob ein häßlicher Traum sie verfolge, den sie abschütteln mußte. Als sie aber vollkommen wach geworden, und alles in ihrer Erinnerung blieb, wie es war, löste sich ihr bitterer Schmerz in heißen Thränen. Sie nahm Bud aus der Wiege, hüllte seine kleinen, runden, halbnackten Glieder in die Decke und küßte ihn leidenschaftlich, während Frank in seinem Bettchen das noch nie gesehene Schauspiel mit großen Augen verwirrt anstarrte. In kindlichem Zartgefühl wagte er die Mama nicht zu stören, sondern hielt es für das Geratenste, den Glockenzug, der ihm erreichbar war, zu ziehen. Auf das Klingeln erschien Nuni, frische Kinderwäsche auf den Armen.

Nuni hatte überhaupt die Gewohnheit, langsam wach zu werden, und heute war sie noch besonders verschlafen. Denn sie hatte gestern Abend noch spät in „Walrade oder die eingemauerte Jungfrau“ gelesen und war eben an der hochinteressanten Stelle angelangt, da Mitter Kurt mit seinen Knappen Feuer an die Mauer legt, als ihr Lichtstumpf erloschen war, ohne daß sie erfahren hätte, ob Walrade verbrannt oder befreit würde. So sah sie unsagbar dumm aus, wie sie so dastand, mit starren Augen und offenem Munde. Ohne weiteres nahm sie an, daß der kleine Bud krank sein müsse, und ohne eine Antwort abzuwarten auf die Frage, was ihm fehle, machte sie einen Vorschlag um den andern. Ob sie Kamillenthee aufgießen solle? Oder Fenchelthee? Ob sie Kompressen zurecht machen solle? „Fenchelthee, Fenchelthee wird wohl das Beste sein,“ sagte Eva müde. Sie wollte nur Zeit finden, sich zu sammeln, und Nuni los werden. Aber, durch die ungewohnte Unruhe geängstigt, fing das Kind nun wirklich an zu weinen. Frank, um den sich niemand kümmerte und der sich zurückgesetzt wähnte, erhob auch seine Stimme, und als Nuni wieder kam und eine Dummheit über die andere machte, vor lauter Angst und Sorge und Mitgefühl, sah Eva wohl ein, daß sie sich zusammennehmen müsse. Sie kleidete sich an und besorgte ihre Morgengeschäfte, mechanisch, ruhig, als ob alles das sie nichts anginge. Sie dachte nichts, gar nichts, sie fühlte nur ihr Herz schmerzen. Sie hatte ja nie gewußt, daß das, was sie für eine bildliche Lebensart gehalten, wirklich so sein könne, daß das Herz so schmerzen könne, und daß man von dort aus, wie von tausend Saiten erzitternd, den Schmerz durch den ganzen Körper fühlen könne.

Als die gewohnte Karte von Valentin kam, warf Eva nur einen kurzen Blick darauf und legte sie zu den andern. Sie hatte nur den einen Gedanken, die nötige Arbeit im Hause zu beenden und Zeit zu finden, was sie so quälte, noch einmal zu lesen, vielleicht etwas Tröstliches herauszufinden. Und dann, es standen ja so viel Bücher in den Fußnoten verzeichnet, auf die Valentin sich bezog. Vielleicht erleichterten die ihr das Verständnis!

Denn sie hoffte immer noch, nicht so ganz recht verstanden zu haben. Da war zuerst der am meisten als Autorität angeführte Schopenhauer. Sie wußte eigentlich nichts über ihn, er war in der Schule mit wenig Worten abgethan worden. Dann war da Eduard von Hartmann. Standen nicht in ihrem „Lieberschatz für Jungfrauen“ Gedichte von ihm? Nein, der hieß ja Moritz. Dann Nietzsche, — nein, vor dem war sie so eindringlich gewarnt worden in der Konfirmationsstunde. Aber freilich, wenn sie Valentin nicht gehorchte, warum auf jenen hören? Und warum sollte sie Valentin gehorchen? Er wollte ja keine geistige Gefährtin an ihr haben. Da stand es ja schwarz auf weiß. Und wenn sie ihm nichts war, nichts, als was er von ihr wollte, dann konnte ihm ja ihr Seelenleben und was sie las, oder nicht las, ganz gleichgiltig sein!

Sobald die Kinder ihr Ruhe ließen, suchte sie in der Bibliothek oben nach den Büchern. Aber vergeblich! Dann mußten sie wohl unten im Arbeitszimmer sein, wo zwei Wände fast mit Büchern bedeckt waren. Richtig! Da stand der Schopenhauer vollständig neben einzelnen Bänden von Nietzsche, mitten in der Fachbibliothek ihres Mannes. Und nun entdeckte sie auch andre Namen, die ihr erinnerten, an weniger anspruchsvollem Plag. Aber „Uda von Mödern“ — danach suchte sie vergeblich! Und doch meinte sie, auch den Namen, außer auf dem Titelblatt, noch wo gelesen zu haben! Vielleicht oben? Ja, gewiß, es war oben in der Bibliothek. Mit den schweren Bänden, die sie gefunden, ging sie hinauf. Sie brauchte nicht lange zu suchen. Da standen zwei Bände, ein gebundener und ein broschierter. Sie schlug sie auf. Es waren zwei Auflagen desselben Werkes. Auf dem leeren Blatt des einen, des gebundenen, war das Buch in eleganter Damenhandschrift „Herrn Professor Valentin Berg freundschaftlichst zugeeignet“. Das andere war einigermaßen zerlesen und mit Strichen und Bemerkungen in Blau- und Rotstift versehen, in derselben Weise wie das von Valentin. Der Blaustift gehört ihm, der Rotstift ihr, — das fand Eva nach einigen Vergleichen heraus. Das Exemplar war also, ebenso, wie das

Buch von Valentin, zwischen ihnen hin und her gewandert. Eva blätterte es durch. Da war wieder Bezug auf die bei Valentin angeführten Schriftsteller genommen. Und die standen ja alle da. Sie nahm einen der Bände heraus. Er schien ihr noch der am leichtesten verständliche und am wenigsten gelehrt. „Parerga und Paralipomena“ hieß es. Sonderbar! Die standen doch alle immer da, und nie war es ihr eingefallen, sie nur zu öffnen. Und nun, — da war eine der Stellen, auf die Bezug genommen war:

„Zur Pflegerin und Erzieherin der Kindheit ist das Weib berufen, weil es, selbst kindisch, zeitlebens ein großes Kind bleibt, eine Art Mittelstufe zwischen Kind und Mann, als welcher der eigentliche Mensch ist.“

Empört schlug sie das Buch zu und griff nach einem andern von demselben Verfasser. Aber das war noch schlimmer. War ihr schon das erste als ein Urwald erschienen, voll von sinnverwirrenden Blumen und den Weg hindernden Schlingengewächsen, durch die für sie oft kein Pfad führte, es ließ sich doch atmen dort. Hier aber war die dünne Luft, in der kein Wesen mit warmem Blut gedeihen konnte, sie fühlte, wie ihr der Atem ausging, wie es ihr immer bänger und bekommener wurde. Manches, was Valentin nur angedeutet, war hier mit grausamer Schärfe bis in die äußersten Konsequenzen verfolgt, andres mit einer Offenheit behandelt, die ihr das Blut in die Wangen trieb. Mit Widerwillen und Ekel legte sie das Buch aus den Händen. Sie wollte keinen Blick mehr hineinthun. —

Wieder griff sie zu dem ersten, das ihr doch um vieles verständlicher war und las wieder und wieder die Seiten, in denen der Frau, wie sie meinte, für immer ihr Plag angewiesen. Denn es fiel ihr nicht ein, zu denken, daß sich gegen diese Behauptungen auch etwas einwenden ließe. Die zwingende Gewalt des schwarz auf weiß festgebannten Gedankens hielt ihre eigene Urteilskraft da nieder, sie fühlte die Kette, die dieser überlegene Geist um den ihren legte, aber eben, weil sie ihre Ohnmacht fühlte, knirschte sie in wilder Empörung gegen die Unterjochung. Ja, es war alles wahr in ihrem Fall, es paßte, als wenn es eigens mit Bezug auf sie



geschrieben wäre, aber — es sollte nicht wahr sein. Noch einmal las sie den Abschnitt in Valentins Buch durch, der ihr gestern so bittere Thränen ausgepreßt, — und dann ging ihr ganzes inneres Leben, seit sie diesem Mann angehörte, an ihrem Blick vorüber. Ja, sie war geworden, was er von ihr gewollt, oder vielmehr, sie hatte sich dazu machen lassen, zu diesem gefügigen Werkzeug seiner Laune! Damals, als er, ohne sie zu fragen, ihren Namen geändert, — damals hatte es angefangen. Und dann, — dann war es immer so weiter gegangen. Und nun war es so, wie es war.

Müde und traurig entschlief sie endlich schon in vorgerückter Nachtstunde und erwachte am andern Morgen mit einem Gefühl der Unlust an den Pflichten, die ihrer warteten, wie noch nie im Leben. Sie wäre nicht die geistig gesunde Natur gewesen, die sie war, wenn sie nicht mit allen Kräften versucht hätte, ihre gewohnte heitere Gemütsruhe wieder zu erlangen. Aber es war umsonst. Alles, auch das Harmloseste mußte dazu dienen, ihre Gedanken auf das innerlich Erlebte zurückzulenken. „Weil es, selbst kindisch, ein großes Kind bleibt,“ tönte es in ihr, als Frank so gern wieder mit ihr „Musik machen“ wollte. Sie schämte sich ihrer geringen Fertigkeit, der einfachen Begleitungen, die sie mit ungeübten Fingern spielte. Ja, der Mann hatte recht! Was war sie denn anders, als ein großes Kind, das mit den kleinen spielte? Und Valentin hatte auch recht, daß er sie wie ein Kind behandelte. Wie kindisch, wie thöricht kam ihr jetzt ihre Innenwelt vor. Ihr Glaube an eine übersinnliche Welt, ihr Glaube an einen Schutzengel, dem sie sich stets so nahe gefühlt hatte. Wie oft hatte sie abends beim Einschlafen das Gefühl gehabt, daß er sich zärtlich über sie beuge, mit seinen großen, weißen Flügeln sie beschattend. Ihre ganze fröhliche Sicherheit kam ja eigentlich aus diesem steten Verkehr. Wenn sie beide lachend und zuversichtlich in ihrem Vertrauen auf Glück in das verrufene Haus gezogen waren, so war diese Furchtlosigkeit bei Valentin die Folge wissenschaftlichen Erkennens, — bei ihr aber nur die ihres fröhlichen Kinderglaubens gewesen.

„Mama, nimm mich auf den Arm, wir müssen noch Zettel abreißen.“ Er dachte daran, der kleine Kerl, sie hatte es ihm eingeschärft, und er vergaß es nie. Mit Vergnügen hatte sie noch stets den Zettel am Abend vermisst. Wieder ein Tag vorbei von denen, die Valentin noch fort blieb! Jetzt, — guter Gott, wo war all die Liebe, die Herzenswärme geblieben, die ihr die Arbeit im Haushalt, so langweilig sie an sich auch sein mochte, seinetwegen lieb und wert gemacht?

Da kam ein ausführlicher Brief. Sie las ihn kurz durch, ohne wie sonst mit heiterem Behagen bei jedem Wort zu verweilen, denn sie dachte daran, die Kinder baldmöglichst schlafend zu wissen, um Ruhe zu finden, wie sie sich vorgenommen, jene Entgegnungen auf Valentins Buch zu lesen. Aber, — die Kinder waren oben allein, Hanne und Runi rollten Wäsche, da hatte sie unten keine Ruhe. Sie konnte ja auch oben in der Bibliothek lesen, das Buch war so wie so dort. Aber die Luft war dumpfig da drinnen. Sie öffnete einen Fensterflügel ein wenig, setzte ihre Lampe auf einen großen Tisch, auf dem viele mit Stichen und Photographieen angefüllte Mappen lagen und setzte sich in einen der alten Lehnstühle. Sie erschrak, denn sie sank tief hinein, die Federn waren sämtlich gebrochen. Ihr Blick glitt im Zimmer umher, an dessen heller, von Büchern freier Wand größere und kleinere alte Stiche hingen: das Colosseum, eine Rekonstruktion des Forum, — auch aus der Zeit, da Valentin noch gezeichnet, einige Skizzen von ihm aus der Campagna mit der Petereskuppel im Hintergrunde.

Sie schlug das kleine Buch auf. „Die Frau, von einer Pfadfinderin“, benannte es sich, und in der kurzen Vorrede bekannte sich die Verfasserin als Gegnerin Valentins. Sie, die Freundin, — denn in der zweiten Auflage stand der Name in Klammern dabei, — sie als Gegnerin! Mit großem Eifer vertiefte sich Eva in die klar und verständlich geschriebene Broschüre. Aber, was war denn das? Hatte sie nicht alles, was sie bis jetzt gelesen, — so lange sie das betreffende Buch in Händen hielt, unwiderstehliche Wahrheit gebüht? Wahrheit, die sie tränkte und schmerzte, gegen die sie aber nichts, gar nichts einzuwenden



zu sehen, der sehe sich in seinem Kreise um, und wo er eine solche ‚wahrhaft weibliche‘ Frau findet, da forsche er, ob sie nicht ganz gewiß einen ‚wahrhaft männlichen‘ Mann hat, — nämlich einen rücksichtslosen Egoisten.

Die Ehe ist ein Stand größter gegenseitiger Akkommodation. Durch das fortwährende Miteinanderleben tritt ein Teil folgerichtig stets in die vom andern gelassene Lücke, die Frau wissentlich, denn sie hat Zeit, darauf zu achten, der Mann, und auch der Gescheiteste, — und vielleicht der gerade am meisten — unwissentlich. Gerade er, der sonst vielfach Beschäftigte, denkt nicht nach, woher die immer gleiche Sanftmut und Heiterkeit bei seiner Gefährtin kommt, er weiß nicht, daß die ihm bequemen Eigenschaften auch bei der Vestibeanlagten nur eine Frucht strengerucht und Selbstgewöhnung sein können. Sie klagt ja nicht, — darum meint er, sie sei zufrieden mit ihrem Geschick, Tag für Tag in der Treitmühle, vielleicht ohne die geringste Neigung zu eben diesen Geschäften, ihren Dienst zu versehen, — sie hat nie ‚Stimmungen‘, darum fühlt er seinerseits sehr bald die Verpflichtung, welche zu haben, sie ist sparsam und anspruchlos für ihre Person und weiß das Haus mit wenigem behaglich zu machen, darum fühlt er sich in der Lage, nach außen desto ungehinderter von pekuniären Rücksichten zu leben, sie widerspricht ungern, darum gewöhnt er sich bald, auch den berechtigten Einwand nicht zu ertragen. Sie opfert jederzeit gewissenhaft ihre geistigen Interessen den kleinen, naheliegenden Pflichten, — darum verliert sie sehr bald einen großen Teil jener Interessen, die keine Pflege finden, und er findet sie zum Lohn für alle Entsagung schließlich langweilig und sucht seine Erholung bei andern, — wozu ihn der Herr Verfasser in einer Abschweifung, die ich nicht ernst nehme, sogar berechtigt wissen will. Und fragen wir uns selbst, muß es nicht so sein? Nur sehr seltene, edle Naturen mögen eine Ausnahme bilden, die weitaus größere Mehrzahl der Männer ist nicht reif für ‚die Normalfrau‘. —

\* \* \*

Valentin war zurückgekehrt, — sehr guter Laune, aufgefrischt und angeregt, körperlich und geistig. Er fand die Kinder prächtig

aussehend, aber Eva „etwas blaß und mager geworden“.

„Ich muß dich nicht allein lassen, das sehe ich,“ sagte er, ihre kleinen Hände streichelnd. „Aber du hast kalte Hände! Die hast du ja sonst nie. Du hast dir wohl nicht Bewegung genug gemacht? Du mußt mehr spazieren gehen, Schatz.“ Daß seine junge Frau, wohl im gerade entgegengesetzten Fall zu dem seinen, anstatt mehr „Bewegung“ mehr Ruhe bedürfen könne, fiel ihm nicht ein. Aber er war sehr zufrieden, wieder daheim zu sein, und verbrachte den ganzen Tag mit Eva und den Kindern, erzählend und die mitgebrachten Photographien erläuternd. „Und weißt du, kleine Maus,“ sagte er zärtlich, „die Betten sind allenthalben nicht so gut, wie unsere, — und dann, — ich war so allein, ich habe manchmal nicht einschlafen können, da habe ich viel gedacht und getistelt. Seit ich wieder hier bin, schlaf ich wieder gut.“

Ja, er schlief gut. Er merkte nichts davon, daß Eva stundenlang wach lag, ruhelos sich umhertverfend. Er sah auch nicht, daß sie immer weniger aß. Sie schnitt auf und legte ihm und Frank vor; daß ihr eigener Teller fast leer blieb, fiel ihm nicht auf. Denn es waren ihm auf der Reise gute Gedanken gekommen, wie er sagte, von denen er so voll war, daß er wenig von dem sah, was ihn umgab. Vom zweiten Tag nach der Rückkehr ab saß er wieder fast den ganzen Tag am Schreibtisch. —

Aber es mußte ihm doch endlich auffallen, daß Eva nicht nur blässer und magerer geworden, daß sie auch nicht mehr fröhlich war wie früher.

„Ich höre dich gar nicht mehr singen, mein Lieb,“ sagte er.

„Ach, ich dachte nicht, daß dir an meinem Singen gelegen wäre.“

„Du meinst, weil ich sonst nicht viel nach Musik frage? Das thut nichts, ich hatte mich eben so gewöhnt, dich singen und plaudern zu hören, daß mir etwas fehlt, wenn es still ist.“

„Wirklich?“ fragte Eva. Also als zweisehendes Vögelchen bin ich ihm gut, dachte sie.

„Ich werde eben auch älter,“ sagte sie müde, „und du weißt, die Vögel singen auch

nicht mehr, wenn sie Junge haben. Und ich habe oft gedacht, daß die Vögel, wenn sie nicht mehr singen, sich doch oft recht langweilen müssen."

Er lachte. „Weinst du, — nun, wer weiß, wie sie sich anderweitig unterhalten. Sie haben auf ihren weiten Reisen viel gesehen und viel erlebt."

Sie seufzte. „Das ist freilich wahr. Aber unsereins, wenn man nicht mehr singt, hat man eben nichts. Ja, wenn man noch etwas Rechtes gelernt hätte?"

„Etwas Rechtes gelernt!" wiederholte er. „Ach, die gelehrten Frauen sind schrecklich!" —

Eva schwieg. Bis zum Gelehrtsin hatte es gute Wege! Wie weit sie davon entfernt war, das war ihr ja jetzt erst klar geworden. Aber dennoch, sie fühlte, daß sie voran kam, daß sie denken gelernt. Zuerst hatte sie in den ersten Büchern immer nur eine halbe Stunde lesen können, dann war sie von Gähnen und Müdigkeit befallen worden. Aber das hatte sich geändert. Wohl mußte sie oft inne halten, auch kamen oft lateinische und griechische Wörter, die sie nicht verstand, und manchmal mußte sie lange nachdenken, bis sie etwas annähernd verstanden hatte, — aber doch, es lichtete sich. Besonders, wenn sie nachts lag und wachte, wurde ihr so manches klar. Und dann fühlte sie eine tiefe innere Befriedigung. Die einzige, die sie jetzt kannte, denn sie fühlte, daß sie kein Kind mehr sei, wie noch vor wenigen Wochen! Aber, sie fühlte auch, wie sie körperlich erlahmte. Sie war nicht frisch, wie sonst am Morgen, mühsam raffte sie sich auf, die gewohnten Pflichten zu erfüllen, aber — Freude fand sie nicht mehr an den einfachen täglichen Geschäften, auch keine mehr an dem Spielen mit den Kindern. Dennoch suchte sie, gewissenhaft in allem, was sie für ihre Pflicht hielt, so viel wie möglich allen Anforderungen zu genügen — auch ohne Freude daran. —

Nicht immer war es so. Es kamen Tage, wo die alte Liebe und Zärtlichkeit für Valentin wieder durchzubrechen schien, und mit ihr die alte Freude an dem Haushalt und den Kindern. Aber nur kurze Zeit dauerte das, dann kam sie wieder, die dämmrige Mühe, die müde Gleichgültigkeit. —

Da sie Valentin nicht mehr freundlich entgegenkam, schien auch er kein Bedürfnis mehr zu haben, bei ihr zu sein. Er blieb allein in seinem Zimmer, und sie saß in ihrem „Sorgenstuhl", — auch allein. Es war ein Kinderstuhl, den sie so nannte, ein Geschenk einer Patin, ein hübscher kleiner Stuhl mit sehr hoher Lehne und dunkelrotem Sammetpolster. Als Kind hatte sie ihn nie benutzen dürfen, weil er zu schön gewesen; als sie aber ihrem Mann in die ferne, fremde Stadt gefolgt war, hatte sie ihn mitgenommen, als Erinnerung an die Heimat, und wenn sie abends zum Plaudern nahe zueinander gerückt, hatte sie immer den kleinen Stuhl geholt und hatte, ihren Kopf an seine Knie gelehnt, seinen Worten gelauscht. Manchmal auch hatte er zu arbeiten gehabt, drüben in seinem Studierzimmer, oft bis tief in die Nacht, das hatte sie ihm gleich angemerkt an seinem zerstreuten Wesen, und war bescheiden mit ihrer Näherlei im Wohnzimmer geblieben. Er hatte eine Weile ruhig fortgeschrieben, aber plötzlich war er sich bewußt geworden, daß ihm etwas fehle, dann war er, ohne seinen Ideengang zu unterbrechen, zu Eva ins Zimmer gegangen, hatte, ohne ein Wort zu sprechen, den kleinen, roten Stuhl geholt und ihn neben seinen Schreibtisch gestellt. Und Eva war seinem Winke gefolgt. Manchmal hatte er dann auch zwischendurch mit ihr geplaudert, oft aber hatte er ihre Anwesenheit scheinbar ganz vergessen, und wenn er nach Mitternacht aufgestanden war, hatte er sie mit einem Kuß wecken müssen, — nicht ohne einen Augenblick zu zögern und sie mit liebendem Blick zu betrachten, — denn nie war sie schöner gewesen als so, den schöngeformten Kopf mit den blonden, reichen Haaren fest in die roten Sammetpolster gedrückt, mit leichtgeöffneten Lippen und dem kindlich unschuldigen Ausdruck in dem blühenden Antlitz. Aber — er kam nicht mehr, den kleinen Stuhl zu holen, oft schien er es gar nicht zu bemerken, daß sie, unter dem Vorwand irgend einer notwendigen Arbeit, auch wenn er abends in seinem Zimmer nur Zeitungen las, nicht zu ihm kam, sondern in dem neben dem Wohnzimmer gelegenen hinteren Gartenzimmer blieb. Dort saß sie

bei der Lampe und las und las. Manchmal saß sie, dicht über das Buch gebeugt, mit geröteten Wangen, dann wieder hatte sie die Hände gefaltet und starrte gedankenvoll in den dunklen Garten. —

Es war längst nicht mehr das Buch der „Pfadfinderin“. Sie las hier ein Kapitel und da eins aus einem der andern Bücher, immer in Angst und Sorge, daß Valentin es vermissen könne, und wirr durcheinander, wie sie hier eine halbe und da eine ganze Stunde freie Zeit fand. Oft, wenn sie nachts noch lag und nachdachte, wußte sie nicht mehr, in welchem der Bücher denn gestanden, was sie am Tage gelesen, aber, — sie lag und dachte. Nie mehr freute sie sich, wie sonst, beim Einschlafen auf den andern Morgen, und nie mehr führte sie Zwiesgespräche mit ihrem Schutzengel. Die friedliche Stille, das Gefühl, sicher zu gehen, geführt zu werden, war fort, — wie ihr das alles abhanden gekommen, das wußte sie nicht, aber ihr Tröster in allen Nöten war verloren, — mit ihrem Glauben an ihn. — O, wie sie sich zurücksehnte nach ihm! Aber sie konnte keinem, keinem klagen und hatte niemand, der ihr half, der sie tröstete. Valentin? Der hatte ja nur Spott früher gehabt für dieses Verhältnis. O nein, sie fürchtete mehr denn je sein sarkastisches, mitleidiges Lächeln! Wie gern hätte sie ihn auch oft gefragt nach diesem oder jenem, was sie nicht verstand. Aber, — das ging ja nicht. „Das ist nichts für dich,“ würde er einfach sagen und würde das Buch nehmen und an seinen Platz stellen. Darum glitt es, wenn er unerwartet in das Zimmer trat, stets in den großen Fliedkorb. „Genau so, wie es Rini macht,“ sagte sie dann wohl mitleidig zu sich selbst.

\* \* \*

In einigen Tagen war der Beginn des neuen Semesters. Das Ende der Ferien! Das war ihre beste Zeit gewesen sonst — sie, die nur in Valentin gelebt, hatte mit teilgenommen an der Frische, die ihm das ruhige Arbeiten in den Ferien gebracht hatte. Er liebte auch den Herbst so sehr und den wilden verwachsenen Garten im Herbst! Im vergangenen Jahre waren sie abends spät noch

oft hinausgegangen und hatten in einer der verschwiegenen Lauben miteinander gegessen — so glücklich, beieinander zu sein! —

Es hatte aufgehört zu regnen. Er hatte sie wieder einmal gerufen, wie früher, das Buch war in den Korb gewandert, und sie war folgsam ihm nachgegangen in den Garten.

„Weißt du, daß du gar nicht mehr so bist, wie früher?“ sagte er. „Siehst du, nachher, wenn das Semester erst wieder angegangen, — —“

„Dann hast du keine Zeit mehr für mich, ja, das weiß ich.“

„Du bist so scharf, Eva, so warst du sonst nicht. Ich meine nur, ich habe jetzt so sehr das Bedürfnis, dich plaudern zu hören, über nichts meinetwegen. Sieh, — nein, es ist dunkel, — du siehst nicht mehr. Aber du fühlst sie, die milde, feuchte Abendluft, du atmest den Duft unserer letzten, späten Rosen, du hörst das Plätschern des Brunnens, das leise Rauschen des Abendwindes, das Fallen der Tropfen mit den sommermüden Blättern und all die andern Töne der leise entschlummernden Natur. Und wie du das alles, so fühle ich deinen Atem, deine liebe Nähe und habe jetzt, wie immer, nur den einen Wunsch, wenn ich bei dir bin, auszuruben von der Arbeit, zu feiern und zu genießen. Verstehst du das, mein Lieb?“

„O, gewiß. Aber, du redest nur von den Bedürfnissen der einen Hälfte der Menschheit. Es könnte doch auch sein, daß wir, daß ich — —“

„Nun, mein kleiner Schatz?“

„Daß wir auch einmal etwas anders bedeuten wollten, als den Rosengeruch und die Blätter und die weiche Regennacht, daß wir auch einmal Menschen sein möchten, die nicht nur für euren Genuß da sind, daß wir auch einmal denken möchten.“ Bei den letzten Worten zuckte sie fröstelnd zusammen. —

Er hatte aus ihren Worten nur die Verstimmung herausgehört, die, vermutlich körperliche Ursachen habend, sich in unzufriedenen Worten Luft machte und beachtete jetzt nur ihr Frösteln.

„Frierst du?“ fragte er sorglich. „Es ist doch so warm.“



„Für dich vielleicht. Aber ich bin so viel leichter angezogen.“

Er fühlte ihre Schulter durch den leichten Wollstoff hindurch.

„Das ist ja gar nichts, was du anhast,“ sagte er. „Was trägt ihr Frauen für dünne Kleider! Auch ist das Kleid naß, die Büsche tropfen noch.“ Er zog sie an sich. „Ich will dich wärmen und trocknen!“

„Ach, — laß mich!“ —

Er ließ augenblicklich ihre Hand los. Tief verstimmt ging er ihr voran ins Haus. So abgewiesen zu werden, war er nicht gewöhnt — und das wollte er auch nicht gewöhnt werden! — —

Eva ging ins Kinderzimmer. Die beiden Kinder schliefen, Runi ließ bei Evas Eintritt etwas, worin sie gelesen, zwischen ihre Näharbeit gleiten. Eva sagte nichts und schickte sie hinaus. Frank schlief mit nach der Wand gekehrtem Gesichtchen. Der kleine Puck aber lag da, im Schläse lächelnd, rosig und lieb. Sie kniete vor dem Bettchen nieder und küßte das dicke, kleine, herabhängende Händchen.

„Kleiner Liebling,“ sagte sie zärtlich, während Runi hinausging, „hebt bist du noch mein. Aber es wird eine Zeit kommen, wo du sagen wirst: ‚Das verstehst du nicht, Mutter!‘ Dann wirst du eine andre deine Lerche nennen und dein Eichhörnchen, deine Maus und was sonst für Dummheiten, und wenn sie einmal etwas andres hören möchte, wirst du sagen, sie dürfe sich nicht erkälten. Dann aber ist deine Mutter eine alte Frau, mit dem Rosenduft ist es vorbei, und auch dein Vater wird es langweilig finden in der blätterlosen Laube. Wie er aufhörte, als ich sagte, daß mich fröre. Natürlich, das steht ja auch in seinem Buch, ja, ja — körperliche Gesundheit, das ist die Hauptsache. Hat er nicht in letzter Zeit oft nach meinem Befinden gefragt? Einen andern Grund für mein ernsteres Wesen kann er sich natürlich nicht denken. Wie sollte ihm auch bei einer Frau, die nichts weiter für ihn ist, als eben eine Frau, einfallen, daß ihre Schweigsamkeit etwa vom — Denken herrühren könne? Aber, — war ich ihm denn bis vor kurzem irgend etwas andres? Und war es nicht schön, viel schöner, als jetzt? O Valti,“ flüsterte sie

zärtlich, „ich wollte, ich hätte nie versucht, zu denken und wäre noch deine kindische Frau, die ich früher war!“ — — — Als die Herrin gegangen, kam Runi wieder, eine ihrer Rattunblusen in der Hand. Vorsichtig betastete sie sie, als sie aber fand, daß das, was sie nähen wollte, wohl noch einen Tag länger hielt, ohne ganz auseinander zu reißen, legte sie mit großem Behagen Nadel und Fingerhut weg und zog einen Kolportage-Roman aus seinem Versteck hervor. — Runi hatte auch große Fortschritte gemacht, — von der Romantik zur Realistik. Sie las jetzt Romane, die sämtlich in Berliner Hinterhäusern spielten, und da sie weniger beaufsichtigt wurde als früher, verschlang sie ganze Bände, — nicht zum Vorteil für die ihr aufgetragene Arbeit.

Valentin hatte sich wieder in sein Zimmer zum Arbeiten zurückgezogen. Eva wollte zu ihm gehen, es drängte sie, ihm ein liebes Wort zu sagen. Aber dann flüsterte eine innere Stimme ihr zu: Geh nicht zu ihm, du siehst ja wohl, daß er dich nicht braucht! Was bist du ihm? Die „Normalfrau“, die er sich gezogen, — in die Form gepreßt, die schon fertig war, als du noch das ABC lerntest! —

Da schlug im Nebenzimmer die Spieluhr. Die alte Uhr, die sie sich von den Eltern als Hochzeitsgeschenk erbeten, weil sie den süßen, hellen Ton so liebte! Alle ihre Kindheits-erinnerungen, — und sie hatte nur freundliche, — waren mit dem Ton verwebt. Und nachher, wie viele glückliche Stunden hatte sie ihr geschlagen! Die sind nun vorbei, — dachte sie. Aber du, du kannst nichts dafür, du liebe, alte Spieluhr! —

\* \* \*

Von diesem Abend an war eine Veränderung auch mit Valentin vorgegangen. Es war, als ob er ganz seine eigenen Wege ginge. Tags über hatte er viel zu thun, und abends ging er gewöhnlich aus, mitunter mit dem Bemerken, daß er in diese oder jene wissenschaftliche Gesellschaft gehe, oft auch ohne etwas zu sagen. Nachher arbeitete er dann noch bis spät in die Nacht. Er hatte weniger denn je Zeit, auf Eva zu achten. —

Aber was ihm entging, das sahen Hanne und Runi. Sie sahen, daß Eva sich unglücklich

fühlte und nahmen als selbstverständlich an, daß Valentin die Ursache davon sei. Hatten sie ihn früher schon nicht geliebt, so haßten sie ihn jetzt beide gründlich. Besonders Runi, die entweder haßten oder lieben mußte und Sensation irgend welcher Art brauchte, wie das liebe Brot. Freilich, — ein sehr aufregendes Ereignis hatte sie zu verzeichnen in dieser trüben Zeit des beginnenden Winters. Ein junger Prinz, ein Zuhörer ihres Herrn, war mit noch zwei Herren zu Tisch da. Ein Prinz, ein wirklicher Prinz! Runi war in einer Aufregung! Aber, — man hatte einen Lohndiener bestellt, und das Essen wurde vom Koch geschickt. Runi hatte nur durchs Schlüsselloch einen blonden, jungen Herrn erspähen können, der ausah, wie andre Studenten auch. Und am andern Morgen war ihre geliebte, junge Herrin noch müder und blässer, und ihr böser Herr hatte allerlei zu tadeln. —

\* \* \*

Und so ging der Winter hin. Eva hatte sich gewöhnt an ein Leben, wie sie es vor einem halben Jahr noch nicht für möglich gehalten, — an ein Leben im Schatten. Eine dumpfe Resignation war über sie gekommen. Mußten nicht viele, viele Menschen so leben, wie sie jetzt? Sie war nicht ausgesprochen krank, aber sie fühlte sich nicht gesund; daß sie sich tiefinnerlich unbefriedigt fühlte, das war ja im Grunde ihre eigne Schuld, — andre hatten es ja wohl auch nicht besser. Spärlich, wie der Sonnenschein in dem feuchtkalten Winter, waren auch die inneren Lichtblicke. Einzelne gute Stunden, wo ihnen beiden, Valentin und ihr, — sie wußte nicht, wie, — plötzlich und ungesucht wieder die alte Liebe erstand, schlug die alte Spieluhr immer noch. Dann hatte sie das Gefühl, als ob alles, alles, was sie von ihm und von ihrem Glück getrennt, nur ein Traum gewesen, und als ob sie jetzt erwacht sei. — — — Und ein inbrünstiges Verlangen ergriff sie, daß es, — o, daß es doch so bleiben möge! Wenn aber diese Stunden vergangen waren, erschienen sie selbst als lichter Traum in der Erinnerung, die lange die trübe Dämmerung noch erhellen mußte. — —

\* \* \*

Als es Frühling wurde, bemerkte Runi, daß ihre geliebte Herrin etwas vor ihr verheimlichte. Sie saß viel allein und weinte. Sollte sie doch etwas von den Klänken und Schlichen ihres Mannes erfahren haben, von dem, was sie, Runi, wußte und in verschwiegenem Gemüt bewahrte? Aber nein, davon ahnte sie ja nichts. Es war noch etwas andres! Das mußte sie herausbringen. Und sie brachte es heraus. Sie ließ ganz einfach abends, wie aus Versehen, die Thür vom Eßzimmer zum Nebenzimmer ein klein wenig angelehnt und horchte, — und dann sagte sie am andern Tage zu Frank:

„Du, Frank, möchtest du nicht noch ein Brüderchen haben?“

Frank schüttelte sehr energisch den Kopf: Runi war aber auch zu dumm.

„Nein, kein Brüderchen, ein Schwesterchen,“ sagte er bestimmt. Und dann suchte er die Mama auf. Sie war eben die Bodentreppe hinaufgegangen. Frank lief auch hinauf. Der Fall war doch wichtig! —

Eine der Kammern stand offen. Aber die andre, nicht die mit den Puppen! Und Mama kniete am Boden vor einer Kiste und hatte eine Menge Hemdchen und Jäckchen herausgenommen, die Puck viel zu klein waren. Und sie hatte das Gesicht in den Händen vergraben und weinte. Frank war an den Anblick jetzt schon gewöhnt, er regte ihn nicht mehr auf wie früher. Es mußte wohl so sein, daß Mamas manchmal weinten und kleine Jungen nicht wußten, weshalb.

Er hing sich von hinten ihr an den Hals. „Bitte, bitte, Mama,“ bat er eindringlich, „bestelle doch ein Schwesterchen beim Storch, kein Brüderchen.“

Da nahm Mama ihre Hände von den Augen und wandte sich um und sah Frank so sonderbar an.

„Nein, Frank, kein Schwesterchen, wir wollen kein Schwesterchen haben, hörst du? Nur kein Schwesterchen! Jungen haben es so viel besser auf der Welt, — aber das verstehst du noch nicht.“

Frank schwieg betroffen still. Das war das erste Mal, daß er von Mama das Wort hörte. Sie wußte und verstand etwas, was er nicht wußte und verstand! Und es war

ihm zu Sinn, als ob er eine gute Kameradin verloren hätte. Und das hatte er auch.

Kuni erlebte jetzt allerlei Aufregendes, — Lustiges und Ärgerliches. Ihr böser Herr legte sich, um nicht von den Kindern gestört zu werden, nach Tisch stets oben im Bibliothekzimmer auf die Chaiselongue. In den Weihnachtsferien hatte er dort einmal von dem vielen Überflüssigen manches ausrangiert und fortgegeben, und dann hatte eine von ihm gutgeheißene, gründliche Reinigung des Raumes stattgefunden, so daß er, mit frischen Gardinen angethan, jetzt ganz wohnlich erschien. Und so hielt er dort seine Mittagsruhe. Geweckt brauchte er nicht zu werden. Denn Bello lief stets mit hinauf und legte sich auf der Matte an der Thür draußen nieder. Genau nach dreiviertel Stunden wurde ihm die Sache langweilig, und er bellte kurz und scharf. Und jedesmal gleich darauf kam der Herr Professor die Treppe herunter.

„Als ob er eine Uhr habe,“ sagte Valentin. „Jedesmal, wenn er bellt, — ich habe nach der Uhr gesehen, — sind es dreiviertel Stunden, — auf die Minute.“

„Das ist doch wohl nicht möglich.“

„Ich versichere dich, — auf die Minute.“ Er erzählte es auch andern. „Es ist kein ‚Jägerlatein‘, es ist wirklich so.“ —

Und Kuni stand unten, — und wollte sich ausschütten vor Lachen. Daß sie es fertig brachte, ihren gelehrten Herrn so zu hänseln! Sie stand auf wenig freundschaftlichem Fuß mit Bello und hatte schon lange besonderes Vergnügen daran gefunden, ihn zu necken. Wenn sie nicht beobachtet wurde, schnitt sie ihm darum dieselbe abscheuliche Frage, mit der sie die „Waisenmutter“ früher so geärgert hatte. Und stets, wenn er das sah, erhob Bello ein wütendes Bellen. Jetzt sah sie nach der Uhr im Eßzimmer und schlich sich, dreiviertel Stunden, nachdem ihr Herr sich oben hingelegt hatte, hinauf, — und nie unterblieb das Bellen und das gleich darauf folgende Herunterkommen des Herrn! Der fand Kuni seelenruhig bei ihrer Arbeit, oder, mit Puck auf dem Arm vor der geöffneten Gartenthür stehend und in den leise fallenden Regen hinausschauend, während sie ganz vergnügt sang, was sie von Eva gehört:

„Maierge, mach mi groß,  
I bin e kleiner Stumpe,  
G'hör unter die Lunte,  
Bleib i als e Stumpe stehn,  
Kann i nimme zur Hochzeit gehn.“

„Nu zeig' Papa, wie groß du bist, Puck.“

„So droß,“ sagte Puck.

Und Kuni machte dieselbe schöne Frage, die Bello stets so ärgerte, hinter ihrem Herrn her, wenn er arglos davonging, — daß Puck das sah, schadete nichts, denn er war noch zu dumm, — und Kuni freute sich, daß ihr Herr eben so dumm war wie Puck. —

Ihren großen täglichen Ärger hatte Kuni aber an dem eisernen Ofen, einem schrecklichen Ding von alter Konstruktion, der gleich besseren seiner Art, in diesem Frühling noch immer nicht zu entbehren war. —

Heute rauchte der Ofen wieder. Eva bemerkte es im Treppenhause und ging hinauf.

„Aber, Kuni,“ sagte sie, „die Klappe ist ja zu. Siehst du denn das nicht? Du warst in den letzten Tagen wieder gedankenloser als je.“

Der Getadelten stürzten die Thränen aus den Augen. Das Feuer brannte jetzt, da Eva die Klappe geöffnet, und die Kohlen waren aufgeschüttet, aber die arme Kuni stand noch immer da, die Augen so brennend rot vom Weinen, und mit einem Ausdruck so gänzlicher Hoffnungslosigkeit in dem verflörten Antlitz, daß ihre Herrin, ihr die Hand auf die Schulter legend, freundlich, aber ernst und traurig, wie sie jetzt immer war, sagte:

„Du mußt dich zusammennehmen, Kuni. Du siehst doch wohl, daß es so nicht geht.“

„Rein, nein, es geht so nicht,“ rief Kuni heftig, in neue Thränen ausbrechend und so undeutlich dabei, daß es schwer war, die Wort zu verstehen. „Es geht nicht, daß ich immer umhergehen soll und wissen, was so unrecht ist, und niemand es sagen darf und doch den ganzen Tag denken muß, — und die arme gnädige Frau mir so leid thut — und sie betrogen wird — und in der Kapelle eine Dame wohnt, — und der Herr immer hingehet, und er sagt, er ginge wo anders hin.“ —

„Kuni!“ Eva war sehr bleich geworden, aber sie sprach ruhig, ruhiger noch als sonst: „Laß das zusammenhanglose Schwafeln und

sprich vernünftig, wer wohnt in dem Hause, das du die „Kapelle“ nennst, sprich!“

Und Runi beichtete. Sie hatte schon lange bemerkt, daß der Herr immer den Schlüssel zu der hinteren Gartenpforte mitnahm. Die führte auf einen schmalen Fußweg, an den das Nachbargrundstück grenzte, eine kleine Villa mit vielen Türmchen und andern Spielereien und von einer dichten hohen Fichtenhecke umgeben, in Uhlenkamp allgemein die „Kapelle“ genannt. Und nun war sie schon zweimal ihrem Herrn abends nachgeschlichen und hatte, im Dunkeln geborgen, gesehen, wie er vor der Gartenpforte der kleinen Villa ein Wachszündhölzchen angebrannt, dann einen Schlüssel aus der Tasche gezogen, die Pforte aufgeschlossen hatte und ins Haus gegangen war. —

Runi schwieg und suchte nach einer Lüge, die das, was sie durch ihre, dieses Mal wahrheitsgetreue, Erzählung angerichtet, wieder gut machen sollte.

Aber es fiel ihr nichts ein. Und ihre arme gnädige Frau hatte schon seit ein paar Tagen so bleich und elend ausgesehen und — nun, — nun mußte sie sie noch ärgern! Denn, wenn sie sich auch gleich zusammengenommen und gesagt hatte, daß Runi eine Närrin sei, und daß der Herr Professor einen Freund dort besuche, und daß sie sehr wohl darum wisse, das glaubte Runi noch lange nicht. Sie hatte die großen, erschrockenen Augen gesehen, die waren gerade so gewesen, wie die von Frank, als sie ihm von den Gespenstern in der Bibliothek erzählt hatte. Sie schwieg und trocknete ihre Thränen, warf aber nachher, als sie beim Abendbrot bediente, so haßerfüllte Blicke auf Valentin und stellte alles dabei so verkehrt an, daß ihr Herr, als sie nachher horchend hinter der Thür stand, sagte:

„Du solltest Runi doch gehen lassen, sie wird alle Tage ungeschickter.“ —

Gehen lassen! Na ja! Es war ihr ja ganz gleichgültig, was aus ihr wurde! Aber, — ihre arme, liebe, gnädige Frau! Und sie hatte nichts, gar nichts gegessen heute Abend! — Runi hatte zu Duzenden die Geschichten gelesen von bösen Männern, die ihre Frauen betrügen und von armen, verlassenen Mädchen, von „des Pfarrers Tochter zu Taubenheim“ bis zu „Alberta von Geiershorst“. Die einen

dieser Damen wurden Nonnen, die andern gingen in die Welt als Harfenmädchen, wieder andre sprangen ins Wasser oder brachten sich mit Haarnadeln, Doldh oder Gift ums Leben. Einige trösteten sich auch und nahmen einen andern. Das war alles sehr rührend gewesen, weil alle diese Betrogenen Runi nicht persönlich bekannt waren. Nun aber, das erste Mal, da sie dergleichen selbst erlebte, war es eben ganz anders, und als sie zur Ruhe ging, hatte sie gar keine, ihr poetisch dünkenden Redensarten im Kopf, wie sonst wohl, sondern in ihrem warmen, jungen Herzen nur ein bitteres Gefühl, daß man ihrer lieben Herrin großes, schweres Unrecht thue. Unter Thränen und kummervollen Gedanken schloß sie spät ein, verschloß infolgedessen am andern Morgen die Zeit und wurde erst wach, als die Klingel sie weckte und die Worte: „Gehen Sie gleich zu Professor Christen, — die gnädige Frau ist krank.“ — Ja, sie war krank, und als Professor Christen kam, machte er ein ernstes Gesicht. Im Nebenzimmer machte er ein noch ernsteres und sagte in seiner schroffen Art, die allgemein für einen Beweis seiner besonderen Tüchtigkeit gehalten wurde, obgleich sie nur ein Mangel an Zartgefühl war:

„Warum wohnen Sie auch hier draußen? Sie haben es doch nicht nötig. Das scheint, — bestimmt sagen kann ich noch nichts, aber das scheint wieder ein Typhusfall, wir haben ja schon mehrere hier gehabt. Sie sind doch aber angeschlossen an die Wasserleitung? Ich verstehe das nicht. Kann jemand aus Ihrer Familie kommen? Sonst besorge ich eine Schwester.“ —

Valentin sandte sofort eine Depesche an Evas Mutter und einen ausführlichen Brief gleich hinterher.

Er schrieb, daß die größte Sorgfalt nötig sei, da, nach Ansicht des Arztes, außer der Gefahr der Krankheit, noch die einer durch dieselbe möglicherweise veranlaßten Fehlgeburt vorliege. —

Der Brief wurde telegraphisch ablehnend beantwortet. Die Mutter hatte mehrere verheiratete Töchter und noch zwei jüngere Kinder. Zudem war die Reise sehr weit, und sie war eine von den Frauen, die stets liebenswürdig sind, sofern es ihnen keine Ein-



buße an eigener Bequemlichkeit bringt, im gegenteiligen Falle aber keinen Finger rühren. Bei ihren Schwiegerföhen galt sie als Muster einer Schwiegermutter, da sie klug genug war, zu allem zu schweigen, auch wo es den Vorteil ihrer Töchter galt. Daß das Abseitswohnen der in Norddeutschland so ganz fremden jungen Frau das Einleben noch erschweren, das große Haus mit seinen vielen Unbequemlichkeiten unnützer Ballast sein würde, hatte sie gewußt. Aber sie hatte auch ihre Last getragen mit den vielen Kindern, sie hatte sie gepflegt, so lange sie klein und gewissermaßen ein Teil von ihr gewesen, — jetzt mußten die Erwachsenen zusehen, wie sie fertig würden, — sie steckte sich nicht hinein. — Und so kam Schwester Adele. —

Schwester Adele brachte das Haus in offenen Aufruhr. Schon am folgenden Tage erklärte Hanne, daß sie noch eine Hilfe haben müsse, da Schwester Adele nichts thäte, sondern im Gegenteil sehr viel Ansprüche mache. Und so waren fremde Arbeitsfrauen und mit ihnen Zank und Streit an der Tagesordnung unten, während oben die arme junge Frau in hohem Fieber lag und im Eßzimmer die Kinder mit Kuni einquartiert waren.

Frank fand die Abwechslung sehr hübsch. Kuni machte freilich ein ernstes Gesicht und sagte, die Mama sei lebensgefährlich krank, und man müsse ganz still sein. Das machte Frank keine Sorge! Denn die Ermahnungen, still zu sein, und das Schlafen hier im Eßzimmer, das kannte er schon! Damals war es eben so gewesen. Sonst hätte er es wohl vergessen gehabt, weil er gar so klein noch gewesen. Aber Kuni hatte oft mit ihm darüber gesprochen, so hatte es sich in seinem Gedächtnis befestigt. Er war sehr dumm gewesen und sehr unartig damals, — jetzt war er nicht mehr so dumm! Jetzt wußte er auch, daß die Frau mit der roten Warze auf der Nase und mit der Korallennadel, die ebenso rot war, wie die Warze, und mit der sie immer das kornblumenblaue Tuch zusammensteckte, Frau Mehlwurm hieß. „Die Storchfrau“ hatte er damals immer gesagt, als der Storch den kleinen Puck gebracht. So dumm! Und da hatte die Mama auch im Bett gelegen und es hatte geheißen, sie sei krank.

Und dann, so bald war sie wieder gesund gewesen! Den kleinen Puck hatte er zuerst nicht leiden können. Jetzt war er gescheidter und wußte, daß ein Brüderchen etwas sehr Hübsches, — freilich ein Schwesterchen noch etwas Netteres sei. Damals hatte er auch hier am Fenster gestanden. Und durch den Garten war Frau Mehlwurm gekommen, gerade, — nein wirklich, gerade wie jetzt! — Da trat Kuni ein. Er sprang herunter, denn er wußte, daß er nicht auf das Fensterbrett steigen durfte. —

Kuni brachte die Milch für Frank und Puck. „Und wenn du wieder Puck seine Milch austrinkst, wie gestern,“ sagte sie drohend, „kommt der schwarze Mann. Er ist schon oben bei der Mama.“

Frank kombinierte: Der schwarze Mann da! Und Frau Mehlwurm auch. —

„Du, Kuni, hat der Storch ein Schwesterchen gebracht?“

„Nein.“

„Ein Brüderchen?“

„Nein.“

„Was denn?“

„Gar nichts,“ sagte Kuni kurz. Und dann gab sie Frank seine Bleisoldaten und ging hinaus.

Frank warf die Bleisoldaten verächtlich auf die Erde. Was sollte er damit? Er wollte wissen, was der Storch gebracht! Und er sann und sann. Die „Storchfrau“ mit der roten Warze und der Korallennadel hatte, als er damals gestrampelt und geschrien hatte, er wolle kein Brüderchen, salbungsvoll gesagt:

„Kinder sind ein Geschenk von unserm Herrgott! Es ist Sünde, sie nicht zu wollen.“

„Sünde“, — er hatte das Wort sonst noch nie gehört, weder von Papa noch von Mama. Und darum, weil sie etwas so Unverständliches gesagt, war ihm Frau Mehlwurm als besonders kluge Frau in Erinnerung. Und nun hatte Kuni, die doch sonst nicht klug war, auch etwas so Unergründliches geäußert. Kein Brüderchen und auch kein Schwesterchen, — was hatte er denn gebracht? —

Frank lag in seinem Bettchen und sann und sann. Da kam Frau Mehlwurm ins Zimmer und wollte etwas von Kuni. Und dann sagte Frau Mehlwurm etwas von dem verwünschten Haus, und daß es hier natürlich nur Unglück



geben könne, und daß sie es wohl gewußt habe. Und Runi entgegnete etwas von Pud, und daß der doch ganz gesund zur Welt gekommen wäre, und Frau Mehlwurm entgegnete etwas darauf, was Frank nicht verstand. Und dann gingen sie hinaus.

Und Frank grübelte und konnte gar nicht einschlafen. Und als er schon geschlafen, wachte er wieder auf, hob das Rouleau in die Höhe und blickte zum Fenster hinaus. Da betrugte sich ein Licht unten im dunklen Garten, und wie er genau hinsah, sah er, daß es Runi war, die eine Laterne trug und Frau Mehlwurm hatte etwas im Arm. Was machten die da? Fröstelnd kletterte er wieder in sein Bett. Aber am Morgen, als Runi ihn wusch, sagte er: „Was hast du denn mit Frau Mehlwurm heute Nacht im Garten gemacht?“

Da wurde Runi ganz verlegen und wußte nicht gleich eine Antwort, und dann sagte sie: „Wir haben Raupen von den Büschen gesucht, die schlafen nachts, da kann man sie am besten kriegen.“

Das sollte man nun glauben! Raupen! Aber Frank sagte nichts als: „Dumme Runi!“

\* \* \*

Jetzt fing Frank doch an, lebhaftere Sehnsucht nach der Mama zu bekommen. Der Papa kam zwar hie und da für einen Augenblick herein und war freundlich zu ihm und Pud, meist aber schalt er Runi, und die war nachher, wenn er gegangen, böse. Und an Stelle von Frau Mehlwurm, die wieder fort mußte, war noch eine Frau da, und dann Schwester Adele.

Schwester Adele hatte böse, schwarze Augen und fast so schwarze Haare wie der Onkel Doktor, der alle Tage zweimal kam, und Hanne und Runi hatten gesagt, sie könnten sie nicht ausstehen. Denn Schwester Adele hatte geäußert, sie „wolle keine Bücher speisen“. Hanne hatte an des Papas großem Arbeitstisch eine Ecke frei gemacht und dort für die Schwester das Tischtuch ausgelegt. Hanne schalt: „Wo der Herr doch jetzt in der Stadt ist, und die Kinder in dem Wohnzimmer sind, — das ist noch lange gut genug so!“ Und da hatte sich Schwester Adele beim Papa beklagt, und Papa hatte die Hanne gescholten, und

dann war die Hanne grob geworden und hatte zum ersten gekündigt. Und das war alles so häßlich, und Franks kleines Schönheits- und liebebedürftiges Herz schlug lange der Rückkehr der Mama entgegen und sehnte sich nach ihrer sanften, lieblichen Kinderart. —

Aber sie kam gar nicht wieder. Lange Zeit konnte Frank jeden Tag zweimal den Wagen mit dem Apfelschimmel vor dem Thor halten und Runi hinauslaufen und aufmachen sehen, und dann später nur einmal, aber doch jeden Tag. — —

Professor Christen hatte jetzt mit Bestimmtheit erklärt, daß die Kranke außer Lebensgefahr sei. Im Anfang war er, der sonst so Sichere, mit seiner Diagnose zurückhaltend gewesen. Man sage „Typhus“, weil man nichts anderes zu sagen wisse, aber dieses und jenes in dem Krankheitsbild stimme nicht.

Die Versicherung, daß keine Gefahr mehr vorliege, hatte Valentin jetzt plötzlich äußerst empfindlich für alle die kleinen Ärgernisse gemacht, die neben der ernststen Sorge vorher als nichtig empfunden worden waren. Alles Störende, was ihm sonst fern gehalten worden, trat jetzt an ihn heran und machte ihn, den nicht an den Kampf mit dem Kleinen und Kleinlichen Gewöhnten, nervös und über die Maßen reizbar. —

Eva sah und hörte nichts von allem. In wachen, fieberlosen Stunden kannte sie nur eine Sorge, die um ihre Kinder, — meist aber lag sie apathisch da. Als zuerst Professor Christen in ihr Zimmer getreten, hatte sie gewußt, daß sie krank sei; daß dann aber die Schwester und Frau Mehlwurm gekommen, und wie lange Zeit nun schon vergangen, das alles wußte sie nicht. Die Schwester war ihr unsympathisch, ebenso wie der Arzt, aber sie ertrug es mit Ruhe, — es ließ sich ja nicht ändern. Sie hatte früher wiederholt gegen Valentin ausgesprochen, daß Christen ihr unangenehm sei, Valentin aber hatte dazu nur überlegen gelächelt. Christen war wissenschaftlich „allgemein anerkannt“. Daß dieses „allgemein“ nur die Universitätskreise betraf, hatte nichts zu sagen. Und daß er eine süddeutsche Universität, wo er Extraordinarius gewesen, mit seinem jetzigen Aufenthalt hatte vertauschen müssen, weil er durch schmerzhafteste

und lebensgefährliche „Experimente“ an Kranken die öffentliche Meinung gegen sich aufgeregt, daß er durch die Skandalgeschichten bei seiner Scheidung sich schon früher völlig unmöglich an noch einer anderen Universität gemacht, — nun, das waren Privatsachen, die neben der wissenschaftlichen Bedeutung wegfielen. Der gescheiterte Arzt war immer der bessere, — das verstand ja aber Eva nicht.

Vor allen Dingen war es nun nötig, wissenschaftlich die Ursachen der Krankheit festzustellen. Ein vereinzelter Typhusfall, der doch wieder kein rechter war, — natürlich mußte Professor Langermann, der Ordinarius für Chemie her, der freilich die Untersuchung des Trinkwassers von seinen Assistenten machen ließ, dann aber wiederholt lange Konferenzen mit Professor Christen in Valentins Studierzimmer über etwa gefundene oder nicht gefundene Bakterien abhielt. Dabei wurde sehr gelehrt geredet und sehr eifrig geraucht — und entschieden, daß — bis auf weiteres — wie bisher, die Kranke von ihren Kindern abgesondert gehalten werden solle. Dieses Verbot wurde aber nie aufgehoben, denn Professor Christen kam, nachdem die Bakterienfrage wissenschaftlich keine Resultate ergeben hatte und ihn folglich nicht mehr interessierte, in langer Zeit nicht wieder. Die Kranke war freilich nicht als genesen zu bezeichnen, sie hatte noch immer Fieber und litt an Schlaflosigkeit, Kopfschmerzen und Rückenschmerzen, — vor allem an gänzlicher Appetitlosigkeit. Aber eine junge Frau, die sich — wahrscheinlich wegen allgemeiner Körperschwäche — zu langsam vom Typhus und einer Fehlgeburt erholte — das interessierte ihn nicht. —

Und die arme gewissenhafte Eva wußte nicht, wie wenig Sinn das grausame, flüchtig zwischen zwei andern Gedanken erlassene Verbot hatte, sie ließ ihr schmerzhaftes Sehnen ungestillt, und Rini durfte die Kinder nur vor die Thür bringen, damit die Mutter wenigstens ihre lieben Stimmchen hören könne.

Zuerst, als die Kunde von der schweren Krankheit ruchbar geworden, hatte man in Bekanntenkreisen lebhaftes Mitgefühl gezeigt. „Die reizende Frau, hieß es, das süße Geschöpf, sie ist so sympathisch, hoffentlich ist es nicht lebensgefährlich?“ Dann aber vergaß

man die Sache, man kannte die Kranke ja so wenig. Valentin hatte zwar bei Antritt seines Amtes Besuche gemacht, war auch eingeladen worden und hatte einzelnen Einladungen mit seiner jungen Frau Folge geleistet. Aber es war so weitläufig gewesen, die Rückfahrt so unbequem. Und vor allem war Eva's natürlicher Frohsinn, ihre Eigenart, der Zauber ihrer kindlichen Liebenswürdigkeit so gar nicht zur Geltung gekommen. Sie hatte sich in ihrer Bescheidenheit so als gar nichts gefühlt, so gedrückt neben diesen eleganten Damen, die so viel mehr aus sich zu machen verstanden. Valentin war in seiner Eitelkeit gekränkt gewesen, er hatte ihr Vorwürfe gemacht über ihre Kleidung, über ihren Mangel an gesellschaftlicher Gewandtheit. Eva hatte selbst gefühlt, daß sie die vielbeneidete Sicherheit der andern vielleicht eher erlangen würde, wenn sie sich etwas gewählter kleiden könne. Aber „Balti“ hatte keine Ahnung davon, wie viel das kostete, er meinte, daß es nur an ihrem Mangel an Verständnis läge. —

Und dann war Puck zur Welt gekommen, und der Verkehr war fast ganz eingeschlafen. So wurde jetzt nur hie und da gefragt: „Was? ist die immer noch nicht wieder gesund?“ Das war aber auch alles. —

Zuerst hatte man der Kranken alles geheim gehalten, was im Hause nicht ging, wie es sollte. Auch war möglichst, seit das heftige Fieber nachgelassen, für richtige Krankenkost Sorge getragen worden. Einmal hatte sogar Valentin selbst ein Hühnchen mit herausgebracht. Als der Appetit nicht wieder kommen wollte, hatte Professor Christen Peptone verordnet und dergleichen, dann Leichtverdauliches in kleinen Mengen. Aber der Caviar war salzig gewesen, die Austern nicht frisch, das Beefsteak, das Hanne nicht zu machen verstand, zu sehr gebraten. So lange die Kranke im Bett und der Arzt regelmäßig gekommen war, hatte Schwester Adele immerhin noch leidlich gesorgt, als aber Professor Christen mit seinen pechschwarzen Haaren, dem schon leichtergrauten Bart und den unheimlichen, dunkeln Augen, die für Schwester Adele etwas dämonenhaft Anziehendes hatten, nicht mehr kam, wurde ihr

die Sache langweilig, und sie fand einen Vorwand, das Haus zu verlassen. Leid that es ihr freilich. Es war so hübsch gewesen, den Professor zur bestimmten Stunde zu erwarten, ihm mit sanftem Augenaufschlag berichten zu dürfen, hie und da auch wohl „versehentlich“ seine schmalen, weißen Hände mit den langen Fingernägeln zu berühren. Und dann, — seit Schwester Elfriede in England und nicht mehr zu fürchten war — — — Einmal, im vorigen Winter, als sie beide die Pflege bei der todkranken Frau von Wächter gehabt, da hatte Christen das dumme, kofette Ding, die Elfriede, immer so angestarrt, ehe er der Kranken nur einen Blick zugewandt und hatte dann zu ihr, der Schwester Adele, halb laut gesagt: „Du reizend ist sie, nicht wahr? Alle Tage wird doch das Mädchen hübscher!“ — Das ihr zu sagen! Als ob sie eine alte Dame sei, der man, ohne sie selbst zu beleidigen, von der Schönheit einer andern sprechen konnte. Und sie war doch erst fünfunddreißig Jahre. Freilich, Schwester Elfriede mit ihren zweiundzwanzig! Aber jetzt hatte Christen, wie es schien, die Schwester Elfriede vergessen, und wenn er noch wie früher alle Tage käme, — aber so — — — Schwester Adele fand, daß die Kranke genesen und daß für sie nichts mehr zu thun sei.

Damit war Eva gewissermaßen offiziell wieder gesund erklärt. Und Valentin, der auf seine Art viel Geduld gehabt hatte und sehr liebevoll gewesen war, betrachtete den früheren Zustand, der ihm doch im ganzen sehr bequem gewesen war, als wieder hergestellt. Er hatte in den Tagen ernster Gefahr keine Gedanken für seine Wissenschaft übrig gehabt, er hatte gefühlt, wie warm und tief er dieses Kind, das seine Frau war, liebte, und wie unerseßlich ihm ihr Verlust sein würde, er hatte das Äußerste an Sorgfalt und Pflege und Selbstverleugnung geleistet, dessen seine Natur fähig war, sie hatte stets leise Worte des Dankes dafür gehabt, ein Lächeln, — aber oft hatte ihm dieses Lächeln ein mühsam erkämpftes geschienen. Ja, ein- oder zweimal, — aber das konnte ja nur die Folge ihrer Krankheit gewesen sein, — ein paar- mal war es ihm gewesen, wenn er ihre, so

mager und bleich gewordene, Hand gestreichelt, als ob sie zusammengezuckt sei und sich abgewandt habe, — ebenso wie von Christen. Aber — wenn ihm das auch nur so vorgekommen sein mochte — gleichgiltig, ja sehr gleichgiltig, nahm sie seine Liebe entgegen. Und das hatte er nicht verdient! War das eine Folge ihrer Krankheit, — oder wovon? Auch daß sie so gar nicht traurig war über den Verlust ihrer Hoffnung. Müde und gleichgiltig hatte sie gesagt: „Es ist gut so, es wäre ja doch nur ein Mädchen gewesen. Wir haben zweimal Glück gehabt, — das dritte Mal — —“ und dann war sie wieder in den Halbschlaf verfallen, in dem sie jetzt so oft lag, und auf seine Beteuerungen, daß ihm ein Töchterchen, gerade ein Töchterchen, eine solche Freude gewesen wäre, hatte sie halb bewußtlos geantwortet und wie im Traume:

„Es sind ja so wie so schon zu viel Frauen auf der Welt, — darum werden ihre Leistungen so schlecht entlohnt.“ Darauf hatte er sich vorgenommen, wenn sie wieder gesund sein würde, ein ernstes Wort mit ihr zu reden, wenn es überhaupt lohnte, etwas ernst zu nehmen, was sie jetzt sagte. Denn, — es war doch merkwürdig, wie eine Krankheit einen Menschen gemüthlich und geistig umstimmen konnte! Seine kleine Eva, seine fröhliche, sanfte Taube, die stets nur mit den kleinen Dingen des täglichen Lebens beschäftigt gewesen, — woher kamen ihr diese Träumereien von einem Engel, oder einer Heiligen, die ihr helfen sollte? Die sie sich nahe wählte, mit der sie sprach, wenn sie ihn kaum beachtete? Dunkel erinnerte er sich, — ja, freilich, damals in ihrer Brautzeit, — etwas Neigung zu dergleichen hatte sie sonderbarer Weise ja schon früher gehabt. Er meinte ihr das abgewöhnt zu haben. Aber nun, — ein Ereignis aus ihrer Kindheit, das sie ihm einst erzählt, kam ihm jetzt wieder: Mit ihrer kleinen Schwester hatte sie auf einem Steg am Wasser gestanden. Da war das Kind hineingefallen. Mit aller Kraft, platt auf dem Steg liegend, hatte sie sich bemüht, es wieder herauszuziehen. Aber die Last war zu schwer gewesen, — in Todesangst hatte sie ihre Muskeln angespannt, — umsonst, — da hatte sie aus tiefster Not eine flehentliche Bitte gethan, daß ihr Schußengel

ihr helfen möge, — und plötzlich hatte sie eine Kraft gefühlt in ihren Armen, wie nie vorher und nachher, — und das Kind war gerettet gewesen! Und nun war dieses Ereignis und die damit verbundene mystische Vorstellung so allbeherrschend in ihr, daß sie das Leitmotiv ihres Fiebers und ihrer Wahnvorstellungen in all der Zeit gewesen. Immer hatte sie zu versinken gemeint, immer hatte sie gelehrt zu diesem Engel oder dieser Heiligen, — sie sprach stets von ihm als von etwas Weiblichem, — und stets war friedliche Ruhe über sie gekommen, wenn sie „sie“ sich nahe gewähnt. Nachdem die Macht der Krankheit gebrochen, war ihre Selbstbeherrschung wieder zurück-

gekehrt, die Gewohnheit, ihre Gedanken nicht laut werden zu lassen, — aber innerlich, das merkte er wohl, war sie nicht verändert, und abends, wo noch fast regelmäßig ein fieberähnlicher Zustand ihrem Schlaf voranging, hörte er sie oft flüstern: „Komm zu mir, hilf mir, es versinkt, — — — o, es versinkt, mein Liebes, o, warum sind nur meine Arme zu schwach, — hilf mir doch!“ Und dann wieder sprach sie im Fieber von einem bösen Geist, der sie krank mache, und gegen den sie keinen Schutzgeist mehr habe. Das dumme, blödsinnige Gerede! Wie es auch so verständige Menschen beeinflussen konnte! Arme, kleine Eva! (Fortsetzung folgt.)



## Im Findelhaus in Moskau.

Von

E. Delg.

Nachdruck verboten.

Unter den zadigen, turmgekrönten Mauern des Kreml hin zieht sich ein riesiger, weißer Gebäudekomplex, der dem Fremden sofort auffällt: „La maison des Enfants-trouvés“ wird es in dem *Aperçu historique* genannt. Es ist das größte Findelhaus Europas, und seine Gründerin ist die weitschauende Frau auf dem Thron, der Petersburg und Moskau in künstlerischer und philanthropischer Beziehung das meiste danken, die anregte, was auf- und ausgebaut wurde in späteren Zeiten — Katharina II. Den Spuren Peters des Großen, wie den ihren begegnet man auf Schritt und Tritt. Gründete er Städte, brachte er Zivilisation, so griff sie nach Bildungsmitteln höherer Art. Aber nicht nur die Eremitage ließ sie erstehen, sie dachte auch der Armsten unter den Armen ihres Volkes, der unglücklichen und verlassenen Mütter. Mit dem Beistand des philanthropisch gesinnten Staatsmannes Johann Betskoi ließ sie das Moskauer Findelhaus entstehen, das am 21. April 1764 eröffnet wurde. 523 Kinder fanden in dem ersten Jahre Aufnahme, jetzt beträgt die Zahl derselben 25 000 jährlich.

Die Bestimmungen behufs Aufnahme und Erhaltung haben verschiedene Änderungen erfahren. Ursprünglich bestimmte Katharina, daß die dem Findelhause übergebenen Kinder dort bleiben, gepflegt und unterrichtet würden, und später ein künstlerisches Handwerk lernten oder für eine Kunstrichtung herangebildet wurden — denn Künstler gab es überhaupt nicht in Rußland. Einen Ausweis über die Herkunft der Kinder verlangte die Verwaltung nicht, und so kam es natürlich dahin, daß manche bedürftige und lieberliche Eltern sich ihrer Sprösslinge auf die bequeme Art entledigten, daß sie sie in das weiße Haus abschoben, das Mütterchen Jarin an dem Ufer der Moskwa erbaut hatte. —



Wie in allen öffentlichen Gebäuden Rußlands ist mit dem Raum auch im Moskauer Findelhause nicht gespart. Große Vorhallen, lange und breite Korridore verbinden riesige Säle, neunzehn an der Zahl, miteinander, gute Luft, freundliches Licht, äußerste Reinlichkeit, das ist der erste Eindruck, den der Fremde empfängt, wenn die sehr gut deutsch sprechende, liebenswürdige Oberin ihn umherführt. In Reih und Glied, in der russischen weiß und bunten Ammentracht, standen die Mütter und Pflegerinnen der Kinder neben den kleinen, sauberen Bettwägelchen, in denen die Säuglinge lagen. Sämtliche Kinder waren in dreieckige Wolltücher eingehüllt, die die Ärmchen mit bedeckten, darunter aber ganz frei von einengenden Binden, nur mit Hemdchen und Windel bedeckt. Es ist eine besonders humane Einrichtung, daß die Mütter sich als Ammen und Pflegerinnen ihrer Kinder in der Anstalt einstellen lassen können. Sie werden gekleidet, ernährt und erhalten dazu eine Gratifikation von 7½ Rubel. Ebenso gestellt sind die gemieteten Ammen. In dem Krankensaal sahen Ärzte und Pflegerinnen nach den kleinen Patienten, maßen die Temperatur, gaben ihre Verordnungen. Der Gesundheitszustand war augenblicklich ein guter. Die Einlieferung der Kinder — die Aufnahme erstreckt sich jetzt nicht nur auf „gesundene“, „heimliche“, „elternlose“ Kinder, sondern, seit Kaiser Nikolaus I., auch auf bedürftige Waisen von Staatsbeamten — findet täglich von neun Uhr morgens bis abends neun Uhr statt. Jede ledige Mutter, die ihr Kind bringt, hat eine schriftliche behördliche Bestätigung vorzuweisen. Erlaubt ist, den Taufschein durch den Priester verschlossen überliefern zu lassen, falls man es für nötig hält, den Namen der Mutter zu verschweigen.

Etwa sechzehn Mütter saßen in dem Annahmeraume, bleich und schwach, ihre Kinder wie Bündel im Arm. Nachdem sie der betreffenden Beamtin — es sind nur weibliche Angestellte im Hause — ihr Certifikat gezeigt, das Nötige gebucht war, wurde der Säugling entkleidet, gewogen, gemessen, erhielt seine Nummer an einem Schnürchen umgehängt und wurde der Pflegerin übergeben, die ihn zuerst zu baden hatte. Von einem sieben Tage alten, prächtigen Knäbchen, das 9½ Pfund wog, trennte sich die Mutter, ganz stumpf und gleichgültig hinausstreitend. Die Amme bekreuzte es und drückte einen Kuß auf sein Köpfchen. In einem andern Saal warteten die Ziehmütter vom Lande. Nach der Impfung werden die Pfleglinge — das Findelhaus giebt ihnen allen den Namen „Mündel“ — auf das Land gethan. Man muß nicht an die Engelmacherinnen großer Städte, an Zolas Schilderungen in „Fécondité“ hier denken. Im Gouvernement Moskau und sechs anstoßenden sind siebenundvierzig Arrondissements, in denen die Pflegeeltern wohnen. Sie werden von Inspektoren und Ärzten überwacht. Die Verpflegung draußen bedingt den Aufwand von 600 000 Rubeln jährlich. Sehr häufig kommt es zu völliger Adoption der Kinder durch die Pflegeeltern, man giebt den Durchschnitt auf 1500 pro Jahr an. — Für den Schulbesuch und seine Kosten tritt das Findelhaus ein. Bei besonders befähigten „Mündeln“ sorgt man für eine gute Ausbildung, und so soll schon mancher bekannte Advokat und Arzt aus dem Hause hervorgegangen sein, über dessen Schwelle man ihn als armes, verlassenes Kind trug. Viele werden auf Handwerkerschulen gethan, je nach Bestimmung der Adoptiveltern.

Die weiblichen Mündel bleiben auf dem Lande, sie dürfen nicht als Arbeiterinnen in die Städte; aber die Hilfskräfte des Mutterhauses rekrutieren sich aus ihren Reihen. Die meisten verheiraten sich jedoch in den Dörfern und empfangen dann eine Mitgift von 50 Rubeln.

Mädchen wie Burschen werden mit 21 Jahren als Bürger und Bürgerinnen in den Städten und Dörfern eingeschrieben, wo sie in Pflege waren. Das Findelhaus dotiert sie mit je 30 und 35 Rubeln, um ihnen die Gewinnung ihrer Selbstständigkeit zu erleichtern, betrachtet dann aber seine Pflichten als erledigt.

Heiraten die Mädchen später noch, so werden sie mit 30 Rubeln ausgestattet; ist der Gatte auch ein Findelkind, so kommen noch 15 Rubel dazu. —

Den Eltern, die aus Dürftigkeit und Not — immerhin ausnahmsweise — ihre Kinder dem Findelhause anvertrauen durften, bleibt es unbenommen, sie zurückzuverlangen, wenn ihre Verhältnisse sich gebessert haben.



Die Unterhaltung des Findelhauses in Moskau beläuft sich auf 1½ Million Rubel pro Jahr. Kurz nach dem Tode Katharina II. erbaute ihr Sohn Paul I. das Findelhaus in St. Petersburg; es bildet ebenfalls einen gewaltigen Häuserkomplex, einem Stadtviertel eines kleinen Ortes gleich.

Ich könnte von tief innerlichen Eindrücken, von Wehmut und Ergriffenheit, vom Gepacktein durch „der Menschheit ganzen Jammer“ sprechen, — das alles überkam uns bei dem Gang durch das Findelhaus in der Stadt mit den goldschimmernden Türmen und dem brutalen Reichtum! Von der Dumpsheit und Stumpsheit und dem Verrottetsein des Volkes, von Tolstoischen Gestalten und Gedanken — aber der herrschende Eindruck bleibt doch schließlich die innere Zustimmung zu dem hier verwirklichten humanen Gedanken Katharinas II.: „Lasset die Kindlein zu mir kommen.“



## Unsterblichkeit.

Es saß an einem blütenüberströmten Rain  
Ein Kind am Weg und spielte mit der Sonne Strahlen,  
Die über ihm, im gold'nen Glanz des Mittags stand.  
„Daß ich dich fange,“ sprach das Kind begehrtlich,  
Und haschte eifrig nach dem gold'nen Strahl.  
„Und dich, und dich, und immer mehr,“  
„Du winden mir ein schimmernd Diadem!“  
So sprach das Kind und blickte unverwandt nach Osten.  
Doch immer tiefer sank die Sonne. —  
Und immer stiller ward des Kindes Mund.  
Und während es mit sehnsuchtsvollem Blick  
Vom längst erlosch'nen Osten Licht begehrte,  
Versank im Westen, riesengroß, die Sonne  
Und nahm dem Kindlein weg den letzten Strahl.  
Da hub das Kindlein an zu weinen.  
Und weint' und weinte  
Mit ungestillter Sehnsucht sich in tiefen Schlaf.

\* \* \*

Doch als im frischen Glanz des Morgens es erwachte,  
Sah es die Sonne still und klar im Osten,  
Die wob ums Häuptlein ihm ein Diadem. —

L. Leyendecker.



# Die politische Bethätigung der Frauen.

Von

Anna Papprik.

Nachdruck verboten.

**E**s war in den sozialen und ökonomischen Verhältnissen der Zeit ihrer Entstehung begründet, wenn die deutsche Frauenbewegung zu Anfang ihrer Bethätigung ihre Hauptaufgabe darin sah, den Frauen des Mittelstandes bessere Erwerbsmöglichkeiten zu verschaffen; und es ist ein Mangel an historischem Sinn, aus dieser Thatsache der bürgerlichen Frauenbewegung den Vorwurf des Egoismus machen zu wollen, wie dies häufig von sozialdemokratischer Seite geschehen ist. Erst die besser gebildete und weitsichtiger gewordene Frau war im Stande, die mehr oder minder gedankenlose Wohlthätigkeit, wie sie bis dahin geübt worden war, in die Bahnen sozialer Wohlfahrtspflege zu lenken. In dieser sozialen Arbeit aber erkannten die Frauen, daß vielen Mißständen nur abzuhelfen sei, wenn ihnen die gesetzliche Basis entzogen würde, und so wurden sie durch die Vereinsethätigkeit zur öffentlichen und politischen Thätigkeit erzogen. Hatten sie zuerst nur zu den sie speziell berührenden Fragen Stellung genommen, so erweiterte sich der Kreis dieser Fragen in dem Maße, als die Erkenntnis wuchs, daß das Frauenwohl untrennbar vom Allgemeinwohl sei und daß es keine einzige soziale und politische Frage, kein Gesetz und keine Verordnung gäbe, an der die Frauen nicht ebenso beteiligt und interessiert sind, wie die Männer. Nicht nur in ihren eignen Fachorganen und Vereinsfigungen, sondern auch in den politischen Zeitungen und öffentlichen Versammlungen der Männer sehen wir jetzt Frauen von ihrem Standpunkt aus die im Vordergrund des Interesses stehenden Tagesfragen beleuchten.

Die Stellungnahme der Männer der beginnenden politischen Bethätigung der Frauen gegenüber ist eine durchaus verschiedene. Die meisten Konservativen hegen die Befürchtung, die Frauen könnten im öffentlichen Leben die edelsten Vorzüge ihrer Weiblichkeit einbüßen, während Liberale sie zur Teilnahme an der politischen Agitation anzuregen suchen. Mit ganz besonderem Nachdruck thut dies der bekannte Politiker von Gerlach.

So erfreulich die Thatsache ist, daß die Männer anfangen, uns nicht mehr als einen ganz zu übersehenden Faktor im politischen Leben zu betrachten, so sollten die Frauen sich doch nicht verhehlen, daß in dem Werben unserer politischen Freunde um die Mithilfe der Frauen eine gewisse Gefahr für diese liegt. Unser politisches Leben trägt vielfach das Gepräge einer traurigen Zerrissenheit: die großen nationalen und sozialen Gesichtspunkte treten in den Hintergrund gegenüber einer Interessenpolitik, die häufig in ödes Parteigezänk ausartet. Die Parlamentarier sind in seltenen Fällen Vertreter des Volkes in dem Sinne, daß die Wohlfahrt des Ganzen ihnen an erster Stelle steht, sie sind Repräsentanten irgend eines Standes, dessen Einfluß und Machtsphäre sie zu heben und zu erweitern trachten. Wenn nun die Frauen, nach Herrn von Gerlachs Rat, sich in den Dienst der einzelnen, sich im Parlamente befindenden Parteien stellen wollten, so würde meines Erachtens aus dieser Taktik der Frauen-

Bewegung kein Gewinn erwachsen. Es würden in ihre Reihen politische Differenzen getragen werden, die zu Spaltungen führen müßten, ohne daß die Allgemeinheit daraus irgendwelchen Nutzen zöge. Im Gegenteil, die Parteileidenschaft würde durch diese Art der Mitwirkung der Frauen am politischen Leben nur noch erbitterter, unversöhnlicher werden, da infolge ihrer impulsiveren, leichter erregbaren Natur die Frau geneigt ist, mit größerer Verve und Hefigkeit für ihre Überzeugungen zu kämpfen, als der Mann. Auch haben die im Ausland gemachten Erfahrungen bewiesen, daß diese Taktik vielfach die Frauen zu Schleppenträgerinnen einer Fraktion herabdrückt, und daß die Männer von den Frauen nichts anderes verlangen, als Handlangerdienste im Interesse ihres persönlichen Einflusses. Die politische Betätigung der „christlich-sozialen“ Frauen in Österreich, das Eintreten der belgischen Geistlichkeit für das Frauenstimmrecht beweist, daß auch dort die Männer nur gefügige Werkzeuge wollen. Die Frauenbewegung steht und fällt mit der Erkenntnis der Notwendigkeit, daß gerade auf Grund der Differenzierung der Geschlechter auch dem weiblichen Element eine größere Einwirkung auf die Kulturentwicklung eingeräumt werden muß, wenn diese nicht einen einseitig männlichen Charakter tragen soll. Es ist bekannt, daß in den Staaten Amerikas und Australiens, in denen Frauen das aktive Wahlrecht haben, die Wählerinnen einen ganz besonderen Wert auf die moralischen Qualitäten des Kandidaten legen, den sie unterstützen, und daß sie in dieser Betonung des sittlichen Moments einen nicht unerheblichen Einfluß auf die Gesetzgebung ausüben.

Einen solchen Einfluß können aber nur Frauen gewinnen, die sich ihre politische Selbstständigkeit wahren, die, nicht gebunden durch irgend einen Fraktionsstandpunkt, die politischen Konflikte ganz objektiv beobachten, um von Fall zu Fall ihren Einfluß in die Wagschale zu werfen, zu Gunsten der Partei, die in ihren Forderungen die Gesichtspunkte vertritt, die der Höherentwicklung des Volkes am förderlichsten sind. Nur dann werden die Frauen in der Lage sein, in die Politik das ethische Moment ihres weiblich-sittlichen Empfindens hineinzutragen, das unserem Kulturleben bisher vielfach gefehlt hat. Wenn den Frauen von verschiedenen Seiten geraten wird, sich in den Dienst der Partei zu stellen, die ihre Forderungen zu vertreten verspricht, so müßte die Befolgung dieses Rates sie konsequenterweise in die Reihen der Sozialdemokratie führen, der Partei, die die völlige Gleichberechtigung des Weibes proklamiert.

Ebenso mißlich erscheint der andre Rat, der den Frauen kürzlich in einer öffentlichen Versammlung erteilt wurde, nämlich „über den Parteien zu schweben“. Lange genug galt die Frau als der gute respektive böse Genius des Mannes — diese Auffassung sollte endgiltig überwunden sein. Nicht über den Männern „schwebend“, sondern mit ihnen auf realem Boden stehend, weder als Genius, noch als Handlangerin, sondern als Mitarbeiterin soll sich die Frau politisch betätigen. Als ein praktischer Weg, mit den politischen Führern Fühlung zu gewinnen, ein Weg, der den Frauen auch jetzt, wo ihnen politische Rechte noch gänzlich fehlen, offen steht, dürfte es sich erweisen, die Abgeordneten der verschiedenen Fraktionen zu Besprechungen und Versammlungen einzuladen, um ihnen auf diese Weise die Wünsche und Forderungen der Frauen zu Gehör zu bringen und ihre Entschlüsse nach dieser Richtung hin zu beeinflussen. Daß der Weg zu den politischen Rechten über die kommunalen Ämter führt, von denen aus die Frauen sich nach und nach größere Rechte und eine erweiterte Machtsphäre erwerben müssen, ist in den fortschrittlichen Frauenblättern bereits so vielfach erörtert worden, daß ein Hinweis darauf genügt.

Die wiederholten Aufforderungen des Herrn von Gerlach an die Frauen, sich in den Dienst irgend einer der bestehenden Fraktionen zu stellen, muß um so wunderbarer berühren, als er selbst doch verschmäht, die gleichen Wege zu wandeln. In der Erkenntnis, daß die unglückselige Interessenpolitik unser öffentliches Leben vergiftet und das Gedeihen des Staates gefährdet, ist er bestrebt, mit gleichgesinnten Männern eine Reformpartei zu gründen, die große nationale und soziale Ziele verfolgt. Warum fordert er nicht die Mitarbeit der Frauen an diesem Werke? Nur wenn die Männer

in der Frau die mitberatende Gefährtin sehen, anstatt zu versuchen, sie zum Werkzeug einer Partei herabzudrücken, nur dann kann der weibliche Einfluß im öffentlichen Leben zu einem mächtigen und segensreichen Faktor werden, der im Zusammenwirken mit den besten und würdigsten Vertretern der Nation eine Reform unsres politischen Lebens herbeiführen, der uns die Grundlage schaffen hilft, auf der die echte Volkswohlfaht gedeihen kann.

Doch noch andre Klippen, als die des Interessentkampfes, gilt es für die sich politisch bethätigenden Frauen zu umschiffen. Der Deutsche hat von jeher dazu geneigt, weniger national zu empfinden, als die Angehörigen anderer Staaten; bei den Frauen aber liegt diese Gefahr besonders nahe; denn es ist nicht zu leugnen, daß unser Vaterland uns vielfach recht stiefmütterlich als Bürgerinnen zweiter Klasse behandelt, eine Einschätzung, die nur da nicht gilt, wo es sich um die Steuern handelt. Andererseits aber müßten sich die Frauen darüber klar sein, daß auch im Auslande nicht alles so rosig ist, wie es aus der Entfernung erscheint und daß ein stark entwickeltes Nationalgefühl (das natürlich nie in Chauvinismus ausarten darf) viel zur Hebung eines Volkes beitragen kann. Ohne die Kritik an allen heimischen Verhältnissen und Zuständen, wo sie berechtigt ist, abschwächen zu wollen, sollten die Frauen bedenken, daß der alte Erfahrungssatz, „wer sich selbst hochhält, auch andern Achtung abgewinnt“, nicht nur für die Persönlichkeit, sondern auch in Bezug auf die Nation Gültigkeit hat. Wie notwendig den deutschen Frauen das Nationalgefühl gerade in den internationalen Beziehungen der Frauenbewegung ist, dafür lieferte den anwesenden Deutschen der Internationale Frauentongreß zu Paris 1900 einen recht deutlichen Beweis. Hatten doch bis dahin die meisten der französischen Führerinnen keine Ahnung davon gehabt, daß die größte soziale That unsrer Zeit, die Alters-, Invaliditäts-, Kranken- und Unfall-Versicherung ein Werk deutscher Gesetzgeber ist. Sie machten sich außerdem eine ganz übertriebene Vorstellung von der Unfreiheit der deutschen Frau und äußerten wiederholt, daß es doch ein Unding sei, den nächsten Frauentongreß nach Berlin zu berufen, „wo öffentliche Frauenversammlungen gesetzlich verboten sind!“ Nachdem nun die verschiedenen deutschen Delegierten ihre Berichte erstattet hatten, die den Ausländerinnen ein klares Bild über unsere heimischen Zustände gaben und es uns zum Schluß vergönnt war, dank dem freundlichen Entgegenkommen des Reichskommissars, unsre französischen Wirte im „deutschen Hause“ zu begrüßen und ihnen mit berechtigtem Nationalstolz das zu zeigen, was deutsche Kunst, deutscher Gewerbesleiß und last not least, der heimische Gemeinssinn geschaffen, da hatten wir alle das Gefühl, ein gutes Stück in der Achtung der Franzosen gestiegen zu sein.

Die zweite Klippe, an der die politische Thätigkeit der Frauen leicht scheitern kann, ist der Dilettantismus, der sich leider schon unter den politisierenden Männern allzu breit macht. Der besten Sache wird oft durch die Art der Kampfesweise geschadet. Anstatt Thatfachen und Gründe ins Feld zu führen, verdächtigt man die Motive der Gegner und arbeitet mit agitatorischen Schlagworten. Verfallen die Männer leicht in diesen Fehler, denen ganz andre Bildungs- und Erfahrungsmöglichkeiten zu Gebote stehen, um wie viel größer ist die Gefahr bei den Frauen. Wenn wir den Diskussionen der Männer ein aufmerksames Ohr leihen, so werden wir bald den Eindruck gewinnen: je umfassender die Kenntnisse, je höher die Bildung, je triftiger die Beweise, um so ruhiger, vornehmer und sachlicher bleibt die Debatte. Dies trat in jüngster Zeit besonders deutlich hervor, wenn man die Verhandlungen des Vereins für Sozialpolitik, der Ende September in München tagte, vergleicht mit den Reden, die in den Berliner Volksversammlungen gegen den Zolltarif vom Stapel gelassen werden. Dort ein ruhiges, auf wissenschaftlicher Forschung basierendes Abwägen des „Für und wider“, hier in den meisten Fällen eine leidenschaftliche Polemik. Wenn, wie dies öfters in Versammlungen geschehen ist, die Behauptung fiel: „Die Not der Landwirtschaft existiert nicht“, so zeugt ein solcher Ausspruch von einer geradezu erstaunlichen Unkenntnis unserer ländlichen Verhältnisse. Wer könnte verkennen, daß die Not der Landwirtschaft ein trauriges,



nicht abzuleugnendes Faktum ist; wer sollte nicht einsehen, daß der Ruin unseres Bauernstandes ein nationales Unglück bedeutet; die Frage spitzt sich also dahin zu: Wie ist der Bauernstand zu erhalten, ohne der übrigen Bevölkerung eine ungerechte Last aufzubürden? Die agrarischen Forderungen werden darum nicht nur von unersättlichen Großgrundbesitzern erhoben, wie man in den Volksversammlungen immer wieder betont, sondern auch von Männern der Wissenschaft, wie den Professoren Adolf Wagner, Sering, Karl Diehl, Schuhmacher u. a., denen man — wenn man ihre Ansichten auch nicht zu teilen vermag — doch niemals die Motive zuschreiben wird, mit denen man in den Volksversammlungen zu wirken versucht. Auch sonst pflegen es die Redner dort mit den Beweisgründen, die ins Feld geführt werden, nicht allzu genau zu nehmen; so zitierte einer der Herren die statistischen Ziffern der Ein- und Ausfuhr, wobei er einmal die Ausfuhr an Edelmetallen stillschweigend mit einbegriff, während er sie bei der Einfuhrziffer stillschweigend fortließ. Derartiges „statistisches Material“ ist natürlich geeignet, ein durchaus schiefes Bild zu geben. Diese Kritik der öffentlichen Versammlungen soll nicht etwa ihre Zwecklosigkeit beweisen; daß sie notwendig sind, um weitere Volkskreise zur Teilnahme an den politischen Lebensfragen der Nation zu erwecken, wird kein Einsichtiger bezweifeln, und ich halte es für eine Pflicht der Frauen, sie zu besuchen und dort das Wort zu ergreifen. Nur möchte ich die Frauen davor warnen, diese Versammlungen als „Belehrungsmittel“ anzusehen, ihr Urteil in ihnen und durch sie zu gewinnen. Nein, die Frauen sollen vorher, durch gründliches Studium des einschlägigen Materials, sich eine Meinung, ein Urteil bilden und dann in die Versammlungen gehen, um dort ihre Ansichten zu vertreten. So allein können sie die Klippe des Dilettantismus umschiffen.

Um noch einmal kurz zu resümieren; es sollte sich für die Frauen nicht um die Stärkung einzelner der sich in den Parlamenten befindenden Fraktionen handeln, sondern darum, Hand in Hand mit einsichtigen Männern die Gesundung unseres öffentlichen und politischen Lebens anzustreben. Nicht Interessenpolitik, sondern Sozialreform auf einer festen nationalen Basis sei die Devise.

Die Befürchtung einiger Männer, das Gemüt der Frau mache sie unfähig zu objektiver Beurteilung der politischen Lage, ist meines Erachtens hinfällig. Der Mangel an Raum macht es unmöglich, hier darzulegen, daß viele Reformen, ehe sie Gesetzeskraft erhielten, zuerst dem Gemüt von Philanthropen und Ethikern entsprungen sind.

Ein Hineintragen weiblicher Gemütswärme in den harten Realismus männlicher Interessenpolitik würde darum einen Fortschritt bedeuten auf der Bahn der sozialen und kulturellen Höherentwicklung. In diesem Sinne würde auch die politische Betätigung der Frau dem großen Ziele der Frauenbewegung dienen: auch im Staatshaushalt dem weiblichen Einfluß den ihm gebührenden Platz einzuräumen.





# Handbuch der Frauenbewegung.

Selbstanzeige der Herausgeberinnen.

Der den überreich versorgten literarischen Markt um ein neues Buch bereichert, der bedarf heutzutage fast einer Rechtfertigung. Und vielleicht hat der moderne Brauch der Selbstanzeige in diesem Gefühl eine seiner Ursachen. Ein Buch, das sich mit der Frauenbewegung beschäftigt, mag in den Augen vieler eine solche Rechtfertigung vor allem nötig haben, denn von Monat zu Monat schwillt die Literatur zur Frauenfrage zu immer unübersehbarer Fülle.

Aber eben diese Fülle und das für dieses Gebiet besonders charakteristische Mißverhältnis zwischen Wertvollem und Unbrauchbarem ließ das vorliegende Buch<sup>1)</sup> als eine Notwendigkeit erscheinen.

In dem Maße, als die Frauenbewegung sich die öffentliche Aufmerksamkeit erzwingt, als sie wie andre soziale Fragen ein Gegenstand der allgemeinen Ausbeutung durch die Tagespresse wird, wächst die Gefahr, daß sie mißverstanden, entstellt, einseitig dem Publikum übermittelt, daß nur von den auf der Oberfläche sich abspielenden Vorgängen Kenntnis genommen wird.

Auf keinem andern Gebiet liegt diese Gefahr so nahe. Jedes vertritt ein Kreis von Interessenten, deren Einfluß man zu fürchten hat, denen gegenüber man sich keiner Unkenntnis schuldig machen darf, die für Gelegenheiten zu gründlichem Studium ihres Arbeitsfeldes gesorgt haben. Der Frauenbewegung fehlte es bisher an der Macht, sich vor willkürlicher Behandlung durch unwissende oder absichtlich färbende Berichterstatte und Kritiker zu schützen. Und jetzt, da man die Notwendigkeit empfindet, sie sachlich zu behandeln, fehlt es an der Möglichkeit, sich über ihre Ursachen und Ziele, ihre Ausdehnung und ihre Erfolge zu unterrichten.

Gilt das für Deutschland, so ist es noch viel mehr in Bezug auf das Ausland der Fall. So trifft man Unkenntnis, oder mindestens oberflächliche und einseitige Kenntnis und schiefe Darstellungen in allen, auch den wohlmeinenden und ernst zu nehmenden Erörterungen, ja Unkenntnis auch in den Propagandaschriften der Frauenbewegung selbst.

Es fehlt an einer sachlich-quellenmäßigen Darstellung des gesamten durch die Frauenfrage repräsentierten Gebietes unsrer Kultur und unsres sozialen Lebens.

Eine solche Darstellung, die Wesentliches und Unwesentliches in das richtige Verhältnis setzt, die alle Einzelbestrebungen auf ihre Grundlage zurückführt und ihren Zusammenhang nachweist, die durch sorgfältige und möglichst umfassende Hinweise auf die Quellen zugleich alle Mittel zu eingehenderem Studium der Einzelgebiete an die Hand giebt, wollten wir herzustellen versuchen.

Daß ein erster Versuch auf einem bisher fast ausschließlich durch Agitationsliteratur vertretenen Gebiet nicht allen Ansprüchen genügen kann, das wird jedem selbstverständlich erscheinen, der für die Schwierigkeiten einer solchen Arbeit Verständnis hat. Das geschichtliche Material, an dessen Sammlung und Erhaltung in

<sup>1)</sup> Handbuch der Frauenbewegung herausgegeben von Helene Lange und Gertrud Bäumer. I. Teil: Die Geschichte der Frauenbewegung in den Kulturländern. II. Teil: Frauenbewegung und soziale Frauentätigkeit in Deutschland nach Einzelgebieten. III. Teil: Der Stand der Frauenbildung in den Kulturländern. IV. Teil: Die deutsche Frau im Verus. Verlag: W. Moefer Buchhandlung, Berlin S.

der Zeit der ersten, unvollkommen organisierten Kämpfe der jungen Bewegung niemand dachte, war, zum Teil in Privatbesitz verstreut, zum Teil in den Bibliotheken vergraben, sehr schwer zu beschaffen. Überall, auf dem Gebiete der sozialen Hilfsfähigkeit, der weiblichen Berufsarbeit, mußte die Vorarbeit des Sammelns und Suchens noch geleistet werden.

Wir haben das große Gebiet, das für unser Handbuch in Betracht kam, in vier Teile gesondert, von denen die beiden ersten soeben erschienen sind.

Der erste Band enthält die Geschichte der Frauenbewegung in den Kulturländern. Naturgemäß ist auf Deutschland das größte Gewicht gelegt worden. Unter diesen Darstellungen der Frauenbewegung in den verschiedenen Ländern eine gewisse Gleichmäßigkeit nach Ausgangspunkten, Hauptmomenten, nach dem Verhältnis der einzelnen Gebiete untereinander herzustellen, konnte nicht unsere Absicht sein. Es kam uns im Gegenteil darauf an, in jedem Lande die durch seine besonderen kulturellen Verhältnisse bedingte Eigenart der Frauenbewegung möglichst kräftig zum Ausdruck kommen zu lassen. So stehen hier die Bildungsbestrebungen, dort die Arbeiterinnenbewegung, hier soziale Hilfsarbeit, dort politische Betätigung im Vordergrund und bestimmen die Ausgangspunkte, die Tendenzen, das Programm des Ganzen.

Der zweite Teil bildet eine Ergänzung zu dem ersten. Es kam uns, vorzugsweise aus praktischen Gründen, darauf an, für Deutschland eine eingehendere Darstellung der Einzelgebiete der Frauenbewegung zu geben. Es lag uns auch daran, der sozialen Frauenarbeit, die für Entwicklung und Beurteilung der Frauenbewegung so außerordentlich wichtig ist, einen breiteren Raum zu geben, als das im Zusammenhang der historischen Gesamtdarstellung möglich war.

Den beiden ersten Bänden werden im Laufe der nächsten Monate zwei weitere folgen, die den Stand der Frauenbildung in den Kulturländern und die weibliche Erwerbstätigkeit in Deutschland behandeln und die Darstellung der Frauenfrage und Frauenbewegung innerhalb des von uns gewählten Rahmens zum Abschluß bringen werden.

Daß der Stand der Frauenbildung bei der hier notwendigen Berücksichtigung fachlicher Einzelheiten nur in einem besonderen Bande Raum finden konnte, wird ohne weiteres einleuchten. Sie ist in dem ersten Bande überall nur soweit berührt, als sie Ausgangspunkt, beziehungsweise Ziel der Frauenbewegung geworden ist.

Der vierte Band dient einem wissenschaftlichen und einem praktischen Zweck. Er soll eine zusammenhängende Darstellung der weiblichen Erwerbstätigkeit unter nationalökonomischen Gesichtspunkten geben und zugleich alle praktischen Nachweise enthalten, die für eine Berufswahl in Betracht kommen.

Unser Mitarbeiterverzeichnis (i. Anzeige) wird jedem Kundigen zeigen, daß die Behandlung der einzelnen Gebiete des In- und Auslandes in der Hand von Autoren gelegen hat, die entweder selbst in der Bewegung stehen, oder gründliche Kenner des betreffenden Gebietes sind.

Wir hoffen, mit unserer Arbeit der Frauenbewegung in mehrfacher Hinsicht einen Dienst zu thun: ihr ihre Geschichte zu erhalten, ihr durch eine Zusammenfassung aller die Frauenfrage bestimmenden Momente eine sichere Grundlage zu geben, ihr die Erfahrungen des Auslandes in höherem Maße nutzbar zu machen, als es durch die internationalen Kongresse möglich ist, ihr eine Vertretung innerhalb der wissenschaftlichen Literatur zu sichern.

Helene Lange. Gertrud Bäumer.





solbung und für die Reihenfolge der etatsmäßigen Anstellung rechnet vom Ablauf der Probezeit.

5. Bei der Ausnahme in das Beamtenverhältnis und später bei der etatsmäßigen Anstellung ist für die verwaltungsseitige Lösung des Dienstverhältnisses eine einmonatliche Frist vorzusehen und ferner der Vorbehalt, sofern sie noch im Dienst verbleibt, mit dem Ablauf desjenigen Kalendermonats — nach der etatsmäßigen Anstellung desjenigen Kalendervierteljahres — aufgelöst wird, in dem die Eheschließung erfolgt, ohne daß es einer Kündigung von seiten der Verwaltung bedarf. Wird das Ausscheiden der Beamtin auf ihren Antrag zu einem früheren Zeitpunkt genehmigt, so erlischt das Dienstverhältnis und der Bezug des Dienst-einkommens mit diesem Zeitpunkt.

6. Während der Beschäftigung im Probendienst ist eine Tagesvergütung bis zu 2 Mark zu gewähren. Die diätarischen Jahresbesoldungen der diätarischen Beamtinnen sind monatlich im Voraus zu zahlen und wie folgt zu bemessen: a) vom Beginn des Anwärterdienstalters ab 780 Mark, b) ein Jahr später, sofern das Anwärterdienstalter auf den ersten Tag eines Monats festgesetzt ist, andernfalls vom nächstfolgenden Monatsersten ab 780, c) nach einem weiteren Jahr 900 Mark. Außerdem können noch besondere Ortszulagen gewährt werden.

7. Für die etatsmäßige Anstellung sind gegenwärtig nur Stellen für Fahrkartenausgeberinnen vorgesehen. Die Stellen werden bis jetzt nach einer vorläufig von der Eisenbahndirektion in Berlin für den ganzen Staatsbahnbereich geführten gemeinschaftlichen Anwärterliste besetzt. Nachdem nunmehr die älteren Anwärterinnen sämtlich zur etatsmäßigen Anstellung gelangt sind, ist die gemeinschaftliche Anwärterliste nicht mehr erforderlich. Sie ist deshalb derart aufgelöst worden, daß vom 1. September 1901 ab von jeder Eisenbahndirektion für den Direktionsbezirk eine besondere Liste der diätarischen Fahrkartenausgeberinnen zu führen ist. Nach diesen Listen sind die in einzelnen Direktionsbezirken frei werdenden Stellen für Fahrkartenausgeberinnen zu besetzen.

8. In Betreff der Anlegung der Anwärterlisten für Telegraphistinnen, Abfertigungsbeamtinnen und Kanzlistinnen bleibt weitere Bestimmung vorbehalten.

9. Die Annahme weiblicher Personen zur aus-hilfsweisen Beschäftigung außerhalb des Beamtenverhältnisses als Hilfsfahrkartenausgeberin, Hilfs-telegraphistin, Abfertigungsgehilfin oder Kanzlei-gehilfin unterliegt in Bezug auf die Vorbedingungen keiner Beschränkung. Für die spätere Aufnahme in das Beamtenverhältnis, soweit eine solche den Umständen nach überhaupt in Frage kommt, gelten die vorstehenden Bestimmungen. Doch dürfen in geeigneten Fällen weibliche Hilfskräfte bei einer vorangegangenen längeren aus-hilfsweisen Be-schäftigung mit Genehmigung des Präsidenten der Eisenbahndirektion ausnahmsweise bis zum 40. Lebensjahre zum Probendienst zwecks Aufnahme in das Beamtenverhältnis zugelassen werden."

Eigenen Bedingungen ist die Anstellung als Gefängnis-Auffseherin unterworfen. Dieselben müssen einen viermonatlichen Ausbildungskursus absolviert

haben. Die Bewerbung ist an die Kommission zur Ausbildung von Gefängnis-Auffseherinnen zu richten. (Meistens in denjenigen Städten, die Sitz einer Königlichen Regierung sind, in Berlin W., Königin Augustastrasse 25/27.) Das erforderliche Alter ist 24—38 Jahre. Die Kommission trägt die Kosten für den Unterhalt, für einfache, unauffällige Kleidung und Wäsche hat die künftige Auffseherin selbst zu sorgen. Die sechsmonatliche Probedienstzeit ist gegen Tagegelder zu absolvieren. Das Gehalt einer solchen Auffseherin beträgt 700 bis 900 Mark nebst freier Wohnung oder Mietsent-schädigung.

Tüchtige Auffseherinnen können in die besser besoldete Stelle einer Ober-Auffseherin, Werk-meisterin oder Hausmutter rücken und erhalten dann 900—1500 Mark Gehalt nebst Dienstwohnung. Die Gefängnisse unterstehen dem Justizministerium, die Strafanstalten (Zuchthäuser) dem Ministerium des Innern.

Bei allen Bewerbungen ist ein selbstgeschriebener Lebenslauf mit Angabe der bisherigen Thätigkeit, ein Geburts- oder Taufschein, ein polizeiliches Führungszeugnis, ein ärztliches Gesundheitsattest und der Ausweis einer guten Volksschulbildung, (das Zeugnis einer oberen Klasse einer Bürger-schule) einzureichen.

#### Christlicher Gewerbeverein für Heimarbeiterinnen in Breslau.

Nach dem Vorbilde des mehrfach erwähnten Berliner Vereins ist Ende September auf Anregung der Freien kirchlich-sozialen Konferenz auch in Breslau ein Gewerbeverein der Heimarbeiterinnen der Kleider- und Wäschekonfektion begründet worden. Als Ziele sind in Aussicht genommen: Die Beschränkung der durch die Saisonarbeit entstehenden Mißstände, die Einführung von Schutzmarken zur Empfehlung guter Geschäfte, Gründung von Arbeits-stuben, die zugleich Lehrinstitute für Anfängerinnen sind, Aufstellung detaillierter Lohnsätze in den Betriebswerkstätten der Meister, Ausdehnung der Kranken-, Invaliden- und Unfallversicherung, sowie des geschlichen Arbeiterschutzes auf die Hausindustrie und Einführung der Gewerbe- und Wohnungs-inspektion für dieselbe, Erholungsferien für Heim-arbeiterinnen, Erziehung der Töchter zu anderen Berufen, sowie Beeinflussung der Staats- und Kommunalbehörden, soweit dieselben in der Kon-fektionsbranche Arbeitgeber sind, die Lieferungen nicht an den Mindestfordernden, sondern nur an solche Unternehmer zu vergeben, welche tarifmäßige Löhne zahlen. Der Gewerbeverein trat mit 110 Mitgliedern ins Leben. (Soziale Praxis vom 17. Oktober.)





sehen wir die gemeinsame Erziehung der Geschlechter an, nicht weil wir eine absolute Gleichheit erzielen wollen, sondern wir glauben, daß die künstliche Trennung und Entfremdung der Geschlechter nur auf diesem Wege beseitigt werden kann. 3. Wir erhoffen von der gemeinsamen Erziehung die sittliche Hebung des Mannes, die Festigung der Ehe und des Familienlebens. 4. Durch die gründliche Bildung der Frauen hoffen wir sie auch zu ihrem mütterlichen Berufe tüchtiger zu machen."

Über die politische Erziehung der Frau sprach Frä. Dr. Augspurg. Die Rednerin erklärte, daß von den etwa 30 000 Frauen in den Organisationen, die für die Frauen politische Rechtsgleichstellung fordern, kaum wenige Hunderte dazu reif seien, sie auszuüben. Sie fordert, daß die Frauen sich über politische, gesetzliche, soziale und wirtschaftliche Verhältnisse des In- und Auslandes soweit unterrichten, daß sie eine selbständige Stellung zu den politischen Tagesfragen einnehmen könnten. Diese ihre Stellungnahme müßten sie in öffentlichen Versammlungen zum Ausdruck bringen und versuchen, die Wahlen in ihrem Sinne zu beeinflussen.

Eine der von der Referentin gestellten Forderungen möchten wir dreimal unterstreichen: daß nämlich die Frauen um ihrer politischen Erziehung willen gründliche Geschichtsstudien treiben sollten. Dann würden vermutlich solche Behauptungen, wie die von Frä. Dr. Augspurg aufgestellte: „Die Frauen hätten 1848 das Stimmrecht erlangen können“, auch nicht mehr ausgesprochen werden können.

Im Anschluß an den Vortrag des Dr. Silbermann über das Krankenversicherungsgesetz wurde folgende Resolution gefaßt:

„Die Versammlung erklärt hinsichtlich der bevorstehenden Revision des Krankenversicherungsgesetzes für notwendig 1. den Kreis der versicherungspflichtigen Personen derart zu erweitern, daß er sich mit dem Kreise der der Invalidenversicherung unterliegenden Personen deckt, 2. die Mindestleistungen der Krankenkassen allgemein zu erhöhen, 3. die freien Hilfsklassen mindestens ebenso lange als gleichberechtigte Träger der Krankenversicherung bestehen zu lassen, als Betriebskrankenkassen dieses Recht eingeräumt wird, 4. eine Regelung des Verhältnisses zwischen Kassen einerseits und Ärzten und Apothekern andererseits herbeizuführen, die einen gerechten Ausgleich für die Leistungen ergibt, 5. die vor dem Jahre 1900 in der Schweiz approbierten Ärztinnen deutscher Nationalität zur Krankenkassenpraxis zuzulassen.“

Den Schluß der Verhandlungen bildete das Referat von Frau Marquardt über die Dienstbotenfrage. Die im Anschluß an den Vortrag gefaßten Beschlüsse deckten sich im wesentlichen mit den schon mehrfach, unter anderem von Frau Eliza Achenhauser seiner Zeit im Berliner Frauenverein aufgestellten Forderungen.

Am Abend des letzten Tages der Verhandlungen fand eine öffentliche Volksversammlung statt, in der Herr Professor Flesch aus Frankfurt a. M. über Hygiene und Sittlichkeit sprach.

#### Der Berliner Frauenverein

(Vorsitzende: Fräulein Helene Lange) widmete seine erste Sitzung dieses Wintersemesters dem Gedächtnis der Kaiserin Friedrich. Die ihr persönlich oder durch ihre Vereine und Anstalten nahestehenden

Damen hatten sich dazu in großer Zahl versammelt. Fräulein Helene Lange, Fräulein Henschte als Leiterin der Viktoriafortbildungsschule, Fräulein Rossmann als Vertreterin des Lettevereins hielten warm empfundene Ansprachen, in denen der Kaiserin in ihrer persönlichen Bedeutung und als Protektorin der verschiedenen, der Frauenbildung bestimmten Anstalten, als Gönnerin der deutschen Frauenbewegung gedacht wurde.

Die im Oktober stattgehabte Generalversammlung des Berliner Frauenvereins brachte die Jahresberichte der Vereinsabteilungen, der Hauspflege, des Rechtshilfs, der Krankenpflegestation, der Gefängniskommission. Sämtliche Berichte zeigten, welche Summe von Arbeit auch in diesem Jahr von dem Verein geleistet worden ist. Wir lassen den Bericht über die Krankenpflegestation folgen. Über die Hauspflege werden wir demnächst eingehender berichten.

#### Krankenpflegestation des Berliner Frauenvereins.

In der Krankenpflegestation, Bülowstraße 14, I, sind vom 1. Oktober 1900 bis zum 30. September 1901 76 Kranke verpflegt worden und zwar 11 unverheiratete, 65 verheiratete Frauen und Witwen.

Von diesen haben 67 einen kleinen Zuschuß zu den Kosten ihrer Verpflegung geleistet, während 9 ganz und gar aus den Mitteln des Vereins erhalten worden sind.

Die Zahl der Pflegetage betrug 912 — davon entfielen 97 auf die vollständig vom Verein unterhaltenen Kranken —, die der ausgeführten Operationen insgesamt 60 (44 kleinere und 16 große), darunter 1 Total-Exstirpation, 4 Laparotomien, 8 Colporrhaphieen und Prolaps-Operationen, 3 Bruch-Operationen. An Neurasthenie und Anämie sind außerdem 7, an Unterleibsentzündung und Blasenleiden 8 Patientinnen behandelt worden.

Seit dem Bestehen der Anstalt haben dort im ganzen 915 kranke Frauen Verpflegung und ärztliche Behandlung gefunden.

Bei der Aufnahme in die Pflegestation werden in erster Reihe die Hausarmen sowohl unserer Vereinsmitglieder, als die unserer Freunde berücksichtigt, welche die Anstalt durch Beiträge unterstützen. Von diesen Kranken kommen zunächst solche in Betracht, die keiner Krankenkasse angehören, folglich am bedürftigsten sind. Die Entscheidung über die Aufnahme steht Frä. Dr. Tiburtius zu, an welche die Kranken zur Konsultation zu verweisen sind und zwar entweder morgens von 8—9 in der Pflegestation, Bülowstraße 14, I, bei Frä. M. Knopp, oder vormittags von 10—12 und nachmittags von 2—4 in der Wohnung von Frä. Dr. Tiburtius, Bülowstraße 14, II. Um Mißbräuchen vorzubeugen, müssen die Aufzunehmenden bei der Konsultation eine Empfehlungskarte derjenigen Persönlichkeit mitbringen, von der sie geschickt werden. Ausgeschlossen sind Kranke mit ansteckenden oder unheilbaren Leiden.

In der seit dem 1. Oktober 1897 mit dem Berliner Frauenverein in Verbindung stehenden Poliklinik für Frauen, Alte Schönhauserstraße 23/24, sind vom 1. Oktober 1900 bis zum 30. September 1901 631 neue Patientinnen behandelt worden. Die Zahl der Konsultationen belief sich im letzten Rechnungsjahr auf 2231. Seit Eröffnung der Poliklinik (am 18. Juni 1877) haben dort im ganzen 25 029 kranke Frauen ärztlichen Rat und Beistand gesucht.

Die poliklinischen Sprechstunden finden regelmäßig Dienstags und Freitags nachmittags von 1/5 Uhr an in der Alten Schönhäuserstraße 23/24, Hof part., statt. Behandelnde Ärztinnen sind Frau Dr. med. Bloch, sowie die H.Drs. med. Frä. Bluhm und Agnes Hader. Als Beisteuer zu den Unterhaltungskosten ist pro Person und Konsultation ein Betrag von 10 Pf. zu entrichten. Gänzlich Unbemittelte erhalten freie Arznei, müssen sich deswegen aber an eine der behandelnden Ärztinnen wenden.

#### Die Rechtsschutzkommission des Berliner Frauenvereins,

die Frauen und Mädchen in Berlin und Vororten unentgeltlich Auskunft und Rat in Rechtsachen sichert, wird neuerdings oft mit andern Rechtsschutzstellen verwechselt. Wir bemerken daher, daß

sich in unserer Kommission auch dieses Jahr nichts geändert hat. Es vermitteln zwischen Ratsuchenden und Rechtsanwältinnen nach wie vor die unterzeichneten Mitglieder des Berliner Frauenvereins: Frau Basch, Courbièrestr. 9 A. — Frau Direktor Draeger, Taubenstr. 23a. — Frau Eloesser, Elisabethstr. 19. — Fräulein W. Hannemann, Melanchthonstr. 4. — Frau Samosch, Bülowstraße 19a. — Fräulein Alice Salomon, Schillstr. 10. — Frau Dr. Birnbaum, Frankfurter Allee 171a. — Frau Geh. Rat Dohme, Corneliusstr. 10a. — Fräulein v. Etensteen, Maassenstr. 21. — Fräulein Helene Lange, Salensee, Bornimerstr. 9. — Frau Math. Stettiner, Viktoriastr. 5. — Frau Stadtrat Cohn, Augsburgerstr. 30/31. — Frau Stadtrat Weber, Charlottenburg, Leibnizstr. 19. 26 Rechtsanwältinnen haben sich dem Verein zur Verfügung gestellt, davon 5 in Charlottenburg.

## Zur Frauenbewegung.

Nachdruck mit Quellenangabe erlaubt.

\* Eine interessante Stichprobe für den Stand der moralischen Anschauungen um 1900 giebt folgender Vorgang vor der Strafkammer in Stuttgart, den wir nach der Vossischen Zeitung mitteilen:

Ein Fräulein Rosa L. war angeklagt, sie habe den Assessor K. dadurch beleidigt, daß sie ihn fortgesetzt verfolgte, ihn regelmäßig vor seiner Wohnung oder Kanzlei abwartete und ihm alsdann überall nachging. Die Angeklagte gab an, die Anklage sei richtig. Der Strafläger habe sich ihr vor drei Jahren genähert, sie habe ihn geliebt und er sie, wie sie glaubte, auch. Aus dem Verhältnis sei ein Kind hervorgegangen; demselben habe der Vater trotz ihrer Bitte seinen Namen nicht gegeben. Das Kind sei nach vier Monaten gestorben. Der Vater habe sich geweigert, sie zu heiraten, trotz ihrer Bitte, ihr ihre Ehre wiederzugeben. Sie habe sich beim Tode ihres Kindes geschworen, daß er sie heirate oder keine andre. Sie suche jede Gelegenheit, ihn zu sehen; sie warte auf ihn und folge ihm dann in näherer oder größerer Entfernung, aber ohne ihn anzureden. Die Verweisaufnahme, bei welcher Assessor K. vernommen wurde, ergab, daß die Angeklagte fast täglich und bei Sonntagsausflügen sich in der Nähe des Angeklagten gehalten hat, und daß dies dem Strafläger und seinen Begleitern sehr lästig geworden ist. Einmal hat sie ihn auch auf der Reboute als schwarzer Domino überrascht und verfolgt. Häufig entwich er in die Pferdebahn, in welche sie dann sofort auch einsprang. Die Angeklagte giebt zu, daß ihr der Strafläger die Ehe nicht versprochen hat und daß sie keine gesetzlichen Ansprüche habe. Sie habe aber geglaubt, er liebe sie und habe gute Absichten, und glaube auch, es sei seine Pflicht, ihr die Ehre wiederzugeben. Geldentschädigung lehne sie ab. Zuerst wurde die Angeklagte vor das Schöffengericht wegen groben Unfugs gestellt. Das Schöffengericht lehnte jedoch die Anklage ab, und es hat nun Assessor K. auf Veranlassung des Staatsanwalts Strafantrag wegen Beleidigung

gestellt. Medizinalrat Köstlin sagte aus, daß kein Grund zur Annahme von Unzurechnungsfähigkeit vorliege. Staatsanwalt Eleß beantragte eine sechsmonatige Gefängnisstrafe wegen der systematischen Kompromittierung eines angesehenen (?) Beamten. Rechtsanwalt Heiß als Vertreter des Nebenklägers beantragte Bestrafung außer wegen Beleidigung auch wegen des Versuchs einer Nötigung zur Eheschließung. Rechtsanwalt Konrad Haußmann beantragte als Verteidiger der Angeklagten Freisprechung. Männer seien in Versuchung, den eigenartigen Fall härter zu beantworten, als es Frauen thun würden, welche erkennen würden, daß die Liebe mindestens ebenso großen Anteil an dem stummen Thun der Angeklagten habe, als der Haß, wie denn die verlassene Angeklagte noch heute das Bild des Vaters ihres Kindes unzertrennlich bei sich trage. Das Gericht erkannte auf eine 14tägige Gefängnisstrafe wegen Beleidigung in drei Fällen, in welchen die Angeklagte zu Dritten geäußert hat, sie habe ein Kind von dem Assessor. Die Frage, ob das Nachlaufen selbst strafbar sei, ist von dem Gericht nicht bejaht worden.

Wir enthalten uns jedes Kommentars und sehen nur eine außerhalb unseres Vaterlandes gefällte Entscheidung daneben. In Bezug auf männliche Ehre giebt es eben sehr verschiedene Auffassungen:

Der Senat der Universität Buda-Pest relegierte für ewig von sämtlichen ungarischen Hochschulen einen Mediziner, der vor dem Doktor-examen stand, weil er einem Mädchen gegenüber sein Eheversprechen brach und die Verlassene aus diesem Grunde einen Selbstmordversuch verübte. Der Kultusminister bestätigte diese Verfügung des Senats.

\* Das Pharmazeuten-Examen hat kürzlich Frä. Meub, eine Abiturientin des Karlsruher Mädchengymnasiums, als erste in Deutschland bestanden.

\* **Über die Zulassung der Frauen zu den bayerischen Landesuniversitäten** hat das Kultusministerium folgende Bestimmungen erlassen:

1. Grundsätzlich ist daran festzuhalten, daß Frauen nicht als Studentinnen immatrikuliert, sondern nur als Hörerinnen im Sinne des § 10 der Satzungen für die Studierenden an den bayerischen Universitäten mit ministerieller Genehmigung zugelassen werden können. 2. Allgemeine Vorbedingungen für die Zulassung als Hörerin sind: a) Entsprechende wissenschaftliche Vorbildung (Mittelschulbildung), b) entsprechender persönlicher Ausweis (Legitimation). Der Vorbildungsnachweis ist zu erbringen durch die einschlägigen Schulzeugnisse. Die Legitimation wird erbracht: a) bei Inländerinnen durch das Schulzeugnis, bezw. wenn seit Ausstellung dieses Zeugnisses schon längere Zeit verstrichen ist, durch besonderen Führungsausweis, b) bei Ausländerinnen durch den Paß. 3. Die Anmeldung hat mittels schriftlichen Gesuches bei dem Rektorate der betreffenden Universität zu geschehen. Das Gesuch hat zu enthalten: a) eine nähere Angabe über die persönlichen Verhältnisse der Gesuchstellerin (Zeit und Ort der Geburt, Konfession, Stand, Staatsangehörigkeit); b) eine Darlegung des bisherigen Bildungsganges unter Bezeichnung der besuchten Anstalten und abgelegten Prüfungen; c) die Bezeichnung der zu hörenden Vorlesungen, bezw. des gewählten Fachstudiums. Als Beilagen sind dem Gesuche anzufügen die Vorbildungsnachweise und die Legitimationspapiere. 4. Die Rektorate der Universitäten sind ermächtigt, die ministerielle Genehmigung als stillschweigend gegeben anzunehmen und die Zulassung ohne Bericht zu verfügen, wenn a) als Vorbildungsnachweis das Reifezeugnis eines deutschen Gymnasiums oder Realgymnasiums erbracht wird, b) die Legitimationspapiere in Ordnung sind und c) auch sonstige Bedenken nicht bestehen. 5. In allen übrigen Fällen bleibt besondere ministerielle Genehmigung vorbehalten und sind zu diesem Zwecke die entsprechend instruierten Gesuche von den Rektoraten dem Kultusministerium mit Bericht in Vorlage zu bringen.

Daß die Frauen auch hier wieder statt der einfachen Immatrikulation auf Grund des Reifezeugnisses nur eine verkaufte gastweise Zulassung erhalten, hat in den Satzungen der Universitäten seine Ursache und wie bei uns in Preußen natürlich in dem Widerstand einzelner Dozenten, auf die kein Zwang ausgeübt werden soll.

Man darf nur begierig sein, wann das nun schon jahrzehntelange Einhalten der studierenden Frauen als nicht mehr „zeitgemäß“ empfunden werden wird.

\* **Die bekannte Anklage der Berliner Ärztinnen** wegen Führung falschen Titels wurde, wie wir berichteten, im Juni d. J. dadurch erledigt, daß sie als verjährt betrachtet wurde. Gegen diese Entscheidung hatte der Staatsanwalt Berufung eingelegt. Diese Berufung ist jetzt zurückgezogen worden und die Sache somit endgültig erledigt.

\* **Eine weibliche Gewerbeaufsichtsbeamtin** soll in Hamburg versuchsweise angestellt werden.

\* **Zur pharmazeutischen Aspirantin** bei der Medikamentenregie der Wiener Krankenanstalten ist Frä. Gisela Kun berufen worden. Sie ist die erste Pharmazeutin im österreichischen Staatsdienst.

\* **In Bulgarien** ist vom 22. bis zum 27. Juli der erste nationale Frauenkongreß zu Sofia abgehalten worden. Auf demselben waren 27 allerdings noch in der Entwicklung begriffene Frauenvereine vertreten.

Es handelte sich zuerst darum, die Satzungen eines nationalen Frauenbundes, der sich eventuell dem Frauenweltbunde (International Council of Women) anschließen wird, endgültig festzustellen. Organisiert war derselbe bereits im vergangenen Jahre; ein vorläufiger Ausschuß hatte die Satzungen entworfen und sie an sämtliche bulgarische Frauenvereine zur Begutachtung geschickt. Zweck des Bundes ist, den geistigen und moralischen Standpunkt der Frau zu heben und ihr Loß zu verbessern. Diesem Ziele entsprechend, waren die drei Hauptthemen der Erörterung: 1. der weibliche Unterricht in Bulgarien; 2. die Frauenarbeit in Bulgarien; 3. die bulgarischen Frauenvereine und die internationale Friedensbewegung. In den Resolutionen wird zum Ausdruck gebracht, daß dem Ministerium des Unterrichts die Bitte unterbreitet werden solle, die Mädchenschulen mit den Gymnasien der Anaben auf gleiche Stufe zu stellen, Fortbildungsschulen für Mädchen zu gründen, die auf einen Beruf vorbereiten, den Frauen die Universitäten zu öffnen und ihnen das pharmazeutische Studium freizugeben mit der Aussicht auf Anstellung in den Apotheken des Landes nach abgelegter Prüfung. Ferner ist beschlossen worden, an die Stadtverwaltung von Sofia die Bitte zu richten, das im Bau begriffene, der Konzeptionierung des Lasters bestimmte Haus nicht dem ins Auge gefaßten traurigen Zwecke zu widmen, sondern es als Wohlfahrts Einrichtung irgend welcher Art fertig zu bauen. Und schließlich haben die bulgarischen Frauen einstimmig ihre Sympathien mit der großen internationalen Friedensbewegung ausgesprochen und den Beschluß gefaßt, an jedem 18. Mai, als dem Gründungstage der Internationalen Friedensliga, den Repräsentanten dieser Vereinigung ihre Teilnahme an der von ihnen vertretenen Sache auszudrücken. (Centralblatt des Bundes deutscher Frauenvereine.)







Buch von A. Schöbel den Titel giebt, hat zum Thema das Ringen des Weibes um geistige Freiheit — um Selbständigkeit — um Schöpferkraft — wenn man so sagen darf — und ihr endliches Unterliegen. Die junge Studentin, die in heißem Schaffensdurst sich dem Manne gleich fühlt, muß erkennen, daß die Zartheit ihres Weibkörpers in einem für die wissenschaftliche Forschung ungemein wichtigen Augenblick ihr und dem geliebten Mann hemmend im Weg steht. Nachdem sie darauf in verzweiflungsvollem Suchen sich von der allzuherben Wissenschaft ab und der zarteren Kunst zugewandt hat, ohne wirkliche Befriedigung zu finden, flüchtet sie mit ihrer ganzen irrenden, tastenden Weibesseele in die Arme des geliebten Mannes.

Die zweite, kurze Novelle erzählt von der über sinnlichen Liebe eines jungen Bildhauers zu einer Toten, in deren stiller Schönheit er die Verkörperung seines Ideals findet.

Die Verfasserin erzählt gut, gewandt, ein bißchen weichlich und sentimental, ein bißchen familienjournalmäßig. Erfreulich wirkt in der ersten Novelle das Idyll der armen Lehrersfamilie mit den lieben „Wichten“ und dem „Großmutterfrieden“ durchs ganze Heim. G. R.

„Ausgewählte Gedichte“ von Ernst Ziel. (Stuttgart und Leipzig. Deutsche Verlagsgesellschaft 1901.) Die Gedichte sind die künstlerische und gedankliche Summe eines Dichterlebens, eine von dem Verfasser selbst getroffene Auslese aus seiner bisher veröffentlichten Lyrik. Diese Summe wird allerdings so ziemlich ohne Rest in dem literarischen Erbe aufgehen, das größere Vorgänger Ernst Ziel überlieferten. Besitzt der Dichter aber auch keine starke Individualität, weder in künstlerischer, noch in rein menschlicher Beziehung, so wird seine Dichtung doch als eine anspruchsvolle Verkörperung echten, gesunden deutschen Empfindens und Denkens manchem Freude machen, um so mehr, als die Ausstattung des Bändchens hübsch und geschmackvoll ist.

„Gedichte“ von Agnes Miegel. (Stuttgart 1901. J. G. Cotta'sche Buchhandlung Nachf.) Unter diesen Gedichten ist eine stattliche Anzahl von Balladen, in denen bekannte Motive zum Teil recht glücklich neu gestaltet sind; frei erfundene, auch aus dem Leben unserer Tage, treten daneben, und in ihnen allen webt ein kräftiges, sinnliches Begehren, ein leidenschaftliches Empfinden. Das giebt sich in diesen Balladen als die persönliche Note. In den Liedern aber fehlt die fast ganz. Sie sind auf einen andern Ton gestimmt. Möglich, daß die Verfasserin im persönlicheren Lied sich scheute, manches auszusprechen, was in der objektiven Ballade auch nach ihrer Ansicht ungeheuer gesagt werden dürfte; genug, man findet schwer in diesen leicht elegisch gestimmten Liedern die Verfasserin der Balladen wieder. Und dieser mangelnde Persönlichkeitsseinbruch — sieht man das dünne Bändchen als ein Ganzes an, wie man doch thun muß — ist zu beklagen. Denn diese Gedichte sind durchaus nicht dilettantisch. Sogar da, wo man die Nachempfindung deutlich spürt, ist ein eigener Ton darin, der allem Dilettantischen abgeht. Manche landschaftliche Stimmung, manche Fernsinnlichkeit flüchtigen Empfindens mulet kraftvoll und anschaulich an. Dagegen hat man an anderen

Stellen auch wieder den Eindruck, als triebe die Verfasserin mit Bildern ihr Spiel, als wäre manches nicht gesehen, sondern eben nur gesagt. Aber das sind Ausnahmen. Im allgemeinen schmiegt sich der sprachliche Ausdruck der Empfindung schlicht an. Und ein paar mal findet Agnes Miegel ganz originelle Aussprüche, wie z. B. in „Das Lied der jungen Frau“. Agnes Miegel ist ein Talent, wenn es auch schwer fällt, abzuwägen, wie weit sie entwicklungsfähig; das bleibt abzuwarten. Doch mag das folgende Gedicht hier stehen, ihr Freundinnen zu werden:

„Wenn ich deiner schlanken Hände denke,  
Die so weich wie Frauenhände schmeicheln,  
Die so grausam sind wie Auerhände —  
Sätlest die Augen ich in süßer Freude,  
Sätlest die Augen ich in wilder Angst,  
Denn ich weiß, es halten diese Hände  
Eine goldene Regel, mein Gesicht.“

„Zur Dienstbotenfrage“ von Dr. A. Huber-Burckhardt, Gerichtspräsident in Basel. (Zürich und Leipzig 1901. Th. Schröter Verlag.) Die Absicht des Verfassers, die Kenntnis der rechtlichen Seite des häuslichen Dienstverhältnisses besonders zu Nutzen der Hausfrauen in populärer Form zu verbreiten, ist zweifellos eine sehr anerkennenswerte, und insofern die Schrift diesen Gesichtspunkt betont, ist sie wertvoll. Die sozialpolitischen Anschauungen freilich, die den Ausführungen des Herrn Verfassers zu Grunde liegen, dürften den Verhältnissen bei uns noch weniger entsprechen, als sie vermutlich auf Schweizer Boden zeitgemäß sind. Als bezeichnend für seine Betrachtung der Dienstbotenfrage sei nur hervorgehoben, daß er als erste Ursache des Mangels an weiblichen Dienstboten die — „Frauenemanzipation und die damit verbundenen Bestrebungen“ bezeichnet.

„Akademische Plaudereien zur Frauenfrage“. Vier rechts- und kulturgeschichtliche Vorträge in populärer Form von Dr. Ludwig Währmund. (Innsbruck 1901.) Die „Plaudereien“ des Herrn Professor Währmund verdanken ihre Entstehung der Erkenntnis, daß es Pflicht der Männer der Wissenschaft sei, bestimmte, die Interessensphäre der Gesamtheit berührende Fragen durcharbeiten und öffentlich zu besprechen. Eine wissenschaftliche Bedeutung legt er, wie er in seinem Vorwort sagt, den „Plaudereien“ nicht bei. Der in der Geschichte der Frauenbewegung orientierte Leser wird auch hinter das „Durcharbeiten“ ein großes Fragezeichen setzen und die „Plauderei“ doppelt unterstreichen, denn was speziell über die moderne Frauenbewegung, ihre Entwicklung, ihre Tendenzen, ihre Arbeit und ihre Errungenschaften in dem Buch enthalten ist, geht über eine Anzahl mehr zufällig aufgegriffener als systematisch gesammelter Daten nicht hinaus. Und deshalb ist kaum einzusehen, welchen Nutzen solche „Plaudereien“ der Männer der Wissenschaft für die Lösung der Frauenfrage, die doch wahrhaftig ernst genug ist, wohl haben sollten. Es wäre dringend zu wünschen, daß in der Frauenfrage — wie es ja leider auch unter ihren Vertreterinnen noch zuweilen geschieht — nicht so viel „geplaudert“ und etwas mehr gearbeitet würde; damit würden die Herren die „moralische Pflicht“, die der Verfasser empfindet, wahrlich besser erfüllen.



**„Die Erziehung unserer Töchter zur Wahrheit und zum Pflichtbewußtsein“.** Vortrag, gehalten auf der Generalversammlung zu Gotha des Deutsch-Evangelischen Frauenbundes von Magdalene von Broecker. (Göttingen 1901. Vandenhoeck u. Ruprecht, Pr. 0,60 M.) Die kleine Broschüre behandelt ein altes und immer wieder neues Erziehungsproblem auf der Grundlage einer gesunden Beobachtung des wirklichen Lebens und einer klaren Aufrichtigkeit der Kritik sowohl als der Gedanken und Vorschläge.

So hat es seine Bedeutung auch über den Kreis derer hinaus, die mit der Verfasserin auf dem Boden der gleichen Weltanschauung stehen.

**„Deutsche Chansons“** (Dreht-Lieder) 21. bis 30. Tausend. (Im Verlag von Schuster und Loeffler. Berlin und Leipzig. Mai 1901.) Die Ausgabe des bekannten Verlags, die mit dem künstlerisch wertvollen, wenn auch nicht immer glücklich inszenierten Versuche zur ästhetischen Hebung des Varietés Hand in Hand geht, ist in einem halben Jahr in 20 000 Exemplaren verbreitet worden. Die Ausgabe ist hübsch und eigenartig ausgestattet und mit Portraits der Dichter versehen, deren Verse sie enthält. Eine einleitende Abhandlung von Bierbaum führt in die ästhetischen Intentionen dieser neuen Art der Vermittlung der leichten lyrischen Kunst an die Genießenden ein.

**Nur ein Mensch.** Roman von Ida Boy-Ed. (Carl Neisner Verlag, Dresden und Leipzig 1900.)

**Monsieur Jacoste.** Pariser Roman von Joachim von Dürow. (Carl Neisner, Dresden und Leipzig 1901.)

**Funken unter Asche.** Roman von Nina Meyke. (Paul List Verlag, Leipzig.)

In drei Variationen das unerschöpfliche Thema von Liebe und Entsagung.

Ein Offizier, den die Liebe der Frau, die er selbst im Duell zur Witwe gemacht hat, zur Leidenschaft hinreißt, und der sich doch von dieser Leidenschaft lösringt, weil er nicht Vater der Kinder sein kann, deren Erzeuger er getötet hat — das ist bei Ida Boy-Ed der Held der alten Geschichte, die ewig neu bleibt. Die Verfasserin verleugnet auch in diesem Roman nicht die Gewandtheit und Lebendigkeit der Darstellung, die alle ihre Werke auszeichnen. Doch ist es ihr, meiner Meinung nach, nicht gelungen, das Problem zu einem psychologisch feinen und interessanten zu machen. Gut sind die Schilderungen des Kleinstadtlebens, z. B. die Beschreibung der Musikfränzchen etc. Aber die Hauptfiguren sind denn doch zu wenig fein ausgearbeitet und vertieft. Der Brief, in dem sich der Held von der Frau, die ihn liebt, löslagt, scheint mir ziemlich verfehlt zu sein — ganz abgesehen davon, daß er den Schreiber doch als einen allzu unehrlichen, traurigen Menschen kennzeichnet — was er doch nicht sein soll. Auch die ganze letzte Partie des Buches ist etwas konventionell und der Verfasserin nicht recht würdig.

Joachim von Dürows Geschichte einer unerwiderten Liebe ist mit wohlthuender Einfachheit, Frische und Natürlichkeit erzählt. Sie macht keinen Anspruch darauf, als eine psychologische Studie

zu gelten, und mutet — vielleicht gerade deshalb — gut und treuherzig an. Der simple, gradlinige Provinzler, der seiner Liebe ein großmütiges Opfer abringt — wohl weniger aus Gründen der Sentimentalität und Philosophie, als weil er eben einfach ein Mensch ist, dem inneres und äußeres Gleichgewicht, eine Reinlichkeit der körperlichen und seelischen Atmosphäre Lebensbedingungen sind, das ist eine, wenn nicht besonders aufregende und interessante, aber glaubhafte, menschliche und trauliche Figur. Mit Liebe und Natürlichkeit gezeichnet sind auch die andern Gestalten — die kämpfende junge Malerin, der verarmte Edelmann in seiner feinen, stillen Würde, der Maler, der nur für seine Kunst Herz und Sinn hat, und die zierliche Schmetterlingserscheinung des kleinen Modells.

Nina Meyke bringt das Lied von der Herbstliebe — die alte Geschichte von der Frau, die — selbst schon im Abwärtssteigen begriffen — noch einmal die Hände nach der Jugend ausstreckt, sie für einen kurzen, schönen Augenblick in ihre Arme zieht und dann freiwillig für immer aus ihrem Leben scheiden läßt. Das stark sentimental angehauchte Pathos, in dem die Verfasserin ihre kleine Geschichte berichtet, scheint mir nicht ganz zum Vorteil der Erzählung zu dienen. G. R.

**„Meine Beichte“.** — **„Das einzige Mittel“.** **„Über die sexuelle Frage“.** — Von Leo Tolstoj.

Die drei sozial-ethischen Dokumente des „Propheten“ erscheinen als Bändchen einer Gesamtausgabe von Tolstoj's Werken, die in der Übersetzung von Raphael Löwenfeld im Verlag von Eugen Diederichs, Leipzig erscheint. Die Ausgabe gliedert sich in drei Serien, deren erste die sozial-ethischen, deren zweite die theologischen, deren dritte die dichterischen Werke Tolstoj's umfassen wird. In zwei bis drei Jahren wird die Ausgabe abgeschlossen sein. Die obengenannten Schriften gehören zu den Einzelbändchen der ersten Serie, die bereits erschienen sind. Übersetzung und Ausstattung beweisen, daß die Ausgabe in den besten Händen ist.

**„Hunger und Liebe in der Frauenfrage“.**

Von Anna Bernau (R. C. C. Bruns' Verlag. Minden i. W. 1901, Pr. 60 Pf.). Die Verfasserin setzt sich mit dem Individualismus in der modernen Frauenbewegung auseinander, mit Helene Wöhlau, Gabriele Reuter, Ellen Key, Laura Marholm. Sie setzt dem individualistischen Geschlechtsbegehren des vielberufenen „neuen Weibes“ die Frauenbewegung in ihrer wirtschaftlichen Notwendigkeit und mit ihren sozialen Tendenzen entgegen, um zu zeigen, wie gerade der Mutterschaftsgebante, den jene in der Frauenbewegung vermissen, in ihr seine vollkommene Verkörperung findet. Die Broschüre setzt an dem Punkt ein, wo eingeseht werden muß, um die Gefahr, die der Frauenbewegung aus dem modernen Individualismus erwachsen könnte, zu überwinden und in Segen zu wandeln.

**„Sulla Storia del Movimento Femminile in Germania“** da Maria Mellien. Traduzione dal Tedesco di Adolfo Ravà. (Milano 1901). Die kleine Broschüre ist eine Übersetzung eines im Berliner Frauenverein von Frä. Mellien gehaltenen Vortrags „Zur Geschichte der Frauenbewegung“.





## Liste neu erschienenener Bücher.

(Besprechung nach Raum und Gelegenheit vorbehalten; eine Rücksendung nicht besprochenen Bücher ist nicht möglich.)

**Stimmen und Gestalten.** Gedichte von Adolf Böglin. Verlag von Müller, Berder u. Co., Zürich.

**Shakespeares Macbeth.** Tragödie in fünf Akten übersetzt von Friedrich Theodor Vischer. Mit Einleitung und Anmerkungen herausgegeben von Prof. Dr. Hermann Conrad. Preis 1 Mark. Verlag der J. G. Cotta'schen Buchh. Nachf., G. m. b. H., Stuttgart.

**Am Schwungrad der Zeit.** Roman von Ernst Clausen (Claus Behren). Geh. 3 Mark. Verlag von Hermann Costenoble, Jena.

**Tote Liebe.** Roman von Annie Neumann-Hofer. Verlag von Albert Ahn, Köln.

**Der Kampf um die Kongregationen in der französischen Deputiertenkammer.** Nach dem stenographischen Bericht des Journal officiel unter Benutzung eines Referates der „Frankfurter Zeitung“ bearbeitet von Otto Horth. Neuer Frankfurter Verlag, Frankfurt a. M.

**Wein Land.** Gedichte von Margarete Susman. Verlag von Schuster u. Köpfle, Berlin.

**Napoleon I. und Eugenie Desirée Clary Vernadotte.** Roman aus dem Leben einer Königin in drei Abschnitten. Nach bisher teilweise noch kaum bekannten Quellen bearbeitet von Moritz von Raiffenberg. Mit ca. 70 Illustrationen. Preis brsch. 8 Mark, geb. 10 Mark. Verlag Schmidt u. Günther, Leipzig.

**Rechenbuch für höhere Mädchenschulen.** Nach den Bestimmungen vom 31. Mai 1894. Neu bearbeitet von J. Seele, ord. Lehrer an der Charlottenschule in Berlin. Alemanns Verlag, Berlin.



**Originalrezept. Gedämpfte Schleien:** Die Schleien werden rein gepuht, ausgenommen und in kaltem Wasser ausgewaschen, sodann in handbreite Stücke geschnitten und eingesalzen, sowie etwas gepfeffert.

Nun erhitzt man in einer niederen Kasserolle ein Stückchen Butter mit 1 Löffel voll feingehackter Zwiebeln und dito frischer Petersilie und brät darin die Fischstücke auf beiden Seiten an. Hernach stäubt man etwas Mehl darüber, läßt dies etwas anrösten, löschet es dann mit einem Glase Weißwein und einem Gläschen Wasser ab, giebt ein halbes Lorbeerblatt, einige Pfefferkörner und etwas Zitronensaft dazu und läßt die Schleien darin 10 Minuten dünsten.

Beim Anrichten wird der Fisch auf erwärmte Matte gelegt, die Sauce durchgeseiht, mit einem Theelöffel Maggiwürze angenehm gewürzt und über den Fisch gegossen. Th. S.

Die **neue Einbanddecke** für den letzten Jahrgang (1900/1901) der Monatschrift „**Die Frau**“ ist jetzt fertiggestellt und zum Preise von 1,20 Mk. (inkl. Porto 1,50 Mk.) von uns zu beziehen.

Die Ausführung ist dieselbe wie in den früheren Jahren.

Berlin S. 14.

W. Moeser Buchhandlung.

Stallschreiber-Strasse 34. 35.

Expedition der „Frau“.

## Gesangschule: Emily Hamann-Martinsen

Oratorien- und Liedersängerin.

Schülerin

der Frau Prof. Marchesi, Paris.

**BERLIN W., Bülowstr. 88.**

## Damen-Pensionat Frau Dr. G. Berthold

Berlin W.,

Bülow-Strasse 22

nahe der Potsdamer-Strasse.

Haltestelle der Strassenbahnen und der Hochbahn.

Beste Referenzen.

Wiederholten Anregungen aus unserem Leserkreise folgend, haben wir eine Anzahl Exemplare der früheren Jahrgänge

„**Die Frau**“

in Originaldecke einbinden lassen und empfehlen dieselben zum Preise von je 10 Mark franko

als passendstes Gelegenheitsgeschenk.

Berlin S. 14,

W. Moeser Buchhandlung.

Stallschreiber-Strasse 34. 35.

Expedition der „Frau“.









Geschöpfe durchgefochten werden, ehe sie so „gesunken“ sind, daß andere ein Recht zu haben glauben, heuchlerisch über sie zu schweigen.

Was zu denken uns peinlich, was vorzustellen uns schaurig ist, das wollen wir andere erleben lassen, gleichmütig, ruhig?

Ich glaube, wenn die Sittlichkeitsfrage nichts anderes bedeuten würde, als jenen moralischen Kampf des einzelnen, dessen eventuelles Unterliegen weiter keine Bedeutung für die Gesamtheit hätte, — auch dann wäre es grausam, dem Ringen und langsamen Sinken von Menschen mit Achselzucken zuzusehen.

Aber die Prostitution als moralisches Siechtum oder Tod des einzelnen Individuums ist nicht die Sittlichkeitsfrage. Sie ist nur ein furchtbares Symptom dafür, daß es soziale Verhältnisse giebt, die solche antisoziale Folgeerscheinungen hervorbringen und fördern.

Einblick in diese antisozialen Folgeerscheinungen können wir bei verschiedenen Gelegenheiten erwerben. In krasser Deutlichkeit z. B. können wir sie erkennen, wenn wir Zahlen lesen, wie sie die Statistik aus Polizeilisten und Krankenkassen veröffentlicht. Wir erschrecken, wir denken, der Druckfehlerteufel habe mit den Nullen gespielt und einige zu viel hingestreut. Aber nein, die Zahlen sind richtig; die Zahlen verfolgen uns. Nach und nach gewinnen sie an Bedeutung, sie illustrieren sich gleichsam mit Bildern des Jammers und des Elends, körperlichen und geistigen Verfalls, und gerade auf dem Boden der Scheu vor jener vielgestaltigen Verkommenheit wächst unaufhaltsam, übermächtig das Mitleid empor.

Rein schwächliches Mitleid, das seufzt und sich abwendet, sondern ein Mitleid, das hört und sieht mit Herz und Verstand, und das die Scheu überwindet, wo es nötig ist und zu tapferer Arbeits- und Hilfsbereitschaft wird. Derartige Vorgänge erleben viele in sich selbst. Sie können sich ohne alle Sentimentalität heftig oder weniger heftig bemerkbar machen. Je nach der Individualität zeigen sie sich mehr nach der Gefühls- oder nach der Verstandesseite betont. Man kann diese Vorgänge als das Erwachen des sozialen Gewissens bezeichnen.

Eigentümlich ist, daß die Frage, die das erwachte soziale Gewissen eindringlich und unabweislich stellt, die soziale Frage, nicht durchgängig als wichtigste Gesamt-Interessenfrage, als Menschheitsfrage, aufgefaßt wird, sondern daß sie, in Teilfragen aufgelöst, häufig zu einem Kampf zwischen Mann und Frau verflacht. Durch Streitigkeiten und kleinliches Geplänkel auf dem Wege wird das Ziel, die Förderung der Gesamtheit, oft ganz vergessen. Diese Hemmungen kann man besonders deutlich auf der ganzen Linie der Frauenfrage beobachten, in der männlichen Opposition gegen Frauenerwerb, Frauenstudium, politische und kommunale Rechte der Frau.

Nun bestehen ja, soweit sich die Opposition auf dem Boden der Konkurrenz und des Proterverbis bewegt, Scheingründe, die den männlichen Interessenten und den Kurzsichtigen unter den Unbeteiligten noch lange als stichhaltig gelten werden. Und wenn z. B. ein Arzt die Ärztin als Konkurrentin fürchtet, so kann ich mir Verhältnisse für den einzelnen im Existenzkampf denken, die dem Manne das Frauenstudium als gefährlich oder gar verderblich erscheinen lassen. Es gehört eben schon eine gewisse Abstraktionsfähigkeit, unterstützt von äußerer Unabhängigkeit, dazu, um den Wettbewerb der Geschlechter vom Standpunkte der Fortentwicklung des Geschlechtes als einen Vorteil anzuerkennen.

Anders verhält es sich auf dem Gebiete der Sittlichkeitsfrage als ethisches Moment. So wie es nur eine Wahrheit giebt, so giebt es nur eine Sittlichkeit. Wir nennen im Sinne der hier zu erörternden Frage „sittlich“ jenes Thun oder Lassen, vielleicht den einzelnen eine Überwindung oder ein Opfer kostet, aber der Allgemeinheit nützt. Wir nennen unsittlich, was vielleicht einzelnen ein Genuß oder eine Freude ist, aber der Allgemeinheit schadet. Da die Allgemeinheit eine untrennbare und unlösliche Interessengemeinschaft beider Geschlechter darstellt, so kann eine einseitig geschlechtliche Auffassung der Sittlichkeitsfrage niemals logisch oder gerecht sein.

Und so ist denn thatsächlich die zwiefältige Auffassung der Sittlichkeitsfrage, die unter dem Kennworte der doppelten Moral landläufig geworden ist, eine der größten Ungerechtigkeiten, deren sich die Civilisation zu schämen hat.

Die Zunahme der „schlechten Krankheit“, wie in Rußland die verheerenden Folgeübel der Prostitution mit einem diskreten Sammelnamen bezeichnet werden sollen, ist die nächste Ursache für die Aufmerksamkeit, die man in Männerkreisen der Sittlichkeit der Frauen und Mädchen zuwendet. — Zum Schutze der Männer! Man kann es leicht von frivolen Männern hören, daß es „um die Frauenzimmerchen nicht schade“ sei, „die wollen es nicht besser“. Aber die Männer!

Bleibt zu beweisen, ob es alle nicht besser wollen oder ob nicht Tausende es teils nicht besser wissen, teils nicht besser können. Anschließend an diesen Gedankengang sehen wir nun in vielen Vereinen, Vorlesungen, ja sogar in Parlamenten Männer über die zunehmende Immoralität der Frauen und Mädchen sprechen und beraten. Ich glaube, daß die Zahl der gerechten und einsichtigen Männer, auch solcher, die mit ihrer Meinung an die Öffentlichkeit treten, im Wachsen begriffen ist. Aber es ist doch die Überzahl derer, die stolz darauf sind, „die Weiber“ zu kennen, und die vielleicht nie einen Blick in das Geistes- und Gemütsleben eines normalen, ehrlichen Frauendaseins gethan haben, die das Urteil der denkfaulen Menge dirigieren. Und was sagen sie? Voll Indolenz, wie etwas Selbstverständliches, mit Mitleid oder Hohn, mit überlegenem Augenzwinkern, oder sattem Ekel wiederholen die Meister der Logik: die Mädchen sind schlecht, weil sie schlecht sind. Nun, das ist einfach nicht wahr. Daß es viele zügellose, schlechte Elemente in der Gesellschaft giebt, und wenn nicht energisch dagegen gearbeitet wird, späterhin noch viel mehr geben wird, ist wahr. Aber viele viele der Mädchen, die heute schlecht sind, sind schlecht, weil die Gesellschaft sie schlecht werden ließ und ihnen, so lange sie schwankten, so lange sie auf dem Scheidewege zwischen gut und schlecht standen, nicht half gut zu werden.

Unter Hilfe verstehe ich natürlich keine Hilfe im Sinne von Wohlthätigkeit, sondern ich verstehe darunter: Rat, Schutz und Förderung und das Zugeständnis aller rechtlichen und politischen Mittel, deren jeder Mensch, Mann und Frau, zur Aufrechterhaltung seiner physischen und sittlichen Existenz bedarf. Verfolge man doch einmal den Lebenslauf eines solchen Geschöpfes, über das die satte, ungeprüfte Wohlstandigkeit den Stab bricht. Ein Mädchen, gleichviel, wo es auf die Welt kommt, ob in einem Hinterhause in Berlin, oder in einem Fabrikviertel in London, oder in einem Ghetto in Galizien — das Charakteristische des Milieus ist überall dasselbe. Körperlich ungepflegt, nimmt das Kind nur Wahrnehmungen auf, die seiner gesunden Entwicklung nach jeder Richtung hinderlich sind. Die Schlafräume sind überfüllt, und das Ringen zur Existenz und um die Existenz spielt sich als einziger Lebensinhalt vor dem Kinde

ab. Auch wie es um Unterricht und Ausbildung, um Erziehung und Beaufsichtigung bestellt ist, wissen wir. Alles ungenügend im Verhältnis zu den Anforderungen, die das Leben später unweigerlich stellt. Was der Staat in Deutschland bietet, ist der Schulzwang bis zum 14. Jahre. Daß in diesem Alter ein Mädchen geistig reif zur Selbstbestimmung und erwerbsfähig sein kann, wird niemand ernstlich behaupten, und doch tritt in vielen tausend Fällen in diesem Augenblick die Notwendigkeit des Brot-erwerbes an das Mädchen heran. Aber man nehme auch die günstigeren Fälle, in denen den Mädchen eine Lehrzeit zugestanden wird, als Näherin, Schneiderin, Modistin, Ladnerin u. u. Auf allen Erwerbsgebieten von der Fabrikarbeiterin bis zur Lehrerin und Beamtin ist die Arbeit der Frau bei gleicher Leistung noch schlechter bezahlt als die des Mannes. Es giebt Lohnsätze und Gehälter, die geradezu empörend sind. Wenn nun so ein nach jeder Richtung schwaches, mangelhaft erzogenes, ungenügend vorgebildetes Mädchen bemerkt und erfährt, daß es einen Erwerb giebt, der ihr mühelos ein sorgloses, bequemes Dasein unter verlockenden äußerlichkeiten bietet, da ist es nur zu begreiflich, ja entschuldbar, wenn sie das Martyrium der Anständigkeit nicht länger auf sich läßt. Und so sehen wir denn die Kellnerinnen, die Ladnerinnen, die Modistinnen, die Probierramsellen, Vasetteusen und Choristinnen, wie sie sich verkaufen, leichteren oder schwereren Herzens verkaufen sie sich. „Man“ ist sichtlich entrüstet darüber — aber könnten sie sich denn verkaufen, wenn keine Käufer da wären?

Das ist eben die furchtbare Ungerechtigkeit, daß, wenn zwei Menschen gemeinsam ein Verbrechen begehen, dem einen von ihnen alle Schuld beigemessen wird, während der andre in den Augen der Welt als makellos gilt. Ich sage absichtlich: in den Augen der Welt makellos, denn strafflos nach den unwandelbaren Naturgesetzen geschieht es ja nicht. Es ist unmöglich, hier eingehend über eine Frage zu sprechen, die alle Tiefen und Höhen menschlichen Seins berührt, die erschöpfend zu studieren ein Menschenleben ausfüllen kann und deren glückliche Lösung die Arbeit und das Streben von Jahrhunderten erfordern wird. Dennoch würde ich glauben, meine Aufgabe nur sehr ungenügend gelöst zu haben, wenn ich theoretisierend nicht auch einen Hinweis darauf bringen wollte, wo uns das erwachte soziale Gewissen ganz konkrete Arbeitsgebiete und Interessenskreise eröffnet und anweist, die scheinbar für sich bestehen, die aber, sowie man weiter in sie eindringt, ergeben, daß sie unlöslich untereinander verbunden und verschlungen sind.

\*                      \*

Zwischen der Menge der Erscheinungen, die sich vielleicht erst bei genauerem Zusehen als schädlich erkennen lassen, liegt in die Augen springend die Wohnungsfrage.

Wer sich auch nur ganz oberflächlich mit Armenpflege beschäftigt hat und dadurch Gelegenheit fand, in die Wohnungen gänzlich Unbemittelter Einblick zu nehmen, wird bald zu der Überzeugung gelangen, daß alle theoretischen Erörterungen den bestehenden Mißständen gegenüber wertlos sind. Ob die schwindende Religiosität gekräftigt werden soll, ob Moralunterricht dafür eingesetzt wird — ob Predigt oder Bildung — so lange die Menschen durch ihre Wohnverhältnisse gezwungen sind, in Bezug auf Anstand und Feinfühligkeit hartischlägig zu werden, so lange trifft der Vorwurf der Verrohung nicht jene Klassen, die verrohen, sondern diejenigen Körperschaften, die nicht alles anbieten,



dieser Verrohung wirkungsvoll entgegenzutreten. Es giebt Wohnräume, um deren Tisch, wenn einer da wäre, sich nicht die Zahl ihrer Bewohner versammeln könnte, die sich nachts horizontal in die unmöglichsten Lagerstätten einsperchen müssen.

Vom subjektiven Standpunkte der Mieter, Astermieter und Schläfer ist ihre heute vielleicht in vielen Fällen schon angeborene, der Mehrzahl nach durch Anpassung in das Unvermeidliche erworbene Hartschlägigkeit in Sachen des Anstandes ein Glück für sie zu nennen. Denn da eine Reihe von tierisch menschlichen Trieben und Äußerungen einfach nicht unterdrückt oder verleugnet werden können, so würde größere Feinfühligkeit in der Masse nur ein vermehrtes und vertieftes Unglücklichsein hervorrufen.

Objektiv ist das zur Indolenz oder Rohheit führende Abgestumpftsein in Dingen, die eine Stufenleiter bilden von Nichtachtung des Anstandsgefühls bis zur Verletzung der Sittlichkeit, aufs tiefste zu bedauern.

Denn die Gewohnheit hindert die Menschen, täglich und stündlich die obwaltenden Verhältnisse als unerträglich und unwürdig zu erkennen, und es schwindet ihnen damit der Anstoß und der Aufschwung, sie auf die eine oder andre Art verbessern zu wollen.

Diese engen, nach jeder Richtung ungenügenden Menschenwohnungen sind aber nicht nur im allgemeinsten Sinne gefährlich und ungesund, weil sie einem in der Selbstzucht sehr ungeübten Teile des Volkes in aufdringlichster Art die Gelegenheit geben, den Verkehr der Geschlechter verderblich zu gestalten. Sie sind auch deshalb ein Schaden für das Volk, weil sie den Begriff des Heims, des erstrebenswerten Aufenthaltes für die Familie, vernichten. Kein Raum, keine Luft, kein Licht, nach Feierabend kein Fürsichselbstbleiben der zusammengehörigen Familienglieder, geschweige denn Schmutz und Behagen im Wohnraum — woher soll da die Freude am Heim kommen? Was man nicht liebt, das pflegt man nicht, und was nicht gepflegt wird, geht zu Grunde — in diesem Falle Häuslichkeit und Familie.

Neben der Wohnungsfrage und sie an Wichtigkeit noch weit überragend steht die Lohnfrage. Da sie zu den heute meist besprochenen Angelegenheiten gehört und sie in ihrer ganzen Ausdehnung und Bedeutung hier doch nicht herangezogen werden kann, so sei mir gestattet, im Zusammenhange mit meinem Thema nur auf die ebenso bewunderns- wie beklagenswerten Lebenskünstler hinzuweisen, die mit den üblichen Löhnen auszukommen verstehen. Alleinstehende Mädchen und Burschen, die per Tag 1—1,20 Mark, Familienväter, die 3 Mark verdienen, gehören, soferne der Verdienst nur regelmäßig ist, schon zu den Gutsituierten. Und nun rechne man! Wöchentlich 18 Mark für den Lebensunterhalt einer Familie von durchschnittlich 6—8 Köpfen. Ich habe die Rechnung oft versucht, und das Resultat war auf dem Papier schon ein sehr beklemmendes. Nun bedenke man aber, wenn man die einzelnen Posten der Rechnung durchleben, oder richtiger gesagt, durchdarben muß am eigenen Leibe und am Leibe derer, die man liebt. Man sage nicht, daß die Gewohnheit des Entbehrens die Entbehrung leicht macht. Es giebt Dinge, die leicht zu entbehren man nicht gewöhnt sein darf, weil ihnen entsagen eine Herabsetzung und Herabwürdigung des Menschen bedeutet. Dazu kommt, daß Askese von der Natur nicht gewollt ist. Ein Aufgeben aller Genüsse, aller großen und kleinen, weisen und unweisen Freuden des Lebens im Verufe als Last- und Haustier wird nur von den wenigsten mit Bereitschaft geübt, und das furchtbare Wort von der „Prostitution als Aufbesserung des Lohnes“

wird erklärlich. Das ganze Elend des Kellnerinnenberufes z. B., das moralische und physische Zugrundegehen von Hunderten von Mädchen, ist in Arbeitsbedingungen begründet, die ein Auskommen ohne sogenannten „unanständigen Nebenverdienst“ so gut wie unmöglich machen.

Die schlechten Lohnverhältnisse sind aber nicht nur Grund dafür, daß die Mädchen sich selbst zur käuflichen Ware erniedrigen müssen, sie machen es auch den Männern vielfach unmöglich, eine legitime Eheschließung mit ihrer ganzen Gefolgschaft von Kosten und Verantwortung auf sich zu laden. Die Folge davon sind wilde Ehen, die Frauen und Kinder ganz der Willkür, dem Wohl- oder Übelwillen der Männer anheimstellen, und die, im Zusammenhang mit dem Sinken des sittlichen Gefühls von Mann und Frau, den Ausgangspunkt zu unsäglichem Jammer, Not und Herzeleid bilden.

Radikale Abwehr und Hilfe gegen Mißbräuche aller Art, wie sie die bestehenden Lohnverhältnisse mit sich bringen, kann nur die Organisation der Arbeit, das Zusammen- treten der Arbeiter zur Gewerkschaft bieten.

Jedoch ist schon oft darauf hingewiesen worden, wie sehr in der Angelegenheit der Hungerlöhne die Frauen sowohl als Konsumenten wie als Arbeitgeber einen nachdrücklichen Einfluß zum Guten und Gerechten ausüben können. Freilich müssen sie, um diesen Einfluß tatsächlich auszuüben, beobachten, denken und urteilen lernen und den Blick weiten über die oft eng gesteckten Grenzpfähle der Häuslichkeit. Unbeschadet dieser Häuslichkeit würden viele Frauen dann zu der Einsicht kommen, daß es im Wettbewerb bei den Kaffeekränzchen ein höheres Interesse und einen höheren Ehrgeiz geben kann als den, der Putzfrau oder der Schneiderin 20 Pfennig Tagelohn weniger zu geben als die „unökonomische“ Freundin oder Nachbarin.

\* \* \*

Während die Behandlung der Lohnfrage und der Wohnungsfrage als Gegenstand der Betätigung des einzelnen schon gewisse theoretische Voraussetzungen erfordert und Ergebnisse auf diesen Gebieten von Verhältnissen abhängen, die häufig von dem Willen des einzelnen nicht direkt beeinflusst werden können, so finden wir dagegen in der Dienstbotenfrage einen großen Ausschnitt der Sittlichkeitsfrage, in der sehr oft die einzelnen Fälle von der Einsicht, dem Wohlwollen und dem Gerechtigkeitsfinne einzelner Personen oder Familien abhängig sind.

Ich will in dem Augenblick von den Verbrechen der männlichen Familienglieder, die die Unerfahrenheit, Dummheit oder den Leichtsinn von Dienstmädchen nach ihrem Gefallen ausnützen, nicht sprechen, sondern nur von dem, was die Damen in liebelosem Aburteilen verpönen, von den „unsittlichen Verhältnissen“ der Mädchen. In sehr vielen Fällen werden diese Verhältnisse nur dadurch zu unsittlichen, weil die Hausfrauen und Familienvorstände es nicht verstehen und es nicht der Mühe wert finden, sie durch Rat und That zu ganz sittlichen zu gestalten.

Und so frage ich denn, ist der Trieb, den die Natur zum Zwecke der Erhaltung der Art in alle Geschöpfe gepflanzt hat, in einem Mädchen zu verurteilen, weil es ein Dienstmädchen ist?

Wenn ein Dienstmädchen nach dem Terminus technicus der Frauen mit einem Gärtner, Diener oder Metzger „anbändelt“, weil sie im Innern vielleicht hofft, auf

diesem Wege zu einer Verheiratung und Versorgung zu kommen, so thut sie genau dasselbe wie die Haustochter, die mit ihren Tennispartnern und Ballherren kokettiert. Nur mit dem Unterschied, daß dieselbe Frau auf die „Erfolge“ der Tochter stolz ist, während sie die Erfolge des Dienstmädchens mit ganz anderm Maße mißt.

Und während in den Toasten bei Verlobungs- und Hochzeitsfesten das Romantische Sich-kennen-und-lieben-lernen des jungen Paares gerne betont wird, kann dasselbe Kennen-und-lieben-lernen des Dienstmädchens zu seiner Entlassung und damit zu vollständigem Verderben führen.

So wie es in Dingen der Moral kein bevorzugtes Geschlecht geben darf, so soll es auch keinen bevorzugten Stand geben, und deshalb ist das „Anbändeln“ der Dienstmädchen und das Kokettieren der Haustöchter aus dem gleichen Grunde zu erklären, aus dem gleichen zu beurteilen und aus dem gleichen erziehlischen zu bekämpfen.

Die Dienstbotenfrage ist vielleicht derjenige Teil der sozialen Frage, der dem erwachten sozialen Gewissen am leichtesten Gelegenheit giebt, sich zu betätigen und Gerechtigkeit walten zu lassen.

Das Wollen kann mit dem Können in vielen Fällen gleichen Schritt halten, da es ja, wie schon erwähnt, dazu keiner Studien, keiner Vorbereitungen, keiner Reorganisation öffentlicher Einrichtungen bedarf, um einem Menschenkinde, das unter einem Dache mit uns wohnt, durch Güte, Geduld, Aufmerksamkeit und liebevolles Eingehen auf seine persönlichen Interessen den Weg zu rechtlicher, gesunder Lebensführung zu zeigen.

Die Dienstgeber müssen sich bemühen, das Vertrauen ihrer in gewissem Sinne Pflegebefohlenen zu erwerben. Vertrauen ohne verkehrte, schlechtangebrachte Vertraulichkeit kann der Autorität der Dienstgeber nur nützen.

\* \* \*

Aus den bisherigen Ausführungen geht hervor, daß für diejenigen Klassen der Bevölkerung, die infolge kärglichster Lebensbedingungen auch moralisch von geschwächter Widerstandskraft sind, die Lohn- und Wohnverhältnisse den Boden bereiten, auf dem die Unsittlichkeit oft gegen das Besserwollen der Betroffenen wuchert.

Dieser aus Not käuflich gewordenen Ware steht ein Heer von Käufern gegenüber, für die alle jene Argumente, die für die Besitzlosen, in ihren Menschenrechten Geschmälernten zur Entschuldigung dienen, keine Gültigkeit haben.

Ich habe die Bemerkung gemacht, daß, wenn in ernsthafter Diskussion das Thema der Sittlichkeitsfrage zur Sprache kommt, oder wenn es in einschlägigen Schriften behandelt wird, von männlicher Seite immer die „geschichtliche Tatsache“ ins Treffen geführt wird, daß, soweit wir menschliche Civilisation finden, auch die Erscheinung der Prostitution nebenher läuft. Aus dem, was war und ist, wird das, was immer sein wird, gefolgert, und man gelangt dann zu dem bequemen Schluß, die Gesellschaft habe sich unthätig, philosophisch ins Unvermeidliche zu fügen.

Nun wird es wohl zutreffen, daß es von jeher unter Männern und Frauen einen gewissen Prozentsatz gegeben hat und immer geben wird, die durch eine spezielle Veranlagung fast unüberwindlich gezwungen sind, sich fessellos ihren Leidenschaften und Begierden hinzugeben. Die Schwachen unter diesen gehen infolge ihrer Zügellosigkeit zu Grunde; Krafnaturen können den Zumutungen, die sie sich selbst stellen,

unter Umständen trogen. Eine relative Minderzahl solcher Erscheinungen hat auch nie zu den sozialen Bedenken Veranlassung gegeben, wie das Überhandnehmen von Erscheinungen, wie sie z. B. in einem allbekannt gewordenen Strafprozeß symptomatisch geworden sind. — Vereinzelte Pest- oder Typhusfälle sind als solche auch nur vom Standpunkte des betroffenen Individuums sehr zu bedauern. Was aber in geordneten Staaten beim Vorkommen sporadischer Pest- oder Typhusfälle die Veranlassung zu umfassenden prophylaktischen und Sanierungsmaßnahmen giebt, ist die Gefahr einer weiten und späterhin unaufhaltsamen Verbreitung der Krankheit, die, indem sie Tausende von Einzel-Individuen erfasst und vernichtet, dem Ganzen unermesslichen Schaden zufügt.

Diese selbe Gefahr des unermesslichen Schadens für das Ganze besteht auch auf dem Gebiete der Sittlichkeit, wie sie heute u. a. die Statistik der jugendlichen Verbrecher und andre Korruptionsercheinungen bei Individuen jugendlichen Alters signalisiert.

Nun ist ja natürlich weder anzunehmen noch zu verlangen, daß die leider sehr große Zahl derer, die infolge mangelnder Selbstzucht, Gelegenheit, Verführung oder anderer Antriebe dazu gelangen, gegen die Gebote der Sittlichkeit zu verstoßen, auf theoretischem Wege zu einer altruistischen Lebensauffassung gebracht werden.

Ich glaube, daß man volkserzieherisch ein andres Mittel ergreifen muß. Bei den meisten Menschen sind Argumente, die geltend machen, was andern schadet, wenig wirksam. Wirksamer sind die Argumente, die zeigen, was uns selbst schadet, dem eigenen Ich, am eigenen Körper und in der nächsten Umgebung, der Familie.

Darum ist es vor allen Dingen die hygienische Seite der Sittlichkeitsfrage, auf die nicht dringend genug hingewiesen werden kann und über deren Tragweite jedem Menschen, Mann und Frau, Klarheit verschafft werden sollte. — Die jungen Leute dürfen nicht im Unklaren darüber bleiben, daß, wenn sie sich gewisse Ausschreitungen zu schulden kommen lassen, sie tatsächlich krank werden, daß solche Krankheiten ansteckend und vererblich sind und für Generationen hinaus Gesundheit, Glück und Wohlstand vernichten können.

Damit will ich aber gar nicht sagen, daß Detailkenntnisse in dieser Beziehung für jeden nötig oder auch nur zuträglich wären. Diese mag man getrost Fachleuten überlassen, und ihre öffentliche Diskussion ist der Sache nur schädlich, weil sie das große Publikum überflüssigerweise absößt, statt es heranzuziehen.

Was an Kenntnissen nach dieser Richtung notwendig in Laienkreisen verbreitet werden sollte, übersteigt meiner Ansicht nach nicht das, was auch sonst an hygienischem Wissen allen Teilen des Volkes zugänglich gemacht werden sollte.

Was weiß z. B. eine Mutter über die Natur des Scharlach als Krankheit mehr, als daß es eine ansteckende Krankheit ist, deren Verlauf ein böartiger werden kann und in deren Folge oft recht unangenehme Nachkrankheiten auftreten können.

Jede Mutter würde berechtigterweise Zeter schreien, wenn in einem Ballsaal ein nach Scharlach nicht fertig „gehäuteter“ und nicht gebadeter junger Mann erschiene, um mit der Tochter einen Walzer zu tanzen. Und auch das Mädchen wüßte, warum man sich vor der Verührung dieses Mannes zu hüten habe. Wenn aber ein junger Mann nach einiger Zeit, vielleicht mit einer nicht minder schlimmen Krankheit behaftet, um die Hand der Tochter wirbt, dann weiß in vielen Fällen niemand und in ebenso



vielen will niemand wissen, ob nicht der Bund, dem man zujubelt, durch die mangelhafte Sittlichkeit des Mannes Krankheit und Elend zur Folge hat.

Und die Söhne, die auf die Universität und zum Militärdienst gehen, sollen die nicht wissen, wohin das Übermaß unverstandener Freiheit sie führen kann?

Den Zusammenhang von Sittlichkeit und Gesundheit der breiten Menge des Volkes klar zu machen, ist eine der wichtigsten Aufgaben innerhalb der sozialen Praxis, und es ist sehr erfreulich, daß es schon eine ganze Reihe von aufklärenden Schriften giebt, die in Ton und Inhalt den einschlägigen Ansprüchen entgegenkommen. Der Verein „Jugendschutz“ in Berlin hat sich die Verbreitung solcher Schriften mit zu seinen dankenswertesten Aufgaben gemacht. Wenn es auch einerseits erwiesen ist, daß Not und Mangel in unzähligen Fällen den Grund für das Sinken des Sittlichkeitsniveaus von Menschen ist, deren ganze Existenz auf die schwankende Basis lüchlig bezahlter Lohnarbeit aufgebaut ist, so muß andererseits auch sehr lebhaft betont werden, daß Reichtum und Appigkeit an dem anderen Gesellschaftspole zu denselben Ausschreitungen und Übertretungen führen, wie Mangel und Armut. Dank der unverrückbaren und unabänderlichen Gerechtigkeit und Gesetzmäßigkeit in den Zusammenhängen der Natur sehen wir, daß Besitz und Vermögen nie und nimmer imstande sind, die Folgenhebel der verletzten Sittlichkeit zurückzuhalten. Verhüllt, verhohlen, verleugnet mögen sie werden, aber sie werden sich doch unfehlbar einstellen in den verschiedensten Formen von Krankheit, Degeneration und Verfall der Familien und Geschlechter.

\* \* \*

Wenn sich so beobachten läßt, daß die Forderungen der Sittlichkeit, die sich ja nicht nur auf das Geschlechtsleben der Menschen beziehen (wenn diese auch in der sogen. Sittlichkeitsfrage in den Vordergrund treten), daß diese Forderungen der Sittlichkeit in Normen bestehen, die sich zum Zwecke der aufsteigenden Fortentwicklung der Menschheit nicht umgehen lassen, dann wird man zu der Frage gedrängt: giebt es einen Faktor, der unter allen sozialen Verhältnissen wirkungsvoll herangezogen und angewendet werden kann, um der Sittlichkeit zu dienen und sie zum Gemeingut zu machen? Die Antwort kann lauten: ja, es giebt einen solchen Faktor, es ist die Erziehung.

Nun ist thatsächlich das Thema der Erziehung innerhalb der Sittlichkeitsfrage ein solches, das für sich allein Ausgang und Inhalt mannigfacher Studien und Erörterungen bilden kann.

Abgesonderte Gebiete innerhalb derselben bilden die Coeducation, — die gemeinsame Erziehung der Geschlechter — die Moralerziehung, die Volkserziehung durch öffentliche Einrichtungen wie Lesehallen etc.

Ich kann mich jedoch nur knapp an das halten, was ich, als im engsten Zusammenhang mit meinem Thema stehend, nicht unerwähnt lassen will.

Die große Menge des Volkes, die infolge der eingangs geschilderten sozialen Mißstände den Angriffen auf Moral und Sittlichkeit am exponiertesten gegenübersteht, genießt durchschnittlich die allergeringste Erziehung. Auch ist das, was man im allgemeinen unter Erziehung versteht, meist nur die Ausrüstung des einzelnen zum Kampfe gegen alle andren. Da aber die Gebote der Sittlichkeit sehr oft statt Selbstbehauptung Selbstverleugnung fordern, so bringt eine Erziehung, die nur den



Zweck des Durchsehung des eignen Ichs hat, im sittlichen Leben Konflikte hervor, denen das einseitig erzogene Individuum nicht gewachsen ist und in denen es unterliegen muß.

Das Ziel einer planmäßigen sittlichen Erziehung geht weit über die berufliche, bürgerliche Kampfausrüstung hinaus. Sie besteht darin, dem heranwachsenden Geschlechte den Weg zu zeigen zwischen Begehren, Gewähren und Verzichten. Eine solche Erziehung, die sich mit den zartesten sowie mit den heftigsten Regungen und Empfindungen des einzelnen Individuums zu befassen hat, kann, trotzdem sie als Ideal für alle das höchste Interesse des Staates bildet, nicht wie die Berufsbildungsanstalten direkt vom Staate veranlaßt werden. Eine solche Erziehung kann sich nur auf dem Boden der Familie entwickeln. Sache des Staates ist es aber, der Familie in ihren Vorständen und Mitgliedern als erste Bedingung die Zeit und damit die geistige und körperliche Frische und Energie zu geben, sich gegenseitig zu erziehen. Denn wenn heute durch die ganze Welt die Klage über sinkende Moral- und Sittlichkeitsbegriffe geht, so ist der wichtigste, innere, für alle Schichten der Gesellschaft gleichgeltende Grund darin zu suchen, daß die Eltern zu wenig Zeit und darum zu wenig Verständnis und Energie für die Erziehung ihrer Kinder haben.

So wie das alttestamentarische Gesetz der Sabbath-, in seiner modernen Form der Sonntagsruhe eine Vorschrift von der höchsten sittlichen Tragweite bis auf unsere Tage bildet, so ist die Forderung einer durchgängs für alle Arbeiter in allen Berufen herabgeminderten Arbeitszeit nur die Fortsetzung desselben Gedankens in Anwendung auf unsere raschlebige und intensiv arbeitende Generation: Ruhe und Muße zur Ausbildung und Förderung des Menschengeschlechtes!

Das für den einzelnen wie für die Gesamtheit so hochwichtige Geschäft der Jugenderziehung soll nicht als eine Nebenbeschäftigung betrieben werden müssen, deren Erfolg oder Mißerfolg einem Zusammenwirken von Zufälligkeiten überlassen bleibt. Denn die Erziehung ist es, die der Jugend den Wertmesser mit ins Leben geben soll für das, was erstrebenswert oder verwerflich ist; sie muß den Grund legen zur Selbstzucht und Selbsterziehung, aus der allein dem Menschen die Kraft erwächst, jeweils die Sittlichkeitsfrage für sich selbst zu lösen.

Und so habe ich denn versucht, in allerdings nur sehr flüchtigen und sprunghaften Zügen, das mächtige Arbeitsfeld zu zeigen, das sich dem erwachten sozialen Gewissen darbietet. Es ist unermesslich, denn es umfaßt das Leben; aber jeder Arbeitswillige kann einen Angriffspunkt finden, an dem er beginnen kann, es zu bestellen.

Und dieser sozialen Arbeit, es haftet ihr ein eigentümlicher, treibender und beglückender Zauber inne. Wie im Märchen verwandelt sie, was schmutzig und ekelerregend ist, in lauterer Gold.



## Zum Duellmord von Insterburg.

Von

Helene Lange.

Nachdruck verboten.

**A**ls halbes Kind habe ich einmal in Süddeutschland einen Mörder vom Thatort abführen sehen — dem Zuchthaus entgegen, aus dem er nach Jahren, ein Gebrochener und Geächteter, zurückgelehrt ist. Es war ein heißblütiger junger Bursch, der im dreifachen Rausch von Trunk, Tanz und Eifersucht einen gehässigen Nebenbuhler um die Gunst seines Mädchens niederstach.

An diese Scene habe ich oft denken müssen, wenn unter den oberen Zehntausend eine „Duellaffaire mit tödlichem Ausgang“ Tagesgespräch wurde. Den Helden derselben traf zwar eine — meistens bald gemilderte und gekürzte — hochanständige Festungshaft, aber zugleich umgab ihn ein Nimbus des Heroenhaften oder, moderner ausgedrückt, der Schneidigkeit, zugleich diskutirte man seine That als die Verpflichtung und die Kennzeichnung einer privilegierten Klasse, einer Klasse nämlich, die in einem christlichen Lande, in dem man gerade heutzutage wieder mehr Kirchen errichtet als je, ungeschert das fünfte Gebot verlegen darf, noch dazu unter der Billigung und Zustimmung, ja unter dem Zwang der Vorgesetzten. Also auch hier, wie in so vielen andern Fällen bei uns, Klassenmoral.

Angeichts einer so furchtbaren Tragödie, wie der Insterburger Duellmord, erscheint mir dringender als je die Diskussion der Frage: Wie lange soll noch bei uns das Beratungszimmer des „Ehrenrats“ ein Exterritorium sein, auf dem man ungestraft den bestehenden Landesgesetzen und allen religiösen und sittlichen Geboten Hohn sprechen und über einen Menschen Körperverletzung und Tod verhängen darf. Kein Gericht der civilisierten Welt verhängt heute noch Körperverletzung, und die Todesstrafe nur über die schwersten Verbrecher nach langer, sorgfältiger Untersuchung und öffentlichem Gerichtsverfahren. Hier aber stellt eine Anzahl von Männern, denen keinerlei dazu qualifizierende Amtstellung gegeben ist, einen Menschen vor die verletzende oder mörderische Waffe eines Gegners, eines „Mannes von Ehre“, der vielleicht gar keine wirkliche Ehre mehr besitzt und skrupellos seine Familie und seine Gläubiger ruiniert, anderer Dinge ganz zu geschweigen.

Wann diese Zustände enden werden, ist leicht genug vorauszusagen: in dem Augenblick, in dem man sich entschließt, mit der Klassenmoral zu brechen und auf den Duellmörder, wie das in England längst geschieht, dieselben Gesetze anzuwenden, wie auf jeden andern Mörder. Die Abschaffung des Duells in der englischen Armee ist auf einen Mann zurückzuführen, dessen „Kompetenz in Ehrensachen“ niemand anzuzweifeln wagen wird, auf den Prinzen Albert. Einem deutschen Fürsten verdankt es England in erster Linie, daß das Duell dort als die Don Quixoterie gilt, die es thatsächlich ist.

Es ist mir immer schwer geworden, mir die Stimmung eines Ehrenrats vorzustellen, der vielleicht auf die That eines sinnlos Betrunknen hin feierlich

Verstümmelung oder Tod verhängt. Wenn seinen Mitgliedern auch das Unmoralische ihrer Handlungsweise nicht zum Bewußtsein kommt, — dazu sind sie zu fest mit ihren falschen Ehrbegriffen verwachsen — auch das Unchristliche nicht, — dazu ist der offizielle „Kirchgang“ wohl wenig geeignet — so müßte sich ihnen doch wenigstens, besonders wenn das Leben sie gereift hat, das Geschraubte, Lächerliche, Primanerhafte des ganzen Verfahrens aufdrängen. Warf ich aber jemals eine Frage nach der Richtung hin auf, so wurde mir mit dem bekannten überlegenen Mundwinkeln mehr oder weniger verblümt geantwortet, daß eine Frau eben von Ehrbegriffen zu wenig Ahnung hätte, als daß ein Offizier ihr die seinigen klar machen könne.

Es ist wahr, eine ehrenhafte Frau, wie auch ein ehrenhafter Mann, ist ganz etwas anders als ein Mann von Ehre; sie bezahlen ihre Schulden, obwohl keine Ehren- d. h. Spielschulden dabei sind, sie schwelgen nicht auf Kosten einer knapp situierten Familie, was den „Mann von Ehre“ in den Augen seiner Kameraden durchaus nicht herabsetzt, sie sind keine Spieler und Trinker, was beides dem Mann von Ehre nur in den nicht ungern getragenen Ruf eines „schneidigen Kerls“ bringt, vorausgesetzt, daß er genug riskiert und genug verträgt.

Und so gebe ich mit meinen in dieser Beziehung unzulänglichen Ehrbegriffen das Wort hier lieber einem Mann, einem Mann freilich, der bei den Herren Leutnants weniger bekannt sein dürfte als Maupassant und Heinz Tivote. Dieser Mann ist aus guter Familie und völlig satisfaktionsfähig, wenn ihm nicht etwa ein Ehrenrat auf Grund der von ihm geäußerten Anschauungen diese Satisfaktionsfähigkeit noch im Grabe entziehen zu müssen glaubt. Es ist kein Geringerer als Arthur Schopenhauer! In seiner Abhandlung „Von dem, was einer vorstellt“ stellt Schopenhauer der bürgerlichen, der Amts- und Berufs-ehre, die ein wesentlicher sittlicher Faktor sind, die sogenannte „ritterliche Ehre“ oder das *point d'honneur* gegenüber. Er kennzeichnet sie in ihrer ganzen Hohlheit und Absurdität scharf und klar und kommt dann im besonderen auf die unsinnigste Konsequenz dieses Ehrenprinzips, das Duell, „jenes Fragment des Faustrechts aus den Zeiten des rohesten Mittelalters“, das sich im 19. Jahrhundert „zum öffentlichen Skandal noch immer herumtreibt“.

„Es ist nachgerade an der Zeit,“ meint er, „daß es mit Schimpf und Schande hinausgeworfen werde. Ist es doch heutzutage nicht einmal erlaubt, Hunde oder Hähne methodisch aufeinander zu hegen (wenigstens werden in England dergleichen Hehen gestraft); aber Menschen werden wider Willen zum tödlichen Kampf aufeinander gehetzt durch den lächerlichen Aberglauben des absurden Prinzips der ritterlichen Ehre und durch dessen bornierte Vertreter und Verwalter, welche ihnen die Verpflichtung auflegen, wegen irgend einer Kumperei wie Gladiatoren miteinander zu kämpfen. Unseren deutschen Juristen schlage ich daher für das Wort Duell, welches wahrscheinlich nicht vom lateinischen *duellum*, sondern vom spanischen *duelo* (Leid, Mlage, Beschwerde) herkommt, — die Benennung Mitterhege vor. Die Pedanterie, mit der die Narrheit getrieben wird, giebt allerdings Stoff zum Lachen. Indessen ist es empörend, daß jenes Prinzip und sein absurder Kodex einen Staat im Staate begründet, welcher, kein andres als das Faustrecht anerkennend, die ihm unterworfenen Stände dadurch tyrannisiert, daß er ein heiliges Behmgericht offen hält, vor welches jeder jeden mittelst sehr leicht herbeizuführender Anlässe als Schergen laden kann, um ein Gericht auf Tod und Leben über ihn und sich ergehen zu lassen. Natürlich wird nun dies der Schlupfwinkel, von welchem aus jeder Verworfenste, wenn er nur jenen Ständen

angehört, den Edelsten und Besten, der ihm als solcher notwendig verhaßt sein muß, bedrohen, ja, aus der Welt schaffen kann. Nachdem heutzutage Justiz und Polizei es so ziemlich dahin gebracht haben, daß nicht mehr auf der Landstraße jeder Schurke uns zurufen kann ‚die Börse oder das Leben‘, sollte endlich auch die gesunde Vernunft es dahin bringen, daß nicht mehr mitten im friedlichen Verkehr jeder Schurke uns zurufen könne ‚die Ehre oder das Leben‘. Und die Beilemmung sollte den höhern Ständen von der Brust genommen werden, welche daraus entsteht, daß jeder jeden Augenblick mit Leib und Leben verantwortlich werden kann für die Noth, Grobheit, Dummheit oder Bosheit irgend eines andern, dem es gefällt, solche gegen ihn auszulassen. Daß, wenn zwei junge, unerfahrene Hitzköpfe mit Worten aneinander geraten, sie dies mit ihrem Blut, ihrer Gesundheit oder ihrem Leben büßen sollen, ist himmelschreiend, ist schändlich. Wie arg die Tyrannei jenes Staates im Staate und wie groß die Macht jenes Aberglaubens sei, läßt sich daran ermessen, daß schon öfter Leute, denen die Wiederherstellung ihrer verwundeten ritterlichen Ehre wegen zu hohen, oder zu niedrigen Standes, oder sonst unangemessener Beschaffenheit des Beleidigers unmöglich war, aus Verzweiflung darüber sich selbst das Leben genommen und so ein tragisches Ende gefunden haben. — Da das Falsche und Absurde sich am Ende meistens dadurch entschleiert, daß es, auf seinem Gipfel, den Widerspruch als seine Blüte hervortreibt; so tritt dieser zuletzt auch hier in Form der schreiendsten Antinomie hervor: nämlich dem Offizier ist das Duell verboten: aber er wird durch Absehung gestraft, wenn er es vorkommenden Falls unterläßt.“

Daß denen, auf die wir die Bezeichnung der Heroen im speziellen, und mit ganz besonderem Recht anwenden, der Begriff der „ritterlichen Ehre“ und das Duell völlig fremd waren, sollte unsern Epigonen eine weitere Quelle des Nachdenkens sein. Mit ein paar kräftigen Worten, die ihnen Schopenhauer darüber zu sagen weiß, sei diese Betrachtung abgeschlossen:

„Als ein teutonischer Häuptling den Marius zum Zweikampf herausgefordert hatte, ließ dieser Held ihm antworten: ‚wenn er seines Lebens überdrüssig wäre, möge er sich aufhängen‘, bot ihm jedoch einen ausgedienten Gladiator an, mit dem er sich herumschlagen könne. Im Plutarch lesen wir, daß der Flottenbefehlshaber Eurybiades, mit dem Themistokles streitend, den Stoch aufgehoben habe, ihn zu schlagen; jedoch nicht, daß dieser darauf den Degen gezogen, vielmehr, daß er gesagt habe: ‚schlage mich, oder höre mich‘. Mit welchem Unwillen muß doch der Leser ‚von Ehre‘ hiebei die Nachricht vermissen, daß das Atheniensische Offiziercorps sofort erklärt habe, unter so einem Themistokles nicht ferner dienen zu wollen! . . . . Sokrates ist, in Folge seiner häufigen Disputationen, oft thätlich mißhandelt worden, welches er gelassen ertrug. Als er einst einen Fußtritt erhielt, nahm er es geduldig hin und sagte dem, der sich hierüber wunderte: ‚würde ich denn, wenn mich ein Esel gestoßen hätte, ihn verklagen?‘ — Als, ein andermal, jemand zu ihm sagte: ‚schimpft und schmäht dich denn jener nicht?‘ war seine Antwort: ‚nein; denn was er sagt, paßt nicht auf mich‘ . . . . Seneca hat, im Buche de constantia sapientis, vom C. 10 an bis zum Ende, die Beleidigung, contumelia, ausführlich in Betracht genommen, um darzulegen, daß der Weise sie nicht beachtet . . . .

‚Ja‘, ruft ihr, ‚das waren Weise‘! — Ihr aber seid Narren? Einverstanden.“ —





# Die Pfadfinderin.

Novelle

von

C. Bukenhardt.

Nachdruck verboten.

(Fortsetzung von Seite 106.)

Ja, arme kleine Eva! Am andern Morgen war sie dann ruhig und versuchte ernst und ehrlich in ihrer Kinderart, ihren altgewohnten Pflichten wieder nachzukommen, so gut es eben gehen wollte. Sie ließ die neue Köchin heraufkommen, welche die Frau von einem der Kollegen Valentins an Stelle von Hanne besorgt hatte, die aber noch weniger gut kochte als Hanne, und suchte, sie so gut es ging anzuleiten. Eva hatte bitterlich geweint, als die alte Dienerin gezogen, mit der neuen hatte sie gar keine Fühlung, sie gewöhnte sich überhaupt schwer an andre Leute, und nun gar jetzt! Es war ihr ja immer noch alles so gleichgiltig! Die Freiheit, ihre Kinder zu sehen, hatte sie sich selbst genommen. Wenn Runi sie gebracht hatte und dann gegangen war, hatte sie aber stets bald nach ihr geklingelt, sie war nach kurzer Zeit nicht mehr imstande gewesen, sie um sich zu haben.

Die Kinder wurden jetzt bei der schönen Jahreszeit viel hinausgeschickt, für sie selbst war es auf dem Balkon zu windig und in dem schattigen Garten zu kühl. Sie hatte sich auch so verwöhnt! So war sie stets aufs Haus angewiesen. Aber was sollte sie immer machen? Es ermüdete sie alles gleich. Lesen? Sie konnte ja oft selbst keinen klaren Gedanken fassen, viel weniger denen eines andern folgen, — so wie sie es vor ihrer Krankheit gethan, ernst und angespannt. Und an Romanen, wie sie sie früher hie und da gelesen, hatte sie jeglichen Geschmack verloren.

So lag sie denn auf der Chaiselongue Tag für Tag, bleich und abgemagert, mit tiefen blauen Ringen unter den Augen, — nur noch ein Schatten ihres einstigen, blühenden Selbst.

„Soll ich, — darf ich wieder herüberkommen?“ hatte Valentin gefragt, als die Pflegerin gegangen. „Es ist so ungemütlich im Fremdenzimmer.“

Und sie hatte traurig den Kopf geschüttelt, während sie ihm leise ihre Hand entzogen hatte, — und er war verstimmt hinausgegangen und im Fremdenzimmer geblieben. Es war ja auch besser so. Wenn sie allein war, konnte sie nachts aufstehen, sobald sie einmal wußte, daß sie doch nicht einschlief, ohne fürchten zu müssen, ihn zu stören. Dann zog sie ihren Schlafrock über, ging leise ins Kinderzimmer hinein und sah die Kinder im Schein des Nachtlämpchens schlafen. So konnte sie lange, lange im Korbstuhl sitzen und weinen.

Dann schlug wohl die Uhr unten ihre zwölf Schläge und spielte ihr kleines Menuett. Das liebe, kleine, altmodische Menuett! Wie war das schön gewesen, früher, — ach, das schien so lange her jetzt! Mittags um zwölf, — wer hatte es da beachtet? Aber nachts! Wenn es so still gewesen, daß man die Turmuhren in der Stadt hören konnte, so still, dann hatten sie miteinander gehorcht und leise geflüstert, als ob sie sie stören könnten, die alte Uhr. Ach Gott, — vorbei, — alle die Liebe und Seligkeit! Manchmal, für Augenblicke, fühlte sie es heiß in sich aufsteigen, — aber nur für Augenblicke! Wie schrecklich war sie, die Kälte bis ans Herz hinan! Es war dasselbe, ja ganz dasselbe. Sie kannte ja so genau das Gefühl, das sie stets überkam, wenn Professor Christen nur nahte, etwas Ähnliches hatte sie auch bei der Berührung von Schwester Adele gefühlt, es war das Gegenteil von dem warmen Liebesgefühl, das Valentins Nähe in ihr vom ersten Augenblick



an geweckt. Von der ersten, allerersten Zeit, da er ihr gesagt, wie sehr er sie liebe, bis, — bis zu jenem Abend, da sie sein Buch gelesen! Alles andre, — auch ihre Krankheit, war nachher nur Nachspiel gewesen. Auch das, was Kuni gesagt, obgleich ihre natürliche Erregung darüber die Gelegenheitsursache gewesen zu dem Ausbruch der Krankheit, die schon lange in ihr geschlummert, denn das hing ja alles fest zusammen.

Es war ja nur natürlich, bei seinen Ansichten, daß er sich damals, und auch jetzt, seine Unterhaltung suchte, — wo anders als bei seiner Frau, die jetzt nicht einmal das hatte, was doch für seine „Normalfrau“ als erstes Erfordernis ihm gegolten: die körperliche Gesundheit. An jenem Abend hatte sie die eisige Kälte in Händen und Füßen zuerst gefühlt, die sie früher nie gekannt. Und sie war geblieben, die Kälte, selbst in der Fieberglut hatte sie sie gefühlt. Und die Herzenskälte war auch geblieben. Trotz aller bitteren Bortwürfe, die sie sich darüber machte, — sie konnte nichts dafür. War es denn möglich, daß sie so schlecht sein konnte? Warum denn? Weil er eine andre liebte? Kuni hatte an jenem Abend nicht gelogen, das wußte sie. Eifersüchtig war sie ja auch kaum. Dazu war ihr jetzt alles viel zu gleichgiltig. Eine kurze, ganz kurze Zeit nach der Geburt des kleinen Puck hatte sie diese müde Gleichgiltigkeit auch gekannt, ein lähmendes Gefühl, das aber damals schnell überwunden worden war von etwas anderm, dessen sie sich auch jetzt noch genau erinnerte. War jenes andre, jene Reaktionskraft, die jetzt diesem krankmachenden Etwas gegenüber völlig versagte, etwas Körperliches oder Geistiges? Oder beides? Sie wußte es nicht. Sie mochte auch nicht darüber nachdenken, — sie mochte, sie konnte überhaupt nicht so viel denken, wie früher, vor ihrer Krankheit, wo sie alles klar im Gedächtnis behalten, was sie in den Abendstunden gelesen, und in der Nacht im Geist geordnet und überdacht hatte. Aber, — das war ja auch nicht nötig, — wenn sie nur hätte fröhlich sein können wie früher!

Nicht einmal über den kleinen Puck, der nun endlich, endlich laufen gelernt hatte und so komisch sich dabei anstellte, konnte sie sich

recht freuen. Welch ein Jubel war das damals mit Frank gewesen! Wie sie am Boden gekniet und die Arme ausgebreitet hatte und der kleine Kerl zwei, drei Schrittschen allein gemacht hatte und dann hineingetaumelt war. Armer kleiner Puck! Er war so viel ungeschickter, aber so viel drolliger als Frank.

Und, — wenn sie nur hätte arbeiten können! Mit der letzten Energie, die ihr noch geblieben, raffte sie sich auf, nach ihrem Hauswesen zu sehen. Das war in betäubender Unordnung. Die neue Köchin hatte in der kurzen Zeit schon so viel verdorben, zerfchlagen und zerbrochen. Eva hatte nie Kleinlichen Ärger gekannt, bei all ihren Haushaltsorgen und Nöten hatte sie sich stets nur gefragt, wo sie selbst etwas versehen habe, — ihre Herzensgüte hatte stets gesiegt, und wenn sie einmal nach ihrer Meinung ungerecht gewesen, hatte sie es in der nächsten Minute schon wieder gut gemacht. Jetzt war alles anders. Matt und müde hatte sie sich in die Küche geschleppt. Die Köchin hatte, anstatt auf den Braten acht zu geben, ein weißes Wallkleid vor, das sie ausplättete. Der Braten roch schon angebrannt. „Geben Sie doch auf den Braten acht,“ sagte Eva. „Plätten können Sie ja abends.“

„Abends muß ich doch ausruhen. Unser: eins will auch sein Vergnügen haben! Und das Kleid muß ich haben. Sonntag zum Nennen.“

„Wo kommt denn das Plättelisen her, es gehört uns nicht.“

„Das andre ist ganz verdorben. Das habe ich mir geliehen.“

„Ich will das nicht. Geliehen soll nichts werden.“

„Ja, in dem Haushalt ist ja doch nichts in Ordnung. Die Hälfte müssen wir ja leihen. Solche Wirtschaft, wie hier, ist mir noch nicht vorgekommen. Und in meiner Kammer läuft das Wasser an den Wänden herunter. Einer Hausangestellten solches Zimmer zu geben! Na, ich schreibe nächstens auch in die Zeitung, die sie jetzt herausgeben, und nenne den Namen dabei.“

Am Abend hatte Eva zum ersten Male in ihrem Leben heftige Magenkrämpfe.

„Wir wollen gleich zu Christen schiden,“ sagte Valentin, erschrocken über ihr Wimmern und Stöhnen.

„Nein, nein, nicht Christen, nicht ihn, nein,“ jammerte Eva.

Aber er kam doch. Er zog ein kleines Etui aus der Tasche, entblößte Eva's Arm und stach hinein. Fast im Augenblick war aller Schmerz vergangen. Und der erquickende Schlaf, in den sie nachher versiel! Der Mann konnte doch etwas! Er kam dann, am andern Tage wieder, und als er erfuhr, daß der Appetit noch immer gänzlich fehle, verordnete er Pillen und Tropfen und Extrakte, und was sonst die Industrie noch erfunden, dem „Magen die Arbeit zu erleichtern“ — und ihren Geldbeutel zu füllen. —

Der Köchin, die gekündigt hatte, war eine andre gefolgt, sie war schwer zu beschaffen gewesen, die Vermieterin hatte Eva geschrieben, es wolle keine hinaus nach Uhlenkamp. Nach einigen Tagen schon war sie auf und davon mit Hinterlassung eines Zettels: Sie habe die Stelle nur angenommen, um unterzukommen, sie habe jetzt einen andern Platz, wo die Hausfrau fehle, als „Stütze“.

„Wen stützt sie denn da?“ fragte Valentin. Aber von der Not gedrängt, ging er selbst und besorgte eine perfekte Rosalie und ein Küchenmädchen, da die perfekte Rosalie nicht ohne ein solches kommen wollte. Sie hatte sich vierzehn Tage Ferien ausbedungen und wöchentlich einen freien Abend, — sie ging aber, ohne zu fragen, jeden Abend aus: „Wenn ich den ganzen Tag gearbeitet habe, will ich mich am Abend auch amüsieren,“ sagte sie, ebenso wie die vorige. Da sie sich aber auch in der Nacht amüsierte und am Morgen erst um sechs Uhr nach Hause kam, folgte ihr und ihrer Freundin, dem Küchenmädchen, schon nach kurzer Zeit eine Emma. Emma war nicht „perfekt“, sie „übernahm auch Hausarbeit“. Sie hatte sich ausbedungen, daß ihre Tante sie manchmal besuchen dürfe. Es kam auch jeden Tag eine „Tante“ mit einem Korbe, worin sie die Reste des Mittagessens mitnahm, einmal hatte sie auch aus Versehen ein paar silberne Löffel dazu gelegt, die Kuni im Triumph daraus hervorgezogen. So folgte der Emma eine Marie, die keine

Hausarbeit übernahm, wohl aber Küchenarbeit, und ein Hausmädchen beanspruchte. Keine von den Damen verstand gut zu kochen, aber alle merkten sofort, daß die Hausfrau nicht im stande war, sie zu beaufsichtigen, und sich außerdem noch von ihnen imponieren ließ. Vom Schlächter und Bäcker hatten sie erfahren, daß man in dem Hause Marktpfennige machen könne, so viel man wolle, da die Frau meistens betrunken sei und nichts merke. Als Eva das zufällig erfuhr, mußte wieder Professor Christen mit der Morphinumspritze kommen. —

Das Hausmädchen wollte am Nachmittag, wenn sie „angezogen“ sei, keine Fenster putzen. „Meinen gnädige Frau, daß ich mir meine Korsettstangen zerbrechen will?“ fragte sie schnippisch. Sie klopfte auch keine Möbel und Teppiche. Das sei ungesund, meinte sie.

„Ja, was wollen Sie denn thun nachmittags?“ fragte Eva zaghaft.

„Ich kann Maschinennähen und schneiden, ich habe einen Kursus in der Industrieschule durchgemacht.“ Sie verschnitt darauf den Flanell für eine Bluse für Frank vollständig, zerbrach einige Nadeln der Nähmaschine und erklärte dann, Singernähmaschine nicht zu kennen, sie habe nur auf einer Wheeler-Wilson genäht.

„Da nehmen Sie doch lieber ein gebildetes Mädchen,“ sagte die Frau eines Kollegen zu Valentin, „da haben Sie die Auswahl.“ Und so kam Fräulein Ottilie.

Fräulein Ottilie war eine „höhere Beamten-tochter“. Sie verlangte, mit am Tisch zu essen, kochte nicht, versprach aber, die Köchin und das Kindermädchen zu „beaufsichtigen,“ auch Dessert und Kuchen zu backen. Schon am ersten Tage erklärte die Köchin, daß Fräulein Ottilie ihr ein Kleid heraus gehängt habe, an dem die Fäden herunterhängen, es siele ihr nicht ein, der Schlampe das auszubürsten. Fräulein Ottilie erklärte ihrerseits, kochen zu wollen, wenn ein Mädchen für die grobe Arbeit genommen und die freche Person entlassen werde.

Und so ging die Köchin, und Eva schrieb einen Brief an die Vermieterin, ihr ein „Mädchen für grobe Arbeit“ zu besorgen. Aber ein solches war nicht zu finden. Alle

wollten nur seine Arbeit thun, am liebsten recht wenig. —

So versuchte denn Eva wieder und immer wieder, für das Fehlende einzutreten, um jeden Tag verzweifelt einzusehen, daß ihre Kräfte nicht reichten und, statt sich zu heben, täglich sich mehr verloren. Von den Kochkunstwerken, die Fräulein Ottilie auf den Tisch lieferte, erklärte Valentin nichts essen zu können, er aß wieder in der Stadt, und Eva gewöhnte sich das Essen nun gänzlich ab. Sie schloß auch immer nur bis ein Uhr, höchstens bis zwei Uhr. Dann lag sie und dachte: Ob es noch einmal in ihrem Leben wieder anders werden könne? Sie war ja noch so jung! Das konnte ja nicht so bleiben! Aber — die bedenklichen Gesichter der Ärzte! Und Valentin, der während ihrer akuten Krankheit so rücksichtsvoll gewesen, suchte jetzt nur die Achseln und sprach hie und da ein paar oberflächliche Worte des Trostes, die gar nichts besagten. Er litt unter dem allen arg. Und sie kam sich so schuldig vor. Freilich, — Professor Wegener war auch krank. Seit einem halben Jahr schon konnte er seine Vorlesungen nicht mehr halten. „Er ist so gewissenhaft und leidet so darunter,“ hatte Valentin gesagt. Und Professor Wegener wurde allgemein bedauert. Niemand bedauerte seine Frau. Warum war es denn nur hier umgekehrt? Sie wußte, daß Valentin oft nach seiner Frau gefragt wurde. Ob es ihr immer noch nicht wieder besser gehe? Die Kollegen beklagten ihn, alle die Männer dieser häßlichen, grobknochigen Frauen von derber Gesundheit bemitleideten ihn. „Eine immer kranke Frau zu haben!“ Bei jedem Zusammentreffen mußte er es hören. Ob die Familie kränklich? Nein, die Eltern und Geschwister wären alle gesund.

Valentin kam sich sehr bedauernswert vor. Warum mußte das nun gerade ihn treffen? Er schrieb einen verzweifelten Brief an seine Schwiegermutter, der umgehend eine Ermahnung an Eva zur Folge hatte, sich zusammenzunehmen und ihrem Mann nicht das Leben schwer zu machen. Die rüstige Frau hatte gegen „nervöse“ Leiden einen ausgesprochenen Widerwillen, sie war in ihrer Beschränktheit überzeugt, daß alle diese Kranken

„könnten, wenn sie nur wollten“, — zu dem war ihr Krankheit jeder Art in ihrer Familie etwas Ehrenrührendes, man that am besten daran, es tot zu schweigen. —

Und Eva nahm sich zusammen. Sie klagte nicht und weinte nie in Gegenwart ihres Mannes, sie versuchte, wie früher, mit den Kindern zu spielen, wenn er da war, um, sobald er gegangen, todmüde wieder auszuruhen. Mit dem andauernden schönen Wetter schienen sich ihre Kräfte etwas zu heben. Sie versuchte mit Valentin, wie sonst, spazieren zu gehen. Aber sie kam nicht weit. Schweren, schleppenden Ganges trat sie wieder ins Haus. Da verließ sie ihre mühsam errungene Selbstbeherrschung, — sie brach in heftiges Weinen aus. —

Valentin hat nun, auf Professor Christens Rat, seinen Kollegen von der inneren Klinik, doch einmal seine Frau besuchen zu wollen. Am andern Tage schon hielt das elegante Coupé des berühmten Klinikers vor dem Hause, zugleich mit dem Mietswagen des Professor Christen. Die beiden untersuchten, befühlten, beklopfen und fragten, hielten dann lange Konferenz, und das Resultat war, daß der Kliniker Valentin vollständig beruhigte. Er könne nichts finden, es sei alles nur „nervös“, es werde sich schon geben. Übrigens rate er doch, seinen Kollegen, den Psychiater, mal zu konsultieren.

Evas schöne blaue Augen, die in letzter Zeit immer größer in dem müden blassen Gesicht erschienen, füllten sich mit Thränen.

„Aber, Valentin, ich bin doch nicht verrückt?“

„Unsinn! Aber hysterisch bist du. Siehst du, nun weinst du schon wieder. Es ist eben hochgradige Depression des Nervensystems. Aber wenn du nicht willst, — —“

„Ich will, — ich will ja so gern gesund werden! Wenn der Herr mir nur sagen will, was ich dazu thun soll.“

„Die Hauptsache ist die Diagnose. Ehe die nicht klar gestellt ist — —. Übrigens werden sie dich wohl in ein Bad schicken!“

„Doch nicht allein?“

„Ja, — meinst du mit den Kindern?“ —

Der Gedanke, allein fort zu sollen, war ein neues Schreckgespenst in den schlaflosen Nächten. Wie sollte, wie konnte sie das er-

tragen? Nein, sie wollte nicht! Sie ließ sich nicht von ihren Kindern trennen. Nie und nimmer! Und doch, wenn es das einzige Mittel war? Sie wollte ja alles thun! Aber das, — gerade das! Und wer sollte bei den Kindern bleiben? Ja, wenn man ihr Gewißheit geben könnte, daß es hülfte! Aber, — wie viele kamen ungeheilt aus den Bädern zurück! —

\* \* \*

Im Laufe des Sommers besserte sich Evas Zustand endlich etwas. Wenn es sehr schönes, stilles Wetter war, konnte sie sogar wieder hinunter und im Garten eine Weile in ihrem bequemen Stuhl sitzen, den Kuni hinuntergetragen. Aber sie wurde doch immer bald wieder müde. Und jedesmal, wenn sie sich nur im geringsten übermüdet hatte, konnte sie keinen Bissen essen und schlief die ganze Nacht nicht. Aber Christens Schlafmittel nahm sie nicht mehr. Sie waren ihr zu schlecht bekommen.

Allmählich hatte sie sich an diesen traurigen Zustand gewöhnt. Und Christen kam selten. Von einer Badereise, dem einzigen, was er vorzuschlagen wußte, wollte man ja nichts wissen. Freilich, er sah auch ein, so, ohne Bedienung, konnte die Frau nicht reisen. Und sie hatte es ja im Sommer auch ganz gut da draußen. Dem Mann, — dem wollte er nur zureden, jetzt, wo die Herbstferien wieder vor der Thür standen, zu reisen, der brauchte wahrhaftig eine Ausspannung.

Valentin hatte den Plan schon vorher erwogen. Er kam vorsichtig damit heraus. Es that ihm ja so leid, allein zu gehen, eine längere Reise zu unternehmen, jetzt gerade, wo seine kleine Eva immer noch nicht gesund, aber — einer seiner Kollegen wollte sich ihm unterwegs anschließen. Eva wußte, der, von dem er ihr erzählt, der so vorzüglich italienisch sprach, überhaupt so bequem als Reisebegleiter war. Eva kannte ja seine Schwächen, — den gänzlichen Mangel an Sprachtalent. In Rom hatte der Kollege schon das alte Quartier wieder bestellt; nachher wollten sie noch nach Sizilien, wenn es dort nicht noch zu heiß sein würde. Der Kollege wollte ihn gern auf der Rückreise mit nach Verona und Pisa haben,

— dazu habe er keine rechte Lust, — aber Rom, — dort sei in diesem Jahre auch der Archäologen-Kongreß, und er brauche die Anregung. Man versimpe sonst. Eva mußte ihm jeden Tag schreiben, — nur zwei Worte, er selbst wolle oft telegraphieren mit Rückantwort, um stets ganz frische Nachricht zu haben. Es thäte ihm so leid, seine kleine, franke Maus allein zu lassen, — aber sechs bis acht Wochen gingen auch herum.

Daß er vorher eine Aussprache mit dem Hausarzt gehabt, verschwieg er. Er verschwieg auch, daß der ihm gesagt: „Reisen Sie unbesorgt, Verehrtester, die Sache ist ganz ungefährlich. Nur nervös. Zu machen ist nichts. Das ist nun mal so. Ein Drittel unserer Frauen ist krank, ein Drittel dumm, und wer aus dem letzten Drittel, das beides nicht ist, einen guten Griff gethan hat, — wie z. B. ich, muß dann wieder das Pech haben, daß sie ihm davonläuft“. — Valentin hatte dazu geschwiegen. Er wußte ja nur zu wohl, daß jener als der allein Schuldige aus dem häßlichen Ehescheidungsprozeß hervorgegangen, — aber die Geschichten waren nichts für Eva. Daß er unrecht thue, nur weil jener „von wissenschaftlicher Bedeutung,“ sie in der Behandlung eines Mannes zu lassen, der erwiefsenmaßen gemeine, erlogene Anschuldigungen gegen seine Frau erhoben, um eine andere heiraten zu können, das fiel ihm nicht ein. Es fiel ihm auch nicht ein, daß Eva sich noch ganz anders als in gesunden Tagen einsam ohne ihn fühlen würde. Die Kollegen hatten ihm ja versprochen, ihre Frauen würden „oft nach ihr sehen“, jeder gönnte ihm die „Ausspannung“. — Lieber Gott, da draußen in Uhlentkamp, „er hatte es auch nicht schön bei der immer kranken Frau!“

\* \* \*

Das „Mädchen für grobe Arbeit“ war gefunden. Gerade, als Valentin abreisen wollte, brachte die Vermieterin sie selbst ins Haus.

„Na, was ist denn das für eine Riesendame!“ sagte er lachend zu Eva, als sie an ihm vorbeiging. „Die thäte doch besser, sich in Jahrmarktsbuden sehen zu lassen.“



Und wirklich, das Mädchen überragte den Hochgewachsenen noch fast um Kopfeslänge.

Eva hatte nie etwas so Komisches gesehen, wie dieses Riesenweib mit den groben Knochen, das eine spitzenbesetzte „Ländelschürze“, die an ihr aussah, wie ein Puppenschürzchen, verlegen mit den roten, derben Fäusten zerknitterte. Die Gabe der Sprache schien ihr nicht verliehen zu sein — die Vermieterin ließ sie auch nicht zu Worte kommen.

Das wäre ein kräftiges Mädchen, gerade wie es gnädige Frau brauchten. Die Mädchen wollten jetzt alle fein sein. Die sei nicht so, die wäre für die Arbeit — —

Eva nickte nur immer. Valentins Abreise hatte sie so angegriffen. Wie gut war doch so eine daran, die solche Muskeln hatte! Die hatte doch auch gewiß Nerven, wie Anker-taue.

Es kam zwar noch selben Tages heraus, daß die „Riesendame“ überhaupt noch nicht gebient hatte, sondern in Begleitung ihres Vaters mit Schuhen von Dorf zu Dorf hausieren gegangen war, dann sich mit ihm erzürnt hatte und unentgeltlich auf einem Kahn, der mit Holz stromabwärts gefahren samt ihren aus einem Bündel bestehenden Habseligkeiten mit genommen worden war. Sie hatte keine Ahnung von den Arbeiten, die von ihr verlangt wurden und lachte nur immer wohlgefällig, wenn sie etwas Dummes gemacht. Aber — was half's! Man mußte froh sein, daß man irgend jemand hatte! Denn die Vermieterin hatte energisch erklärt, dieses Mal beanspruche sie höhere Entschädigung für ihre Mühe. Es wäre nicht möglich, jemand hinauszubringen nach Uhlen-lamp, und nun gar in das „verwünschte“ Haus. Auch hätten in der letzten Zeit die Mädchen so oft gewechselt. Nun, gnädige Frau würden hoffentlich dieses Mal zufrieden sein, hatte sie mit strenger Betonung hinzugefügt.

\* \* \*

Es war am folgenden Abend. Den ganzen Tag hatten Regen und Wind um das freistehende Haus miteinander getobt. Die Pappeln am Thor hatten sich gebogen, als ob sie brechen wollten, und die tiefen, vom Regen aufgeweichten Wege des Gartens lagen voll von abgeschlagenen Ästen und Zweigen. Jetzt

war es still geworden — aber so kalt war es im Hause, so eifig! Trotzdem es doch erst Mitte August war.

Eva hatte sich bemüht, etwas Ordnung in dem Haushalt zu schaffen, der immer mehr aus den Fugen ging, und lag nun zum ersten Mal oben im Bibliothekzimmer, wo Valentin im vorigen Winter so oft nachmittags geruht. Er hatte recht gehabt, denn in dem abgelegenen Gemach war man wirklich am ungestörtesten. Runi hatte auch in dem verpönten Ofen, dem einzigen im Hause, der sich schnell erwärmen ließ, etwas Feuer gemacht zum Schutz gegen die feuchte Kälte, die das ganze Haus durchströmte, und Eva hatte sich fröstelnd in ihre Decke gehüllt, und, unfähig noch etwas zu thun, auf die Chaiselongue gelegt. Müde und träumerisch glitt ihr Blick über den Raum hin. Das einzige Fenster sah man — nicht von der Chaussee, aber von drüben, von der Wiese und vom Wald aus, immer herübersehen.

Jahre lang hatte man es immer das „grüne Fenster“ geheißen, weil die Lampe, die zum Schutz für die kranken Augen der Frau Naspelmann immer mit einem grünen Schirm verhängt gewesen, dicht davor gestanden hatte, allnächtlich bis zum Morgen. Nur einmal war das Fenster dunkel geblieben, — und da hatte man gewußt, daß die Frau tot sei. Hier, wo sie lag, hatte wohl das Bett gestanden. Denn der Klingelzug war hier an der Wand. Sie klingelte.

Mit dummlachendem Gesicht erschien die „Riesendame“. Eva lag mit geschlossenen Augen, sie meinte, es sei Runi.

„Sieh nach dem Ofen,“ sagte sie, schon halb im Schlaf.

„Und dann laß die Kinder unten bleiben und ruhig sein, ich möchte etwas schlafen.“

Die „Riesendame“ beschäftigte sich mit dem Ofen und ging hinaus.

Eva lag und träumte. Oder wachte sie noch? Sie hatte die Augen mit verschleiertem Blick auf die Wände gerichtet. Aber da waren keine Bücher mehr und keine Stiche. Rings herum standen Schränke, offene Schränke mit bunten Kleidern, und dazwischen ging die verstorbene Frau Naspelmann umher und zog eins nach dem andern an.

„Warum thun Sie das?“ fragte Eva.



„Man will doch auch etwas vom Leben haben,“ sagte das Gespenst in weinerlichem Ton. „Aber riegeeln Sie schnell die Thür zu, — da kommt mein Mann, der will mich umbringen. Hören Sie? Es klopft!“

Eva erwachte. Ach, sie hatte ja geträumt. Da war kein Gespenst. Aber geklopft, — hatte es nicht geklopft? O, das war Bello, der auf der Matte vor der Thür lag. Sie schloß matt die Augen.

Und sie träumte wieder. Kuni brachte einen Korb mit Kohlenanzündern.

„Steck sie allenthalben zwischen die Bücher und dann zünde sie an!“ —

Und da brannten sie auch schon, alle die Bücher! Eine einzige große Flamme züngelte längs der Wände hin.

Was für eine erstickende Luft das war!

Sie erwachte plötzlich von einem quälenden Angstgefühl. Es, — es war gewiß Zeit aufzustehen! Es brauchte ja auch nur einen Entschluß. Aber, — zu dem war sie nicht fähig. Eine seltsame Beklemmung und Beängstigung lag schwer auf ihr, — wieder war's ihr, als ob sie aufstehen, den Druck abschütteln müsse, aber, — da sank ihr Kopf schon wieder zurück. Eine Weile schloß sie ruhig und traumlos. Aber plötzlich erwachte sie von einem heftigen Geräusch, dicht neben ihr.

Sie fuhr auf. Die große Gypsbüste der Minerva, die oben auf einem der Bücherregale gestanden, war heruntergefallen und lag in Stücken auf dem Fußboden. Eva blinzelte die zerbrochene Büste nur gleichgültig an, — sie schlief schon wieder.

Und wieder brannten die Bücher, — kleine züngelnde Flammen schlugen jetzt auch unten aus dem Fußboden. — — Nun verwischten sich die Traumbilder, Eva's Kopf glitt leise vom Kissen herunter, — langsam, immer tiefer und tiefer. — Da plötzlich, ein scharfes, kurzes Bellen. Sie rang nach Atem, wurde für einen Moment wach, wollte nach der Klingel greifen, erfaßte sie aber nicht und glitt von der Chaiselongue herunter. In demselben Moment trat Kuni ins Zimmer. Sie hatte den schweren Fall der Büste unten gehört und war, da trotzdem oben alles still blieb, ängstlich geworden. Oben vor der Thür stehend, hatte sie nun doch nicht gewagt, einzutreten, hatte

aber Bello mit den bekannten Grimassen zum wütenden Bellen veranlaßt. Jetzt fand sie ihre Herrin bewußtlos am Boden.

\* \* \*

„O, o, sie lebt, o!“ Es war Kuni's Stimme, die an Eva's Ohr schlug. An ihrer Stirn fühlte sie nasse Haare kleben, eisig kalt fuhr der Wind über ihr Gesicht. Wo war sie?

Sie schlug die Augen auf. Rings um sie war es dunkel, ganz dunkel. Aber da, — die bekannten Umriss der Pappeln im Garten und oben einzelne Sterne zwischen den dahinjagenden Wolken! Sie wollte die Arme heben.

Was war denn das? Sie war ja ganz und gar in Decken eingewickelt! Nur das Gesicht war frei. Und sie lag auf dem Balkon des Ankleidezimmers. Jetzt erkannte sie das Gitter in der Beleuchtung, die von drinnen kam. In der offenen Thür stand Kuni und drinnen im Zimmer, — wer war denn das? Eine hohe schlanke Gestalt in weißem Gewand. Die irre Traumseligkeit kam wieder über sie: Sie, deren Nähe sie so oft gefühlt, deren Hilfe sie so ersehnt! Sie war nun endlich da, war gekommen, sie aus dem Feuer zu retten! Und nun war sie gerettet. Gerettet! O, wie wohl das that! — Jetzt fühlte sie, wie eine weiche Hand ihr die nassen Haare aus der Stirn strich. Und da kam ein leiser Weichendust, — so lieblich und fein! — Wo kamen die Weichen her?

Ihr Denken wurde etwas klarer. Ihr Schutzgeist? Nein, — das waren warme, weiche Menschenhände! Vielleicht die Dame, der das Haus gehörte? Denn ihr eigenes, — das hatte sie ja eben brennen sehen.

Aber, — nun waren die weichen Hände fort, und Kuni's wohlbekannte raube Finger machten sich an ihrem Nacken zu schaffen. Ihr Kopf wurde aufgehoben und ein Glas vor ihren Mund gehalten. „Trinken Sie, das wird ihnen gut thun.“ Sie trank und wurde ganz wach. Nein, das war kein fremdes Haus hier, das war ihr eigenes Zimmer. Es hatte nur so fremd ausgesehen. Was war denn daran verändert? Jetzt sah sie es, die Chaiselongue fehlte. Wenn die weggenommen war, war es jedenfalls sehr staubig an der Stelle. Kuni rückte nie die Möbel ordentlich.

Die Chaiselongue, ja freilich, sie lag ja darauf. Und die beiden, die Fremde und Kuni, waren immer noch da drinnen. Was klapperten sie denn mit Gläsern und Flaschen? Jetzt kamen sie heraus. Sie fühlte, wie sie aufgehoben und hineingetragen wurde. Und nun kam sie in den Lichtschein der Lampe. Was war denn passiert? Hatte sie etwas Dummes gemacht? Sie fühlte einen Druck, wie in letzter Zeit so oft, wenn etwas im Hause nicht richtig gegangen war, — nur noch viel, viel schlimmer. Wie schwer ihr Kopf war, als ob sie ein Bleigewicht darin hätte! Und es wollte ihr gar nicht einfallen, — nein, — gar nichts wollte ihr einfallen! Welcher Tag war denn heute? Gestern war Valentin abgereist. Oder vorgestern? Oder war es schon länger her? Die fremde Dame, — ach, da kam schon wieder der schöne Beilchengeruch, — die fremde Dame hielt jetzt ihre Hand und fühlte den Puls, gerade wie ein Doktor. Sie mußte doch um Entschuldigung bitten, wegen der Störung.

„Ach bitte, seien Sie nicht böse,“ sagte sie mit ihren rührend weichen und doch hellen Kindertönen, — sie wollte noch mehr sagen, aber es war so rauh in ihrem Halse, — so sonderbar. „Seien Sie nicht böse, daß ich die Bücher angezündet habe,“ begann sie wieder. „Alle die Bücher hier in dem Spukzimmer. Sie haben mich krank gemacht, so krank, darum habe ich es gethan. Früher, ach, wie war es schön, früher, als das Spukzimmer noch immer verschlossen war! Wir waren so glücklich, o, Valti, — er ist so lieb, — nur wenn Besuch da war, war es nicht schön, — sonst immer! Wissen Sie, daß es hier doch spukt, in der Bibliothek? Sind denn alle die Bücher verbrannt?“

Nun hörte sie wieder Kunis Schluchzen, wie vorhin, und die fremde Stimme sagte:

„Jetzt seien Sie mal vernünftig, Mädel, und weinen nicht mehr. Ihre gnädige Frau ist gerettet, das Irrereden wird bald aufhören.“ Und dann wurde mit einer kleinen Spritze eine Flüssigkeit über ihre Stirn gespritzt, es roch so, wie vorhin ihr Haar gerochen, und sie fühlte, wie es ihr klarer und wohler wurde, und darauf wurde sie aus den Decken herausgewickelt und in ihr Nachtgewand gekleidet,

und die beiden trugen sie ins Schlafzimmer und legten sie in ihr Bett.

Drinnen im Schlafzimmer brannte helles Licht. Eva schien ganz wach jetzt, sie sah mit großen Augen die Fremde an. Sonderbar, sie hatte doch Kleider an wie eine Dame. Und es war doch auch eine Dame, aber auf dem hohen schlanken Frauentkörper hatte sie einen Kopf, wie ein Mann, mit kurzgeschnittenen Haaren. Und über dem dunklen Kleid — — freilich, das war ja eine von Kunis großen weißen Lätzschürzen, was ihr vorhin als weißes Gewand erschienen war. Wer war sie? Sie durfte doch nicht fragen: Wer sind Sie? Was wollen Sie hier?

Sie hatte wohl doch mit den Augen gefragt. Denn die Fremde beugte sich über sie und sagte, freundlich ermutigend — wie angenehm sie klang, die tiefe Stimme: „Gottlob, nun haben wir Sie ja so weit! Sie wundern sich über mich und wie ich hierher komme? Ihr Mädchen hat mich geholt.“

„Die Frau Doktorin wollte erst nicht kommen,“ warf Kuni ein.

„Als ‚Frau Doktorin‘, d. h. als geprüfte Ärztin, wofür mich Ihr Mädchen hielt, durfte ich nicht kommen, als Nachbarin, da es sich, wie ich hörte, um schnelle Hilfe handelte, aber wohl. Doch — das alles erzähle ich Ihnen später. Jetzt brauchen Sie mich nicht mehr. Morgen früh komme ich wieder. Gute Nacht!“ —

Sie war gegangen. Und, von dem Druck der fremden imponierenden Persönlichkeit erlöst, fiel Kuni, als sich die Thür geschlossen, vor dem Bett auf die Knie. O, sie lebte, ihre liebe, liebe gnädige Frau! Sie hatte gedacht, daß sie tot sei, ganz tot. Denn die Riesendame — Kuni hatte wieder sofort die Bezeichnung ihres Herrn als geltend beibehalten —, die Riesendame, so dumm war die, nicht einmal zu wissen, daß man die Klappe am Ofenrohr nicht zumachen dürfe, wenn noch brennende Kohlen darin seien! Und wenn sie, Kuni, nicht unten solches Gepolter gehört hätte — und mit natürlichen Dingen wäre das nicht zugegangen, daß der große weiße Kopf heruntergefallen wäre, und die gnädige Frau hätten immer noch geschlafen, und sie hätte sich gewundert, und wie sie hineingegangen

wäre —, ganz freidebleich hätte sie dagelegen. Und da sei ihr himmelangst geworden und sie sei davongelaufen. Und die Jungfer von der alten kranken Dame in der „Kapselle“ — Kaschinka heiße sie —, mit der sie abends am Gartenzaun geplaudert, die habe gesagt, die Frau Doktorin, die Pflgetochter von ihrer alten Baronin, die wäre berühmt weit und breit, sie habe schon viele gesund gemacht, bei ihnen auf dem Gut und auch in andern Dörfern. Und wie sie so in Todesangst gewesen, sei ihr das eingefallen. Und die Frau Doktorin habe erst „nein“ sagen lassen durch das Mäddchen, aber dann sei sie selbst herausgekommen, und, da sie gehört, was passiert sei, sei sie gleich mitgekommen auf dem kürzesten Wege durch den Garten. Und jetzt hätte sie gesagt, daß sie, Kuni, bei der gnädigen Frau bleiben solle, sie könne im Lehnstuhl schlafen, aber sie müsse dableiben die Nacht.

\* \* \*

Mit schwerem, dumpfem Kopfschmerz erwachte Eva spät am andern Morgen. Im Kinderzimmer nebenan hörte sie Kunis Stimme und die der Kinder. Die „Frau Doktorin“ ging leise durchs Zimmer und wieder hinaus. Dann kam sie wieder herein und gab ihr zu trinken. Wie wohl das that! Wie ruhig und sanft ihre Bewegungen waren! Sie sagte fast nichts, aber wie Musik klangen die wenigen Worte. — „Friede!“ — Wer hatte das gesagt? — Niemand. Es klang ihr nur so in den Ohren. — — —

In den Mittagstunden wurde sie wieder ganz in warme Decken gewickelt und hinausgetragen auf den Balkon, der durch Schutzwände — Eva wußte gar nicht, woher sie kamen — gegen den Wind geschützt war. Und gegen Abend wurde sie wieder hineingetragen. Es war ihr viel wohler jetzt, sie hatte im Laufe des Tages, während sie so still auf dem Balkon lag, gefühlt, wie sich die Wirkung des Giftes unter dem Einfluß der frischen Luft verlor. Oder war es die Nähe dieser Frau? Eva wußte es nicht. Sie fühlte nur, als diese, wie gestern, ihr beim Umkleiden half und ihre Hand ihren Körper berührte, ein so wohliges, friedliches Ausruhen und dabei ein so warmes Danken in ihrem Herzen, daß sie eine ihrer Hände ergriff und sie leise küßte.

„O, wie gut Sie sind,“ sagte sie. „Und wenn ich denke, Professor Christen wäre geholt worden!“

„Das möchte zu lange gedauert haben,“ sagte die andre ernst. „Es brauchte ja vor allem schnelle Hilfe. Gott hat es so gefügt, daß ich noch zu Hause war. Meine Mutter rief mich zurück, um mir noch einen Auftrag zu geben. Sonst wäre ich schon fort gewesen. Ich wollte gerade ausgehen.“

„So sind Sie bei Ihrer Mutter? Wohl nur vorübergehend? Sie sind doch verheiratet?“

Die Fremde überhörte die letzte Frage. „Meine arme Mutter wird morgen in die Privat-Klinik von Professor Ebers gebracht,“ sagte sie. „Er will sie lieber dort haben. Es handelt sich um eine schwere Operation.“ — „O, wie traurig! So ist sie schwer krank, Ihre Mutter?“ — Die andre nickte betrübt. „Ja, es ist sehr traurig! Wer sie früher gekannt, hätte nicht denken sollen, daß sie überhaupt erkranken könne. Sie ist meine Pflegemutter. Meine leibliche Mutter ist längst tot. Aber keine Mutter kann von ihrer rechten Tochter mehr geliebt werden. Ihr Haus ist mir eine Heimat geworden, als ich einsam, ganz verloren war in der Welt. Und — nun kann ich sie nicht einmal pflegen, obgleich ich so viel Übung im Krankenpflegen habe — der Professor läßt nur seine geschulten Wärterinnen an die Kranken. Wir waren schon im vorigen Sommer längere Zeit hier. Da wollte Professor Ebers noch nicht operieren. Aber — wir wollen lieber das Plaudern noch lassen.“

„Nein, nein,“ unterbrach Eva, erregt, mit glänzenden Augen. „Ich — ach bitte, sagen Sie mir, kennen Sie meinen Mann?“

„Ja. Er hat Ihnen von meinem Hiersein erzählt?“

„Nein, nein, er hat mir nichts erzählt, aber — ich habe es doch erfahren. Und nun, wenn ich gewußt hätte —“

„Daß die Dame, die er dort abends besuchte, nicht hübsch sei, und nicht einmal jung — — wären Sie nicht eifersüchtig gewesen.“

Eva wich verwirrt dem Blick aus. „Ach, das — das ist es nicht. Aber, wie konnten Sie wissen?“

„Ich würde gar nichts wissen. Aber Ihr Kinder mädchen schwatze so allerlei durcheinander. Ich habe doch meine Ohren, ob ich nun hören wollte oder nicht. Lieber Gott, wenn wir abends miteinander am Bett meiner armen, alten Mutter saßen — sie war so froh über die Abwechslung, mit mir hatte sie sich auch tagsüber ausgesprochen. — Und sie ist geistig so rege und hat aus früherer Zeit so viel Interesse bewahrt für Ihren Mann.“

Weder in dem Ton noch in den Worten hatte die leise Verurteilung gelegen, die Eva doch herausfühlte. Aber nein, die Frau, die so kleinlich die Schritte ihres Mannes bewachte und Verdacht schöpfte bei harmlosen Dingen — nein, die war sie doch sonst nicht!

„Ich würde nie an so etwas gedacht haben, wenn — wenn es nicht in dem Buch —“

„In dem Buch, in welchem?“

„In dem — dem von Valentin.“

Die Fremde sann nach. „Ach so, Sie meinen die Essays von Ihrem Mann? Ich dachte nicht gleich daran. Das ist so lange her.“

„So haben Sie es gelesen?“

„Aber natürlich! Das Buch war ja sogar der Ursprung meiner Bekanntschaft mit Ihrem Mann. Ich schrieb eine Entgegnung darauf.“

„Sie — Sie sind die ‚Pfadfinderin‘?“

Die Gefragte lächelte. Ja, ja — jugendlicher Ubereifer und jugendliche Verblendung! Lange, nachdem ich mich als „Finderin“ der Welt vorgestellt, bin ich noch bescheiden Suchende gewesen. Aber — erregt Sie das so? Sie zittern ja. Und Ihre Lippen sind ganz weiß. Nun weinen Sie gar! Das thut mir von Herzen leid! Aber ich konnte nicht ahnen —“

„O, bitte — beachten Sie das nicht,“ bat Eva. „Es ist nur — ich bin überhaupt schon seit längerer Zeit so — so dumm. Ich rege mich so leicht auf. Aber ich kann nichts dafür.“

Die Fremde sah mit klug forschendem Blick in Evas Antlitz.

„Es ging Ihnen schon vor dieser dummen Geschichte nicht gut?“ fragte sie leichtthin.

„O, garnicht. Aber Professor Christen, unser Hausarzt, kann nichts dagegen thun.“

„Nicht?“ — Die Fremde betrachtete kopfschüttelnd Evas mageres Handgelenk. Dann sagte sie: „Darf ich einmal fragen: Was werden Sie zu Abend essen?“

„Ach — nichts. Eine Tasse Thee vielleicht und ein oder zwei Albert-Bisquits. Ich habe nie Appetit. Nicht den geringsten.“

Die „Pfadfinderin“ lachte. „Das ist kein Abendessen.“

„Ich kann aber nichts essen,“ sagte Eva in dem gereizten Ton, in den sie jetzt so leicht verfiel, ganz gegen ihren Willen.

„Nun, natürlich, ganz wie Sie wollen. Ich habe Ihnen ja nichts vorzuschreiben.“

„Ach, seien Sie nicht böse!“ Eva's Augen füllten sich schon wieder mit Thränen.

„Wir wollen jetzt nicht mehr sprechen. Ich werde noch den oberen Fensterflügel öffnen. Sie brauchen viel frische Luft. Darf ich morgen früh wieder kommen, nach Ihnen sehen? Ja? Das ist schön! Ich komme gern. — Gute Nacht!“

\* \* \*

Erst am folgenden Nachmittag, als es schon dämmerte, sah Eva die dunkle, hohe Gestalt durch den Garten schreiten. Sie trug wie gestern ein dunkelgraues Kleid, das, äußerst einfach gearbeitet, trotzdem sehr vornehm aussah, und einen schwarzen Hut mit einem grauen, doppelt genommenen Schleier.

Mit warmem Liebesblick verfolgte Eva ihre Gestalt, wie sie nun näher kam. Wie hatte sie sich den ganzen Tag nach ihr gesehnt!

O solche Pflege! Wer die immer hätte haben können! Wie sich alles beruhigte in ihr, wenn sie näher kam; wenn sie ihre Hand faßte oder leise über ihre Stirn strich. Und es war alles so natürlich, so selbstverständlich! Kein absichtliches, leises Sprechen und Gehen, — und nichts, was sich hervorthat oder etwas sein wollte. War sie schön? Nein. Nach Eva's Begriffen von Schönheit nicht. Sie hatte ja oft gedacht, — aber es nicht zu sagen gewagt, — daß sie eigentlich Balth's Antiken mit ihren großen Nasen gar nicht so schön fände. Und an die erinnerte sie, — nein, — es erinnerte nicht nur, es war ja fast das gleiche, dieses Gesicht, wie das der Minerva, die neulich zerbrochen war. War sie jung?



Nein, eigentlich jung sicher nicht. Sie hatte sogar an den Schläfen schon einige graue Haare. Aber wie alt? Ja, wie alt war denn die zerbrochene Minerva gewesen?

Da trat sie ein mit ihrem Abendgruß und mit ihrem milden Lächeln, die Minerva. Den Hut hatte sie draußen abgenommen. Es that Eva weh, als sie in den Zügen, deren Ausdruck bis dahin so wohlbeherrscht und ruhig gewesen, Spuren tiefen Schmerzes gewahrte.

„Wir haben meine Mutter in die Klinik gebracht,“ sagte sie, „darum komme ich jetzt erst. Ich hatte dann eine lange Unterredung mit dem Professor. Er glaubt ja an den Erfolg der Operation, die erst in acht bis zehn Tagen gemacht werden soll. Aber wenn er die Sache nicht sehr ernst ansehe, würde er nicht ausdrücklich wünschen, daß ich noch hier bleibe.“ Evas Augen leuchteten auf bei den letzten Worten.

Da ich aber dort gar nichts helfen kann, möchte ich mich mit Ihnen beschäftigen. Darf ich?“

„Ob sie dürfen! Aber —“

„Sie wollen sagen: Wie können Sie mir denn helfen? Vielleicht doch. Denn, sehen Sie, ich habe lange Jahre auf dem einsamen Gut, nahe der russischen Grenze gelebt, meilenweit entfernt auch von dem armseligsten Landstädtchen. Da ist ein Arzt für arme Leute oft schwer zu haben. Meine Mutter, die als Gutsherrin das Amt erblich überkommen, war da stets hilfreich, und ihre Hausmittel, deren Rezepte sie auch ererbt, haben oft wirklich Wunder gewirkt, — zusammen mit dem Glauben der Leute. In den letzten Jahren, als ihre Kräfte nicht mehr reichen wollten, übernahm ich mit anderen Pflichten auch die der „Doktorin“ unter dem unwissenden, vielgeplagten Volk. So populär, wie die „alte Herrschaft“ bin ich freilich nicht. Ich vertrete schon die Neuzeit, habe versucht, mit Bädern und hygienischen Vorschriften die Wirkungen der Kräutertränke, Salben und Pflaster zu unterstützen; — wenn ich nicht so gute Erfolge gehabt hätte, würde das freilich meinen Kredit sehr geschwächt haben. So aber ist, wie ich höre, mein Ruhm als „Doktorin“ von unserer treuen Kaschinka ja sogar schon hier verkündet. Und nun gönnen Sie mir die Freude, zu

versuchen, ob ich nicht auch Ihnen helfen kann.“

Eva klagte ihr Leiden und war verwundert, wie orientiert die Fremde schon darüber war.

„Ich habe das aus Briefen von Ihrem Mann; er sorgt sich sehr um Sie,“ erklärte die „Doktorin“.

„Wenn Sie immer hier wären!“ sagte Eva warm, die Sorge, aufdringlich zu scheinen, die ihrer bescheidenen Natur so leicht kam, überwindend, und die Hände der Fremden fest in den ihren haltend. „Aber, Professor Christen. — mein Mann sagt, er sei wissenschaftlich hervorragend — aber er hat mir noch nie geholfen. Und ich habe das Gefühl, daß es ihm auch gleichgültig ist, ob mir geholfen wird oder nicht. Und dann, — ich kann ihn nicht leiden.“ —

Die „Doktorin“ schwieg. „Sie haben also meine kleine Schrift von damals gelesen?“ fragte sie unvermittelt.

„Ja, o, und ich habe mich so darüber gefreut,“ entgegnete Eva eifrig. „Es ist alles so wahr.“

Die Pfadfinderin lächelte über den Eifer. „Nicht alles, — aber vieles. Trotzdem wollte ich, ich hätte es nicht geschrieben, — nicht so geschrieben. Viel zu sehr merkt man der Broschüre an, daß eine unglückliche Frau die Verfasserin.“

„Unglücklich?“ fragte Eva.

Die andre dankte mit einem Händedruck für den warmen, ängstlichen Ton in der Frage.

„Ja, das war ich, — sehr. Und darum war ich einseitig. Es giebt ja auch so viele egoistische Frauen, die ihre Männer ausnützen. Die kannte ich aber damals nicht. — Ihr Mann und ich, — wir haben uns schon längst darüber verständigt, daß es uns beiden damals an praktischer Erfahrung gefehlt. Im übrigen, eine gewisse geistige Unreife, die schadet nichts. Wo kämen wir hin, wenn von lauter leidenschaftslosen, in sich beruhigten Menschen lauter abgekürzte Bücher geschrieben würden? Das wäre langweilig. Sturm und Drang muß es geben. Wenn es nur nicht so viele Menschen gäbe, die alles glauben, was gedruckt ist.“

Eva lächelte schuldbewußt.



„Und das schwarz auf weiß gedruckte Wort, — das steht nun da, —“ sie sprach in Sinnen verloren zu sich selbst — „und niemand weiß, warum die Frau, die stets verlacht wurde, wenn sie einen selbständigen Gedanken aussprach, die nur am Schreibtisch sich wohl und frei fühlte, so scharf und bitter schrieb, — es war, weil sie damals noch nicht an eine alles ausgleichende Gerechtigkeit glaubte und dieses Leben für Anfang und zugleich Ende des Dramas hielt.“

Evas schöne blaue Augen strahlten in warmem Mitgefühl.

„O Gott, Sie Arme! Und Ihr Mann, ist er tot?“

„Für mich ja.“

„Also lebt er noch?“

„Ja, — aber lassen wir ihn. Wenn Sie es nicht zu sehr ermüdet, sagen Sie mir lieber, was Sie über das Buch Ihres Mannes denken. Hat er Ihnen daraus vorgelesen?“

Eva schüttelte den Kopf. Und dann rückte sie den kleinen Beichtstuhl heran, und ihren blonden Kopf an die Kniee der neuen Freundin gelehnt, beichtete sie all den Kummer, die Sorgen und Schmerzen des letzten Jahres.

Die Beichtmutter aber schüttelte wieder und wieder den Kopf.

„Und das haben Sie auch gelesen? Und das? Und von allem etwas? Und alles in Ihren Mußestunden des letzten Jahres? Die ganze Lebensarbeit von ernstern Männern!“

Sie strich leise mit mitleidiger Zärtlichkeit über Eva's Körper.

„Sie kleine Thörin! Da ist es ja kein Wunder, daß man Ihnen die Rippen zählen kann! Und wenn Sie dann dazu eine Tasse Thee und zwei Bisquits zum Abendessen nehmen! Sehen Sie, geistige Arbeit will ebenso geübt werden, wie körperliche, langsam und methodisch. Die Natur will nichts Schroffes, Unvermitteltes. Ich kenne weißhaarige alte Herren, welche geistige Athletenarbeit leisten, — die haben sich aber langsam dazu trainiert. Und dann strengen die nur ihren Geist an, — ihre Sinne, ihr Gemütsleben beanspruchen keine Kräfte. Ich sehe immer klarer in Ihrem Fall, liebe, kleine Frau. Ihre Nerven haben einfach gestreift, weil ihnen viel zu viel zugemutet worden.

Da läßt sich helfen. Und ich kann Ihnen helfen!“

Mit ernstem Wohlgefallen blickte sie in Eva's liebliches Antlitz, das in der letzten Zeit so viel von seiner kindlichen Rundung eingebüßt, und doch nichts von dem tiefer liegenden Ausdruck von lauterer Kindlichkeit verloren hatte.

„Sehen Sie, ich hatte ja eigentlich, wie man so sagt, nicht viel für Sie übrig, ehe ich Sie kannte. Ich machte mir ein Bild von Ihnen und malte es aus nach dem bekannten Muster der selbstgerechten, beschränkten deutschen Hausfrau. Früher haßte ich diese Frauen, die, in normaler Ehe lebend, es nach meiner Meinung so gut hatten und so leicht hin über uns andere, draußen Stehende aburteilten. Jetzt habe ich einsehen gelernt, daß sie es auch nicht so leicht haben und daß ihr hartes Urteil über uns viel öfter Oberflächlichkeit als Bosheit zur Ursache hat. — Nun will ich mich aber mit Ihrer Köchin in Verbindung setzen und sehen, was es giebt. Wir müssen erst den Ofen, der nicht recht brennen will, vorsichtig und richtig heizen, das ist für den Augenblick die Hauptsache. — Und, nicht wahr, wenn Sie etwa Ihrem Mann Nachricht schicken wollen —“

„O, ich denke nicht daran, ihm von dem schrecklichen Vorfall etwas zu schreiben. Er würde sich ja unnötig quälen.“

„Und auch von mir —. Aber das versteht sich ja von selbst.“

„Das versteht sich von selbst.“

\* \* \*

Am andern Morgen sagte Runi, als sie Eva beim Ankleiden half:

„Fräulein Ottilie hat unsere Frau Doktorin — Runi hatte den Titel, der ihr gefiel, selbstverständlich wieder beibehalten — gestern gefragt, ob sie ihr nicht eine Stelle wüßte. Die hat „ja“ gesagt. Und nun packt sie ihre Sachen und will gehen. Das ist ganz gewiß wahr.“

Eva lächelte. „Es wird schon nicht so wahr sein. Du wirst einmal wieder übertreiben und dazu erfinden,“ sagte sie ganz ruhig. Sie wunderte sich selbst, daß sie die Nachricht so kühl und ohne Herzklopfen aufgenommen. Aber

nachher kam ja Frau Ida. Die hatte eine so ruhige Sicherheit. Wer die auch hätte! Freilich — sie war so viel älter. Und dann hatte sie ihre Pflegemutter auf weiten Reisen begleitet, bei längerem Aufenthalt war stets ein eigener Haushalt geführt worden, in Rom, Palermo, Athen und wo sonst noch. Wie schwer mußte das sein, mit all den fremden Leuten fertig zu werden! Aber man lernte etwas dabei.

Als die „Doktorin“ kam, sagte diese auf Evas Frage nach Fräulein Ottilie: „Etwas Wahres ist daran. Sie hat mir gesagt, sie möchte gern fort und ob ich nicht ein gutes Wort für sie einlegen möchte. Sie könnte eine so gute Stelle haben bei Doktor Wolters. Dort brauche sie nur vorzulesen und nach Diktat zu schreiben. Ich denke, Sie geben sie frei, nicht? Und die dumme Person, die Sie Ärmste beinahe um Ihr junges Leben gebracht hätte, schicken Sie nur auch fort. Sie kann ja froh sein, wenn sie nicht bestraft wird wegen fahrlässiger Körperverletzung.“

„Ja — aber,“ sagte Eva zaghaft.

„Nun — vorläufig gilt's, um Ihrem Magenleiden beizukommen, eine Köchin vor allem zu bekommen, die sauber und sorgfältig ist und genau nach Vorschrift kocht. Für manche Krankheiten ist das Heilmittel aus der Küche, nicht aus der Apotheke zu holen. Ich spreche aus vielfacher Erfahrung. — Geben Sie mir plein pouvoir?“

„O — gewiß — natürlich.“

„Dann gehe ich noch heute in die Stadt und suche Ihnen die Richtige. Ich werde sie schon finden. Wenn es ein gutes Werk gilt, verlasse ich mich immer auf meinen ‚Dusel‘. Der läßt mich selten im Stich. Freilich ist es schwer, gute Köchinnen zu bekommen — und gute Köchinnen für Kranke nun gar. Sie sind nicht gebildet genug, um die Wichtigkeit der Sache einzusehen. Aber — wir wollen sehen. — Wenn wir eine gewissenhafte Köchin haben, bekommt sie ganz genaue Anweisung von mir. Bis sie alles gut macht, koche ich selbst für Sie.“

„O, Sie sind so gut! Aber — ich kann nichts essen, ich bringe nichts hinunter. Es widersteht mir alles.“

„Sie können doch kauen mit Ihren schönen gesunden Zähnen? Und dann hinunterschlucken. Das wird sich schon machen. Vor allem —

Kopf oben, Frau Eva. Und sprechen Sie nicht mehr, denn das ermüdet Sie. Hören Sie nur zu — ich will Ihnen einen kleinen Vortrag halten über unsern Kurplan.“

Den Vortrag über den „Kurplan“ hörte Eva mit Interesse an. Es war alles so verständlich, so ganz anders, als wenn Christen mit verschlossener Miene ein Rezept schrieb, mit dunklen lateinischen Wörtern. Er gehörte mit zum Kurplan, dieser Vortrag der „Doktorin“, die sowohl wußte, daß Kranke nichts lieber haben, als daß sich andre mit ihrer Krankheit beschäftigen — und daß sie im gewissen Sinne Kinder sind, die man anleiten muß zu richtigem Denken.

Und dann wurde die „Kur“ in Angriff genommen. Alle anderthalb bis zwei Stunden, von morgens sechs Uhr beginnend, bis zum Abend mußte Eva leichtverdauliche, reizlose, sorgfältig und sehr schmackhaft zubereitete Speisen genießen. Die nach Grammen abgewogene Portion mußte unweigerlich gegessen werden. Daneben wurden ganz genau dem Fall angepasste Wasseranwendungen gemacht. Und Eva, der Glaube und vertrauensvolles Anlehen innerstes Herzensbedürfnis, glaubte der gereizten „Pfadfinderin“ jetzt, wie sie der jugendlichen geglaubt, und ihr felsenfestes Vertrauen in sie hatte seinen guten Anteil mit an dem Erfolg, der sich schon sehr bald merkbar machte. Dann — zur größten Freude von Frank — wurde Mama auf einer Wage gewogen — gerade wie Puck früher — und das Ergebnis wurde aufgeschrieben. Und Mama sah so hübsch aus in dem Bademantel, den sie dabei anhatte! Und der war vorher für sich gewogen worden — gerade wie damals Pucks Hemdchen! Seit die „Frau Doktorin“ da war, gab es überhaupt so viel Lustiges. Der ganz große Steinbaukasten, den Frank nie allein haben durfte, weil er die Steine leicht verlor und der schon so lange oben im Spielschrank gestanden, weil Mama immer krank gewesen, stand auf dem großen Tisch, und Mama baute Häuser davon, ganz wunderschöne, große, die man Tempel hieß und die in den großen Büchern, die die „Frau Doktorin“ aus Papas Zimmer geholt, abgebildet waren. Und während die Doktorin der Mama vorlas oder erzählte, wo die Häuser, die man Tempel heißt,

im alten Griechenland gestanden, und was für Bildsäulen, die sie der Mama in einem andern Buch zeigte, darin gewesen, wartete Frank mit glänzenden Augen auf den Moment, wo er den Tempel umstoßen dürfe.

„Wie schön muß es gewesen sein, das alles zu sehen,“ sagte dann wohl Mama, wenn die Doktorin so anschaulich erzählte und alles kannte.

„Gewiß. Aber nur in Italien habe ich eigentliche Kunststudien gemacht. In Griechenland war meine Pflegebefohlene zu krank. Aber in Rom, vor langen Jahren, damals, als ich mit Ihrem lieben Mann dort länger zusammen war — ich denke noch mit Freude an die Zeit! Meine gute Mutter hatte die Sitte unserer gastlichen nordöstlichen Heimat dorthin verpflanzt. Wir sahen unsere Freunde stets zum Essen bei uns, Ihren lieben Mann fast täglich. Damals lebte die einzige Tochter des Hauses noch.“

„Vielleicht Ihre Jugendfreundin?“

„O nein. Ich war als Gesellschafterin ins Haus gekommen. Damals, als ich unglücklich, verbittert und einsam in der Welt stand — ich mußte doch leben — irgendwie — und arbeiten — irgendwie — ich hatte schon vieles versucht, auch das Schriftstellern, wie Sie wissen, da fand ich eine Annonce. Sie war — mit Absicht — so wenig verlockend wie möglich abgefaßt. Darum waren wenig Bewerberinnen da, und ich erhielt die Stelle: „als Pflegerin und Gesellschafterin einer kranken jungen Dame auf einem einsamen Gut“. Die Kranke war das einzige Kind der lieben alten Baronin. Sie konnte nicht wieder gesunden, das war ausgeschlossen, aber ich hatte die Freude, sie unter meiner Pflege für längere Jahre sich wesentlich bessern und heiterer und zufriedener werden zu sehen. Nach ihrem Tode schlossen wir beide, die wir ganz allein standen, uns noch enger aneinander. Vor einigen Jahren bin ich gerichtlich adoptiert worden.“ — —

„Wie viel müssen Sie gelesen haben,“ sagte Eva ein andres Mal, als die Freundin wieder einmal zwischen Valentins Bücherschätzen wählte, was sie zum Anschaulichmachen und Erklären brauchte.

„Ja“, war die Antwort. „Aber, — wünschen Sie sich das nicht. Jahre lang,

ehe ich zu meiner lieben Mutter kam, habe ich nur Bücher zu Freunden gehabt und einzelne wenige Männer, die, so wie Ihr Mann, vorurteilsfrei genug waren, nicht, wie die Frauen meist, mit einzustimmen in das „Etwas muß doch daran sein an dem vielen Schlimmen, was gegen sie gesagt wird“. Wissen Sie, was das heißt, verfehmt sein, — und dann noch arm und krank dazu?“

„Krank Sie?“

„Ja, natürlich wurde ich auch körperlich krank, als ich seelisch so krank war. Aber darum weiß ich auch, wie die Freude am inneren Vorwärtstommen wieder gesund macht. Und wie die Freude am Gesundwerden und wieder innerlich vorwärts bringt.“

Wenn die „Doktorin“ so von ihrer Vergangenheit erzählte, kam Eva oft ein beschämender Gedanke: „Welch schweres, mühseliges Leben liegt hinter ihr, und wie tapfer hat sie es getragen!“ — Und ihr eigenes Leiden erschien ihr plötzlich so klein.

Und dann sprach die Freundin von den schwebenden Fragen des sozialen Lebens, von der Unzufriedenheit der großen Massen, die unzufrieden sind, trotzdem ihnen die Besitzenden mit größerer Teilnahme als je zuvor entgegenkommen, und wie dieser Undank nichts anderes sei, als das Erbe der Väter, das eben die Besitzenden angetreten, — wie einst die Opfer der französischen Revolution, — und daß sie die Sünden der Väter, — wie jene durch gezwungene, — jetzt durch freiwillige Opfer zu sühnen haben. — Und Eva's Blick wurde weiter, und sie lernte sich als ein Teil des Ganzen fühlen und der eigenen Leiden mehr und mehr vergessen.

Daß alle diese Unterhaltungen mit in den „Kurplan“ gehörten, — das wußte sie freilich nicht. Auch die Anregungen zu leichter, angenehmer lohnender Beschäftigung, die die „Pfadfinderin“ schon vorgesehen für die guten Tage, die jetzt kamen, da mit den zurückkehrenden Kräften auch Eva's Thätigkeitstrieb wieder erwachte, gehörten mit hinein. Der kleine Puck brauchte ja so viel mehr Wäsche als früher Frank, weil er so ungeschickt war und so oft hinfiel, und die „Doktorin“ hatte, — „ganz zufällig“, — ein gut waschbares Kleidchen, das schon vorgerichtet war, gesehen und gleich

mitgebracht. Sie und da half sie Eva auch, und als es dann schnell fertig geworden war, aber gleich am zweiten Tage schon gewaschen werden mußte, weil Puck Mamas Kafastasse darüber geschüttet, da konnte die Doktorin ihre innere Befriedigung haben, sowohl was die Freude an dem Vollbrachten, wie den kleinen, ganz natürlichen und in verständigen Grenzen gebliebenen Ärger betraf. Hatte ihr doch die Apathie als einzig Bedenkliches in dem Krankheitsbild etwas Sorge gemacht.

Und dann wurden langsam kleine Spaziergänge gemacht und mit Frank, dessen etwas zu lebhaftes Gesellschaft immer nur so lange genossen wurde, wie es angebracht, Pläne gemacht für einen neu anzulegenden Kindergarten, mit kleinen Beeten, neben dem Sandhausen, in dem Puck während des größten Theils dieser schönen Herbsttage sich redlich abmühte, im Schweiße seines Posaunenengelangesichts mit der kleinen Schaufel zu hantieren und Wall und Mauern zu errichten. (Schluß folgt.)



## An die erste Liebe.

Von

Johann Ludvig Runeberg.

Aus dem Schwedischen übersetzt von Auguste Kempe.

Ich fragte meine erste Liebe einst:  
 Mein Lebensstern, sag, woher stammst du,  
 Und woher hast du deinen milden Glanz?  
 Da sprach der Stern: Hast du denn nicht gesehn,  
 Wie schnell die flücht'ge Wolke mich verhüllt?  
 Ich sprach: Ob finster oder hell und licht  
 Die Wolke nahte und dich mir verbarg,  
 Klar schienst du wieder, wenn sie weiter glitt.  
 Und wieder sprach der Stern: Hast du gesehn,  
 Wie leicht ein ird'scher Tag verdunkelt mich?  
 Ich sprach: Wohl manche ird'sche Sonne sah  
 Ich hell aufgehen und überstrahlen dich,  
 Doch ging sie täglich unter und du nie.  
 Da sprach der Stern: Vertraust du meinem Licht,  
 Entfachst des Lebens Hoffnung du daran?  
 Ich sprach: Dein Blick lacht aus der Wolke mir,  
 Und klarer als des Tages Strahl schienst du,  
 Und überm Grabe wirst du leuchten noch.  
 Da sprach der Stern: Weißt du auch, was ich bin?  
 Ich bin ein Seufzer deiner eignen Brust,  
 Der hoffnungsfriedvoll höh're Welten sucht,  
 Ich bin ein Bliß von deinem Leben nur,  
 Der auch im Glanz zu seiner Heimat flog,  
 Von deiner Seele nur ein Sonnenstrahl,  
 Und froh in meinem reinen Licht lebst du.

Johann Ludvig Runeberg, Finnlands und Schwedens großer Lyriker, geboren am 5. Februar 1804, gestorben am 6. Mai 1877.





# Der Berliner Milchkrieg.

Von

Dr. Erik Specht.

Nachdruck verboten.

**S**eit mehreren Monaten ist in Berlin und seinen Vororten ein sogenannter Milchkrieg ausgebrochen. Die Vorboten des Krieges zeigten sich schon vor etwa zwei Jahren. Schon damals wurden eifrige Verhandlungen zwischen den Berliner Milchhändlern und den Milchlieferanten gepflogen. Die Milchlieferanten verlangten eine Preiserhöhung. Durch Entgegenkommen auf der Mitte des Unterschiedes zwischen dem geforderten und dem bisherigen Preise wurde damals der Ausbruch des Zwistes noch verhindert. Im Sommer dieses Jahres nahmen die Meinungsverschiedenheiten einen ernsthaften Charakter an.

Unter Führung des preussischen Landtagsabgeordneten und Oberamtmanns Ring und einiger Großgrundbesitzer, darunter auch in der Stadt Berlin so wohlbekannte Persönlichkeiten wie Wilka und Jassé, schlossen sich 5000 märkische Milchbauern, wie es in ihren Veröffentlichungen heißt, zu einem sogenannten Ring zusammen, um den Preis für den Liter Vollmilch frei Berlin im Großhandel auf 13½ Pfennig heraufzusetzen. Im Jahre 1900 hatte dieser Preis 11 bis 11½ Pfennig betragen. 1901 hatten die Milchhändler 12 bis 12½ Pfennig bewilligt. Sie erklärten jetzt, darüber hinaus nicht gehen zu können und thaten sich zu Einkaufsgenossenschaften zusammen. Die Landwirte beriefen sich auf die im Sommer 1901 entstandene Futternot, wie sie schlimmer seit 34 Jahren nicht gewesen sei. Eine Einigung kam nicht zu Stande.

In einem Inserat aus der Mitte des September kündigte die „Centrale für Milchverwertung“ E. G. m. b. H. zu Berlin an, sie habe eine Molkerei erbaut, um den oft in einer Woche um 100 000 Liter schwankenden Bedarf zu befriedigen oder den Markt zu entlasten. Sie stelle dem Berliner Milchhandel 100 000 Liter Milch ab Bahnhöfen, ab Molkerei und ab drei in verschiedenen Teilen der Stadt gelegenen Verkaufsstellen zur Verfügung; habe der Berliner Milchhandel am 10. Oktober nicht gekauft und gepachtet, so eröffne sie am 15. Oktober dreihundert Läden für Milch- und Sahneverkauf. Dann könne der Konsument (die Hausfrau) vom Produzenten (dem Bauern) direkt Milch kaufen. Sie wolle weder Milchnot noch Preiserhöhung. Sie wolle den Berliner Hausfrauen oder deren Kindern gute Milch und Vollmilch an Stelle entrahmter Milch bieten.

Der Milchbedarf Berlins wird auf 600 000 Liter täglich geschätzt. Diese Zahl ist eine deutliche Mahnung an die Verwaltung großer Städte, daß sie bei dem riesenhaften Anwachsen ihrer Einwohnermassen an der Aufgabe der Milchversorgung nicht achtlos vorübergehen darf. Hängt doch in Deutschland die Gesundheit der jungen Generation wesentlich von der Güte und sauberen Darreichung der Milch ab.

Der Direktor der königlichen Universitäts-Kinderklinik Geheimer Medizinalrat Professor Heubner äußerte einstmals in einem Vortrage über Säuglingsernährung, er würde seinen Säuglingen, wenn sie es vertragen, unter Umständen auch Beefsteak zu essen geben. Er wollte damit das Reklamehafte und Unrichtige in den Anpreisungen von Milchpräparaten beleuchten, die angeblich alle ein der Muttermilch möglichst ähnliches Erzeugnis liefern, obwohl bis heute noch niemand die wirkliche Zusammensetzung der Muttermilch kennt. Die fabrikmäßig sterilisierte Milch hat für Säuglinge ihre mancherlei Bedenken; anders ist es bekanntlich mit der Milch, die die Hausfrau jeden Tag mit Hilfe eines Sorlethapparates oder ähnlicher Vorrichtungen selbst sterilisiert. Trotz jener Äußerung des Professors Heubner wird man in Deutschland



doch wohl vorläufig an der Überzeugung festhalten, daß Milch für den Säugling das Beste und daß daher die Güte der Milch für die junge Generation von ausschlaggebender Bedeutung ist. Er selbst verwendet neben der Liebig'schen Suppe Milch und Buttermilch zur Massenernährung der ihm anvertrauten Säuglinge, so weit die Ammenzahl nicht ausreicht.

Der Säugling wächst ungemein schnell. Kinderärzte haben in acht Wochen eine Zunahme von 3 bis 8 Kilogramm, also um das Zweizweidrittelfache festgestellt. Dementsprechend steigt auch die Aufnahme von Muttermilch von 380 Gramm am Ende der ersten Woche auf 534 Gramm in der dritten Woche, auf 650 Gramm in der zehnten Woche und auf 770 bis 850 Gramm in der 18. bis 20. Woche. Der Säugling verwertet die Kuhmilch nun schlechter als Muttermilch, auch wenn sie mit Wasser verdünnt und mit Milchzucker behandelt wird, und so bedarf er von jener größere Gaben als von dieser, und zwar in ziemlich rasch steigendem Tempo. Es giebt Kinder, die schon nach einigen Monaten, sollen sie nicht erheblich im Gewicht zurückkommen, mit Vollmilch ernährt werden müssen. Das wird von jungen Müttern vielfach übersehen; sie meinen, vor allem Maß halten zu müssen. Solche unerfahrenen jungen Mütter fragen dann ganz naiv den Arzt, warum denn das Kind immer schreit, es bekomme doch so und so oft Nahrung. Sie sind ganz empört, wenn der Arzt ihnen dann den wahren Grund nennt und sagt: Aber, liebe Frau, das Kind hat Hunger, Sie lassen ja Ihr Kind langsam verhungern. Und man hatte doch so genau dies oder jenes berühmte Buch über Kinderernährung studiert!

Ziegenmilch giebt man den Kindern unter einem Jahre nicht gern, und die Eselsmilch ist in Deutschland in irgendwie erheblichem Maße noch nicht erhältlich. Sie dient bekanntlich den Völkern holländischer Abstammung als Hauptnahrungsmittel für die Kinder unter einem Jahr. Sie soll der beste Ersatz der Muttermilch sein. Mütter, die nicht selbst nähren können oder doch die eigene Ernährung frühzeitig abbrechen müssen und nicht in der Lage sind, eine Amme zu halten, sind also beinahe ganz auf die Kuhmilch angewiesen.

In Berlin werden nun alljährlich über 50 000 Männlein und Weiblein geboren. 1891 waren es z. B. 53 535, das Jahr 1898 wies einen kleinen Rückgang zur Ziffer 51 299 auf. Bei dieser Ziffer wäre es begreiflich, wenn jede Störung im Milchbezuge, wie sie ein Milchkrieg doch immerhin hervorbringt, die Berliner Mütter mit großer Besorgnis erfüllte. Ist doch das Lebenselement des jungen Weltbürgers damit bedroht.

Das statistische Jahrbuch der Stadt Berlin über das Jahr 1898 — die Berliner Statistik ist in ihrer Jahrespublikation immer einige Jahre zurück — giebt an, daß im Jahre 1898 von 10 290 Kindern, die überhaupt im ersten Lebensjahre gestorben sind, 6305 nur mit Tiermilch ernährt waren, während von sogenannten Ammenkindern nur 21 starben und von denen mit Muttermilch ernährten 941. Auch die Kinder, die eine gemischte Ernährung erhielten, zeigten weit geringere Sterbefälle. Sprechen hierbei gewiß auch noch andere Momente mit, wie die Wohnungsverhältnisse, die Wohlhabenheit der Eltern und die hygienische Bildung oder Unbildung der Mütter — übrigens wird in beiden von jungen Müttern zum Schaden des Säuglings leicht ein Übermaß betätigt — so legen doch schon diese Angaben ein sehr ernstes Problem der Ernährung bloß.

Milch ist bekanntlich eins der Produkte, welche erfahrungsmäßig häufig Krankheitskeime führen und auf andre zu übertragen geeignet sind.

Die Milch ist ihrer Natur nach keine Lagerware. Sie fällt leicht der Zersetzung anheim und wird im Sommer in wenigen Stunden sauer. Die Erhitzung und Abkühlung sind die beiden Mittel, die Milch zu konservieren. Beide Formen werden angewendet. Die Milchhandlungen beziehen die Milch meist früh Morgens vom Bahnhof in möglichst gut gekühltem Zustande — wer diese Kühlung zu leisten hat, ist auch einer der Streitpunkte — und bringen sie in den Kühlraum, womöglich auch in Bassins mit Eiswasser. Diese gesundheitlichen Vorkehrungen, die die Milchhändler schon auf sanitätspolizeiliche Anordnung treffen müssen, erhöhen natürlich die Geschäftskosten des kleineren Milchhändlers erheblich.

Die Landwirte klagen, sie hätten 1875 für einen Liter Milch franko Berlin 15 bis 16 Pfennig erhalten, — in dieser Allgemeinheit ist die Behauptung nicht richtig — jetzt sei dieser Engrospreis erheblich gefallen, ohne daß die Hausfrau eine Verbilligung der Milch erhalten hätte. Wir bedauern es gewiß, wenn der Bauer für seine Milch jetzt weniger als früher erhält und wünschen ihm gern eine recht gute Bezahlung, eine ebenso gute Bezahlung wie in der Gründerzeit im Jahre 1875, aber es darf doch auf der andern Seite nicht vergessen werden, wie für den Kleinhändler durch die erwähnten hygienischen Maßnahmen die geschäftlichen Ausgaben sehr erheblich erhöht worden sind, und nicht bloß dadurch. Heute hat Berlin und seine Vororte die dreifache Einwohnerzahl von 1875, und die Entfernungen sind dementsprechend gestiegen. Ein tüchtiger Milchhändler kann ohne Pferd und Wagen heutzutage kaum auskommen, deren Unterhaltung in Berlin recht teuer wird, und endlich sind in dem letzten Menschenalter die Mietpreise für die Läden und Verkaufsstellen zum Teil zu märchenhafter Höhe emporgeschneilt. Der in den Alpen verunglückte Privatdozent Dr. Paul Voigt hat an der Hand der Grundbuchakten und anderer amtlicher Dokumente z. B. nachgewiesen, daß am Kurfürstendamm der Preis für Grund und Boden um das Zehntausendfache heraufgeschraubt worden ist.

Gleichwohl ist die bisherige Milchversorgung Berlins eifrig bemüht gewesen, dem gesundheitlichen Teil ihrer Aufgabe in steigendem Maße gerecht zu werden. Das beweist das stetige Herabgehen der Kindersterblichkeit. Diese verminderte nämlich im Jahre 1890 alle Kinder auf 717,69 pro Tausend, dagegen 1898 nur auf 765,25 pro Tausend.

Wir stellen den Bedarf des Säuglings an frischer Milch in den Vordergrund unserer Betrachtung, weil dieser Bedarf aus unseren gegenwärtigen Lebensbedürfnissen am schwersten zu streichen ist. Der Erwachsene, besonders wenn er dem männlichen Geschlecht angehört, verzichtet schon eher darauf. Selbst für den Kaffee ist die Milch keineswegs unentbehrlich. Einige Kaffeeelokale haben bereits ihren Gästen angeboten, während der Zeit des Milchmangels nach dem französischen Vorbild die Milch zum Kaffee durch Cognac oder Zucker zu ersetzen. Die Bäderimmungen haben es gleichfalls abgelehnt, sich auf die Seite der Milchlieferanten zu stellen. Sie wollen zur Bereitung des Weißbrotes, falls die Milch nicht reicht, Butter als Zuthat verwenden. Und daß ein vorübergehender Mangel an Schlaglahne von andern als unseren Backfischen als ernste Störung des Wohlbefindens empfunden wird, glauben wir mit gutem Gewissen in Abrede stellen zu dürfen. Ein Mangel wird überhaupt nur da eintreten, wo man durch den Verbrauch von nur „ringfreier“ Milch die Berliner Milchhändler gegen die Milchlieferanten zu unterstützen bereit ist. Die Milchcentrale erbiethet sich, im Kleinverkauf an jedermann den Liter Schlaglahne zu 2 Mark, Kaffeejahne zu 1 Mark, abgerahmte Milch zu 8 Pfennig und den Liter Vollmilch zu 20 Pfennig abzugeben. Der Engrosverkauf hat natürlich entsprechend niedrigere Sätze. Der Krieg ist nach den ersten gegenseitigen stürmischen Attacken in etwas ruhigere, aber darum für beide Teile mit nicht geringeren Verlusten verbundene Bahnen eingelenkt. Gegenwärtig scheint allerdings die Erbitterung wieder einmal zum lodernnden Brande entflammt werden zu sollen. In offenen Briefen hat die Milchcentrale schwere Beschuldigungen gegen die Reellität der Berliner Milchhändler erhoben. Herr Molkereibesitzer Bolle hat die Klage angestrengt. Die Milchhändler-Vereine wollen es gleichfalls und kehren vorläufig den Spieß um, indem sie einem Teil der Milchlieferanten unlautere Machenschaften und Milchverschlechterungen vorwerfen, ja die hiesigen Molkereibesitzer insofern der Täuschung des Publikums bezichtigen, als sie vom Milchring gelieferte, also außerhalb Berlins erzeugte Milch für Milch aus den eigenen Ställen ausgeben. Während die Milchcentrale nur einen Fettgehalt von 2,7 Prozent fordere, hielten sie, soweit es angehe, auf den höheren Fettgehalt von 3,1 Prozent. Eine Milch mit 2,7 Prozent (Polizeigrenze) sei dünn. Insbesondere dreht sich der Streit um die „Halbmilch“. Halbmilch, die nur 1,5 Prozent Fett zu haben braucht, soll als Vollmilch verkauft worden sein, so behauptet die Milchcentrale. Die Milchhändler erwidern, sie hätten die behördliche Abschaffung der Halbmilch beantragt, damit in Zukunft der Produktion minderwertiger Milch der Weg in die großen Städte verschlossen sei. Sie seien mit ihrem Antrage

nicht durchgedrungen. Das Berliner Polizeipräsidium habe dem widersprochen und ebenso unter andern ein jetziges angesehenes Mitglied der Milchcentrale mit der ausdrücklichen Begründung, daß bei Abschaffung der Halbmilch eine große Anzahl der märkischen Milchproduzenten von jeder Milchlieferrung nach Berlin ausgeschlossen würde, da die von ihnen produzierte Milch den polizeilichen Anforderungen nicht entspräche. Die Bezeichnung „Halbmilch“ diene angesichts der Unzuverlässigkeit der Produzenten leider als grundsätzliches Schutzmittel, um Konflikte mit der Polizei zu vermeiden. Auf wessen Seite das größere Recht ist, mögen die Gerichte entscheiden; rändige Schäflein wird es sicher auf beiden Seiten gegeben haben, ohne daß man deshalb berechtigt wäre, solche Beschuldigungen zu verallgemeinern.

Beide Teile suchen möglichst den ganzen Bedarf Berlins an Milch zu decken, und so kann es denn nicht ausbleiben, daß bald ein Milchüberfluß in Berlin vorhanden sein wird, der natürlich beiden Teilen empfindliche Verluste auferlegt. Von den 600 000 Litern täglichen Bedarfs werden etwa 60 000 Liter in städtischen Molkereien gewonnen, etwa die gleiche Menge hat die Meierei von Volle in fester Hand. Die noch fehlenden 440 000 Liter sind von den übrigen Milchhändlern heranzuschaffen. Vor zwei Monaten wurde in Zeitungen mitgeteilt, daß die Centrale für Milchverwertung bereits feste Kontrakte auf Lieferung von 400 000 Litern abgeschlossen habe. Wir wissen nicht, ob diese Behauptung zutrifft. In dem erwähnten Inserat ist nur von 100 000 Litern die Rede. Die 300 angekündigten Läden sind gleichfalls noch nicht eröffnet. Läden kosten Geld, sogar sehr viel Geld, und da nun zu jedem Kriege nach dem berühmt gewordenen Aussprüche Montecuculis Geld, und nochmals Geld und abermals Geld gehört, so würde die Milchcentrale darauf hinwirken müssen, nicht zu früh am Rande ihrer Mittel zu sein bezw. ihrer Gefolgschaft nicht zu hohe Opfer aufzuerlegen. Nach dem Muster der Volleschen Milchwagen schickt seit einigen Tagen der Ring Gefährte durch die Straßen, die Milch dem Verbraucher bis vor die Thür zu bringen. Gegenwärtig, am 10. November, wird mitgeteilt, daß die Milchcentrale zum 2. November in Berlin 40 Läden eröffnet habe und daß bis dahin 210 000 Liter verpachtet sind. Über 60 000 Liter Milch würden in der Molkerei Schillingstraße 12 verarbeitet, etwa 50 000 Liter Milch in Berlin verkauft, und etwa 100 000 Liter Milch verarbeiteten noch die verbündeten Molkereien. Siegesgewiß wird noch hinzugefügt: Innerhalb vier Wochen ist für die Milchcentrale der Milchkrieg insofern beendet, als die letzten 100 000 Liter in weiter zu mietenden Läden zum Verkauf gelangen werden, falls inzwischen die Milchhändler es nicht vorziehen, weitere Pachtungen abzuschließen.

Es ist möglich, daß in diesen Aussagen die Angaben in gutem Glauben gemacht sind. Abtrünnige giebt es in jedem wirtschaftlichen Kriege, in jedem Streik.

Die kleinen Existenzen, die sich so in ruhigen Zeiten schon nur eben über Wasser halten können, wirst eine Erschütterung ihres wirtschaftlichen Daseins, eine Verteuerung ihres Rohmaterials leicht um. Ein Minderverkauf, wie er die Folge ungenügender Milcherlangung für eine Reihe von Händlern wenigstens in der ersten Zeit des Krieges gewesen ist, legt ihnen kaum zu tragende Opfer auf. So haben denn auch die Milchhändler gegen einige ihrer fahnenflüchtigen Kollegen mit Konventionalstrafen vorzugehen beschloffen. Mit unzuverlässigen Mannschaften läßt sich natürlich nicht siegen.

Das Gleiche ist auf der andern Seite der Fall. Eine Reihe von Milchbauern und Gutsbesitzern sind der Fahne des Milchringes auch in den verschiedensten Formen direkt und verschleiert untreu geworden. Auch sie leiden schwer. Die Centrale nimmt ihnen nur einen Teil ihrer Milch ab, man hat die Milch teilweise einfach unbenutzt auslaufen lassen müssen.

Nach den Feststellungen der Händler sind z. B. am 1. November nur 81 000 Liter Milch für Rechnung der Centrale in Berlin eingegangen, von denen 24 000 Liter verkauft wurden. An der Verarbeitung der nicht verkauften Milch beteiligt sich eine Braunschweiger Firma, die in einer neben der Centralmolkerei errichteten Anstalt täglich 15—20 000 Liter verkäuft. So werden auch die vierzig neuen Läden die Händler



nicht schrecken, denn diese Läden müssen an den Mitteln der Centrale schwer zehren. Dazu kommt ein Weiteres.

Die Vorstände der organisierten Milchhändler haben es allmählich verstanden, Milch aus den weiter gelegenen Produktionsorten heranzuziehen, insbesondere aus Westpreußen, Neu-Vorpommern, Dresden, Magdeburg und Hamburg. Die täglichen Angebote frischer Milch haben die Vorstände nun zu Anfragen an ihre Kollegen veranlaßt, wieviel Liter Milch ein jeder noch täglich aufbrauchen könne, damit danach die Abschlüsse eingerichtet werden können. Die Umfrage ergab, daß die Gesamtheit der organisierten Milchhändler zur Zeit noch etwa 4000 Liter abnehmen kann, und daß auch die Firma Bolle, deren Kundenkreis ja anders zusammengesetzt ist, noch etwa das gleiche Quantum unterzubringen in der Lage ist. Ein Verlust an Kunden soll im allgemeinen nicht eingetreten sein, im Gegenteil, es soll insbesondere durch die vorzügliche westpreussische Milch bei niedrigem Preise noch ein Zuwachs an Kunden für manches Geschäft zu verzeichnen sein, so daß Westpreußen sich in Berlin für alle Zukunft ein wertvolles Absatzgebiet erobert hätte und ebenso die aus Neu-vorpommern eingeführte Milch. Wir vermuten allerdings, daß die Kosten der Bahnfracht infolge der weiten Entfernungen diesen Wettbewerb doch etwas erschweren und daß die Händler, nur um nicht Hölzer der Centrale zu werden, sich diese Opfer auferlegen.

Auf Anraten der Milchcentrale sollen Landwirte einen großen Teil von Milchkühen abgestoßen haben. 4000 derselben haben Berlin und die Vororte seit dem 1. November neu aufgenommen, und diese liefern nun den Märkten etwa 60 000 Liter mehr. Die Milchhändler stützen sich für die Hoffnungen ihres Sieges noch auf eine weitere Spekulation. Im Januar beginnen die Kühe „frisch milchend“ zu werden. Dadurch wird die zur Verfügung stehende Milchmenge abermals wesentlich erhöht. Sie suchen deshalb ihre Kollegen mit allen Mitteln dahin zu bringen, mindestens bis Mitte Januar oder noch länger auszuhalten, und es dürfte wohl an der nötigen direkten Unterstützung nicht fehlen.

Das Berliner Publikum hat unseres Wissens bisher unter dem Milchtriege kaum erheblich zu leiden gehabt. Es läßt sich schwer übersehen, auf wessen Seite die Mehrzahl der Berliner Milchkunden steht. Eine Centralisierung des Milchverkaufs hat ja gewiß ihre großen Vorzüge. Sie wird eine Reihe Kosten für Transport, Aufbewahrung, Kühlung, Untersuchung u. s. w. verringern. Andererseits ist eine solche Centralisierung ohne eine sehr geschickte Dezentralisierung wiederum nicht so leistungsfähig darin, die Eigenheiten der verschiedenen Kundenteile zu berücksichtigen. Der kleine Milchhändler kennt sein Publikum ganz genau, ja, er ist vielfach gezwungen, in schlechten Zeiten, in Zeiten der Arbeitslosigkeit, seinen kleinen Kunden das „Milchgeld“ eine Woche, einen Monat, wohl gar ein paar Monate zu stunden. Der kleine Milchhändler bringt auf Wunsch, wie es auch die Meierei von Bolle eingerichtet hat, die Milch in die Wohnung und nimmt auch dann keinen höheren Preis als 20 Pfennig das Liter, den Preis, den die Milchcentrale als Normalpreis festsetzt. Außerdem hat sich in Berlin die Sitte — die Milchlieferanten nennen es Unsitte — eingebürgert, daß eine kleine Zugabe verabreicht wird. Mir sagte ein Milchhändler, daß diese Zugabe von 800 Litern fast 100 verschlingt. Das ist verständlich. Er hat in der Hauptsache ganz kleine Kunden, die für einen Sechser oder einen Groschen Milch holen, und nebenbei vielleicht auch ein gutes Herz. Diese Milchverbraucher würden auf alle Fälle schon jetzt, wenn die Centrale mit ihren Forderungen durchdringt, eine Verteuerung ihres Milchverbrauchs zu erwarten haben. Diese Verteuerung dürfte gleichbedeutend mit einer Einschränkung des Verbrauchs sein. Und das ist das Bedenkliche der gegenwärtigen Situation.

Der Milchring ist keine vereinzelte Erscheinung. Wir haben von Amerika her die Wirkung des Petroleumrings zu spüren bekommen, dessen Preistreiberei jetzt noch einmal glücklich im Vorjahr durch das russische Petroleum und durch die Zunahme des Verbrauchs von Spiritus, Gas und Elektrizität zu Leucht-, Kraft- und Kochzwecken abgeschlagen worden ist. Der Spiritusring hat in einzelnen Landesteilen zweifellos eine Verteuerung des Sprit hervorgerufen. Er hat daneben aber auch, und

das ist vielleicht noch viel bedenklicher, eine Überproduktion künstlich erzeugt, die jetzt eine Stodung des Absatzes und einen Überschuß der Lager zur Folge gehabt hat. Kurz, er hat die Produzenten selbst in Nöte gebracht. Siegt der Milchring, so ist schwerlich anzunehmen, daß er sich bei dem Preise von  $13\frac{1}{2}$  Pfennig begnügen wird, sondern er wird doch den in den Annoncen als Idealpreis aus dem Jahre 1875 genannten Satz von 15 bis 16 Pfennigen franko Berlin für den Großhandel mit Milch wieder zu erreichen versuchen. Es kann gar kein Zweifel sein, daß damit der Liter Milch auf durchschnittlich 25 Pfennig im Kleinverkauf steigen würde. Aber auch bei einem Herausgehen auf nur  $13\frac{1}{2}$  Pfennig würde durch Abschneidung der Zugabe, knappen Maß u. s. w. der Milchverbrauch verteuert werden.

Diese Verteuerungsbestrebungen fallen nun in eine höchst ungünstige Zeit, in der die erwerbstätige Bevölkerung schon durch allerlei andre agrarische Pläne aufgeregt worden ist. Auch andern Städten droht ein ähnlicher Milchkrieg wie Berlin. Köln wird als der nächste Kriegsschauplatz genannt. Der Milch sollen Butter, Käse und Eier in der Preissteigerung folgen, die Butter ist es bereits.

Bekanntlich finden noch fortgesetzt Arbeiterentlassungen statt. Die Arbeitslosigkeit dürfte in diesem Winter einen seit Jahren nicht dagewesenen Umfang erreichen. Sie ist ein Zeichen der schlechten Konjunktur im Gewerbeleben überhaupt. Wir haben ja die feste Zuversicht, daß sie in ein bis zwei Jahren wieder vorüber sein wird. Gegenwärtig ist sie aber nicht hinwegzuleugnen, und in diese Zeit wirft nun leider recht bedrohliche Schatten der vor der Zeit veröffentlichte neue Zolltarif hinein. Dieser neue Zolltarif ist als ein „lückenloser“ Zolltarif gedacht. Diese Lückenlosigkeit ist denn auch in allen Dingen vorhanden, die von der Landwirtschaft erzeugt werden. Mit Ausnahme der gewöhnlichen Kartoffel ist so ziemlich kein Gegenstand, der überhaupt verzollbar ist, in dem Zolltarif, der nicht mit einem erhöhten Zollsatz bedacht worden wäre. Alles, was zu des Leibes Nahrung und Notdurft gehört, selbst Salz und Seringe, sind mit einem erhöhten Zollsatz bedacht, und zwar mit der ausgesprochenen Absicht, die Preise für landwirtschaftliche Produkte wieder „auf ein Niveau zu heben, bei dem die Landwirtschaft existenzfähig“ bleibt.

Ob der Zolltarif in der vorgelegten Form angenommen wird, das wissen wir nicht. Ein höherer und gesicherterer Zollsatz für die landwirtschaftlichen Erzeugnisse ist aber von den leitenden Persönlichkeiten im Deutschen Reich so häufig und so bestimmt zugesagt worden, daß wir mit der Erfüllung dieses Versprechens wohl rechnen müssen.

In diese Zeit fällt nun der Kampf um den Milchpreis. Wer darin siegen wird, ist heute schwer zu sagen. Beide Teile kämpfen mit großer Hartnäckigkeit. In München hat ein ähnlicher Milchkrieg mit der Niederlage der Landwirte geendet. Aber München ist erheblich kleiner, es hat noch nicht 500 000 Einwohner. Seine Milchversorgung ist daher auch weit leichter, und man darf eines dabei nicht vergessen: München ist die Bierstadt par excellence. Nirgends entfallen so viel Liter getrunkenes Bier auf den Kopf der Bevölkerung als in München. In Berlin dürfte es ganz ungeheurer Anstrengungen der Centrale bedürfen, um einem gleichen Schicksal zu entgehen und nicht allzuhohe Kriegskosten bezahlen zu müssen. Die Sympathie der großen Mehrheit der Berliner Bevölkerung ist unserer Überzeugung nach kaum auf seiten der Centrale. So gern man auch dem Landwirte giebt, was des Landwirtes ist, so mehrten sich doch unter der Führung der extremen Agrarier die Forderungen an die städtische Bevölkerung in einer Weise, die bedenklich machen muß. Und schließlich zahlt niemand gern aus freien Stücken höhere Preise. Sind doch die Ansprüche an den Geldbeutel der großstädtischen Bevölkerung an sich schon unverhältnismäßig viel größer als an die übrige Bevölkerung. Die Hausfrau, die mit einem bestimmten Wirtschaftsgelde auszukommen hat, muß es sich also wohl überlegen, ob sie diesen Vorstoß der „Milchbauern“ auf Berlin, die Preise unabhängig von der Marktlage einseitig zu diktieren, durch Kaufen in den Ringgeschäften und den Molkereien, die mit der Centrale verbündet sind, unterstützen will oder nicht.

Berlin, den 10. November 1901.





# Litterarische Weihnachtsschau.

Von

Gertrud Bäumer.



Nachdruck verboten.

Unser litterarischer Markt steht unter dem Zeichen der Großindustrie und des telegraphischen Verkehrs, des Viel zu Vielen und des Viel zu Schnellen. Der bekannten Preisfrage, die das 18. Jahrhundert auf seiner Höhe stellte und mit Entschiedenheit verneinte: Ob die Kultur für die sittliche Bildung förderlich gewesen sei — könnte das 19. Jahrhundert eine gleiche gegenüberstellen: haben die kulturellen Entwicklungsergebnisse die künstlerische Durchschnittsbildung gehoben oder sinken lassen? Vermutlich würde auch die Antwort eine gleiche sein.

Es wäre in der That eine fruchtbare Aufgabe, den Faktor der technischen und wirtschaftlichen Hochkultur und der durch sie bedingten Raschlebigkeit in seiner Bedeutung für das künstlerische und dichterische Schaffen unserer Zeit herauszustellen und zu bestimmen. Drängen sich einem Einzelbeziehungen auf diesem Gebiet doch täglich auf: der unleugbare Zusammenhang zwischen dem bedauerlichen Tiefstand unserer litterarischen Kritik und der Thatsache, daß in der Stunde nach der Erstaufführung die Rezension des neuen Stücks ins Land telegraphiert werden muß, daß es als die journalistische Sünde par excellence gilt, wenn ein Aufsehen erregendes Buch später als vierzehn Tage nach Erscheinen erst besprochen wird. Und deutlicher noch wie die Produktion steht der Verbrauch, erkennbarer noch wie das Dargebotene steht das Genießen unter dem Zeichen dieses Massenbetriebs und dieser Raschlebigkeit.

Es ist ein Zeichen der Zeit, daß man seine litterarischen Genüsse in Journalzirkeln und Leihbibliotheken sucht, oder schlimmer noch in Cafés und Klubräumen. In keiner seiner Passionen ist der Deutsche so wenig vornehm, wie in seinen litterarischen. Selbst wer die Kulturkrankheit der „Schmücke dein Heim“ = Nippes überwunden hat; wer die Erzeugnisse höherer pseudo-künstlerischer Industrie als den Greuel empfindet, den sie darstellen, erträgt in schmutzigen Leihbibliotheksbänden, zerlesenen, durch hundert Hände gegangenen Zeitschriften, und eiliger Massenverteilung des „Neuesten“ in Lesehallen und Klubräumen das Menschenmögliche an Geschmacklosigkeit.

Es ist ein undankbares Geschäft heute, zu dichten. Wenige Menschen nehmen sich mehr Zeit, in die Persönlichkeit, in das Intime eines Buches, einer Zeitschrift einzudringen, ihre Freundschaft zu suchen. Die Folge ist, da im Kampf ums Dasein auch in der litterarischen Welt das Angebot sich der Nachfrage anpaßt, daß das Vanaufentum hier immer lustiger emporblüht.

Nicht also eine Heerschau soll hier gehalten werden über die Massen der „Weihnachténovitäten“ und „Geschenktwerke“ unter den Rubriken „Litterarisches“, „Belletristisches“ etc., sondern es sollen Freundschaften vermittelt, es soll ein Sichkennenlernen angebahnt werden zwischen Geistern, die einander verstehen werden. Da kann freilich nur Weniges Wenigen geboten werden, aber es ist ein freundliches Geschäft

um das Rezensieren, es ist, als wenn man liebe, neue Bekannte präsentiert, von denen man sicher ist, daß sie willkommen sind und einen guten Eindruck machen.

Viele und lockende Wege zu solchem Sichfinden und Kennenlernen führt von allem Geschriebenen und Erdachten die Biographie. Keine Dichtung, keine geschaffenen Gestalten sind so reich an Persönlichkeit, um an die unwillkürliche, widerspruchsvolle, natürliche Vielgestaltigkeit eines lebendigen, Schaffens und Leidens vollen Menschen-daseins zu reichen.

Eine Biographie Grillparzers ist dem deutschen Leserkreis durch die Übersetzung von Professor August Ehrhardts Buch „Franz Grillparzer. Sein Leben und seine Werke“<sup>1)</sup> geschenkt worden. Ein Wort aus der Beethoven-Gedächtnisrede des Dichters sagt am Schluß, was mit diesem Blick in seine stille Lebenswerkstätte dem Leser gegeben werden soll: „Darum sind von jeher Dichter gewesen und Helden, Sänger und Gottbelehrtete, daß an ihnen die armen zerrütteten Menschen sich aufrichten, ihres Ursprungs gedenken und ihres Ziels.“ Und doch liegt das eigentlich Anziehende dieses Lebensbildes vielleicht nicht in dem Gottbelehrteten, in den großen, klaren, strahlenden Zügen, in denen die künstlerische Persönlichkeit Grillparzers sich gegen das Ganze abzeichnet. Für den Menschenkundigen liegt ein feinerer Reiz in den vielen, leise gestrichenen Linien, die das Bild des Menschen Grillparzer gestalten. Es ist wenig sich selbst aufdrängende biographische Kunst in dem Ehrhardt-Nederschen Buch. Wir verlangen vielleicht von dem Biographen heute in dieser Hinsicht mehr, als dort gegeben ist, ein innigeres Zueinanderarbeiten der Entwicklung des Dichters und des Menschen, des Erlebens und des Schaffens. Aber es liegt darin, daß der Biograph in seiner konstruierenden Arbeit wenig hervortritt, doch auch ein Gutes: wir lesen selbst in den Dokumenten des Dichters, die fein ausgewählt und mit dem Bericht verflochten sind, ungehinderter, zwangloser, persönlicher.

Und diese Dokumente erzählen von einer jener feinnervigen, tiefinnerlichen Naturen, die ihren Lebenskampf mit dem Herzen kämpfen müssen. Ihr Lebensfacit ist eine Niederlage, wie groß und reich es auch sonst sein möge, weil eine unendlich zarte innere Verletzbarkeit sie hundertmal empfänglicher macht für die Bitterkeit der Verfehlung und der Mißerfolge, wie für den Glanz und das Glück der Anerkennung. Grillparzer gehört zu den Menschen, die nicht fed zu nehmen wagen vom Lebensstisch, was ihnen gebührt und was sie glücklich macht, er sucht seinem Glücksbedürfnis Befriedigung in der Philosophie der vom Leben Besiegten: „kein Genuß, als den du dir versagst“. Er ist von zu tiefer innerer Wahrhaftigkeit, um sich je von einem Strom tragen zu lassen, immer bereit, sich unrecht zu geben, und doch nicht im stande, sein Persönliches, sein inneres Eigentum auch nur in geringfügigen Dingen zu verleugnen. Ein seltsamer „Unstern“, an dem das Leben vorüberzieht, dem das Schicksal stets als die dreizehnte Fee erscheint, die der Gabensfülle der andern die glückspendende Macht nimmt. Und so gewinnt jede Seite seines Erlebens einen tragischen oder einen wehmütigen, resignierten Zug: seine Künstlerlaufbahn in ihrem seltsamen Auf und Ab „schon tot, wieder lebend geboren“, seine menschlichen Beziehungen, die „ewige Braut-schaft“ mit Nathi Fröhlich, sein zagendes Zurückweichen vor dem Zusammensein mit Goethe, das doch die glänzende Erfüllung seiner kühnsten und andächtigsten Träume

<sup>1)</sup> Deutsche Ausgabe von Morik Nedder. Mit Portraits und Facsimiles. München 1901 C. H. Beck'sche Buchhandlung.



bereits erschienen; auch die ausgezeichnete, in diesem Jahr von demselben Verlag herausgegebene wissenschaftlich-systematische Darstellung der Weltanschauung Tolstoj's von E. H. Schmitt<sup>1)</sup> sei hier noch einmal in Erinnerung gebracht.

\*

\*

Auch in das Gebiet der Erzählungslitteratur weht ein frischer, herber Zug von Osten herüber, aus der Bagabundenichtung des Maxim Gorki.<sup>2)</sup> Die Taugenichtspoësie feiert in seinen Werken in Deutschland eine Auferstehung — aber es liegt die Entwicklung eines Jahrhunderts zwischen der leichtblütigen, liebenswürdigen Träumerei Eichendorff's und der scharfen, bei aller liebevollen Menschlichkeit doch rücksichtslos realistischen Psychologie des Russen. Maxim Gorki's Erzählungen sind soziale Studien von packender Lebendigkeit und Wahrheit. Seine Helden sind aus der großen Schar jener, die weitab leben vom Strom geistigen Fortschritts, sozialer Aufwärtsentwicklung, in den Hinterhäusern, auf der Landstraße, im weltfernen, armseligen Steppendorf. Alle Lebens Elemente ihrer Sphäre sind in ihnen Fleisch und Blut geworden. Es sind Menschen, die — wie der Schuster Orlov, wie Ilja Lunew und Jakow und wie sie alle heißen — dem Leben, seinen Forderungen, seinen Fragen und Rätseln gleichsam Auge in Auge gegenübergestellt sind. Keine von allen Waffen, mit denen Menschen den Kampf mit diesen Rätseln aufnehmen, ist in ihrer Hand. Von ihnen allen gilt das Goethewort: „Trüb und wild, ein neues Volk, voll Leben, Mut und Kraft, sich selbst und banger Ahnung überlassen“ tragen sie „der Menschheit schwere Bürde.“ Ein elementarer, unbefiegliger, durch alle Lebensnot nicht zu ersiidender Drang lebt in ihnen, zu begreifen, einen Sinn in den Thatfachen ihres Erfahrens zu suchen, eine Weltanschauung zu gewinnen. Es sind starke Menschen, die trotzig eine Erklärung fordern für all das Räthelhafte um sie herum, wie Ilja Lubew, und aus den unlösbaren Widersprüchen als Skeptiker des Urteils und der That hervorgehen, oder weiche, kindlich glaubende, wie die rührende Gestalt des alten Lumpensammlers Jeremej<sup>3)</sup> mit dem einfach großen Bekenntnis seines Lebensjacts: Ich habe gelebt, gelebt, geschaut und geschaut — und habe nichts geschaut außer Gott —; eine Welt von Menschenkindern, in die man sich freilich nur vertiefen kann, wenn man sie aus sich heraus kennen lernen will, wenn man keine fremden Maßstäbe für sie mitbringt. — — —

Ein frischer, herber Hauch weht aber auch in unsere Erzählungslitteratur von Westen, aus der für Deutschland erst neu erworbenen eigenartigen Künstlerschaft des schon verstorbenen seltsamen Holländers Douwes Dekker.<sup>4)</sup> Multatuli: der „viel getragen hat“, weil er mit einer universalen Empfänglichkeit, mit einem alles umfassenden Thatendrang, mit einem unbedingten, glühenden Wahrheits- und Gerechtigkeitsgefühl in einer an vielen Organen krankenden Kultur stand. In lose, fast willkürlich gefügter Zusammenfassung schüttet er seine Gedanken und Urteile, seine Beobachtungen und Pläne aus, ein überquellender Reichthum, der, wie der Herausgeber sagt, „die Deckel

<sup>1)</sup> Vgl. Heft 10 des vorigen Jahrgangs unter Bücherschau.

<sup>2)</sup> Sämtliche Werke im Verlag von Bruno Cassirer, Berlin, übersetzt von Aug. Scholz.

<sup>3)</sup> Aus „Drei Menschen“ von Maxim Gorki.

<sup>4)</sup> Die Schriften Multatuli's, in deutscher Uebersetzung von Wilhelm Spohr, sind erschienen im Verlag von J. C. C. Brun's, Minden. Über „Max Havelaar“ vgl. die Besprechung in der Novembernummer. Über weitere Bände werden die nächsten Nummern Besprechungen bringen.

seiner Bücher zu sprengen droht“. Und in aller Vielseitigkeit eine so stark ausgeprägte Individualität, wie wenige Dichterpersönlichkeiten der Gegenwart, ein tiefer, eigenartiger Philosoph, ein Künstler in der Gestaltung seiner Charaktere, ein bitterer Satyriker.

\*                      \*                      \*

Aber es ist Weihnachten! Das harte, atemlose Ringen und Kämpfen da draußen will man ja einmal vergessen. Ausruhen will man ja einmal im heimischen Frieden, und in seinem freundlichen Halbdunkel ein andres Reich um sich erstehen lassen, in dem die Farben sanfter und klarer leuchten, die Klänge zu leichterer Harmonie sich fügen; jenes Reich, das nicht aus dem Ergriffensein von tiefstem Menschenleid und dunkelsten Lebensrätseln geboren, sondern aus der fröhlichen Lust zu fabulieren. Und Bücher, die einem dies Reich erschaffen, die so recht dazu gemacht sind, in einem lauschigen Winkel der „Weihnachtsstube“ unter den Zweigen des Christbaums an einem hellen Weihnachtsferienmorgen oder an einem friedlich stillen Winternachmittag gelesen zu werden, legt der Verlag von Wilhelm Grunow alljährlich auf den Weihnachtstisch. Es ist vornehme, reife und so von Grund aus gesunde Kunst, die er dem deutschen Publikum vermittelt. Sie zeigt in ihrem Ernst und in ihrem Scherz, in ihrem Großen und in ihrem Kleinen jene feine Abtönung, die dem Gebildeten einen mühelosen, reinen, ästhetischen Genuß gewährt. Einen Genuß übrigens, den die Ausstattung in ihrer ungesuchten, schlichten Vornehmheit unterstützt.

Wilhelm Grunow bringt in diesem Jahr eine Reihe von Neuerscheinungen: Malergeschichten von Beate Bonus, Neue Novellen von Schmittthener, von Sophus Vaudig: „Absaloms Brunnen“; eine Erzählung von R. G. Brøndsted: „Freiheit“; einen Novellenband von Magdalene Thoresen. Es ist hier nicht möglich auf jedes der Bücher einzugehen, auf den lebenswürdigen Humor, die feine historische Lokalfärbung und das leichte, fließende Erzählertalent in den Schmittthenerschen Novellen, auf Brøndsteds Kunst in der Charakterzeichnung mit ihrer klaren, sicheren Linienführung, mit ihren fein verteilten Lichtern und Schatten, auf seine frische, sonnige Stimmungsgebung. Brøndsted besitzt die seltene Kunst, einen Konflikt der Tendenzen, einen Parteikampf in seinem Roman darzustellen, ohne zu theoretisieren und Schablonenmenschen zu zeichnen. Seine Menschen wirken durchaus individuell; die aus dem Aristokratenkreise des Hauses Göllich sowohl als die „volkstümlichen“ Lemvig. Die alte Frau Konferenzrätin mit den decidierten Ansichten, dem sicheren, überlegenen Urteil, dem unbeirrbaren Selbstbewußtsein der von dem Standesgefühl ihres Kreises aller Selbstkritik enthobenen vornehmen Dame, der von Grund aus ritterlich empfindende, knabenhaft gutmütige Onkel Leonhardt, die feinsühlige Tante Erika, und auf der andern Seite der pathetische, unverständige und unerzogene Apostel der Volkstümlichkeit, Pastor Lemvig, und seine prinzipiell und mit Genuß plebejische Schwester, die Jungfer Gine, sie alle werden sogar dem deutschen Leser so lebendig, daß er meint, ihnen schon einmal begegnet zu sein. Mit großer psychologischer Feinheit, ohne alles Reflektieren ist dann der Kampf dieser beiden Welten in dem Helden Tygge geschildert, und der unglückliche Ausgang. Ein wenig Parteiergreifen, ein wenig Sympathieerklärung von Seiten des Verfassers scheint durch und giebt dem Roman einen leisen pädagogischen Anstrich, aber er zeigt, wie seine Familie Göllich, Geschmack dabei und stört unsre ästhetische Freude an seinem Werk nicht dadurch, daß er uns zu Auseinandersetzungen über seine Ansichten reizt.



Auch die neue Erzählung von Sophus Baudig ist etwas mit politischer Farbe gestrichen, und gewinnt damit mehr den Charakter eines Kulturbildes als die lebenswürdig harmlosen Geschichten, durch die der Verfasser sich schon so viele Freunde erworben hat. Aber auch in dieser neuen Prägung bewährt sich seine Kunst, eine Kunst, die der Bröndsteds nicht nur in ihrem nationalen Wesen, sondern auch individuell verwandt ist.

Dunklere und tiefere Töne kennzeichnen den Novellenband von Magdalene Thoresen. In ihrem kraftvollen Erfassen der Probleme, ihrem plastischen Gestalten der Charaktere, ihrer kühnen Erfindung und packenden Durchführung der Situationen zwingt sie vielleicht manchem Leser den Ausruf ab: „Wie ein Mann“. Vielleicht würde sie darauf im Sinne eines Wortes antworten, das sie von der Heldin ihrer zweiten Novelle „Der Aufseher“ sagt: man hätte von ihr sagen können: Wie ein Mann, wenn es nicht gerade ebenso gut heißen konnte: Wie ein Weib. Auch sie ist wie Sophus Baudig dem deutschen Publikum schon vertraut durch ihre Novellen-sammlung „An einsamen Küsten“, und ihre reife, stimmungsschwere Kunst wird ihr mit diesem neuen Geschenk auch neue Freunde erwerben.

Auf deutschen Boden führt die vom Verlag entzückend ausgestattete Sammlung „Malergeschichten“ von Beate Bonus. Auch sie bewegt sich in erquicklich-sicherer Ferne von der modernen Problemliteratur und dafür in hell und lebendig gezeichneten Künstlermilieus in München, oder in dem internationalen Malertreiben der ewigen Roma.

Und um der Zahl dieser — bei uns leider Gottes selten werdenden — guten „Familienbücher“, für deren Existenzkampf mit dem „Modernen“ der Grunowsche Verlag eine sichere Hochburg bietet, noch ein andres „Hausbuch“ hinzuzufügen, sei auch das jüngste Werk von Sperl hier genannt, eines der wenigen annoch schaffenden Güter des historischen Romans. „Hanns Georg Portner“<sup>1)</sup> ist wie mancher seiner Vorgänger ein Stück nationaler Kunst im Geiste Gustav Freytags, zugleich ein lebendiges, scharf gesehenes und plastisch dargestelltes Kulturbild aus der Pfalz des 17. Jahrhunderts.

\* \* \*

Mit einem leisen Seufzer mochte man wohl vor wenig Jahren noch sich zur Weihnachtsschau über die Jugendlitteratur wenden, zu dem unbestrittenen Reiche des „Herzblättchens“ und „Töchteralbum“, der mindestens unwahrscheinlichen historischen Kinderromane und Abenteuergeschichten, die mit reichlicher Verwertung historischen, naturwissenschaftlichen, geographischen Lernstoffes eine captatio benevolentiae beim Schulmeister versuchten. Zu Ende ist ihr Reich freilich noch nicht, aber ein wenig hoffnungsvoller sieht es dort doch schon aus.

Freilich — das Neue ist ein wenig unvermittelt und überraschend gekommen, es ist ein bißchen sehr „neu“, es stellt einen sehr radikalen Bruch mit dem für Kinderbücher bisher für richtig gehaltenen Geschmack dar. Das hat die Kritik, die unsere „neue Kinderkunst“ gefunden hat, jedenfalls bis heute noch stark beeinflusst. Und zwar in doppelter Richtung. Es ist charakteristisch, daß die von dem Verlag des „Fisgebuge“ zusammengestellten Kritiken ausnahmslos einen sehr starken Gefühlston tragen, sie lehnen entweder voll sittlicher Entrüstung ab, oder sie stimmen mit Begeisterung zu. Hat man bei dieser Zustimmung allerdings zuweilen den Verdacht, als ob sie auf die

<sup>1)</sup> Stuttgart und Leipzig, Deutsche Verlagsanstalt.

suggestierende Wirkung des Wortes „modern“ zurückzuführen sei, gegen das sich nicht so gern jemand wehren mag, so ist doch das Urteil der Sachverständigen auf dichterischem und künstlerischem und last not least auf pädagogischem Gebiet so entschieden für „Fisgebuge“ eingetreten, daß der Erfolg ein dauernder zu bleiben verspricht.

Es ist keine Frage, daß der Impressionalismus der neuen Kunst, soweit er nicht Manier ist, für die „Kinderkunst“ ein wertvolles Moment ist. Die starke Farbengebung, die Vereinfachung und Vergrößerung der Linien, der größere Nachdruck, der auf das Charakteristische fällt, macht die „neue Kunst“ dem Kinde unter Umständen leichter verständlich als dem in Traditionen befangenen Erwachsenen. Etwas Ähnliches gilt in Bezug auf die Dichtung. Die Lyrik Dehmels, Ziliencrons steht Kindern ihrem Charakter nach näher, als etwa Lieder der Geibelschen Färbung, sie ist frischer, sprunghafter, kräftiger im Späßen, in Klang und Bild sinnlicher. „Fisgebuge“<sup>1)</sup> liefert für das alles einen schlagenden Beweis. Wir haben seit lange einmal wieder Kinderreime, die den uralt überlieferten Spielreimen an Frische und Sinnenfälligkeit und an Freiheit von jeder Pedanterie verwandt sind. Gegen die Kombination von dem „lieben Gott“ und dem Hampelmann im ersten und letzten Gedicht möchte ich allerdings starke pädagogische Bedenken geltend machen. Wir haben Kinderbilder, die — trotz der etwas zu weitgehenden Tendenz zum Karikativen — die Eigenschaft des Kunstwerks mit der Kraft, auf Kinder zu wirken, verbinden.

Ganz besonders gelungen ist diesmal die Ausgabe des „Knecht Ruprecht“<sup>2)</sup> vor allem in Bezug auf die Bilder. Kreidolf und Fidus haben das Beste dazu gethan. Das Blumenbild Kreidolfs zu dem Reigenlied von Emil Weber ist mit seinen gesättigten Farben und der Grazie der Zeichnung unvergleichlich. Tertlich sind vor allem die Gedichte hervorzuheben. Es scheint, daß die „neue Kinderkunst“ auf dem Felde der Erzählung noch nicht recht weiter kommt, selbst Richard Dehmel findet hier den Ton und den Stoff nicht ganz. Und dann — wir haben in der Sagen- und Märchenwelt zu große Originale, gegen die neue Versuche sich so matt ausnehmen wie ein modernes Kirchenfenster neben dem Farbenglanz alter Glasmalerei. Etwas ganz Eigenartiges hat Kreidolf mit dem Märchen von den schlafenden Bäumen<sup>3)</sup> diesmal geschaffen. Ich wage kein Urteil darüber zu fällen, ob die feine humoristische Charakteristik der vier Blätter, die das sehr hübsche Gedicht illustrieren, Kindern ganz verständlich sein mag. Man hat denselben Zweifel bei den Kreidolfschen Blumenmärchen, die der Erwachsene als Kunstwerk auch mit reinster Freude genießt. Unverständlich sind jedenfalls die symbolischen Zeichnungen auf den gegenüberstehenden Seiten; so fein sie sind, ich glaube, daß man in der Ausschmückung mit diesem dekorativen Beiwerk bei Kinderbüchern nicht sehr weit gehen darf, es ist nicht konkret genug, um gewürdigt und genossen zu werden.

Bescheidenere, aber darum nicht minder dankenswerte Versuche sind die „Liedchen und Verse für unsere Kleinen“ von Wolrad Eigenbrodt, die Hans von Volkmann mit — leider nicht farbigen — Bildern und Buchschmuck versehen hat.<sup>4)</sup> Auch hier

<sup>1)</sup> 2. Auflage im Verlag von Schaffstein u. Co., Köln. Weihnachten 1901. Preis 3 Mark.

<sup>2)</sup> Knecht Ruprecht. Illustriertes Jahrbuch für Knaben und Mädchen. Herausgegeben von Ernst Brausewetter. Band III im gleichen Verlag. (Preis 3 Mark.)

<sup>3)</sup> Die schlafenden Bäume. Ein Märchen von Ernst Kreidolf. Verlag von Schaffstein und Co. (Preis 1 Mark.)

<sup>4)</sup> H. Voigtländer's Verlag in Leipzig. (Preis 80 Pfg.)

wird von beiden Seiten wirklich Künstlerisches in schlichter, eindrucksvoller Form geboten. Das kleine Buch ist vom Verlag hübsch ausgestattet und bei dem außerordentlich niedrigen Preis weitester Verbreitung sicher. Die Verse vereinigen in der Leichtigkeit und Beweglichkeit der Form, und dem Wohlklang des Klangs alle Errungenschaften der neuen Lyrik mit einer aus der Seele des Kindes heraus sein empfundenen, sinnigen Belebung der Natur, der Tierwelt, die das Kind umgibt. Die Zeichnungen erinnern in ihrer freundlichen Schlichtheit an Ludwig Richter.

„Für die reifere Jugend“ sind die Verlagsverzeichnisse zwar noch sehr viel reichlicher besetzt als „für die Kleinen“ aber hier dürfte man fast allgemein ein multa, non multum als Warnungsruf darüber setzen. Es ist ein glücklicher Ausweg, und mehr als das, daß man hier beginnt, die Litteratur der Erwachsenen, die eigentliche große Litteratur Kindern zugänglich zu machen. Über den Fortschritt dieser Bemühungen unterrichten am besten die Veröffentlichungen der Hamburger Lehrervereinigung für die Pflege künstlerischer Bildung, deren „Versuche und Ergebnisse“ in zweiter Auflage im Verlag von Alfred Janssen zu Hamburg erschienen sind. Auch die Verzeichnisse des Hamburger Jugendschriftenausschusses, die jährlich erscheinen, geben eine Übersicht über das Beste.

\* \* \*

Und nun sei es gestattet, den Rahmen, der durch den Titel dieser Weihnachtschau gegeben ist, noch ein wenig mehr zu erweitern, als es durch die Einbeziehung des Bilderbuchs schon geschehen ist. Aus dem Gebiete der „Kunstszierung“ in weiterem Sinne, auf dem bislang mehr geredet als gehandelt worden ist, möchte ich noch ein außerordentlich erfolgreiches und bedeutungsvolles Unternehmen der jüngsten Zeit erwähnen, oder in Erinnerung bringen. Es ist die von einer Vereinigung der ersten Künstler, Thoma, Skarbina, Dettmann, Rappf, Leistkow, von Volkmann u. a. in Angriff genommene Popularisierung ihrer Kunst durch Originallithographien, d. h. durch Zeichnungen, die der Künstler selbst auf dem Stein entwirft, deren Farben er bestimmt, deren Druck er überwacht, so daß sie schließlich Original-Reproduktionen von eigenem künstlerischen Wert sind.<sup>1)</sup> Durch die so weiten Volkskreise gewährte Möglichkeit, sich billig (die Preise der Bilder sind auf 3—6 Mark festgesetzt) farbige Nachdrucke unserer Meisterwerke zu verschaffen, hofft man uns — um den Ausdruck Professor Wölfflin zu gebrauchen — von „dem Greuel der Photographie“ sowohl als dem Ultragreuel des Ldrucks zu erlösen und den Sinn für die Farbe, die Freude an der Farbe wieder zu wecken und zu bilden.

Es ist wohl keine Frage, daß ein Unternehmen, das in jeder Beziehung, bis zu der Auswahl der Rahmen, Staffeleien etc. so glücklich inszeniert ist, auf Erfolg zu rechnen hat.<sup>2)</sup> Man empfindet wirklich etwas wie eine sozial-ästhetische Erlösung in dem Gedanken, daß diese ausgezeichneten, jede Nuance der Stimmung voll zum Ausdruck bringenden Reproduktionen thatsächlich ein Besitz der Vielen, ein Mittel der künstlerischen Volksbildung werden können. Es wird eine Aufgabe der Gebildeten unseres Volkes sein, durch ihr Interesse und ihre Mithilfe an diesem Unternehmen ihr Teil zur Vertiefung der Freude am Heim, zur Heranbildung einer edleren Genusses bedürftigen neuen Generation beizutragen.

<sup>1)</sup> Vgl. die Abbildung unter Bücherschau.

<sup>2)</sup> Der Verlag von B. G. Teubner, Leipzig, sowie die Firma H. Veitländer's Verlag, Leipzig, die die Herausgabe der Steindruckungen übernommen haben, versenden Prospekte und erteilen jede weitere Auskunft.



# Stenographischer Selbstunterricht.

Von

Dr. Eduard Engel.

Nachdruck verboten.

**S**ei der Suche nach neuen gewinnbringenden Erwerbszweigen höherer und wenn möglich nicht zu anstrengender Art sind die Frauen ganz naturgemäß auch bei der praktischen Verwertung der Stenographie angelangt. Heute hat die Stenographie als Erwerbszweig vielleicht sogar unter den Frauen, besonders unter den Mädchen, eine größere Ausbreitung gewonnen als unter den Männern. Ich meine nicht die Anwendung der Stenographie zu deren höchsten Leistungen, also zur wörtlichen Aufzeichnung gehaltener Reden. Auf diesem Gebiet herrschen die Männer nahezu ausschließlich, aber nicht aus Gründen höherer Begabung, sondern auch hier treten alle die bekannten Hindernisse der Frau in den Weg, die ihr sonst die Beteiligung am öffentlichen Leben schwer, ja fast unmöglich machen. Dagegen wird das weite Feld der Diktatstenographie, z. B. in großen Geschäftshäusern, in den Amtsstuben der Rechtsanwälte u. s. w. überwiegend von jüngeren Stenographinnen beherrscht, deren einige ganz Tüchtiges leisten, deren meiste immerhin Genügendes leisten müssen, denn hierbei handelt es sich ja nicht um Spielereien und Liebhabereien, sondern um die Ausübung einer ganz aufs Praktische abzielenden Kunstfertigkeit, und die Auftraggeber würden weibliche Kräfte nicht beschäftigen, wenn sie ihnen eine minderwertige Leistung lieferten.

Leider hat wie auf so vielen andern Gebieten der begreifliche ungesättigte Drang der Frauen nach wirtschaftlicher Selbstständigkeit auch für die weibliche Diktatstenographie die traurige Erscheinung gezeitigt, daß die Bezahlungsverhältnisse recht kümmerlich sind. Zum Teil liegt das an der Übersättelung, die sich auch in diesem Berufe schon zeigt; zum größeren Teil aber an der nicht ausreichenden allgemeinen Bildung, die sehr viele der jungen Mädchen für die praktische Anwendung der Stenographie als Beruf aus der Schule mitbringen. Die Volksschulbildung reicht nicht hin, auch die höhere Töchterschule giebt einem jungen Mädchen, das Stenographin werden will, durchaus nicht die Kenntnisse mit, die zum praktischen Gebrauch der Stenographie unbedingt nötig sind. Nach meinen Erfahrungen, und ich habe wiederholt junge Damen, tüchtige Stenographinnen, beschäftigt, lassen Orthographie, Interpunktion, stilistische Ausbildung, geistige Befähigung, sich in einen fremden Stoff hineinzufinden, sehr viel zu wünschen übrig.

Die Not des Lebens ist aber stärker als viele Bedenken, und ich glaube voraussetzen zu dürfen: der Andrang des weiblichen Geschlechts gerade zum Stenographieberuf wird immer stärker werden. Ich kann einer solchen Entwicklung auch nur das Wort reden, vorausgesetzt, daß die Vorbildung der jungen Mädchen eine bessere wird. Ich kenne nur dies Mittel, um den Stenographinnenberuf zu einem höher geachteten und anständig bezahlten zu machen. Ein einziges Jahr der Erhöhung der allgemeinen Bildungsstufe gewidmet — und solche Steigerung der Bildung kann sehr wohl neben der Fachausbildung hergehen — würde sich später durch höheres Gehalt reichlich belohnen.

Wo und wie sollen nun aber junge Mädchen, die sich mittels der Stenographie selbstständig machen wollen, diese Kunstfertigkeit erlernen? In großen Städten werden Unterrichtskurse in Menge abgehalten, und an Lerngelegenheit fehlt es nicht. Nicht alle diese Kurse aber werden von ganz geeigneten Lehrern erteilt, und oft schreckt ein elender Lehrvortrag gerade die geistig befähigtesten Schülerinnen ab. In kleineren



Städten nun gar steht es mit dem Stenographieunterricht noch recht dürftig. Es ist auch nicht Sache jedes jungen Mädchens, das Haus gerade in den Abendstunden zu verlassen, um einen Stenographiekursus mitzumachen. Kurz, Gründe der verschiedensten Art haben von jeher dazu geführt, die Stenographie durch Selbstunterricht zu erlernen. Leider fehlte es bisher an einem guten Lernmittel für diese Art des Unterrichts so gut wie ganz. Es gehört ein ganz besonderes Lehrgeschick dazu, um in der knappen Form gedruckter Unterrichtsbriefe nicht nur alles Nötige zu sagen, sondern es auch so allgemein verständlich vorzutragen, daß das gesprochene Wort des Lehrers entbehrt werden kann. Mit um so größerer Freude mache ich die Leserinnen auf die Unterrichtsbriefe nach Stolzeschem System von Marie Mellien<sup>1)</sup> aufmerksam. In 12 Briefen von nur je 4 Blattseiten werde Lehre und Beispiele so erschöpfend und so durchsichtig klar vorgetragen, daß ich mir kaum ein junges geistig normales Mädchen mittlerer Bildung vorstellen kann, das hiernach nicht die Stenographie erlernen könnte. Es folgen dann noch 12 weitere Unterrichtsbriefe, in denen nach der Bewältigung der einfacheren, aber für die meisten Zwecke schon hinreichenden Schrift, der sogenannten Schulschrift, noch eine ausgiebige Anweisung zur Erhöhung der Geschwindigkeit durch Hilfsmittel, die im System liegen, gegeben wird. Wer diesen zweiten Teil sorgsam durchgemacht, würde, hinreichende Übung vorausgesetzt, sich auch für die höchsten Zwecke der Stenographie eignen.

Hinreichende Übung vorausgesetzt! Das Stolzesche System gehört nicht zu den Schwindelsystemen, die man jetzt allerorten, an Anschlagssäulen, in Reklameanzeigen der Tagesblätter und wo nicht noch, angepriesen findet. Ich mag diese warm empfehlende Anzeige der Marie Mellien'schen Unterrichtsbriefe nicht in die Öffentlichkeit geben ohne ein Geleithwort an die Leserinnen, die sich der Stenographie widmen wollen, über den Hauptirrtum der weitesten Kreise über diese Kunstfertigkeit. Gerade das weibliche Geschlecht in seinem höheren Bildungs- und Erwerbsstreben kann man nicht dringend genug warnen vor der Verlockung falscher Propheten, die den Frauen eine minderwertige Ware aufschwätzen zu dürfen glauben durch die Vorspiegelung einer „spielend leichten Erlernbarkeit“. So klug sollte doch auch das jüngste der herangereiften Mädchen sein, um zu wissen, und wäre es auch nur aus der Klavierstunde oder aus der Erinnerung an die Schwierigkeit der unregelmäßigen französischen Zeitwörter, daß es auf dieser Erde nun einmal nichts wertvolles zu Erlernendes giebt, dessen man mühelos, fast spielend Herr werden könnte. Die Erlangung jeder Kunstfertigkeit ist schwer, die der Stenographie ist sehr schwer. Wer einer angehenden Schülerin etwas anderes sagt, täuscht sie wesentlich oder unwissentlich. Die in neuester Zeit mit ungeheurem Geschrei angepriesenen Schnelllernsysteme mit ihrer angeblichen fabelhaften Leichterlernbarkeit eignen sich für das weibliche Geschlecht noch weniger als für das männliche. Die praktischen Leistungen, die mit solchen Systemen zu erzielen sind, werden stets minderwertig sein, und die Bezahlung im späteren Leben wird sich danach richten. Die Beherrschung einer so schwierigen Kunstfertigkeit wie der Stenographie hängt ja auch gar nicht ab von der schwereren oder leichteren Erlernbarkeit der Anfangsgründe, denn jeder Kursus der Stenographie, das System heiße wie es wolle, bietet nur die Anfangsgründe, nicht mehr. Wer irgend ein System in 6 oder 8 Wochen vollständig erlernt hat, das leichteste wie das schwerste, kann am Schluß eines Kursus noch nicht annähernd so schnell stenographieren, wie er mit gewöhnlicher Schrift schreibt. Hieraus folgt, daß die Erlernung des Systems so gut wie nichts, die später folgende Übung alles ist. Die Mellien'schen Unterrichtsbriefe gehen von diesem richtigen Gesichtspunkte aus, sie bieten neben dem leicht verständlichen Vortrag der Regeln eine Fülle guten Übungsstoffes und beanspruchen nicht mehr zu geben, als was ein Lehrbuch der Stenographie überhaupt nur geben kann: die Grundlage, auf der ein strebsamer Schüler weiter bauen kann. Daß diese Briefe praktisch sind, habe

<sup>1)</sup> Marie Mellien: Stenographische Unterrichtsbriefe nach Stolzeschem System. — Berlin, zu beziehen durch den Buchervertrieb des Stolzeschen Stenographenverbandes C. Uhrfeldt, Berlin S. 59, Fichtestr. 28.



ich in mehr als einem Falle selbst erfahren: junge Mädchen haben mit überraschender Leichtigkeit die Handhabung der Stolzeschen Schrift, die ja auch gar nicht übermäßig schwer ist, durch Selbstunterricht erlernt und würden bei fortgesetzter Übung es auch zu höheren Leistungen bringen.

Ich bemerke, daß das Büchlein 2 Mark kostet, daß aber die ersten 12 Unterrichtsbriefe auch allein für 1 Mark zu beziehen sind. Wer aber den 1. Teil mit Erfolg durchgemacht hat, wird mit Vergnügen und zu großem Nutzen auch den 2. Teil vornehmen.



## Zum Frauenstudium in Rußland.

Sen

M. Besmerfuy.

Nachdruck verboten.

**S**ie gebildeten Frauen Rußlands haben jüngst einen energischen Schritt gethan, um sich freie Bahn für ihre höhern Bildungsbestrebungen zu verschaffen. Mehrere junge Mädchen in Kiew, die sich dem akademischen Studium widmen wollen und nicht über soviel Mittel verfügen, um sich jahrelang in Moskau, Petersburg oder gar im Auslande aufhalten zu können, gaben die Anregung zu einer Petition an das Kuratorium der Kiewer Universität, betreffend die Zulassung der Frauen zu allen russischen Universitäten. Die vornehmsten Damen Kiows und der Umgegend unterstützten die Petition, die in ganz Rußland freudig begrüßt wurde. Auch der Rektor und die Professoren Kiows stellten sich dem Gesuch sympathisch gegenüber und verwiesen die Petenten an das Kultusministerium, weil kein einzelnes Kuratorium die Machtvollkommenheit besitzt, allein eine solch bedeutsame, reformatorische Frage zu entscheiden. Der Fall hat aber sofort eine lebhaftere Erörterung hervorgerufen, ob das gemeinsame Universitätsstudium der Geschlechter überhaupt wünschenswert sei oder nicht.

Als einer der heftigsten Gegner der Frauen erwies sich Fürst Nestischersky, der sich allerdings in seinem Journal der „Graschdanin“ stets selbst den „Conservator“ nennt. Nicht zufrieden, die Frage prinzipiell nur zu erörtern, führte er verschiedenartige Argumente an, die das gemeinsame Studium gradezu als einen moralischen Unfug kennzeichnen, und stützt sich auf die Aussagen philiströs gesinnter Privatpersonen im Auslande, die das „sittliche Verhalten russischer Studentinnen tadeln“. Die ganze suffisante und ironisch wegwerfende Art, mit der der sonst überaus geistreiche Fürst den Gegenstand behandelte, mußte einen Sturm der Entrüstung heraufbeschwören. Die akademische Jugend verhielt sich ebenso taktvoll als diplomatisch, indem sie ihren Zorn bezwang und ruhig den Berufenern die Gelegenheit bot, ihre gewichtige Stimme zu erheben. Es währte auch nicht lange, so ergriffen Männer das Wort, die zur Elite der russischen Intelligenz gehören und als Lehrer und Leiter akademischer Hochschulen die vollste Kompetenz und reiche Erfahrungen besitzen.

Freunde der russischen Studentinnen, die besonders noch aus eigener Anschauung das Leben und Streben der meistens armen jungen Mädchen kennen, bewillkommenen die Protestkundgebungen um so herzlicher, als sie geeignet sein dürften auch im Auslande irrige Vorurteile zu zerstreuen.

Wir lassen daher im Wortlaut einige dieser Veröffentlichungen hier folgen. Senator August A. Gehrke schreibt unter anderm:

„Mit Mißachtung und Bosheit wendet sich die „Rede des Konservators“ gegen die Studentinnen und ihre Zulassung zur Universität. Sie gesellt die Studentinnen

zu den moralisch niedrig stehenden Menschen, doch vermag sie ihren guten Namen nicht zu bestreuen. Mit Widerwillen wenden sich ruhige Leute von diesen niedrigen Schmähungen ab und wünschen, daß ihnen gar keine Beachtung weiter geschenkt werde."

Rajew, der Direktor der „Höheren Frauenkurse“ zu St. Petersburg, äußert sich in nachstehender Weise:

„Die Professoren und der Direktor der ‚Höheren Frauenkurse‘ weisen ganz energisch die unverdiente Verleumdung der Studentinnen und Kursistinnen zurück, die im Organ des Fürsten Meshchersky gestanden hat. Da wir seit langen Jahren unsere Zuhörerinnen kennen, ihren gewissenhaften Arbeitsseifer und ihr tadelloses Benehmen zu beobachten Gelegenheit haben, so versichern wir, daß die erwähnte Beleidigung eine empörende Lüge ist.“

Professor R. A. Posse äußert sich also:

„Viele brachten ihren Protest gegen das abscheuliche Vorgehen des „Graschdanin“, betreffend unsere akademische Jugend, bereits zum Ausdruck, und keine Zeitungsnummer wäre umfangreich genug, um auch nur all die Namen derer zu nennen, die von Widerwillen erfüllt sind. Doch nicht nur Widerwillen sondern auch Verdacht erweckt jener Artikel, da er das Produkt einer gestörten, krankhaften Phantasie zu sein scheint. Wir wollen daher mit der Meinung eines Organs nicht rechnen, mit dem ein Kampf unschicklich und fruchtlos wäre.“



## Mrs. Tattons Eigensinn.

Von

Louis Becke.

Autorisierte Uebersetzung von E. von Deemming.

Nachdruck verboten.

Die Indiana aus Sydney, Tom de Wolfs Handelsbrigg, lag vor Anker vor der Eingeborenensstadt von Niasu, einer der südlich von Samoa gelegenen Freundschaftsinseln, als Tatton an Bord kam. Tatton war ein kleiner, untersehter, dunkelhaariger Mann, langsam im Sprechen, aber schnell im Handeln, Eigentümer eines kleinen Handelsfahrzeuges von ungefähr hundert Tons, der Lunalilo. Denison hatte ihn ungefähr vor einem Jahr auf der Wallisinsel kennen gelernt, und da er und Tatton ganz einig darin waren, daß ihnen das Eindringen der Holländer, eigentlich der Deutschen in die Südsee ein Greuel war, befreundeten sich die beiden schnell und tranken und rauchten zusammen, wo sich die Schiffe nur trafen. Am selben Tage, an dem die Indiana, von Fidschi kommend, in Bavau einlief, kam die Lunalilo von Norden her in Sicht; sie wurde von ihren Booten in den

Niasuhafen geschleppt, weil sich bei Sonnenuntergang der Passatwind gelegt hatte. Als Tattons Schiff die Indiana passierte, winkte er hinten im Schiffe stehend Denison mit der Hand und rief ihm und dem Kapitän der Brigg zu, nach dem Abendessen zu ihm an Bord zu kommen.

Nach beendigtem Abendessen machten sich der Kapitän der Brigg und Denison fertig, zum Schoner hinüberzufahren, als der Steward herunterkam und „Kapitän Tatton“ meldete.

Sie öffneten die Kajütsthüren und drückten ihm die Hände. Der Kapitän der Indiana, ein rauber, vielerfahrener Nankee aus Connecticut mit einer groben Faust und einem weichen Herzen, sah Tatton einen Augenblick prüfend an und fragte dann:

„Was, beim Himmel, ist mit euch geschehen, Tatton? Habt ihr das gelbe Fieber oder die Cholera an Bord eures alten Kasten?

„Oder ist gar jemand mit deiner kleinen Frau davongerannt? oder was sonst?“

Tatton versuchte über des alten Berron Späße zu lachen, aber es glückte ihm nicht. Er führte das Glas Grog, das der Steward für ihn eingeschenkt hatte, zum Munde; doch seine Hand zitterte, und er setzte es wieder auf den Tisch.

„Niemand hat die arme Luisa entführt, Berron“, — er wendete sich ab, starrte in das Oberlicht und ließ den Kopf in die Hand sinken, — „und doch verläßt sie mich. Die arme, kleine Frau stirbt, Berron. Ich hatte Kurs nach Osten, als ich Samoa verließ, aber ich segelte hierher, weil ich hoffte, ich würde das amerikanische Kriegsschiff, den Narrangansett hier finden. Der Narrangansett verließ Samoa einige Tage nach mir und kam in vorletzter Nacht an uns vorbei in voller Fahrt. Luisa ging es schon schlecht, sehr schlecht, und ich zündete das eine blaue Licht, das ich auf dem Schoner hatte, an, und die Mannschaft feuerte alle paar Minuten ihre Büchsen ab, aber der Kreuzer war wohl zu weit, um uns zu sehen oder zu eilig, um sich um uns zu kümmern,“ und der starke, wetterharte Seemann strich müde mit der Hand übers Gesicht.

Sofort streckte ihm Berron, der in dreißigjährigen Entbehrungen und Abenteuern im Stillen Ozean alt und grau geworden war, die Hand entgegen.

„Das sind schlimme Nachrichten. Können wir dir irgend wie helfen, Tatton? Du rechnest wohl auf den Doktor auf dem Narrangansett? Steht es sehr schlimm mit deiner Frau? Denison versteht ein bißchen vom Doktern. Vielleicht kann er ihr helfen? Geht es sehr schlecht?“

Tatton nickte: „Sie stirbt. Ich sehe es. Ich glaube, das arme Kind weiß es selbst. Aber was kann ich machen? Ob der amerikanische Kreuzer wohl weiter nach Tongatabu gegangen ist? Wenn ich das wüßte, würde ich wieder in See gehen und versuchen, ihn dort zu treffen.“

„Warte damit bis morgen, Tatton,“ sagte der Kapitän der Brigg, „wahrscheinlich kommt der Narrangansett bis dahin. Er muß hier herankommen, ehe er nach Tongatabu geht,

— ich weiß, hier liegen Kohlen für ihn bereit.“

Diese Aussicht flößte Tatton wieder etwas Mut ein; nachdem er seinen Grog getrunken hatte, bat er Denison mit ihm auf die Lunalilo zu kommen. „Ich glaube, sie freut sich, wenn du kommst, Denison,“ sagte er zögernd; „jedemfalls kennst du sie ja und ihre Familie auch, nicht wahr?“

„Ich komme herzlich gern mit,“ sagte Denison, griff nach der Mütze und wollte Tatton folgen, als der alte Berron ihn zurückrief.

„Ist noch Champagner da?“

„Ungefähr ein halbes Duzend Flaschen.“

„Weißt du, ich glaube Champagner ist stets das Beste einzunehmen. Ich weiß ja nicht, was der Frau fehlt, aber Champagner ist sicherlich gut. Nimm den ganzen Vorrat und schreibe es für mich an.“

Als der Steward Denison die fünf Flaschen Champagner wohl verpackt in einem Korbe übergab, fiel diesem ein, daß es erst ein Jahr her war, daß die Indiana und die Lunalilo zusammen bei der Futuna-Insel waren. Tatton, Berron und er waren über einer Geschäftsangelegenheit in heftigen Streit geraten, und Tatton hatte dem grauhaarigen Kapitän der Brigg mit funkelnden Augen zugerufen: „er sei zu verdammt gemein, wie eben alle Südosthankes.“

\* \* \*

Tattons Fahrzeug lag näher am Ufer als die Brigg, aber die Entfernung zwischen beiden war nur gering. Als die Eingeborenen das Boot über das stille, von den Sternen beschiedene Wasser ruderten, beobachtete Denison Tatton, der ganz still darsaß. Er konnte sehen, daß der Mann trotz seiner rauhen, harten Natur schwer litt. Erst wenige Monate, ehe sich die beiden auf der Wallis-Insel kennen lernten, hatte Tatton die jüngste Tochter eines alten Händlers auf den Navigators-Inseln geheiratet, ein zartes, kindliches Geschöpf, das in civilisierten Ländern kaum der Kinderstube entwachsen gewesen wäre. Und seitdem war mit Tatton, dem trinklustigen, streitsüchtigen Schiffer, dessen Hauptargument in jedem Streite immer seine

Faust war — und er hatte viel Argumente für und wider eine Menge von Dingen — seitdem war mit Tatton eine wunderbare Veränderung vorgegangen, und er hatte sich einen seltenen Ruf erworben; um kurz zu sein, er war jener seltene Fisch in polynesischen Gewässern — ein sittenreiner Handelskapitän.

\* \* \*

Luisa, die Tochter eines weißen Vaters und einer Mutter von den Manahiti-Inseln, lag auf einem Bett, das aus weichen Matten auf dem Fußboden der Kajüte hergerichtet war. Neben ihr hockte ein eingeborener Matrose, der ihr Lust zusächelte, denn es war warm und drückend. Ein paar Schritt weiter auf dem Deckballen saß ein riesiger, gelbhäutiger Eingeborener aus Manahiti. Er wiegte auf seinen Armen ein neugeborenes Kind. Einen Augenblick starrte er Denison und Tatton an, dann beugte er sich wieder über das schlafende Kind.

„Sie schläft,“ sagte der Mann neben ihr leise. Tatton wies Denison auf einen Sitz und sprach dann flüsternd:

„Es wurde vor vier Tagen, gerade als wir Beveridge Niff passierten, geboren,“ und er zeigte auf den großen Manahitiingeborenen, der langsam und feierlich das Kindchen hin und her schaukelte: „Ich ging von Ututaka fort, weil sie so gern nach Samoa zu ihrer Mutter und zu ihren Verwandten wollte. Ich schloß also die Station in Ututaka zu und nahm sie an Bord. Solch verdammtes Pech ist noch nicht dagewesen. Widrige Winde und Windstille, Windstille und widrige Winde fast einen Monat lang, und dann gerade vor Beveridge . . .“

Sie bewegte sich und erwachte.

„Lu,“ sagte Tatton und beugte sich über sie, „hier ist ein alter Freund deines Vaters.“

Die junge Frau blickte Denison an, streckte ihm ihre zierliche Hand entgegen und sagte in ihrer Muttersprache kaum lauter als im Flüsterton: „Ach ja, ich entsinne mich Ihrer. Wissen Sie noch, wie Sie und mein Vater und die Brüder zu der fa' atau tui (Auktion) nach Apia gingen, und Alvord, der dicke

Amerikaner, der mit dem Hammer auf den Tisch schlug, mir eine angezogene Puppe schenkte?“ und sie lächelte matt.

\* \* \*

Das war fast acht Jahre her. Wie die Erinnerung wieder lebendig wurde! Der dicke lustige Alvord verkaufte eine zusammengewürfelte Masse der verschiedenartigsten Dinge im Hause eines Europäers in Apia, und eine sonderbare buntscheckige Menge umstand ihn; darunter waren auch des Mädchens Vater, seine Söhne und er selbst, Denison. Er entsann sich auch, wie ein kleines Mädchen von zehn Jahren, auf europäische Art gekleidet, zur Thür hereinkam und ihn anlächelte. Der alte Ned, ihr Vater, hatte sie zu ihm geführt und gesagt, das sei seine Tochter, „die von dem Schwesternhause, wo sie zur Schule ging, herangesprungen sei, um ihre Brüder zu sehen.“ Und als das fa' atau tui vorüber war, waren der alte vertrocknete Händler, seine großen Söhne, das kleine Mädchen und er selbst alle zusammen zur Französischen Mission gegangen und hatten den guten Schwestern den kleinen Ausreißer wiedergebracht. Nun lag sie da, eine junge Mutter und im Sterben.

Der riesige Matrose kam heran und hockte mit untergeschlagenen Beinen auf der Matte nieder.

Tatton umschlang Luisa mit dem Arm und hob sie hoch, daß sie das häßliche kleine Menschenbündel in seinen Armen betrachten könne.

„Was ist es doch für ein kleines, häßliches aitu (Teufelchen)!“ sagte sie auf samoanisch zu Tatton, als es der Manahitimann auf die Matte neben sie legte.

Tatton wendete sich zu Denison und lächelte fast: „Bei Gott, es wird ihr wieder besser! Wenn ich nur den Kreuzer fassen könnte, ich gäbe das Schiff mitsamt der Ladung dafür hin.“ Dann zog er den Champagner auf und gab ihr ein Glas.

Denison blieb noch etwa eine Stunde und verließ sie dann. Vor seinen Augen schwebte das Bild der zarten Gestalt, die unter der Wirkung des Weines wieder eingeschlafen war, wie sie regungslos auf den Matten lag; der riesige Mann, der das Kind wartete, und



Puniola, der Savageinsulaner, der dem matten Anblick Lust zusäufelte, und Tatton, wie er, das braune Gesicht in die Hand gestützt, den stillen Blick nicht von der Schläferin wandte.

Die Morgennebel lösten sich von den Hügeln von Niasu, als Berron und sein Superkargo Denison den langen schwarzen Rumpf des Narrangansett in den Hafen hineindampfen sahen. Er war eins der berühmten „Neunzig Tage-Schiffe“ und gewährte einen stattlichen Anblick, wie er das ruhige Wasser durchschnitt und einige hundert Yards hinter der Indiana vor Anker ging. Kaum hatte sein Anker den Boden berührt, als sie schon Tattons Boot längsseit kommen sahen, und nach weiteren fünf Minuten fuhr es wieder ab, ein Fremder saß neben Tatton, und sie ruderten scharf auf die Lunalilo zu.

„Run sieh bloß an!“ sagte der Alte zu Denison, als sie auf dem Oberlicht zusammen ihren Kaffee schlürften, „der Kerl hat nun seit zehn Jahren alle Sorten von Schlechtigkeiten verübt, einfache und verschmitzte, Negerfang, Frauenraub und alle solche Tücken, und so sicher wie ich nicht zu den Erwählten gehöre, er ist ein andrer Mensch geworden und nur aus Liebe zu der zarten, kleinen Frau. Ist es möglich? Er muß unendlich an ihr hängen, daß er die Stirn hat, den Doktor noch vor seinem Morgenkaffee aus dem Bett herauszuholen!“

Sie hatten ihren Kaffee getrunken und beobachtet, was auf dem Dampfer vor sich ging, als das Boot der Lunalilo wieder abstieß und mit nur zwei Leuten zur Brigg herüberruderte. Sie kamen heran, einer sprang an Deck und gab Denison einen Zettel von Tatton:

„Komm so schnell du kannst an Bord. Bring Allan mit!“

Allan war der Hochbootsmann, ein Halbblut aus Manahifi. Verwundert, was das bedeuten sollte, rief ihn Denison, stieg ins Boot und ruderte zur Lunalilo. Sowie sie auf Deck kamen, kam ihnen Tatton bleich und aufgeregt entgegen. Der Doktor von dem Kriegsschiff saß auf Deck und rauchte eine Zigarre.

„Wie geht es ihr?“ fragte Denison.

„Schlecht, mein Junge,“ gab Tatton zur Antwort, „und der Doktor sagt, wenn er sie nicht sofort in Behandlung nehmen kann, hat sie nur noch ein paar Tage zu leben.“

„Na, warum thut er es denn nicht?“ fragte Denison verwundert.

„Weil sie es nicht will; sie sagt, lieber stirbe sie zehnmal. Du weißt ja, wie sonderbar schamhaft die eingeborenen Frauen in einigen Dingen sind. Sowie der Doktor an Bord kam, — natürlich teilte ich ihm so gut ich wußte mit, was ihr fehle — sagte ich zu ihr, er würde sie bald gesund machen. Sie richtete sich auf und fing an zu weinen, sie wolle ihn nicht; und während ich auf Deck gehe, den Doktor zu holen, hebt der Rivi, der riesige Manahifikerl, sie auf, trägt sie in meine Kabine, bringt das Würmchen zu ihr hinein und schließt die Thür zu. Nun steht er Wache vor der Thür. Der Unsinnige droht, er würde jeden umbringen, der die Thür zu öffnen versucht. Er ist ein entfernter Vetter von Luiskas Familie, von mütterlicher Seite her. Darum hat ich dich, Allan mit herüberzubringen. Vielleicht kann er Rivi zur Vernunft —“

Allan schüttelte den Kopf. „Das nützt nichts, Kapitän Tatton; wenn Sie es wollen, will ich hinuntergehen und Rivi prügeln und ihn aufs Deck befördern; aber dann nehme ich seinen Posten ein, wenn Ihre Frau den Doktor nicht hereinlassen will.“

„Verfluchter Hartkopf von einem Kanake!“ rief Tatton, „ich sage dir doch, daß sie sterben muß, wenn sie den Doktor nicht heranzieht.“

„Wissen Sie, Kapitän Tatton,“ sagte Allan wieder, „Sie sollten doch selbst die Sitten der Eingeborenen zur Genüge kennen und wissen, daß kein Mann Ihrer Frau helfen kann. Bringen Sie sie an Land zu einer der alten Tongafrauen und sehen Sie, ob die ihr helfen können. Sie wäre ja für ihr Leben entehrt, wenn Sie ihr einen Doktor aufzwingen, und das weiß sie.“

Der arme Tatton war dem Wahnsinn nahe. Er ging mit Denison zum Doktor und erklärte dem alles. Der war ein gutmütiger Mann und hörte geduldig zu.



„Ich will gern ein, zwei Stunden warten,“ sagte er, „wenn Sie meinen, sie besinnt sich doch vielleicht anders. Wenn sie nicht andren Sinnes wird, können Sie nichts Besseres thun, als dieses Mannes (er zeigte auf Allan) Rat befolgen und eine eingeborene Frau zu Hilfe holen. Möglich, daß die ihr das Leben retten kann, aber ich bezweifle es; es ist ein operativer Eingriff nötig.“

Er setzte sich wieder und rauchte weiter.

Allan ging hinunter, und er und sein riesiger Landsmann sprachen miteinander. Dann rief Allan den Weißen zu, herunterzukommen, bis auf den Doktor, und der Riese öffnete die Thür und ließ sie hinein. Luisa lag in Tattons Bett, sein häßliches kleines Ebenbild fest an ihre Brust gedrückt.

„Du,“ sagte Tatton, legte seine Hand auf ihren Arm und sprach englisch: „Weißt du, daß du sterben mußt, wenn du dir nicht von dem amerikanischen so' mai (Arzt) helfen läßt. Nicht wahr, so ist es?“ wendete er sich an Allan und Denison.

Die großen erschreckten Augen der zarten Frau blickten sie angstvoll an, um auf ihren Gesichtern die Antwort zu lesen. Langsam schloß sie sie wieder und lag still, während die Thränen ihre Wangen herunterliefen.

„Epulo le Atua,“ sagte sie endlich. (Es ist Gottes Wille, wenn ich sterbe.)

„Mrs. Tatton“, fing Denison noch einmal an, „möchten Sie nicht Ihre Brüder und Schwestern wiederschen? Warum schämen Sie sich? In papalagi (dem Land der weißen Menschen) kommt der so' mai zu allen Frauen, wenn sie ein Kind bekommen haben und krank sind, um sie vor dem Tode zu retten.“

Sie schüttelte den Kopf: „Ich weiß, Tatton hat mir das oft erzählt. Aber nur eine ganz schamlose Frau kann das gestatten.“

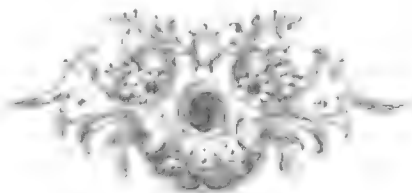
Man hörte oben den Schritt des Arztes. Nivi, „der entfernte Verwandte“, ging mit drohendem Blick an den beiden Weißen vorbei und stellte sich zu Häupten des Lagers auf. Allan sagte in der Sprache der Manahiti zu ihm: „Hab keine Sorge“ und er ging wieder hinaus. Der arme Kerl, sonst jedem Winke Tattons gehorsam, war bereit, sein Leben für die „entfernte Verwandte“ zu opfern, nur damit sie nicht zu erröten brauchte.

Tatton und Denison gingen wieder auf Deck als Besiegte. Der Doktor versprach Medizin zu schicken — das sei alles, was er thun könne. Als er auf der Fallreepstreppe stand und sich noch eine Zigarre anzündete, antwortete er auf Tattons Fragen: „Oh ja, geben Sie ihr von Zeit zu Zeit ein Glas Champagner, es wird sie beleben und kann nicht schaden.“

Denison fuhr mit dem Doktor fort. Allan blieb da, um Tatton zu helfen, seine Frau an Land zu den klugen Frauen des Niasudorfes zu bringen.

Zwei Tage darauf starb Luisa. Nach dem Begräbnis ging Tatton zum Narranganseft, und der Doktor machte mit einem Gummischlauch künstlich eine Saugflasche für den kleinen Tatton zurecht und gab ihm ein Duzend Büchsen kondensierte Milch, „um das Nitzchen aufzuziehen“, wie Tatton sich ausdrückte, „bis er es den Verwandten seiner Frau überlassen könne.“

Als die schrille Pfeife des Hochbootsmanns auf dem Kriegsschiff alle Mann zum Abendbrot rief, lichtete die Lunalilo die Anker und segelte mit den ersten Stößen des Landwinds hinaus. Tatton stand am Steuer, und zwischen den Klappen des Oberlichts saß der riesige „entfernte Vetter“ aus Manahiti und wiegte auf seinen Knien Luisas hinterlassenes Kind.





welchem der Hebammen, der vom Kreisphysikus die Desinfektion aufgegeben war, 10 Mark für Bad und Kleiderdesinfektion abverlangt wurde. Er schlägt daher vor, gesetzlich oder auf Verwaltungswege festzulegen, daß die Gemeinden stets zum Tragen solcher Unkosten zu verpflichten seien. Er befürwortet außerdem die Zusicherung eines Entschädigungsgeldes nach Art der Krankengelder für die Zeit unfreiwilliger Arbeitslosigkeit, wie jede einer Hebamme auferlegte Karenzzeit sie mit sich bringt.

Auf das, was er weiterhin über Einführung obligatorischer Repetitionskurse und Nachprüfungen, über Ausgestaltung des Unterrichts sagt, über das mangelnde Aufsichtsrecht des preussischen Staates gegenüber den von einem aus Nichtfachverständigen bestehenden Provinzsausschuß gewählten und angestellten Hebammenlehrern — in allen anderen Staaten ernannt das Staatsoberhaupt resp. das Ministerium die Direktoren der Lehranstalten —, über eine anschaulichere Methode, die Hebammen in den Lehren der Infektion und Desinfektion zu unterweisen, über Einrichtung geburtshilflicher Polikliniken zur Schulung der Hebammen, kann ich hier nicht näher eingehen. Von größtem Interesse ist dagegen an dieser Stelle die von Fritsch so warm befürwortete Heranziehung gebildeter Frauen zu dem sich jetzt fast ausschließlich aus Angehörigen der unteren Volksschichten rekrutierenden Beruf. Daß das nur unter bestimmten Voraussetzungen möglich, unter den jetzt bestehenden Verhältnissen geradezu ausgeschlossen ist, darüber läßt Fritsch keinen Zweifel. Aber er ist überzeugt, daß sich Reformen durchführen lassen, die auch der gebildeten Frau in dem Hebammenberuf ausreichenden Erwerb und einen wenn auch schweren so doch segensreichen und daher befriedigenden Wirkungskreis bieten könnten.

Zu diesen Reformen gehört: Aufbesserung der Hebammentage, Zusicherung einer Altersversorgung sowie der oben schon erwähnten Entschädigungsgelder während der Zeit unfreiwilliger Arbeitslosigkeit, Ausbildung in besonderen Kursen, die auch in den Universitätskliniken stattfinden könnten (jetzt werden die Hebammen fast ausschließlich in besonderen Lehranstalten ausgebildet). Selbstverständlich müßten die aus gebildeten Klassen stammenden Schülerinnen gesellschaftlich-sozial so gestellt sein, daß sie mit den Studenten gleichstünden.

Wie das jetzige Hebammenmaterial beschaffen ist, darüber giebt eine Aufstellung von Privatdozent Dr. Klein in der Münchener Mediz. Wochenschrift Aufklärung, wonach unter 42 Schülerinnen, die an einem Kurse teilnahmen, 31 sich aus Mangel an dem Nötigsten für sich, den alten oder erkrankten Mann und ihre übrigen Angehörigen, also aus

Not zu dem Berufe entschlossen, 8 weil der Bürgermeister, da keine Hebamme am Ort sei, sie veranlaßt habe, sich auszubilden. Nur 3 von 42 hatten aus eigenem Antrieb und Neigung den Beruf gewählt. Fritsch weist darauf hin, daß häufig Gemeinden arme Frauen, für die sie sonst sorgen müßten, in die Hebammenschulen schickten, um teils eine Almosenempfängerin los zu werden, teils unter günstigen, möglichst billigen Bedingungen eine Bezirkshebamme zu erwerben.

Dem Mangel an Bildung und Erkenntnis: vermögen schreibt Fritsch die Unfähigkeit der Hebammen zu, die Lehre von der Infektion und Desinfektion zu erfassen. Nicht Böswilligkeit und Nachlässigkeit, sondern Beschränktheit sei in so vielen Fällen die Ursache, wenn Hebammen unter der Anklage fahrlässiger Tötung vor Gericht gezogen würden. „Es war fast zum Verzweifeln“, so schreibt er, „daß die älteren Hebammen den Zweck und Sinn der Desinfektionsmethode überhaupt nicht begriffen hatten, und daß junge antiseptisch ausgebildete das Verfahren ganz lüdenhaft ausübten, die Vorschriften ganz ignorierten, oder in den wichtigsten Teilen vergessen hatten . . . Mechanisch Eingelerntes, nicht durch Erkenntnis der Kausalität verstandene Maßregeln, werden von ungebildeten Menschen niemals richtig ausgeübt.“

Auf Grund solcher Erfahrungen kommt Fritsch zu seiner Forderung, Mädchen und Frauen der besseren Stände zum Hebammenberufe heranzuziehen.

Er legt dar, wie auch der Stand der Krankenpflegerinnen durch den Eintritt gebildeter Frauen in diesen Beruf gewonnen habe. Noch vor 30 Jahren sei er so verachtet gewesen, daß ein anständiges Mädchen es vorzog, als Dienstmädchen zu dienen, nur wenn es keinen Dienst fand, entschloß es sich zur Pflege in Irren- oder Krankenhäusern. An manchen Orten empfahl man geradezu die Verwundung von alten puellis publicis zur Krankenpflege. Trinkgelder, redlich oder unredlich erworbene Vorteile spielten auch bei sonst tüchtigen Pflegerinnen eine große Rolle. Der Ton in den Krankenhäusern war, soweit nicht die Pflege in den Händen von Diakonissinnen (oder wohl auch Ordensschwestern) lag, deren es aber immer zu wenig gab und giebt, oft ein roher, sowohl der Ärzte gegen die Wärterinnen, als dieser gegen die Kranken.

Erst durch den Eintritt einer größeren Zahl gebildeter Frauen in den Pflegeberuf — namentlich seit Entstehung der Vereine vom Roten Kreuz — haben sich, so fährt Fritsch fort, die Verhältnisse wesentlich gebessert. Unredlichkeiten, Mißbeurteilungen, Unhöflichkeiten kommen kaum noch vor. Als großer Vorteil sei auch besonders anerkannt, daß Studenten und Assistenten von Jugend auf durch den Ber-

lehr mit gebildeten Schwestern zur Höflichkeit, zu humanem, gesittetem Betragen gegen das Pflegepersonal und gegen die Kranken erzogen würden.

Er widerlegt nun eingehend die Bedenken, die namentlich von Seite der Ärzte gegen das Eintreten besserer Elemente in den Hebammenstand erhoben werden.

Daß sich Frauen zum Eintritt in diesen Beruf bereit finden würden, scheint ihm nach seinen Erfahrungen sicher. Schon jetzt erhalte er, der an seiner Klinik vereinzelt gebildete Frauen zu Hebammen ausbildet, so viele Meldungen, daß er sie nicht alle berücksichtigen könne. Nur müsse man besondere Kurse einrichten, in denen der Unterricht dem Bildungsgrad gebildeter Mädchen und Frauen entspreche, in denen äußere Bedingungen, Lebensweise u. s. w. einer aus besserer Familie stammenden Dame angemessen sei. Denn natürlich hätten diejenigen recht, welche behaupteten, daß man einer gebildeten Frau nicht zumuten könne, unter den jetzt bestehenden Verhältnissen mit einer der Schülerinnen ein halbes Jahr lang zu essen, zu schlafen, zu verkehren, zu lernen. Daß aber sei nicht notwendig, wenn man den Hebammenunterricht frei gäbe, z. B. auch den Leitern von Kliniken das Recht gäbe, Hebammen zu bilden.

In einem die gleiche Frage behandelnden Aufsatz (Archiv für Gynaecologie, Bd. XLIX, Heft 1) tritt er den Feinden gemeinsamer Ausbildung, gemeinsamen Studiums der Geschlechter, entschieden entgegen. „Mit Recht“, so sagt er, „haben die Freunde der Frauenemanzipation bzw. des ärztlichen Studiums für Frauen betont, daß das Zusammensein beider Geschlechter unter den Lernenden mehr zur Verbesserung des Tones in einer Krankenanstalt beiträgt, als daß es etwa den Ton verschlechtert. . . . Muß doch der Arzt sich später unter gleichen Verhältnissen bewegen. . . . Würde jemand eine Gefahr für die Studenten darin sehen, daß sie gleichzeitig mit Hebammenschülerinnen die Geburten beobachten, so würde er damit den deutschen Studenten ein sehr schlechtes Zeugnis ausstellen, daß sie wahrhaftig nicht verdienen.“

Wir können uns dieses Zeugnisses eines unserer ersten Mediziner, der auch auf dem eigenen Arbeitsgebiet in der Frau den Arbeitsgenossen geehrt und anerkannt sehen will, aufrichtig freuen, auch der Worte, mit denen er die Behauptung widerlegt, daß die Töchter gebildeter Stände den Anstrengungen des Hebammenberufes nicht gewachsen sein würden. „A priori zu behaupten,“ so sagt er in der Denkschrift, „daß in besseren Ständen weder die körperliche Kraft, noch die geistige Energie vorläme, die zum Hebammenberuf befähigen, ist ein Nonsens. . . Im Gegenteil gehört auch dazu, Pflichtgefühl zu

haben, so viel Verstand, daß beurteilt werden kann, was Pflicht ist. Ein gebildeter Mensch wird sich eher Pflichtgefühl aneignen, als ein ungebildeter, der unverständene gesellschaftliche Bestimmungen nur aus Furcht oder aus Subordination erfüllt.“

Zum Schluß wendet er sich gegen einen ganz eigenartigen Einwand, daß nämlich durch Ausbilden besserer Hebammen der Stand erst recht herabgedrückt werden würde, da dann die andern Hebammen zu solchen zweiter Klasse werden würden.

In jeden Stand, so sagt er, versucht man bessere Elemente hineinzubringen, damit die besseren durch ihr Beispiel günstig auf die schlechteren einwirken. Niemals versucht man doch einen Stand dadurch zu heben, daß man bessere Elemente von ihm zurückhält, vielmehr im Gegenteil dadurch, daß man an die Qualifikation, die Prüfungen, die geistigen und körperlichen Eigenschaften der Bewerber höhere Ansprüche stellt.

So weit die für Hebung des Hebammenstandes vorgeschlagenen Reformen. An und Frauen aber ist es, alte Vorurteile überwinden zu helfen, die jetzt noch so manche gebildete Frau von dem Eintritt in einen Beruf zurückhalten, der doch für unser eigenes Geschlecht von so großer Wichtigkeit ist. Die wenigen Frauen aus besseren Kreisen, die sich selbst unter den jetzigen ungünstigen Verhältnissen zu einer Ausbildung entschlossen haben, haben in fast ausschließlich wohlhabenden Kreisen ausreichend zu thun gefunden, der beste Beweis, wie sehr man auch im Publikum gebildete Kräfte zu schätzen weiß. An Stelle der Hebammen ärztlich geschulte Geburtshelferinnen zu setzen, ist ein Umding. Für normal verlaufende Geburten ist eine kürzere Vorbildung durchaus genügend, und so wenig die Krankenschwester sich vor Handreichungen dem Arzte oder auch der Ärztin gegenüber scheut, so wenig der praktische Arzt die Hinzuziehung eines Spezialisten als der höheren Autorität ablehnt, ebenso wenig sollte eine gebildete Frau sich dadurch mindergewertet fühlen, daß sie gesetzlich verpflichtet wird, bei schwierigen Fällen ärztliche Hilfe hinzuzurufen. Ist die Einnahme geringer — obgleich das ganz von der Tüchtigkeit der Betreffenden abhängen wird —, so ist doch auch die Ausbildung eine ungleich kürzere gewesen, hat nur einen kleinen Bruchteil der für das ärztliche Studium notwendigen Mittel erfordert. Die Art der Tätigkeit aber entspricht der des Arztes. Von gebildeten Frauen bevorzugt, würde der so viel geschmähte Stand bald zu einem durchaus angesehenen werden. Alle diejenigen aber, welche an Stelle der oft so rohen Hebammen gebildete Helferinnen um sich haben dürften, würden den Wandel froh und dankbar empfinden.





\* **Der Rektor der Berliner Universität,** Professor Reule von Stradonitz, hat der staatswissenschaftlichen Abteilung der freien Studentenschaft untersagt, einen Vortrag von Frä. Dr. phil. Helene Stöcker auf die Tagesordnung zu setzen, da während seiner Amtsführung Frauen nicht vor Studenten reden sollten. Das Verbot erscheint angesichts des ohne alle Unzuträglichkeiten nun schon seit Jahren bestehenden gemeinsamen Studierens der Geschlechter an der Berliner Universität, sowie auch insbesondere angesichts des mehr und mehr gepflegten kameradschaftlichen Verkehrs zwischen dem Verein studierender Frauen und dem sozialwissenschaftlichen Studentenverein wie der Finken-schaft, mehr als merkwürdig. Die Bedeutung einer Niederlage, oder eines Rückschritts der Frauensache an der Universität dürfte dem Verbot allerdings kaum beizulegen sein. Entbehrt es doch jeder andern Grundlage, als des ebenso einfachen wie unvorderleglichen *car tel est mon plaisir*. Und dagegen giebt's kein Mittel, als bessere Zeiten, bezw. einen anders gesinnten Rektor zu erwarten.

\* **Die Zahl der studierenden Frauen in Berlin** ist trotz der bedeutend verschärften Zulassungsbedingungen in diesem Wintersemester auf ca. 500 gestiegen. Es ist sehr erfreulich, daß auch die Handhabung der Aufsicht, die Kontrolle über die Legitimation der Hörerinnen eine schärfere ist. „Gerade als ein aufrichtiger Freund des Frauenstudiums“, motivierte einer der Dozenten seine Ankündigung dieser verschärften Kontrolle, „kann ich nicht wünschen, daß die Universität zum Mode-Bergnügungslokal der Damen des Westens werde.“ Niemand wird diese Anschauung freudiger begrüßen als die Studentinnen selbst.

\* **Zur Überwachung der Haltekinder** hat das Polizeipräsidium in Berlin zehn Stellen für Helferinnen ausgeschrieben, eine Neuerung, die mit Freuden zu begrüßen ist. Bisher lag die Beaufsichtigung für die überwiegende Zahl der Haltekinder einzig in den Händen der Polizei. Die Erkundigungen über die Verhältnisse der Frauen, die sich zur Ausnahme von Haltekindern meldeten, wurden von der Polizei gemacht. Es ist ein erfreulicher Fortschritt, daß man einsieht, daß Frauen zur Beurteilung der Zuverlässigkeit der Haltemütter besser geeignet sind. Die Aufgabe der Helferinnen, für die zunächst 500 Mark Jahresgehalt ausgesetzt ist, würde darin bestehen, jede in dem ihr überwiesenen Bezirke wohnhafte Haltefrau in bestimmten Zwischenräumen zu besuchen und dabei vorgefundene Mißstände, z. B. unzureichende Pflege des Haltekindes u. s. w., dem Polizeipräsidium

zur Anzeige zu bringen. Gebildete, rüstige Damen, nicht über 40 Jahre alt, die sich um eine dieser Stellen bewerben wollen, werden aufgefordert, sich unter Einreichung eines selbstgeschriebenen Lebenslaufs schriftlich an Abteilung IIa des Polizeipräsidiums zu wenden. Nähere mündliche Auskunft in dieser Angelegenheit wird werktätlich vormittags zwischen 11 und 1 Uhr auf Zimmer 277 des Polizeipräsidiums (II. Stock) erteilt.

\* **Eine Centralisation der Wohlfahrtspflege** ist in Nürnberg auf Anregung und unter lebhafter Beteiligung des Vereins Frauwohl (Vorsitzende Frau Helene von Forster) ins Leben gerufen worden. Eine direkte Vorarbeit hatte der Verein durch die Herausgabe eines umfangreichen, auf eine sorgfältige Materialsammlung gestützten Auskunftsbuch über die Wohlfahrts Einrichtungen Nürnbergs geleistet. Es ist ihm nun von seiten der städtischen Behörde die Errichtung eines Auskunftsbureaus nach Art der in Berlin bestehenden Auskunftsstelle der Gesellschaft für Ethische Kultur übertragen worden. Jedenfalls wird diesen Anfängen durch die Mühsigkeit und die nie ermüdende Initiative des Vereins bald eine weitere Ausgestaltung folgen.

Eine ebenso wertvolle Erweiterung der zahlreichen Arbeitsgebiete des Vereins ist eine kürzlich eingerichtete **Abteilung für kunstgewerblichen Unterricht** und eine technische Abteilung zur Ausführung kunstgewerblicher Arbeiten. Die Arbeit dieser Kurse, die unter tüchtiger fachlicher Leitung stehen, verspricht gerade in Nürnberg eine sehr fruchtbringende und erfolgreiche zu werden.

\* **Die Gymnasien Württembergs** öffnen sich jetzt auch den Mädchen. In Ludwigsburg sind bereits zwei Mädchen in die erste Lateinklasse des dortigen Gymnasiums aufgenommen.

\* **Totenschau.** Eine der Führerinnen der österreichischen Frauenbewegung, Marie Woschardt von Demergel, starb am 11. November in Wien. Sie war lange Jahre hindurch die Vorsitzende des Vereins für erweiterte Frauenbildung in Wien, dessen Initiative die österreichische Frauenbewegung manchen Fortschritt, so die Entstehung des Mädchengymnasiums in Wien, zu verdanken hat.

In London starb die bekannte Kinder-Genremalerin Kate Greenaway im 55. Lebensjahr. Sie ist eine der wenigen Malerinnen, die Weltruf errungen haben; ihre Hauptbedeutung liegt bekanntlich darin, daß sie durch ihre Kinderbilder einen maßgebenden Einfluß auf die englische Kinderbuch-Kunst ausgeübt, und die Kindermode geradezu beherrscht hat.



Fortbildung für Lehrerinnen und ist im Laufe der 25 Jahre unter der Leitung seiner thätigsten Vorsitzenden eines der segensreichsten, blühendsten Institute geworden, die deutsche Frauen ins Leben gerufen haben.

Eine öffentliche Versammlung zur Frage des Zolltarifs und des Milkriegs war von Frä. Alice Salomon und Helene Lange am 4. November einberufen worden. Über den Zolltarif referierte Herr Reichstagsabgeordneter Dr. Pachnide, über den Milkrieg Herr Rechtsanwalt Flatau. Die Versammlung, die von etwa 300 Personen besucht war, erklärte ihre Stellung zum Milkrieg durch die Annahme der folgenden Resolution:

Die heutige von etwa 300 Frauen Berlins und der Vororte besuchte öffentliche Versammlung erklärt sich entschieden gegen den Versuch, durch Schaffung einer Monopolgesellschaft die künstliche Verteuerung eines unentbehrlichen Lebensmittels, der Milch, herbeizuführen. Sie betrachtet diesen Versuch besonders mit Rücksicht auf den gegenwärtigen wirtschaftlichen Niedergang als eine Schädigung der Volksernährung und Volksgesundheit, und fordert

deshalb die Frauen Berlins und der Vororte auf, mit allen ihnen zur Verfügung stehenden Mitteln gegen diesen Versuch anzukämpfen.

In Sachen des Zolltarifs wurde eine Petition an den Reichstag beschlossen: „bei der Beratung des Entwurfs eines Zolltarifgesetzes im Interesse der Frauen jeder Erhöhung der Getreide- und Lebensmittelzölle seine Zustimmung versagen zu wollen“.

### Der Verein Jugendschutz

(Vorsitzende Frau Hanna Dieber-Böhm) hat soeben seinen 12. Jahresbericht versendet. Die Bestrebungen des Vereins haben eine erfreuliche Erweiterung erfahren durch die Begründung einer Vereinigung nach dem Muster des akademischen Vereins „Ethos“ in Zürich, eines Bundes junger Leute zum Kampf gegen die Unsittlichkeit. Die Berliner Vereinigung Ethos umfaßt junge Leute aller Stände und Richtungen. In Berlin hat der Verein Jugendschutz seine Thätigkeit in alter Mührigkeit und mit wachsendem Erfolg fortgesetzt. Neue Mitglieder bezw. Zweigvereine in anderen Städten haben sich ihm angeschlossen, so in Halle, Jena, Stettin. Seine unermüßliche Arbeit wird ihm auch in andern Städten noch für seine Bestrebungen Boden gewinnen und für seinen Kampf Mitstreiter und Anhänger.



## Für Haus und Familie.

### Havensburger Spiele.

Gute Gesellschaftsspiele für Kinder zu finden, ist eins der schwierigsten Dinge beim Weihnachtseinkauf. Wer, wie naturgemäß die meisten Eltern, in die Spielwarengeschäfte geht, um sich dort „allerlei zeigen zu lassen“, hat nicht eben viel Aussicht, unter der Fülle des Geschmackslosen, Albernem und Unkindlichen, was da existiert, in der Hast des Weihnachtsbetriebs in solchen Geschäften, eine gute Wahl zu treffen. Man wird besser fahren, wenn man sich einen Katalog eines guten Spielwarenverlags kommen läßt und danach seine Auswahl in Ruhe trifft. Der Verlag der „Havensburger Spiele“ von Otto Maier (Adresse: Otto Maier, Spielverlag, Ravensburg) entspricht nach Urteilen von kompetentester Seite mit seinen Bestrebungen zur Hebung des Jugendspiels allen Ansprüchen, die an Erfindung und Ausführung der Jugendunterhaltungsspiele gestellt werden können.

Aus dem sehr umfangreichen Verzeichnis sei nur einiges Neue besonders hervorgehoben.

Ein sehr beliebtes Brettspiel, ein Mittelding zwischen Dame und Schach ist „Attention“ (Preis 2 Mark) — die fremden Namen sind freilich etwas, das unseren Spielen noch abgewöhnt werden könnte. Es hat den Vorzug, daß es leicht zu erlernen ist, und doch eine solche Menge von Kombinationen bietet, daß es auch dem geübteren Spieler immer noch interessante Aufgaben stellt. Ein geschickt erfundenes „Citatenlotto“ (Preis 2 Mark)

dürfte sich einen Platz neben den beliebten Dichterquartetts erwerben, und wird seines Publikums sicher sein, wenn auch allerlei dagegen einzuwenden wäre, daß man mit klassischen Sentenzen Lotto spielt. Ein lustiges und anregendes Spiel für ältere Kinder ist auch das sehr hübsch ausgestattete Geschichtsspiel „Germania“ (Preis 3 Mark), das die Hauptpersonen und Begebenheiten der vaterländischen Geschichte durch Wort und Bild „spielend“ einprägen will. Auch ein „Naturgeschichtliches Rätselspiel“ (Preis 2 Mark) wird den Kindern das trodene Wissen als einen angenehmen Besitz erscheinen lassen, und darin liegt ja überhaupt der Wert dieser Spiele, daß die Kinder sich des Gelernten freuen. Als ein interessantes Geduldspiel zur Selbstbeschäftigung sei noch das „Quadrat-spiel“ (Preis 1 Mark) genannt, das auch Erwachsenen wohl noch Freude machen kann. Für die ganz Kleinen bietet der Verlag ein hübsches „Bilderlotto“ (Preis 2 Mark) neben vielen anderen Unterhaltungs- und Beschäftigungsspielen.

Da die Preise durchweg verhältnismäßig niedrig sind, dürften die anerkennenswerten Bestrebungen des Verlags weiten Kreisen zu gute kommen.

\*

Die „Lungenheilstalt Mendorf“ bei Friedland-Görbersdorf, (Besitzerin: Frau verm. Bahningenieur Weidert. Dirigierender Arzt: Dr. Rosenfeld) ca. 500 Meter über dem Meerespiegel gelegen, ist für Leidende, die ein derartiges Institut auf-

suchen müssen und sich nach einer kleinen, aber trotzdem mit vornehmer Einfachheit eingerichteten Anstalt sehnen, ganz besonders zu empfehlen. Die ärztliche Behandlung durch eigenen tüchtigen Anstaltsarzt ist, nach der bewährten Heilmethode von Dr. Brehmer in Görbersdorf langjährig erprobt, eine ebenso gewissenhafte wie individuelle, die Verpflegung und Abwartung teils durch geschulte Angestellte, teils durch die Mitglieder der Familie Weidert, eine ganz vorzügliche. Durch letzteren Umstand gestaltet sich der Aufenthalt, besonders auch für Damen, welchen an Familienanschluss gelegen ist, zu einem wirklich angenehmen. Durch ihre Lage in einem weiten, sonnigen Thal eignet sich die Anstalt, welche von einem schönen Park umgeben ist, vortrefflich auch zum Kurgebrauch im Winter. Der Preis ist ein sehr angemessener, zumal der Beamtenstand und der Mittelstand überhaupt mit ihren Angehörigen eine Ermäßigung von ca. 25 pCt. genießen, ohne irgend welchen Unterschied gegen sonstige vollzahlende Patienten."

Wir fügen diesen Ausführungen eines dort verpflegten Patienten noch die Bemerkung hinzu, daß die Anstaltsleitung auch Lehrerinnen diese Ermäßigung gewährt. Prospekt versendet die Besitzerin.

Auf einen neuen **Reformkindersstuhl** möchten wir unsern Leserinnenkreis aufmerksam machen. Er ist zum Sitzen, Stehen und Laufen für Kinder im Alter von sechs Monaten an durch eine sinnreiche und gut funktionierende Struktur nach allen Ansprüchen moderner Hygiene eingerichtet. Der Stuhl ist mit Laufrollen versehen und wiegt ca. 2½ kg. An dem oberen Ringe ist ein Sattel an Spiralfedern hängend und verstellbar angebracht und zwar so, daß das Kind mit den Füßen den Boden berührt.

Tritt nun das Kind mit den Füßen auf den Boden auf, macht also gewissermaßen die ersten Stehveruche, so ruht nicht die ganze Schwere des Körpers auf den schwachen Füßen, sondern das Körpergewicht wird zum Theil von der Federkraft des Sitzes mitgetragen. Je mehr sich die Beine des Kindes kräftigen, desto weniger wird infolge der eigenartigen Konstruktion des Sitzes bei den Stehversuchen das Körpergewicht von der Federkraft gehalten. Hat das Kind nun mit der Zeit das Stehen in dem Stühlchen erlernt, so wird es bald die ersten Laufversuche machen. Hierbei schiebt sich von selbst der federnde Sitz etwas nach hinten, so daß das Kind bequem mit den Füßen ausweichen kann. Ist das Kind vom Laufen ermüdet, so hebt der federnde Sitz von selbst das Kind in die sitzende Stellung zurück.

Der eigenartig geformte federnde Sitz kräftigt die Beine, verhindert das Krümmwerden derselben, ermöglicht Sitzen, Stehen oder Gehen nach allen Richtungen hin, sichert gegen alle und jegliche Unfälle zc. und erlaubt dem Kinde eine freie, gesundheitsfördernde Bewegung.

Für besonders große oder verkrüppelte Kinder werden Stühle in entsprechendem Maßstabe angefertigt. Der Stuhl ist in drei Qualitäten zu 9, 7,50 und 6 Mark von der Firma Moiss P. Ritter, Leipzig, Petersstr. 17 hergestellt.

**Kochvorschriften** aus dem ABC der Küche von Hedwig Heyl Carl Habel, Verlagsbuchhandlung, Berlin SW. Das umfangreiche ABC der Küche von Hedwig Heyl hat als eine reformatorische That auf dem Gebiet der Hauswirtschaftskunde seine Wirkung weit über die Kreise der Haushaltungsschulen hinaus ausgeübt. Es hat sich trotz seiner Anlage als Methodenlehre auch als das ABC der Hausfrau einen weiten Wirkungskreis erschlossen. Um es nun dieser Erweiterung seiner ursprünglichen Bestimmung entsprechend zu gestalten, hat die Herausgeberin in dem vorliegenden Bande einen Auszug aus dem ABC gegeben, der nur die Rezepte, sowie die praktischen Vorschriften für Einkauf, Aufbewahrung zc. aufnimmt. In dieser Form stellt es sich als ein auf wissenschaftlicher Grundlage beruhendes „Handbuch“ der Kochkunst an die Spitze aller im bürgerlichen Haushalt eingeführten Kochbücher, während es sie zugleich auch in der praktischen prägnanten und verständlichen Fassung der Vorschriften übertrifft.

#### Nähmaschinen-Kunststickerei.

Wie alljährlich, so möchten wir auch diesmal in der Dezembernummer auf die mit der Nähmaschine von Singer u. Co. herzustellenden Kunststickereien aufmerksam machen. Die Stickereien sind mit jeder gewöhnlichen Singer-Nähmaschine neueren Systems, ohne jeden besonderen Apparat anzufertigen. Die Singer Co., Nähmaschinen-Unternahmengesellschaft, erteilt in ihrem Atelier Berlin W., Kronenstr. 11, bei Ankauf einer Maschine bereitwilligst unentgeltlich den Unterricht in der Kunststickerei. Für Frauen, die nicht nur Handgeschicklichkeit, sondern auch Geschmack, Schönheits- und Farbensinn besitzen, dürfte diese neue Kunststickerei ein ergiebiges und dankbares Arbeitsfeld bedeuten. Noch ist die Konkurrenz keine allzugroße, die Nachfrage nach geübten Stickerinnen sehr bedeutend und auch die Betriebs- und Ausbildungskosten verhältnismäßig recht gering, da die Firma Singer Co. ihre Maschinen unter sehr künftigen Zahlungsbedingungen abgibt.

Unserer heutigen Nummer liegt ein Prospekt des bekannten Familienblattes der Naturheilkunde: „**Witz Gesundheitsrat**“ bei. F. C. Witz, der Verfasser des weitverbreiteten Werkes „Das neue Naturheilverfahren“ ist Begründer und Herausgeber dieses Blattes, das monatlich zweimal in einer Stärke von 16 Seiten erscheint und sich zur Aufgabe gemacht hat, die Lehren der neuen Naturheilmethoden in immer weiteren Kreisen bekannt zu machen.







**„Rechtsbücher für das deutsche Volk“.** Herausgegeben von Dr. jur. Marie Raschke. Berlin 1901. (Verlag von E. Ebering.) Die von Dr. jur. Marie Raschke als Beilage zu der von ihr geleiteten Zeitschrift für populäre Rechtskunde herausgegebenen Rechtsbücher liegen in drei kleinen Bändchen als Sonderausgabe vor, das Vormundschaftsrecht von Dr. jur. Marie Raschke, das Mietrecht von Dr. Ludwig Brühl, die Zwangsverziehung von Professor Dr. Franz von Liszt und Frieda Duensing, stud. jur. Wir haben auf diese Publikation gelegentlich schon hingewiesen. Vielleicht wird gerade in der Aufgabe der Popularisierung des Rechts und der Erziehung des Volkes zum Interesse und Verständnis für das Recht die juristisch gebildete Frau ein ihr besonders gemähes Arbeitsfeld finden, und es ist freudig zu begrüßen, wenn unsere Juristinnen ihre praktische Arbeit zunächst auf dieses Gebiet konzentrieren.

**„Wertbüchlein der Frauenfrage“.** Im Auftrag des Rheinisch-Westfälischen Frauenverbandes herausgegeben von Betty Günther. Bonn, im Herbst 1901. Mit dem Wertbüchlein haben der Rheinisch-Westfälische Verband und die Herausgeberin der Frauenbewegung einen außerordentlich nützlichen Dienst erwiesen. Es entspricht etwa, wenn auch in bedeutend geringerem Umfange, dem englischen Handbook for Women und wird jedem, der irgendwie in der Frauenbewegung praktisch tätig sein will, oder praktische Auskunft irgendwelcher Art über sie begehrt, unentbehrlich sein, so unentbehrlich, wie dem Großstädter das Adreßbuch.

**„Kürschners Jahrbuch.“** Kalender, Merk- und Nachschlagebuch für Jedermann. 1902. Berlin. Leipzig. Eisenach. Hermann Hilger Verlag. (Preis 1,50 Mark). Das Kürschner-Jahrbuch, Konversations-Lexikon in kondensierter Form und Kalender zugleich, enthält in seinem neuen Jahrgang wieder eine mit fabelhafter Kunst auf den denkbar knappestem Raum zusammengedrückte Stofffülle in guter Auswahl und Übersichtlichkeit.

**„Gedichte“ und „Opfer der Liebe“** von T. Kesa. (Thomas und Oppermann in Königsberg.) T. Kesa (Theresa Gröbe) ist die geniale Dichterin der Liebesleidenschaft, ihrer Lebenskämpfe, ihrer Siege und Niederlagen. Dazwischen klingt in ihren Liedern die Mutterliebe in Dissonanzen lösender Harmonie, und im Humor sucht sich die herzhaft gesunde Frauennatur den Verbündeten für ihren dornenreichen einsamen Weg. So bringen diese Gedichte einem jeden die Wärme und Farbe einer starken Natur. „In den Opfern der Liebe“ erhebt T. Kesa die alte Anklage gegen die ungöttliche Satzung von der „gefallenen Frau“ und dem „Kind der Sünde“ in ergreifenden Tönen. Immer ist ihre Sprache von edler Schönheit und leuchtendem Kolorit. So seien T. Kesas Lieder der deutschen Frauenwelt warm empfohlen. „Endlich einmal wieder ein großes leidenschaftliches Talent, dem ein Gott zu sagen gab, was es leidet!“ so hat sie Paul Heyse gepriesen. —

**„Aus den Tiefen der Reflexion“.** Einwas für den Einzelnen aus Sören Kierkegaards Tagebüchern 1833—1855. Übersetzt von F. Venator.

Fr. Lehmann'sche Buchhandlung. Zweibrücken 1901. Das Büchlein enthält Leseerfrüchte eines Verehrers und Jüngers des seltsamen Philosophen des „Einzelnen“. Es macht eine Fülle von Gedanken, Aphorismen, kurzen Betrachtungen, Urteilen und Beobachtungen aus den bisher noch nicht überlieferten Tagebüchern dem deutschen Leser zugänglich. Der Kenner des deutschen Kierkegaard wird eine Fülle neuer Dokumente für die Entwicklung und die Gedankenwelt des Philosophen finden, manchem anderen wird das Buch eine Anregung geben, Kierkegaard auf seinen wunderbar tief führenden Wegen zu folgen.

**„Irrgarten der Liebe“.** Verliebte, launenhafte und moralische Lieder, Gedichte und Sprüche aus den Jahren 1885—1900 von Otto Julius Bierbaum. Im Verlage der Insel bei Schuster und Löffler, Berlin und Leipzig 1901. Die Lieder Bierbaums, die schon in Zehntausenden von den hübschen kleinen Markbänden mit dem originellen Troubadourgewand ins Land gegangen sind, noch zu „besprechen“, hieße niemandem einen Dienst erweisen. Sie sprechen selbst so warm und eindringlich, so von Herz zu Herzen zum Hörer, daß der Rezensent sein Tintenfäß schließen und ihrem leichten, lustigen Fluge ins Land behaglich zusehen mag. Nur ein Glückauf für den Weg möchte man jedem neuen Tausend nachrufen.

**„Andersen's Märchen“.** Aus dem Dänischen überseht von Pauline Kläiber. Mit 8 Holzschnitten nach Zeichnungen von Professor Hans Tegner, Vollausgabe. Stuttgart. Paul Neff Verlag. Die schöne Groß-Quart-Ausgabe der beliebtesten Märchen Andersen's in ausgezeichnetester Übersetzung dürfte sich als Weihnachtsgeschenk in ganz besonderem Maße eignen. Die Auswahl ist eine reichhaltige und berücksichtigt vor allem die Märchen, die dem Verständnis von Kindern nahe liegen und die Lieblingsstücke unserer Märchensammlungen geworden sind. Über den Dichter selbst noch etwas zu sagen hieße seine Bedeutung für Deutschland zu gering anschlagen. Neben allen Erzeugnissen der neueren Märchendichtung ist Andersen immer wieder der Stern, den kein neu auftauchender zu überstrahlen vermag. Auch die Ausstattung des Buches macht es zu einem willkommenen Geschenkband.

**„Ausgewählte Märchen und Erzählungen“** von Zacharias Topelius. Autorisierte Übersetzung von Fr. Rosenbach, Göttingen. Verlag von Franz Wunder. Durch die Übersetzung der eigenartigen Kindererzählungen des großen finnländischen Dichters ist die deutsche Jugendlitteratur um einen Schatz bereichert worden. Topelius vereinigt in seinen Jugendschriften pädagogischen Takt mit einem feinen Verständnis der Kindesnatur, einem frischen Humor, lebendiger Darstellung und einem tiefen Sinn für Kindliches und Volkstümliches. Für deutsche Kinder werden seine Geschichten gerade durch ihre artische Lokalfarbe einen besonderen Reiz haben. Durch die bei Jugendschriftstellern seltene Gabe, erzählisch zu wirken, ohne in dichterischer Hinsicht einzubüßen, dürfte Topelius einen ganz besonderen Platz in der Kinderlitteratur beanspruchen können.













Und Lichter glänzen vom Dome hernieder,  
Posaunenklänge tragen von fern  
Die lieben, alten Kirchenlieder . . .  
Und am Schluß noch immer: „Lobet den Herrn!“  
Da thun sich tausend Fenster auf,  
Die stillen Straßen wollen erwachen.  
Und fröhliche Menschen stehen zu Haus  
Und wünschen sich Glück und scherzen und lachen  
Und schütteln die Hände und laufen umher,  
So thöricht wie Kinder, wie Kinder so lieb . . .

Ein Narr, wer da noch — vernünftig blieb!  
Ich hob das Glas und säumte nicht mehr  
Und rief hinaus in die lärmende Nacht:  
„Wem sei das Erste zugebracht? —  
Deutschem Geiste den ersten Trunk:  
Werde stark und bleibe jung!  
Halte den ewigen Führern die Treue!

Altem Gebiete gefelle das neue!  
Wo du wähtest, lerne zu schauen!  
Wo du zerstörtest, lerne zu bauen!  
Trag' in das Dunkel erlösendes Licht!  
Kämpfe zur Höhe und wende dich nicht! —  
Bleibe deutsch und bleibe jung:  
Deinem Siege den ersten Trunk!“  
  
In einem Zuge trank ich aus —  
Das Glas in Scherben! — und ging in's Haus.

\* \* \*

Da zog man freilich die Stirne kraus  
Und machte recht gekränkte Gesichter.  
Man schwachte noch immer und schmolz das Blei  
Und schielte nach mir und raunte dabei:  
„Der bringt es nie zum rechten Dichter,  
Wenn er im höchsten Weihemoment  
Des ganzen Festes von dannen rennt . . .“

Fritz Bore.



## Zwei philosophische Schriften von Frauen.

Von

Ika Freudenberg.

Nachdruck verboten.

**E**s hat eine Zeit gegeben — sie liegt noch nicht lange hinter uns — da hielt man es für das beste Lob, das einer künstlerischen Frauenarbeit gezollt werden konnte, wenn von ihr gesagt wurde: man merkt es gar nicht, daß sie von einer Frau geschrieben ist.

Heute urteilen wir nicht mehr ganz so. Wir pflegen von einem Werke von Helene Böhlau, von Lou Andreas-Salomé zu sagen: so etwas kann nur eine Frau geschrieben haben! Auf dem Gebiete der Erzählung, des Essays hat sich die spezifisch frauenhafte Art zu empfinden und darzustellen Anerkennung verschafft.

Ob es auch in der Wissenschaft einmal dahin kommen wird? oder ob diejenigen Recht behalten, die behaupten, Wissenschaft habe kein Geschlecht, ihre Thatsachen seien für den männlichen wie für den weiblichen Forscher völlig gleich, ihre Wahrheit sei überhaupt immer nur eine.

Freilich können wir uns nicht vorstellen, daß der Inhalt der exakten Wissenschaften, die Figuren der Mathematik und Geometrie, die Experimente der Mechanik, Physik, Chemie, Biologie sich in einem weiblichen Kopfe anders spiegeln könnten als in einem männlichen. Dagegen wäre es nicht undenkbar, daß in der Psychologie und

in allen Geisteswissenschaften, in Philosophie, Geschichte, Aesthetik u. s. w. die Verschiedenheit der geistigen Anlage beider Geschlechter sich bis zu einem gewissen Grade geltend machte und daß die Frau andre, selbständige Wege einschläge, einen andersartigen Maßstab an die Dinge legte. Gesteht doch Nietzsche einmal: „Das meiste bewußte Denken eines Philosophen ist durch seine Instinkte heimlich geführt und in bestimmte Bahnen gezwungen.“

Heute sind wir noch in einem Stadium, wo wir mit dankbarer Freude jede wissenschaftliche Arbeit begrüßen, durch die der Beweis erbracht wird, daß die Frau mit der gleichen Objektivität, Klarheit und Gründlichkeit eine bedeutende wissenschaftliche Aufgabe zu lösen im Stande ist, wie der männliche Forscher und Denker.

Die beiden vorliegenden Schriften: „Fichtes Sozialismus und sein Verhältnis zur Marxschen Doktrin“ von Marianne Weber und „Das Problem des Lebens“ von Dr. phil. Marianne Plehn verdienen diese Anerkennung in vollstem Maße.

Marianne Weber, das neugewählte Mitglied im Vorstand des Bundes deutscher Frauenvereine, die Gattin des Heidelberger Soziologen, bietet einen höchst interessanten Beitrag zur Entwicklungsgeschichte der Ideen. Sie versteht es meisterhaft, diese Ideen zu zeichnen, ihr Wesentliches in lebendigen Umrissen vor uns hinzustellen und ihr Wachsen, Wandeln und Auseinanderwirken verständlich zu machen. Die Art, wie sie zu Werke gegangen ist, hat fast etwas Künstlerisches: vor einem Hintergrunde, der in großen, hellen Zügen den älteren französischen Sozialismus des 18. Jahrhunderts zeigt, treten die beiden Denker auf, anscheinend unversöhnliche Gegner: Fichte, ein Vertreter des philosophischen Individualismus, ja der Denker, in dessen Lehre die persönliche Selbstherrlichkeit der menschlichen — resp. männlichen — Vernunft ihren stolzesten Ausdruck gefunden; Marx, ein Apostel des Kommunismus, der Gleichheit aller, für den nur die Gesamtheit Gesetze giebt. Bei der Gegenüberstellung der beiderseitigen Theorien werden die dogmatischen Accente scharf betont, zugleich aber erfahren auch die zu Grunde liegenden psychologischen Motive eine feinsinnige Berücksichtigung; das Schlusskapitel, in dem ein wohl vorbereitetes Facit gezogen und das Gemeinsame beider Systeme klar gelegt wird — bildet in seiner Übersichtlichkeit und in der weitreichenden Bedeutung der aufgestellten Urteile wohl den Höhepunkt der wertvollen Arbeit.

Es ist in der That ungemein fesselnd, zu verfolgen, wie Fichtes schroffer Individualismus bei der Ausgestaltung eines Staats-Ideals allmählich „abbröckelt“. Er, der den Grundsatz aufgestellt hatte: wer sich einer fremden Autorität unterordne, sei gewissenlos, — räumt seinem „Vernunftstaate“ das Recht ein, nötigenfalls den einzelnen im Interesse des Ganzen zu einer bestimmten Berufstätigkeit zu zwingen! An der Hand unseres Buches werden wir die Verbindungswege geführt, die von einem dieser Extreme ins andre überleiten. Es ist im Rahmen dieser kurzen Besprechung leider unmöglich, die reiche Fülle von Beziehungen auch nur anzudeuten, die, wie uns das Marianne Weber in schöner Deutlichkeit erkennen läßt, zwischen Fichtes eigentlicher Philosophie und seiner Wirtschaftslehre besteht. Genug, er gelangt dahin, um der höchsten sittlichen Menschheitsaufgaben willen, und grade weil das „Ich“ die absolute Vernunft bedeutet, auch jedem „Nicht-Ich“, jedem andern Ich, das Recht auf volle Entfaltung zuzuerkennen, und so konstruiert er einen Idealstaat, in dem alle Diener des Ganzen sind und ihren gerechten Anteil an den Gütern des Ganzen erhalten. In der Entfesselung des privaten Erwerbstriebs erblickt er eine Gefahr. Keiner soll sich sonderlich bereichern, es soll aber auch keiner verarmen. Der Mensch soll arbeiten, „aber nicht wie ein Lasttier, das abends unter seiner Bürde in den Schlaf sinkt . . . er soll angstlos mit Lust und Freudigkeit arbeiten und Zeit übrig behalten, seinen Geist und sein Auge zum Himmel zu erheben, zu dessen Anblick er gebildet ist.“

Jedoch unterscheidet Fichte zwischen den Lebensgewohnheiten der Stände und Berufsklassen; ein Mann der Wissenschaft muß sein Dasein anders gestalten als ein Ackerbauer. Für Quantum und Qualität dessen, was die Angehörigen der einzelnen

Berufszweige zu beanspruchen haben, ist ihm offenbar die Tradition maßgebend. Er nimmt einen „standesgemäßen“ Unterhalt als Norm an. Nur in dem „was jeder als Mensch fordert, haben, da keiner mehr oder weniger Mensch ist als der andre, alle gleich recht.“ Ist ihm somit die Gleichheit der Bürger eines Staates immerhin eine bedingte, so läßt er auch keineswegs den Staatsbürger im Weltbürger aufgehen. Er verlangt, daß sich eine Nation innerhalb der natürlichen Grenzen ihres Landes nach ihrer Eigenart entwickele, ihren gesamten Bedarf an Lebensmitteln selbst herstelle und keine Handelsbeziehungen zum Auslande unterhalte. Sein Ideal ist der unabhängig bestehende, selbstgenügsame, kräftig ausgestaltete Nationalstaat. Man darf also mit einigem Rechte sagen, Fichtes Individualismus, im einzelnen aufgegeben oder doch stark eingeschränkt zu Gunsten der Gesamtheit, lebt als Nationalindividualismus wieder auf.

Ganz anders Marx! Nach ihm verbannt der moderne Nationalstaat sein Entstehen lediglich den wirtschaftlichen Interessen der Bourgeoisie; die moderne Staatsgewalt ist nur ein Ausschuß, der die gemeinsamen Geschäfte der ganzen Bourgeoisien verwalte. Diese Staatsform ist die durch die seitherigen Kulturverhältnisse bedingte, notwendige Vorstufe zum Idealstaat der Zukunft, dem kommunistischen, „in dem die freie Entwicklung eines jeden die Bedingung für die freie Entwicklung aller ist“. „In dem Maße, wie die Ausbeutung des einen Individuums durch das andre aufgehoben wird, wird auch die Ausbeutung der einen Nation durch die andre aufgehoben“; die Schranken zwischen den Völkern fallen, und es vollzieht sich eine kosmopolitische Vereinigung aller Länder der Welt.

Während Fichte von einem apriorischen Idealbilde, dem Vernunftstaate, ausgeht, steuert Marx einem künftigen Ideale, der Weltverbrüderung, zu. Beide streben nach Gerechtigkeit, nach der Möglichkeit einer menschenwürdigen Existenz für alle; beider Theorien werden, wie unser Buch überzeugend nachweist, von rein ethischen Interessen bestimmt.

Fichte erblickt in jedem Individuum eine Verkörperung der ewigen Vernunft; Marx glaubt, wie Rousseau, an die ursprüngliche Güte der menschlichen Natur und kommt dadurch — ebenfalls wie Rousseau — zu einer tief pessimistischen Beurteilung des gegenwärtigen Kulturstandes, der Millionen zu harter, jede Erhebung des Gemütes, jeden Lebensgenuß niederdrückender Frohnarbeit zwingt.

Während nun Marx den Schein des Utopismus vermeidet, indem er nicht, wie Fichte, zuerst eine Norm aufstellt und dann die Wirklichkeit an derselben mißt, entfernt er sich in der That mehr vom Boden dieser Wirklichkeit als der „abstrakte“ Philosoph, der doch vielfach an das bestehende Staatswesen anknüpft und dessen Grundsätze gelten läßt. Gerade weil Marx im Sinne einer „materialistischen“ Geschichtsauffassung schreibt, welche die gesamte Entwicklung nur auf ökonomische Ursachen basiert; gerade weil er nur die Erfahrung, nur die Thatsachen reden läßt, darum schlägt es dieser ganzen empirischen Methode ins Gesicht, und ist in Wahrheit eine Utopie, wenn er uns einen zukünftigen Weltstaat malt, dessen Vorbedingungen seither nie und nirgends gegeben sind, weder in der Natur noch in der Menschheitsgeschichte.

Aus der Natur, in deren Bereich doch das brutale Recht des Stärkeren über Mein und Dein entscheidet, erhofft Marx eine gerechte Gesellschaftsordnung, Überwindung des Egoismus, Gleichheit und Brüderlichkeit! Fichte erstrebt eine Veredelung aus dem Geiste — aus der reinen Vernunft, die sich doch so oft als viel zu ohnmächtig erwiesen hat, um im Getöse des allgemeinen Daseinskampfes durchzudringen! Wie sich die politischen und sozialen Ideen beider Denker im einzelnen berühren, oder wie sie auseinandergehen, wie viel interessante und bedeutende Erkenntnisse die Vergleichung ergibt — das möge man selbst nachlesen.

Marianne Weber wendet sich im Vorwort an einen „philosophisch interessierten“ Leserkreis; und es könnte sich schon deshalb mancher versucht fühlen, ihrer Untersuchung eine überwiegend akademische Bedeutung zuzusprechen. Damit würde man ihr jedoch nicht gerecht werden.

Der Sozialismus hat von Anfang an danach gestrebt, eine Wissenschaft zu sein; Marx verwarf zwar den Inhalt der älteren Philosophie, die apriorischen Voraussetzungen, aber er übernahm ihre Dialektik und wandte sie in seinem Sinne an. Engels schrieb: „Wir deutschen Sozialisten sind stolz darauf, daß wir nicht nur abstammen von Saint-Simon, Fourier, Owen, sondern auch von Kant, Fichte, Hegel.“ Und da scheint es mir doch verdienstlich, nun auch zum Inhalte jener älteren Spekulation Brücken zu schlagen und nachzuweisen, wie erstaunlich oft die Forderungen des Sozialismus mit den Lehren unserer größten Ethiker übereinstimmen. Solche Studien können in doppeltem Sinne nützlich wirken: einmal lassen sie das auch im Sozialismus enthaltene Streben nach einer sittlichen Weltordnung hervortreten, das noch von so vielen verkannt wird; manchem wird er weniger „weh thun“, mancher wird sich eher bereit finden lassen, ihn sachlich und gerecht zu beurteilen, wenn er ihn erst in so erlauchter Gesellschaft erblickt hat! Sodann aber kommen auf diese Weise auch die erhabenen Gesichtspunkte jener spekulativen Metaphysik und Ethik wieder in lebendigen Zusammenhang mit dem Geistesleben der Gegenwart. Hat doch die weite Verbreitung der materialistischen und naturwissenschaftlichen Anschauungsweise dahin geführt, daß man sie als eigentlich veraltet und überwunden ansieht. Vor hundert Jahren heißt es, konnte Fichte freilich zur Erhebung des preussischen Volkes aus seiner politischen Not beitragen! Aber inzwischen haben wir Darwinismus und Sozialismus gehabt, und wir heutigen Menschen brauchen eine Ethik, die nicht von absoluten Voraussetzungen ausgeht, sondern die ihre Maßstäbe der Wirklichkeit entnimmt! So berechtigt diese Argumentation ist, so vergiftet sie doch eines vollständig: daß gerade im naturwissenschaftlichen Sinne das Absolute und Apriorische im Menschengesiste ja auch der Niederschlag einer generationenlangen Erfahrung, und deshalb ebenso berechtigt, ebenso sehr der Wirklichkeit entnommen ist, wie die Forderung des Tages. —

\* \* \*

In eine ganz andre Gedankenwelt führt uns Dr. Marianne Plehn mit ihrem „Problem des Lebens“. Die Verfasserin ist Zoologin und bekleidet das Amt einer Assistentin an der kgl. bayr. biologischen Versuchsstation für Fischerei in München.

Sie hat im vergangenen Frühjahr auf Veranstaltung des Vereins für Fraueninteressen zwei öffentliche Vorträge über das Thema „Darwinismus und Abstammungslehre“ gehalten und ihre zahlreichen Zuhörer durch ihren freien, sicheren Vortrag, ihre ungemein sympathische, natürliche, schlicht-sachliche Darstellungsweise zu fesseln verstanden. Auch die vorliegende Arbeit gehört zu der Sammlung „populärer Schriften der Gesellschaft Urania“, und behandelt in lichtvoller, auch dem Laien bequem verständlicher Weise eine der ältesten und größten Fragen der Menschheit, ja die Frage aller Fragen, die allen andern vorangeht. Was ist das, was wir „Leben“ nennen, was in der Natur Bewegung und Wachstum und im Menschen Bewußtsein schafft? Ist es überhaupt ein und dasselbe Leben? Treibt dieselbe Kraft, die Wind und Wellen treibt, auch den nährenden Saft im Zellengewebe der Pflanzen und auch das Blut in unsern Adern? Oder ist die Seele des Menschen etwas, das ihn aus der ganzen ihn umgebenden Welt heraushebt?

Lange Zeit hatte man gar nicht den Mut, an dies gewaltige Rätsel zu rühren; nachdem aber vor ungefähr 200 Jahren der erste Schritt gethan und es einmal ausgesprochen war, „die Erscheinungen des Lebens seien im Grunde chemische oder physikalische Vorgänge,“ ist die Forschung auf dieser Bahn sehr entschieden weitergeschritten und hat bewiesen, daß im Organischen wie im Unorganischen die gleichen Naturgesetze walten. Die Radikalsten unter den modernen Biologen behaupten kühn, eines Tages werde die Wissenschaft dahin gelangen, auch „die feinste Blüte des Lebens, die geistigen Vorgänge,“ auf mechanische Weise erklären zu können.

Gegen diesen vorzeitigen Triumph der Mechanisten wird aber von vielen Seiten zugleich gewichtiger Einwand erhoben. Wenn die Ergebnisse der Forschung sich



vertausendfacht haben werden, wenn jede kleinste Phase der seelischen Vorgänge uns bekannt sein wird, — wir werden doch nie etwas anderes erkennen, als eben „bewegte Materie“. Das Wesen des Geistigen bleibt uns ewig verschlossen. Es ist bis heute noch nicht gelungen, auch nur einen einzigen organischen Lebensvorgang, geschweige denn einen seelischen oder geistigen Prozeß auf chemisch-physikalischem Wege wirklich zu erklären, und wird auch in Zukunft nicht gelingen. Die Gewähr für die ewige Dauer dieser Unmöglichkeit liegt in der Beschaffenheit unseres erkennenden Geistes. Wir empfangen von einem Gegenstande — nehmen wir an: vom Klange eines Tons — einen einheitlichen Eindruck, wir sind ferner im Stande, diesen Eindruck in seine physikalischen, physiologischen und psychologischen Bestandteile zu zerlegen, die Tonwellen zu messen und zu zählen, die Funktion des Gehörapparates zu beschreiben u. s. w.; wir vermögen jedoch nicht nachzuweisen, warum dies Zusammenwirken mannichfaltiger physikalischer, physischer und psychischer Momente gerade diesen einheitlichen Eindruck hervorbringt. Das ist die dunkle Kluft, über die einen Steg zu schlagen uns verwehrt bleibt. Zu analysieren verstehen wir schon heute in hohem Grade, und werden es in Zukunft noch viel mehr verstehen; die Synthese des seelischen Vorgangs bleibt unerforschtes Geheimnis.

Die gesamte Wissenschaft mit ihren zahlreichen Einzelsächern bietet das Bild einer allgemeinen Analyse alles Geschehens, einer Zerlegung desselben in lauter einzelne Momente. In die Erklärung eines Lichtreflexes, einer Muskelbewegung teilen sich Physik, Physiologie, Optik, Mechanik, Chemie u. s. w. Jede erklärt den ihr zufallenden Teil des Vorgangs mit ihren Mitteln; den ganzen Vorgang so einheitlich zusammenzufassen, wie wir ihn empfinden und wahrnehmen, vermag keine Wissenschaft. Diese Erkenntnis begründet und auf das Problem des Lebens angewendet zu haben, ist das Verdienst einer kürzlich erschienenen Schrift von Dr. Eugen Albrecht über Vortragen der Biologie<sup>1)</sup>, die von Marianne Plehn zitiert und deren streng fachwissenschaftliche Beweisführung von ihr dem Verständnis des gebildeten Laien nahe gebracht wird. Auch für das Leben selbst gilt die Erkenntnis: „daß ein Zusammenhang uns immer nur innerhalb einer und derselben Reihe von Erscheinungen faßbar ist, daß eine noch so vollkommene Kenntnis der Teilerscheinungen zum Verständnis des Gesamtvorgangs nichts beiträgt.“

Die Verfasserin meint am Schlusse ihrer Schrift, es sei betrübend, so an der Grenze der wissenschaftlichen Erkenntnis anzukommen und sich sagen zu müssen, daß sie nie überschritten werden könne. Ich glaube, mancher Laie wird aus vollem Herzen sagen: Gott sei Dank, daß es so ist! Mir scheint, es wäre allerdings, wie Du Bois Reymond in seiner berühmten Rede ausgeführt hat, „grenzenlos interessant“ aber zugleich auch furchtbar, „wenn wir, mit geistigem Auge in uns hineinblickend, die zu einem Rechenexempel gehörige Hirnmechanik sich abspielen sähen wie die Mechanik einer Rechenmaschine, oder wenn wir wüßten, welcher Tanz von Kohlenstoff-, Wasserstoff-, Sauerstoff-, Stickstoff-, Phosphor- und andern Atomen der Seligkeit musikalischen Empfindens, welcher Wirbel dieser Atome dem sinnlichen Genießen, welcher Molekularsturm dem Schmerze entspricht.“ Wer möchte dies seltsame Leben noch leben, wenn seine Wunder ihm keine Geheimnisse mehr wären?

Welche unabsehbare Fülle von Erkenntnissen die Wissenschaft aber auch im bloßen Vorhofe der eigentlichen Mystiken zu finden weiß, davon giebt Marianne Plehns kleine Schrift in ihrer knappen Gedrängtheit einen lehrreichen Begriff. Sie giebt ihn in der angenehmsten Weise; auch der Ungelehrte folgt ihrer einfach-ernsten Darstellung leicht. Wenn sich dies auch in einer „Sammlung populärer Schriften“ von selbst versteht, so hat Marianne Plehn in den obenerwähnten Vorträgen doch auch gezeigt, daß sie überhaupt die Gabe besitzt, ihr reiches Wissen in leicht faßlichem Ausdruck mitzuteilen. Und das dünkt mich ein ganz besonders dankenswerter Vorzug. Ich

<sup>1)</sup> Verlag von J. F. Bergmann, Wiesbaden.

wünschte, alle Frauen, die heute Wissenschaft studieren, wären mit einem Tropfen pädagogischen Oel gesalbt und fühlten auch den lebhaften Wunsch, ihre eigenen Erkenntnisse ganz speziell der großen Masse ihres Geschlechts nahe zu bringen, den Drang nach Wissen, das Interesse für geistige Dinge in ihr zu wecken und zu pflegen. Heute haben sie ja eine wesentlich andre Mission zu erfüllen als die gelehrten Frauen der Renaissance, von denen Jakob Burckhardt sagt: „An das Publikum dachten diese Frauen nicht; sie mußten vor allem bedeutenden Männern imponieren und deren Willkür in Schranken halten.“

Die Interessen der gesamten modernen Frauenwelt sind aber in so hohem Grade gemeinschaftliche, es ist so dringend notwendig, daß das weibliche Geschlecht im Ganzen einen Schritt vorwärts thue, daß alle, auch solche, die Wissenschaft nur um ihrer selbst willen suchen — la science pour la science — nach Kräften am allgemeinen Werke mitarbeiten und an das große Frauen-Publikum denken sollten, daß in ihnen keine Führerinnen und Erzieherinnen erblicken möchte!



## Die „Ehrlichkeit“ des neuen Weibes.

Von

Ilse Eckart.

Nachdruck verboten.

In das Redaktionszimmer des „Narrenschiff“ — unerfreulichen Angedenkens — tritt im Winter 1897 ein fünfzehnjähriges Mädchen, um Verse anzubieten. Der Redakteur entdeckt in der Verfasserin der Verse eine „gottbegnadete Dichterin von ausgeprägter Eigenart“. Die nächste Nummer des Narrenschiff bringt ein Gedicht von Marie Madeleine:

Champagne frappé.

Aus der eisestarrenden Hülle  
springen in goldenschäumenden Gluten  
in ihrer sinnberauschenden Fülle  
Heiß empor die Champagner-Fluten.

Willst Du so recht das Rechte fühlen,  
mußt aus dem Eis Du das Feuer genießen:  
Jene Frau, die die Heiligen spielen,  
mußt Du in Deine Arme schließen.

Glaub's! In den ruhig blidenden Weibern  
zuden die allerwildesten Triebe,  
und am tollsten lobert die Liebe  
in den weißen Madonnenleibern.

Und aus den überschanken Gestalten  
sprüht es in lobernden Flammenbächen,  
gleichwie aus Islands Gletscherspalten  
Schäumend die glühenden Quellen brechen.

Flammen, die Dich zügelnd umspielen,  
die sich in Leib und Seele Dir gießen! — —  
Willst Du so recht das Rechte fühlen,  
mußt aus dem Eis Du das Feuer genießen!

Das Gedicht gehört jetzt zu der Sammlung der Kypros-Lieder, die in kurzer Zeit acht Auflagen erlebt haben. Die Geschichte von dem fünfzehnjährigen Backfisch,

der den Redakteur des *Narrenschiff* mit seinem Besuch und seinen pikanten Versen erfreute, erzählt besagter Redakteur, Herr Paul Sklarek, zur empfehlenden Einführung des zweiten Bandes der Marie Madeleine-Dichtung: Die Drei Nächte, die — was man a priori wirklich nicht für möglich halten würde — die *Kyproslieder* an *Dreißigkeit* noch weit übertrumpfen. Von dem Inhalt der „drei Nächte“ heißt es in diesem Vorwort:

„In schrankenloser, genialischer Individualität haben Sie all den glühenden Gedanken, die tief verborgen und uneingestanden im Herzen des Weibes ruhen, einen künstlerischen Ausdruck gegeben.

Sie werden angefeindet werden, denn groß und stark ist die Schönheitsabhöle, sinnesfeindliche Partei der Dunkel männer, in deren nazarenische Finsternis Sie mit der lodernnden Fackel grell hineinleuchten mit diesen des Weibes Wesen dokumentierenden „Drei Nächte“.

Sie werden mißverstanden werden, denn breit und mächtig zieht dahin der Strom der Bananen, die in allem nur das ihnen Nahestehende, das Niedrige, wittern und bei denen ein Venusbild nur des halb Interesse erweckt, weil es nackt ist. —

Doch die Bananen und Dunkel männer mögen zeternd und höhnen — unberührt davon schwebt in Regionen, die jenen unerreichbar sind, Ihre Kunst.“ —

Die „des Weibes Wesen dokumentierenden“ drei Nächte führen in das Schlafzimmer des Grafen Maximilian, der als „ein Märtyrer der Liebe“ im letzten Stadium der Rückenmarkschwindsucht liegt. Die letzten Nächte, die er zu leben hat, will ihn Sibylle, deren Saison-Flirt er war, träumen lassen von der Liebe, die ihn zu Grunde gerichtet hat. Sie will ihm erzählen von der *Venus destructiva*, der die höchste Macht über alle Menschengeschlechter einst und jetzt und in Ewigkeit eigen ist. Sie erzählt von der Astarte-Priesterin, die an der Sinnen-Sehnsucht, die keine Erfüllung kennt, zu Grunde geht, von der „blonden Oberstentochter mit dem tobenden Blut unter der kühlen weißen Mädchenhaut,“ — à la Champagne frappé — von der verzehrenden Liebe der kranken Fürstin zu ihrem untreuen Gatten, und dann erzählt sie „das Märchen, das lasterhafter ist als alles“. Dies lasterhafteste Märchen ist sie selbst:

— — „in meiner Phantasie bin ich eine Diene! In meiner Phantasie ist nicht eine Stelle an mir, die nicht ein brennender Mund geküßt hat! In meiner Phantasie giebt es kein Laster, das ich nicht ausgelostet bis zur Hefe!

Und in Wirklichkeit — — —! — — Ich habe nichts begangen als Gedankensünden! — — Vielleicht bin ich das traurigste Märchen von allen!“

Nun wird mancher Leser der Ansicht sein, daß man solche Litteratur ihre Rolle ruhig ausspielen lassen soll, wo sie ein Publikum findet, da an solchem Publikum nichts zu gewinnen und nichts zu verlieren sei. Aber es ist, so unglaublich es klingt, eine Thatsache, daß man die Gedichte der Marie Madeleine auf den Moskotoschen der *Douboirs* findet, daß man sie in den Salons der sogenannten „höchsten Kreise“ singt. Und es ist eine Thatsache, daß die Tendenz dieser Dichtung — denn daß wir hier reine, tendenzfreie Kunst vor uns haben, wird Herr Sklarek uns nicht glauben machen — sich mit bestimmten charakteristischen Richtungen der Gegenwarts-Kunst sehr nah berührt, daß sie nur in krassester Ausprägung einen Zug darstellt, der uns noch vieler Orten entgegentritt.

Diese beiden Thatsachen aber zwingen zur Beachtung und zur Kritik.

Die Gegenwart thut sich etwas zu gute auf ihre „Ehrlichkeit“: Ehrlichkeit gegen sich selbst und gegen andre, ehrliches Ausleben jeder Seite der Persönlichkeit, ehrliches

Bekennen jeder inneren Regung, ehrliche Kunst sind die Schlagwörter. Und eine der widerwärtigsten Phrasen dieser Modemanie ist die von der „Ehrlichkeit des neuen Weibes“.

Man darf nicht verkennen, daß auf dem Grunde dieser in bedauerlichster Weise heruntergekommenen Bewegung etwas Edles und Berechtigtes war. Ohne Frage ist es eine große Aufgabe unserer gesamten geistigen Kultur gewesen, sich von dem flachen Konventionalismus, in dem Leben und Kunst der „Väter“ vielfach befangen waren, zu lösen. Ohne Frage sind dadurch erst wieder neue Entwicklungsmöglichkeiten gewonnen, neue Tiefen erschlossen, neue Quellen aufgedeckt. Ohne Frage wäre ohne dieses Losringen kein Fortschritt auf geistig-sittlichem und künstlerischem Gebiet möglich. Ohne Frage hat das „cela dépend“, das wir an die Stelle eines unterschiedslos überall angelegten Maßstabs setzen, das sittliche und ästhetische Urteil vertieft und verfeinert. Aber es steht demgegenüber ebenso fest, daß man sich in dieser Bewegung auf eine schiefe Ebene hat drängen lassen. Und das ist vor allem in der Auffassung des Erotischen geschehen, dessen sittliche Bewertung immer eines der feinsten Probleme des sittlichen Tastes sein wird, ein Problem, für dessen Lösung sich keine Normen aufstellen lassen, weil sie nur aus dem tiefsten Wesen der Persönlichkeit heraus in jedem einzelnen Fall gefunden werden kann.

Darum aber ist die Sicherheit des Urteils gerade auf diesem Gebiet so leicht erschüttert, die Klarheit des Erkennens so leicht getrübt, die Feinheit des Gefühls so leicht abgestumpft. Darum verträgt das „ja“ und das „nein“, mit dem ein ungetrübt Gefühl die mannichfachen Fragen auf diesem Gebiet löst, so wenig die theoretische Zerlegung und Erörterung, darum verliert man für dieses Ja und Nein so leicht den Halt. Man gewöhnt sich, unter dem Einfluß einleuchtender Theorien und unter dem Zauber künstlerischer Gestaltung manches zu ertragen und zu bewundern, was zuerst peinlich war, manches natürlich zu finden, das kraß und maniert erschien. Viele, auch Urteilsfähige, sind diesen Weg gegangen. So dreist man in der künstlerischen Programmatische vom Starken zum Stärkeren und Stärksten weiter ging, so sehr war man auf der andern Seite geneigt, sich dem, was geboten wurde, anzupassen, seine Anschauungen nach „modernen“ Begriffen zu modifizieren, zu „erweitern“. Denn wer nimmt gern das Odium des „schönheitsabholden, sinnfeindlichen Banausen“ auf sich, das über jeden verhängt wird, der gegen die Äußerungen dieser sogenannten „Ehrlichkeit“ zuweilen etwas einzuwenden hätte.

Was hat sich unser literarisch und ästhetisch interessiertes Publikum alles gefallen lassen von Laura Marholm bis auf Marie Madeleine! Und nicht bloß gefallen lassen! Auf was für Geschmacklosigkeiten hat es sich nicht mit Leib und Leben einschwürzen lassen! Was hat es nicht alles als freie, reine Kunst gläubig und mit pflichtschuldiger Begeisterung hingenommen, was thatsächlich in ebenso unkünstlerischer Weise der Tendenz diente, nur der entgegengesetzten, wie die kunstwidrigste moralische Geschichte.

Um solch bewußtes, absichtliches Hinüberschreiten in das Gebiet „jenseits von Gut und Böse“ aber handelt es sich in der Dichtung der Marie Madeleine. Sie ist nicht der reine künstlerische Ausdruck einer ganzen, großen Leidenschaft, die frei und unbekümmert ihre Glut ausglüht und ihre Kraft auslebt, sie ist ein häßliches Ausspielen von Trümpfen aus einer sinnlich überreizten Phantasie. Das erklärt nun freilich Herr Sklarek für ein Mißverständnis der Banausen, „die überall nur das



ihnen Nahestehende, das Niedrige wittern“, die eine Venus nur deshalb interessiert, weil sie nackt ist. Nun, Marie Madeleine hat selbst sehr unmißverständlich gezeigt, um was es ihr zu thun ist. Sie spricht es oft genug mit aller nur wünschenswerten Deutlichkeit aus, daß das Element ihrer Dichtung eben jene Schwüle sei, in der die Sinne sich auf die Nacktheit der Venus richten. Ihre Gedichte atmen nicht die gesunde künstlerische Weltfreudigkeit, der gegenüber die „Dunkelmänner“ allerdings im Unrecht sind, sondern die widerwärtige Gourmanderie des Übersättigtseins, die den Lebensquell auch der Kunst vergiftet. Das „so recht das Rechte genießen“ giebt die Nuance des Marie Madeleineschen Sinnenkultus. Und in diesem bewußten, raffinierten Auffuchen und Herausdrängen des Pathologischen und Perverfen liegt, ganz abgesehen von allem andern, das ganz Unkünstlerische der Dichtung Marie Madeleines, über das ihr glänzendes Formtalent ästhetisch Gebildete nicht hinwegzutäuschen vermag.

Über Friedrich Schlegels Lucinde sagte Dorothea Mendelssohn bekommen: „Oft wird es mir heiß und wieder kalt ums Herz, daß das Innerste so herausgeredet werden soll.“ Heute sieht man in diesem Herausreden einen freudig zu begrüßenden Beweis von der „Ehrlichkeit des neuen Weibes“, ja man wagt es auszusprechen, daß das Lebenselement dieser Lieder das — bisher uneingestandene — Wesen des Weibes sei.

Die Aufnahme des Buches durch das Publikum hat bewiesen, wie erstaunlich groß die Macht der modernen Phrase ist. Man hat sich die doch mit sehr wenig Geist und Phantasie zu bewerkstelligende Verfehrung der Begriffe, die Proklamation des Pathologischen als des Normalen, des Kranken als des Lebensvollen, des Perverfen als des Natürlichen gefallen lassen, um doch ja auf der Höhe der Zeit zu stehen.

Für die Frauen ist die Dichtung der Marie Madeleine ein Schlag ins Gesicht.

Daß viele diesen Schlag gar nicht zu empfinden scheinen, ist ein ekklatanter Beweis für die kritiklose Gläubigkeit alle dem gegenüber, was von bestimmten Journalistenkreisen mit dem Stempel „modern“ geächt ist, eine Gläubigkeit, die das unfehlbarste Kennzeichen der Halbbildung ist.

Aber trotzdem sind wir überzeugt, daß das gesunde Gefühl der deutschen Frau noch stark genug ist, um schließlich doch diese „Ehrlichkeit“ zu brandmarken als das, was sie ist: ein frivoler Bruch mit dem Heiligsten der Frauenseele, jener undefinierbaren und unmeßbaren, aber doch über allen Zweifel gewissen Macht des sittlichen Taktes; um diese des „Weibes Wesen dokumentierenden“ Lieder als das zu erkennen, was sie sind: eine Verklärung des Dirnentums.





## Der neue Zolltarifentwurf und die Frauen.

Von

Dr. W. Borgius,

Secretär des Handelsvertragsvereins.

Nachdruck verboten.

**S**as weibliche Geschlecht steht in dem Maße, daß es, so hoch sein Interesse an geistigen Bestrebungen aller Art auch im Einzelfall sein mag, den Fragen der Politik nicht nur eine unüberwindliche Gleichgiltigkeit, sondern sogar eine gewisse Abneigung entgegenbringe. Es ist hier nicht der Ort zu untersuchen, ob und inwieweit dies eine konstitutionelle oder nur eine aus historischen Gründen zu erklärende Eigenschaft der Frau ist. So viel ist unverkennbar, daß die Bewegung in Bezug auf Fragen der Handelspolitik, die gegenwärtig die weitesten Kreise des Volkes ergriffen hat, in einem ungewöhnlich hohen Grade auch die Kreise der Frauenwelt zu interessieren begonnen hat. Es ist dies kein Wunder, denn es wird wohl schwerlich ein Gebiet der Politik geben, das direkt und indirekt die Interessen der Frau, — sowohl der Hausfrau wie auch der ökonomisch selbständigen, erwerbsthätigen Frau, — so sehr in Mitleidenschaft zieht, wie der neue Zolltarif, der gegenwärtig der parlamentarischen Vertretung des Deutschen Volkes zur Beschlußfassung vorliegt.

Wir wollen hier nicht auf den ganzen Tarif mit allen seinen Einzelheiten, noch auf die Bestimmungen des dazu gehörigen Tarifgesetzes eingehen, sondern uns beschränken auf den ersten Abschnitt des Tarifs, der die Überschrift trägt: „Erzeugnisse der Land- und Forstwirtschaft und andere tierische und pflanzliche Naturerzeugnisse; Nahrungs- und Genußmittel.“

Wenn wir die Zollsätze durchgehen, die in diesem, die Hausfrau besonders und zunächst interessierenden Abschnitt an Stelle der bisherigen Zölle gesetzt sind, so fühlen wir ordentlich ein gewisses Zusammenschrumpfen in der Magengegend. Die Agrarier und die von ihnen zur Zeit noch beeinflussten Regierungskreise sind nicht gerade übermäßig bescheiden gewesen. Sie verzollen und verteuern so ziemlich alles, was zu des Leibes Nahrung und Notdurft erforderlich ist: Brotgetreide und Mehl, Hülsenfrüchte und Kartoffeln, Obst und Gemüse aller Art, Vieh und Fleisch, Wurst und Schmalz, Hühner, Gänse und Eier, Fische, Milch, Butter und Käse, Gerste, Hopfen und Malz; und dabei ist der von der Regierung dem Reichstag vorgelegte Entwurf noch maßvoll zu nennen gegenüber dem, was die Agrarier in Wirklichkeit als unerlässlich für die Blüte der deutschen Landwirtschaft fordern. Die umstehende Übersicht der wichtigsten Zollpositionen dieses Abschnitts zeigt, wessen wir uns von den Agrariern zu versehen haben, wenn wir ihnen widerstandslos die Klinke der Gesetzgebung überlassen. Haben agrarische Blätter doch bereits in Aussicht gestellt, den Tarif im Reichstag bekämpfen zu wollen, weil er ihnen nicht weit genug geht und sie sich für stark genug halten, auch noch mehr als dieses durchzusetzen. —

Was bedeuten nun diese Zollerhöhungen für die Praxis?

Wenn für eine Ware aus dem Ausland, die 100 Mark pro Centner kostet, an der deutschen Grenze 10 Mark Zoll bezahlt werden müssen, so kann der deutsche Importeur sie selbstverständlich nur zum Preise von 110 Mark weiter verkaufen. Die mit Zöllen belasteten Artikel steigen also mit dem Moment, wo sie die Grenze überschreiten, um den ungefähren Betrag des Zollsatzes im Preise. Aber nicht nur diese Artikel, sondern die gesamte Menge der betreffenden Warengattung, die überhaupt im Inlande auf den

Vergleichende Übersicht der Zollsätze für die wichtigsten landwirtschaftlichen Produkte nach dem geltenden Tarif, dem neuen Entwurf und den agrarischen Forderungen.

(Die Zölle verstehen sich als Mark pro Doppelzentner.)

Gegenstand	Geltende (vertrags- mäßige) Zollsätze	Zollsätze des neuen Regierungsentwurfs		Vom Bund der Landwirte bezw. Deutsch. Landw.-Nat. geforderte Zollsätze	
		Mindestsatz	Höchstsatz	Mindestsatz	Höchstsatz
<b>A. Brotgetreide:</b>					
Roggen . . . . .	3,50	5,—	6,—	7,50	8—10 M.
Weizen . . . . .	3,50	5,50	6,50	7,50	8—10 M.
<b>B. Brauerei-Hilfsstoffe:</b>					
Gerste . . . . .	2,—	3,—	4,—	7,50	8—10 M.
Hopfen . . . . .	14,—	40,—		100,—	
Malz . . . . .	8,60	6,25		14,—	
<b>C. Mühlenfabrikate:</b>					
Mehl, auch gebrannt oder ge- röstet, aus Getreide, Reis oder Hülsenfrüchten . . . . .	7,30	13,50		18,75	
aus Hafer . . . . .	7,30	16,—		20,—	
Graupen, Grieß und Grüte . . . .	7,30	16,—		20,—	
Sonstige Mülerei-Erzeugnisse aus Getreide oder Hülsenfrüchten . .	7,30	13,50		18,—	
aus Hafer . . . . .	7,30	16,—		20,—	
<b>D. Gemüse:</b>					
Speisebohnen, Erbsen, Linsen . .	1,50	4,—		7,50	
Kartoffeln, frisch, in der Zeit vom 15. Februar bis 31. Juli . . . .	frei	frei		12,—	
Gewöhnliches Gemüse je nach Jahreszeit . . . . .	frei	frei		25,—	
Feines Gemüse je nach Jahreszeit .	frei	frei		20,—40,—	
<b>E. Obst:</b>					
Frisches Obst: Äpfel, Birnen, unverpackt oder nur in Säcken in anderer Verpackung . . . .	frei	frei		8—12	
in anderer Verpackung . . . . .	frei	6		20	
Aprikosen, Pfirsiche . . . . .	frei	8		60	
Pflaumen aller Art, Mirschen . .	frei	2		8—12	
<b>F. Vieh:</b>					
Rindvieh: Bullen (Stiere), Kühe . .	—	für 1 Stück 25		für 1 Doppelzentner 20	
Jungvieh . . . . .	—	15			
Schafe . . . . .	—	2			
Schweine . . . . .	—	1 Doppelztr. Lebendgewicht 10			
<b>G. Fleisch- u. Fleischwaren:</b>					
Fleisch, frisches, einschl. Schweine- speck . . . . .	15—17	30		40	
einfach zubereitet . . . . .	20	35		75	
zum feineren Tafelgenuß zu- bereitet . . . . .	60	75		125	
Fleischextrakt und Fleischbrüh- tafeln, Suppentafeln, Fleisch- pepton . . . . .	20	30		80	
Würste . . . . .	17	45		80	
<b>H. Fettwaren:</b>					
Schmalz und schmalzartige Fette .	10	12,50		40	
Schweine- und Gänsefett, roh . .	2—10	5		20	
Flomen (Fliesen, Liesen) . . . .	2	7		30	

Gegenstand	Geltende (vertrags- mäßige) Zollsätze	Zollsätze des neuen Regierungsentwurfs	Vom Bund der Landwirte bezw. Deutsch. Landw.-Nat. geforderte Zollsätze
Zalg . . . . .	2	2,50	15
Margarine . . . . .	16	30	50
Kunstspeisefett . . . . .	10	12,50	Einfuhr zu verbieten
<b>I. Geflügel etc.:</b>			
Gänse . . . . .	frei	1 Stüd 0,70	30
Federvieh, geschlachtet . . . . .	12	30	50
gespickt oder sonst einfach zu- bereitet . . . . .	30—60	35	70
zum feineren Tafelgenuß zu- bereitet . . . . .	60	75	125
Eier . . . . .	2	6	40
Eigelb . . . . .	3—60	8	90
<b>K. Fische etc.:</b>			
Lebende Fische: Karpfen . . . . .	frei	15	30
andere Süßwasserfische . . . . .	frei	frei	30
Fischspeck, Robbenspeck, Fisch- thran etc. . . . .	3	3	6
<b>L. Molkeerzeugnisse:</b>			
Milch und Rahm, frisch . . . . .	frei	frei	Milch 5, Rahm 20
Butter . . . . .	16	30	50
Käse . . . . .	15	30	50

Markt gebracht wird, steigt um den gleichen Betrag; denn der inländische Produzent braucht jetzt nicht mehr zu fürchten, durch billiger produzierende Konkurrenten im Aus- land unterboten zu werden, und kann deshalb auch seine eigenen inländischen Produkte ebenso teuer wie die durch den Zoll künstlich im Preise erhöhten ausländischen verkaufen.

Der Mehrbetrag, den die Konsumenten auf diese Weise zahlen müssen, geht, soweit er für importierte Ware in der Form des Zolles gezahlt wird, als Steuer in die Staatskasse. Soweit er für inländische Produkte gezahlt wird, fließt er in die Tasche der Produzenten, und das sind in diesem Falle die Grundbesitzer und zwar in erster Linie diejenigen, die es eigentlich am wenigsten nötig haben, nämlich die Ritterguts- und Latifundienbesitzer des preussischen Landadels. —

Es ist nun interessant, sich einmal die Reichsstatistik daraufhin anzusehen, was wohl die Getreidezölle den einzelnen Arten von Grundbesitzern nützen. Nach der Statistik haben wir in Deutschland insgesamt 5½ Millionen selbständiger Landwirte. Von diesen sind nicht weniger als 4 860 000 kleine Bauern mit weniger als 10 Hektar Landbesitz. Diese ganze gewaltige Schar hat von den Getreidezöllen, um die es sich hier in allererster Linie handelt, so gut wie gar keinen Vorteil, da sie, von verschwindenden Ausnahmen abgesehen, kein Getreide verkauft, sondern das wenige, was sie pflanzt, auch selbst verbraucht. Dann kommen 675 000 mittlere Bauern mit einem Besitz von 10—100 Hektar. Das Quantum Getreide, das sie verkaufen, beträgt etwa zwischen 20 und 140 Doppelcentner im Jahre. Der geringe Vorteil, den sie von den Zöllen haben, wird dadurch reichlich weit gemacht, daß ihnen selbst durch den neuen Zolltarif zahlreiche Produkte verzollt werden, die sie kaufen müssen, vor allem auch Futtermittel (Futtergerste, Mais etc.), denn diese Schicht der landwirtschaftlichen Bevölkerung ist es besonders, auf welcher die deutsche Viehzucht beruht. Dann endlich kommt eine geringe Zahl von 25 000 Großgrundbesitzern mit einem Besitz von je 100 bis über 1000 Hektar. Diese kleine Zahl ist es vor allen Dingen, welche Getreide für den Verkauf produziert und welcher deshalb der Vorteil der Getreidezölle vor-

nehmlich zu Gute kommt. Nehmen wir, was der Wahrheit nahekommen dürfte, ihre Güter zu je einem Drittel als mit Brotgetreide bebaut an, so bleibt unter Abzug des für Futterzwecke u. im eigenen Betrieb verbrauchten Quantums und der für die Ausfaat aufbewahrten Mengen ein Betrag übrig, der bei einem Gut von 100 bis 200 Hektar auf ungefähr 300 Doppelcentner für den Verkauf sich stellt, bei einem Gut von 1000 Hektar und mehr auf mehr als 3000 Doppelcentner. Das bedeutet also ein bares Geschenk von 1500—15 000 Mark, das jeder dieser Herren aus der Tasche der deutschen Konsumenten erhält. —

Welche verhängnisvollen Folgen eine derartige Herabdrückung bezw. Verteuerung der Lebenshaltung für die physische und geistige Entwicklung des deutschen Volkes haben müßte, wie die Gesundheit, die geistige Entwicklung des Volkes, die industrielle Leistungsfähigkeit des Arbeiters, die Wehrkraft des Reichs dadurch beeinträchtigt werden würde, ist hier nicht Raum genug ausführlicher zu erörtern; auch ist dies teilweise in einem früheren Aufsatz dieses Blattes skizziert worden. Nur auf einen Punkt soll hier noch kurz hingewiesen werden, welcher für die Frau von besonderem Interesse ist: den Einfluß einer hohen Schutzollpolitik auf die Eheschließungen und die Geburtenanzahl. Es ist nämlich statistisch festgestellt, daß sowohl die Heiratsziffer wie die Geburtenziffer mit der zunehmenden Verteuerung der Lebensmittel fällt, während die Sterblichkeit, insbesondere die Kindersterblichkeit, erheblich steigt.

In den Jahren des Freihandels (von 1874—79) kamen auf 10 000 Personen durchschnittlich 168 Eheschließungen. Nach Beginn der Schutzollpolitik sank diese Ziffer auf einen Jahresdurchschnitt von 154 (für 1880—87). Auch die alsdann einsetzende bessere Konjunktur konnte sie dank der abermaligen Zollerhöhung von 1887 nur auf 159 während der nächsten Jahre heben. Erst mit Einsetzen der Handelsverträge stieg sie wieder schnell in die Höhe, höher als selbst in den 70er Jahren (169 im Jahre 1898).

Die Geburtenüberschüsse sanken mit Eintreten der Schutzollperiode von 592 000 bis auf 494 000 im nächsten Jahre, um mit Einsetzen der Handelsverträge sofort rapide in die Höhe zu gehen, von 585 000 im Jahre 1892 auf 847 000 im Jahre 1898. —

Wie ist es nun möglich, daß die Reichsregierung solchen Bestrebungen des engsten Egoismus ihre mächtige Hand zur Unterstützung bietet? Um dies zu verstehen, muß man sich einmal gegenwärtig halten, daß der preussische Landadel von Alters her einen gewaltigen Einfluß auf die regierenden Kreise auszuüben im Stande ist. Ganz abgesehen von seinen persönlichen Beziehungen zu den hohen und höchsten Persönlichkeiten hat sich aus ihm seit jeher die Besetzung der wichtigsten Stellen in den centralen Behörden rekrutiert. Soweit Männer aus anderen Kreisen an maßgebende Stellen gelangen, sind es größtenteils solche, die durch das Reserveoffizier- und Corpsstudenten-Wesen, sowie durch langjährige Bethätigung innerhalb der betreffenden Behörden bereits zu einem gewissen agrarischen Corpsgeist erzogen worden sind. Dazu kommt zweitens aber noch als nicht unwichtiges Moment wohl der Wunsch der Regierung, sich die Kreise des Agrariertums geneigt zu erhalten, weil sie ihre Stimmen für die Militärvorlage nicht entbehren zu können glaubt.

Ist so einerseits eine gewisse agrarfreundliche Stimmung in den maßgebenden Kreisen grundsätzlich vorhanden, so hat es andererseits das Agrariertum verstanden, im „Bund der Landwirte“ sich eine Organisation zu schaffen, die, — geleitet vom Geiste des agrarischen Großgrundbesitzes und mit gewaltigen Geldmitteln ausgestattet, — seit 8 Jahren eine so beispiellose und unzweifelhaft geschickte Agitation zu entfalten gewußt hat, daß heute thatsächlich nicht nur der großen Masse des niederen und kleineren Bauerntums, sondern auch weiten Kreise der Gebildeten und des Mittelstandes eine agrarische Auffassung der Wirtschaftspolitik eingepflanzt ist. Mit unleugbarem Geschick hat es der „Bund der Landwirte“ verstanden, den Glauben an eine allgemeine Notlage der Landwirtschaft und an eine vollständige Interessengemeinschaft zwischen Kleinbesitz und Großbesitz zu verbreiten, sowie eine sittlich und kulturell höhere Bedeutung der Landwirtschaft gegenüber Stadt und Industrie zu allgemeiner Überzeugung werden



zu lassen; mit ebenso großem Geschick hat er es fertig gebracht, seine Forderungen als „maßvolle Ansprüche“ zu rechtfertigen und die Bedenken der Gegner als niedrige und selbstsüchtige Forderungen einer engherzigen Interessenpolitik darzustellen. Das sind die Gründe, weshalb es heute — kurz vor der Entscheidung — so schwer hält, den Ansturm des Agrariertums abzuwehren.

Es ist kein Zweifel, daß die deutsche Frau hierbei eine erhebliche Hilfe leisten kann. Freilich ist der Frau die politische Bethätigung durch Wahl- und Stimmrecht untersagt. Was ihr aber nicht untersagt ist und nicht untersagt werden kann, das ist, ihren Einfluß geltend zu machen in- und außerhalb der eigenen Familie, im Freundes- und Bekanntenkreis; das ist, ihre Stimme in der Presse zur Geltung zu bringen; das ist, in Petitionen und Protesten den Reichstag anzugehen, daß er einem solchen Gesetz seine Zustimmung versage. Es wäre nicht das erste Mal, daß ein von der Regierung unterstützter Gesetzentwurf, für den man schon im Reichstag die Majorität zu haben glaubte, im letzten Moment an dem entschiedenen Protest des gesamten Volkes scheiterte. Es sei nur an das Zedlig'sche Schulgesetz, an das Tabaks-Monopol und an die leg. Heinze erinnert. Hier kommt erleichternd hinzu, daß es sich um einen Entwurf handelt, für den anscheinend die Regierung selbst nicht recht mit aller Energie eintritt. Selbst wenn der Entwurf nicht fiel, sondern nur eine erhebliche Abschwächung erführe, wäre immerhin schon viel gewonnen.

Soviel haben die ersten Verhandlungstage im Reichstag bereits erkennen lassen, daß die Stellung der Regierung eine überaus schwache ist. Graf Bülow ist kein Bismarck. Seine Äußerung, er wolle gar nicht leiten und führen in der Politik, sondern vermitteln, ist überaus charakteristisch für ihn, und Eugen Richter hatte vollkommen recht, wenn er ihm vorwarf, so oberflächlich und unbedeutend sei noch nie eine große Gesetzesvorlage begründet und eingeleitet worden, wie dieses Zolltarifgesetz. Ebenso schwächlich und eindrucklos waren bisher die Reden der übrigen Regierungsvertreter, mit einziger Ausnahme des Grafen Posadowsky, der ja überhaupt die Seele und die geistige Leitung der ganzen agrarischen Regierungspolitik ist. Andererseits haben die Führer der Opposition dargethan, daß sie diesen Gesetzentwurf mit allen ihnen zur Verfügung stehenden Mitteln bekämpfen werden. Die Redner des Centrums und der Nationalliberalen haben sich zwar für Erhöhung der Getreidezölle ausgesprochen, doch ist die Absplitterung einer Anzahl von Stimmen dieser Parteien wohl zu erwarten. Ist die Regierung aber nicht in der Lage, den vorliegenden Entwurf bis spätestens nächsten Winter unter Dach und Fach zu bringen, dann sieht sie sich vor die Alternative gestellt, entweder auf Grund des heute geltenden Generaltarifes mit dem Ausland über die Erneuerung der Handelsverträge zu verhandeln, oder aber die letzteren vorläufig auf ein Jahr zu prolongieren und den Entwurf dem im Frühjahr 1903 zu wählenden neuen Reichstag vorzulegen, der eine wesentlich andre Zusammensetzung als der gegenwärtige aufweisen dürfte. Beide Eventualitäten sind aber dem Inkrafttreten des vorliegenden Zolltarif-Entwurfes bei weitem vorzuziehen.

So sind die Aussichten der gegen den Entwurf gerichteten Bestrebungen keine ungünstigen. Mag aber ihr Erfolg sein, wie er wolle, so viel ist sicher: wenn je ein Gesetz in Deutschland zur Beratung stand, das die Interessen der Frau in Mitleidenschaft zog, so ist es dieser Zolltarif. Bei diesem Kampf wird es sich entscheiden, ob die Frau im Stande ist politisch zu denken und zu handeln oder ob politische Arbeit eine Form der Bethätigung ist, die ihrem Wesen fernsteht, und ob es demnach berechtigt ist, ihr die politischen Rechte und die Mitarbeit am allgemeinen Wohl zu versagen, die der Mann seit Jahrtausenden allein ausübt.





## Die Missratenen.

Von

Elisabeth Siewert.

Nachdruck verboten.

Paul Klop und seine Frau Marinka haben in der kleinen Scheune ihren Hafer ausgeklappert. Es gab viel Staub und eine Unmenge Distelhaare, die aus der grauen Scheunenluft nach beiden Seiten durch die offenen Tennenhöfen hinausfwebten. Die Scheune stand von dem netten kleinen Wohnhaus etwa hundert Schritt entfernt. Nach Westen zu war nicht viel mehr zu sehen als ein Sonnenuntergang in drei Farben: Glührot, Violett und ein klares Grün. Über dem tief gelegenen Torfbruch hatten sich Abendnebel ausgebreitet. Mit krummem Rücken maß Paul die Körner, wobei ihm seine Frau half. Als es nur vier Scheffel und drei Meßen waren, zuckte er mit den Achseln und nahm eine Prise. Sein rotbäsiges Weib hatte trotz der schweren Arbeit, die sie leisten mußte, und dem schweren Frauenleben, das sie durchgemacht, immer noch etwas Jungendliches. Es lag im Blick, um die Lippen. „Was ist dabei zu machen, daß der Hafer so wenig gebracht, die Hauptsache haben wir!“ So ein Gesicht machte sie jetzt, und in dem heiteren Vertrauen, das dahinter wohnte, beruhte ihre ganze Stärke. Die Hauptsache war, daß die Lust am Leben, wie es ihnen nun einmal wurde, ihre Herzen warm hielt, denn die Eheleute hatten sich ja noch selber; die einzige Tochter und der Schwiegersohn wohnten bei ihnen, jedes Jahr wurde ihnen das Glück, ein neues Enkelkind zu bewillkommen.

In der Stube setzte sich Paul auf einen Stuhl. Dabei krachten ihm die Glieder, der Rücken besonders that so, als sollte er zerbrechen. Nun war er so abgearbeitet, daß er nichts weiter konnte als dastehen, auf jedem Schenkel eine Hand, die ihm so schwer war, wie ein Hammer an einem Stiel. Seine Frau

hatte noch die Kraft, die kleine Martha aufzunehmen, die danach verlangte, ein Dingchen mit Schaßlöffchen um den Kopf und einem Gesichtchen, das ordentlich vor Klugheit und Leben bebt.

Da kam Klemp herein, der Nachbar, ein langer, hagerer Mann mit trockenem, kleinem Kopf und magerem Genick. Paul sagte zu ihm: „Die Augen wollen noch arbeiten, aber die Hände können nicht mehr. Ja, mit den Augen möcht' ich noch manches ausrichten. So geht's, wenn man alt wird.“

Klemp bullerte etwas, das man nicht verstand, dazu sah er grimmig aus. Seine Augen flogen in der Stube umher. Marinka schälerte mit der Kleinen, die mit allen Gliedmaßen und ihrem kleinen Leib die Großmutter umklammerte, das Köpfchen an deren braunem, sehnigem Halse versteckt. Und dann schnellte sie auf und wahre Perlenströme von Küffen fielen auf das zarte Gesicht. Die Großmutter wartete nur darauf, zu küssen.

„Der Hafer schüttet schlecht,“ sagte Paul. „Vom Morgen mit ein einem halben Scheffel Ausfaat vier Scheffel drei Meßen!“ Er strich sich seinen durchsichtigen braunen Bart auseinander, und sein gelbes Gesicht sah wehmütig und ergeben aus.

„Der Boden ist kalt, keine Kraft drin,“ polterte Klemp. In Gedanken legte er den Zollstock, den er in seiner großen, knöchernen Hand auf- und zuklappte, an die Wände der Stube. Die Stube war blau getüncht, vergißmeinnichtblau, der Anstrich noch wenig beschädigt, nur am Herd, wo die Kinder Unordnung gemacht hatten, zeigte sich ein ganzes Nest weißer Flecken, und über dem Bett, so schien es, hatte jemand mit der Faust gegen die Wand geschlagen und Schaden angerichtet;

weiter oben die bunten, guten Heiligen hingen auf reinem Grunde.

Da könnte das Tassenspind stehen, da das Bett, die Schlafbank, simulierte Alemp. Paul verteidigte seinen Boden. „Der Boden ist nicht schlecht, viel Steine zwar und am Abhang strenger Lehm, aber es liegt an der Bearbeitung. Ich allein — der Wessel geht doch auf Arbeit — ich allein zwingt es nicht, wie es sein mußte.“

Alemp stand da wie aus Holz mit verbissener Miene. Niemals sah er Paul oder Marinka mit dem Kinde an; that er es auf seinen Streifzügen, dann blickte er rasch fort, als sei es ihm unangenehm. Die Möbel würden alle Platz finden, und was Paul von seinem Acker sagte, war hoffentlich Wahrheit. Er öffnete den Mund und richtete rasch blinzeln seine grellen Augen auf Paul, als Johanna eintrat. Eine hohe Gestalt mit blondem, länglichem Gesicht, hoher Brust und hohem Leib; neben ihr trappelte ihr ältester Sohn, ein Knabe mit einem flachen, netten Gesicht und einem Kartoffelbauch, der zu seiner Hofentracht nicht recht passen wollte.

Alemp kam von seinem Thema ab. „Na, da sind ja wieder Ausichten,“ sagte er mit einem bitteren Grinsen, wobei er eine Zahnlücke zeigte.

„Das ist nicht anders,“ meinte Paul. „Wir können wieder einen kleinen Sohn gebrauchen; zwei Marjellen haben wir, da fehlt ein Sohn, damit es zwei Pärchen sind.“

Das große, junge Weib in schmutziger Kleidung geht an die Wiege, sieht hinein und ordnet etwas, dann fragt sie mit rauher Stimme nach dem Mischeimer. Marinka sagt, daß er in der Kammer sei; da geht sie mit wuchtigen Schritten ihn holen.

Plötzlich sagt Alemp — er spricht immer so, als ob er den heißen wolle, den er anredet; die Worte springen aus seinem Munde wie losgelassene Hunde — „Kommen Sie doch mal vor die Thür, Kloss.“ Paul wurde aufmerksam.

Die beiden Männer gingen schweigend einen Weg entlang, der sich in ein schmales Thal senkte. Eine trodene Wiese, öde und baumlos, lag in dem Thal. Drüben auf einem dunklen Feld, welches anstieg, sah man

ein Antwesen, eine Lehmkathe, an den Hügel angelehnt, niedrig und langgestreckt unter einem Strohdach. Der Erde entstiegen, so sah sie aus. Die Höhe mit Pauls nettem kleinen Häuschen warf ihren Schatten über das Feld jenseits. Während die weißen Wände und das frisch geteerte Pappdach noch etwas vom Sonnenuntergang abbekamen, war es drüben schon Dämmerung.

Es ist eine ungesunde, verteuflte Bude, dachte Alemp, und Ungeduld drückte ihm die Brust zusammen.

„Ich hab' meist gedacht, ob das nicht vernünftig wäre,“ begann er, die Augen starr an den Rauch hängend, der weiß aus dem Schornstein seines Daches stieg, weiß so weit der Abhang reichte, dann verlor sich ein graues Geklingel in der hellen Abendluft, „ob das nicht vernünftig wäre, wir tauschten mit den Grundstücken.“

Paul zuckte mit keiner Wimper; er sah den Nachbarn ernsthaft und gespannt an.

„Ob das nicht ein vernünftiger Handel wäre!“

Sie blieben beide stehen, und jeder sah des andern Grundstück an. „Das können wir nicht so kurzer Hand abmachen,“ meinte Paul.

„Wenn's geschehen soll, dann bald, noch ehe wir einwintern.“ Alemp wandte sich rasch von Pauls Häuschen. Es lag klar gegen eine bunte Wolkenguirlande und schien sich seiner lustigen, leichten Lage zu freuen. Ein paar Espen links standen dunkel und fein, durch die gelichteten Kronen glühten die Sonnenuntergangsfarben.

„Wir könnten ohne Schwierigkeit tauschen, Kloss, das ist nämlich so: was bei euch die Gebäude besser sind, ist bei mir der Acker besser und mehr, Kloss, drei Morgen mehr. Bei euch sind zwei Mannsleute, ihr könnt meinen Acker bewältigen. Ich allein kann das nicht, und die Frau ist immer kränklich. Meine Kinder sind noch nicht zur Arbeit, mir bleibt nichts übrig, als einen fremden Knecht anzunehmen.“

„Mit dem Vieh würden wir auch tauschen?“ fragte Kloss vorsichtig.

„Mit dem Vieh tauschen?“ hauchte ihn Alemp von oben herunter an, „dann wäre ich

ja nährisch, Alop". Er stieß einen grimmigen Lachton aus. Paul sah ein, daß die Möglichkeit, urplötzlich zu besserem Vieh zu kommen, ebenso rasch vergehen mußte, wie sie ihm aufgeblüht war. Er zog an seinen Händen, jeder einzelne Finger knackte. Das Antwesen drüben hatte nichts Verlockendes; die niedrige enge Wohnung, Stall, Scheune, alles unter einem Dach. Vielleicht aber war es wärmer da und der größere und leichtere Acker . . . Franz blieb zu Haus, sie beide konnten schon etwas vor sich bringen.

„Die Scheune steht bei euch so weit ab, das ist dumm“, bemerkte Alemp.

„Dafür ist die Wohnung drüben doch mehr wie eine Hundebude.“ Paul streckte seine krumme Hand mit den hervorstehenden Knöcheln aus und sah Alemp ruhig ins Auge. Übers Ohr wollte er sich nicht hauen lassen.

„Wenn alles bei mir besser wäre, würde ich doch nicht tauschen wollen.“ Von der Schmiede her, die zwischen den beiden Nachbargrundstücken nach Norden lag, näherte sich eine Männergestalt. Vom Hügel her kam sie schwarz, das Feld unten verschluckte sie gänzlich, nah tauchte sie wieder auf. Franz Wessel, Pauls Schwiegersohn. Er kam von der Arbeit auf dem Torfbruch und blieb bei den beiden Männern stehen, um zuzuhören, was sie verhandelten. Mit offenem Munde sah er seinen Schwiegervater und dann Alemp an; sein hübsches, schmales Gesicht drückte kindliche Aufmerksamkeit aus und keine rasche Fassungskraft. Er verhielt sich vollkommen still; ein paarmal hob er seine Hand und rieb sich vorsichtig die wenigen Haare auf seiner Oberlippe, und dann lächelte er aus Sympathie für seinen Schwiegervater. Alemp und er verhandelten noch einmal ganz von vorne, wobei sie mehr auf die Details eingingen. Auf irgend welche unsicheren Dinge würde sich der Schwiegervater nicht einlassen, vertraute Franz. Da ihm sein Magen knurrte, trennte er sich eben so still und ruhig, wie er gekommen. Weder seinem Weib noch seiner Schwiegermutter sagte er etwas von dem Handel, der im Gange war. Es gab so viel Leben in der blauen Stube, daß er gar nicht in Versuchung kam. Die Großmutter badete Johann und Martha zugleich in einer Wanne; ihre alten, braunen

Arme hantierten mit der glatten Frische der Kinderleiber, und das Gelächter und Gefose hörte nicht auf bei dieser Beschäftigung.

Johanna nähte an einer Hose ihres Mannes. Sie stand auf, als er kam, und brachte ihm sein Essen von der Herdplatte. Einmal strich sie dem Gatten über die kühle Stirn, in die das Haar wie ein kleines Dach hineingewachsen war. Dabei sagte sie ein raubes, zärtlich gemeintes Wort. Er lächelte, was er so wunderhübsch konnte, aß und ließ sich dann die kleine Martha in allerhand Lappen und Tücher gewickelt geben, wie sie gerade aus dem Badewasser kam. Paul kam herein. Die Männer wechselten einen raschen Blick. Paul setzte sich an den Herd in einen Winkel; da blieb er in Nachsinnen sitzen und atmete manchmal schwer und stöhnend. „Ist der Großvater da?“ fragte Marinka, die jetzt Martha auf dem Arm hatte, während Franz seinen Sohn auf seinem Schoße abtrocknete. „Wo ist Großvater? Da sitzt er nicht! Ist ganz weg!“ Die kleine Martha hatte ein Händchen frei bekommen, mit spitzem Finger zeigte sie nach der Ecke. Marinka spazierte auf und ab und blieb dabei, daß der Großvater nicht da sei, dabei warf sie zärtliche und lebhafteste Blicke nach ihm hin. „Was ist denn dir?“ fragte sie schließlich, vor Paul stehen bleibend. Eine rasche Bewegung, und Martha streckte ihren nackten Oberkörper aus den Tüchern wie eine helle kleine Blume und legte auf den gesenkten Kopf, auf dem die staubigen Haare auseinanderfielen, ihr reines Händchen.

An diesem Abend sagte Paul nichts. Er hatte eine schlechte Nacht vor lauter Überlegungen und Berechnungen. Es war wie eine richtige Krankheit über ihn gekommen, dieser Tauschhandel. Aber am nächsten Morgen sah er zwar elend und trübe aus, doch sein Entschluß war gefaßt.

Alemps Frau stand, die Hände in die Schürze gewickelt, unter ihrer Thüre, als ihr Mann ihr die Nachricht brachte, daß der Tausch der Grundstücke abgemacht sei. Ihr graues Gesicht belebte sich, und ihre Haltung, die den Eindruck machte, als fröre sie, wurde kraftvoller. Langsam wickelte sie ihre Hände aus der Schürze, hob sie etwas über ihren Kopf und sagte: „O Jesus!“ Unter der Gewalt der neuen Aussicht und Hoffnung schmerzte ihr

das Herz, aus ihren matten Augen tropfte es. Kurzatmig folgte sie ihrem Mann in die Stube. „Ich denke meist, wir werden uns verbessern,“ stammelte sie.

„Zum Spaß werd' ich doch nicht tauschen.“ Klemp setzte sich an den Tisch und zog die Schüssel mit Erbsen und Kartoffeln zu sich heran. Seine Frau wickelte ihre Hände wieder in die Schürze und stierte mit einer Besonnenheit, die an Irrsinn grenzte, auf den Tisch.

„Wenn er man möcht' sein barsches Wesen verbessern,“ sagte sie vor sich hin. Als Klemp den Kopf hob mit einer Drohung und Widerwillen in der Miene, setzte sie wie im Halbschlaf hinzu: „aber er meint's nicht so, ich weiß ja, das ist es nicht, daran liegt es nicht, daß unser Leben zu schwer ist.“ Sie nickte, und ihre Augen blickten in finsternem Nachsinnen rund herum. Die niedrige Decke, Lehm zu Füßen, die dunklen Wände, die Engigkeit, das Fenster so klein. Mehr eine Wohnung für Zigeuner, da müssen Christenmenschen drin trübselig werden. Möcht der liebe Himmel geben . . . Ihre Hand griff an ihre Brust; mit einem aufheulenden Schluchzen rannte sie an das Fenster.

Oben bei Klopens wehten kleine Hemden und Mannshosen im Wind auf einer Leine zwischen den Espen. Die Blätter blinkten an den Bäumen. „Die trocknen da zum letzten Male ihre Wäsche, jetzt kommen wir an die Reihe,“ dachte sie mit einem krankhaft gesteigerten Triumph- und Glücksgefühl.

Die beiden Kinder der Klemps kamen aus der Schule, ein starkknochiges Mädchen von zwölf Jahren mit phlegmatischem, grobem Gesicht und ein magerer Junge, dessen Ohren vom Kopfe abstanden und glühten. Seine Nase war so scharf wie ein Messerrücken, das gab seinem Gesicht etwas Unjugendliches. Als ihnen die Neuigkeit von der Mutter mitgeteilt wurde, verrieten sie keine Teilnahme, sondern starrten wortlos auf das Essen.

„Da haben wir's nach der Schule näher, brauchen nicht den Berg rauf,“ sagte Kube schließlich, während er laute und seine Mutter nicht nachließ, an ihm zu rütteln, und das Mädchen erkundigte sich: „Aber die Kuh vertauscht der Vater doch nicht?“ Sie sah ihre

Mutter an. Den Vater ärgerte das, da er doch dabei war. Er mochte nicht immer wie ein Buschebau dabei sitzen.

„Dumme Gans,“ fuhr er sie an. „Ja, die Kuh vertausch' ich, auch die Kinder. Ich nehme nun die Martha und den Johann, das Kleinste krieg ich noch zu, dafür geht ihr zu Klopens!“ Das sollte nun schließlich ein Wig sein, aber die scharfe Sprache machte ihn zu einer Kränkung. Keiner lachte. Das Mädchen wurde rot, und die Mutter dachte, ihr Mann machte ihr einen versteckten Vortwurf, daß sie nicht mehr Kinder hatte. Der Knabe sah den Vater mit einem unglücklichen Blick an. Mein Himmel, der wollte doch nicht Ärgeris schaffen! Alle sollten sich doch verbessern, und die Aussicht, aus dem unerträglichen Zustand in dieser dunklen Rathe herauszukommen, sollte schon jetzt alle erheitern. Womöglich fing Katscha an zu weinen.

„Sei man still, ich mach dir oben 'ne Schaukel zwischen den Espen an,“ brummte Klemp, „da kannst du immer hin- und herfliegen, hin und her. Ein Strick und ein Brett findet sich.“

Katscha sah den Vater scheu an. Eine Schaukel, das war so etwas Ungewöhnliches. Sie war zu stumpf, um sich dies vorstellen zu können.

In der Nacht träumte Frau Klemp, sie stellte in der blauen Stube oben ihren Hausrat auf. Alles war sonnig und froh. Dahin das Spind und dahin das Bett. Und dann war es auf einmal nicht die Stube von Klop, sondern die Kirche. Überall Zierrat und Heiligkeit, lauter Geräte zur Andacht. O, sie sank in die Kniee, ganz erschüttert, daß sie so dreist sein wollte, in einer Kirche ihre Möbel aufzustellen. Und eine schreckliche Angst befiel sie, daß ihr die blaue Stube entgangen sei, die einzige denkbare Möglichkeit, um sich aus dem Elend herauszuretten. Ihre Hände streckten sich aus den Federbetten steil in die Höhe, als wollten sie sich in das Blau hineinfrallen, um es festzuhalten.

Klemp war am Morgen des Umziehtages in grimmiger Laune, so geschäftig, daß er nicht für ein kleines, überflüssiges Wort oder einen leichten Gedanken Zeit übrig hatte. In der Stube rumorte er. Mit Riesenträften



schleppte er die Möbel auf seinen ungleichen hohen Schulterblättern ins Freie. Dann ging es in den Stall und auf den Heuboden. Seine Frau und die Kinder sprangen jedesmal noch gerade zur Seite, wenn ein Bündel Heu herabgeslogen kam. Es war, als wollte er sich totarbeiten, und seine Angehörigen wußten nicht, ob sie ihn bei dieser erschrecklichen Absicht hindern oder ihm dabei helfen sollten. Frau Alemp packte Küchengerät in einen Korb und machte sich davon, ehe ihr Mann etwas dreinreden konnte. Auf halbem Wege traf sie die beiden Weiber von oben, jedes kunterbunt mit Gepäck beladen. Mit scheuem Lauern spähte sie nach ihnen aus, als sie sich näherten. Wie immer, hatte die Klossche rote Backen; das junge Weib sah gelassen und klar aus. Frau Alemp ging mit gesenktem Blick an ihnen vorüber.

Auf dem Rückweg begegneten sie sich wieder. „Ihr habt's schwerer,“ sagte Marinka munter. „Wir gehen bepackt den Berg runter und leer herauf, ihr umgekehrt.“

Frau Alemp sah Marinka verwundert an. „Schwerer? Ich meine, wir ziehen doch in das bessere Haus. Seid ihr denn zufrieden mit dem Tausch?“

„Er hat getauscht,“ erwiderte Marinka, an Frau Alemp vorbeisehend. „Wir sind zufrieden.“

„Im Winter wird es wärmer sein,“ meinte Johanna mit ihrer rauhen Stimme. Sie gingen auseinander.

Waren die denn mit Blindheit geschlagen, daß sie nicht bemerkten, wohin sie zogen? In ihr Elend. Es wollte Frau Alemp gar nicht in den Kopf, daß Marinka und Johanna zufriedenen Sinnes vom Berg aus der blauen Stube in die Lehmkuche zogen. Darin war etwas, das ihr die Hoffnung benahm...

Wenige Schritte vor der Thüre begegnete ihr Franz. Die alte rote Wiege zog er wie einen Schlitten hinter sich her, solange der Weg weich war; in der andern Hand hielt er eine Wiege am Halfter. Er grüßte mit einem Kopfnicken und Lächeln und beeilte sich, den Frauen nachzukommen. Vor der Thüre hielt ein Klappertwagen mit einem Fliegenschimmel gespannt. Paul, als das Oberhaupt der Familie, leitete den Transport der großen

Möbelstücke. Seine beiden ältesten Entkinder blieben bei ihm. Frau Alemp trat in die vergißmeinnichtblaue Stube. War es nicht wie ein Himmel hier? Die reine und höhere Decke, die lichte Wand, das große Fenster mit der Aussicht auf Luft und Weite. Ihre Brust, die eine schwere Faust seit Jahren zusammengepreßt hielt, dehnte sich. Aber nicht ganz wie ein Himmel. Das Ausdehnen der Brust blieb körperlich, ihre Seele war von einem rasch gesäeten und rasch und dunkel wachsenden Mistrauen besetzt. Die Hoffnung auf Verbesserung hatte einen Stoß bekommen, seit sie die Nachbarn getroffen — die zufrieden waren. Die hatten alles mitgenommen, was sie besaßen, alles, sie ließen nichts als die Wände.

Paul sah nochmals in seine alte Behausung. Da stand noch ein Myrtenbäumchen am Fenster, und die Schale mit Weihwasser hing am Pfosten. Vorsichtig setzte er die leptere in die Erde des Blumentopfes, damit das Wasser nicht verschüttete. Frau Alemp stand in der Mitte der Stube, ihre Augen und ihre bohrenden Gedanken folgten ihm.

Die beiden Kleinen wurden nun in einen Badtrog gesetzt, den ein rosa Kopfkissen auspolsterte. Wie ein paar Vögel mit blanken Augen saßen sie heraus; als der dürre Schimmel anzog, sperrten sie die Mäuler auf.

Alemp kam mit seiner Kuh, die er führte, den Berg herauf; sein Sohn schleppte zwei Eimer und ein Butterfaß. Im Hausflur stolperte er, und die Eimer sprangen gegen die Wand, als sollten sie bersten. Alemp hörte es, da er gerade aus dem Stall kam, und schimpfte. Nach seiner Meinung durfte solche Fahrlässigkeit gar nicht vorkommen. Er machte einen ganz unerhörten Fall aus der Sache, holte aus und drohte mit einer Backpeife. Der ganze Umzug gestaltete sich durch diesen Zwischenfall zu einem unglücklichen Gehege. Den Eltern kochte eine Angst, ein Mistrauen im Geblüt, als seien sie nun doch im Nachteil gegen die heiteren Nachbarn. Sie ärgerten sich über die Kinder, die zu nichts zu gebrauchen waren, und die Kinder ärgerten sich über die heftigen Eltern. Rascha zog sich heimlich aus dem Strudel unter die Eipen zurück, wo sie mit grüblerischem Gesicht



Blättchen auf einen Faden zog, für die Puppe eine Kette.

Erst spät gegen Abend kam einige Ordnung in das Chaos. Während der Arbeit hatte es Frau Alemp nicht gewagt, ihren Mann anzusehen oder anzureden. Es lag eine gewisse Wollust darin herauszubekommen, ob es dieselbe Furie sei, die sie beide quälte.

„Sind nicht unsere Wiesen meist besser gewesen, Mann?“ fragte sie, als Alemp mit ruhigen Händen aus der Küche kam, wo er zu guter Letzt den eisernen Herd aufgestellt hatte. „Und die Steine auf dem Acker, Mann?“

Nach ihrer Art widelte sie die Hände in ihre Schürze.

„Willst du schon Feierabend machen?“ fragte er höhnisch.

„Nein,“ sagte sie rasch, die Hände auswickelnd. „Ich muß noch gleich die Betten in Ordnung bringen. Ich meinte nur so, wenn, wenn man nicht!?“ Sie hob einen Finger und ihre Worte flatterten: „Wenn wir nur nicht im Nachteil sind. Wird uns der strenge Acker ernähren, und weniger!“

„Willst du mir mit Vorwürfen kommen, wo du mir immer zugehört hast, Tag und Nacht, ich soll mit Alosz tauschen?“

„Aloszens sind so sehr zufrieden,“ murmelte Frau Alemp sich abwendend. Er sah schrecklich aus; so als ob er mit einer glühenden Zange gekniffen wurde.

„Aloszens sollen auch zufrieden sein! Ich bin kein Betrüger! Ich will tauschen und nicht betrügen. Sie sollen zufrieden sein.“ Er stieß mit einem Fuß eine Bettstelle an die Wand, die quer auf der Diele stand.

Werden wir unser Leben haben? dachte Frau Alemp. Nur das kahle Leben und keine Verbesserung? Ihr Sehnsuchtsblick irrte über ihres Mannes hartes kleines Gesicht und blieb an den blauen Wänden hängen. Würden die sie betrügen?

Einige Tage später geht Alemp herunter in das Lehmhaus. Da ist ein Wandbord in der Küche vergessen worden, das will er abholen. Die Männer sind nicht zu Hause. Er jagt Marinka, was er will, und holt Hammer und Aneiszange aus der Tasche, mit der Linken nimmt er Flaschen herunter, die auf dem Brett stehen.

„Nein, das nicht,“ schreit Marinka, nimmt ihm die Flaschen aus der Hand und stellt sie wieder zurück.

„Nanu!“ sagt er erstaunt.

„Nein, das nicht, ihr habt nun genug von uns, ihr wollt zu viel!“ Energisch drängt sie ihn zur Seite. Das Brett ist unser!

Alemp ist ganz verblüfft über ihre Bestimmtheit. Er fühlt durch, daß sie sich benachteiligt beim Tausche vorkommt. Das thut ihm wohl, ja, das thut ihm wohl! „Geh’ zur Seite und laß den Skandal,“ sagt er, mit einem Lächeln in das rote Frauengesicht blickend.

Sie steht breit vor dem Brett, es mit ihrem Leibe verteidigend. „Nein, nein, das ist unser! Wir haben euch eine Regentonne gelassen!“

„Die könnt ihr kriegen, nehmt sie,“ sagt Alemp, Marinka an der Schulter fassend.

Johanna sieht von ihrem Herdplatz aus dem Kampfe zu. Als ihre Mutter nicht abläßt, das Brett zu verteidigen und Alemp nachgeben muß, triumphiert sie. Es ist gemächlich warm in der Stube und ordentlich, aber düster, wie es nicht anders sein kann. Die Luft etwas feucht. Die Kinder sehen bleicher aus.

Alemp zieht grollend ab, etwas von einem verrückten Frauenzimmer murmelnd; hinter ihm her streckt Johanna eine lange rote Zunge aus ihrem blühenden Mund und lacht mit wogendem Busen. Marinka nimmt ihr Strickzeug, obgleich ihre Hände beben, sie lacht auch und freut sich über die thatkräftige Verteidigung ihres Eigentums.

Alemp verhandelte weiter nicht wegen des Wandbretts. Mit der Regentonne hatte es seine Wichtigkeit; schließlich war ein Objekt so viel wert wie das andre. Aber es blieb eine Spannung zwischen den Familien. Bei Aloszens fand man, Alemp hätte sich blamiert, als er mit Hammer und Aneiszange kam und leer abziehen mußte. Die Männer erfuhren natürlich von der Sache. Wenn sie den Nachbarn grüßten, schimmerte eine versteckte Heiterkeit aus ihren Mienen. Das verdross Alemp. Wäre nicht der Balsam gewesen, daß sich die Leute in der Lehmhütte benachteiligt vorkamen, dann hätte er wohl bössere Saiten aufgezoogen. — Manchmal konnte man gegen Abend eine Frauengestalt vom Hügel in das Thal wandern sehen. Es trieb Frau Alemp die Nachbarn zu

beobachten, das war sie ihrem eigenen Wohlergehen schuldig. Oben in der blauen Stube war von Verbesserung nicht viel die Rede; nach wie vor lebten sie da wie in Zangen, von einer Stunde in die andre, durch die Sorge gehebt, ob der neue Ader sie ernähren würde. Wann kam die Zeit des Aufatmens, der Zufriedenheit? Sie blieb stets in der Zukunft, stets zurückgedrängt durch die atemlose Qual des Augenblicks. Die blaue Stube erwies sich immer deutlicher als eine Betrügerin.

Mit einem Schauer sah Frau Alemp an einem regnerischen Abend durch das kleine Fenster in die Lehmhütte. Sie kam von der Schmiede her, wohin sie zwei Eier legende Hennen verkauft hatte, und machte einen Umweg, um die Nachbarn verstoßen zu sehen. Da lag Paul mit dem Oberkörper in seiner Frau Schoß, die Schulter war entblößt, auf dieser rieben Marinkas Hände. Wahrscheinlich hatte er Rheumatismus, den sie ihm durch Reiben lindern wollte. Franz Wessel lehnte am Stuhl hinter Marinka, eine Hand auf ihrem Arm. Zwischen Pauls Knien saß die kleine Martha; Johann hatte ein Bein des Vaters umschlungen und krächte laut. Johanna hantierte im Hintergrunde, ihr Schatten lag groß an der Wand bis an die Decke herauf. Wie in einem Nest saßen sie allesamt in dem unglücklichen Loch, eines voll Freude an der Körperlichkeit des andern, und siehe da, deshalb wurde das unglückliche Loch zu einem Nest! Die beiden verbrauchten Alten waren gut miteinander, voller Mitgefühl und ohne Scheu; das junge Paar stand in der Maienblüte des Wohlgefallens aneinander, und die glatten schönen Kinderknospen waren in diesem Nest wie ein lieblicher Ritt verstreut, der noch vollends die Körper aneinanderband. Rein noch so herrliches Vergißmeinnichtblau konnte diese Krankheit und Scheu, diesen Ekel, diese Abwehr aus ihrer Familie löschen, das empfand das Weib, das in einem leisen Regen fröstelnd aufwärts stieg. Von den Eltern strahlte dieses Unglück aus, in den Kindern zeigte sich Angst vor jeder Annäherung, sowohl untereinander wie von seiten der Eltern. Jeder für sich eingeschlossen in seinen Leib, den er nicht liebte, voll Widertwillen an der Körperlichkeit des andern. Woher kam dies

Unglück? Frau Alemp fand den Anfang dieses dunkeln Gespinnstes. Der Tag, die Stunde, da sie entschlossen gewesen war, sich einem Manne hinzugeben, an dem sie nichts liebte, als daß es ein Mann war und sie erlösen konnte. Nichts hatte sie an ihm geliebt, nicht seine lange harte Gestalt, nicht sein kleines hartes Gesicht mit den hastigen Augen, den bitteren Lippen, die niemals Zeit dazu hatten zu kosen, zu plaudern. Nichts hatte sie an ihm geliebt! Seine Stimme vielleicht? O Jesus Maria, nein. Dies versteckte Wesen, das sich davor scheute, jemals Weichheit zu zeigen oder eine dumme kleine Freude zu äußern? Es hatte sie krank gemacht, ganz krank durch und durch. Und so ging sie hin, eine Sünderin, gepeinigt durch das Bild hinter den kleinen Scheiben. Jetzt wußte sie es ganz gewiß, daß die blaue Stube keine Betrügerin war; sie konnte da nicht helfen, wo das Übel tief an der Wurzel des Lebens lag.

Es hieß, die kleine Martha unten sei gestorben. Kascha brachte diese Nachricht aus der Schule. Nun wohnten sie so nah' beieinander und wußten nicht einmal von solchen Dingen! Frau Alemp nahm ein Tuch um die Schultern und machte sich auf. Es krümelte draußen mit Schnee. Kleine ungleiche Flocken flogen unschlüssig hier und da; die graue Erde, die der erste Frost trocken gemacht, schien ihnen keine angenehme Ruhestatt. „Das Haus hat kein Glück, kein Glück,“ überlegte Frau Alemp, die in ihren schweren Lederschuhcn hurtig und stolzig herabstieg. Die kleine Martha ist tot! Sie sah das Kind deutlich, als ginge es rückwärts vor ihr, die Schafstöckchen um den Kopf, das Gesicht voll Sonne. „Es liegt am Hause, da steckt Krankheit drin, auf große Menschen fällt es wie eine schlechte Stimmung und Unzufriedenheit, die Kinder müssen sterben. Arme Kinder!“ Frau Alemp flog eine Schneeflocke auf die Nase und lag da einen Moment. Es war traurig für Kloßens, aber da lauerte etwas wie eine gute Aussicht für sie dahinter, wenn sie bedachte: „Das Elend liegt doch im Hause und nicht in unserm Geblüt. Sind wir lange genug oben, dann werden wir uns erholen.“ Der Gedanke, daß die Krankheit in ihrem Blut läge, war eine so trostlose Einsicht, dahinter erhob sich gleich die graue Ver-

zweiflung. Sie schüttelte mit dem Kopf, und die Schneeflocke flog als Tropfen von ihrer Nase.

Bei Aloßens war die Schmidtsfrau zu Besuch mit zwei Kindern und der Dorfmeister mit seiner Frau. Die kleine Martha war tot. Sie lag in einer Kommodenschublade in der Kammer, welche die Mutter mit rotgeteinten Augen aufzog, wenn jemand die Leiche zu sehen wünschte. Als Frau Alemp eintrat, trank man gerade Kaffee und sprach über einen Einkauf von Ferkeln, den die Schmidtsfrau sich geleistet. Die Nachbarin wurde begrüßt. Marinka schluchzte heftig auf und Johanna ging still an die Kommode. Frau Alemp fühlte sich unbeholfen, geradezu angstvoll. Mit ineinandergelegten Händen sah sie in die Schublade; ihr war, als drücke sie eine Faust tief, tief zu Boden.

„Morgen wird sie angekleidet“, sagte Johanna, „ein schönes Kind. Der Sarg steht da, wenn Sie ihn sehen wollen.“

Er stand auf einem Mehlsack und zwei Kränze lagen darauf. „Der Herr Pfarrer und der Kaufmann haben sie geschickt.“

Frau Alemp aber sah sich das Kind an. Ein Gesichtchen wie das eines Engels, jedes Lächeln rund gedreht um die runde Stirn, mit einem feinen Goldlicht darauf.

Das Mündchen stolz, das Näschen so klug und fein, die Augen geschlossen, als dankten sie für jeden Anblick, ihnen sei alles zu gering. So sah die kleine Martha aus. In den durchsichtigen Händchen, die wie ein kostbares Spielzeug aus reinstem Elfenbein geschnitten aussahen, hielt sie ein schwarzes Kreuzlein.

„Nur am Halse war sie krank“, sagte Johanna kopfschüttelnd. „Zwei Tage Fieber und schwer auf der Brust, bis sie keine Lust mehr kriegte. Das ist, wenn eins sterben soll!“

Die Übrigen in der Stube schwiegen, bis der Dorfmeister nach Paul fragte. Der fuhr Dünger und Franz war nach dem Dorfe, um das Grab zu bestellen. Eine Schneiderin, die auf dem Abbau an dem runden Teich mit den drei hohen Pappeln wohnte, kam mit rotgefrorenen Händen und roter Nase, ein stubenfiehes, schwächtiges Ding, und brachte das Sargkissen. Johanna freute sich so sehr

darüber, daß sie ganz rot im Gesicht wurde. Puffen von Mull und Myrtenreischen dazwischen. Auch Marinka konnte gar nicht genug bewundern; ihre braunen Hände klatschten zusammen und ihre Augen, die noch soeben übergeschlossen waren, blickten vor Vergnügen. Man wollte das Kissen gleich ausprobieren. Aber nein, das Kleidchen mußte noch geplättet werden. Morgen vor dem Begräbniß konnten alle sehen, wie es sich machte.

Der Dorfmeister ging jetzt, der mit seiner schlimmen, dick bebundenen Hand, in der er Schmerzen hatte, und seinem cholertischen Aussehen die Gesellschaft etwas geniert hatte. Nun waren die Weiber unter sich. Frau Alemp machte den Mund kaum auf. Was sollte sie erzählen? Das, was sie empfand, war dunkel, stark und nicht auszusprechen. Ihre Beobachtung, daß die Familie durch den Trauerfall an Würde und Ansehen gewonnen hatte, war ebenso deutlich wie niederdrückend. Ja, Aloßens standen im Mittelpunkt des Interesses, vom Pfarrer beachtet, von den Nachbarn beklagt, und sie waren allesamt trotz des Verlustes in guter Stimmung. Kam es der Großmutter an, dann lachte sie herzlich, und Johanna vertröstete sich auf das neue Kind. „So klug und schön wie die kleine Martha kann's nicht werden“, sagte die Großmutter bestimmt, ihr großes Taschentuch ausbreitend. „So 'n Kind giebt's nur einmal!“

Niemand widersprach. Der kleinen Toten wurde der Stempel eines Wunders aufgedrückt, und die Trauer um sie war so groß und selbstverständlich, daß man dabei ruhig von andern Dingen reden konnte, ohne sich etwas zu vergeben.

Auf dem Nachhauseweg war es Frau Alemp, als ginge die schöne kleine Martha hinter ihr her auf dem grauen Ader mit seinen weißen, kleinen Wellen. Das trieb sie an, rasch zu gehen und bedrückte sie so sehr, daß sie sich aufs neue nach Veränderung, Rettung umsah.

Als sie in ihre Stube trat, that sie das mit einer gewissen sicheren Eilfertigkeit. Ihr Mann erkundigte sich, ob es seine Wichtigkeit damit hatte, daß die kleine Martha tot sei. „Ja, die ist tot“, sagte sie hastig, den Blick ihres Mannes festhaltend.

„So 'ne fire kleine Arabbe,“ murmelte er kopfschüttelnd.

Es entstand eine Pause. Frau Alemp nahm ihr Umschlagetuch ab. „Das steht so — wir können hier nicht wohnen bleiben,“ sagte sie.

Die beiden Kinder, die auf der Ofenbank saßen, hörten auf, mit den Beinen zu baumeln. Eine große Spannung verbreitete sich in der blauen Stube.

Alemp fragte unsicher: „Wie meinst du das?“ Es war ihm sonderbar, daß er genau dasselbe gedacht, nur nicht hatte aussprechen mögen.

„Wir müssen verkaufen und fort, in die große Stadt, unter viele Menschen,“ sagte Frau Alemp. „Billig verkaufen und fort, es ist nicht anders.“

Alemp brummte etwas. Aus der Seele gesprochen war es ihm, aber er mochte das nicht so rasch zugeben, sondern schwieg mit gefalteter Stirne.

Sich in die Menschenmassen einer großen Stadt begeben, sich unter ihnen verbergen, loskommen von der vereinsamten Behausung, die sie getäuscht hatte, von den Nachbarn befreit werden, die sie zu traurigen Vergleichen in all ihren Äußerungen aufforderten — es waren Ausichten, die Hoffnungen gaben. Gleichsam öffnete sich die Wand, die den Nachbarn gegenüber lag, zur Flucht, um ihnen eine weiträumige Zufluchtsstätte zu weisen. Massenleben, Massenelend waren die Tücher und Hüllen, mit denen sie sich bedecken würden.



## Aus der Gefühlswelt des achtzehnten Jahrhunderts.

Von

Felix Poppenberg.

Nachdruck verboten.

**I**n unseren Tagen ist die Schreibfreudigkeit des Brieffstellers und die Konfessionslust des Tagebuchführens früherer Zeiten auf ein Minimum gesunken. So wenig man aber selbst die alte gefühlseelige, des Bekenntnisaustausches frohe Kunst übt, so großen Reiz findet die Seelenwißbegierde daran, die Zeugen jener hingebungsvolleren, rückhaltloser sich erschließenden Epochen sprechen zu lassen und ihre Gefühlswelt aus vergilbten krausen Schriftzügen zu entziffern. Die Akten häufen sich von Jahr zu Jahr, schon könnte ein Sammler psychologischer Merkwürdigkeiten ein Gefühlslarchiv voll bunter Mannichfaltigkeit anlegen: ähnlich immer die Grundtriebe, aber wie verschieden ihre Ausdrucksform, ihr Stil, die Art, wie die Menschen versuchen, sie in die jeweilige Konvention ihrer Zeit einzumodeln, vor allem auch die Art, wie die Individuen nach eigenem Temperament, nach Brauch und Sitte ihrer Lebenssituationen sie ins Auge fassen, sich mit ihnen auseinandersetzen, sie drapieren. Wechselnd ist das alles, wie die Kostüme und die Moden.

Ein selten reicher Tresor der Gefühle des achtzehnten Jahrhunderts stellt die Edition der Briefe und Aufzeichnungen Elisas von der Rede dar.<sup>1)</sup> Die Mädchenzeit und die unglückliche Ehe einer furländischen Aristokratin zieht hier in momentanstarren, eindrucksvollen Bildern vorbei. Einen Roman aus der Siegwartzeit glaubt man zu lesen, aber im Grunde sind anschauungsvoller noch diese tief erlebten Blätter, als die gleichzeitige Durchschnittslitteratur. Empfindsame könnten vor diesem Buch der

<sup>1)</sup> Herausgegeben von Paul Rachel, Leipzig, Diederichs'sche Verlagsbuchhandlung.



schwelgerischen Sphärenphantasien einer schönen Seele sich heut noch wie vor einem Reliquienschrein neigen und ihre Thränen als Opfergabe spenden.

Um solch stofflich-naive Betrachtung kann es sich für uns hier nicht handeln, auch nicht um den Frauendienst vor der fleckenlosen Statue einer Überreinen.

Der Typus, die Repräsentantin einer bestimmten Periode zu beobachten, lockt uns; ihr Privatschicksal und wie sie es trug, soll den Schlüssel geben zu den Intimitäten des Fühlens und Auffassens einer ganzen Vergangenheit. Ihre Vorstellungen, ihre seelischen Gänge möchten wir gern ebenso deutlich vor Augen sehen, wie ihre Realrequisiten, ihre Möbel, ihre Trachten, die vier Wände ihrer Behausung. Die Freude etwas charakteristisch manifestiert zu sehen, sei dabei der einzige Affekt des Beobachters; ein äußerliches stoffliches Reagieren auf dieses „etwas“, sei es nun Nahrung über den Fall, oder ironisches Lächeln und Kopfschütteln über einen unserer Art ganz fremden Schwulst, ist hier nicht am Platz.

Hat man diesen Gesichtspunkt einmal im Reinen, so findet man eine Fülle von Erkenntnis inneren und äußeren Lebens. Die psychologische Handlung dieses Lebensromans wird hauptsächlich dadurch interessant, daß seine Hauptgestalt nicht in einer Zeit wurzelt, sondern daß sie ein Mensch der Schwelle ist, rück- und vorwärtsblickend; daß in ihrem Wesen die Schichtenablagerungen verschiedener Epochen deutlich sichtbar sind. Aus einer Zeit der Verbtheit, der ausgesprochenen Herrenwelt stammt ihre Jugend, und in der gleichen Sphäre verläuft ihre Ehe; in diesem Rahmen entwickelt sie aber, befruchtet durch die weiche frauenhafte Dichtung einer jüngeren Generation, ihr eigenstes Wesen, den völligen Gegensatz zu ihrer Umwelt, eine hypersensitive Schwärmerei und einen überschwänglichen Gefühlskultus. Und ganz unverstandesgemäß, ohne alles Programmatische, nur aus dem vergewaltigten Gefühl heraus, kommt sie zu schmerzlicheмпörten Moraworten über die Hörigkeit der Frau.

Aus dem Gefühl heraus, aber nicht aus bewußter Erkenntnis von Zukunftsmöglichkeiten sind sie gesprochen, denn viel zu eng in den Vergangenheitsbann ist der weiche Sinn dieser Frau geschmiebet. Und die wie Nora sprach und die sogar wie Nora von ihrem Manne ging, trägt dabei die Züge einer Genoveva. Ihr Mann bleibt ihr demütig verehrter „Herr“, der „Gebietet ihres Schicksals“. Doch gerade wegen solcher Mischungen ist diese Persönlichkeit fesselnd, sie ist keine zielbewußte und sicher keine Vorkämpferin, nur dumpfes Ahnen webt in ihr, sie ist „kein ausgeklügeltes Buch, sie ist ein Mensch mit seinem Widerspruch“. Und sie steht nicht isoliert. Um sie tummelt sich in kontrastreichem Gegenspiel das bunte dralle Leben des lurländischen Adels, die Bühne wird nie leer, und seltsames Gefühlsdurcheinander giebt's, shakespeareisch fast, wenn nach grobianisch derb-genüßlichen Szenen der fleischfrohen Diesseitsmenschen sich im Nebel zwei arme Seelen zueinander schleichen, nicht zu sprechen, sich nicht zu halten wagen, nur ihre Thränen mischen und in jenseitige Fernen ihre Sehnsucht senden. Fernand Rhnopfsche verschwimmende Seelenertäsen zwischen den schmausenden, bröhnend lachenden Weltkindern des Franz Hals . . .

\* \* \*

Aus dem Hause Medem stammt Elise. Romantisch ist das Wappen der Familie, wie Hüons Panier, mit Horn und Schwert geziert. Aber kein Oberon breitet über das Mädchen, die früh die Mutter verliert, seine Schwingen, sondern einem Aschenbrödelmärchen gleich verläuft ihre Jugend. Deren Zwingherrin ist eine strenge gebieterische Frauengestalt, an die bösen Königinnen der Volkslieder erinnernd, die



Frau Starostin von Korff, Elisens Großmutter. Das ist die Repräsentantin rauherer Zeiten voll maßloser Leidenschaften, ungebändigt in Haß und Liebe, fast alttestamentarisch in ihres Herzens Härte und ihrer starren Majestät. Wie sie, als sie noch die schöne Constanzia von der Wahlen war, von dem alten, bärenhaften Kriegsknecht, dem Starosten, ohne viel Worte heimgeführt wurde, so ging sie selber dann ohne Federlesen und ohne sich zu Erklärungen herabzulassen, mit den Menschen um, die unter ihrer Hand standen.

Eine Szene größten Stils schildert Elise, wie die furchtbar prächtige Despotin sich in ihrer ganzen imposanten Gestalt vor ihrem Sohn, der ein Fräulein von Hahn gegen ihren Willen heiraten will, aufrichtet, und während am Himmel ein Gewitter aufzieht, mit donnernder Stimme ihren Fluch über den Ungehorsamen schüttet: „Willst du das verdamnte Hahnengekräh in meine Familie bringen, so bitte ich Gott, daß er dich durch dies aufsteigende Donnerwetter tot zu meinen Füßen niederstürzen möge; und wenn Gottes Rache dich nicht gleich trifft, so verfluche ich alle Kinder, die aus dieser Ehe kommen.“ Die Erziehungsmaßregeln dieser harten Frau sind Einschüchterung und Rutenschläge. Das junge, hochadlige Fräulein, die Tochter der ersten Familie Kurlands, wächst, das ist für die Signatur der Zeit bezeichnend, ohne jede geistige Erweckung heran, Frau von Korff ist nämlich der festen Meinung, daß Bücherlesen für Frauen verderblich, ja verrückt machend wäre; und nicht einmal das Gefühl der Repräsentation wird in ihr erhalten, denn die zuchteifrige Tyrannin läßt ihre Enkelin zusammen mit deren allzugetreuen Leibeigenen züchtigen.

Aus dieser Folterkammer kommt das verprügelte, verschüchterte Mädchen in extrem entgegengesetzte Situation. Ihre Stiefmutter, die dritte Frau ihres Vaters, holt sie zu sich. Sie ist eine Mondäne, die weltklug die Bedingungen einer neuen Zeit, einer modernen Kultur voll Leipziger Politesse begreift. Nicht aus tiefer angelegtem Gemüt, sondern aus einem salongewandten Schöngeliste, einer Bildungsfoketterie, in der Coquetterie immer Herrin der Situation, Löwin der Konversation zu sein, pflegte sie geistige Interessen. Dabei war sie vollkommen herzenstühl. Ihr Erziehungsziel bei ihren Töchtern war äußerer, mit geistreichen Lichtern ausgezierter Schliß. Zu Diplomatinen in der Strategie des Männererobers wollte sie die Mädchen anlernen, die Kunst des Blendens, sich erobern lassen, aber dabei die Herrschende zu bleiben, war ihr *Moyen de parvenir*. Also lehrte die Mrs. Amandi der klugen Lebensspekulantin: „Alles um sich, in sich verliebt zu machen, selbst aber eine stählerne Brust für Amors Pfeile zu haben, sei die Bestimmung der Weiber, die ihr Leben zu genießen wissen. Überhaupt sei einem Weibe nichts nachteiliger, als wenn es jemals liebe, und verlasse es sich noch obendrein, dann wäre ihr Lebensglück für immer dahin.“ So bestimmt zuerst harte Knechtschaft die frühe Jugend Elisens und jetzt kühle Weltklugheit; gerade durch den Gegensatz und die Unterdrückung entwickelt sich aber in dem Mädchen, unbewußt und vor allem unausgesprochen, ein tieferer, innerer Gefühlsdrang und eine weite Sehnsucht. Gerade weil sie sich nicht ausdrücken darf, schwellen ihre inneren Gefühlsfähigkeiten. Als sie noch in der Zucht ihrer Großmutter steht, exaltieren sie sich in heimlich leidenschaftlichen, religiösen Schwärmereien und Andachtsstunden vor dem Bild der toten Mutter.

In der gesellschaftlichen Atmosphäre der Stiefmutter wird das zunächst übertönt durch das Mäuschen repräsentativen Lebens. Elise ist eine zeitlang richtiger Wadtsch, leidenschaftliche Tänzerin; sie hat ihre Kourmacher unter den eleganten kurländischen

Lebemännern, sie entfesselt Rivalitäten zwischen Onkel und Nessen, bezaubert den achtzigjährigen Herrn von Igelsröhm, begeistert sich für den „wohllassenden“ schwarz-sammitnen Oberrock des schönen Jägermeisters von Grotthuß, der nicht nur im Wald zu jagen pflegte; sie ist auch entzückt über die „gefällige“ Art, mit der „seine schöne Hand aus der Dose der Stiefmutter Schnupftabak nahm“, während die feinen Spitzen von seiner Hand hinab auf den schwarzen Sammit des Ärmels fielen. Aber sie ist bei alledem so sehr noch Kind, daß die ernstlichen Bewerbungen dieser Kavaliere sie schrecken, und sie sagt, wenn sie wirklich heiraten solle, dann würde sie am liebsten ihren alten Freund Igelsröhm nehmen. Mit ihm, ihren Eltern und Geschwistern zusammen zu bleiben, das wäre ihr lieber, als „einem dieser schönen Herren anzugehören“.

Charakteristisch aber als diese typischen Badfischkonventionalismen ist ein andres Interesse des jungen Fräuleins, in dem zum ersten Mal ihr eigentliches Wesen spricht. Der, dem dies Interesse gilt, ist ein Typus, der in ihrem Leben in mannichfacher Wiederholung noch wiederkehren sollte. Er ist der Typus des schwärmerischen Jünglings, Siegwarts von Siegwart, des Venus Uraniajüngers, der nur die hohe Minne anerkennt und dem Liebe Tugend ist. Eine seltsam unverstandene Erscheinung unter dem lurländischen Vollblut- und Draufgängertum ist dieser fränkische asketische Jüngling, dem nur die Schönheit der Seele etwas gilt und dem die Vereinigung von Mann und Frau nur dann geheiligt erscheint, wenn sie dem gemeinsamen Streben zur Vervollkommenung geweiht ist. Ein Herr von Brink ist's, und sein ernstster Sinn bleibt nicht unberührt von der Aufmerksamkeit des Fräulein von Medem.

Aber Elise ist durch die ganze Art ihrer Erziehung mit einer gewissen inneren Blindheit geschlagen. Sie sieht ihrem eigenen Wesen ganz taub gegenüber. Es ist alles an ihr hilflos und gegängelt. Das erste große Prinzip jeder Erziehung, einen Menschen erkennen zu lernen und dann ihm über sich selbst die Augen zu öffnen, daß er die Bedingungen seines Wesens erfahre und aus ihnen heraus versuche, sich das Leben zu gestalten, wie es für ihn paßt, das hatte hier ganz gefehlt. Und der völlig ungeschulte Verstand des Mädchens, auf dessen Kosten dann das Gefühl so verderblich üppig überwucherte, war nicht im Stande, aus eigenem sich ein Erkenntnis ihrer selbst scharf zu formulieren. So ließ sie sich in bequemer Vertrauensseligkeit, daß die Erfahreneren schon alles zu ihrem Besten lenken würden, von der Stiefmutter ihr Leben einrichten, und eines Tages hatte sie, kaum daß ihr alles klar wurde, eine „ausgezeichnete Partie“ gemacht. Sie war die Braut des größten Grundbesizers der Gegend, des Herrn von Rede.

Und das ist nun beinahe auch wie ein Märchen. Die zarte, elfenhafte Elise, halb Kinderspiele, halb Gott im Herzen, und der ungesügte Freier, ein ungelenkter rauher Nimrod, um den die Hunde klaffen und die Jagdhörner schallen, mit finstern Augen und scharfer Habichtsnase und hartem störrischen Wesen, der von seinen Varenhegen und von den Heldenthaten seiner Meute erzählt. Die spekulative kupplerische Stiefmutter preist ihn der armen Kleinen als „schönen Herkules“ an, dem nichts fehle, als daß er den Ton der großen Welt bekäme, sich modisch kleide und in ein Weib von feiner Bildung verliebt würde. Und im gezierten mythologischen Modestil der Zeit schmückt sie ihre Argumente mit dem Emblem: „Herkules sei einst durch Omphale zum Spinnrocken gebracht worden; so müsse dieser Nimrod durch Liebe zur großen feinen Welt geführt werden.“

Selbstverständlich kommt es ganz anders, als diese Praktikantin der Außerlichkeit kombiniert.

Das finstere Schloß Neuenburg mit seinen dicken Mauern und seinen weiten Sälen voll Einsamkeit und Dunkel nimmt nun Elise auf, und hier spielt ihr Eheroman, in dem sich Groteskes, Empfindsames, Leidenschaftliches, ganz Zartes und ganz Derbes so unnachahmlich mischt. In Momentanbriefen an eine Vertraute, die Demoiselle Stolz, wird getreulich Buch geführt, und neben diesen Herzensergießungen stehen situationscharakteristisch die offiziellen Briefe an die „vielgeliebten Eltern“ von „dero gehorsamer Tochter“.

Zuerst wird ihr, der sechzehnjährigen, ihre ganze Lage nicht gleich klar. Wie Effi Briest ist sie kindlich befangen vor dem finsternen Mann, hat aber den besten Willen. Etwas schäferhaft schreibt sie: „Gottlob, daß du, meine Liebste, nicht heiraten mußt. Es ist so häßlich, wenn eine Mannsperson einen küßt,“ „ich küsse ihn nicht gern, aber weil Mama sagt, daß Männer es gern haben, daß man sie küssen soll, so küßte ich ihn auch. Ach, mir wurde so bange, aber ich ließ es ihm nicht merken und that recht freundlich gegen ihn.“

In den Briefen nach Haus betont sie krampfhaft ihr Glück, aber in der Schilderung der schönen Gegend und des großen Schlosses entschlüpft ihr naiv-unbewußt das bekommene Geständnis: „Wenn mein lieber Mann und ich in diesem großen Schlosse allein bleiben werden, dann wird es fürchterlich sein.“

Aber sehr bald wird ihr Erkenntnis, und was ihr die Kontrastphäre ihrer Mädchenzeit nicht gab, das lehrte ihr, der Frau, die schroff entgegengesetzte Vorstellungswelt des Mannes; an diesem Gegensatz erkannte sie ihr eigenes Wesen. Und von diesem Gegensatz, der sich immer mehr verstärkt und durch den Versuch der Unterdrückung ihr Gefühlswesen immer reizbarer sich entwickeln läßt, handelt nun fast jeder Brief.

Nede, der sich in seiner läppischen Weltfremdheit, ohne jedes Verständnis für frauenhafte Art, auf diese Ehe eingelassen hatte, weil ihm Elise gefiel, hatte bald erklärt: „Ein kurländischer Edelmann braucht eine gute Wirtin, aber keine Bücherfreundin.“

In immer neu variierten Szenen von so schroffen Konturen, daß man sie in einem Roman unkünstlerisch unterstrichen nennen würde, zeigt sich die Unvereinbarkeit des Paars.

Sie will unter den Bäumen sitzen und Wieland lesen, und er verlangt, sie soll in den Stall gehen und das Vieh zählen. Sie bittet ihn, abends mit ihr längs des Mühlteiches nach dem kleinen Gehäus zu gehen, wo die Nachtigallen singen, und er erwidert barsch, ein guter Wirt habe andre Dinge zu thun, als abends spät die Nachtigallen zu hören, es wäre Zeit, schlafen zu gehen. Und dieses Schlafen ist bei Nede identisch mit furchtbarem Schnarchen. So wenig er mit ihr umzugehen weiß, so wenig trifft sie den Ton für ihn; zwei Menschen ohne jede Kunst der Lebensstrategie und des Einstimmens sind da aneinander gebunden.

Elise hat den ergebensten Willen, diesem Mann etwas zu werden, aber sie fängt es ganz falsch an. Demütig und schmachtend naht sie ihm, sie nimmt, wenn er finster ist, seine Hand, drückt sie an ihr Herz, küßt sie und redet zu ihm in der Gefühlsdiktion ihrer Lieblingsbücher, er möge „dieses Herz nicht verwunden“, und dabei fließen ihr die Thränen unaufhaltsam. Der Nimrod steht nun wieder vor dieser aufgelösten Weichlichkeit

fassungslös. Sein primitiver Schädel versteht nicht, was dies klagende Weib denn nur eigentlich will, und schließlich wird er rabiat, und wettert los über die „Theatersprache“, die ihm, „dem Buschklepper“, nicht geläufig ist, und bitter höhnisch fragt er: „Wo haben Sie all die Thränen her, die Sie in Neuenburg schon geweint haben?“ Und über die empfindsame Antwort: „Aus meinem Herzen, welches jedesmal ängstlich zusammengepreßt wird, wenn es Sie mit mir unzufrieden sieht,“ wird er noch mürrischer. Und als er gar des Nachts das wohlbekannte Schluchzen hört und aus dem Schnarchen auffährt, da findet er sich überhaupt nicht mehr zurecht und sagt schon beinahe resigniert: „Auch im Schlaf weinen Sie?“

Elise aber zieht sich nun mehr und mehr in sich selbst zurück und baut sich ihre innere Welt aus, eine Welt ätherischer Stimmung und seraphischer Poesie, die unter den Sternen wandelt. Die Litteratur der Zeit (es sind die siebziger Jahre des achtzehnten Jahrhunderts) giebt ihrer seelischen Richtung die reichste Nahrung. Resonanz findet sie hier bei der sanften Doris Lieben, ihrer Seelenfreundin. Die beiden vertreten in dieser rustikalen, grob physischen Welt die neue, den Gegensatz des andern Extrems hypersensitiver Geistigkeit betonende Zeit.

Chronegk, der blasse, blutlose Dichter ist ihr Abgott und ihr Schutzgeist und Wieland ihr Prophet, und sie dichten sich an: „edle Doris“ apostrophiert Elise die Freundin und diese giebt zurück: „Ja, kannte Wieland dich, er liebt dich ohne Zweifel.“ Ihre Seelen sind „wie zwei Saiten, die auf dem Klavier einen Ton angeben“. Den Beifall der seligen Geister ihrer Dichter wollen sie sich in jedem Moment erringen. Der tote Chronegk wird ihr Palladium. Als Elise zum ersten Mal sein Bild sieht, errötet sie. Chronegk sieht alles, und aus tiefstem Herzen kommt ihr der Seufzer: „Gott, wie glücklich könnte ich hier leben, wenn Rede anders wäre, wenn er Chronegks Seele hätte.“

In Wald und Feld schwärmen, in der Frühe sich nach Klopstock und Kleists Rezept daran ergöhen, wie „Vögel und Gewürm sich der Morgensonne freuen“, irdisches Vergnügen wie Brodes in Gott suchen; Grotten und Bäume fromm den Dichtern zu weihen, der sanften Flöte zu lauschen, Hand in Hand den großen Gedanken der Schöpfung durchzudenken, unter Blumen in Youngs Nachtgedanken gemeinsam zu lesen und die Wonne der Thränen zu genießen, das sind die Freuden der schönen Seelen.

Aus der Welt solcher Gefühle dann aber immer wieder die Rückkehr in die brutale Wirklichkeit. Nach der sentimentalen Lyrik der Grobianismus der älteren Zeit in unverminderter Derbheit. Bei der Tafel die ungenierten Tischgespräche des Doktors, die Rede wohl ein willkommenes Gegengewicht gegen die ihm unerträgliche Thränenfeligkeit, gegen leises Flehen und süßes Wimmern waren und auf die er gern einging und sie auch wohl noch übertrumpfte, recht zum Trotz gegen die Schamröte, die er nicht ausstehen konnte.

In seltener Vollkommenheit zeigt sich diese andre Welt, wenn die Familie unter sich ist, die Sippen miteinander trinken, Redes Ton herrscht, und Elise als Einsame verwunschen, unverstanden da sitzt. Da geht es denn mit Sticheleien und Anzüglichkeiten gegen die junge Frau; die Tante Kleist sagt von Elisen: „Ich bin ein altes Weib und kareffiere meinen alten Kleist mehr, als unsere Junge ihren vortrefflichen Mann kareffiert.“ Und Rede meint verdrießlich zu einem Freunde: „Was hilft es, ich habe eine schöne Frau, aber sie ist wie ein Stück Eis.“



Und die Großmutter wirft mit imperatorischer Gelassenheit das letzte Wort in die Wagschale: „Weiber werden durch Lesen zum Narren, die Bücher sind nur für Männer gemacht.“

Aus solchen Momenten tiefster Erniedrigung und Herzenstränkung kam Elisen eine gewisse Reife und Herbheit, die wir sonst an dieser schwankenden zerfließenden Gestalt vermissen. Wir erkennen die sanfte Schülerin der Grazien und die demütige Genoveva gar nicht wieder, wenn sie nun empörte Worte voll rückhaltsloser Anklage findet und den züchtigen Schleier stillen Duldens abreißend, es hinausstreit: „Sind wir Weiber nur ein Stück Fleisch, haben wir keine Seele?“ Freilich, hinaus schrie sie es eigentlich nicht. Sie schreibt es nur der Vertrauten. An der Stelle revoltieren, wo es am Platz gewesen wäre, das war ihrer scheuen Natur nicht gegeben.

So änderte sich zwischen den Gatten nichts, es wurde eher schlimmer. Und Elisens nicht auszurottende rudimentäre Devotion vor ihrem „Herrn“ verschärfte seine Abneigung noch; ganz schlimm würde ihm, klagte er, wenn sie ihm so ehrfurchtsvoll die Hand küßte; es wäre für den Mann eine Hölle, mit Weibern zu thun zu haben.

Doch in Elisens Welt begiebt sich etwas Neues. Zu ihr und zur „edlen Doris“ gesellt sich ein Dritter zum Bunde der Edleren, der Dichter Hartmann.

Alle vagen Träume und Sehnsüchte, seraphische Schwärmereien und Extasen Elisens gewinnen in ihm Gestalt. Was sie Brink gegenüber dunkel gefühlt, das wird ihr jetzt an diesem Zweiten deutlich sichtbar. Sie erkennt, daß das, was sie geträumt, wirklich irdisch möglich ist, und ist nun ganz in die Sphäre dieses Menschen gebannt. Das Liebesweben zwischen beiden ist nun völliger Nachklang der Gefühlstromane der Zeit. Hartmann ist ganz der Entsagende, Werthers Leiden sind seine Nahrung, ihre Liebe ist die Liebe der Seelen, die zur Vervollkommenung und Tugend streben. Elise ist ihm eine himmlische Erscheinung, der Seraph, die Priesterin der Freundschaft, die sein ganzes Wesen heiligt. Hartmann spricht ihr von der Liebe, die die sinnliche Begierde besiegt, und die den Menschen veredele. Er liest ihr Ossian und Werther vor, und im Widerstreit ihrer Gefühle gesteht Elise: „Ich kann dies Buch nicht ohne innigste Nührung lesen, aber Werthers Liebe und Lottes Betragen gefällt mir nicht.“ Die Extreme einer überschwärmerischen Lektüre und einer überrohen Wirklichkeit hatten offenbar ihre Vorstellungen schon so verwirrt gemacht, daß sie die Echtheit des Naturtons nicht verstand und nicht nachfühlen konnte.

Die Wollust des Entsagens begriff sie eher als die Leidenschaft des Forderns. Und das große Erlebnis ihres Lebens ist der Moment, als Hartmann sich losreißt und ihren Händen abwehrt: „Nein, liebe Heilige — selbst deine Hände sollen von meinen Lippen nicht berührt werden, aber dein ganzes Wesen, jeder Zug, jede Miene, alles — alles ist meiner Seele einverleibt.“

Die innere Folge für Elisen ist, daß sie mehr und mehr ihre Hoffnung auf ein Besserwerden ihrer Ehe aufgibt. Sie entzieht sich Rede, sie betrachtet ihre Ehe nicht mehr als Ehe.

Und jetzt ist es sehr interessant, wie dieser ungelenke „tunbe“ Rede plötzlich in der Unterredung ohne aufzubrausen, ganz klar und psychologisch richtig mit seinem einfachen Menschenverstand den unglücklichen Fall beurteilt, ohne Schönfärberei; sachlich, ohne dabei unritterlich zu werden: „Schon am Hochzeitstag sah ich ein, daß unsere Heirat nicht gut gehen würde.“ Er wollte eigentlich, als ihre Eltern verlangten, daß er seinen Zopf austreßeln, einen Haarbeutel, neumodische Schuhchnallen anlegen solle, schon vor der Hoch-



zeit wegfahren: „Wollte Gott, ich hätte meinen Vorsatz ausgeführt, die neumodische Welt hätte mich zwar ausgelacht, du aber wärest glücklicher, als du jetzt bist. Du hättest einen Mann bekommen, der mehr für dich paßt, und ich hätte nicht das Unglück, durch den Gedanken gepeinigt zu werden, daß ich eine Frau habe, über die ich keine andre Klage, als die führen kann, daß sie durchaus nicht für mich paßt, obzwar ich einsehe, daß hundert Männer durch sie glücklich sein könnten.“

Dieser sachlichen Auffassung und diesen gehaltenen Worten stand nun wieder Elise genau so verständnislos gegenüber, wie er ihrer lyrischen Sprache. Mit „ernster Kälte“ erwidert sie: „Alles, was du mir hier sagst, ist mir sehr neu, doch danke ich dir deine Offenherzigkeit. Ich bereue es nicht, daß ich deine Frau wurde, doch jetzt bitte ich dich, vergesse es ganz, daß du eine Frau hast.“

Die Worte Redes in ihrer einfach resignierten Negation empfand sie als Kränkung ihres guten Willens. Denn ihr stiller Wunsch ist es immer noch, Rede zu einer höheren Gemeinschaft herüber zu sich zu ziehen, und ihre Trennung von ihm ist mehr eine Probe, ob nicht die bessere Ehe sich nach einer Prüfung doch noch gestalten könne. Bei ihren Verwandten gab es nur Hohn für ihre Erwägung und Ablehnen. Und wieder findet sie unter dem schweren Druck Worte flammenden Protestes, wieder wird für Momente die schöne Seele zu einer leidenschaftlichen Rebellin gegen die Auffassung ihrer Zeit: „Mama glaubt, die ganze Pflicht einer Frau bestehe nur einzig darin, mit ihrem Mann ein Bett zu teilen, im übrigen dürfe sie sich in nichts nach dem Gefährten ihres Lebens genieren.“ Und erbittert ruft sie aus: „Ist denn die Ehe nur zur Plage für die Weiber ein Gesetz?“

So fand sie theoretisch mit einer ihr sonst ganz fremden Kraft Worte, wie sie stärker über diese Frage von niemanden in jener Zeit gesagt wurden. Aber in ihrer eigenen Angelegenheit vollzog sich keineswegs alles mit solcher schnurgraden Präzision.

Elise war und blieb, trotzdem ihr aus dem Gefühl heraus manchmal solch' leidenschaftsgeborene Wahrheiten kamen, in der Beurteilung menschlicher Dinge einseitig kategorisch. Das vielfältige, allseitige Ansehen der Dinge, die Erkenntnis, daß der Widerspruch den meisten „Lebenssachen“ zu Grunde liegt, fehlte ihr vorläufig ganz. Sie selbst sah das viel später ein; als Siebzigjährige schrieb sie: „In allem, was Dorothea von Schöppinck sagt, finde ich Anklänge aus der Zeit meiner frühen Jugend, wo ich nach einem hohen moralischen Ideal strebte, welches ich zu erreichen suchte, und in andern Menschen nur Engel oder Teufel sah. Von den moralischen Schattierungen menschlicher Charaktere hatte ich keine Idee. Schwarz oder weiß erschienen diese mir; die Schattierungen von vortrefflich, gut, mittelgut, schlecht, verworfen kannte ich nicht.“ So legte sie an Redes Wesen den Maßstab des „Bösen“ an, und dies „Böse“ zu bessern und zu läutern erschien ihr eine schöne Aufgabe.

Die Bücherleserin war hier unpsychologischer als ihr unverbildeter Mann, der einfach aus der Unvereinbarkeit der Charaktere schloß, daß die Gemeinschaft verfahren sei.

Und zu allem kommt bei Elisen immer noch ein Neigungszug zu dem Mann, der für die, die Widersprüche erkannten, wohl erklärlich ist, der aber Elisen ganz in Verwirrung bringt. Momente der Wehmut, schmerzlicher Bewegtheit giebt es, Sehnsucht nach dem Fernen, die sich sofort in Groll wendet, wenn er zurückkehrt, und seine Stimme einen andern Klang hat, als sie in ihrem Innern sich illusionistisch selber ausmalte. Und Elise, die sich und die Welt nicht mehr versteht, kann nur sagen: „Wie sonderbar sind die Gänge unserer Seele.“

Die Entschiedenheit Redes führt dann schließlich zur endgiltigen Trennung. Einundzwanzig alt ist Elise, als sie ihren Auszug aus Neuenburg hält. Ihren Wagen umringen die Bauern, die ihr das Geleit geben und sie bitten, daß „sie ihre gnädige Frau bleiben und daß sie wiederkommen möge“, in der Ferne hört sie aber das Bellen der Hunde und den Lärm der Jagd, die Rede heute hält.

Elises Leben hat in der Folge oft das Motiv variiert: „durch erhabene Freundschaften werden edle Seelen glücklicher als durch die Ehe“. Der Typus, den wir in Brink und Hartmann kennen lernten, begegnet ihr auf ihrem Wege immer wieder; als sie, eine Greisin, in Dresden lebte, in der Zeit nach den napoleonischen Kriegen, war der Dichter der „Urania“, Tiedge, der Seelenfreund ihrer letzten Tage.

Doch hatten ein dreißigjähriges Wanderleben, ein Beobachten von Welt und Menschen, schwere Enttäuschungen sie gereift, — sie war in einer bis auf den Höhepunkt gesteigerten schwarmgeisterischen Epoche, die sie ganz unter den Einfluß des damals umgehenden Cagliostro brachte, schmerzlich aber heilsam kuriert worden. Ein pathetischer Lebensstil blieb ihr freilich. Man nannte sie „die hohe Elise“ und der Makarie des Wilhelm Meister wurde sie ähnlich befunden. Aber das Buge ihrer Jugendsehnsüchte ging jetzt verwandelt auf philanthropische Neigung werthätiger Erfüllung; an Lessing vollzog sich ihre geistige Genesung.

Und die schöne Seele von einst, die in ihrer Jugend mit so idealen Forderungen aus dem lyrischen Inventar an das Leben herantrat, sitzt jetzt nachdenklich über ihren alten Briefen, und statt thränenfeller Gefühlserinnerung wird sie sich über alles klar. Jetzt versteht sie ihre Ehe, jetzt versteht sie sich und auch Rede, und alles, was ihr unfassbar und nicht zu enträtseln dünkte, das schreibt ihre zu späte Erkenntnis nun als etwas ganz Selbstverständliches mit fast nüchterner Klarheit hin: „Er wollte feurige sinnliche Liebe, die konnte ich ihm nicht äußern, da ich in seinen Annäherungen nur Herzensangst empfand. Ich machte auf innige Seelenliebe Anspruch, die konnte er mir nicht geben, weil er für diese keinen Sinn hatte. So forderten wir beide im Herzen Dinge voneinander, die wir nicht zu geben vermochten. Jeder klagte den andern über Mangel an Liebe an, und jeder wurde dem andern dadurch lästiger.“

Und in sich bescheidendem Erkennen von dem Begrenzten menschlichen Glückes fährt sie fort: „Und ich bin es jetzt überzeugt, in meinem reiferen Alter wäre es mir geglückt, Rede durch die Verbindung mit mir froh und zufrieden zu sehen, und auch ich wäre durch ihn nicht unglücklich gewesen, denn mehrere Welt- und Menschenkenntnis sagt es mir jetzt, daß in keiner Ehe und in keiner menschlichen Lage vollkommene Glückseligkeit zu finden ist.“

Diese Töne haben nichts mehr mit der Siegwart- und Chronogkivelt zu thun, nichts mehr mit der Empfindsamkeit. Sie sind so einfach und überschauend dabei in ihrer Schlichtheit, daß sie an die Alltagsweisheit der Ebner-Eschenbach erinnern, in deren Erkenntnisgarten sich so oft im Abenddämmern Menschenpaare geruhig zueinander heimfinden und lebensgeprüft die letzte Strecke zusammengehen, die der Sturm der Leidenschaftsjahre auseinanderriß.



# Die Verlobung und ihre Rechtsfolgen.

Von

Assessor Dr. Ernst Goldmann.

Nachdruck verboten.

**V**erlobung und Rechtsfolgen? wird mancher unsrer Leser staunend fragen. Befassen sich denn unsre Gesetze auch mit dem Verlöbniß? Gibt es etwa gesetzliche Vorschriften über das Verhalten, über die Rechte und Pflichten der Verlobten?

Dieses Erstaunen ist sehr erklärlich. In der That, die Bestimmungen unsrer Gesetze auf dem so wichtigen Gebiete der Verlobung sind dem allgemeinen Bewußtsein fremd geblieben, sie sind nicht populär geworden, und sie kommen nur selten zu praktischer Anwendung. Woran liegt das? Verletzungen der Verlöbnißpflichten geschehen im Leben so gut wie Verletzungen andrer Rechtspflichten; wie andere Verträge gebrochen werden, so wird auch das Versprechen künftiger Eheschließung gebrochen. Aber man zieht den ungetreuen Verlobten nicht gern vor den Richterstuhl, weil man sich scheut, Irrungen und Wirrungen solcher Art in die Öffentlichkeit zu tragen. Die Vorgänge, welche zum Bruch eines Verlöbnißes führen, pflegen so peinlich und delikats zu sein, daß ihre Enthüllung die Beteiligten aufs schwerste schädigen kann. Wie peinlich und verlegend Gerichtsverhandlungen über Zwistigkeiten aus dem Familienleben wirken, weiß jeder, der in Ehescheidungssachen Erfahrung hat. So leiden denn die Brautleute in den gestitteten Kreisen des Volkes lieber Unrecht, als daß sie die Hilfe des Richters anrufen.

Die Scheu vor dem Verlöbnißprozeß hat aber noch einen anderen Grund: die Unvollkommenheit der Gesetze über das Verlöbniß. Bekannt ist, daß im Deutschen Reiche bis zur Einführung des Bürgerlichen Gesetzbuches, also bis zum 1. Januar 1900, auf dem Gebiete des Privatrechts eine starke Zersplitterung geherrscht hat; jeder Einzelstaat, jeder Landesteil hatte seine besonderen Gesetze. Fast alle Einzelrechte behandelten nun zwar die Verlobung als einen mit Rechtswirkungen ausgestatteten Vertrag und gaben für den Fall der Untreue Ansprüche auf Schadensersatz. Aber diese Ansprüche waren fast überall davon abhängig gemacht, daß beim Verloben bestimmte Formen beobachtet waren, und diese Formen waren der allgemeinen Sitte fremd und deshalb ungebräuchlich. Wer sich z. B. im Gebiete des Preussischen Landesrechts die Wohlthaten des Gesetzes sichern wollte, mußte die Verlobung vor dem Gericht oder vor einem Notar abschließen und beurkunden lassen. So lange diese Form nicht erfüllt war, lagen „bloße Unterhandlungen“ vor, aus denen keine Rechte abgeleitet werden konnten. Diese Formvorschriften haben sich nirgends eingebürgert; sie trugen vielmehr dazu bei, das Verlöbnißrecht zu einem bloß papiernen Rechte zu machen.

In diesem Punkte hat allerdings das Bürgerliche Gesetzbuch gründlich Wandel geschaffen. Nach dem neuen Recht, dessen Bestimmungen im ganzen Reiche gelten, sind die Ansprüche, die aus dem Verlöbniß entspringen, nicht von der Beobachtung bestimmter Verlobungsformen abhängig. Die Rechtswirkungen treten ein, auch wenn die Verlobung ohne jegliche Förmlichkeit, z. B. ohne das übliche Anstecken der Ringe, vor sich gegangen ist; es genügt, daß man aus den Umständen den Willensentschluß des Paares entnehmen kann, sich die Ehe zu versprechen.

Ob die Einführung der Formenfreiheit die Wirkung haben wird, daß in Zukunft öfter als bisher Ansprüche aus dem Bruch eines Verlöbnißes vor die Gerichte

gebracht werden, läßt sich nicht voraussagen. Da in unsren Tagen die Erwerbsverhältnisse kritischer geworden sind und eine mehr wirtschaftliche Auffassung des praktischen Lebens Platz gegriffen hat, so ist es wohl möglich, daß das Recht des Verlöbnißes jetzt eine größere Bedeutung für die Praxis gewinnt. Schon diese Erwägung läßt es wünschenswert erscheinen, daß die geltenden Gesetzesvorschriften in weiteren Kreisen bekannt werden. Es leitet uns aber bei unsrer Veröffentlichung noch ein anderes Bestreben, ein Bestreben, das akademischen Charakter hat. Wir möchten in den Kreisen der Nichtjuristen Verständnis und Teilnahme für die Probleme auf dem Gebiet des Rechts und der Rechtswissenschaft erwecken und das Vorurteil zu beseitigen suchen, das gegen die Beschäftigung mit solchen Problemen und Fragen herrscht. Die Gedankenwelt, aus der das Recht und die Richtersprüche hervorgehen, die geistige Arbeit, die unsre Lebensverhältnisse durch Gesetze ordnet und durch Urteile schlichtet, — sie darf das allgemeine Interesse durchaus beanspruchen. Zu einem Versuch in dieser Richtung eignet sich gerade das Verlöbnißwesen besonders. Denn hier ist das Entscheidende die ethische und die soziale Bedeutung der Sache, und diese ist klar und für jedermann leicht zu fassen; und um so leichter ist hier ein Einblick in die Werkstatt des Juristen und ein Urteil über sein Werk zu gewinnen.

### I.

Die Verlobung ist ein Vertrag; sie ist das gegenseitige Versprechen zweier Liebenden, sich künftig zu heiraten. Bei dem Begriffe „Versprechen“ setzt die Gedankenarbeit des Gesetzgebers ein. Das Problem, das zu lösen ist, lautet: Soll man dem Versprechen künftiger Eheschließung rechtliche Wirksamkeit beilegen? Soll man aus diesem Versprechen rechtlich erzwingbare Pflichten entspringen lassen, und welcher Art sollen diese Pflichten sein?

Nach allgemeinen Rechtsgrundsätzen ist die Verpflichtung gegeben, Verträge zu erfüllen, und die Erfüllung ist erzwingbar. Wendet man diese Grundsätze auf den Verlöbnißvertrag an, so ergiebt sich die Folge, daß Bräutigam und Braut einander auf Abschließung der versprochenen Ehe verklagen und im Falle eines siegreichen Urteils die Vornahme der Trauung erzwingen können. Diesen Schluß haben jedoch die Schöpfer des Bürgerlichen Gesetzbuchs nicht gezogen. Sie haben im Gegenteil an die Spitze der Bestimmungen über das Verlöbniß (§ 1297) den Satz gestellt: „Aus einem Verlöbniß kann nicht auf Eingehung der Ehe geklagt werden.“ Mit andern Worten: Der Gesetzgeber hat es abgelehnt, die Verlobten durch Anwendung staatlicher Gewalt zur Eheschließung zu zwingen; er erkennt jedem Verlobten das Recht zu, vom Verlöbniß zurückzutreten, sein Wort zurückzunehmen.

Entspricht dieser grundlegende Rechtsatz unsrer sittlichen Auffassung? Wir werden diese Frage bejahen. Eine Ehe, deren Abschluß durch äußeren Zwang und gegen den Willen eines der Gatten herbeigeführt würde, wäre nach den herrschenden Anschauungen unsittlich. Die Verbindung zweier Menschen zur innigsten Lebensgemeinschaft, zu einer Gemeinschaft, die alle Schranken zwischen ihnen niederreißt, hat nur dann ethischen Wert, wenn sie aus dem freien Willen beider hervorgeht. Wie sollte Segen aus einer Ehe sprießen, zu deren Eingehung einer der Gatten durch Beugung seines Willens gebracht worden ist? In früheren Zeiten hat man darüber freilich anders gedacht. Denn das ältere Recht, das übrigens hier germanischen Anschauungen folgte, gab dem treuen Verlobten gegen den ungetreuen eine Klage auf Abschließung der Ehe, und die Gerichte nahmen keinen Anstand, ein solches Urteil vollstrecken und das Paar zwangsweise trauen zu lassen. Zwangstrauungen waren früher durchaus nicht selten, sie sind sogar noch im 19. Jahrhundert vorgekommen. Die sittlichen Anschauungen der älteren Zeit wurden durch diese staatlich erzwungenen Heiraten nicht verletzt. Man heiratete verhältnismäßig selten aus reiner Herzensneigung; in der Regel führten praktische Überlegungen, besonders die Gemeinschaft der wirtschaftlichen Interessen, zum Ehebunde. Die Eheschließung hatte einen geradezu geschäftlichen Charakter, wie schon die Art der Werbung in früheren Zeiten deutlich



zeigt. Noch heute ist es in bäuerlichen Kreisen nicht anders; die individuelle Neigung spielt hier neben den praktischen Erwägungen, neben den wirtschaftlichen Vorteilen nur eine kleine Rolle. „Nicht der Bursch heiratet das Mädchen“, sagt E. S. Meyer in seiner „Deutschen Volkskunde“, „sondern der Acker den Acker, der Weinberg den Weinberg, das Vieh das liebe Vieh.“ Unsere sittlichen Begriffe vom Wesen der Ehe sind aber andere geworden, sie haben sich — wenigstens in der Theorie — veredelt und verfeinert. Nach modernen Begriffen ist der rechte Wille zur Eheschließung vor allem auf die gegenseitige persönliche Neigung gegründet; die wirtschaftlichen Erwägungen sind in die zweite Reihe zurückgedrängt. Aus dieser heute maßgebenden Auffassung der Ehe ergibt sich klar, daß die Freiheit der Willensübereinstimmung bei der Eheschließung gefordert werden muß. Damit hatten die Schöpfer des Bürgerlichen Gesetzbuchs zu rechnen, und sie haben damit gerechnet. Während der Beratungen über den Gesetzentwurf hat sich auch nicht eine Stimme erhoben, um die Einführung des gesetzlichen Anspruchs auf Abschließung der Ehe zu begehren. Mit dem Grundsatz, den der § 1297 ausspricht, wird anerkannt, daß jeder Verlobte das freie Recht hat, von der Verlobung zurückzutreten, die Eingehung der Ehe abzulehnen: Das Verlöbniß bindet nicht, wie es die Ehe thut.

## II.

An dieses Ergebnis schließt sich aber sofort eine neue Frage an, und zwar eine Frage, deren Beantwortung schon größere Schwierigkeiten bereitet.

Der Rücktritt vom Verlöbniß kann ein berechtigter sein, berechtigt aus sittlichen oder aus sozialen Gründen. Er kann aber auch ein grundloser und frivoler sein, und er bildet in diesem Falle eine schwere Kränkung des anderen Teiles. Greifen wir einige Beispiele aus dem Leben heraus! Jedermann wird den Rücktritt billigen, wenn der Bräutigam z. B. erfährt, daß die Braut ihm nicht die schuldige Treue wahrt. Ebenso, wenn ihm bekannt wird, daß man ihm absichtlich falsche Angaben über die Vermögenslage ihrer Familie gemacht hat, oder wenn man ihn über andere wichtige Umstände in ihren Verhältnissen getäuscht hat. Man wird der Braut den Rücktritt nicht verargen, wenn sich der Bräutigam einem schlechten Lebenswandel ergibt oder gar zu einer schweren Strafe verurteilt wird, wenn er die Braut mißhandelt und beschimpft, oder wenn er etwa in eine dauernde Krankheit verfällt, deren Heilung nicht zu erwarten ist. Bei der Prüfung der Berechtigung zum Rücktritt kommt es natürlich auch auf die soziale Stellung der Verlobten an; man muß dabei den besonderen Anschauungen des Lebenskreises, dem das Paar angehört, Rechnung tragen. Man denke beispielsweise an den Gegensatz von Stadt und Land, von Herr und Diener, man denke an die Verschiedenheit der Offiziers-, der Kaufmanns-, der Arbeiterkreise. Rücktrittsgründe, die in einem Gesellschaftskreise berechtigt erscheinen, können in einem anderen frivol und unentschuldigbar sein, — so wesentlich ist die Lebensstellung der Beteiligten für die Kritik ihres Verhaltens. Sind die Gründe des Rücktritts ungerechtfertigt, so wird der Rücktritt allgemein verurteilt, als Bruch des Verlöbnisses gemißbilligt. Ein Bruch des Verlöbnisses wird immer dann vorliegen, wenn Braut oder Bräutigam aus bloßer Laune oder aus reinem Egoismus heraus das Verhältnis lösen, etwa weil ihnen plötzlich eine andere, glänzendere Verbindung winkt. Als Verlöbnißbruch wird man auch einen weiteren Fall ansehen müssen, — den Fall, daß der eine Teil den anderen durch sein Verhalten, durch sein Verschulden zum Rücktritte nötigt. Ein Bräutigam, der seine Braut beschimpft und schlägt und sie dadurch veranlaßt, ihm den Ring zurückzuschicken, steht moralisch auf derselben Stufe wie einer, der das Verlöbniß aus Frivolität aufhebt. In beiden Fällen ist es der Bräutigam, der das Verlöbniß bricht.

Wir sehen, daß wir vom sittlichen Standpunkt aus die verschiedenen Rücktrittsfälle unterscheiden, daß wir sie in zwei Klassen teilen, je nachdem wir die Rücktrittsgründe als berechtigte anerkennen oder nicht. Es fragt sich nun: wie soll sich der Gesetzgeber zu dieser Unterscheidung stellen? Soll auch er zwischen berechtigtem und



unberechtigtem Rücktritt unterscheiden? Soll er etwa den unberechtigten Rücktritt zu verhüten suchen, indem er den Accent auf die Kränkung des anderen Teiles legt? — Daß der Gesetzgeber die Aufrechterhaltung des Verlöbnisses nicht direkt erzwingen darf, daß er die Heirat selbst nicht mit Zwang herbeiführen darf, haben wir festgestellt. Aber hierdurch wird nicht ausgeschlossen, daß der Gesetzgeber einen indirekten Zwang ausübt, indem er an den Rücktritt Nachteile knüpft, die geeignet sind, den Bruch des Verlöbnisses zu erschweren. Mit anderen Worten: das Gesetz könnte dem ungetreuen Teile die Pflicht zur Abfindung, zur Entschädigung des anderen Teiles auslegen. Diese Buße müßte so bemessen sein, daß sie nicht nur das erlittene Ungemach vergütete, sondern auch Ersatz für die Vorteile gewährte, welche dem verlassenen Verlobten durch den Wegfall der Eheschließung entgehen.

Die Schaffung eines solchen Abfindungsanspruchs hat auf den ersten Blick etwas Bestechendes; man möchte dem verlassenen Teile eine solche Vergütung für die erlittene Unbill gönnen. Dennoch haben die Schöpfer des Bürgerlichen Gesetzbuchs das Richtige getroffen, indem sie die Einführung eines solchen Anspruchs unterließen. Denn wäre eine Klage auf Abfindung gegeben, so würde sie wiederum dazu benutzt werden, um die Abschließung der Ehe zu erpressen. Sie würde also dazu dienen, Ehen zu stiften, die der Grundlage der freien Willensbestimmung entbehren. In dem Bericht der Reichstagskommission finden sich hier die treffenden Worte: „Es ist besser für die Verlobten, rechtzeitig von einander zu scheiden, als, um einer Vermögensschädigung zu entgehen, eine Ehe einzugehen, die bereits innerlich den richtigen Boden verloren hat.“ Dieselben Gründe, welche gegen die Klage auf Abschluß der Ehe sprechen, sprechen auch gegen die Klage auf Abfindung des verlassenen Verlobten. Es kommt aber noch eine weitere Gefahr hinzu: Die Klage könnte leicht dazu verführen, daß man den Verlöbnißbruch zu unsauberen Spekulationen auf das Vermögen des Zurückgetretenen ausbeutete. In England, wo eine solche Klage auf „dommage moral“ gegeben wird, hört man öfter von solchen skandalösen Prozessen, und dieses Vorbild kann nicht zur Nachahmung reizen.

(Schluß folgt.)



## Von Frauen und über Frauen.

Es giebt nur Eines, das man dem Bösen entgegenstellen kann: das Gute; es giebt nur Ein Mittel, den Egoismus zu besiegen: die Hingabe; nur Eine Macht, den Haß zu zerstören: die Liebe. Dieses hohe Ideal möchten wir in der Gesellschaft verwirklichen. Jede Frau wird, indem sie im Grunde ihres Herzens ihren persönlichen Glauben und ihre Religion bewahrt, als die Lichtquelle, wo sie immer neue Kraft schöpft, lieber suchen, dieselbe über die Menschheit ausstrahlen zu lassen, als über ihren theoretischen Wert zu streiten, denn die einzige, ewige und dauernde Religion ist die, welche im Herzen lebendig ist und sich in Liebesthaten kundgiebt.

\*

An dem Tage, wo wir uns einem Werk hingeben, wo wir im Grunde unseres Gewissens erkannt haben, daß es eine allgemein menschliche Pflicht giebt, die ebenso gebieterisch ist als die Pflicht gegen unsere Familie oder unsere Person, an diesem Tage müssen wir zu vielen Opfern bereit sein. Zu nur wenigen Frauen und Männern sagt die innere Stimme: „Du sollst Vater und Mutter, Gattin oder Gatten und Kinder verlassen und mir nachfolgen“; aber allen flüstert sie zu: „Du sollst deine Ruhe, deine Vergnügungen, deine Neigungen und Lieblingsideen, ja selbst deine teuersten Freundschaften opfern, wenn es zur Erfüllung der einmal übernommenen Pflicht nötig ist.“ Ja, wenn die Stunde kommt, wo das soziale Ich, das höhere Ich sich vor uns erhebt und uns seine Befehle giebt, dann muß man das persönliche, untergeordnete Ich zum Schweigen zu bringen wissen . . .

Emilie de Morfier.



# Die Pfadfinderin.

Novelle

von

C. Buchenhardt.

Nachdruck verboten.

(Schluß von Seite 188.)

Eva hatte — zum ersten Male — wie früher eine ganze Nacht ruhig durchgeschlafen, hatte eben schon die zweite, die Achtuhrmahlzeit mit lebhaftem Appetit genossen und wollte dies eben fröhlich der eintretenden Freundin verkünden, als das ungewöhnlich ernste Gesicht derselben sie erschreckte. Frau Ada war am Abend vorher noch in der Klinik gewesen; die Operation war geglückt, der Erfolg aber noch sehr ungewiß.

„Und daß Sie sich bei all Ihrer Sorge noch so viel um mich kümmern,“ sagte Eva.

„Gerade, weil ich so betrübt bin, dort nicht helfen zu können, und hier helfen kann. Es braucht ja, — gottlob — keine besondere ärztliche Kunst und Wissenschaft hier, sondern nur ein bißchen gesunden Menschenverstand, — und dann vor allem Übung und Erfahrung. Die Aufmaul'sche Methode der Fütterung z. B. hatte der Arzt meiner schwer magenleidenden Pflegebefohlenen verordnet; an ihr habe ich ihre Vorzüglichkeit erprobt. Und ich bin so froh darüber, daß sie sich auch hier wieder bewährt! Wenn ich die hübschen roten Lippen sehe, Frau Eva, die Sie heute schon wieder haben, und denke, wie Ihr lieber Mann sich freuen wird, — denn er hat sich viel, viel mehr um Sie gesorgt, als Sie meinen, — dann macht es mich ganz glücklich, daß ich ihm für so vieles nun auch einmal wieder etwas zu Liebe thun kann, — auch dadurch, daß ich Sie auf den rechten Weg leite, — als Pfadfinderin, wie ich ja nun einmal bei Ihnen heiße, — wie Sie später, auch ohne Rat und Hilfe von Nachbarinnen und guten Freundinnen, Ihre Gesundheit sich erhalten können. Und daß ich Ihnen habe nutzen können und beistehen, das freut mich noch

ganz besonders, weil ich mich so gequält habe mit meinem schlechten Gewissen Ihnen gegenüber — —“.

Eva blickte verwundert in das ernste schöne Antlitz der „Doktorin“.

„Sie verstehen mich nicht? Sehen Sie, ich hatte Sie durch mein Buch irre gemacht an Ihrem Mann. Es ist ja etwas Unheimliches um das gedruckte Wort, das so starr unverändert bleibt, während wir selbst anders geworden. Sie haben im Geiste verkehrt mit Ihrem Mann und mir, — nicht wie wir sind, sondern wie wir vor fünfzehn Jahren waren, als ich so alt war, wie Sie jetzt. Und da haben Sie meine Partei genommen, nicht die Ihres Mannes.“

Eva nickte.

„Und Sie Armste, haben in dem schwarz auf weiß festgehaltenen Wort einen wohlkonservierten Extrakt meiner bitteren Gefühle gekostet, die Sie eigentlich garnichts angingen, denn Sie wollten sich ja nur belehren. Und das hat Ihnen auch körperlich geschadet. Sehen Sie, das ist ein Blatt aus dem Buch, in dem meine Fehler gegen Sie verzeichnet stehen.“

„Aber was haben Sie denn noch mehr sich vorzuwerfen?“ fragte Eva erstaunt.

„Sagen Sie, Frau Eva, haben Sie nie einen Freund entbehrt?“

„Einen Freund?“

„Ja, der naturgemäß Ihr Mann hätte sein müssen. In unserer neuen Zeit soll es nicht heißen wie früher: Er soll dein Herr, sondern er soll dein Freund sein. Dazu haben ja leider nicht alle Männer Talent, Ihr Mann aber hat es. Er hat Sie nur für zu jung und nicht reif genug gehalten, —

und ich habe Ihnen genommen, was Ihr Teil war. Sehen Sie, unser Verhältnis war ja einwandfrei, — wäre es das, — im landläufigen Sinn, — nicht gewesen, so hätte ich Ihnen weniger geschadet, als so.

Und dann, daß ich ihm das Versprechen abnahm, mein Hiersein geheim zu halten. Sie verstehen natürlich nicht, warum ich das that. Ich will es Ihnen sagen, obgleich ich sonst nicht darüber sprechen würde. Er, — ich möchte seinen Namen nicht nennen, er hat mir schon zweimal geschrieben, zu ihm zurückzulehren.“

„Ihr Mann? So lebt er hier? O, wollen Sie das nicht? Vielleicht bessert er sich!“

Die andere lächelte trübe. „Solche Leute ‚bessern‘ sich nicht. Warum sollte er auch? Er hat als Primaner oder junger Student die Weltanschauung angenommen, die ihm am bequemsten war, aus zwei Gründen die bequemste, — weil sie damals auf der Straße lag, und dann, weil sie ihm erlaubte, zu thun, was ihm das Bequemste war. Daß er jetzt noch auf demselben Standpunkt steht, das weiß ich sicher. Denn an so etwas, wie eine Weltanschauung, die ihm nichts, garnichts einbringt, wendet er keine fünf Minuten Gedankenarbeit. Und so gilt ihm heute, wie damals, nur das Recht des Stärkeren und des Klügeren. Und nun möchte er der Klügere sein und mich wieder zu sich heranziehen. Er wird wohl gefunden haben, daß auch hier sein Vorleben ihm schadet. Eine Ausöhnung mit seiner geschiedenen Frau würde die Leute beruhigen. Auch würde es ihm nicht unangenehm sein, wenn ich ihm seine, jedenfalls sehr defekte Junggesellenwirtschaft wieder auf den Damm brächte, — der guten Pflege, die er in franken Tagen haben würde, garnicht zu gedenken. Ich gönne ihm ja auch von Herzen eine Frau, wie er sie haben möchte, für sein Alter, — aber, ich will diese Frau nicht sein! Übrigens binden mich, — was er nicht weiß, — ja auch jetzt andere Pflichten. Aber, — wenn auch —, ich mag es nicht denken, — wenn auch meine Mutter, — nein, nein! Sehen Sie,“ fügte sie trübe hinzu, „ich weiß, daß er nicht so schlimm ist, wie er mir in der Erinnerung allmählich geworden, ich weiß, daß

er eine andere Frau vielleicht, — es ist ja möglich, — glücklich gemacht haben könnte, aber ich, — wie ich nun einmal war“ — sie versank in trübes Sinnen.

Eva seufzte. „Wie viel müssen Sie gelitten haben, arme, liebe Frau.“ —

„Das ist ja jetzt vorbei. Ich hätte auch klüger und vorsichtiger sein müssen. Aber, — wenn man jung ist und unerfahren! Was weiß man denn vom Leben, von den Menschen, wenn man als ängstlich gehütetes Töchterchen aus gutem Hause dem — Mann seiner Wahl hätte ich beinahe gesagt, — wollte sagen, dem Mann, der uns gewählt, folgt? Sie verstehen aber nun das Verstedspielen, das Sie sich sonst wohl kaum mit mir und meiner ganzen Art zusammenreimen könnten? Ich mußte meine Anwesenheit hier, wo er jetzt ansässig, geheim halten, sonst hätte er ganz sicher gedacht, daß ich eine Annäherung seinerseits wünschte. Denn daß ich nur hierhergekommen, meine alte Freundin zu Professor Evers zu begleiten, — das hätte er nie geglaubt, — ich kenne ihn. Und daß ich adoptiert, — eine Erbin bin, das darf er auch nicht ahnen, sonst, — ich weiß nicht, wie ich mich vor seinen Weiberungen sichern sollte, wenn er das wüßte!“ — Sie lachte. „Ich bin schadensfro, nicht wahr? Aber, man sagt ja, die Schadenfreude sei die reinste Freude. Und, — nun ja, — den Ärger, wenn er das einmal erfahren wird, den gönne ich ihm! Er ist so habfüchtig! Ich gönne ihm auch, — gerade, weil ich diesen seinen hervorragenden Charakterzug kenne, die Erfahrung, die er, wie ich gehört habe, hier macht, daß er, trotz aller seiner Tüchtigkeit, nicht die Erfolge hat, die er sich wünscht, — eben seines unlautern Charakters willen.“

„Ach lassen wir ihn,“ bat Eva ängstlich. „Die Erinnerung macht Sie ganz unglücklich, ich sehe es. Wissen Sie, daß Sie ganz andere Augen haben, wenn Sie von ihm sprechen? Aber, — sagen Sie, es ist doch zu sonderbar, daß mein Mann mir nie von Ihnen gesprochen und sogar seine Besuche bei Ihnen so geheim gehalten hat. Verstehen Sie das?“

Die Gefragte lächelte. „Ja, ich verstehe es. Es ist auch im Grunde sehr einfach. Als

wir im vorigen Jahr und hier für die Dauer einer längeren Beobachtung und Behandlung durch Professor Evers von einem Agenten eine kleine Villa hatten mieten lassen, ahnte auch ich nicht, daß wir die nächsten Nachbarn Ihres Mannes sein würden. Nicht einmal der Name der Straße konnte mich aufmerksam machen, der ja ein anderer ist, weil nur die Hintergärten aneinander grenzen. So wurden wir lächerlicher Weise erst durch Briefe, die die Post, brav und getreulich, immer hin und her schickte, beide aufgeklärt. Als er uns dann besuchte, — zuerst — im vorigen Jahr, da hielt ich es für nötig, ihm zu sagen, daß er hier lebe und erklärte ihm, warum ich mein Hiersein verbergen müsse. Er sah das ein und versprach strenge Diskretion. So hat er sich denn auch Ihnen gegenüber zum Schweigen verpflichtet gefühlt. Natürlich sollte immer vollständige Aufrichtigkeit in einer Ehe herrschen, — von beiden Seiten, — aber es war eben in diesem Falle eine Kollision von Pflichten."

"In diesem Falle ja," — meinte Eva. „Aber," — fügte sie kopfschüttelnd hinzu, „daß mein Mann mir auch früher nie von Ihnen gesprochen —"

"Er hat Sie eben vollständig als Kind behandelt, dem man dieses und jenes nicht sagen dürfe. Das thun viele Männer. Wenn Sie übrigens Ihren lieben Mann besser kennen, Frau Eva, würden Sie sich auch darüber nicht wundern, daß er die Bekanntschaft nicht vermittelt hat."

Eva sah die Freundin fragend an. „Das habe ich ja garnicht gemeint," sagte sie erröthend. „Ich weiß, ich bin ungeschickt, Fremden gegenüber. Und das ärgert ihn natürlicherweise."

"Aber, Liebste, so seien Sie doch nicht wieder so thöricht bescheiden! Wenn Sie sich nur nicht immer so ängstlich in den Hintergrund zurückzögen! Sehen Sie, — wer sich grün macht, den fressen die Ziegen, — das ist nun mal so in der Welt. Und, — ein Mann, der so viel geistige Energie für seine Wissenschaft verbraucht, denkt nicht viel an's tägliche Leben. Wenn Sie ihm die Meinung suggerieren, daß er vor den Leuten keine Ehre mit Ihnen einlegt, — dann bringen Sie ihn

schließlich dazu, es zu glauben. Aber, — davon ist hier garnicht die Rede. Hier ist nicht die Rede von Ihnen, sondern von ihm.

„Aber, — ich verstehe nicht —"

„Da muß ich also deutlicher sein. Sehen Sie, er ist Ihnen und Ihrer Familie als fertiger Mensch gegenüber getreten, — nicht nur als angesehenen, berühmten Gelehrten. Und von diesem seinem Nimbus möchte er bei Ihnen nichts verlieren und darum über den noch nicht fertigen von früher nichts ausplaudern. Er schämt sich seiner Vergangenheit. Sehen Sie mich nicht so entsetzt an, kleine Frau, — er hat nichts, garnichts verbrochen. Und doch ist es so. Er will, auch im Erinnern, nichts mehr zu thun haben mit Dr. Valentin Berg, dem armen, ehrgeizigen, jungen Gelehrten, den ich in Rom nach langem Briefwechsel persönlich kennen lernte, — und der so unsagbar unbehilflich und unpraktisch damals sein Leben angriff. Ich habe mich oft gefragt, warum ich mich damals nicht in Valentin Berg verliebt habe. Jetzt weiß ich es längst. Er war in manchen Dingen zu komisch, ich habe ihn so oft ausgelacht, dann wieder Mitleid mit ihm gehabt! Und man kann einen Menschen, den man komisch findet, sehr lieb haben — aber sich nicht in ihn verlieben. Wenn Sie ihn damals gesehen hätten! Das hilflose Gesicht, wenn er sich einmal wieder verirrt hatte! Denn er hat keine Spur von Ortsinn. So wie ich ihn allein ließ, hatte er, in Gedanken vertieft, die Direktion verloren, — in den Straßen, in den Galerien, allenthalben. Jetzt versteht er, die Schwäche zu kaschieren oder selbst darüber zu lachen, — je nach Umständen. Aber, — ich will Sie nicht mit Aufzählen seiner vielen Sonderbarkeiten langweilen. Er hatte ja mehr originelle Gedanken in seinem kleinen Finger als die Männlein, die in Rom täglich von einem Jour zum andern fahren, in ihren sämtlichen Gehirnen haben. Aber, — die Unsicherheit des Auftretens, die Verlegenheit und Ungeschicklichkeit ihnen gegenüber, — die sich abzugewöhnen, — das wollte ihm damals nun einmal nicht gelingen. Und die paar französischen Redensarten, mit denen er allemal jeden Sturm von banalen Aureden hätte abschlagen können, — die konnte er nicht auswendig lernen! Und



dann sein mit Latein durchsehtes, verrücktes Italienisch, na, er war schon komisch! Vor allen Dingen so unpraktisch, so hilflos und heillos knabenhaft unpraktisch! Sie wissen, daß er einen alten Onkel hatte, von dem er abhängig war und den er später beerbte?"

Eva nickte.

„Nun also. Der hatte nicht gewollt, daß er ein vorläufig so aussichtsloses Studium betreibe. Darum gab er ihm nur das dringend Nötigste. Und mit dem konnte mein guter Valentin nicht haushalten. Nun, — ich wußte ja, wie man mit wenigem auskommt, hatte Übung darin erlangt und Erfahrung, — mindestens so viel Erfahrung wie in dem, womit ich Ihnen hier helfen konnte. Und so konnte ich ihm mit gutem Rat beistehen; — und wo der nicht ausreichte zu wirksamer Hilfe, — da half meine Mutter aus. Sie gab so gern! Und es ist thöricht von ihm, daß er sich davon jetzt noch bedrückt fühlt. Aber, — es ist so. Da sind die Menschen eben verschieden. Die einen sprechen im späteren Leben gern von den überstandenen Nöten und Entbehrungen, — die andern möchten selbst die Erinnerung daran wegtwischen, forttauschen, — selbst vor ihren Nächsten und Liebsten. Ihr Mann, Frau Eva, gehört zu den letzteren.“

Eva sah interessiert, aber noch immer etwas verständnislos aus. Sie schwieg.

Ein leichter Schatten von Ungeduld ging über das Antlitz der „Pfadfinderin“.

Es ist schon sonderbar von ihm, kleinlich, dachte sie. Ein so geschiedter Mensch! Und sie! Wie kann eine Frau, die doch durchaus nicht dumm ist, so wenig Verständnis für ihren Mann haben! Aber, — das mag wohl später noch kommen. Er hat sich ja auch langsam entwickelt. „Es ist ja auch nicht schön“, setzte sie, dem Gedanken weiter folgend, laut hinzu, „es ist ja auch nicht schön, wenn man jung schon so alt ist, innerlich so alt, wie ich es war. Aus dem Grunde blieb ich auch für ihn nur die — Freundin. Freilich, die deutsche Gesellschaft in Rom, die nichts zu thun hat, als zu klatschen,“ — sie lachte noch, belustigt in der Erinnerung, „die sah das Ding wohl anders an. Uns kümmerte das nicht. Uns kümmerte es auch nicht, wenn

wir nach des Tages Arbeit im Abendsonnenschein mit einander auf einer Bank des Pincio saßen unter den Pinien, in die die Rosen sich hineinrankten und dann so ein Trupp geistlicher Seminaristen in hochroten oder schwarzen Gewändern vorbeikam, wie sie allabendlich dort oben wandern. Sie sahen uns oft scheu und neidisch an und horchten auf das, was sie für Liebesgeflüster halten mochten, — und dann sagte ich vielleicht in dem Augenblick: ‚Sie haben wieder zu viel Geld für Droschken ausgegeben, das geht nicht.‘ — Und mittags, wenn wir müde aus dem Vatikan heimkehrten, durch die engen, kühlen Straßen und er bat: ‚Nehmen Sie doch meinen Arm, Ada, Sie sind müde vom langen Stehen,‘ dann sahen uns die Leute in ihren kleinen Ladengewölben, wo sie ihren Krimskram verkaufen und dabei in der Kohlenpfanne die Carciofi zum Mittagessen baden, verständnisvoll lächelnd an. — O, der brenzliche Ölgeruch und das Glockengeläute in der Mittagsstille und, — nun, wenn ich Ihnen Ihres Mannes kleine Schwächen ausbede, darf ich auch von meinen nicht schweigen. Wenn ich jetzt an Rom denke, thut es mir oft bitter leid, daß ich schon so alt war, — innerlich, — damals, und so klug und überverständlich. Daß ich beim Mondschein im Kolosseum wissenschaftliche Gespräche mit ihm geführt, unter den Steineichen im Hain der Egeria seinen Regenschirm gestützt und im Park der Villa Pamfili ihm italienische Vokabeln abgehört. — Aber, — da kommt Ihr Altester und sieht mich bescheiden von der Seite an, und wenn er nicht so gut erzogen wäre, der prächtige, kleine Kerl, würde er sagen: ‚Gehst du nicht bald?‘ Und da würde er das rechte treffen, denn bei solchem Wetter gehören Kinder und Rekonvaleszenten ins Freie. So, — das ist recht! Da, Frank, nimm noch das Tuch mit für die Mama.“

\* \* \*

„Ihre schönen, glänzenden, schwarzen Haare!“ sagte Eva einige Tage später gegen Abend, als die ‚Doktorin‘, die eben gekommen, ihren Hut unten im Gartenzimmer abnahm, wo der Theetisch gedeckt war.



„Sie sagen das in so bedauerndem Ton. Sie wollen wissen, warum ich sie mir habe abschneiden lassen, nicht wahr, Liebste? Das will ich Ihnen gern sagen. Hier, in Ihrer lieben Nähe, am Theetisch, mit dem Blick in die grünen Baumwipfel erzählt sich's gut von den Wirren, die nun für immer dahinten liegen. Es war ein sehr harmloser Akt der Verzweiflung am Leben damals. Da für mich, als Protestantin, das Kloster nicht in Frage kam und ich zur Diakonissin keine Begabung hatte — und für den Selbstmord auch nicht — so ließ ich mir — die Haare abschneiden.“

„Zur Diakonissin keine Begabung,“ unterbrach Eva. „O, — wenn alle Kranken solche Pflegerinnen hätten — —“

Die „Doktorin“ aber beharrte. „Die paar Wochen! Und dann, wenn man sich für den Patienten besonders interessiert. — — Ich war auch unserer armen Kranken früher eine treue Pflegerin, weil ich sie sehr lieb hatte. Aber ich wurde abgelöst, hatte viel anderes nebenher zu thun. Diakonissin sein und nur Diakonissin, das denke ich mir recht schwer! Und ich hätte keine von den vielen sein mögen, die dem schweren Beruf nicht genügen“. . Eva dachte an Schwester Adele. Wie oft hatte sie sich über die geärgert! Und sie dachte, daß Schwester Adele vielleicht auch lieber etwas anderes geworden wäre. Vielleicht eine glückliche Frau und Mutter? Arme Schwester Adele! — „Aber, — warum ließen Sie denn Ihre schönen Haare nicht wieder wachsen?“

„Weil es mir bequemer so war, Liebste. Freilich, — Ihr Mann fand die ‚Knaben-tracht‘ von künstlerischem Standpunkt aus für mich sehr häßlich und beschwor mich wiederholt im Namen unserer Freundschaft, sie abzuschaffen. Sie sehen, wir unterhielten uns in unseren Briefen auch von recht unwichtigen, trivialen Dingen. Aber auch von vielem Ernstem und Wichtigem. Wie oft ist mir nach schwerem mühseligen Tagewerk die briefliche Unterhaltung mit ihm am stillen Abend eine Erquickung gewesen. Und ihm — er ist ein Gewohnheitsmensch. Ich glaube, es wurde ihm bald zum Bedürfnis, sich mit mir zu zanken. Denn darauf kam's meistens hinaus.

Wir sind einander, wenn wir auch in vielem noch immer verschiedener Meinung sind, allmählich doch näher gekommen. Gerade meine stete Kampfbereitschaft war es, glaube ich, die ihn fesselte.“

„O, sicher noch vieles andere. Sie haben so vieles, was ihm an mir fehlt!“

„Nichts Besonderes, was Sie nicht auch hätten, oder erwerben könnten. Wissen Sie, daß Sie ein brillantes Gedächtnis und eine sehr rasche Auffassungsgabe haben? Ich meine es wirklich so. Sie werden denken, daß ich auch anfangs, zu bekräftigen, wie Kuni: Das ist ganz gewiß wahr! Aber es ist wahr. Wie können Sie überhaupt eine so geringe Meinung von Ihren Fähigkeiten haben?“

„Ach, — Balti“ — Eva stockte.

„Ihr Mann? — Ja, wenn Sie solche Heimlichthuerei treiben! Der Bildungsseifer, den Sie im letzten Jahr entwickelt haben, zeugt allein schon von Ihrer Begabung. Was Ihnen aber fehlt, das ist eine gewisse Bauernschlauheit, — im guten Sinn, meine ich. Die werden Sie sich aber wohl noch aneignen mit den Jahren.“

„Aber ich wollte doch, ich stände meinem Mann etwas näher, geistig“, begann Eva wieder.

Frau Uda lachte. „Mit derselben Gründlichkeit wie Ihr Sohn kommen Sie immer wieder auf den Ausgang des Gesprächs zurück! Na, dann will ich auch gründlich sein. Wissen Sie, liebe Frau, daß Sie etwas können, was ich nicht konnte bis jetzt? Jeder Mensch hat seine Mission. Und das ist Ihre! Was denn? fragen Sie. Machen Sie aus Ihrem Mann einen — sagen wir — einen weniger verböhrten Gelehrten und besseren Familienvater! Ich bemühe mich schon lange, den Menschen Valentin Berg etwas mehr wieder heraus zu schälen aus dem Gelehrten.“

„Wie meinen Sie das?“

„Ich meine, daß er ein Wissenschaftsprop geworden ist, seit er eine ‚Leuchte der Wissenschaft‘ ist. Dieses sein eigenes Licht blendet ihn so, daß er nicht mehr wie früher den scharfen Blick hat für das, was der ganzen Menschheit not thut, — nicht nur einigen wenigen Auserwählten, — und daß er selbst

nicht mehr sieht, wie sein Wissen ihn von Ihnen und seinen Kindern entfernt. War Ihnen nicht seine ganze Wissenschaft etwas Totes, Odres?" Eva nickte. „O, ich habe ja erst von Ihnen gelernt.“ — —

„Nicht wahr? Daß auch Steine reden können. Ich wollte Sie ja nur unterhalten und Sie etwas aus Ihrer Apathie herausbringen, — ganz nebenbei haben Sie etwas gelernt. Der Faden, der Ihnen die politische Geschichte, die Geographie und die Kunstgeschichte verband, machte Ihnen die Sache interessant. Sie Ihnen, an diesen Faden gereiht, näher zu bringen, — nicht weil es nötig ist, daß eine junge Frau von seiner doch etwas entlegenen Wissenschaft viel verstehe, sondern weil es seine Interessen sind, die Sie teilen müssen, dazu ist er zu hochmütig geworden.“

Eva schweig. Sie sah das alles ein. Aber — es kam ihr vor, als ob die Freundin nur das Unbefriedigende in ihrer Ehe gesehen. Es war doch, trotz allem und allem, abgesehen von der letzten Zeit so schön gewesen, das Leben! Und wenn sie nur ein wenig klüger gewesen wäre, — ja daran lag es. — Aber, — sie hatte ja jetzt so viel gelernt! Und was an Glück versäumt worden, das ließ sich nachholen. Das Leben war ja noch so lang! Es war doch herrlich, noch so jung zu sein!

Sie dachten eben an etwas Liebes und Gutes, ich sehe es Ihnen an, sagte Frau Ada.

„Es geht mir auch gut“, entgegnete Eva mit glänzenden Augen.

„Da könnten wir ja einmal einen längeren Spaziergang wagen?“

„O gewiß, gern.“

Sie gingen durch junge Eichenpflanzungen hinein in den herrlichen Buchenwald. Der Boden war dicht mit riesigen Farnen bewachsen, die fast Menschenhöhe hatten. Grün-goldig schimmerte die Sonne, schon schräg durch die Laubkronen, die, trotz der vorgerückten Jahreszeit, anscheinend ihren Sommer Schmuck noch völlig bewahrt hatten.

Frau Ada nahm aufatmend ihren Hut mit dem dichten Schleier ab. „Hier bin ich ja sicher“, — sagte sie, „sicher vor seinen Augen.“

„Darum tragen sie immer den Schleier?“

„Ja, ich möchte nicht erkannt werden. Ich wollte eigentlich immer im Hause bleiben, nun ließ sich's ja doch nicht anders machen, seit meine Mutter in der Klinik ist, und ich mehrfach in die Stadt hinein mußte. Ich habe immer Angst gehabt, ihm zu begegnen. Aber hier unter den Hängebirken ist eine schöne Bank, Sie müssen sich ein wenig ausruhen. Wie verständnisvoll ist der Wald hier gehalten! Wie man beim Erneuern des Bestandes immer an besonders schönen Plätzen die gut entwinkelten Bäume hat alt werden lassen! Die Art, wie Wälder gehalten sind, ist doch eins der untrüglichen Zeugnisse für traditionellen, mit Bildung verbundenen Wohlstand. Da drüben unter der Eiche ist noch ein hübscherer Platz. Man sieht von dort den Fahrweg, — es ist wohl der einzige, der durch den Wald führt?“

„Ich glaube. Aber es fahren wenig Wagen hier!“ meinte Eva. „Doch, — da kommt einer! O, es ist Professor Christen! Er fährt wohl zu uns. Wie gut, daß ich nicht zu Hause bin!“ Sie duckte sich tief in die Farnen hinein. So konnte er sie auf die Entfernung nicht sehen. Und sie blickte sich erst um, als der Wagen längst vorbei war. Aber, — wo war denn Frau Ada? Wie sonderbar, — sie war verschwunden! Ach, dort drüben zwischen den jungen Eichen! Eva ging nach der Stelle hin, wo sie die Freundin gesehen zu haben meinte. Aber, um dorthin zu gelangen, mußte sie eine etwas sumpfige Niederung umgehen, — um sich dann zu überzeugen, daß was sie für ihre Begleiterin gehalten, eine Reisig sammelnde alte Frau sei.

Etwas ermüdet setzte sie sich auf einen Baumsumpf und wartete, bis die Frau vorübergegangen.

Wie schön es war so allein im Wald, — so schön und so still! Sie und da nur löste sich ein gelbes Blatt langsam aus der dichten Masse der grünen und fiel müde zu Boden. Sonst keine Bewegung, kein Laut! Kein sehnsuchtsvoller Liebesgesang von Vögeln mehr, — aber auch kein Gezänk um den fettesten Bissen, den der Vater in's Nest gebracht. Herbstriede!

Ob es nicht besser war, nach Hause zu gehen? Die Freundin würde sie hier gewiß nicht suchen. Aber, — wohin? Nach welcher Seite? Da zweigten mehrere Wege ab, — welcher war der rechte? Warum hatte sie denn auch vorhin das Führen so ganz der „Pfadfinderin“ überlassen? Die war doch ganz fremd hier. Freilich, — fremder, als sie konnte sie kaum sein. Denn Balti mochte ja so garnicht, daß sie allein ausging. Und wenn sie zusammen waren, hatte er immer geführt, und sie hatte garnicht auf den Weg geachtet. Ob der stets der bequemste gewesen und der beste? Sie sann nach. Warum war ihr denn das nie aufgefallen, was die Freundin gesagt, daß er gar keinen Ortsinn besaß? Warum hatte sie als selbstverständlich angenommen, daß er, wie alles andere, so auch das am besten verstehe? Ja, — dieser Autoritätsglaube, den man ihr anerzogen. War es denn ein Unrecht, Kritik zu üben, wenn es nicht in gehässiger Weise geschah? Nie hatte sie früher darüber nachgedacht. Aber diese Krankheit hatte ihr soviel Zeit zum Nachdenken gegeben! Wenn sie sich's überlegte, — war es denn recht gewesen, sie so zu erziehen? Wie hatte sie denn, so von einer Bevormundung in die andere übergehend, anders werden können, wie sie war? stets geführt, — nie allein gelassen, um selbst auf ihren Weg zu achten? —

Wo nur Frau Uda bleiben mochte? Freilich, — um die brauchte man sich nicht zu sorgen, — dafür war sie die Pfadfinderin, die ihren Weg stets selbst gefunden. Konnte sie das nicht auch? Da, — ein Teich, den sie noch nie gesehen! Sie hatte sich richtig verirrt! Und der Mühlweg, — die Freundin hatte sie so vor Ueberanstrengung gewarnt! Und, wenn es nun dunkel wurde! Für einen Augenblick kam ein schreckhaftes Angstgefühl über sie. Aber dann sagte sie sich gleich. Ei, — ein solches Kind wollte sie doch nicht sein! Sie blickte sich um, überlegte und horchte. Da, — das war ja die Turmuhr von der Fabrik drüben jenseits des Flusses! Und nun schlug die Uhlenkamper Kirchenguhr! Wie deutlich die Töne herüberklangen durch die klare stille Herbstluft! Die Richtung war nicht zu verfehlen! Also da hinüber, gerade

durchs Buschwerk! Da zeigte sich auch schon der wohlbekannte Weg, den sie so oft mit Valentin gegangen! Sie war ganz stolz. Den Weg selbst gefunden! Ganz allein! Und die Pappeln am Gartenthor, — die schauten auch schon hinter den Baumschulen hervor. Ihr liebes altes Haus! Frau Uda sprach immer so verächtlich davon. Das konnte sie eigentlich kränken. — Denn, — wenn sie die Fingerzeige benutzte, die vielen, die sie ihr gegeben, schließlich ließ es sich doch ganz behaglich machen! Sie mußte nur gute Hilfskräfte haben, — das hatte die Freundin ihr neulich erst auseinander gesetzt. „Ich will Sie gewiß nicht ermahnen, weichlich und träge zu werden, hatte sie gesagt, wir Frauen brauchen Tapferkeit, und hier und da darf es auch nicht darauf ankommen, ob es mal etwas zu viel wird. Aber, — Sie verstehen so vortrefflich, mit Ihren Kindern umzugehen, es ist schade um jede Stunde, die ihnen verloren geht, für Ihren Mann müssen Sie auch Zeit übrig behalten, also“ — —

„Sie haben so viel Geschick, Ihre Kinder zu erziehen“, — der Ausspruch hatte ihr so wohlgethan. Aber dann hatte Frau Uda hinzugesetzt: „Nun erziehen Sie auch eben ein wenig unsern guten Valentin.“ Da hatte sie verwundert aufgeblickt. Die Freundin aber hatte gelacht. „Na, er ist schließlich doch auch so zu sagen ein Mensch und kein Halbgott. Haben Sie nie gehört, daß Kinder, — freilich unwillkürlich meist, — ihre Eltern erziehen? Nun sehen Sie. Er wollte ein Kind an Ihnen haben, gut, — erziehen Sie ihn, — von unten auf, wenn ich so sagen darf. Das geht auch. Haben Sie nicht gar zu viel Respekt vor dem ‚Gelehrten‘, auch nicht vor seinen ‚Stimmungen‘, widersprechen Sie ihm auch mal. Mit Ihrer steten Fügsamkeit ist ihm nicht gedient, — ganz unter uns gesagt, — er verträgt sie nicht.“ Und dann hatte sie ihr auseinandergesetzt, wie Valentin sie auch darin viel zu sehr als Kind gehalten, daß er ihr nie einen Überblick über seine Geldverhältnisse gegeben. „Ich werde ihm das später einmal schreiben“, hatte sie gesagt, „das macht am meisten Eindruck. Er soll Ihnen mehr Haushaltungsgeld, auch mehr Mittel für ihre Toilette geben und dafür an seinen Liebhabereien für

seltene alte Kupferstiche und Bücher sparen, auch ein wenig an Wein und Cigarren, — wenn es nötig ist. Die Herren sagen sich nicht gern selbst etwas, was ihnen unbequem ist. Aber wir Frauen müssen einander helfen". — Warum war ihr das nie eingefallen? Muszte erst seine Freundin kommen, ihr das zu sagen? Freilich, — es war die einzige befreundete Frau, die ihr Rat erteilen konnte. Warum hatte sie sich denn auch so ganz zurückgezogen von allem Verkehr? Ja, warum? Zwei von den jüngeren Frauen hier waren ihr sympatisch gewesen. Aber Valentin hatte verächtlich gesagt. „Die passen mir nicht". Natürlich waren es die Männer gewesen, die ihm nicht „gepaßt" hatten. Konnte sie aber darum nicht mit den Frauen verkehren? Die hätten ihr vielleicht manches vermitteln, vieles erleichtern können. Die beiden Damen, — jetzt fiel's ihr ein, — hatten ihm auch abgeraten, das Haus zu mieten. Er hatte ihr das damals erzählt. Weil er sich hochstehend gewöhnt über dem dummen Aberglauben der Leute, hatte er es dann erst recht gemietet. Ein anderer hätte sich gefragt: welchen Grund hat denn das, daß das Haus in schlechtem Ruf steht? — „Das ist nun wieder Ihr Professorenhochmut, mein lieber Valentin" hatte Frau Ada erst gestern gesagt, als sie darüber gesprochen. „Denn — Gründe hat so etwas meistens. Und wenn wir auch keine Gespenster hier entdeckt haben, die mit Ketten rasseln, so haben wir doch das Haus mit seinen veralteten Einrichtungen, — zum Teil wenigstens, — als Ursache der Erkrankung Ihrer lieben kleinen Frau anzusehen. Zu allem andern ist es noch zu groß. Eine Wohnung muß einem passen, wie ein Paar Schuhe, es drückt freilich weniger, wenn sie zu weit, als wenn sie zu eng sind, aber lästig ist es auch.

Dazu hatte Eva geschwiegen. Sie war ein wenig böse gewesen. Das war nun eine „Freundin!" Und so viel hatte sie auszufragen an dem lieben Valentin! Aber, — recht hatte sie! Sie, — — o, da stand sie ja, auf der kleinen Anhöhe, an den Stamm der alten Hängebirke gelehnt. Was that sie denn da? Machte sie ein Zeichen mit dem Tuch? Winkte sie ihr? oder, — sie weinte doch nicht gar?

Jetzt kam sie langsam von der Höhe herunter. „O, was ist Ihnen?" fragte Eva erschrocken. „Sie haben geweint?"

„Ich bin auch nicht immer so verständig, wie ich scheine", sagte Frau Ada, sich mühsam zusammenraffend. „Es ist jetzt schon vorbei! Verzeihen Sie mir, Liebste, daß ich mich so garnicht um Sie gekümmert! Aber, als er vorhin so unvermutet vorbeifuhr, ich mußte allein sein, — ich habe ihn doch einst geliebt."

Eva erschrak heftig. „Er ist es? Christen? O, mein Gott!" weiter sagte sie nichts.

Beide gingen schweigend dem Hause zu, Eva, gedrückt und scheu, von Zeit zu Zeit die Freundin anblickend, die langsam ihre äußere Ruhe wieder gewann.

„So wußte mein Mann auch nicht, daß, daß" — — unterbrach endlich Eva das Schweigen.

Frau Ada schüttelte den Kopf. „Wie sollte er? Ich hatte, als er mich kennen lernte, meinen Mädchennamen wieder angenommen, jetzt führe ich ja den meiner Adoptivmutter. Er wußte, daß ich geschieden sei und fragte nie. Aber sehen Sie mich nicht so traurig an, ich bin schon wieder ruhig. Es war nur das Plöbliche, Unerwartete. Er hat mich auch nicht erkannt. Ich bin so viel älter geworden. Und dann meine abgeschnittenen Haare. —"

Aber Eva fühlte, wie sie, die sonst so leicht und elastisch Gehende sich schwer auf sie stützte.

\* \* \*

Herbstwetter! Herbststürme! Von Nordwesten kamen sie daher, vom Meer, fuhren durch die Kiefernwälder des dünenartigen Vorlandes, über die Stoppeln der Hafersfelder und heulten in den Kaminen des „Spukhauses". In dem großen alten Kachelofen des Salons brannte ein lustiges Feuer, wie allabendlich jetzt. Und wie allabendlich saßen die beiden in den behaglichen Lehnstühlen, die die warmen Plätze am Ofen erhalten hatten.

„An den Fenstern ist es doch in dem Kiezenzimmer, mit den Fenstern nach Osten und nach Westen, viel zu zugig," hatte die „Pfadfinderin" gesagt, „die Plätze gönnen wir den Blumen, die, wo sie so viel Lust und Licht haben, herrlich gedeihen. Hier, am Ofen,



mitte im Zimmer, ist es hell genug und warm dazu. Mit unserm Freunde, dem alten Rachelosen, können wir uns den Winter hier behaglicher machen, als die da unten im Süden mit ihren Kaminen."

Und so, — und mit noch anderen Änderungen war mit Hilfe einiger derber Arbeiterhände im Laufe einer halben Stunde aus der langweiligen Ode des Besuchszimmers ein Raum geworden, in dem Eva sich täglich wohler fühlte. Wenn auch meist nur abends, nachdem die Kinder um sieben Uhr zu Bett gebracht waren. Tags über konnte sie sich jetzt schon fast wie früher mit den Kindern tummeln und im Haushalt bethätigen, brauchte auch keine besondere Kranken-diät und Pflege mehr. Und vor allem hatte sie ihre fröhliche Sicherheit wieder. Die Gespenster waren fort. Aber nicht mehr durch die „Pfadfinderin“ fühlte sie sich vor ihnen beschützt. Innerlich losgelöst von ihr, aber dankbar für das, was sie ihr gewesen, lernte sie sie täglich mehr als Episode in ihrem Leben ansehen und sich selbst als freie Persönlichkeit fühlen, — selbst eine junge Pfadfinderin.

\* \* \*

„Nun wollen wir das alles versenken, wo es am tiefsten ist,“ sagte Frau Ada, als sie der jungen Freundin half, Valentins Arbeitszimmer nach der gründlichen Reinigung genau wieder herzurichten, wie er es verlassen. Dabei ließ sie Valentins Essays und ihre Erwiderung darauf hinter das Bücherbrett gleiten.

„So, da eingeklemmt findet man's nur, wenn mal umgezogen wird,“ sagte sie lachend. „Es hat viel Kummer gemacht. Im Grunde aber hat's Ihnen nichts geschadet, daß Sie sein, unterdes schon etwas altmodisch gewordenes, Ideal von der „Normalfrau“ jetzt noch schwarz auf weiß kennen gelernt. Für ein junges so bescheidenes Menschenkind ist es etwas wert, über den Entwicklungs-gang des älteren Freundes etwas zu erfahren, daraus zu sehen, daß er auch nicht fertig ist. Er hat Ihnen sicher das Buch nicht gegeben, weil er seine damaligen Ansichten selbst nicht mehr vertreten will. Zudem ist es für ihn längst erledigt. Er schämt sich der zu leicht er-rungenen Vorbeeren.“ —

Eva nickte und schwieg. Aus den Erzählungen der Freundin hatte sie ja erfahren, wie das Ideal der „Normalfrau“ in ihrem Mann entstanden. Wie er als Reisebegleiter einer geistreichenden, talentlosen, fürstlichen Dame in ihrem Kreise so viel Verbildetes, Verlogenes kennen gelernt und dann später mit Widertwillen immer derselben Art von Frauen wieder begegnet sei, die sich um ihn geschart, weil er Mode geworden. Den entschwindenden Büchern blickte sie aber doch mit einem kleinen Seufzer der Erleichterung nach. Mögen sie Ruhe haben, sagte der Seufzer, die Gespenster der Bibliothek. Friede ihrer Asche!

\* \* \*

Frau Ada war soeben von einem Besuch der Klinik zurückgekehrt. Eva hatte schon, als sie am Fenster auf die schmerzlich Vermißte gewartet, bemerkt, daß die Freundin heute so anders, so festlich aussehe. Jetzt sagte sie:

„Ach, Sie glauben gar nicht, wie gut Ihnen der helle Hut ohne Schleier steht. Auch das seidene Kleid —. Und dann, — auch im Gesicht haben Sie heut so, — so etwas —“ sie blickte mit liebevoller Anteilnahme in das ernste Antlitz mit dem klaren, blassen Teint und den klugen Augen.

„Sie sehen mir an, daß ich etwas Gutes erlebt habe, Frau Eva. Sie beobachten gut. Das habe ich auch. Erstlich geht es heute meiner Mutter über Erwarten gut und dann — dann — habe ich heut auf der Klinik etwas gehört, — was den unbequemen Schleier ent-behrlich macht.“

„Und was?“

„Das darf ich nicht sagen. Sie werden es bald erfahren. Nun, da Sie das Klavier haben stimmen lassen, müssen wir aber unsere Singübungen wieder vornehmen.“

Eva war mit großem Eifer auf den Vorschlag der Freundin eingegangen, ihre hübsche Stimme von ihr prüfen zu lassen.

„Daß Ihr Mann nicht musikalisch ist, das ist kein Grund, Ihr Pfund zu vergraben,“ hatte sie gesagt. Jetzt setzte sie sich ans Klavier und fuhr mit geübter Hand über die Tasten. Dann nickte sie, beifällig den Tönen horchend und, die neben ihr Stehende mit Befriedigung betrachtend, sagte sie:



„Es macht Freude, wenn ein verstimmtes, schönes Instrument wieder in Ordnung gebracht ist! Und später im Winter nehmen Sie Singstunden! Sie haben ja alles dazu, die hübsche Stimme und das technische Talent zum Singen lernen. Für das Klavierspiel haben Sie nicht sonderlich viel Begabung mit Ihren Kinderpatschhändchen. Das lassen Sie nur. Aber, — ehe ichs vergesse, mir ist vorhin eingefallen, Sie haben doch hoffentlich meine Ratschläge nicht zu wörtlich befolgt und haben Ihrem Mann jetzt nicht geschrieben, daß ich — —“

„Kein Sterbenswörtchen habe ich ihm geschrieben.“

„Sehen Sie, ich habe meine Gründe. Wir sind sehr gute Freunde, er und ich. Aber, — kleine Differenzen giebt's doch. Er hat seinen Professorenhochmut, und ich den Stolz der self made woman. In erster Linie freilich wollte ich Ihnen helfen. Aber dann wollte ich ihm auch zeigen, was eine praktische Frau kann. Ich habe nun einmal diese kleine Eitelkeit. Keiner von den Herren Professoren, den Freunden und Kollegen ihres Mannes, hat Ihre Krankheit erkannt, die da heißt, vielmehr hieß: Zu viel ungewohnte geistige und körperliche Arbeit, daneben psychische Erregungen und vor allem mangelnde Pflege. Was dies Erkennen Ihrer Krankheit betrifft, war ich freilich günstig daran, und rechne garnicht alles meinem Scharfsinn an, denn ich kenne meinen Freund Valentin Berg und seine heutigen, sehr gesteigerten Ansprüche an das Leben, und kannte auch aus seinen Erzählungen Ihre Gewissenhaftigkeit und Treue im Kleinen. Nun singen Sie noch einmal die Skala auf a . .“

\* \* \*

„Liebste Frau Eva, jetzt müssen Sie in die Sonne! Wir haben selten genug einen solchen Nivieratag hier in unserm Norden. Aber ziehen Sie eine warme Jacke an, denn unsern einzelnen schönen Spätherbsttagen ist nicht zu trauen!“

„Ich will sie holen, Mama“, sagte Frank eifrig. „Die schwarze, oder die graue?“

„Die graue.“

Frank lief davon.

„Nun haben Sie wieder ihr rundes Kinder Gesichtchen“, sagte die Pfadfinderin, Eva's Köpfchen zärtlich streichelnd und es mit einer Photographie aus der Kinderzeit, die an der Wand hing, vergleichend.

„Ich bin ja auch ein Kind“, unterbrach Eva, plötzlich trübe geworden. „Ein Wesen, daß nur eine Mittelfstufe zwischen Mann und Kind, und eigentlich gar kein Mensch ist.“

Frau Ada lachte. „Nun, daran ist Ihr Mann, eben so wie ich, unschuldig, das haben Sie von einem Größeren. Und das hat Sie so gekränkt?“

„Ja.“

„Sie sind eine thörichte kleine Frau. Ist nicht gerade denen, die werden wie die Kinder das Himmelreich verheißen? Glauben Sie nicht, daß Seine Worte noch gelten werden, wenn man von Schopenhauer und Nietzsche kaum mehr redet? Das ist meine Ueberzeugung. Ich will sie keinem ausdrängen. Jedenfalls ist es eine durch Nachdenken und Lebenserfahrungen gewonnene. Und wenn Schopenhauer behauptet, daß die Frau dem Kinde geistig näher steht, als dem Mann, so hat er, was den gelehrten Mann betrifft, nicht unrecht. So, — da ist Frank mit der Jacke! Lange hat's gedauert. Aber, — warm ist sie, und das ist für jetzt die Hauptsache. Schön freilich, — im Bademantel sind Sie hübscher, Frau Eva! Und den Gartenhut hat er auch gleich mitgebracht. Und trägt ihn so sorgfältig!“

„Mama, darf ich Annchen und Olga holen?“

„Natürlich, wenn sie kommen dürfen.“

Frank lief hinunter. Eva wollte ihm nachgehen, aber auf dem Korridor stand sie erschrocken still. Sie hatte zum Fenster hinausgeschaut. Frau Ada's Blick folgte dem ihren. Da hielt vor dem Eingang der bekannte Dokortwagen mit dem Apfelschimmel.

„Da kommt er, nein, ich will ihn nicht sehen, jetzt gar, wo ich alles weiß, — nein, nein, — ich kann ihn nicht leiden!“ sagte Eva leidenschaftlich. „Wenn er mich ansieht mit seinen Krallen.“ — —

„Kind, Kind, mein armes liebes, — nun sehen Sie, — wer hat denn recht gehabt, daß Sie ein Kind sind? Er war garnicht so

dumm, der große Arthur! Na, gehen Sie nur mit den Kindern in den Hintergarten. Er soll Ihnen nichts anhaben. Ich werde ihn empfangen."

So leicht hin, als ob es gar nichts wäre, hatte sie das gesagt, — und in unbewußtem jugendlichen Egoismus hatte Eva das Anerbieten angenommen und war leichtfüßig hinuntergeeilt zu den Kindern in den Hintergarten.

Und jetzt stand die „Pfadfinderin“ am Fenster. Die Tapferkeit, von der sie gesagt, daß Frauen sie so nötig haben, mußte sie jetzt aus allen Kammern ihres Innern mit Macht zusammenholen und ins Feld stellen. Es hatte wohl eine Zeit gegeben, wo ihr dieses mögliche Zusammentreffen nicht ganz unerwünscht gewesen wäre, — damals, als ihr der äußere Erfolg, der ihm ja alles bedeutete, ungesucht geworden. In vielbeneideter angenehmer Lebenslage hatte sie ein gewisses Triumphgefühl ihm gegenüber gehabt. Bald aber hatte sie die Kleinlichkeit desselben erkannt und ein Zusammentreffen darum erst als nutzlos und überflüssiges Ärgernis zu meiden gesucht, — und schließlich als Schrecknis gefürchtet. Jetzt aber, — nun, wenn es denn sein mußte, wenn es ihr nicht erspart werden sollte. — — —

Aber da, — was war das? Gingen jetzt alle ihre Wünsche und Bitten in Erfüllung? Er ging den Gartensteg, den er mit Kuni heraufgekommen, wieder zurück, stieg ein und warf die Thür zu. Der Wagen fuhr davon. Was war das?

Unterdes hatte Kuni unten gestanden und hatte den altmodischen Klingelzug an der kleinen Pforte gepußt, die in der hohen Mauer angebracht war. Kuni las jetzt keine Romane mehr. Das Leben war ja so viel interessanter! Seit die „Frau Doktorin“ den ganzen Tag über im Hause war, — was man da alles beim Horchen hinter den Thüren schon gehört hatte! Und wie das amüsant gewesen war, als hier im Hause immer die Mädchen gewechselt hatten! Und sie war geblieben, sie, Kuni, die im Waisenhaus stets nur das „Unkraut“ geheißt hatte! Jetzt freilich, die beiden Mädchen, die die Frau Doktorin besorgt hatte, — ein bißchen von sich eingenommen waren

sie ja, — aber sie verstanden beide ihre Sache, waren fleißig und immer freundlich und höflich gegen die Herrschaft. Gegen sie freilich, — nein, so höflich, wie es ihrer Anciennität im Amt zusam, waren sie nicht gerade. Sie lachten ihr gerade ins Gesicht, wenn sie ihnen etwas erzählte und glaubten es nicht, — wenn sie auch noch so viel hinzusetzte: „Das ist ganz gewiß wahr.“ Daß die „Frau Doktorin“ die geschiedene Frau von Professor Christen sei, hatten sie ihr auch nicht glauben wollen. Das habe sie sich ausgedacht. Und es war doch gewiß wahr! Nein, — sie log garnicht mehr. Wenigstens nur noch selten. Denn ihre Herrin hatte ihr kürzlich gesagt: „Kuni, du bist im Grunde ein anständiger und ehrlicher Mensch, — warum mußt du denn nur immer lügen?“ Ein anständiger und ehrlicher Mensch! Ja, das hatte sie gesagt! Daß man ihr soviel Gutes zutraute, hatte sie gefreut, und nun wollte sie — — aber — — da kam der Doktorwagen! Schnell hinein! Dann mußte er erst klingeln und warten. Das ärgerte ihn! Kuni kroch in die Büsche und kam erst nach geraumer Weile wieder, um langsam zu öffnen.

Der Herr Professor schien in guter Laune.

„Run, mein Kind, sag mir, wie geht es denn unserer lieben gnädigen Frau?“ fragte er.

„Ich bin nicht Ihnen Ihr Kind“, sagte Kuni kurz, vor Ärger und Erregung in ihre frühere Sprechweise zurückfallend, die sie sich aus Respekt vor den „seinen“ norddeutschen Mädchen abgewöhnt hatte. „Ich bin nicht Ihnen Ihr Kind, und ich bin auch nicht Ihnen Ihr „Du!“ Und unserer lieben gnädigen Frau geht es ganz gut. Sie ist ganz gesund, seit wir die Frau Doktorin hier haben! —“

„Die Frau, — welche Frau Doktorin denn?“ fragte er spöttisch. Kuni sah ihm dreist und verschmigt ins Gesicht. Der, — der war ja doch in Ungnade gefallen, — da konnte man schon einen Trumpf ausspielen!

„Na, — Ihnen Ihre geschiedene Frau“, sagte sie frech, „die ist jetzt die beste Freundin von unserer gnädigen Frau. Eine Doktorin ist sie nicht. Sie heißen sie nur so, sagt die Raschinka, ihr Mädchen. Und da heißen wir sie auch so. Die hat sie ganz gesund gemacht.



Evers hat erlaubt, daß ich mir ein Zimmer in der Klinik nehme, um, so oft ich darf, bei ihr sein zu können. Die fortwährende Gesellschaft der Schwester wird ihr auch langweilig. Besuch", — sie lächelte, — „Besuch nehmen wir aber dort nicht an. Ich bin so glücklich! Die Operation hat meiner Mutter, — hoffentlich auf lange Zeit, — die Gesundheit wieder gegeben. Aber — sie wird ungeduldig jetzt, eine so energische, thätige Natur, wie sie ist, — das ist kein Wunder."

„Aber, — Sie könnten uns doch erlauben."

„Nein, Liebste. Ich habe auch Ihrem Mann so allerlei zu sagen — — damit will ich Ihre Wiedersehensfreude nicht stören."

„O, Sie wollen ihn doch nicht schelten?"

„Na, — ungefähr so. Aber, — wozu giebt's Briefe? Ich werde ihm alles schreiben, da sagt man kein Wort zu viel."

„Aber, — ärgern Sie ihn nicht —."

„Da, — seht mal die kleine Frau an! Ist bange, daß man ihrem Baby etwas thut! Beruhigen Sie sich, — wir beide, er und ich, kennen uns, — wir thun einander nichts. Aber, in eine Familie gehören Vater, Mutter und Kinder und bezahlte Leute, allenfalls noch Vögel, Hunde und Katzen, — aber keine „Freundinnen!"

\* \* \*

„Nein, Pud, — auß' Fensterbrett steigen, das dürfen wir nicht."

„Dürfen wir nich," wiederholte Pud, der nichts konnte als nachsprechen.

„Mama, bitte, stell' doch Pud auf'n Stuhl! Wir wollen so gern aus'm Fenster sehen, wenn der Papa kommt."

„Der kann noch nicht kommen," sagte Eva, auf die Uhr schauend und weiter lesend.

Frank stieg auf den Fußschemel und blickte aufmerksam und teilnehmend in den langen Brief, den Eva so andachtsvoll las.

„Frank, Papa hat deinen Brief noch erhalten. Wir dachten ja, er würde ihn nicht mehr bekommen." —

„Den, wo du mir die Hand geführt hast, Mama, oder den, den ich selbst geschrieben hab?"

„Den du selbst geschrieben hast. Er freut sich, daß du schon so hübsche M's und J's machen kannst." —

Frank nickte stolz: „Auf, ab, auf, — und ein Pünktchen oben drauf."

„Er hätte den hübschen Brief nicht mehr bekommen, wenn er nicht in Neapel acht Tage hätte bleiben müssen wegen eines schlimmen Fußes."

„O, armer Papa! Hat er einen schlimmen Fuß? Du, Pud!"

Pud kam gehorsam angestolpert.

„Pud," sagte Frank im Befehlshaberton. Er hatte das Befehlen ebenso gut gelernt, wie das Gehorchen und hielt den gutmütigen kleinen Pud den ganzen Tag über in Atem. „Du, Pud, hol Papa den Stiefelsknecht, daß er ihn hat, wenn er kommt. Er hat einen schlimmen Fuß."

Eva lachte. „Der Stiefelsknecht würde ihm nichts helfen. Aber der Brief ist aus Neapel. Da hatte er einen schlimmen Fuß. Seitdem haben wir ja aber schon zwei Depeschen, daß es wieder gut geht und daß er heute Abend kommt."

„Ja, warum hatt' er denn einen schlimmen Fuß, Mama?"

„Er ist auf den feuerspeienden Berg hinaufgestiegen, Frank, du weißt ja, der immer raucht — —"

Frank's Augen strahlten vor warmem Mitgefühl. „O, der arme Papa! Da hat er nauf steigen müssen? Un da hat der Berg ihn verbrannt?"

„Nicht ihn. Aber seine Stiefel. Und die sind hart und brüchig geworden, und davon hat er einen so schlimmen Fuß bekommen, daß er acht Tage hat liegen müssen. Und nun spiel' mit Pud. Ich will den Brief lesen." —

„Pud! Hast du den Stiefelsknecht?"

Pud kam getreulich damit angeschleppt.

„So! Nu zieh mir die Stiefel aus! Ich bin Papa." —

Eva las: Nun komme ich natürlich direkt nach Hause, sobald ich hier fort kann. Ich hatte so wie so keine Lust zu einem nochmaligen Aufenthalt in Rom. Neues zu lernen giebt's da nicht viel mehr augenblicklich. Und die Archäologen! Schrecklich öde Kerle! Abgesehen von den wenigen Bedeutenden. Und selbst die — — Ich habe mich mehr als einmal gefragt: „Bist du denn auch so wie die? Du warst doch früher anders." Das





bescheiden, uneröffnet für ihn liegen. Wie vieles mußte sie sich abgewöhnen!

Sie las weiter:

Herzensschmerz, — wenn man einem Menschen recht zu Gemüt führen will, was er an der Heimat, an der Liebsten hat, dann muß man ihn hierher schicken und Tage lang still liegen lassen, — hier an dem schönsten Punkt der Erde, — aber ohne Freunde, ohne ein liebes Menschenantlitz, nichts zur Gesellschaft, als diese infamen, beutegierigen, neapolitanischen Hotelbedienten. Weißt du, Liebling, daß ich den rauchenden Vesuv und das blaue Meer und dieses ganze wunderbare Neapel, wie es da hingestreckt liegt, gar nicht mehr sehen, dieses große aufgeschlagene Buch der Natur

nicht mehr lesen mag — — und daß ich statt dessen wieder und wieder deine kleinen lieben Briefe lese, die mir garnicht zu sagen brauchten, daß du wieder gesund, aus denen ich's auch ohne das herauslesen würde. Sie sind so anders, deine Briefe jetzt, so fröhlich, so voll Vertrauen auf die Zukunft. Gibt's auch Leute, denen die Strohwiwenschaft gut bekommt? Was mich betrifft, will's mir jedenfalls so scheinen. Denn mir ist in meiner Einsamkeit hier so manches eingefallen, was ich klüger und besser machen werde, wenn ich erst wieder bei dir bin. In schlaflosen Stunden, nachts, wenn der Scirocco weht — —

„Mama, da kommt der Papa! Aber gewiß! Diesmal ist es gewiß der Papa!“



## Zur „Kalamität“ des Frauenstudiums.

Von

Helene Lange.

Nachdruck verboten.

**A**ls in den achtziger und neunziger Jahren die Führerinnen der deutschen Frauenbildungsbeziehung ihre ganze Kraft einsetzten, um den Frauen den Zugang zu den deutschen Universitäten zu eröffnen, da hatten sich die meisten von ihnen die Entwicklung des Frauenstudiums ganz anders gedacht, als sie gekommen ist. Man hatte als sicher angenommen, daß den Frauen, die das Reisezeugnis eines deutschen Gymnasiums beibrächten, völlig gleiche Rechte mit den Studenten gewährt werden würden, anderen aber einstweilen der Zutritt streng versagt bliebe. Zu ziemlich allgemeiner Verwunderung hat sich die Sache gerade in dem führenden Staat, Preußen, genau umgekehrt vollzogen. Den Abiturientinnen blieb ihr gutes Recht bis auf den heutigen Tag versagt, dagegen wurde mit nur allzugroßer Liberalität Thür und Thor geöffnet, um eine Schar ungenügend qualifizierter In- und Ausländerinnen zuzulassen.

Daher kommt es, daß man heute in Berlin und an andern deutschen Universitäten vom Frauenstudium als einer „Kalamität“ spricht.

Woher diese Kalamität in der Hauptsache kommt, zeigen einige Vorgänge, die sich in diesen Tagen in den medizinischen Kreisen der Universität Halle abspielten. Die Veranlassung dazu boten die dort Medizin studierenden russischen Studentinnen.

Die Unzulänglichkeit der Vorbildung vieler Russinnen hat vor einiger Zeit an der Universität Zürich, die ihnen mit großer Langmut jahrzehntelang entgegen-



Abgangszeugnis eines sogenannten russischen „Gymnasiums“, das in Wirklichkeit kaum mit unserer höheren Mädchenschule auf gleicher Stufe steht, und in keiner Weise Anspruch erheben kann auf Gleichstellung mit deutschen Gymnasien. Die Frauenuniversität in Rußland bleibt diesen Damen verschlossen, weil sie für sie nicht die geforderte Vorbildung besitzen; in Deutschland aber öffnet man ihnen bereitwillig eine Hochschule, zu der Reichsangehörige nur nach Ablegung der Reifeprüfung zugelassen werden.

Wir deutschen Studentinnen in unserer geringen Zahl verschwinden unter dieser Masse von Russinnen, und die natürliche Folge davon ist, daß alles, was man ihnen zur Last legt, auch uns zugeschoben wird, worin wir eine Beeinträchtigung unseres Ansehens erblicken zu müssen glauben.

Ferner glauben wir wahrzunehmen, daß sich unter der hiesigen deutschen Studentenschaft in Folge dieser Zustände eine steigende Mißstimmung geltend macht, die geeignet wäre, daß bis dahin gute Einvernehmen zwischen den Studierenden beider Geschlechter ernstlich zu stören.

Erw. Excellenz

ganz gehorsamste

Gertrud Hoegner, stud. med., Hermine Edenhuizen, cand. med., Elisabeth Corda, cand. med.,  
Hildegard Lindner, cand. med., Hedwig Reischeider, stud. med.,  
Hallenfer Studentinnen mit deutschem Abiturientenexamen.

Eine Abschrift der Petition ging an den Dekan der medizinischen Fakultät.

Auch unter den Studenten, deren Kollegialität den vollgiltig vorgebildeten Studiengenossinnen gegenüber nichts zu wünschen übrig ließ, fand eine Bewegung in derselben Richtung statt. Eine in der Angelegenheit berufene Versammlung vereinbarte eine Resolution, die der medizinischen Fakultät eingereicht werden soll.

Mit Unrecht hat das sozialdemokratische Lokalblatt in Halle diese Bewegung als „teutonische Auslandsheerei“ gekennzeichnet; es handelt sich lediglich um den Protest gegen Elemente von unzureichender Qualifikation, nicht gegen die Russinnen an sich.

Daß diese wissenschaftliche Qualifikation thatsächlich durch den Nachweis über den Besuch eines russischen Gymnasiums nicht bewiesen ist, steht fest. Nach verschiedenen, bei Russinnen eingezogenen Erkundigungen steht es mit der dort gewährten Bildung etwa folgendermaßen: Es giebt in ganz Rußland ein einziges „klassisches“ Mädchengymnasium, das staatliche in Moskau (dem ein privates in Petersburg etwa gleichkommen möchte); hier werden die gleichen Kenntnisse vermittelt, wie in den russischen Knabengymnasien, d. h. immer noch erheblich weniger als bei uns. Im übrigen führen alle Schulen, die den Mädchen einen höheren Unterricht vermitteln, entweder auch im Lande selbst den Titel „Mädchengymnasium“, oder sie werden wenigstens im Ausland von ihren Besucherinnen so bezeichnet. Diese Schulen sind lateinlos (nur einige haben fakultatives Latein), sie sollen nur der „allgemeinen Bildung“ dienen. An Sprachen wird Russisch, Deutsch und Französisch gelehrt. Die Fremdsprachen sind nur in den Hauptstädten Moskau, Petersburg, Kiew, Reval, Riga und andern obligatorisch. Außer den auch bei uns üblichen gewöhnlichen Schulfächern kommt dann als ein Plus allerdings Mathematik hinzu, doch wie es scheint, ohne festen Lehrplan; es hängt vom Lehrer ab, wie weit man in Geometrie und Algebra kommt. „In manchen Gymnasien lernen sie schon Logarithmen“ (!) Daß dann Buchhaltung, Pädagogik und Didaktik vielfach dazu kommt, daß Tanz- und Gesangsunterricht obligatorisch ist, kann nicht eben als eine Erweiterung der Qualifikation zum Universitätsstudium angesehen werden. Ebensowenig wird es besonderes Vertrauen zu dem Unterricht in den Mädchengymnasien erwecken, wenn man erfährt, daß man nach Absolvierung solches Gymnasiums ohne weiteres ein Lehrerinnendiplom erhält, welches das Recht zur Unterrichtserteilung an den unteren Gymnasialklassen verleiht.

Bei diesem Stand der Dinge dürfen wir wohl sagen, daß die fünf Hallischen Studentinnen durch ihr energisches, aber in jeder Beziehung maßvolles und korrektes Vorgehen dem Frauenstudium einen wesentlichen Dienst geleistet haben. Es kann auch wohl keinem Zweifel unterliegen, daß ihr Besuch seinen Erfolg haben wird; muß sich doch den Behörden auch in nächster Nähe, in Berlin, die Unhaltbarkeit des augenblicklichen Zustandes ausdrängen. Ohne Zweifel befinden sich auch unter den Aufstrebenden tüchtig vorgebildete Elemente. Diesen wird es ja ein Leichtes sein, sich durch eine Prüfung als solche auszuweisen.

Aber die Sache hat noch eine andre, für das Frauenstudium sehr ernste Seite. Der in Halle in Betracht kommende Dozent ist Professor Roug, ein Mann, der seine sehr günstigen Erfahrungen in Bezug auf das Frauenstudium mit aner kennenswerter Objektivität mehrfach ausgesprochen hat, und dessen Persönlichkeit zu intakt dasteht, als daß man infolge der mannigfachen Unannehmlichkeiten, die ihm selbst die ganze Angelegenheit bereiten mußte, einen Rückschlag auf seine Stellung zum Frauenstudium überhaupt zu fürchten hätte.

Aber wie, wenn es anders stünde? Dann würde nur zu leicht das eintreten, was bei der völligen Rechtlosigkeit der deutschen Abiturientinnen immer zu befürchten stand: ihr Ausschluß von Fächern, welche für die von ihnen abzulegenden Prüfungen Vorbedingung sind.

Dann schlägt natürlich die Idee der Frauen-Universitäten wieder muntere Schöpslinge.

Man stelle sich aber gerade auf Grund der gegenwärtigen Verhältnisse eine solche Frauen-Universität einmal vor. In Deutschland mag es heute so rund 1000 Studentinnen geben. Darunter befinden sich vielleicht ca. 70 mit deutscher Maturität. Soll nun die Frauen-Universität auf das Niveau derer zugeschnitten sein, die „externus“ mit „erstler“ übersetzen, oder will man etwa für die 70 wirklich vorbereiteten eine Universität mit allen 4 Fakultäten einrichten?

Beides ist gleich unmöglich und gleich überflüssig. Von den 1000 Studentinnen gehört mindestens die Hälfte überhaupt nicht auf die Universität. Entweder handelt es sich um schlecht vorbereitete Ausländerinnen, die hier ihrer mangelhaften Bildung wegen doch nichts lernen können, oder um Damen, die eine Mode mitmachen, bei der für sie ein kleiner Nimbus mit abfällt.<sup>1)</sup> Die andre Hälfte besteht zum großen Teil aus Lehrerinnen. Wenn diesen, soweit sie nur seminaristisch, d. h. für die Universität gleichfalls ungenügend vorgebildet sind, eine Zusatzprüfung in Latein, Mathematik und propädeutischer Philosophie auferlegt würde (womit ihnen selbst der allergrößte Gefallen geschehe), so würde die Zahl der deutschen Studentinnen so zusammenschmelzen, daß ihre Unterbringung auf deutschen Universitäten nicht die geringste Schwierigkeit hätte. Zugleich aber würde eine im ganzen genügende Vorbildung garantiert sein. Die deutschen Universitäten, das muß festgehalten werden, sind nicht Fortbildungsschulen, sondern höhere Fachschulen.

Ja, heißt es da, wir lassen aber auch die Ausländer zu; wir müssen gleiches Recht für alle haben.

<sup>1)</sup> Es giebt auch praktische Motive: „Lassen Sie sich doch eine Studententarte geben,“ meinte neulich eine rechnerisch gut veranlagte Hörerin, „dann haben Sie alle Theaterbilletts billiger — A. sches Theater nur 2 Mark das Parlett.“

Handelt man etwa nach diesem Grundsatz den deutschen Abiturientinnen gegenüber? Überdies ist solche mechanische Gerechtigkeit thatsächlich eine Ungerechtigkeit. Während bei den männlichen Studierenden der vollberechtigte deutsche Student die Regel, der bloße Hörer die Ausnahme bildet, steht es bei den Frauen umgekehrt. Nur etwa 7 Prozent aller weiblichen Hörer sind wirkliche Studentinnen. Sie werden erdrückt von der Masse der andern, und alles, was man diesen mit Recht zur Last legen kann, trifft sie ungerechterweise mit. Darum wäre es durchaus gerechtfertigt, die Anforderungen an die außerordentlichen Hörerinnen noch schärfer zu fassen, als die an die außerordentlichen Hörer. Dann brauchte das Frauenstudium keine Kalamität für die Universitäten zu sein, denn es steht diesen nichts im Wege, alle Unzuträglichkeiten mit einem Schlage zu beseitigen. Wohl aber ist der augenblickliche Zustand der Dinge zu einer unerträglichen Kalamität für die ernsthaft studierenden Frauen geworden.

Wir sind überzeugt, der Preussische Kultusminister, an dessen Wohlwollen für die studierenden Frauen wir durchaus keinen Grund haben zu zweifeln, wird nicht anstehen, Maßregeln zu treffen, durch die ihnen und den deutschen Universitäten gewährt wird, was sie beanspruchen können und müssen: Schutz gegen den Dilettantismus.<sup>1)</sup>

<sup>1)</sup> In überaus aner kennendwerter Weise haben — wie uns eben noch mitgeteilt wird — die holländischen Universitätsbehörden ihrerseits schon eine solche Maßregel getroffen. Am schwarzen Brett der Anatomie erschien folgender Anschlag:

Die Inhaberinnen von Hospitierteinen werden darauf aufmerksam gemacht, daß zu Beginn des nächsten Semesters strengere Bestimmungen für die Erteilung von Hospitierteinen in Anwendung kommen werden. Das bloße Reisezeugnis eines russischen Mädchengymnasiums soll nicht mehr für ausreichend angesehen werden.

Halle, den 12. Dezember 1901.

Der Rektor: Suchier.



## Versammlungen und Vereine.

### Die Weihnachtsmesse des Vereins der Künstlerinnen und Kunstfreundinnen zu Berlin

hatte in diesem Jahr ein geräumiges Heim im ersten Stock des Hauses Leipzigerstr. 12 gefunden. Im großen und ganzen war der Eindruck ein erfreulicher, leider werden manche der besten Leistungen durch die Nachbarschaft unzulänglicher Arbeiten wenig günstig beeinflusst. Nur einer kleinen Anzahl der ausstellenden Künstlerinnen war es gelungen, in das eigentliche Wesen des Kunstgewerbes mit seinen berechtigten, hohen neuzeitlichen Anforderungen einzubringen; man muß allerdings in Betracht ziehen, daß der Verein eigentliche Kunstgewerblernen nicht aufnimmt und daß die hervorragenden Vertreterinnen dieses Zweiges zugleich ausübende Malerinnen sind. Mit vielem Glück hatten sich eine Anzahl der vertretenen Künstlerinnen auf dem Felde der Nadelmalerei betätigt. Geschmack und technisches Geschick bewiesen die Vorhänge und das im Styl van der Velde's entworfene Gebet von Lina Krause; ihr ebenbürtig zur Seite steht Marie Kirschner mit ihrer bekannten typischen Dekorationsweise und ihrem feinen Farbensinn. Von ihr rührten auch die Zeichnungen, außerordentlich praktisch erdacht, irrisierender Glasgefäße für Orchideenblüten her. Emmy Luthmer gehört auch zu jener Gruppe von Nadelmalerinnen, deren Arbeiten auf der

Grundlage tüchtiger kunstgewerblicher Kenntnisse beruhen. In anerkannter meisterlicher Ausführung begegnete man den stets gesuchten Werken Clara Lobedan's, zu deren beliebten Campfortruhen sich in diesem Jahr künstlerisch empfundene und ausgeführte Dekorationen auf Leder sowie modellierte Metall-einlagen gesellten; in Gemeinschaft mit Hildegard Lehner stellte sie auch eine Anzahl keramischer Gefäße aus, die beide Künstlerinnen als wohlbewanderte Töpferinnen kennzeichneten. Als von Cotta's Arbeiten zeigen immer einen feinsüßigen Kunst Sinn, ihre eigenartigen Holzschnigereien verbunden mit Intarsia fesselten durch markige Betonung der stylisierten Naturformen. Gute Flachschnigereien lieferten ferner Elisabeth Ansermann und Eugenie Dillmann. In der Behandlung getriebener Metalldecor's bleibt Hedwig von der Groeben doch immer die Meisterin; ihre mit Blumengerank aus Zinn belegten französischen Thongefäße gehören zu den vollendetsten Kunstwerken der Messe — die ihr nachgeahmten Stücke erreichen nicht annähernd jene Wirkung. Inmitten all des Kunstgewerbes befanden sich in leider unvorteilhafter Anordnung eine größere Anzahl von Original Radierungen und Lithographien in recht bemerkenswerter Ausführung. Zu einer besseren Würdigung müßte ihnen in Zukunft ein eigener Raum angewiesen werden. M. T.



**Die Vereinigung Berliner Pensionsbesitzerinnen** hielt bei Frau Oberstleutnant Voßhammer eine Mitgliederversammlung ab. Es wurden zunächst einige Firmen, die bei Lieferungen an Mitglieder der Vereinsklasse Prozente zu zahlen bereit waren, zu Lieferanten gewählt.

Sodann wurde beschlossen, daß die Mitglieder der Vereinigung sich die bei ihnen eintretenden Balancen gegenseitig durch Postkarten mitteilen sollen, die der Vorstand mit vorgebrudtem Text herstellen läßt und den Mitgliedern liefert. —

Aus der Versammlung heraus wurde der Vorschlag gemacht, für jeden durch ein Mitglied einem andern zugewiesenen Pensionär eine entsprechende kleine Abgabe an die Vereinsklasse zu zahlen und einstimmig angenommen.

Die dritte Nummer der Tagesordnung lautete: „Die Dienstbotenfrage im Interesse der Pensionsbesitzerinnen“. Das von der Vorsitzenden, Frau Voßhammer, gegebene Referat und die sich daran anschließende kurze Diskussion führten zu der Annahme folgender Resolution:

„Die Vereinigung Berliner Pensionsbesitzerinnen sieht in der Art und Weise, wie von verschiedenen Seiten daran gearbeitet wird, den Dienstboten größere Rechte zu verschaffen, eine schwere soziale Gefahr.

Sie ist der Ansicht, daß eine Verleihung von Rechten und Freiheiten an die Dienenden ohne vorhergegangene Verstärkung ihrer Leistungsfähigkeit und Hebung ihres sittlichen Bewußtseins die Beziehungen zwischen Dienstherrschaften und Dienstangestellten nur noch unhaltbarer machen würde.

Sie erklärt eine planmäßige Fach-Ausbildung der Dienstboten für die Vorbedingung jeder weiteren Förderung dieses Standes und empfiehlt deshalb gelegentlich die Gründung von Dienstbotenschulen im umfassender Anzahl.“

#### **Viktoria-Fortbildungsschule zu Berlin.**

Der Geburtstag der Kaiserin Friedrich, sonst ein Freudentag für die Viktoria-Fortbildungsschule, war diesmal geweiht durch die tiefe Trauer um die hohe Beschützerin der Anstalt. Mozart'sche Trauertänze, vorgetragen von Frau Else Rathis und Frau Helene Burghausen-Leubuscher, leiteten die Feier ein. Den Mittelpunkt bildete der Vortrag von Fräulein Margarethe Henschke, der es gelang, ein ideales, pietätvolles Bild der heimgegangenen Fürstin zu zeichnen. Das Auge mancher früheren Schülerin mag sich geseufzt haben, wenn sie vergangener Jahre gedachte, da die Kronprinzessin und später die Kaiserin das Weihnachtsfest feierte mit den jungen Mädchen der Viktoria-Fortbildungsschule, aber auch die jüngeren, die dieser Freude nicht mehr teilhaftig wurden, werden eine wehmütig freundliche Erinnerung mit nach Hause genommen haben von dieser Feier, hoffentlich auch etwas von der hohen Lebensauffassung jener Frauen, deren Geist durch die Räume der Schule weht. L. K.

#### **Der Landesverein Preussischer Technischer Lehrerinnen**

übersandte eine Denkschrift über die Reform der Vorbildung der technischen Lehrerinnen mit einer

im Anschluß daran ausgearbeiteten Petition an den Unterrichtsminister Dr. Studt.

Die Denkschrift giebt in der Einleitung eine Darstellung der Entwicklung des Standes der technischen Lehrerinnen seit der im Jahre 1875 eingeführten Prüfung der Handarbeitslehrerinnen.

Sodann beleuchtet sie:

- I. Die heutigen Ausbildungsanstalten für Fachlehrerinnen;
- II. die technische Ausbildung in den heutigen Gewerbeschulen;
- III. die schulgemäße methodische Ausbildung in den heutigen Gewerbeschulen;
- IV. die notwendige Allgemeinbildung auf den heutigen Gewerbeschulen.

Nachdem die Mängel der jetzigen Ausbildung genügend Margelegt sind, werden bringende Reformvorschläge gemacht in Hinsicht auf 1. die Allgemeinbildung, 2. die soziale und 3. die fachwissenschaftliche Bildung.

Aus diesen Ausführungen ergeben sich verschiedene Reformbedingungen, welche auch in der oben erwähnten Petition ausgesprochen sind und zu folgenden Wünschen des Landesvereins führen.

1. Beim Eintritt der Schülerin ins Seminar sind die Kenntnisse zu fordern, welche eine höhere Mädchen- oder gute Mittelschule giebt.
2. Nachweis genügender praktischer Befähigung durch einige unter Klausur zu fertigende Handarbeiten.
3. Für die Ausbildung der technischen Lehrerinnen für Handarbeit und Turnen sind 2 Jahre anzusetzen.
4. Es sind staatliche Seminare zur Ausbildung der technischen Lehrerinnen zu schaffen.
5. Die technischen Seminare müssen mit Übungsschulen organisch verbunden werden.
6. Die Privatseminare zur Ausbildung von Handarbeits- und Turnlehrerinnen sind unter staatliche Aufsicht zu stellen.
7. Leistungsfähigen Privatanstalten in größeren Städten muß die Möglichkeit gegeben werden, daß ihre Zöglinge in öffentlichen Schulen unter Leitung tüchtiger Lehrerinnen sich praktisch betheiligen.
8. Von der Leiterin einer Vorbildungsanstalt muß vor allem der Nachweis gefordert werden, daß sie mit dem schulgemäßen, erzieherischen Betriebe des technischen Unterrichts vollkommen vertraut ist.

Im Anschluß hieran werden dann noch einige Vorschläge für die Prüfungsordnung und die Zusammensetzung der Prüfungskommission gemacht. Besonders wird gebeten, die Prüfung unter Vorsitz eines Regierungskommissars stattfinden zu lassen.

Den Schluß der Denkschrift und der Petition bildet die Bitte, die Vorbildung der technischen Lehrerinnen durch staatlich geordnete Fortbildung weiter auszubauen. Zu diesem Zwecke wird die Einrichtung amtlicher Konferenzen für Handarbeitslehrerinnen empfohlen.

Die Denkschrift ist für 0,30 Mark portofrei von der Kassiererin des Vereins, Frä. Lina Meyer, Osnabrück, Heiderstraße 12, zu beziehen.



# ZUR FRAUEN- BEWEGUNG.

Nachdruck mit Quellenangabe erlaubt.

• Die Gesellschaft für Soziale Reform hat unter eingehender Begründung an Bundesrat und Reichstag die Bitte gerichtet: „Es möge baldigst ein Reichsgesetz erlassen werden, das die einer Anteilnahme der Frauen an sozialpolitischen Bestrebungen entgegenstehenden landesgesetzlichen Beschränkungen der Vereins- und Versammlungsgesetzgebung aufhebt.“

Wir entnehmen der Begründung die folgenden wichtigen Ausführungen:

„Die wirtschaftliche und soziale Entwicklung hat die Frauen in wachsendem Maße in das Erwerbsleben hineingeführt. Hunderttausende und Millionen von Frauen und Mädchen sind, zum geringeren Teile als Unternehmer, zum weitaus größeren Teile als Arbeiter, in der Landwirtschaft, in der Industrie und im Handel tätig; auch der Staat beschäftigt Frauen in manchen Verwaltungszweigen. Diese Frauen haben, ebenso wie die Männer, das natürliche Bestreben, durch Gründung von Vereinen und Abhaltung von Versammlungen sich zusammenzuschließen mit dem Zweck, ihre Lage zu verbessern, sei es durch Selbsthilfe, sei es durch Einwirkung auf die Gesetzgebung. Und diese Bestrebungen finden auch in sehr weiten Kreisen der nichterwerbstätigen Frauen volle Sympathie und Unterstützung. Ihre Verwirklichung aber, denen das Reich durch Aufhebung der Koalitionsverbote den Weg geebnet hat, stößt in den Einzelstaaten, dank einer veralteten, aus ganz anderen Verhältnissen stammenden Gesetzgebung über das Vereins- und Versammlungsrecht, auf die größten Schwierigkeiten. Namentlich steht hier das Verbot für Frauen, als Mitglieder solchen Vereinen, die politische Angelegenheiten öffentlich erörtern, beizutreten, hindernd im Wege, weil nach der herrschenden Auslegung der Gerichte und Verwaltungsbehörden der Begriff der Politik auch die sozialpolitischen Bestrebungen mit umfaßt, sobald sie eine wie immer geartete Einwirkung auf die Gesetzgebung und Verwaltung bezwecken — eine Tätigkeit, ohne die sich die Verwirklichung zahlreicher und wichtiger Forderungen der Sozialpolitik gar nicht denken läßt.“

So erschwert oder verbietet der Einzelstaat vielfach den Frauen die Ausübung eines durch Reichsgesetz gewährleisteten Rechtes. Er beraubt sich selbst auf dem Gebiete der Sozialreform für viele Fragen des Arbeiterschutzes und der Arbeiterwohlfaht der eifrigsten und kundigsten Mitarbeiterinnen. Und er legt, wie im Falle der

„Gesellschaft für Soziale Reform“, gemeinnützigen Bestrebungen, an denen Frauen teilnehmen wollen, Steine in den Weg. Die Reichsgewerbeordnung macht für das Erwerbsleben keinen grundsätzlichen Unterschied zwischen Mann und Frau. Reich, Staat und Gemeinde wissen die Dienste von Frauen zur Mitwirkung bei amtlichen Aufgaben zu verwenden; ja sogar zur Lösung sozialpolitischer Fragen werden Frauen direkt von den Behörden selbst, im Gewerbeaufsichtsdienst und in der Armenpflege, herangezogen. Aber derselbe Staat verbietet die Teilnahme von Frauen an sozialpolitischen Vereinen. Und er thut das noch dazu in besonders verletzender Gleichstellung der Frauen mit Minderjährigen, Schülern, Lehrlingen, in manchen Ländern auch mit Bankrotteuren und bürgerlich Ehrlosen, die gleichfalls von politischen Vereinen ausgeschlossen werden.“

Nachdem dann auf die Verschiedenartigkeit und Inkonsistenz in der Handhabung des Vereinsgesetzes durch die Einzelstaaten hingewiesen ist, heißt es:

„Diese Unschärfe der Bestimmungen des Vereins- und Versammlungsrechtes der Einzelstaaten in Bezug auf das Frauenverbot, wonach hier gestattet wird, was dort verboten ist, muß notgedrungen zu der Forderung führen, auf diesem Gebiete durch Reichsgesetz ebenso eine einheitliche Regelung herbeizuführen, wie es vor zwei Jahren durch die Aufhebung des Verbindungsverbotes für politische Vereine bereits geschehen ist. Wenn die Teilnahme der Frauen an sozialpolitischen Bestrebungen eine Forderung der Gerechtigkeit und Notwendigkeit ist, mit deren Erfüllung sowohl den tatsächlich bestehenden Verhältnissen als auch den legitimen Ansprüchen Genüge gethan wird, so hat das Reich, in dessen Zuständigkeit nach der Verfassung auch die Regelung dieser Fragen gehört, auch die Pflicht, hier einzugreifen und eine nur in der Konsequenz seiner eigenen Gesetzgebung auf dem Gebiete der Sozialpolitik liegende Maßnahme für alle Bundesstaaten gleichmäßig durchzuführen.“

Nachdem nun die Petitionskommission des Reichstages über die das Frauenvereinsrecht betreffenden Petitionen in ungünstigem Sinne beschlossen hat — der Regierungsvertreter war der Ansicht, die Frauen selbst wünschten die von einzelnen beantragte Erweiterung ihres Koalitionsrechtes nicht — darf man begierig sein, ob das sozialpolitische Verständnis im Plenum ebenso — tief ist.



# BÜCHERSCHAU.

**„Goethe, Ausgewählte Gedichte“.** In chronologischer Folge mit Anmerkungen herausgegeben von Otto Harnack. Braunschweig, Druck und Verlag von Friedrich Vieweg und Sohn, 1901. Eine Sammlung „ausgewählter“ Goethe-Gedichte mag auf den ersten Anschein kaum einem Bedürfnis entsprechen. Weisen doch die Verlagsverzeichnisse unter dem Titel „Goethe“ schon ganze Kolonnen von Einzelausgaben auf. Die vorliegende Sammlung rechtfertigt sich durch ihre Art und ihren Wert vollständig. Als Zeichen für Goethes künstlerische und menschliche Entwicklung hat der Herausgeber Goethes Gedichte ausgewählt und angeordnet. Die Auswahl zeigt eine feine Fühlung für das Wesen der jeweiligen Entwicklungsphasen des Dichters, die chronologische Bestimmung beruht auf den sorgfältigsten philologischen Forschungen, die hinzugefügten Anmerkungen geben eben das, was zum Verständnis des Gedichts als eines Lebensdokumentes des Dichters unbedingt gehört, und so wird die Sammlung von dem Goethekenner wie dem Goethelaien als eine erfreuliche Bereicherung der Goetheliteratur willkommen geheißen werden.

**„Meine Wanderungen im Innern Chinas“** von Eugen Wolf. Stuttgart und Leipzig. Deutsche Verlagsanstalt 1901. (Preis 5 Mark.) Die frisch und interessant erzählten Reisebilder Eugen Wolfs dürften bei dem außerordentlichen aktuellen Interesse, das China augenblicklich in Anspruch nimmt, besondere Anziehungskraft haben. Den Wanderungen sind eine große Zahl vorzüglicher Illustrationen beigegeben, die Land und Leute aufs beste veranschaulichen. Eugen Wolf bietet keine trodden ethnographischen Schilderungen, sondern die ernsten und heiteren, angenehmen und unangenehmen Erlebnisse eines Reisenden, denen die Schilderung der Verhältnisse und Zustände des Landes ohne schwerfällige Schulmeistererei sich leicht anschließt.

**„Fran Mär“.** Märchen und Schwänke für Jung und Alt. Seinen Kindern erzählt von Rudolph Vogel. Zweite vermehrte Auflage mit Bildern von Johs. Gehrts. Freiburg i. B. und Leipzig. Verlag von Paul Wackel. In schlichtem Gewande traten die Vogelschen Märchen zum erstenmal in den Kreis der geschichtenbegierigen Kinderwelt. Wie wenige moderne Märchen-erzähler hat Rudolph Vogel den schlichten, fröhlichen Märchentön getroffen, hat er dem Volksmärchen seine einfachen Kunstmittel abgelaußt. Der zweiten Auflage dienen die Bilder, die sich dem Charakter der Vogelschen Kunst so gut anpassen, zu prächtigem Schmuck. Die reichere Ausstattung bietet dem schönen Inhalt erst den würdigen Rahmen.

**„Nellie und ihre Schwestern“.** Eine Erzählung für Mädchen von 7–11 Jahren von Elisabeth Vielschowsky. E. S. Bedtsche Verlagsbuchhandlung, München (Preis geb. 3 Mark). Eine harmlose kleine Kindergeschichte, schlicht aus dem Leben erzählt. All die kleinen Wichtigkeiten des Kinderlebens sind verständnisvoll herausgefunden und frisch und lebendig wiedergegeben. Kinder werden das Buch gewiß gern lesen. Der kritische Leser muß freilich in Kauf nehmen, daß die Kinder oft nicht kindlich reden und die Erwachsenen ein bißchen geschraubt pädagogisch sind.

**„Sonne, Mond und Sterne“** von Agnes Giberne. Nach der 20. Auflage des Englischen deutsch von E. Kirchner. Zweite verbesserte Auflage. Berlin 1902. Verlag von Siegfried Cronbach. (Preis 4 Mark, geb. 5,50 Mark.) Die Bücher von Agnes Giberne sind einzig in ihrer Art. Sie haben die Aufgabe, die Wunder des Himmels und der Sternenvwelt der Jugend anziehend und verständlich zu machen, in glänzender Weise gelöst, und man kann im Interesse unserer Jugendlitteratur nur wünschen, daß die Zahl ihrer Auflagen bald den englischen gleichkommen möge.

Von derselben Verfasserin erschien: **„Grundfesten der Erde“** nunmehr auch in deutscher Übersetzung (nach der 7. Auflage des Englischen von E. Kirchner. Verlag von Siegfried Cronbach, Berlin 1902. Preis 4,50, geb. 6 Mark). Das Buch reiht sich den astronomischen populären Schriften der Verfasserin ebenbürtig an. Es ist nicht totes Leitfadentwissen, das sie bietet, sondern eine Einführung in die Wunderwelt dieses Wissens, eine Einführung, die immer neue überraschende, interessante Entdeckungen machen läßt, die von jener Liebe zur Wissenschaft geleitet ist, die alles Tote lebendig zu machen weiß. Nicht nur die reifere Jugend, für die das Buch recht eigentlich bestimmt ist, auch erwachsene Neulinge und Laien werden sich von der Verfasserin gern leiten lassen. Die Übersetzung ist in beiden Bänden ebenso ausgezeichnet, wie die Ausstattung und die Ausführung der beigegebenen Abbildungen.

**„Spaziergänge ins Alltagsleben“.** Plaudereien von Tony Schumacher. Stuttgart und Leipzig, 1902. Deutsche Verlagsanstalt. Eine Fülle schlichter, beherzigendwerter praktischer Lebensweisheit kann man auf diesen Spaziergängen sammeln, Lebensweisheit für den Hausgebrauch, die wohl das Einsammeln und Bewahren lohnt. Ein wenig hausbundene Bedanterie muß man mit in Kauf nehmen, aber in den kleinen Dingen des Lebens ist ein wenig Bedanterie und Schulmeistererei gar nicht vom Übel.





„Praktische Anweisung zur Durchführung des Preussischen Fürsorgeerziehungsgesetzes“ von Konrad Agab. (Berlin-Schöneberg, Moritz Schmetter, 1901).

Das neue preussische „Gesetz über die Fürsorgeerziehung Minderjähriger“, das den staatlichen Kinderschutz in Bezug auf Erziehung und Rettung der gefährdeten und verwahrlosten Jugend ergänzen soll, ist am 1. April 1901 in Kraft getreten. Zahlreiche Veröffentlichungen und Kommentare, großartige Organisationsideen, überschwängliches Lob und abfällige Kritiken haben das Gesetz begleitet. Der Eine bellagt das Gesetz als Eingriff in die Rechte der Eltern. Der Andre hat weitergehende Befugnisse der Behörden erwartet. In all dies Theoretisieren hat der beste Kenner der gefährdeten und verwahrlosten Jugend, der durch sein erfolgreiches Eintreten gegen die gewerbliche Kinderarbeit bekannte Volksschullehrer Konrad Agab, das Lösungswort geworfen:

„Redet weniger, handelt mehr!“

In der oben genannten Broschüre giebt er Anweisungen und Ratschläge zur praktischen Ausführung des Gesetzes auf Grund der Erfahrungen, die er aus der Praxis selbst gewonnen hat. Das Buch wird vor allem Lehrern und Lehrerinnen, Armen- und Waisenspfelegerinnen ein unentbehrliches Hilfsmittel in Ausübung ihres Berufes werden.

Nur wo das Recht der Gesamtheit höher steht als Elternrecht, hat die Gesetzgebung sich zum Eingriff entschlossen. Schulpflicht und Militärpflicht, das Verbot der Fabrikarbeit für Kinder und nun auch das Fürsorgeerziehungsgesetz sind unter diesem Gesichtspunkt entstanden. In Preußen befanden sich am 31. März 1899 10 769 Kinder in Zwangserziehungs-Anstalten; 45 251 Jugendliche sind 1897 verurteilt worden. Die Zahlen können als Beweis dafür gelten, daß alle bisherigen staatlichen und privaten Leistungen und Einrichtungen auf dem Gebiet der Jugendfürsorge nicht genügt haben, und daß eine besondere staatliche Fürsorge für die gefährdete und verwahrloste Jugend notwendig ist. Allerdings schließt die gesetzliche Jugendfürsorge die private Liebesthätigkeit nicht aus, sondern ergänzt sie vielmehr. Agab sagt dazu: „Es wäre ein Irrtum, anzunehmen, daß durch das Gesetz — wie es heute vorliegt — ein großer Teil des Volkserziehungs-Problems zur Ausführung gebracht wird. Bei der Teilarbeit,

um solche handelt es sich bei der Durchführung des Gesetzes, dürfen darum auch die allgemeinen Gesichtspunkte: Verbesserung der wirtschaftlichen Lage, Wohnungsfrage, Hebung des Bildungsniveaus nicht außer Acht gelassen werden. So unsere prinzipielle Stellung zur Sache. Einer ruhig, aber stetig fortschreitenden, staatlichen und kommunalen, allgemeinen sozialen Fürsorge kann es in Verbindung mit diesem, wenn energisch durchgeführten Gesetze, an dem Erfolg nicht fehlen.“

Zur Durchführung des Gesetzes muß aber die breite Masse der Bevölkerung mit dessen Inhalt vertraut werden. Die wenigen, die gelehrte Abhandlungen lesen und Vereinsversammlungen besuchen, können es allein nicht machen. Um nun die weitesten Bevölkerungskreise zur Ausführung des Gesetzes mit heranzuziehen, hat Agab seiner Broschüre einen Aufruf zur Aufklärung über das Gesetz beigelegt, den die Rixdorfer Ortspresse auf seine Bitte veröffentlichte, und um dessen Verbreitung er die Zeitungen bittet. Agab empfiehlt, daß sich Vereine oder Organisationen zur Durchführung des Gesetzes bilden, oder daß bestehende Vereine diese Aufgabe in ihr Arbeitsgebiet aufnehmen. Es werden genaue Vorschläge gemacht, wie durch Beschaffung von Thatfachenmaterial (durch Lehrer, Geistliche, Eltern, Nachbarn, Direktoren) die Arbeit des Vormundschaftsgerichts durch Vereine und Privatpersonen unterstützt und erleichtert werden kann. Einige ausgezeichnet zusammengestellte Formulare zur sorgfältigen Prüfung von Fällen, die der Broschüre beigegeben sind, werden den Hilfskräften die Nachforschung und Untersuchung sehr erleichtern. Schließlich richtet der Verfasser sich noch mit Vorschlägen an die Direktoren, Lehrer und Lehrerinnen sowie an die Regierungen und Behörden, um schon jetzt der weiteren Umgestaltung des Gesetzes vorzuarbeiten und Material dafür zu sammeln.

Wenn irgend etwas im Stande ist, in weiten Volkskreisen eine lebendige Anteilnahme an der Ausführung dieses für das Volkswohl so wertvollen Gesetzes auszulösen, so muß es der warmherzige, überzeugende und zwingende Ton sein, der aus jeder Zeile des kleinen Heftes spricht. Die deutschen Frauen, die sich stets auf dem Gebiet der Jugendfürsorge bewährt haben, werden dem Ruf folgen, mit dem Agab sie zur Hilfeleistung mahnt.

Alice Salomon.

### Familien-Pension I. Ranges

von [21]

Elisabeth Joachimsthal  
BERLIN

Potsdamerstr. 35 II. rechts

Pferdebahnverbindung nach allen Richtungen. Solide Preise. Beste Referenzen.

### Damenpensionat.

Internationales Heim,  
Berlin SW.,

Hallesche Straße 17, I,

nicht am Anhalter Bahnhof,

giebt Pension für 2,50 Mk. bis 4,50 Mk. per Tag für Tage, Wochen und Monate.

Selma Spranger, Vorsteherin.

J. G. Cotta'sche Buchhandlung Nachfolger W. m. b. H.  
Stuttgart und Berlin

Sieben erschienen!

## Gedichte

Von

Josephine Frein von Knorr

Gebunden mit Goldschnitt 4 Mark.

Zu beziehen durch die meisten Buchhandlungen











sich selbst zu helfen. Mit Opfermut, unter unsäglichen Entbehrungen gingen sie daran, ihr Los durch den Streik zu verbessern, und es gelang ihnen, eine „öffentliche Meinung“ zu schaffen, die sich auf die Seite der Streikenden stellte.

Wieder wurde die Lage der Konfektionsarbeiter Gegenstand einer Reichstags-erörterung, und alle Parteien — nur die freisinnige Volkspartei schloß sich aus — traten für eine gesetzliche Regelung der Konfektionsindustrie ein. Selbst der Abgeordnete Stumm gab zu, daß der Streik berechtigt sei, und aus den Reihen der Nationalliberalen wurde ein sofortiges Einschreiten gefordert, da die Mißstände hinlänglich bekannt seien, um eine Verzögerung durch weitere Erhebungen überflüssig zu machen.

Aber — man mag sich vielleicht der Hoffnung hingeeben haben, daß das Elend der Arbeiter sich im letzten Jahrzehnt gemildert hatte; oder man mag in den Kreisen der Parlamentarier auch keine Möglichkeit gesehen haben, diesem grauen Massenleid durch Gesetzgebungsakte zu steuern; — jedenfalls griff man zu dem alten Mittel, um die empörten und aufgeregten Gemüter zu beruhigen, ohne ihnen zu helfen: Es wurden neue Erhebungen von der Reichskommission für Arbeiterstatistik angeordnet, die eine entschiedene Verschlechterung der Zustände gegen das Jahr 1885 ergaben, aber trotzdem keinerlei Eingriff in die Verhältnisse der Heimarbeiter zur Folge hatten.<sup>1)</sup>

Nun hat noch einmal die Organisation der Schneider und Schneiderinnen einen Versuch gemacht, an die Gesetzgeber zu appellieren, das Interesse weiterer Kreise zu gewinnen. Von zahlreichen Versammlungen wurden folgende Forderungen erörtert und den gesetzgebenden Körperschaften unterbreitet:

1. Verbot der Mitgabe von Arbeit nach Hause nach der Werkstattbeschäftigung.
2. Direkte Ausgabe von Arbeit an die Heimarbeiter und Arbeiterinnen seitens der Unternehmer unter Vermeidung der Zwischenmeister.
3. Trennung der Arbeitsräume von den Wohnräumen; in den Werkstätten sowohl wie in den Arbeitsräumen der Heimarbeiter müssen auf den Kopf der beschäftigten Personen je 15 cbm Luftraum kommen.
4. Ausdehnung der Bestimmungen der Gewerbeordnung über die Sonntagsruhe (§ 105b), des Verbots der Kinderarbeit (§ 135), der Beschränkung der Arbeitszeit der jugendlichen Arbeiter (§ 136), der Frauen (§§ 137 und 139a, Absatz 1), der Gewerbeaufsicht (§ 139b), insbesondere durch weibliche Aufsichtspersonen, des Erlasses von Arbeitsordnungen (§§ 134a bis 134g) und die Anzeige des Gewerbebetriebes (§ 14) auf die Hausindustrie und die Heimarbeit.
5. Ausdehnung der Arbeiterversicherungs-Gesetzgebung auf die Heimarbeiter und Arbeiterinnen.
6. Reich, Staat und Gemeindebehörden sollen Schneiderarbeiten nur unter der Bedingung vergeben, daß die Kleidungsstücke in der der Gewerbeordnung und Gewerbeinspektion unterstehenden Werkstätten hergestellt und daß die von Unternehmern und Arbeiterorganisationen festgesetzten Lohnsätze als Mindestmaß der Entlohnung anerkannt werden.

Wie weit es gelingen wird, die gesetzgebenden Körperschaften zu einer Stellungnahme diesen Forderungen gegenüber zu bewegen, ist noch nicht zu übersehen. Es wird wesentlich davon abhängen, ob weitere Volkskreise ihr Interesse an dem Zustandekommen von Schutzbestimmungen für die Konfektionsarbeiter betheiligen. Dieses zu erwecken, dürfte auch der hauptsächlichste Zweck der Forderungen sein, die sich als

<sup>1)</sup> Über die Lage der Heimarbeiterinnen in der Konfektionsbranche berichtet Dr. Wilbrandt in einem Artikel „Hausindustrielle Frauenarbeit“. Juniheft 1901 der „Frau“.

Unterlage zur Schaffung von Gesetzesbestimmungen zum Teil wenig eignen. Ein solches Interesse für die Regelung der Heimarbeiter in der Konfektion ist denn auch tatsächlich in den verschiedensten Berufs- und Gesellschaftsgruppen durch die Versammlungen der Konfektionsarbeiter hervorgerufen worden. Von allen Seiten nimmt man Stellung dazu, und so kann man schon jetzt ein Vorspiel dessen beobachten, was sich demnächst wieder im Reichstag abwickeln wird.

Die Stellungnahme der verschiedenen Parteien und Richtungen soll kurz in Folgendem gekennzeichnet werden. An der Hand dessen, was im Ausland, namentlich in Amerika und Australien schon durchgeführt ist, werden die Forderungen vom Korrespondenzblatt der Generalkommission der Gewerkschaften, wie auch von Mitgliedern der Schneiderorganisation als zu eng bezeichnet. Zu weitgehend sind sie dagegen dem Organ des christlichen Gewerkevereins der Heimarbeiterinnen, das nur einem Teil der Forderungen zustimmt, zu den übrigen aber bemerkt:

„Ganz unmöglich ist leider in der Hausindustrie die Trennung der Arbeitsräume von den Wohnräumen. Das heißt derjenigen Frau, die nicht in die Werkstatt gehen, sondern zu Hause bei ihren Kindern arbeiten will, das tägliche Brot rauben. Wie soll eine arme Heimarbeiterin ein besonderes Zimmer ausschließlich für ihre Arbeit mieten und heizen können! Küche und Schlafstube wollen doch auch bezahlt werden. Und die Mieten werden schon so wie so immer teurer. Wir wollen wahrhaftig nicht die Heimarbeit ausdehnen, aber indirekt unterbinden darf man sie auch nicht, wenigstens nicht, solange keine staatliche Witwen- und Waisenversorgung besteht.“

Sehr eingehend werden die Forderungen von dem Organ der Hirsch-Dunderschen Gewerkevereine besprochen, das gegen den zweiten, dritten und vierten Punkt eine Reihe von Einwendungen macht, die zum Teil wohl auf ein Mißverstehen der allerdings nicht sehr glücklich formulierten Forderungen zurückzuführen sind. Bemerkenswert ist hierbei besonders der Wunsch, Rücksicht auf das soziale Vorurteil derer zu nehmen, die sich vor der Arbeit in Werkstatt und Fabrik scheuen, eine Auffassung, die meines Wissens einzig da steht, da gerade von der Ausschaltung dieser meist nur um des Nebenverdienstes willen arbeitender Kreise von den Sozialpolitikern und Gesetzgebern aller Länder die Sanierung der Heimarbeit erhofft wird. Ferner wird die Übertragung des Arbeiterschutzes auf die Hausindustrie, die auch von den Gewerkevereinen vertreten wird, als undurchführbar bezeichnet. Einleuchtender wäre, wenn angesichts dieser Erkenntnis an Stelle mechanischer Übertragung der Gesetzesparagraphen die Schaffung entsprechender Schutzevorschriften gefordert würde. Bei aller Verschiedenheit in einzelnen Fragen stimmen diese Organisationen aber darin überein, daß eine Gesetzgebung notwendig, ungleich wirksamer jedoch eine starke Berufsorganisation der Arbeiter und Arbeiterinnen dieser Branche sei.

Es ist nun gewiß nur mit Freuden zu begrüßen, wenn die Gewerkschaften und Gewerkevereine keine Gelegenheit unbenützt vorübergehen lassen, ohne auf die Notwendigkeit des Zusammenschlusses, der Selbsthilfe hinzuweisen. Aber vor einer Überschätzung dieser Bestrebungen muß gewarnt werden. Hat doch lange genug der Verlaß auf die Selbsthilfe der Arbeiter die Gesetzgebung von der so notwendigen staatlichen Regelung der Konfektionsindustrie zurückgehalten. Haben doch wiederholte Erfahrungen, Versuche und Mißerfolge der Heimarbeiter in der Konfektionsbranche gezeigt, daß diese Organisationen eine Besserung der gesamten Arbeiterschaft nur durch eine eventuelle Beeinflussung der Gesetzgebung erzielen, nicht aber aus eigener Machtvollkommenheit erkämpfen können. Erst ein weitgehender staatlicher Schutz kann eine Grundlage für

eine zweckbewußte Thätigkeit der Arbeiter selbst abgeben, ihnen die Möglichkeit bringen, sich dauernde Erfolge bei der Festsetzung des Arbeitsvertrages zu sichern. Bis dahin können diese Berufsvereine ihren fluktuierenden Mitgliedern zumeist nur geistige oder wirtschaftliche Vorteile sichern, die keineswegs an die Berufsorganisation gebunden sind.

\* \* \*

Daß es aber entschieden Sache des Staates ist, durch gesetzgeberische Maßnahmen den Boden für ein erfolgreiches Wirken der Heimarbeitervereine zu schaffen, kann nicht mehr in Frage gestellt werden. Denn zu den Aufgaben des Staates gehört es, „die Zeit, die Dauer und die Art der Arbeit so zu regeln, daß die Erhaltung der Gesundheit, die Gebote der Sittlichkeit, die wirtschaftlichen Bedürfnisse der Arbeiter und ihr Anspruch auf gesetzliche Gleichberechtigung gewahrt bleiben.“ Zu diesen Worten des Kaiserlichen Erlasses vom 4. Februar 1890 steht das Leben eines jeden einzelnen Heimarbeiters, wo immer er im Deutschen Reiche auch leben mag, in entschiedenstem Widerspruch. Für diese Arbeiterkategorie hat der Staat die ihm gestellte Aufgabe nicht erfüllt. Wenn auch die Schwierigkeit einer solchen gesetzlichen Regelung nicht bezweifelt wird, wenn man auch überzeugt ist, daß nur ein lange Zeit erforderndes schrittweises Vorgehen möglich, so kann doch zumindest nicht mehr leichtsin gesagt werden, daß gegen die schrecklichen Übel der Heimarbeit keine Abhilfe möglich sei: „Unsere Zeit weist uns hier nicht bloß die Aufgabe, sie weist uns bereits Mittel zu ihrer Lösung.“<sup>1)</sup>

Diese Mittel, die in verschiedenen Staaten angewendet worden sind und über die bereits Urteile vorliegen, sind in der ausgezeichneten Schrift von Schwiedland über Wege und Ziele einer Heimarbeitsgesetzgebung und in den Veröffentlichungen des Vereins für Sozialpolitik von Dr. Alfred Weber zusammengestellt. Diese Arbeiten sind die besten Informationsquellen für jeden, der eine Regelung der Heimarbeit herbeiwünscht. Sie haben Klarheit darüber geschaffen, daß wohl eine Ausdehnung von Arbeiterschutzgesetzen auf die Heimarbeiter aller Industrien zu wünschen ist, daß es sich hierbei aber nur um Schaffung besonderer, der Fabrikgesetzgebung entsprechender Bestimmungen handeln kann, die namentlich auch die Verhältnisse der einzelnen Industriezweige besonders berücksichtigen.<sup>2)</sup>

Eine mechanische Einbeziehung der Heimarbeit in das Geltungsgebiet der Fabrikgesetzgebung wird von den Vertretern der Wissenschaft abgelehnt; dagegen treten sie entschieden für eine Umbildung all dieser Bestimmungen ein, nicht nur im Interesse

<sup>1)</sup> Vgl. Schwiedland, Ziele und Wege einer Heimarbeitsgesetzgebung. Wien 1899. S. 131.

<sup>2)</sup> Diese Forderung einer Schutzgesetzgebung für alle Heimarbeiter, die Spezialvorschriften für einzelne Branchen enthält, wird im Anschluß an die Agitation für den Konfektionsarbeiterschutz in einer Petition gefordert, die von Arbeiterinnen der Blumen- und Federnbranche, der Metall-, Posamenten-, Wäschebranche und von Buchdruckeri-Hilfsarbeiterinnen und Textilarbeiterinnen unterzeichnet ist. Ähnlich gehalten war auch die Petition des Bundes Deutscher Frauenvereine, betreffend Ausdehnung der Arbeiterschutzgesetze auf die Hausindustrie, die dem Reichstag 1899 überreicht wurde. So wünschenswert es auch ist, die gesamte Heimarbeit dem Arbeiterschutz zu unterstellen, so dürfte doch in anbetracht der großen Schwierigkeiten der Durchführung ein Einsetzen der Gesetzgebung für ein begrenztes Gebiet — wie das der am dringendsten des Schutzes bedürftigen Konfektionsarbeiter — aus Zweckmäßigkeitsgründen zunächst anzustreben sein.

der Heimarbeiter, sondern auch der Fabrik- und Werkstattarbeiter, die unter der Wechselwirkung von Freiheit im Heim und Gesez in der Fabrik zu leiden haben.

Wenn sich nun auch die Notwendigkeit des Heimarbeiterschutzes aus dem Prinzip der Schutzgesetzgebung ergibt, so bietet doch hier die Durchführung weit bedeutendere Schwierigkeiten. Und vor diesen dürften die deutschen Gesetzgeber denn auch bisher zurückgeschreckt sein.

Die erste und selbstverständliche Bedingung dafür, die auch auf den geringsten Widerstand stößt, ist die Registrierung der Heimarbeiter, entweder von seiten der Unternehmer oder von seiten der Behörden, wie sie für einzelne Gewerbe in England und in mehreren amerikanischen und australischen Staaten eingeführt ist. So sind in Victoria alle Unternehmer, die Heimarbeiter beschäftigen, verpflichtet, Listen darüber zu führen und sie auf Verlangen den Inspektionsbehörden vorzuzeigen; daneben müssen alle Heimarbeiter der Bekleidungsindustrie sich in die behördlichen Listen eintragen lassen.

Auf solcher Grundlage kann dann erst eine Inspektion der Wohnungen resp. Arbeitsstätten der Heimarbeiter eingeführt werden, von der eventuell die behördliche Konzession der Arbeitsstätte abhängig gemacht werden kann. Doch ist nicht zu verkennen, daß solche Maßregeln — sofern nicht weitere Schutzgesetze erlassen sind — hauptsächlich den Konsumenten zu Gute kommen. Wie notwendig aber auch diese Seite der Gesetzgebung besonders für die Konfektionsindustrie und das Nahrungsmittelgewerbe ist, haben die nach dieser Richtung unternommenen Versuche in England, Amerika und Australien ergeben. In Neu-Seeland ist es verboten, gewerbliche Arbeit in Räumen zu verrichten, in denen sich Kranke irgend welcher Art aufhalten; in England besteht ein Verbot für Anfertigung von Kleidungsstücken in Häusern, in denen sich Blattern- oder Typhusfranke aufhalten.

Für das Bedürfnis nach solchen Bestimmungen spricht die folgende von Schwiedland<sup>1)</sup> citierte Mitteilung aus einem englischen medizinischen Blatt:

„Die Tochter einer Piefermeisterin erkrankt an Scharlach und liegt etwa eine Woche in einem Raum, worin 12 Näherinnen arbeiten. Während ihrer Konvaleszenz erkrankt ihre Mutter in derselben Weise. Als der Arzt kommt, leitet bereits die Tochter die Arbeiten und sitzt, die Kleidungsstücke in den Händen, am Bett der erkrankten Mutter.“

Ähnliches wird aus Illinois berichtet, wo Waren der Bekleidungsindustrie, die unter sanitär bedenklichen Zuständen hergestellt werden, auf Antrag des Gewerbeinspektors vernichtet werden können. Der Inspektionsbericht für 1893 teilt dazu folgendes mit:

„Zur Zeit, da ein Schneider in Chicago in seinem Schlafzimmer an einem Rock arbeitete und seine Frau in der Küche butterte und einige Röpfe fertiger Butter zum Verkauf vor sich stehen hatte, wurde ein blatternkrankes Kind in einem andern Zimmer der Wohnung gefunden, das in die beiden Räume mündete. Auf Grund der Gewerbegesetzgebung konnte der Rock vernichtet werden, die Butter nahm ihren Weg in den Handel!“

Ein weiteres Mittel zum Schutz des laufenden Publikums, das aber auch der Arbeiterschaft zu Gute kommen würde, weil es eine Einschränkung der Heimarbeit mit sich bringt, ist die Markierung hausindustrieller Produkte von Seiten der

<sup>1)</sup> A. a. O. S. 60.



Behörden, entweder ohne Berücksichtigung der sonstigen Umstände der Herstellung, oder nur auf Grund gesundheitschädlicher oder gesetzwidriger Herstellungsart. Den ersten Weg hat Neu-Seeland, den zweiten New-York und Massachussetts gewählt. Im Gegensatz hierzu fordert ein amerikanischer Fabrikinspektor behördliche Marken zur Empfehlung der Werkstattprodukte. Jedenfalls ist die Markierung, sei sie nun empfehlend oder warnend — nirgends ohne Einfluß auf das kaufende Publikum, auf Kaufleute und Produzenten geblieben, und sie bildet eines der wichtigsten Kampfmittel gegen die Ausbreitung der Heimarbeit.

Viel radikaler als solche Vorschläge ist das früher oft geforderte Verbot der Heimarbeit überhaupt oder für bestimmte Gewerbe, das noch auf dem Züricher Arbeiterschuttkongreß (1897) zu lebhaften Auseinandersetzungen führte. Das generelle Verbot wird heute allgemein als unmöglich bezeichnet; aber auch für einzelne Gewerbe stehen ihm schwerste Bedenken entgegen. „Wir würden uns durch einen solchen Beschluß nur lächerlich machen,“ äußerte sich Liebknecht in Zürich, und Bebel bezeichnete im Reichstag eine solche Forderung als „Härte und Grausamkeit“.

In der That würden durch ein Verbot der Heimarbeit für ein bedeutendes Gewerbe Tausende, die nicht tüchtig oder kräftig genug für die Werkstattarbeit sind, ihre Erwerbsmöglichkeit verlieren. Es bleibt demnach nur übrig, eine weitere Ausdehnung der Heimarbeit zu verhindern oder womöglich ihre allmähliche Einschränkung herbeizuführen. Daß man trotz aller Bedenken, trotz aller Rücksichtnahme auf das Familienleben zu diesen Maßnahmen kommen muß, geht aus den Vorschlägen der besten Kenner deutscher Hausindustrie und deutscher Arbeitsverhältnisse hervor. Man kann nicht die Schäden der Heimarbeit beseitigen, ohne ihren Umfang zu verringern, denn „es sind nicht krankhafte Erscheinungen der Hausindustrie, sondern ihre normalen Funktionen, die der Arbeiterschaft so verderblich sind.“<sup>1)</sup> Alfred Weber fordert denn auch eine Verhinderung des künftigen Zuwachses von Heimarbeitern in der Konfektion, um diese Betriebsform allmählich auf den Aussterbeetat zu setzen.<sup>2)</sup> Nicht ganz so weitgehend — aber in dieselbe Richtung weisend — ist die Forderung des Badischen Gewerbeberats Dr. Woerrishofer, der der Reichskommission für Arbeiterstatistik ein Verbot der Beschäftigung von Heimarbeitern der Konfektionsbranche durch Zwischenmeister empfahl, um eine Konzentration der Arbeiter in Werkstätten zu befördern und eine weitere Ausdehnung der Heimarbeit zu verhindern. Der Zwischenmeister soll nur für die in seinen Räumen beschäftigten Arbeiter Mittelperson sein dürfen; im Übrigen sollen die Heimarbeiter in direktem Verkehr mit dem Unternehmer treten. Leider fand diese Forderung, die in Neu-Seeland seit 1896 Gesetz ist, nicht die Zustimmung der Kommission.

\* \* \*

Alle derartigen Schutzvorschriften, namentlich aber die Umbildung der jetzt geltenden Fabrikgesetze können nur wirksam werden, wenn ihre Durchführung sicher gestellt und eine ausreichende Kontrolle gewährleistet wird. Selbst das größte Heer gutgeschulter Inspektoren würde aber eine gründliche Kontrolle über die in Hunderttausenden von Wohnungen verstreuten Arbeiter kaum ausführen können. Vielfach

<sup>1)</sup> Oda Olberg, in Nr. 51, V. Jahrg. der Zukunft.

<sup>2)</sup> Pal. Soc. Pr. 1898, Nr. 26 u. 27.



wird deshalb die Haftpflicht der Hausbesitzer und der Arbeitgeber für die Einhaltung der Gesetze gefordert. Gegen diese Forderung wendet Lujó Brentano ein: <sup>1)</sup>

„Und wenn man den Eigentümer eines Hauses oder dessen Verwalter gleich dem Drobnik in einer russischen Stadt für das Verhalten der Hausinsassen verantwortlich macht, lassen sich zwar neue Mißstände schaffen, nicht aber die alten beseitigen. . . . Das einzige Mittel um Besserung zu schaffen, ist die Heranziehung der Arbeiter selbst, sowohl zur Durchführung der zu ihrem Schutz erlassenen gesetzlichen Bestimmungen, als auch zur Besserung ihrer Lohnverhältnisse.“

Er schlägt vor, die Heimarbeiter auf Grund von Anmeldeungslisten periodisch zusammenzurufen, sie über ihre Interessen und die zu deren Wahrnehmung nötigen Maßregeln aufzuklären und sie so allmählich zur Organisation zu erziehen.

Nur die Erfüllung dieser Forderung würde für die Heimarbeiter Organisationsmöglichkeiten schaffen, denen ein weitreichender, dauernder Einfluß auf das Lohnverhältnis eigen wäre. Es ist deshalb zu bedauern, daß dieser Vorschlag in Deutschland noch nicht zum Programmpunkt aller Arbeiterfreunde gemacht worden ist.

Nahe verwandt ist dieser Gedanke dem Vorschlag von Prof. Philippovich, der von seiten der Behörden die Festsetzung von Mindestlöhnen fordert; gleichfalls auf Grund der Überzeugung, daß angesichts der Unfähigkeit der Hausindustriellen zur Selbsthilfe der Staat das Lohnverhältnis regeln und dem Unterbieten entgegen arbeiten müsse. <sup>2)</sup> Bisher ist nur in Victoria die Idee der korporativen (zwangsweisen) Organisation und der staatlichen Festsetzung von Mindestlöhnen durchgeführt. Andre von Schwiedland angeführte Mittel zur Besserung dieser Verhältnisse treten dahinter an Bedeutung stark zurück, so der Ausschluß hausindustrieller Erzeugnisse von Konsumvereinen, von Lieferungen an öffentliche Körperschaften und dergl. m.

Die Ausdehnung der Versicherungsgeetze auf die Heimarbeiter ist zu allgemein anerkannt, als daß es noch ihrer Erörterung bedürfte.

Daß nicht von einer dieser Schutzmaßregeln eine Heilung der Schäden der Heimarbeit zu erwarten ist, lehren die vielfachen Versuche, die, von Politikern und Gelehrten vorgezeichnet, von einzelnen Staaten unternommen worden sind. Auch für Deutschland ist von einem ersten Versuch kein voller, uneingeschränkter Erfolg zu erwarten, wenn man auch hier in der Lage ist, die Erfahrungen anderer Länder zu Grunde zu legen. Aber die eigentümlichen Verhältnisse jedes Landes erfordern bei gleichen Krankheitserscheinungen verschiedene Behandlungsweisen, die erst erprobt werden müssen. Das verringert keineswegs die Verpflichtung, endlich den Versuch nach irgend einer Richtung zu unternehmen. „Welche Maßregeln der einzelne Staat beschreiten wird,“ sagt Schwiedland am Schluß seiner Darstellung, „hängt unter anderm von der Bedeutung ab, welche die Industrie, und von dem Einfluß, den die Arbeiterklasse errungen, von der Macht der wirtschaftlichen und sozialen Widerstände, welche der Durchführung der einzelnen Bestimmungen entgegenstehen.“

Diese Widerstände sind in Deutschland nicht gering. Für die Konfektionsindustrie, die am dringendsten des staatlichen Schutzes bedarf, tritt geschlossen eine Unternehmergruppe, die von kapitalkräftigen Persönlichkeiten geführt wird, jeder

<sup>1)</sup> Münchener Allgem. Zeit. Nr. 79 von 1899.

<sup>2)</sup> Vgl. hierüber auch Dr. Wilbrandt in „Die Frau“, Juni 1901, S. 543—545.

Ausbeutungsbeschränkung entgegen. Sie wird kein Mittel unversucht lassen, um eine solche Gesetzgebung zu verhindern; wie sie kein pekuniäres Opfer, keinen Verlust gescheut hat, um als Sieger und uneingeschränkter Gebieter über ihre Arbeiter aus dem 96er Streik hervorzugehen. Was den Konfektionären damals nicht gelang, erreichten sie nach einiger Zeit dadurch, daß viele den Schiedsspruch des Gewerbegerichtes, dem sie sich unterworfen hatten, nicht für bindend erklärten. Die Schriften des Vereins für Sozialpolitik sagen darüber „sie wurden ungeschminkt wortbrüchig.“

Diesmal ziehen sie andere Saiten auf, da solch Vorgehen einem Reichsgesetz gegenüber nicht angängig sein würde. Das Organ der Konfektionäre<sup>1)</sup> ruft deshalb nicht nur alle Unternehmerverbände, sondern auch die Arbeiter selbst auf, in Protestversammlungen, Petitionen u. dergl. gegen die Agitation der Schneider wie auch gegen die dem Reichstag vorliegenden Anträge Heyl, Hise u. (betreffend das Verbot der Mitgabe von Arbeit nach Hause an Werkstattdarbeiterinnen und Ausdehnung der Versicherungsgesetze und der Gewerbeinspektion auf die Heimarbeit) Stellung zu nehmen. „Ganz abgesehen von dem Schlage,“ so schreibt das Blatt, „den die Entziehung der abendlichen Hausarbeit den Arbeiterinnen versetzt und der für viele geradezu vernichtend sein würde, heißt es, die Konfektionsarbeiter unter Polizeiaufsicht stellen. Wie will man denn dieses Verbot anders durchführen, als durch eine geradezu unwürdige und lächerliche Wohnungskontrolle, die einerseits die Arbeiter demütigt, andererseits überhaupt nicht durchzuführen ist. Oder will man dem revidierenden Schutzmann etwa die Schlüssel zu den Wohnungen ausliefern, damit ihnen der Zugang zu diesen jederzeit gesichert ist.“ Die Konfektionäre werden daher aufgefordert, ihre Arbeiter über diese Gefahren aufzuklären. — Es dürfte ihnen freilich schwerlich gelingen, die Arbeiter davon zu überzeugen, daß die als „Polizeiaufsicht“ gekennzeichnete Kontrolle der Gewerbeaufsichtsbeamten, die der Konfektionär seit Jahren hinnehmen muß, gerade für den Heimarbeiter unwürdig und demütigend sein würde. Das Blatt fordert die Konfektionäre schließlich auf, ihre „wohlerworbenen Rechte zu wahren und gegen ein solches, die ganze große Konfektionsbranche in ihren Grundlagen bedrohendes Treiben energisch aufzutreten.“

Mit diesem Widerstand werden sich die Gesetzgeber auseinander setzen müssen; sie werden es um so eher können, als kein Zweifel darüber obwaltet, wo in diesem Kampf der Interessengruppen die öffentliche Meinung hinweist. Ein Gesetz zum Schutz der Heimarbeiter würde nur ein Ausdruck des Volkswillens sein, nur den Anschauungen folgen, die im Streik von 96 Männer und Frauen aller Parteien und Kreise zu Thaten führten.

<sup>1)</sup> Der Konfektionär, Nr. 41 vom 10. XI. 1901.



# Auf dem Wasser.

Aus dem Holländischen

von

W. G. van Nohuyz.

Übersetzt von H. Speyer.

Nachdruck verboten.

Die Thür schlug hinter Hend zu, stärker als er gewollt.

Seine Mutter schreckte dann jedesmal zusammen. In seiner Einbildung sah er ihr mageres Gesicht dabei unter der Lampe noch schärfer und bleicher werden.

Der Wind tobte in dem dunklen Gäßchen um ihn herum, packte ihn beim Genick und blies in die lose um seine Schultern hängenden Ärmel seiner Jacke, die sich wie steife Arme nach vorne streckten. Er knöpfte den obersten Knopf am Halse zu.

Die kahlen Bäume auf dem Stadtwall knarrten unter dem kalten Novemberhimmel. Ein einzelner Stamm ächzte. Hend schritt zwischen dem breiten, alten Wall, einem Stück schützender Wehr an der Uferseite, und der blinden Mauer eines Gemüsegartens daher, den Südwesten über den Ohren, durch das Gäßchen „zum roten Lachs“. Dort sollte er den Kameraden finden, mit dem er zum Fischefang ausfuhr.

Er hätte schon früher hier sein sollen. Vielleicht fiel die Thür deshalb so dröhnend zu, weil seine Mutter gemeint hatte, es wäre noch zu früh. Mutter hatte ihren Ärger an seinem Verkehr mit Geert, das wußte er sehr gut. Sie hielt nichts von Geert. Auch schon weil sie rote Haare hatte; sie traute ihr nicht. Bis vor diesen letzten sechs Wochen hat Hend niemals Streit mit seiner Mutter gehabt. Es fing an damals, als er zum erstenmal zur Kirmeß mit Geert gewesen war.

Seine Mutter hatte von Teufelskünsten gesprochen, nichtachtende, harte Worte gebraucht über das Schenkermädchen, das es immer mit dem Mannsboll hielt. Und da war Hend böse geworden. . . . Er könnte thun, was ihm beliebte! . . . Und seit diesem ersten Streit gab es täglich Verdruß ihremwegen.

Ja, Mutter wollte wohl, daß er nie heiratete, sie hatte ein gutes Leben durch ihn; er gab alles zu Hause ab, bis auf ein kleines Taschengeld. Er hat früher nie daran gedacht, aber Geert hatte es ihm nahe gelegt. Sie fand, daß er recht närrisch wäre, daß seine Mutter kein Recht auf alles hätte, und daß seine Schwestern nur von seinem Geld so aufgedonnert gehen konnten.

Aber Hend wollte nun daran nichts mehr ändern, was Geert nun wieder sehr ärgerte, denn die fand ihn „albern“. Als sein Vater gestorben war, hatte er nur gesehen, für alle den Unterhalt zu verdienen, und war stolz darauf gewesen, daß es ihm so gut glückte mit der Fischelei. Wenn er verheiratet ist, wird natürlich alles anders werden. Dann soll die Mutter bei ihm einwohnen, und die Schwestern müssen dienen gehen.

Wenn er verheiratet ist! . . . . Ein verlangender Schauer rieselte ihm über den Rücken, und festen Schrittes ging er weiter.

Die Schenke ist noch leer.

Meister Donker sitzt im Schurz und Hemdsärmeln gegen die Mauer gelehnt und raucht.

Hend tritt an den Schenktisch, hinter dem Geert beschäftigt ist, nasse Gläser aus der Spülwanne zu fischen, die sie dann auf den zinnernen Schenktisch stellt. Als Hend grüßt, nickt sie, giebt ihm aber erst die Hand, nachdem er seine Rechte ihr eine Weile ausgestreckt hingehalten hat.

„Soll's heut' Abend raus gehen?“ fragt Donker mit einem Blick auf seinen Brotsack und die Krucke, die Hend mit seiner Toppie zusammen auf den Stuhl legt.

„Ja!“

Damit ist das Gespräch beendet. Donker bläst dicke Rauchwolken an die gelbe Decke. Um die Petroleumhängelampe schwebt der Tabakrauch wie Nebel.

Geert sagt nichts und trocknet die Gläser ab.

In der andern Ecke das Herrunterrasseln einer Kette und dann der Schlag einer Uhr.

„Was giebt's doch?“ fragt Hend leise über die Tombant.

„Ach, nichts!“

Die Thür fährt auf. Zwei Schiffer tappeln sich aus dem Dunklen ins Licht und brummen: „'n Abend!“ Der Sand knirscht unter ihren Schuhen. Dann lassen sie sich schwer an einem der Tische an der Wand nieder.

„Zwei Gerstenbier!“

„Bitte,“ klingt es hinter der Tombant.

„Auf 'n Abend angekommen?“ fragt Donker.

„Ja.“

„Im Hafen?“

„Nein, mit dem Schlepper auf dem Strom. Morgen nach Lobith.“

Geert hat zwei Gläser hochschäumend vollgegossen und bringt sie.

„Du siehst gut aus!“ jagte der eine Schiffer, sie zugeduckten Auges ansehend, während er ein Glas von ihrem Brett nimmt. Der andere sieht mit gierigen Blicken nach dem vollen, rothaarigen Mädchen, das ohne zu erröten das begehrliche Stieren der Männeraugen duldet.

Donker raucht still seine Pfeife weiter, aber Hend fühlt auf einmal ein merkwürdiges Kribbeln in den Fingern . . .

Wenn er doch nur nicht so wütend eifersüchtig wäre!

Geert steht schon wieder hinter der Tombant. Sie sieht ihn nicht an. Immer hat sie etwas zu thun, wobei sie sich halb abwendet, während ihre Hände an der anderen Seite bleiben.

Hend fühlt, wie es ihm heiß in die Augen steigt. Was hat sie doch nur? Seit der vorigen Woche ist sie verändert. Donnerstag hatte sie ihn gefragt, ob er des Abends käme; aber er konnte doch nicht; er hatte noch etwas am Neß auszuslickten für den Meister, und seine Mutter sah es auch nicht gern, wenn er jeden freien Abend in dem „roten Lachs“ saß oder mit Geert ausging. Das wußte Geert sehr gut; war sie deshalb vielleicht ärgerlich?

Am nächsten Tage hatte er gehört, daß sie den ganzen Abend über sich mit Dirk über die Tombant unterhalten, und daß er sie dann auch traktiert hätte.

Seitdem Dirk aus dem Dienst, ging Hend mit ihm zum Fischfang. Früher war er immer mit dem alten Peer zusammen herausgegangen, aber der lag nun schon einige Monate steif vor Rheumatismus im Krankenhaus.

Beim Militär war Dirk auch nicht viel besser geworden. Bei der Arbeit war er ganz geschickt, sonst aber ein rechter Aufschneider, und trinken that er auch. Wenn er sein Geld bekam, dauert es nicht lange, bis er's wieder ausgegeben hat. Deshalb waren auch soviel Mädchen hinter ihm her, weil er so „splendid“ war.

Hend ist innerlich wütend, Geert verharret schweigend. Als er etwas zu ihr sagt, giebt sie ihm eine kurze Antwort. Er fängt nun von Sonntag an, ob sie des Abends frei wäre.

„Ich glaube wohl.“

„Ich auch. Dann können wir ausgehen.“

„Das weiß ich noch nicht.“

„Was . . .?“

In dem Augenblick wird die Thür wieder geöffnet, Dirk tritt ein.

Hend sieht ganz deutlich, daß Geert unaufhörlich von der Seite zu Dirk hinüberschielt, der, nachdem er seine Toppie über den Stuhl gelegt hat, mit Donker zu reden anfängt.

Plötzlich dreht er sich um, geht auf den Schenktisch zu, lehnt sich auf der anderen Seite gegen die Tombant und blickt erst Hend und dann Geert lachend an. Er sieht rot aus und ist nicht ganz nüchtern.

„Ihr beide habt wohl da 'ne kleine Liebslei?“

„Es ist nicht so schlimm“, sagt Geert und blickt ihm lachend ins Gesicht.

Das Mürrische ist auf einmal aus ihrem Gesicht gewichen.

Hend fühlt wieder das Kribbeln in seinen Fingern.

Er hat Geert so gerne, wenn sie fröhlich aussieht und ihre Zähne beim Lachen glänzen. Das gilt aber jetzt Dirk, der ihr gerade ins Gesicht sieht und nun, da sie sich umwendet, seine Augen nicht abläßt von ihrem weißen Nacken mit den rötlichen Haarlöchern, und dem es anscheinend schwer fällt, seine Hände von ihr abzulassen. Hend beißt sich auf die Lippen und blickt vor sich nieder auf die Falten seiner hohen Wasserstiefel. Es bebt alles in ihm vor Wut.

Wird sie ihm den Laufpaß geben, — um Dirk? . . . Er hat zu Hause ihrewegen unaufhörlich Skandal gehabt, — das war ihm aber ganz gleichgültig . . . Und nun sollte sie . . . Nein, das wäre ihm ein Grauel! . .

Wieder blickt Dirk sie so an, daß sie vor sich auf die Tombank niedersieht. Hend hatte etwas sagen wollen, aber seine Kehle wird trocken. In seiner Wut tritt er so gleichgültig wie möglich an den Tisch unter die Lampe und nimmt eine Zeitung vor.

Er merkt sehr wohl, daß die beiden vom Buffet zu ihm herüber sehen, aber er starrt unentwegt in die Zeitung.

„Hend, einen Schnaps?“ fragt Dirk lärmend. „Einen Anis, Geert?“

„Nein, — ich danke schön,“ sagt Geert hastig, erst scheu zu Hend hinüberschielend und dann zu ihrem Vater, der mit den Schiffern im Gespräch ist.

Hend will erst kurzweg abschlagen. Aber als er sieht, wie die beiden unaufhörlich zu ihm herüberblicken, schwankt er. Er weiß selbst nicht, was ihn jetzt treibt, aber nachdem er einmal trocken geschluckt hat, sagt er:

„Ja, das ist gut.“

Geert schenkt ein, offenbar verwundert; die beiden Männer stoßen an. Hend's Hand zittert, als er das Glas niederseht.

„So, nun bin ich dran. Noch zwei.“

Etwas Mutiges, etwas Herausforderndes kommt über ihn.

„Was ist mit Dir los?“ fragt Dirk, als Hend mit einem Schluck leer trinkt.

Hend ist wohl noch bleicher geworden, geht nach dem Stuhl, auf dem seine Jacke liegt und macht sich bereit zum Gehen. Mit einem Blick auf die Uhr:

„Es wird Zeit für uns!“

Er stapft zuerst zur Thür hinaus, ohne sich nach Geert umzusehen.

Ein heller Lichtfleck auf der alten Dachwand, als der Lampenschein durch den Thürspalt darauf fällt.

Die beiden Männer gehen ohne ein Wort zu sprechen nebeneinander den Steg entlang. Sie ziehen die Südwestter tiefer in die Stirn, als sie den Anstieg hinaufgehen und auf dem Wall dahintappen. Das Wetter ist düster und drohend. Wie ein unruhiges Tier flackert die Gasflamme in ihren Glasscheiben hin und her.

Sie gehen zuerst in das Haus des Meisters am Außentwall, des Meisters, in dessen Dienst sie für die Hälfte des Ertrages fischen.

Dirk drückt eine breite Thüre neben dem Haus mit den Schultern auf, Hend folgt ihm, und wenige Augenblicke darauf kehren sie zurück, jeder eine brennende Laterne in der Hand. Damit laufen sie nun über das Land vor dem Deich zwischen den Stadtgrachten und dem Außendeich, Dirk sagt hin und wieder etwas, Hend schweigt fortdauernd.

Der Boden ist lehmig vom Regen, und die breiten Sohlen der Burschen machen bei dem Herausziehen aus dem flebrigen Schlamm ein laugendes Geräusch.

Dann schreiten sie mit quergesehten Füßen vorsichtig nacheinander einen schlüpfrigen Pfad auf den Außendeich heraus und treten in das Boot, das an der Innenseite der Pfähle angeleitet liegt.

Hend tappt zuerst hinein. Dirk macht das eiserne Schloß los aus den Fugen der Deichsteine und giebt dem Schiff beim Einsteigen einen Stoß, während er die Kette lautrasselnd niederfallen läßt.

Beim Übersteigen strauchelt er und fängt an zu lachen.

„Die beiden letzten sind mir in die Beine gegangen, Hend.“

Ein großer Teil des Schiffes ist angefüllt mit einer dunklen Masse Retswerk, und die



flachen Steine, die es an der einen Seite zum Sinken bringen müssen, leben in dem Laternenlichtchen auf, wie rote Blumen aus dunkler Erde.

Hend nimmt ein Ruder und setzt sich auf die Ruderbank.

Dirk stößt mit dem andern Ruder das Schiff ab, setzt sich neben ihn, und bald teilen die beiden geübten, aneinander gewöhnten Ruderer das Wasser mit regelmäßigen Schlägen. Das Boot schießt schnell über das seichte Wasser immer am Kanal, aber sobald es da heraus ist, packt es der volle Strom und drängt es mit Gewalt seitwärts. Hend rudert stärker, das Boot geht mit der Spitze gegen die Strömung an, schnellst in die Höhe, schwenkt über das seichte Wasser wieder landwärts und gleitet unter regelmäßigen Ruderschlägen an dem dunklen Rand des Außendeiches entlang.

Überall Finsternis, — schwarzes Wasser, schwarze Luft.

Einige Lichter, wie mühsam starrende Augen, spähen von dem Platz, an dem der Dampfer mit den Schleppschiffen liegen muß; alles unsichtbar, wie von der Dunkelheit verschluckt.

Die Ruderer fühlen das Wasser unter dem Boot leben, hören das Gludsen und Klatschen, sehen es aber fast nicht. Das Schwingen, Eintauchen und Auslegen der Ruder ist wie ein Spiel von Irlichtern, die verlöschend und wieder ausleuchtend schweben und nach längerer oder kürzerer Pause wieder verschwinden.

Dirk fängt wieder an zu schwagen.

Der Wind trägt seine Worte fort.

Eben treffen sie Hend's Ohr, der nur hin und wieder mit einem Kehllaut antwortet.

Dirk erzählt aus seiner Garnison. Immer, wenn er etwas getrunken hat, fängt er davon an.

Ein Jahr lang hat er in dem Bofsch gelegen. Das war eine lustige Zeit.

Ein Paar Monate lang hätte er Verkehr gehabt mit einem Mädchen. Aber sie wurde ihm bald langweilig.

Dann war er eines Sonntags Abends in Bucht in einer Schenke zum Regeln. Da stand ein Mädchen am Buffet — das ging ganz anders! . . . Gleich war sie mit ihm einig gewesen, eigentlich sofort, vom ersten Tage an — und schließlich hat es doch nicht länger gedauert als sechs Wochen. . . Dann noch

eine, die Tochter eines Wäders, beim Kommandanten schrägüber. Er hatte sie zuerst gesehen, als er auf Wache stand. Die wollte zuerst nicht . . . aber das wäre dann ja auch die erste gewesen, wenn er wollte . . . nach etwa drei Wochen gab sie nach. . . . Aber dann war das Vergnügen daran auch wieder vorbei.

„Wenn man so das Verlangen nach einer hat, ist das eigentlich viel amüsanter, als wenn man sie selbst hat. Sag nun mal selbst.“

Aber Hend antwortet darauf nicht.

Wenn er all die Rederei von Dirk für Unsinn halten könnte, würde er sich nicht viel darum kümmern. Aber er weiß, daß es sich so verhält, — daß sie allemal im Umdrehen gleich wie toll, nach ihm sind, so toll, wie er es sehr gut fühlt, daß Geert noch nie nach ihm gewesen ist.

Er denkt unaufhörlich an Geert, an ihr Lachen und die Augen, mit denen sie Dirk angesehen hat. Wenn er es mit ihr probierte! . . .

Und Dirk prahlt mit der Großthueri eines halb Betrunknen immer wieder über denselben Gegenstand. Es ist, als ob er nicht davon aufhören kann, und als ob das anhaltende Schweigen seines Kameraden ihn nur noch gesprächiger und prahlerischer macht. In einem Gefühl von Überlegenheit fängt er an, ihm Ratschläge zu geben — Kasernenweisheit — hin und wieder dazwischen eine Signal-Melodie trillernd.

„Nur nicht lange einem Mädchen nachlaufen — nein! Zuerst ein bißchen pouffieren und dann mit einem Mal gleichgiltig thun, als ob man einer anderen nachstellt, aber so, daß sie es merkt. . . . Probier es nur mal — sie schlagen um, wie ein Blatt am Baum. Glaubst's?“ . . . Er und Hend sind ja gute Freunde, und darum will er es nicht thun, aber sonst sollte er mal sehen. . . .

„Schweig nun mal,“ sagt Hend, „wir sind an der Brücke.“

Der Außendeich, hinter dem in der Ferne einzelne Stadtlichter aufstauen, ist wie eine plumpe Scholle an ihnen vorbei geglitten, und hinter ihnen hebt sich nun die Eisenbahnbrücke wie eine hohe Dunkelheit vom Firmament breit ab.

„Ich werde ausgeworfen,“ sagt Dirk, indem er aufstehend HEND ein Ruder in die Hand drückt.

Jetzt fangen sie an zu treiben.

Stärker ist das Brausen des Stroms längs den Pfeilern, und das Boot wird mit dem Bug schräg nach innen gehalten, um sich nicht zu weit abtreiben zu lassen. Während HEND rudert, fängt Dirk an, das Netz mit den großen Steinen über Bord zu werfen. Ein dumpfes Aufschlagen der Steine gegen das Holz, ein Reiben der Rorkstücke, ein Scheuern des Netzwerkes, ein Plumpsen, Platschen und Aufspritzen des Wassers, das in großen Tropfen den Fischern ins Gesicht spritzt. Es kommt mehr und mehr Abstand zwischen den Rahn und die nun einsam treibende Tonne, sichtbar in dem Lichtkreis gelben Laternen-scheins mitten in einem wütend dahintreibenden Strom.

Einige Augenblicke schweigt Dirk.

Der Wind tobt von Zeit zu Zeit in heller Wut, und dann fängt die Brücke da oben in der schwarzen Dunkelheit an zu ächzen und zu stöhnen, als wäre sie ein Tier, das in seiner ganzen Länge an den Pfeilern festgebunden über dem Strom liegt. HEND lauscht dort hin, — noch nie hat es ihn so seltsam berührt, das Seufzen . . . so schrecklich . . .

Dann wieder die verliebt auflachende Stimme Dirks.

HEND wird ungeduldig über das Gewäsch, und unwillkürlich umfaßt er die Ruder fester.

Verdammter Prahler! Er sieht ihn gegen das Licht der treibenden Laternen, in dem gelben Streifen über dem bewegten Wasser beschäftigt mit dem Netz, zuweilen gebückt, dann wieder aufrecht; oft patst es neben dem Boot ins Wasser, und die Tropfen spritzen über den Rahn und ihm ins Gesicht.

Die Stimme hebt und senkt sich mit der Bewegung.

„Ich glaube nicht, daß du verstehst damit umzugehen. . . . Willst du es wohl glauben — wenn ich nun wollte . . . die Geert ist ein hübsches Mädchen.“ —

HEND fährt mit einem Ruck in die Ruder, daß das Boot wie ein jählings gepeitschtes Tier davon schnellst.

Dirk, der sich gerade bückt, flucht und hält sich an der Bank fest.

„He, du willst mich wohl herausschmeißen?“ sagt er gleich darauf wieder gemüthlich, einen Armvoll Netzwerk emporziehend.

HEND weiß nicht, was ihn beseelt, — ob es die zwei Schnäpfe sind, die sein Gesicht so zum Glühen bringen — ob es ist, daß Dirk ihm im Wege ist — oder daß die Brücke so gräßlich knarrt. . . .

„Du bist doch nicht neidisch, hoff' ich? . . . Es ist ja doch nur Scherz. Ich will sie ja nicht! Aber sonst. . . . Sieh mal, vorletzten Donnerstags, als du nicht gekommen warst, da war sie sehr böse mit dir und da . . . .“

„Schwätz doch nicht so,“ rief HEND drohend.

„Das ist kein Geschwätz,“ erklärt Dirk mit unverstörbarer Selbstgenügsamkeit, indem er sich vorbeugt — „aber da mußt du aufpassen. — Das findet man bald sehr albern von einem jungen Menschen, daß er bei seiner Mutter zu Hause bleibt, anstatt zu seinem Schatz zu kommen . . . . Und aus Aerger darüber würde sie . . . . das kannst du wohl begreifen . . . . Noch ist nichts geschehen, ich habe nur über die Tombank mit ihr gesprochen, aber wenn ich mit ihr draußen gewesen wäre“ . .

Ein Ruck der Ruder, so heftig, daß sie laut aufschlugen gegen die Eisenhaken . . . . ein Aufstoßen des Bootes . . . ein Fluch . . . ein Angstschrei . . . ein heftiges Schaukeln . . . ein Aufschlagen mit Schieben und Reiben von über Bord gleitenden Netzen — alles in einem Augenblick.

Dann schwannt die Laterne auf der Tonne unruhig hin und her.

Dirk ist verschwunden. . . .

Noch bleibt HEND sitzen wie stumpfsinnig, erstarrt, dann kommt er schnell zur Besinnung und wirft sich auf das Netz. Das Boot senkt sich nach der einen Seite, und mit aller Kraft greift HEND in die Maschen.

Noch eben fühlt er ein Ziehen am Netz wie ein Zappeln . . . .

„Dirk . . . halt fest! . . . halt fest! . . .“

Sein Kopf dröhnt, als sollte er bersten, und er zittert am ganzen Körper.

Wild fängt er an das Netz einzuziehen. Wie Haken krallen sich seine Finger in die Maschen.

Aber das Bappeln wiederholt sich nicht — er fühlt nichts mehr!

Er sieht sich um und horcht. . . . Er hört nichts wie das Brausen des Wassers und das Klauschen des Windes. Die Laterne auf der Tonne treibt ruhig stromabwärts, ebenso das Boot selbst, sich ganz der Willkür des Stroms überlassend.

Wieder fängt er an einzuziehen, schneller, schneller, noch einmal ruft er laut, es klingt wie ein Nottschrei: „Dirk! Dirk! ach Gott! ach Gott!“ Und dann wieder starrt er hilflos über das schwarze Wasser.

Sollte Dirk sich nicht haben festhalten können an dem Netz.

„Hilfe!“ —

Er hört es deutlich, ein leises Rufen in beträchtlicher Entfernung.

Aber von wo? Er kann nicht hören, woher es kommt. Ringsum pfeift der Wind, er hört nichts mehr.

Anfangs wagt er nicht zurückzurufen, aus Furcht den anderen nicht zu hören, wenn er noch einmal ruft.

Beinahe über die Ruderbank fallend, eilt er an die Spitze des Bootes, knüpft die Laterne los von der Leine unter dem Bugspriet und hält sie über seinen Kopf.

Doch in dem Lichtkreis, der sich um ihn bildet, erspäht er nichts als unruhig fließendes Wasser.

„Dirk!“

Er wagt jetzt wieder zu rufen — er kann es nicht lassen — laut, wiederholt — nach allen Seiten.

Das undurchdringliche Dunkel umgibt ihn wie eine Gefängnismauer, und die Angst wird jetzt plötzlich verzehrend groß in ihm, so daß er stöhnt und ihm die Zähne aufeinander schlagen.

„Jetzt ertrinkt er, und ich kann nichts daran thun, jetzt ertrinkt er . . .“

Er wird ihn suchen, er muß ihn suchen, er muß ihn finden.

Die Laterne, die in seiner Hand zittert, stellt er an den Boden, und heftig beginnt er das Netz über Bord zu werfen mit lautem Plumpfen, wildem Aufschlagen von Steinen, alles, alles, . . . das Boot muß frei sein.

Dann stürzt er sich auf die Ruder und rudert erst mit dem Strom, der ihm hilft —

dann eine ganze Strecke quer, während das wilde Hantieren mit den Rudern das Wasser über ihn spritzen läßt wie einen Regenschauer, dann gegen den Strom, der ihn zurückhält, der den Rudern ihre Kraft nimmt und ihn vor entsetzlicher Anstrengung leuchten läßt. Nur einen Augenblick gönnt er sich, um die Laterne hochzuhalten, um zu sehen und zu lauschen, dann rudert er wieder weiter, indem er seinen Armen Gewalt antut, wie ein Besessener, immer ängstlicher, immer gehefter, wissend, daß es jede Sekunde zu spät sein kann.

Und überall, wohin er kommt, steht das Dunkel um ihn, wie die Mauer einer Zelle.

Da . . . da sieht er etwas . . . etwas sich bewegen . . . Ja — ja — Gott sei Dank!

Dirk . . . ich komme!

Er streckt die Beine noch strammer aus, hebt sich hoch von der Ruderbank, um sich mit ganzer Schwere an die Ruder zu legen, die er unter seiner verzweifelten Anstrengung sich biegen fühlt.

Er sieht sich um — ja — er kommt gerade darauf zu.

Aber als der Laternenschein weit genug reicht, sieht er eine Boje, eine halbweiß gemalte Leuchttonne, die in dem Schwanken des Stromes auf und nieder tanzt.

Schnell wendet er und rudert weiter fort, — stromab — stromauf — links — rechts und fühlt dabei, daß ihm die heißen Tropfen von der Stirn auf die Hände rieseln. „Ach Gott, ach Gott!“ Er weiß schon im voraus, daß all' seine Mühe umsonst ist — daß er Dirk nicht mehr lebend finden wird — und doch rudert er weiter und weiter und kann nicht aufhören . . . . .

Wie ein Raubvogel, der von Zeit zu Zeit wild auffährt, bei dem starräugigen Suchen nach seiner Beute, schwebt das kleine Licht in ohnmächtigem Hin und Her über dem nachtschwarzen Fluß.

Immer unregelmäßiger wird das Aufschlagen der Ruder.

Und bei jedem Windstoß klagt und stöhnt da in der Höhe das große, dunkle Tier, das in voller Länge wie gebunden da liegt über dem Strom. — — —

Im ersten Morgengrauen ein langsames Laufen von suchenden Männern an der

Flußseite, grobe Stimmen in der Morgenstille.

Die an dem Schleppnetz hängende kleine Tonne ist von andern Fischern eingebracht; es muß ein Unglück geschehen sein.

Lange brauchen sie nicht zu suchen. In einer Bucht des Außendeiches liegt das Boot am Ufer mit aushängenden Rudern. Hend sitzt auf der Ruderbank zusammengesunken und stiert sie blödsinnig an.

Zuerst ist es, als hörte er nicht, was sie ihm zurufen, und als er endlich aufsteht, an den Wall klappt und neben ihnen steht und sie ihn nach Dirk fragen, und was denn doch passiert sei, fängt er zaudernd und stotternd an von dem Unglück zu erzählen. Er schrickt zusammen, als er den Polizisten sieht, der jetzt herantritt, und während sie alle langsam über das schlammige Außendeichgras und den Deich zur Stadt zurückkehren, wird er nach allen Einzelheiten ausgefragt. Hin und wieder stehen sie still; dann muß er sich umbrehen nach dem Wasser und zeigen.

Der Nebelschleier steigt langsam vom Wasser auf, die dunkle Masse der Schleppboote und die tiefer liegenden Schiffe kommen nach und nach darunter zum Vorschein, und die Uferseite wird sichtbar wie ein brauner Streifen. Die Laternenlichter sind eines nach dem anderen ausgelöscht. Glockengeläut klingt hell herüber vom Schiff, Glockengeläut erklingt, den Fluß wachrufend, das Geklirr von Ankerwinden folgt und das Rasseln der Ketten. Hend weist unsicher mit dem Finger, er weiß es selbst nicht mehr genau, während die Augen der anderen seinen Bewegungen folgen, oder ihn fragend ansehen. Wann es geschehen war? Er wußte es zuerst nicht — ja doch, noch ehe sie zu treiben angefangen hatten. So lange also schon? Er begreift selbst nicht, wie das möglich ist. . . . Er begreift überhaupt gar nichts mehr. Er will nach Hause, — will schlafen.

Sie bringen ihn heim und sprechen mit ihren großen Stimmen so laut, in dem engen Gäßchen, daß das bleiche Gesicht von Hend's Mutter mit weit aufgerissenen, erstaunten Augen am Fenster sichtbar wird. Sobald er im Hause ist, steigen die Männer wieder die Stadtwälle hinauf; sie gehen an den Häfen, um Dirk zu

suchen. . . . Und in dem unter einem fahlen Novemberhimmel erwachenden Städtchen weiß bald ein jeder, daß in dieser Nacht ein Fischer ertrunken ist, und die Mädchen auf den Treppen stehen lange mit dem Besen in der Hand, um mit einander über Dirks Unglück zu sprechen, — 's ist jammerschade, solch ein hübscher Bursche!

Hend lief in den ersten Tagen umher, ohne mehr zu sprechen als durchaus notwendig war.

Er konnte sich selbst nicht genügend klar werden über das Ereignis, und zuweilen, wenn er nachts plötzlich munter wurde, überfiel ihn ein tödlicher Schreck. Dann drängt sich ihm der Gedanke auf, daß er schuld an dem Unglück sei. Er wehrt sich dagegen. Ja — aber er hatte ihn noch mehr zum Trinken animiert. Allerdings, aber nicht um ihn ins Unglück zu stoßen. Warum hatte er denn so arg die Ruder angezogen? — Und sogar zweimal? . . . . Er wußte, daß Dirk nicht fest auf seinen Beinen stand. . . . Das wußte er, hatte aber nicht daran gedacht, er hatte es aus Ärger gethan, einzig und allein aus Ärger!

So quälte und marterte er sich selbst, indem er sich anlagte und dann wieder freisprach; so lag er und grübelte und überlegte, während er sich stundenlang in seinem Bett herumwarf.

Da war noch etwas. Seine Mutter hatte ihn so seltsam angesehen, als er an dem Mittag wieder herunterkam, gerade, als ob sie ihn etwas fragen wollte. Endlich sagte sie, als sie allein waren: „War Dirk auch gestern Abend im roten Lachs?“ „Ja.“ „Hat er auch mit Geert gesprochen?“ „Ja.“

Dann drehte sie sich um und legte etwas in die Truhe, und Hend sah wie sie ihren Kopf schüttelte und hörte sie deutlich sagen: „Die Dirne!“ Konnte seine Mutter denken, daß er Geerts wegen? . . .

Er schüttelte diese Vermutung von sich ab. Er weiß ja, daß er unschuldig ist. . . .

Weiß er das genau? . . . Ja . . . ganz genau — ganz genau! Wenn Dirk es bezeugen könnte, müßte er es selbst sagen. . . . War er so überzeugt davon? Würde Dirk nicht sagen, daß das Anziehen der Ruder schuld war?

. . . . Warum hatte er davon dem Polizist denn nichts gesagt, und auch später dem



Kommissar nicht, als der ihn hatte rufen lassen . . . . Wohl hatte er erzählt, daß Dirk mehr getrunken hatte, als ihm gut war — aber das hatte er nicht gesagt . . . . Warum nicht?

Wenn Dirk sprechen könnte! . . . .

Wäre der Gedanke nur nicht in ihm aufgehten! . . . Jetzt wird er ihn nicht wieder los.

Wenn Dirk sprechen könnte! . . . .

Das macht ihm Angst, oft erschrickt er plötzlich, als würde er ihn beim Umbiegen um eine Ecke vor sich sehen, und dann blickt er scheu zur Seite . . .

Denn . . . . Dirk war nicht gefunden.

Man hatte ein paar Tage lang anhaltend nach ihm gefischt, die ganze Breite des Flusses, von der Eisenbahnbrücke bis zur Bucht. — Dirks Vater hatte eine Belohnung ausgesetzt: — aber er war nicht zu finden. Hätten sie ihn nur gefunden — das würde Hend Ruhe gegeben haben, so dachte er. Es war jetzt viel schrecklicher; es lag etwas Beunruhigendes in dem Verschwinden — etwas das ihn erschauern machte — wenn er sich in Gedanken wieder in jenem Boot sah, ringsum dunkle Nacht; und es war ihm, als fühlte er noch den letzten Griff ins Netz, als hörte er noch den letzten Hilferuf.

Und dann des Nachts — besonders des Nachts . . . . Dann konnte er nicht mehr schlafen . . . .

Die Nächte waren heller geworden durch den wachsenden Mond, und aus seinem Bett sah er das Dachfensterchen, und dorthin wagte er garnicht mehr den Blick zu wenden, aus Angst, er könnte dort plötzlich Dirks Gesicht davor sehen . . . . Dann schlagen seine Zähne wieder aufeinander, und zitternd kehrt er sich der Wand zu.

Ein paarmal war er im „Roten Lachs“ gewesen, Veert hatte ihn nicht allzu freundlich empfangen. Sie hatte ihn nicht nach dem Unglück gefragt und war fortgegangen, als ihr Vater davon anfang.

Ein anderer hatte sich beim Meister gemeldet, um mit Hend zu fischen. Hend war einverstanden und hatte mit Mart einen Abend verabredet. Aber gegen Mittag hat es ihm so schwer aufgelegt, daß er die Verabredung nicht einhielt. Er hatte gesagt, daß er krank

sei. Wie fremd hatte ihn seine Mutter darauf nur wieder angesehen!

So ist nun eine Woche seit der Unglücksnacht vergangen, und endlich mußte es doch wieder sein.

Die dunklen Tage mit Nebel, Sturm, Regenschauern und schwer zusammengeballten, großen Wollen sind vorüber. Der Wind weht von Nordosten über den Fluß auf das Städtchen zu und hat den ersten Frost mitgebracht, der die faulen Kastanienblätter am Deichabhang steif werden und auf den Straßen unter den Füßen knistern läßt.

Von der hohen Turmuhr tönen acht Schläge über dem Städtchen.

Hend stapft mit seinem neuen Kameraden den Deich entlang.

Um sie herum Mondlicht, in dessen Schein das gegenüberliegende Ufer wie eine unbestimmte Erhöhung am nebartigen Horizont emporsteigt, die Brücke ihren durchscheinenden Körper in ganzer Länge zeigt, der glatte Fluß aufleuchtet, silbergrau, gefleckt mit dem Schwarz eines einzigen, auf dem Strom austauchenden Schiffes.

Hend wird ruhiger jetzt, da alles so ganz anders aussieht.

Es ist kalt. Auf dem Deich ist der vielbetretene Schlamm zu harten, scharfen Beulen gefroren. Ein langer Lichtstreif glänzt auf dem Eise, auf der Gracht, in wallende Schattentümpel gehüllt, stehen die Bäume jenseits der Gracht, hoch und still in der klaren Frostluft. Die Fischer steigen herab. Das Gras auf dem Außendeich knirscht und knistert unter ihren Schritten, und als Mart die Kette losgemacht hat und sie beim Abstoßen vorne in das Boot wirft, hört man zwischen dem Rauseln des Metalls ein Geräusch wie das Klirren brechender Kristalle.

„Es wird bald aus sein mit dem Treiben,“ meint Mart.

Sie rudern stromaufwärts, an dem Saume des eingedeichten Landes entlang, und die Ruder werden zu blinkenden Schwertern, mutwillig den leuchtenden, lebendigen Körper des Flusses treffend, dessen Wunden sich sogleich wieder schließen.

Einsam leuchtet auf der Tonne eine Laterne mit mattem Schein, und während das Boot



sich von ihr entfernt, wirft Hend das Netz über Bord. Er ist ganz Herr über sich geworden, und es ist, als empfinde er nun auf einmal das Bedürfnis zu sprechen. Es ist so heil ringsum. Und Mart sitzt so ruhig da und hantiert die Ruder.

Man hört nur den regelmäßigen Ruder-schlag und das Aufklatschen des Netzes, sonst ist alles still.

Jetzt fängt er an, über Dirk zu sprechen; er thut es mit harter Stimme, wie um sich selbst zu überzeugen, daß er sich nicht mehr fürchtet. Hier an dieser Stelle war Dirk plötzlich über Bord geschlagen.

„Ich würde mich nun nicht mehr damit quälen,“ sagt Mart.

„Das thue ich auch garnicht, fällt mir garnicht ein! Ich sage nur, wie ist es möglich, und dann so in einem Augenblick weg!“

„Ja — 's ist ein Wunder. — Aber es war seine eigene Schuld — und was geschehen ist, ist geschehen.“

Das Netz ist ausgeworfen. Einen breiten Streifen des Wassers, zwischen Tonne und Boot mit einer getupften Leine von Rorken überspannt, hie und da noch unsichtbar in dem Schatten der hohen Brückenbogen. Die Ruder werden eingezogen, Hend hat sich auf die andere Bank gesetzt, Mart gegenüber, der sich eine Pfeife anzündet, und so lassen sie sich nun stromabwärts treiben, an der einen Seite Tausende von Mondlichtfunken, die sich spielend zu einem breiten, weiten Glanz vereinen, an der andern bewegliches, bleifarbenes Grau bis an das andere Ufer.

Hend kann es nicht lassen, unaufhörlich auf das Wasser zu starren. Mart ist eben aufgestanden, um die Arme mehrmals heftig aneinander zu schlagen. Seine Hände sind eiskalt geworden beim Rudern.

„Es ist hundekalt! — sieh nur den Mond, das bleibt noch lange so!“

In voller Klarheit ging er auf, gerade über dem Turm des Städtchens, das wie ein breiter Schatten schwer auf dem Ufer liegt, mit Lichtfunken auf der unregelmäßigen Oberfläche.

Als Mart sich wieder niedersetzt, trifft ihn plötzlich ein ängstlicher Blick von Hend.

„Was ist dir?“

Hend antwortet nicht und blickt starr auf das Wasser neben dem Boot.

Er hat etwas gesehen — er weiß nicht was — etwas Fremdes . . . . eine Bewegung im Wasser . . . . als ob etwas in die Höhe käme — aber nun ist alles wieder glatt.

Beide schweigen, Mart schmaucht an seiner Pfeife. An beiden Wehrseiten treiben die Ufer langsam vorüber; der breite Lichtstreifen des Mondes folgt dem Boot beständig.

Nun schrickt Hend schauernd zusammen. Wieder hat er es gesehen — deutlich — einen Strudel im Wasser — etwas, das in die Höhe kommt, und unwillkürlich streckt er abwehrend die Arme aus, während seine weitgeöffneten Augen darauf hinstarren. Aber als Mart sich halb umgewendet hat, ist alles wieder glatt.

„Was hast du gesehen?“

„Es war, als ob sich etwas bewegte“ — seine Stimme stockte — „als ob . . . . etwas nach oben käme . . . . da . . . .“

Mart sieht ihn prüfend an, thut einen langen Zug aus seiner Pfeife und schüttelt den Kopf.

„Junge, Junge — bei dir ist was nicht richtig.“

„Da — da — wieder!“ ruft Hend plötzlich mit heiserer Stimme.

„Wahrhaftig!“

Nun sieht Mart es auch. Eine Ruderlänge vom Boot entfernt ein rasches Auftauchen — eine Bewegung im Fluß — dann alles wieder eben. Schnell erfaßt er ein Ruder, beugt sich über und tastet. Er erfaßt etwas Hartes, das sogleich wieder zurückweicht.

„Da haben wir's, — wir treiben zum letzten Mal — 's ist Grundeis. . . Da brauchst du wahrhaftig nicht davor zu erschrecken. — Dachtst du, daß Dirk mit dem Kopf nach oben kommt?“

Und er lacht, haucht sich in die Hände und schlägt die Arme wieder heftig übereinander, bevor er sich niedersetzt.

Hend versucht auch zu lachen. Er ermannet sich — findet es dumm, daß er daran nicht gedacht hätte. Natürlich — es ist Grundeis! 's Wasser ist arg gefallen in den letzten Tagen und 's wird wohl keine vierundzwanzig Stunden mehr dauern, dann ist der Fluß ganz mit Eis bedeckt.

Und doch kann er es nicht lassen, wieder und wieder zur Seite zu spähen. Es ist nichts mehr zu sehen.

Langsam treiben sie weiter stromab. Das Städtchen ist zurückgewichen, die Brücke ein durchscheinend Flechtwerk gegen den östlichen Horizont. Ein Zug saust darüber hin, ein kleines, geheftetes Tier, das sich mit wildem Schrei in das Land stürzt.

Dann wird alles still. Der Fluß ist glatt und eben, nur bei dem leichten Herüberstreichen des Ostwindes schauert er hie und da zusammen.

„Es wird nun bald Zeit werden“, sagt Mart.

Hend hört nicht auf ihn. Zähes Entsetzen verzerrt plötzlich seine Züge. Er stürzt nach dem Fluß. . . . . Heftige Bewegung im Wasser durch eine Eisscholle, die gleichsam mit Gewalt nach oben getrieben ward. . . . . Sein Herz schlägt ihm bis in den Hals, — da sieht er es vor sich — ganz deutlich — ein Gesicht. . . . .

Mart sieht es auch. — Im schimmernden Mondlicht auftauchend ein bleiches, aufgeschwollenes Gesicht mit langem schlichten Haar. . . . . Ueber dem Wasser. . . . . Einige Augenblicke nur — dann ist es fortgetrieben, von dem Rand der Scholle fort. . . . .

Ein Stöhnen wie von einem Tier — und bevor Mart noch weiß, wie ihm geschehen ist, springt Hend auf der anderen Seite über Bord.

Aber rasch beugt Mart sich über das Boot, faßt ihn noch bei der Jacke und zieht ihn heraus. Er stößt einen Fluch aus, zwingt ihn sich festzuhalten und hebt ihn dann wieder ins Boot.

„Verflucht, — willst Du denn hier noch verkaufen, wo ich dabei bin? Wegen der Leiche! Das wäre mir was! . . . . . Ne, wahrhaftig nicht! Hier auf die Bank und nun gerubert, was Zeug und Leder hält. . . . ! Sonst erfrierst Du!“

Und er stößt den trankenden Hend, dem das Wasser von allen Seiten niederrieselt, auf die Ruderbank und drückt ihm die Ruder in Häufte.

„Los nu!“

Aber Hend sinkt zurück von der Bank mit wachsbleichem Gesicht und geschlossenen Augen.

Wie Mart das alles gemacht hat, weiß er später selbst nicht.

Hend mußte er so legen, daß er ihm nicht im Weg war, und ihm seinen Mantel überdecken, damit er nicht erfriere. Dann auf die Tonne los gerubert, — er wollte das Netz doch nicht im Stich lassen, und beim Einholen hatte er, außer einigen Stücken Eis, noch einen Lachs in den Maschen, der ihm tüchtig zu schaffen machte. Dann das Boot längs dem Ufer noch ein Ende gegen den Strom heraufgetrieben. Endlich hat er dort einen Helfer gefunden, — den Fährknecht.

Zusammen haben sie Hend aus dem Boot geschleppt, ihn dann gezwungen, zu laufen, während sie beide ihn untersuchten. Erst am Fährhaus ihm Rognat gegeben, er konnte fast nicht schlucken vor Zähnellappern. . . . Dann weiter zu seiner Mutter. . . . Sie haben ihn nach Hause bekommen, aber sie waren beide arg mitgenommen, so zitterte er am ganzen Körper, so entsetzlich sah er aus.

Als Mart am folgenden Tage zu ihm ging, um zu hören, wie es mit ihm stand — nicht um zu fischen, denn der Fluß war voll Treibeis, sondern aus Freundschaft — erzählte ihm Hend's Schwester, daß der Doktor nicht viel Aussicht machte und Angst hätte vor einem bösen Fieber im Kopf.

Und als Mart am Tage darauf um die achte Stunde sein Gesicht gegen die kleinen Scheiben drückte und nach innen spähte, sah er, daß die alte Frau mit dem langen, hageren Gesicht, noch bleicher als sonst, so bedenklich den Kopf schüttelte, ohne eine Wort zu sprechen — und da wußte er genug.



## Aufzeichnungen einer sizilianischen Dorfschullehrerin.

Nach dem Manuscript überseht

von

Martha Reif-Busse.

Nachdruck verboten.

In den Nebroden, dem rauhen Bergzug, der den Norden Siziliens durchzieht, liegt gegenüber dem Atna auf wilder Höhe ein einsames, kleines Dorf, dessen Bewohner den Winter über und bis in den März hinein durch tiefen Schnee, unaufhörliche Regengüsse und eisige Stürme, die das Bergauf- und Bergabsteigen unmöglich machen, von jeglichem Verkehr abgeschnitten sind.

Herrlich ist aber dort oben der Sommer mit seiner frischen Alpenluft, dem klaren Himmel und den sizilianischen Sonnenstrahlen, die alles in blendende Helle tauchen. Das Dörfchen, aus einem Haufen grauer Steinhütten bestehend, liegt eng zusammengedrängt auf der Höhe des Passes, der von der alten Stadt Randazzo hinüber nach Novara führt. Auf einer Bergwanderung war ich dort vorübergekommen und kehrte zu längerem Aufenthalt dahin zurück, mit Büchern und Arbeit für den Sommer versehen. Im „Palazzo“ fand ich Wohnung.

Der Palazzo, das ist das halbverfallene, zweistöckige Haus einer alten Adelsfamilie, die ehemals dort oben ansässig gewesen war und zur Zeit der Bourbonen das Dorf und seine Umgebung mit grausamer Herrschaft gedrückt hatte. Der Einzug der Piemontesen hatte dieser ein Ende gemacht. Der Gutsherr war schmählich gestochen, und eine wohlhabende Bauernfamilie hat jetzt den noch bewohnbaren Teil des Hauses inne.

Nichts mehr in seinem Aeußeren läßt auf die ehemalige Herrlichkeit schließen. Nur ein Alkoven mit Malereien im Empirestil, einem halbzerbrochenen Barockspiegel und ein paar wackeligen Stühlen, deren weißer Lackanstrich beschmutzt und abgestoßen ist, schmückt noch das Innere, und der ehemalige Speisesaal imponiert durch seine Größe.

Dort wohnte ich in herrlichster Einsamkeit, fern von den bewohnten Räumen des Hauses, zwischen meinen vier weißgetünchten Wänden. An die Löcher im Estrich war ich bald gewöhnt, so daß ich auch im Dunkeln den Weg durch mein Zimmer fand; das hohe Fenster hatten wohl niemals Glasscheiben geschmückt, aber die Aussicht auf grüne Wiesen und hinüber zum Atna, der sich auf der andern Seite des Thales erhebt, war malerisch und eigenartig. Der Fuß des Feuerberges war durch den Abhang des diesseitigen Hügels verborgen, und ich hatte nur die mächtige, schneebedeckte Kuppe greifbar nahe vor mir. So richtete ich mich denn häuslich ein; große Sträucher wilder Rosen schmückten die Winkel meines Zimmers, und wenn ich des Morgens erwachte mit dem Blick auf die Natur, und der Tag in Abgeschiedenheit und Schweigen vor mir lag, dann überkam mich ein Gefühl, als sei die ganze Welt mein eigen; gehörte mir doch alles, was ich begehrte: meine Zeit, meine Einsamkeit, meine Gedanken und der Genuß der Natur um mich her.

Des Mittags aß ich gewöhnlich mit meinen Wirten zusammen am großen Familientisch in der rauchgeschwärzten Küche. Mit sizilianischer Liebenswürdigkeit wurde ich verpflegt und bedient, und die guten Leute sahen mit Ehrfurcht zu mir auf, weil ich fähig war, mich in ein Buch zu vertiefen und ihnen alle möglichen Aufschlüsse über ferne Länder, alte Zeiten, über Tiere und Pflanzen zu geben. Ich mußte denn auch auf ihren Wunsch die Bekanntschaft der Gelehrten des Orts machen: des Dorfpfarrers, der in den Ferien dort weilenden Studenten, und der Schullehrerin.

Die Lehrerin, ein liebenswürdiges, sanft aussehendes Mädchen von zwanzig Jahren, wurde bald meine stete Begleiterin auf allen Spaziergängen, und sie war glücklich über diese Unterbrechung ihres einförmigen Daseins. Bei einer alten Bäuerin, ihrer Tante, lebte sie mit zwei kleinen Schwestern still und zurückgezogen. Sizilianischer Landesitte gemäß war sie stets aus Haus gefesselt. Ein Spaziergang in Wald und Feld, jedes unschuldige Vergnügen im Freien ist den jungen sizilianischen Frauen und Mädchen der strengen Vorurteile wegen unmöglich; nur begleitet von älteren Frauen, einer Magd oder männlichen Verwandten dürfen sie sich öffentlich zeigen. So genoß meine kleine Freundin mit Wonne das tägliche Herumstreifen in den Bergen in meiner Gesellschaft, und bald war sie zutraulich und gesprächig geworden. Durch ihr Geplauder lernte ich vieles im sizilianischen Leben kennen, was mir, der Fremden, sonst unverständlich geblieben wäre; sie erzählte mir von ihrem Leben, von dem ihrer Verwandten und Freunde; alte Familiengeschichten und Legenden bekam ich zu hören, und die alten Märchen und Liebesgesänge des sizilianischen Landvolkes.

Oft auch sprach sie von ihrer Studienzeit und klagte über die Lasten und Beschwerden ihres Berufes, über viel undankbare Arbeit und die Mängel ihrer Ausbildung. —

„Haben Sie niemals versucht, Ihre Klagen zu Papier zu bringen, Anna Maria? — Haben Sie niemals im Verein mit andern Lehrerinnen eine Petition eingereicht, um Abänderung der unhaltbaren Zustände zu schaffen?“ fragte ich sie einst.

„Es ist wohl petitioniert und in Zeitungen darüber geschrieben worden, von Sozialökonomien und Abgeordneten,“ antwortete sie, „wir selbst aber dürfen uns nicht rühren. Jede Gemeinde hält es für eine Gnade, daß sie uns unser Brot zu verdienen giebt. Eine einzige Klage würde uns um den Posten bringen oder unsere Stellung im Dorf unhaltbar machen: wir würden der Rache und Feindschaft des Gemeindevorstandes ausgesetzt sein. Aber für mich selber habe ich die Erlebnisse meiner traurigen Kindheit, meiner Studien und Berufszeit niedergeschrieben; wenn es Sie interessiert, will ich Ihnen gern einmal mein Manuskript vorlesen.“

Ich bat darum, und am folgenden Sonntag brachte mir Anna Maria ihre Memoiren, aus denen ich mit ihrer Erlaubnis hier einige Auszüge wiedergebe.

\* \* \*

„Wenn ich an meine Kindheit zurückdenke, sehe ich im Geiste traurige, verweinte Gesichter, die sich zueinander neigen, um Trost zu suchen und zu geben: es waren meine Mutter und meine vier kleinen Schwestern, mit denen ich während meiner Schulzeit die ärmliche Behausung teilte.“

Mein Vater war gestorben, als ich kaum zehn Jahre zählte, und traurig ist die Geschichte seines Todes. Wir lebten damals in dem kleinen Flecken G., wo mein Vater Gemeindefschreiber war.

Der dortige Ortsvorstand plante eine Erneuerung der Kanäle, die das Quellwasser aus den Bergen in jene trockene Gegend leiten; große Anleihen und Subskriptionen waren zu diesem Zwecke veranstaltet worden. Als aber infolge einer Schwankung in der öffentlichen Meinung andre Gemeindevorstandsmitglieder gewählt wurden, ergab es sich, daß von den eingesammelten Geldern zehntausend Lire fehlten. Die Großen des Dorfes, die verantwortlich gewesen wären, verschwanden spurlos; es scheint, daß sie nach Amerika oder Griechenland entkamen; nur mein Vater blieb zurück und beteuerte seine Unschuld. Es half ihm wenig genug; da die andern geflohen, hielt man sich für den Augenblick an ihn. Ich erinnere mich, wie er bleich und ruhelos umherging, nicht Speise noch Trank anrührte und keinen Schlaf fand in der Nacht. Eines Morgens lag er tot in seinem Bette. Meine Mutter war durch diesen Schlag vollkommen gebrochen. Drei Jahre lang beweinte sie den geliebten Mann unaufhörlich; stundenlang lag sie betend auf den Knien. Ich besuchte mit zweien meiner Schwestern die Elementarschule; die Sorge des Haushalts, die Pflege der Kleinen lag ganz auf meinen Schultern, denn Mutter war unfähig zu allem geworden, und ich hatte Mühe, sie durch liebevolle Pflege am Leben zu erhalten.



Als ich dreizehn Jahr alt war, hatte ich die fünf Elementarklassen absolviert und mußte nach der Kreisstadt übersiedeln, um dort die Normalschule zu besuchen, während die Familie daheim blieb, wo ihr ein kleines Stückchen Land durch seinen Ertrag an Korn, Gemüse, Wein, Oliven und Feigen spärlichen Unterhalt gewährte; oft war dieser allerdings so gering, daß wir nur mühsam satt wurden; und es kam vor, daß wir größeren Mädchen des Abends unseren Hunger mit den Früchten stillten, die auf der stacheligen Cactushecke im Garten wuchsen. —

Herzbrechend war der Abschied von daheim. Ich wußte nicht, wem die Meinen anvertrauen; Mutter war in letzter Zeit schwächer und schwächer geworden.

Mein Onkel begleitete mich in die Stadt, wo gute Verwandte mich freundlich aufnahmen, und wo mir in der Normalschule auf meine Schulzeugnisse hin ein Freiplatz gewährt wurde. Ich erinnere mich noch, als sei es gestern gewesen, jenes sonnigen, leuchtenden Oktobertages, da wir in der Eisenbahn langsam am Meeresstrand hinfuhren; ich erinnere mich der Lichtstrahlen, die meinen verweinten Augen wehe thaten, und des schmerzlichen Gefühls, mit dem ich an die Lieben daheim dachte, während ich mich immer weiter von ihnen entfernte. In Messina machten wir Halt; zum ersten Mal im Leben sah ich eine Großstadt, aber ich hatte keine Freude an dem Treiben um mich her, an dem Gewühl im Hafen und den vielen Dingen, die mir neu waren; meine Gedanken waren noch bei meiner verlassenen Mutter. Ich bat meinen Onkel, gleich weiter zu fahren, denn in kindlichem Eifer konnte ich den Anfang meiner Studien nicht erwarten, jeder Moment schien mir wichtig, um nachher schneller heimkehren und die Meinen unterstützen zu können. —

Nach sechsstündiger Wagenfahrt langten wir in der Kreisstadt an. Meine Tante empfing mich mit offenen Armen, und schnell fühlte ich mich heimisch bei der gutherzigen, munteren Frau, die mich mit mitleidigen Blicken betrachtete.

Am nächsten Tage schon, am 20. Oktober, begann die Schule. Die alte Magd meiner Tante begleitete mich und ließ mich vor dem Eingang ins Schulgebäude allein. Am liebsten wäre ich ihr nachgelaufen; alle Glieder zitterten mir vor Aufregung und Angst.

Ein großes, sauberes Haus, die Normalschule. Eine breite Freitreppe führt hinan zu dem hochliegenden Erdgeschoß, das von einer Terrasse umgeben ist. Die Brustwehr ist mit Geranien und Lavendel bewachsen; tief hängen die immerblühenden Büsche über die Mauern nieder. Rechts der Eingang zum Internat, den Schlaf- und Wohnräumen der Vorsteherin, der Lehrerinnen und Pensionärinnen; links die Klassen und das Direktionszimmer, zu dem nur die Lehrerinnen freien Zutritt haben. Bei festlichen Gelegenheiten wurden wir Schülerinnen dorthin berufen, ebenso bei schweren Vergehen, die vor versammelter Lehrerschaft gerügt wurden.

Am ersten Morgen fanden wir uns sämtlich dort ein. Die Direktrice, eine gütige und klugblickende Dame, empfing eine jede mit freundlichen Worten und wies uns der betreffenden Klassenlehrerin zu, die schließlich alle ihre Schützlinge in die ihnen bestimmte Schulstube führte. Fünfzehn waren wir an der Zahl, die die mühselige Wanderung durch die sechs vorgeschriebenen Normalklassen vor sich hatten. Außer uns besuchten noch einige wohlhabende junge Mädchen die drei unteren oder Ergänzungsklassen, in denen das Pensum der Elementarschule weitergeführt wird. Diese drei Kurse sind gleichbedeutend mit den drei Klassen der Realschule (*scuola tecnica*); die oberen drei eigentlichen Normalkurse hingegen mit den Ober-Realkursen (*Istituto tecnico*) berechtigen zum Elementarlehrerinnen-Diplom, zur Oberlehrerinnen-Schule (*Magistero*) oder auch zum Besuch einzelner Fakultäten der Universität. Eine Fülle von Lehrgegenständen muß in den sechs Jahren bewältigt werden: die Elementarlehrerin soll eine umfassende allgemeine Bildung haben, außer den Fächern, deren sie für ihren Beruf bedarf.

Wie auf allen italienischen Schulen, wird das Jahr durch ein strenges Examen beschlossen; aber wer nicht bestanden hat, dem ist durch die zehnwöchentlichen Ferien Gelegenheit gegeben, das Fehlende nachzuholen und vor Beginn der Schule ein Aufnahmeexamen für die folgende Klasse zu machen. Außer der Schlußprüfung sind in den oberen Kursen noch Semesterprüfungen zu bestehen.



Der erste Schultag verlief schnell mit der üblichen Eintragung in die Klassenhefte, der Notierung der nötigen Bücher, und erst am nächsten Morgen begann der eigentliche Unterricht. Wir hatten große Mühe, aufmerksam zu folgen; denn alle Lehrer und Lehrerinnen waren Mittel- oder Norditaliener und bedienten sich einer reinen, gänzlich dialektfreien Sprache, während wir Sizilianerinnen trotz unserer Vorbildung immerhin gewöhnt waren, ein wenig vom Dialekt mit unterzuschlüpfen zu lassen. Aber bald hatten wir dies Hindernis überwunden dank dem Eifer, der uns alle befeelte.

Hart genug war die Arbeit: im Winter dauerten die Schulstunden von 9 bis 3 oder 4 Uhr, im Sommer von 8 bis 2. Nur Mittags wurde uns eine halbstündige Pause zum Frühstück gewährt. Daheim hatten wir dann noch tüchtig zu schaffen, um unsere Aufgaben zu bewältigen.

Zweimal wöchentlich mußten wir einen Aufsatz liefern und das in der Schule Gelernte frei vortragen. Das Lesebuch von Giosli und Toti führte uns allmählich durch Auszüge aus bedeutenden Werken in die italienische Literatur ein. Von den Aufsatzthemen nenne ich hier einige: „Warum bin ich nicht zufrieden?“ — „Wenn ich noch einmal geboren würde“ — „Meine letzte Puppe“ — „Barmherzigkeit“ — „Ferien und Freistunden“.

Im Kursus des zweiten Jahres wurden daneben Gedichte von Manzoni und Prati auswendig gelernt, und im dritten der Roman „Promessi Sposi“ von Manzoni gelesen und erklärt. Die wichtigsten Stellen darin mußten wir aus dem Gedächtnis hersagen.

Von den vier Rechenarten gingen wir allmählich zur Mathematik über; in der Weltgeschichte wurden Altertum, Mittelalter und Neuzeit gründlich durchgenommen. Gleichzeitig lernten wir die Erdoberfläche geographisch kennen und mußten durch Zeichnen von geometrischen Figuren und Landkarten beweisen, daß wir alles wirklich inne hatten.

Auch Französisch, Naturgeschichte, Gesang, Gymnastik und Schönschreiben wurden gelehrt.

Von weiblichen Handarbeiten lernten wir Hemdennähen, Sticken, Stopfen und Kliden. —

An den freien Tagen der Woche, Sonntags und Donnerstags, hatte ich meistens daheim noch vielerlei des Gelernten nachzuholen, meine Kleidung auszubessern und an meine Lieben zu schreiben. So arbeitete ich ununterbrochen fort; meine Vergnügungen waren die Arbeit selbst, ein Lob der Lehrer oder ein Brief von Hause. — Bald aber brachten diese Briefe traurige Nachrichten. Mutter hatte meine Pflege nicht erbeuten können, sie siechte langsam hin und starb, als ich gerade im ersten Examen stand.

Sie erlebte die Genugthuung nicht mehr, daß meines Vaters vollkommene Unschuld erwiesen wurde, was wenige Wochen später geschah. Die Gemeinde von G. erbot sich nun, für meine kleinen Schwestern zu sorgen. Die beiden älteren wurden in ein Stift eingekauft, wo sie bis zur Großjährigkeit Kost, Kleidung und Ausbildung für einen Beruf, wie zum Beispiel Lehrerin, Näherin oder Hebamme, erhielten.

Die Kleineren fanden bis zur Beendigung meiner Studien in einer guten Familie Unterkunft.

Auf die ersten Ferien hatte ich mich unendlich gefreut; ich wollte sie bei den Meinen zubringen und hatte mir alles Mögliche ausgedacht, um Mutter's Lage zu verbessern und zu erleichtern und ihr Leben ein wenig aufzuhehlen. Wie hatte ich mich darauf gefreut, die Kleinen wieder wie ehemals bemuttern zu können! — Nun war alles auf einmal gescheitert, jede Hoffnung auf eine frohe Zukunft, die uns alle vereinen und Mutter für ihr schweres Schicksal entschädigen sollte, und zugleich war mir der Sporn genommen, der mich bisher angetrieben. Ich mußte alle Kraft zusammennehmen, um mich trotz des harten Schlages aufrecht zu halten und meine Gedanken beim schriftlichen Examen zusammennehmen zu können. Da ich als Erste daraus hervorging, wurde ich vom mündlichen Examen dispensiert. Meine Ferien waren dadurch um mehrere Wochen verlängert; aber sie hatten nun ihren Reiz für mich verloren, keine frohe Hoffnung knüpfte sich mehr an diese Sommermonate. So gab ich mich denn

ganz und gar dem Studium hin. Eine ältere Schülerin ließ sich bewegen, mir gegen geringe Bezahlung zu helfen, und ich unternahm, während der Ferien das Pensum des zweiten Schuljahres zu absolvieren. Von morgens früh an bis spät in die Nacht hinein saß ich nun bei den Büchern, und meine Lehrer staunten nicht wenig, als ich mich am ersten Oktober zum Aufnahmeexamen für die dritte Klasse meldete. Ich bestand es auch glücklich und war auf diese Weise meiner Selbständigkeit um ein Jahr nähergerückt. —

Meine ehemaligen Mitschülerinnen mißgönnten mir diese Erfolge nicht; — im Gegenteil, sie beglückwünschten mich aufs herzlichste und begegneten mir mit größter Liebenswürdigkeit.

Überhaupt war der Ton in unsrer ganzen Schule überaus höflich und zukommend. Nur eines Falles erinnere ich mich, da der Lehrerin widersprochen wurde: es war in einer Geschichtsstunde. Drei Schülerinnen meinten ungerecht behandelt worden zu sein und lehnten sich gegen die parteiische Lehrerin auf; wir andern stimmten ihnen lebhaft bei. Nach Schluß des Unterrichts wurde die ganze Klasse in die Direktion berufen und von der Vorsteherin gehörig gescholten. Ich behielt aber trotzdem die Überzeugung, daß die Lehrerin unrecht hatte, und daß sie später wohl noch schärfer getadelt wurde als wir. Derartige Zwischenfälle waren aber selten genug, ebenso wie ein Tadel oder eine schlechte Zensur. Fast jede Schülerin hatte ein ernstes Ziel vor sich, das sie anspornte und mit Eifer erfüllte: Arme Eltern oder Geschwister daheim, auch wohl eine Heirat, der Eintritt in ein Kloster oder andre Pläne, für die das Lehrerinnendiplom gleichbedeutend mit einer Milgiste ist. —

Doch das übersprungene Schuljahr machte mir noch manche Sorge. Ich hatte meine Gesundheit zu sehr angestrengt, und nur mit Mühe hielt ich bis zu Beginn der Ferien aus. Sobald die Schlußprüfung bestanden war, machte ich mich in Begleitung meiner Verwandten auf, um die hieselbende Schwester meiner Mutter zu besuchen und in der Vergluth neue Kräfte zu sammeln. So lernte ich unser Dörfchen kennen und wurde bekannt, was mir später von großem Nutzen gewesen ist; denn auf diese Weise habe ich nach beendigten Studien sofort eine Stelle finden können, die zugleich das Gute hat, daß ich bei der Tante wohnen und unter ihrem Schutze den Mißhelligkeiten des Alleinlebens aus dem Wege gehen kann.

Vorerst aber lagen noch drei Jahre der Normalschule vor mir. — Neue Lehrgegenstände traten auf, die alten wurden erweitert. Die italienische Literaturgeschichte vom Anfang des dreizehnten Jahrhunderts an, als dem Zeitpunkt der Begründung der italienischen Sprache, bis zu den Modernen mußte gründlich erlernt werden. Daneben wurde noch besonders das Studium von Dantes Divina comedia betrieben: obgleich wir nur einzelne Gefänge daraus lasen und lernten, gebrauchten wir doch die drei vollen Schuljahre, um uns durch das große Werk hindurchzuarbeiten. An Mathematik und Algebra mußten wir uns die Köpfe zerbrechen; dazu kamen Physik, Chemie, Anthropologie und Malfstunden. Außerdem bildeten im ersten Jahr Pädagogik, im zweiten Moralphilosophie und im dritten Sozialökonomie und daran anschließend Gesetzeskunde und Buchführung eines der Hauptfächer.

Die Wochenaufsätze drehten sich meist um moralische oder pädagogische Stoffe; z. B.:

„Herzensgüte ist mehr zu würdigen denn Klugheit.“ —

„Blumen, Vienen und Schmetterlinge, Beschreibung derselben und moralische Betrachtungen.“ —

„Das menschliche Leben und seine wechselnden Schicksale.“ —

„Die Zeit flieht, und alle Dinge sind dem Wandel unterworfen.“ —

„Wähle dir zur Freundin die tugendhafteste Frau, die du kennst.“ —

„Die Liebe zur Arbeit, die Mäßigkeit im Wünschen und die Einfachheit der Bedürfnisse werden zu Quellen des privaten und nationalen Reichthums.“ —

Jede Schülerin mußte einmal wöchentlich eine Probestunde an der zur Übungsschule bestimmten Elementarschule geben; die Vorsteherin und alle Mitschülerinnen waren zugegen, und eine von uns führte genaues Protokoll über Fragen, Antworten und etwaige Verstöße.

Auch in der Kalligraphie wurden große Anforderungen an uns gestellt; wir hatten die verschiedensten Schriftarten zu erlernen.

In der Handarbeitsstunde wurde Wäschenähen und Zuschneiden gelehrt.

Auch diese drei Jahre gingen trotz ihrer vielen Mühen und Sorgen schnell dahin, und endlich waren wir bei dem letzten Examen angelangt. Dieses ist das schwierigste von allen. Die schriftlichen Aufgaben werden vom Kultusministerium selbst bestimmt, und vor den versammelten Kandidatinnen erbricht die Vorsteherin das versiegelte Schreiben, in dem die Themata enthalten sind. Als Aufsatz war uns folgendes Sprichwort gegeben: „Von kleinen Opfern lernt der Mensch zu den großen übergehen.“ —

Als pädagogische Arbeit hatten wir das Jahresprogramm und den Stundenplan für die unteren Elementarklassen auszuarbeiten. Für jede dieser Arbeiten ließ man uns sechs Stunden Zeit, während der wir im Prüfungszimmer eingeschlossen blieben. Alle fertigen Arbeiten wurden numeriert, aber ohne Namen, dem Ministerium eingesandt, und von der dortigen Beurteilung hing unser Zeugnis ab.

Einzelnen wurden wir von der Prüfungskommission examiniert, einzeln wurde uns auch die Entscheidung mitgeteilt. —

Der Abschied von der Schule, den Lehrerinnen und Mitschülerinnen war uns allen schmerzlich: unter bitteren Thränen trennten wir uns; man versprach, einander zu schreiben; aber das Leben hat uns so schnell voneinander entfernt, daß kein Briefwechsel zustande gekommen ist; hatte doch jede ihre ganze Kraft auf die kommende Arbeit zu konzentrieren.

\* \* \*

Ich siedelte nun gleich nach meinem Dorfe über und reichte die nötigen Papiere ein.

Ich wurde denn auch umgehend ernannt und konnte am 15. Oktober meine Schule eröffnen, nachdem ich Programm und Stundenplan vorschriftsgemäß an die Provinzial-Schulbehörde gesandt hatte.

Die Schulgesetze sind in Italien sehr streng, und von den Lehrenden wird genaue Befolgung derselben verlangt. Das Pensum ist bis ins Kleinste vorgeschrieben, und jede Änderung ist untersagt.

In kleinen Orten, wo ein Schuldirektor fehlt, ist der Bürgermeister der direkte Vorgesetzte der Schule, nächst ihm der Kreisschulinspektor, der die Schulen aufsuchen und überwachen muß und seine Beobachtungen der Provinzial-Schulbehörde mitteilt. Ernste Beschwerden über Lehrer oder Lehrerin gehen von dort aus an das Ministerium, das die Macht hat, die Lehrberechtigung zu entziehen. Der Gemeinderat bestimmt die Lage der Schulstunden je nach dem Lokal und der Jahreszeit. Länger als drei Stunden hintereinander dürfen die Kinder nicht in demselben Raume bleiben, und dieser muß allen hygienischen Vorschriften genügen.

Die Examina werden von der Prüfungskommission geleitet und überwacht. Gewöhnlich examiniert der Lehrer der nächstfolgenden Klasse die Schüler, und ein Damenkomitee des Orts hat sich von den genügenden Leistungen in der Handarbeit zu überzeugen und das Ergebnis dem Gemeinderat mitzuteilen.

Die Leistungen werden in 10 Grade eingeteilt; wer nicht in allen Fächern Nummer 6 erreicht und im Betragen Nummer 8, kann nicht versetzt werden.

Den Lehrenden stehen die üblichen Strafen zu Gebote, als: Tadel, ernsthafte Verweisung, abgesonderter Platz und Entziehung der Erholungspausen. In besonderen Fällen darf der strafbare Schüler bis zu acht Tagen aus der Schule verwiesen werden, aber die Verweisung steht allein dem Direktor oder statt seiner dem Bürgermeister zu. Sie wird den Eltern und dem Gemeinderat schriftlich mitgeteilt. Wiederholen sich aber die Vergehen, so kann der Schüler für das laufende Schuljahr ganz vom Unterricht ausgeschlossen werden und findet darnach in keiner andern öffentlichen Schule mehr Aufnahme.

Körperliche Züchtigungen, Strafarbeiten und beleidigende Worte sind dem Lehrer aufs strengste untersagt.

Die Eltern, die ihre Kinder nicht zur Schule senden, werden vor den Gemeinderat gerufen und ernstlich getadelt, wosfern sie nicht den Beweis erbringen, daß der Schulbesuch ihrer Kinder infolge von Krankheit, absoluter Armut oder zu großer Entfernung unmöglich sei.<sup>1)</sup>

Alle diese Vorschriften und noch viele andre werden von uns während unserer Studienzeit auswendig gelernt, aus dem Gedächtnis niedergeschrieben und unzählige Male wiederholt. Wir fassen darnach unsere Vorsätze, bilden uns Ideale und Illusionen und erträumen uns eine schöne Zukunft an einer geregelten, geordneten Schule mit sauberen und liebenswürdigen Kindern, die wir mit größter Sanftmut und Weisheit zu erziehen gedenken. Aber leider gehen nur wenige dieser Träume in Erfüllung. In der Stadt geht es noch an, aber die Stellung einer Dorfschullehrerin ist schwierig und undankbar.

Für Dorf- und Stadtschulen bestehen nämlich gleiche Vorschriften, und doch sind die Verhältnisse gänzlich verschieden. Die Dorfschullehrerin könnte ihren Pflichten viel besser nachkommen, wenn ihre Ausbildung denselben angemessen wäre. Aber von den meisten Gegenständen, die sie gelernt hat, kann sie nicht den geringsten Gebrauch machen; sie hat nicht einmal Gelegenheit, im Gespräch mit Gleichgebildeten auf das Gelernte zurückzukommen, noch stehen ihr die Mittel zu Gebote, sich fortzubilden. Der größte Teil ihres Wissens bleibt also totes Kapital; aber vieles, was ihr nützlich wäre, hat sie nicht gelernt. Es fehlt ihr an jeglicher Kenntnis der Hygiene, an praktischem Wissen in Garten-, Haus- und Landwirtschaft.<sup>2)</sup>

Trotzdem der Religionsunterricht von den Schulfächern ausgeschlossen ist, sollte meiner Meinung nach doch jede Lehrerin als zur allgemeinen Bildung gehörig genaue Kenntnis der biblischen Geschichte haben und einzelne Stellen der Bibel ebenso wie andre moralphilosophische Schriften lesen und auswendig lernen.<sup>3)</sup> Sämtliche Dorfschulen sind „*scuole inferiori*“, das heißt dreiklassige Schulen, während die „*scuole superiori*“ fünf Elementarklassen haben. Trotzdem sind die Arbeiten und Lasten an der Dorfschule bedeutend größer als in der Stadt.

Einer einzigen Lehrerin untersteht auf dem Dorfe oft die ganze Schule, wie mir zum Beispiel. Ich muß täglich alle drei Klassen, aus Knaben und Mädchen bestehend, vier Stunden lang unterrichten; um nun nicht den ganzen Tag über an die Schule gefesselt zu sein, bin ich gezwungen, alle drei Klassen in demselben Raum beieinander zu haben, und für eine jede bleiben mir daher nur knappe zwanzig Minuten, in denen ich ein gleiches Pensum bewältigen soll, wie die Lehrerin, die in der Stadt einer einzigen Klasse die ganze Stunde widmen kann. Dazu kommt noch, daß die Stadtkinder viel leichter in Ordnung und Ruhe zu halten sind, während die Dorfjugend an ungebundene Freiheit gewöhnt und daher kaum zu bändigen ist. Dabei ist der Schulraum absolut unzulänglich. Mein Klassenzimmer liegt im Gemeindehaus zu ebener Erde an der Hauptstraße. Fensterscheiben hat es nicht, so muß ich denn bei jedem Wetter die Laden offenlassen, und aller Lärm der Straße, Regen, Schnee und bittere Kälte dringen herein. Wand an Wand liegt daneben das Ortsgefängnis. Einmal wurde ein Tobsüchtiger eine Woche lang dort eingesperrt gehalten, und sein Schreien machte den Unterricht fast unmöglich!

Daß die Bänke kaum elender zu denken sind, ist selbstverständlich. Eine Wandtafel, Anschauungsbilder und Landkarten fehlen gänzlich, und meine deswegen an den Bürgermeister gemachten Eingaben wurden nicht beachtet. Die Kinder kommen höchst

<sup>1)</sup> Edmondo de Amicis gewährt einen Einblick in das Wesen einer gutgeordneten Schule in seinem anziehenden und pädagogisch hervorragenden Buch „Cuore“. Die Übersetzerin.

<sup>2)</sup> Neuerdings ist durch ein Gesetz bestimmt worden, daß diese Wissenschaften mit zu den Hauptfächern der Elementarschulen gehören sollen; dieselben werden seitdem auf der Normalschule theoretisch gelehrt. D. II.

<sup>3)</sup> Wenn eine gewisse Anzahl von Familien den Religionsunterricht für ihre Kinder verlangt, so wird vom Gemeinderat eine Stunde in der Woche dafür angeordnet und ein passender Lehrer gewählt. Wenn die Lehrerin die nötigen Kenntnisse hat, so kann sie eventuell diesen Unterricht übernehmen. D. II.



unregelmäßig zur Schule; keins von ihnen ist fähig, in einem Jahr das Klassenpensum zu absolvieren; so muß ich denn jedes Kind zweimal dieselbe Klasse durchmachen lassen, anstatt das Pensum auf zwei Jahre verteilen zu können. Geste, Tinte und Federn sind nur schlecht und unzureichend am Orte selbst zu haben; die meisten Familien besitzen nur einen einzigen Tisch, der niemals sauber ist; so kann ich auch keine reinliche Arbeit erlangen. Auch auf der Dorfschule gehören die Handarbeiten zu den Hauptfächern; ich müßte deshalb die Mädchen nachmittags allein in die Schule kommen lassen. Sie sind aber dann meist im Haushalte so beschäftigt, daß der Besuch des Handarbeitsunterrichts ganz unregelmäßig wäre. So nehme ich sie morgens im Beisein der Knaben vor, die ich unterdessen etwas Schriftliches arbeiten lasse. Aber ich erreiche nie meinen Zweck, die Handarbeitsstunde nimmt meine Aufmerksamkeit vollständig in Anspruch, und die Ruben treiben daher Unsinn und stören mir die kleinen Mädchen. So habe ich oft rechte Not.

Troßdem nun meine Thätigkeit so unsäglich mühevoll ist, werde ich ebenso streng überwacht wie eine Lehrerin an der Stadtschule, und es werden gleiche Resultate von mir verlangt. Meine Bezahlung aber ist weit geringer. —

Das gewöhnliche Gehalt der Dorfschullehrerin ist 700 Lire jährlich: ich muß noch froh sein, wenn mir diese Summe regelmäßig ausbezahlt wird. Meine Vorgängerin litt deswegen bittere Not, die diebischen Gemeinderatsmitglieder verborgten das zu ihrem Gehalt bestimmte Geld zu Bucherzinsen und versicherten, daß die Ortskasse leer sei. Da mußte denn die Ärmste oft monatelang auf Bezahlung warten und inzwischen selbst bei den Bucherern borgen.

Eine gründliche Revision hat diesem Unfug ein Ende gemacht; aber noch ist mancher andre Uebelstand geblieben. —

Fast alle Lehrerinnen an Dorfschulen sind anämisch, nerven- oder lungenleidend, weil die Überbürdung mit Arbeit und die infolge des kärglichen Gehalts mangelhafte Ernährung ihre Kräfte in wenigen Jahren aufzehrt. — Unzählige Petitionen sind geschrieben worden, daß sämtliche Schulen und Lehrende dem Staate unterstellt würden und nicht mehr von den Launen des Gemeinderats abhängig seien. Das Gehalt der Lehrerinnen sollte auf ein Minimum von 1000 Lire festgesetzt werden. Aber alle diese Eingaben schlafen einen ewigen Schlaf auf dem Schreibtisch des Ministers. Ich bin noch in jeder Hinsicht glücklich daran. In meiner Schule sind nur vierzig Kinder, in andern hingegen findet man achtzig und mehr. Ich lebe mit meinen beiden kleinen Schwestern von den 60 Lire, die ich monatlich erhalte, weil unsere gute Tante sich mit dem bescheidenen Kostgeld von 30 Lire begnügt. 10 Lire geben wir für unsere Kleidung aus, die wir uns selbst nähen, und mit dem Rest schaffe ich mir nach und nach meine Ausstattung an Wäsche und Betten an. Die Lehrerin des Nachbardorfes, eine arme Musikantenfrau, muß mit sieben kleinen Kindern von ihrem Gehalte leben; ihr liederlicher Galte verdient wenig oder nichts und liegt oft noch der Frau zur Last, die elend und halbverhungert ein jammer- und sorgenvolles Leben führt. —

Der Schutz meiner Tante ist mir auch von großem Nutzen. Ich lebe so bescheiden und einfach, daß niemand etwas an mir auszusuchen findet. Troßdem würde ich aber doch nicht von Verdächtigungen und Haderereien verschont bleiben, wenn ich allein lebte.“

\* \* \*

So weit diese Aufzeichnungen. Ich denke, daß sie für deutsche Lehrerinnen von Interesse sein müssen, umso mehr als auch viele deutsche Frauen ähnliche Existenzkämpfe unter ähnlichen Schwierigkeiten zu bestehen haben, wie meine kleine tapfere Sizilianerin.





# Die Verlobung und ihre Rechtsfolgen.

Von

Affessor Dr. Ernst Goldmann.

Nachdruck verboten.

(Schluß von Seite 229.)

## III.

**S**oll nun aber den Verlöbnißbrecher gar kein Nachteil treffen? Soll er gänzlich ungeschoren davon kommen? Soll er nicht wenigstens den Schaden ersetzen, den der andre Verlobte und dessen Familie durch das Verlöbniß selbst erlitten haben? Sollen alle die Ausgaben weggeworfen sein, die in Erwartung der kommenden Ehe gemacht worden sind?

Wir wollen uns zunächst einmal klar machen, welche Ausgaben, welcher Vermögensschaden hier in Betracht kommen. Wir werden von vorneherein die Geschenke der Brautleute ausscheiden müssen; denn bei den Geschenken kann nur von Rückforderung, nicht von Schadenersatz die Rede sein. Daß die Verlobungsgeschenke aber zurückgegeben werden, ist eine beinahe selbstverständliche Anstandspflicht, und zwar nicht bloß im Falle des Verlöbnißbruches, sondern in allen Fällen der Aufhebung des Verlöbnisses. Das wird ganz klar, sobald man sich die übliche Beschaffenheit dieser Geschenke vergegenwärtigt. In wohlhabenden Familien schenken sich die Brautleute kostbare Schmucksachen, teure Luxusgegenstände; in einfacheren Kreisen ist es nicht selten, daß sich die Verlobten Erbstücke verehren, die für die Familie von hohem Werte sind, oder Gegenstände, die im künftigen Haushalt ihren Platz finden sollen. Lebte ein Verlobter von seiner Hände Arbeit, so fertigt er dem Mitverlobten vielleicht kunstvolle Arbeiten, für die er den Schlaf seiner Nächte opfert. Fast immer sind diese Gaben auf das künftige Gemeinleben in der Ehe berechnet. Ist es deshalb nicht recht und billig, daß die Gaben in die Hand des Gebers zurückgelangen, sobald das Verlöbniß sich aufgelöst hat? Denn wenn aus der geplanten Ehe nichts wird, so fällt der innere Grund für die Schenkung weg. Die Geschenke sind genau so zu behandeln, wie die Verlobungsringe, die Briefe, die Bilder der Verlobten, und das Gesetz verfährt deshalb richtig, wenn es (in § 1301) für alle Möglichkeiten der Aufhebung des Verlöbnisses den Anspruch auf Rückgabe der Ringe und der Geschenke anerkennt. Der Gesetzgeber hat, wie die „Motive zum Bürgerlichen Gesetzbuch“ ergeben, mit dieser Bestimmung nur dem eigenen Willen der Verlobten nach Vernunft und Sitte Rechnung tragen wollen. Von diesem Standpunkt aus hat er denn auch eine sehr feine Ausnahme von der Rückgabepflicht aufgestellt: Die Rückforderung der Geschenke gilt — falls nicht besondere Umstände vorliegen — als ausgeschlossen, wenn das Verlöbniß durch den Tod eines der Verlobten beendet wird. Hier liegt der Gedanke zu Grunde, daß durch den Tod die innigen Beziehungen zweier Verlobten nicht eigentlich gelöst werden, sondern daß eine höhere Macht dazwischentritt und die Vereinigung der Liebenden für das Leben hindert; die Brauttschaft überdauert gleichsam den Tod. Hier ist deshalb nicht anzunehmen, daß der Überlebende oder die Erben des Verstorbenen die Geschenke zurückbegehren, und mit Recht wird hier der Anspruch auf Rückgabe versagt.

Wir kommen nun zu den übrigen Ausgaben, zu den Ausgaben im engeren Sinne, die das Verlöbniß mit sich bringt. Diese Ausgaben können von sehr verschiedener Art sein, und wir wollen sogleich hervorheben, daß sie nicht nur von den Verlobten, sondern auch von deren Eltern und von Personen, die an Stelle der Eltern

handeln, getragen zu werden pflegen. Insbesondere die Eltern der Braut bringen oft große Opfer. Diese können darin bestehen, daß Aufwendungen gemacht werden oder daß Verpflichtungen eingegangen werden. Hierher gehört zum Beispiel die Veranlassung von Festlichkeiten, die Aussteuer für die Braut, die Miete und die Einrichtung der Ehewohnung, die Hergabe von Geld oder Kredit zur Etablierung des Bräutigams. Das Leben bietet eine Fülle solcher Beispiele, und jeder Leser wird deren Zahl leicht vermehren können. In die Beratungen des Bürgerlichen Gesetzbuchs haben die sozialen Bestrebungen der Gegenwart nicht wenig hineingespielt, und so ist hier ein Fall aus dem Leben der arbeitenden und dienenden Stände besonders betont worden: das Aufgeben der Erwerbsstellung als Folge der Verlobung. Es ist in der That nichts Seltenes, daß eine Lehrerin, ein Ladenmädchen, eine Dienstmagd, eine Arbeiterin in Erwartung der baldigen Heirat ihre Stellen aufgeben, sei es auf Wunsch ihres Bräutigams, sei es um die Einrichtung des Hausstandes vorzubereiten. Daß solche Maßnahmen Vermögensseinbußen bedeuten, falls aus der Heirat nichts wird, liegt auf der Hand. Kann doch schon der bloße Wechsel der Stellung oder der Beschäftigung eine Schädigung im Erwerb herbeiführen.

Das sind die Vermögensnachteile, die für die Ersatzpflicht des Verlöbnißbrechers in Frage kommen. Man wird nicht verkennen, daß es sich bei diesen Aufwendungen im Einzelfalle um bedeutende Summen handeln kann, und daß die Ersatzpflicht unter Umständen zu einer unerträglich schweren Last werden kann. Wir wollen uns zunächst einmal ansehen, wie das Bürgerliche Gesetzbuch sich zu unserem Problem verhält.

Der Gesetzgeber hat die Ersatzpflicht des Verlöbnißbrechers anerkannt. Er hat in § 1298 bestimmt: Wer ohne wichtigen Grund zurücktritt, muß dem Mitverlobten, dessen Eltern und dritten Personen, die an Stelle der Eltern gehandelt haben, den Schaden ersetzen, der dadurch entstanden ist, daß diese Personen in Erwartung der Ehe Aufwendungen gemacht haben oder Verbindlichkeiten eingegangen sind. Dem Mitverlobten muß er überdies noch allen Schaden ersetzen, den er durch sonstige Maßnahmen, die sein Vermögen oder seine Erwerbsstellung berühren, erlitten hat. Die gleichen Ansprüche werden im § 1299 für den Fall gegeben, daß ein Verlobter den Rücktritt des anderen durch Verschulden veranlaßt; wir haben bereits hervorgehoben, daß die Gleichstellung beider Fälle der Gerechtigkeit entspricht.

Allen diesen Ansprüchen zieht das Gesetz aber eine Grenze; sie gehen nämlich keinesfalls über dasjenige hinaus, was nach den speziellen Umständen des Falles angemessen war. Hat also die klagende Partei Aufwendungen gemacht, die über ihre Vermögensverhältnisse hinausgehen, so kann sie dafür nicht Ersatz verlangen; nur soweit sie sich in den Grenzen ihrer wirtschaftlichen Lage gehalten hat, kann sie die Erstattung der Unkosten fordern, — es müßte denn die Übertreibung durch die verklagte Partei veranlaßt oder mitveranlaßt worden sein.

Das Resultat ist also: Kann der zurücktretende Verlobte seinen Rücktritt mit einem wichtigen Grunde rechtfertigen, so darf er frank und frei das Verlöbniß aufheben; vermag er es nicht, so muß er sich auf die Schadenersatzklage gefaßt machen. Der Wille des Gesetzes ist klar und deutlich ausgesprochen; fraglich bleibt nur, was unter einem „wichtigen Grunde“ zu verstehen ist. Darüber schweigt das Gesetz, und die Gesetzesmotive betonen mehrfach, daß die Feststellung, ob ein wichtiger Grund vorliegt, dem freien Ermessen des Richters überlassen werde. Er soll bei dieser Prüfung die Umstände des einzelnen Falles würdigen, soll die Sitte, den Anstand und die rechtlichen Voraussetzungen der Eheschließung berücksichtigen. Der Gesetzgeber hat sich gescheut, den Begriff des wichtigen Grundes näher zu definieren, weil er fürchtete, daß die Definition nicht auf alle Fälle des Lebens passen und so zu einer Fessel des Richters werden möchte. Beispiele für den unbegründeten Rücktritt haben wir ja schon angeführt, und man könnte sich dabei bescheiden. Will man dennoch eine allgemeine Formel schaffen, so wird man sagen müssen: Wichtiger Rücktrittsgrund ist jedes Verhalten eines Verlobten und jeder sonstige Umstand, bei dessen Vorliegen dem anderen Teile das Bleiben beim Eheversprechen nach den für den Einzelfall anzuwendenden sittlichen und sozialen Anschauungen nicht zugemutet werden kann.

Daß diese Vorschriften des Gesetzes dem Rechtsgefühl weiter Kreise entsprechen, wollen wir nicht leugnen; aber dem sittlichen Ideal, das wir für alles Verlöbnißwesen aufgestellt haben, werden sie nicht gerecht, und sie stehen auch in Widerspruch mit den wesentlichen Zwecken der Verlobung.

Zunächst ist es sehr zweifelhaft, ob die Richter, die das neue Gesetz anwenden, den Rücktritt aus bloßer Abneigung als einen gerechtfertigten ansehen werden. Grade dieser Rücktrittsgrund kommt ziemlich häufig vor, und zwar in allen Schichten des Volkes. Der erste Liebesrausch ist vorüber, und man wird plötzlich gewahr, daß man sich über das wahre Wesen, über das Denken und Empfinden seines Mitverlobten in arger Selbsttäuschung befunden hat. Oder die nähere Bekanntschaft der Verlobten führt zu der Erkenntnis, daß beide Charaktere nicht zu einander passen, daß ein gedeihliches Zusammenleben ausgeschlossen, eine innerlich glückliche Ehe nicht zu erhoffen ist. Ohne Zweifel ist bei solcher Lage der Dinge die Lösung des Verlöbnisses weit besser als die Erfüllung des Eheversprechens. Ehen, die mit dem Bewußtsein eingegangen werden, daß keine volle Zusammengehörigkeit, kein volles gegenseitiges Verständnis vorhanden ist, entsprechen nicht dem sittlichen Ideal. Und doch ist kaum anzunehmen, daß die Gerichte den Rücktritt aus solchem Grunde für gerechtfertigt im Sinne des Gesetzes erklären werden. Die bloße Behauptung, daß eine Abneigung vorliege, reicht jedenfalls vor Gericht nicht aus; die Richter werden der bloßen Versicherung nicht trauen und werden die Darlegung bestimmter Thatfachen und ihren Nachweis verlangen. Dieses Verlangen ist aber in vielen Fällen unerfüllbar. Die Gründe für jene Abneigung sind oft von rein subjektiver, rein individueller Art; sie beruhen oft auf seelischen oder geistigen Eigentümlichkeiten der Person. Solche Beweggründe lassen sich nicht nachmessen, lassen sich dritten Personen nicht zugänglich machen; bisweilen fehlt dem Betroffenen selbst die Fähigkeit, sie in Worte zu fassen! Und wie soll er Beweise für solche Gründe beschaffen? Nach alledem ist anzunehmen, daß der Zurückgetretene in diesen Fällen zum Schadenersatz verurteilt werden wird, und das widerspricht ohne Zweifel dem sittlichen Ideal der Willensfreiheit beim Eheabschluß.

Wir gehen aber noch weiter. Wir finden den gleichen Widerspruch mit dem Ideal auch in den Fällen, wo der Verlobte aus verwerflichen Gründen, aus bloßer Laune oder aus egoistischen Antrieben zurücktritt. Denn auch hier wird eine schlechte Ehe verhütet, und der leiseste Zwang zur Eheschließung ist auch hier ein Fehler. So mancher, dem die geplante Ehe zuwider ist, wird aber aus Scheu vor den Erfordernissen der gekränkten Gegenpartei das Verlöbniß fortsetzen und schließlich mit unfreiem Willen heiraten. Auch diese Schadenersatzpflicht kann also — wie die Pflicht der Abfindung — zum Heirats-Zwangsmittel werden. Schon damit ist der Stab über diese Bestimmung des Gesetzes gebrochen. Es kommt aber ein zweiter, noch stärkerer Grund hinzu: Die Pflicht zum Schadenersatz verträgt sich auch mit dem Zweck und der Bedeutung des Verlöbnisses nicht. Der Zweck, an den wir denken, liegt freilich nicht allen Verlöbnissen zu grunde. In vielen Fällen kennt sich das Brautpaar schon seit langer Zeit, vielleicht schon aus den Kinderjahren genau, und hier dient die Verlobung nur dazu, Zeit zur Vorbereitung des Ehestandes zu gewinnen. Hier tritt die eigentliche Bedeutung des Instituts nicht zu Tage. Sie äußert sich erst in den Fällen, wo die Verlobung nach einer verhältnismäßig kurzen Bekanntschaft geschlossen wird und dann längere Zeit, vielleicht Jahre hindurch andauert, bevor es zur Heirat kommt. Denn hier dient die Verlobungszeit nicht bloß dazu, den Hausstand vorzubereiten, sondern die Brautleute selbst auf die Ehe vorzubereiten, ihnen genauere Kunde von dem Charakter, dem Herzen, dem Geiste des anderen zu verschaffen. Die Verlobungszeit soll — wie Trendelenburg in seinem „*Naturrecht*“ sagt — den Antrieb zur Ehe, welcher weder bloß rauschende Empfindung ohne Überlegung, noch Berechnung ohne Empfindung sein soll, klären und erproben. So gewinnt die Verlobungszeit einen hohen ethischen Sinn; so wird sie zu einer Probe- und Prüfungszeit für die Verlobten. So bewährt sie sich als ein Korrektiv in allen den Fällen, wo die Verlobung in rascher Wallung der Gefühle, als Folge

leidenschaftlicher Verliebtheit zu stande gekommen ist, wo äußere Eindrücke, vorübergehende Stimmungen zum Abschlusse des Bundes geführt haben. Das ist die tiefere, die eigentliche Bedeutung des Verlöbnißes, und aus dieser Bedeutung folgt nicht nur das Recht des freien Rücktritts, sondern auch die Unzulässigkeit jedes Anspruchs auf Schadenersatz. Soll die Verlobungszeit erst die Probe liefern, ob das Paar, das sich die Ehe versprochen hat, auch wirklich zu einander paßt, ob es sich zu dauernder, unlöslicher Gemeinschaft fürs Leben eignet, so können die Aufwendungen der Probezeit nicht zurückverlangt werden; sie sind eben für alle Fälle — der Kaufmann würde sagen „à fonds perdu“ — gemacht worden.

Auf diesen Gesichtspunkt hat schon Prof. Josef Kohler in einem 1891 erschienenen Aufsatz („Die Ideale im Recht“) hingewiesen; er sagt da sehr richtig: „Wer im Brautstande Aufwendungen gemacht hat, der mußte wissen, daß es eine Probezeit ist, die so oder anders ausfallen kann; kommt die Ehe nicht zu stande, so ist es ziemlich kleinlich, daß hintennach solche Zu- und Abrechnungen stattfinden, und höchst mißlich ist es, daß hintennach die Gründe pro et contra an das Gericht getragen und hier zur Entscheidung gebracht werden.“ Leider ist Kohlers Kritik der §§ 1298 und 1299 des Gesetzbuchs ungehört verhallt, und so sind die Gesetzgeber hier den ethischen Forderungen der Gegenwart nicht gerecht geworden.

#### IV.

Das gleiche Urtheil müssen wir über die letzte Vorschrift, welche wir zu erörtern haben, über den § 1300 fällen. Hier wird dem Bräutigam, der das Verlöbniß gebrochen hat, eine noch größere Verpflichtung zum Schadenersatz für den Fall auferlegt, daß ihm die unbescholtene Braut die Beivohnung gestattet hat. Die Braut kann bei dieser Sachlage nämlich eine Geldentschädigung auch für den moralischen Schaden verlangen. Wie schon die Ausdrucksweise des Gesetzes zeigt, setzt dieser Anspruch nicht Verführung, Hinterlist oder Täuschung der Braut voraus; ebensowenig ist vorausgesetzt, daß der Verkehr Folgen hat; es genügt die bloße Thatsache des intimen Verkehrs. Und es schadet dem Anspruche der Braut auch nicht, daß etwa sie selber dazu Veranlassung gegeben hat.

Wir meinen, daß auch dieser erschwerende Umstand nicht zu einer Fessel für den Rücktritt werden darf, und zwar aus den gleichen Gründen, die wir zur Kritik der §§ 1298 und 1299 geltend gemacht haben. Die Braut, die sich dem Bräutigam freiwillig hingiebt, ist nicht weniger schuldig als der Bräutigam selbst. Mag man einen solchen Verkehr unsittlich nennen oder nicht, — jedenfalls findet er seine Rechtfertigung nicht in der Aussicht auf die bevorstehende Ehe. Auch die Braut mußte sich sagen, daß Verlobung noch nicht Ehe ist; sie selbst ist für den Schaden verantwortlich, der ihr aus solchem Thun erwächst. Man hat gesagt, der Treubruch des Bräutigams sei in diesem Falle ein besonders schwerer. Nach unserer Ansicht liegt die Sache aber nicht anders als in den übrigen Fällen des grundlosen Rücktritts. Hier wie dort muß dem Bräutigam die Rücktrittsfreiheit gewahrt werden, und der Umstand, daß die Brautleute intim miteinander verkehrt haben, kann nicht die mangelnde Freiheit des Willens zur Ehe ersetzen. Auch in solchen Fällen muß der Bräutigam, welcher die Ehe nicht eingehen will, frank und frei zurücktreten können, und ein innerer Grund für den Ersatz des moralischen Schadens ist nicht gegeben.

Anders liegt natürlich die Sache, wenn der Bräutigam Drohungen oder Hinterlist oder sonstige unzulässige Mittel angewendet hat. Für diese Fälle giebt das bürgerliche Gesetzbuch an anderer Stelle Ansprüche auf Ersatz des moralischen Schadens, und zwar ohne Unterschied, ob ein Brautstand vorliegt oder nicht. —

Wir kommen zum Schlusse. Unsere Untersuchung hat gezeigt, daß das neue Gesetzbuch den ethischen und sozialen Forderungen des Verlöbnißwesens im Prinzip gerecht wird und den maßgebenden Anschauungen der Gegenwart Rechnung trägt. Nur bei der Ausgestaltung des Prinzips ist man nicht durchweg konsequent verfahren. Man wollte die Heiligkeit und die Würde des Verlöbnißes, den sittlichen Ernst des Eheversprechens schützen, und diese Absicht des Gesetzgebers verdient volle Billigung.



Aber man griff die Sache beim falschen Ende an, indem man die Freiheit des Rücktritts durch die Verpflichtung zum Schadenersatz einschränkte. Statt denjenigen haftbar zu machen, der die Verlobung aufhebt, weil ihm der rechte Wille zur Ehe fehlt, hätte man den zur Ersatzpflicht heranziehen sollen, der die Verlobung eingeht, ohne den ernstesten und ehrlichen Willen zur Verlobung zu haben. Wer eine Verlobung schließt, ohne daß er die feste Absicht hat zu heiraten, der mißbraucht die Einrichtung des Verlöbnisses, der täuscht den andern Teil über sein Verhalten und Wollen. Und hier ist es fraglos gerechtfertigt, den Frevler für allen Schaden, den er durch sein trügerisches Thun anrichtet, haftbar zu machen. Er hat die Verlobung vielleicht nur geschlossen, um seiner Laune zu fröhnen, oder um sich durch diese Stellung irgendwelche Vorteile zu verschaffen, oder zu dem Zwecke, den andern Teil auszubeuten und ihm das Geld abzuschmeißen. In allen diesen Fällen ist der Thäter zum Ersatz der Aufwendungen und der sonstigen Maßnahmen zu zwingen, welche das Vermögen und den Erwerb des Mitverlobten betreffen. Hat ein solcher Bräutigam obendrein noch die völlige Hingabe der Braut erlangt, so wird er auch den moralischen Schaden gutzumachen haben. Und hat er gar das Verlöbniß nur zu dem Zwecke abgeschlossen, um das Mädchen zu verführen, so wird man die Schadenssumme nicht hoch genug bemessen können. Der Rücktritt aber kann auch einem solchen Frevler nicht verwehrt werden; nur werden hier mit vollem Recht dem hintergangenen Teile die Ersatzansprüche gegeben. Der Grund der Haftung liegt dann aber nicht in dem frivolen Rücktritt, sondern in dem frivolen Abschluß der Verlobung. Durch die Verlobung selbst hat der Frevler das Vertrauen des andern Teils mißbraucht, und damit hat er sich gegen die Heiligkeit des Verlöbnisses schwer vergangen. Hätte der Gesetzgeber die Schadenersatzklage auf dieses Verschulden des ungetreuen Verlobten gestützt, so hätte er ohne weiteres die meisten Fälle des frivolen Rücktritts mitgetroffen, und er hätte nicht nötig gehabt, das grundlegende Prinzip der Rücktrittsfreiheit anzutasten.



## Pflege der künstlerischen Bildung in Hamburg.<sup>1)</sup>

Von

Helene Bonfort.

Nachdruck verboten.

**W**ie muß ein Buch aussehen, um Leben zu spenden? Ein ganzer Mensch muß dahinter stehen. Zwischen den kleinen schwarzen Ungeheuern, die sich auf den Blättern dehnen und drängen, muß der warme Hauch einer vollen Persönlichkeit hervordringen, die aus ihrer Einheit und Mannigfaltigkeit heraus spricht, was sie lebt. Sie sind selten, die Bücher dieser Art. Hier treffen wir eins, wo man es am wenigsten erwartet hätte, in einem Sammelwerke; auf weniger als 200 Seiten sagen hier 20 Leute ihr Sprüchlein. Als im Jahre 1886 der Reorganisator der Hamburger Kunsthalle und Wiedererwecker des in unserer Stadt erstarrten künstlerischen öffentlichen Lebens, Direktor Lichtwark, in einem Lehrerverein seinen ersten Vortrag über das Verhältnis zwischen Kunst und Schule hielt, da brach ein neuer Tag für alle entwicklungsfrohen Geister an, die dunkel tastend, furchtsam und unberatener nach dem Gebiet hinüberschauten, das er uns seither erschlossen hat. Es ist das Gebiet der mit dem nationalen Leben, mit sozialem Fortschritt und mit Individualitätsentwicklung durch seine Fäden verbundenen Kunstfreudigkeit. Von ihr führt der gradeste

<sup>1)</sup> „Versuche und Ergebnisse der Lehrervereinigung für die Pflege künstlerischer Bildung in Hamburg.“ Zweite Auflage. Alfred Janssen, Hamburg.





befehlenden Aukturse als auch die Malkolonien in der Heide, wo die Teilnehmer auf sich selbst angewiesen waren, ermutigende Ergebnisse aufweisen, und daß sie noch weitgehende Veranstaltungen zu ähnlichen Zielen nach sich ziehen werden.

Ein köstliches Bild geistigen Wachstums an reinem künstlerischen Genießen geben die Berichte über Konzerte für Schulkinder, über Unterhaltungsabende für Kinder und deren Eltern in Schulen, endlich über die Aufführungen klassischer Dramen im Stadttheater. Sorgfältige Nachprüfung der Momenteindrücke bei diesen Theater Vorstellungen sowie bei den Konzerten hat festgestellt, was über die Begeisterung der Stunde hinaus dabei gewonnen worden ist, und welche Kunstwerke den höchsten geistigen Ertrag ergeben können. Zwölf deutsche Städte haben sich bereits mit ähnlichen Aufführungen dem ruhmwürdigen Beispiel des Hamburger Stadttheaters angeschlossen.

Noch unmittelbarer wenden sich auf einem anderen Gebiete die Hamburger Errungenschaften an alle deutschen Kulturfreunde. Sachverständige Leute sprechen da aus ihrer praktischen Erfahrung über Wert und Beschaffenheit von künstlerischem Bilderschmuck für Schulen, über Bilderbücher und dichterische Jugendschriften, über die Suggestion als Mittel der ästhetischen Erziehung, endlich über die Wirkung der Volksbibliotheken auf den öffentlichen Geschmack. Manchem wird schon die Angabe der Quellen zu weiterer Belehrung sowie der Hamburger Programme von Wert sein.

Eine Gruppe wertvoller Veröffentlichungen, die mehr oder minder direkt das Gebiet der ästhetischen Nationalerziehung berühren, ist seit 1897 von der Lehrervereinigung selbst ausgegangen, oder doch im Zusammenhang mit ihren Bestrebungen erfolgt.

Hierzu dürften außer den offiziell verzeichneten auch die Schriften von Hermann Muthesius, dem Baumeister bei der Kaiserlichen Botschaft in London, gezählt werden. Man hat den ersten Anstoß zu der Hamburger Bewegung auf seinen Einfluß zurückführen wollen; mit Unrecht, denn sie ist ganz ursprünglich dem heimischen Boden entsprossen. Wohl aber berühren sich seine Ideen eng mit denen unseres Führers, wenn er in seiner neuesten Schrift: „Der kunstgewerbliche Dilettantismus in England“ sagt: „Erst wenn ebenso viele unserer Kunstausstellungsbesucher zeichnen wie heute Musik treiben, erst dann wird das Kunstausstellungspublikum dem dort Gebotenen ein ähnliches kultiviertes Verständnis entgegenbringen wie heute einem höheren Werke der Musik.“ Wer erfahren möchte, was mit ernstem Dilettantismus als Element der Kultur und der Produktivität unserer Nation gemeint ist, der findet Aufklärung in diesem Buche und wird daraus begreifen lernen, wie verfehlt die Erörterungen dieses Gegenstandes bei dem Münchener Allg. Kunstgewerbe tag waren, und wie ganz ungenügend die daraus folgende lahme „Resolution“.

Für die bei allem Suchen und Tasten nach Neuem doch tiefgründige Arbeit, über welche das Hamburger Buch berichtet, ist besonders bezeichnend auch die gewissenhafte Arbeit der Lehrerkommission für das Studium der Kindheit.

Aus all' diesen guten Dingen könnte man leicht in der Ferne den Schluß ziehen, daß droben im Norden, in der sonst als schwerfällig bekannten alten Hansestadt, der Hochburg tüchtigen, arbeitsamen, aber auch streng am Alten hangenden Wesens, plötzlich ein fruchtbarer Sommer walte, daß in Gärten, an Hecken und Wegen dort tausend Wunderblumen ihren Kelch geöffnet hätten. Ja, so könnte es sein. Wenn nur, wie der kaufmännische Ausdruck lautet, „die, welche es angeht,“ verstanden und aus ihren großen Kräften fördern wollten, was die Kleinen unter Meisterleitung so tapfer in Angriff genommen haben. Wenn die Reichen und die Einflußreichen ihre Schultern mit uns Nadt legen, statt ihm in die Speichen zu fallen! Nun aber ist's auch droben in der Hansestadt noch nicht Sommer oder gar Herbst. Aber wir haben die Wahrheit der Worte erfahren, mit denen Professor Lichtward das vorliegende Buch eröffnet: „Im Wald der deutschen Pädagogik steigen die Äste; über die Wipfel legt sich ein brauner Hauch von schwellenden Knospen, und eine Stimmung breitet sich aus, wie wenn im Februar vom höchsten Ast der Drosselruf die Gewißheit des neuen Frühlings verkündet.“



## Schwarzburg.

Es hat der Sturm getobt im Thüringwalde —  
 Die falben Blätter trieb er durcheinander —  
 Rot glüht die Berberitzen an der Halde  
 Und rot vom feuchten Stein der Salamander.

Im Winde tanzen um des Schlosses Hallen  
 Die letzten Blüten sterbender Geranien,  
 Und auf den Weg mit leisem Klange fallen  
 In welches Laub die leuchtenden Kastanien.

Mit wilden Liedern kommt der Fluß gegangen,  
 Hochangeschwellen durch die Wiefengründe —  
 Von grauer Zinne weht in stolzem Prangen  
 Das Kaiserbanner im Oktoberwinde.

Weiß ragt das Schloß wie ein geträumtes Bildnis —  
 Die ersten Lichter fangen an zu blinken —  
 Die Hirsche treten aus der Tannenwildnis —  
 Die ersten Sterne fangen an zu winken.

Und durch den Blätterfall auf weißen Rossen  
 Zieht langsam durch die abendliche Stunde  
 Ein langer Zug von müden Jagdgenossen —  
 Und Lachen tönt und das Gebell der Hunde. —

Die Farben schwinden — weiße Nebel kommen,  
 Phantomengleich mit schleierdünnem Segel,  
 Im Meer der Tannen flatternd angeschwommen  
 Wie große, nachtsgeheuchte Geistervögel.

Sie schlingen um die blasse Burg den Reigen —  
 Sie trinken auf das hohe Licht der Sterne —  
 Sie schweben hin in feierlichem Schweigen —  
 Und nur der Hirsche Schreien hallt von ferne.

E. Roland.



## Ika Freudenberg und die Frauenbewegung in München.

Von

Sofia Goudstikker.

Nachdruck verboten.

Die süddeutsche Frauenbewegung hat sich in den letzten Jahren mehr und mehr auch den Außenstehenden als ein sozialer Faktor von nicht geringer Bedeutung gezeigt. In Bayern sind ihr zwei Mittelpunkte geschaffen worden, von denen aus eine kräftige Propaganda des Wortes und vor allem der That ihren Einfluß zur Geltung gebracht hat: Nürnberg und München.

Über die Frauenbestrebungen in Nürnberg ist an dieser Stelle schon berichtet worden. Eine kurze Charakteristik der Münchener Frauenbewegung sei in Folgendem gezeichnet.

Sie hat in der Persönlichkeit von Ika Freudenberg eine Führerin gefunden, die es in besonderem Maße verstanden hat, das rasch pulsierende Leben der Kunststadt auch auf die Frauenbestrebungen zu übertragen.

Ika Freudenberg ist geborene Rheinländerin und hat erst seit 1894 ihren dauernden Aufenthalt in München genommen.

Das Interesse für die Frauenbewegung war in ihr durch die 1892 in Wiesbaden tagende Generalversammlung des Vereins Frauenbildungsreform geweckt worden; zu thätigstem Eingreifen auf diesem Gebiet wurde sie veranlaßt, als sie bald nach ihrer Übersiedelung nach München zur Vorsitzenden der dortigen Ortsgruppe dieses Vereins gewählt wurde. Ihre organisatorischen Fähigkeiten zeigten sich bei der bald darauf erfolgten Konstituierung des Vereins für Fraueninteressen, der als selbständiger Träger der Frauenbewegung an Stelle der Ortsgruppe trat und neben der Bildungsfrage weitere Gebiete bearbeiten sollte.

Vor allem wendete er sich, den Bedürfnissen des letzten Jahrzehntes Rechnung tragend, der sozialen Arbeit zu. Zunächst wurde durch die Agitation des Vereins die Aufnahme weiblicher Lehrlinge in eine Reihe von gewerblichen Werkstätten ermöglicht; dies erfolgreiche Vorgehen, durch das ohne kostspielige Gründung von Gewerbeschulen den Frauen eine gediegene Berufsausbildung geboten wird, sollte namentlich für kleinere Städte vorbildlich werden; um so mehr, als mit Aufwendung verhältnismäßig geringer Mühen den Frauen auf diese Weise eine praktische Vorbildung zugänglich gemacht wird, die der Schulung männlicher Lehrlinge durchaus gleichsteht.

Zu den weiteren Unternehmungen des Vereins für Fraueninteressen gehört die Gründung einer Rechtsschutzstelle und einer Auskunftstelle für Wohlfahrtseinrichtungen, für deren Leitung Fräulein Freudenberg mit klarem Blick und sicherem Urteil geeignete, sozial durchgebildete Persönlichkeiten aus dem Kreis ihrer Vereinsmitglieder gewonnen hat. Die Münchener Auskunftstelle unternahm auch, dem Beispiel der „Berliner Auskunftstelle der Deutschen Gesellschaft für ethische Kultur“ folgend, die Veröffentlichung eines Auskunftsbuches über die Wohlfahrtseinrichtungen Münchens, das sich in den

Kreisen der städtischen Verwaltungsbeamten wie aller mit Wohlfahrtsbestrebungen beschäftigter Vereine große Anerkennung erworben hat.

Dem Verein wurde auch eine Vertretung in der Verwaltung der weiblichen Abteilung des städtischen Arbeitsamtes eingeräumt; ein Beweis dafür, daß sein Wirken auf kommunalem Gebiet gewürdigt wird. Das geht auch daraus hervor, daß Ika Freudenberg bei der Konstituierung des Vereins für Verbesserung der Arbeiterwohnungen in den Vorstand gewählt wurde, der sich im übrigen aus leitenden Organen der Stadtverwaltung und bekannten Sozialpolitikern zusammensetzt.

Um immer weitere Kreise Münchens für die Frauenbewegung zu gewinnen, sind seit der Gründung des Vereins allwöchentlich Vortragsabende oder öffentliche Versammlungen veranstaltet worden, die auch zu politischen und Tagesfragen Stellung nehmen und sich lebhaftester Teilnahme erfreuen. Es muß als ein besonderes Charakteristikum der Münchener Frauenbewegung hervorgehoben werden, daß es ihr gelungen ist, die Anteilnahme von Männern, Gelehrten, Künstlern und Industriellen für ihre Arbeiten zu gewinnen.

Einen größeren Rahmen sollte der bayerischen Frauenbewegung, die fast ausschließlich auf wenige Großstädte beschränkt war, der erste bayerische Frauentag geben, der auf Veranlassung von Ika Freudenberg und unter ihrer Leitung im Frühjahr 1899 in München stattfand. Der Aufforderung dazu, die an Vereinsvertreter und Privatpersonen in allen Orten Bayerns gerichtet wurde, entsprach eine überraschend große Zahl von Frauen, die bis dahin keinerlei Beziehungen zur organisierten Frauenbewegung gepflegt hatten. Als praktischer Erfolg ging aus den Anregungen des Frauentags die Gründung von Ortsgruppen des Vereins für Fraueninteressen in allen Teilen Bayerns hervor, Ortsgruppen, die sich selbst in kleinen Städten, wie Landau, Neustadt, Pirmasens, Kaiserslautern, Frankenthal u. s. w. einer verhältnismäßig großen Mitgliederzahl erfreuen. Zur Fortführung dieser wohl gelungenen Propagandathätigkeit wurde die weitere Abhaltung von bayrischen Frauentagen beschlossen, über deren zweiten in Nürnberg (April 1901) in dieser Zeitschrift berichtet worden ist.

Eine unmittelbare Folge des Frauentags in München selbst war die Gründung des Vereins für Landkrankenpflege, der den traurigen hygienischen Mißständen unter der Landbevölkerung Abhilfe bringen soll, und die Gründung des ersten Kellnerinnenvereins in Deutschland, der im besonderen auf eine Hebung des Standes durch Agitation für eine bessere gesetzliche Regelung des Kellnerinnenwesens hinzielt. In den Vorständen beider Vereine ist Ika Freudenberg vertreten; ebenso in dem kürzlich gegründeten Zweigverein der „Internationalen Föderation“, der gleichfalls sein Entstehen einer Anregung des Vereins für Fraueninteressen verdankt. Wenngleich es ihr gelungen ist, für die leitenden Stellen bei all diesen Organisationen selbständige Arbeitskräfte zu gewinnen und zu schulen, so arbeitet sie doch selbst mit unermüdlicher Schaffenskraft bei all diesen Neugründungen und Veranstaltungen ihres Vereins praktisch mit, bis jede Organisation sich auf Grund mehrjähriger Erfahrungen eine gesicherte Grundlage geschaffen hat.

Durch ihr Wirken für die Zulassung der Münchener Frauen zur öffentlichen Waisenpflege, der bald auch ihre Beteiligung an der Ausübung der gesetzlichen Armenpflege folgen soll, hat Ika Freudenberg auch in Bayern die offizielle Eingliederung der Frauen in die kommunalen Ämter endlich einführen helfen.

Mit den Arbeiten der Frauenbewegung in Deutschland und dem Auslande ist Ika Freudenberg durch vielfache Beziehungen verknüpft. Sie nahm am Internationalen



grundlegend in Berlin 1891 ist), wurde in der Frauenzeitschrift auch der Wunsch an Frauenvereine und alle Frauenvereine, auch jede in der Teilnahme an den Kongressen der Bewegung in anderen Orten teilhaft der Bewegung in München werden. Das wird später in dem Artikel mit dem Titel: „Die Frauenbewegung in München“ (1894) zu sehen sein.



Die Frauenbewegung.  
Frau Anna Maria Schmitt, München.

eingeführt hat. Die wichtigste, wichtigste Aufgabe, die größte Arbeit, die die Frauenbewegung haben ist, auch in der Zukunft die Arbeit der Frauenbewegung zu machen, die sie in München haben werden haben, die Frauenbewegung eine wichtige Aufgabe zu haben, die Frauenbewegung in München haben werden zu machen, und so zu einem gewissen und vollständigen Leben in der Frauenbewegung München zu machen.

# Krank.

Novelle

FERN

Helene Christaller.

Nachdruck verboten.

„Kranke Menschen sollten nicht leben, sie sind ein Schaden für die Gesellschaft — also fort!“ Es war ein sanft aussehender, schwächlicher Mann mit einem weichen Mund, der diese harten Worte sprach.

Das junge Mädchen, an das sie gerichtet waren, fuhr erschrocken zusammen; Thränen schimmerten in den kindlichen blauen Augen.

„O nicht so, sage das nicht, es schmerzt mich,“ wehrte sie ab. Ein unbestimmtes Angstgefühl preßte ihr das Herz zusammen.

„Ja, das ist so eure Art, dieses schwächliche Mitleid; als ob Menschen so kostbar wären!“

„Du bist gar nicht so hart, wie du sprichst,“ sagte sie, sich zärtlich an ihn schmiegend.

„Wenn ich könnte, wie ich wollte — du solltest sehen, daß ich konsequent handeln würde.“

Sie schaute ihn an, wie er so vor ihr stand mit seinem blonden Christusgesicht, aus dem die Augen nur jetzt mit einem scharfen, kalten Blick sich in die frommen blauen des Mädchens bohrten.

„Ich glaube dir's nicht.“

Er machte sich ungeduldig von ihr los: „Das sollte meine Braut nicht sagen.“

„Sage, würdest du mich nicht lieben, wenn ich weniger gesund wäre?“

„Das ist eine thörichte Frage; ich liebe dich, wie du jetzt bist; wie es gewesen wäre, wenn das und jenes anders wäre — wer kann das sagen?“

„Wirst du mich weniger lieben, wenn ich einmal krank werde?“

„Aber Hanna, frage doch kein so kindisches Zeug,“ wick er aus.

„Es ist gar nicht kindisch, Otto, ich muß es wissen,“ ihre Stimme klang von verhaltenen

Thränen; „denn sieh, es könnte doch —“ und sie schluchzte auf.

„Aber Liebchen, rege dich doch nicht auf, ich liebe dich ja; bist du nicht schön und gesund, ein prächtiges Weibchen, und ich kann's gar nicht erwarten, bis dieses kleine Prachtexemplar mir ganz angehört.“ Er küßte ihr die Thränen von den Augen, sie ließ es still und nachdenklich geschehen und meinte ernst:

„Wie viel lieber haben wir Frauen doch euch, als ihr uns!“ Er hatte seinen Arm um sie geschlungen, und sie erwiderte seine Küsse heiß und in schmerzvoller Hingabe; in den Augen aber lag es wie ein stummes, schlafendes Leid.

\* \* \*

„Mütterchen, Mütterchen, tanz mit uns,“ klang der jubelnde Chor von frischen Kinderstimmen, und vier schöne, blühend aussehende Aelche drängten sich um eine junge Frau, die, im Lehnstuhl zurückgesunken, einen kräftigen Säugling an der Brust hatte.

Müde lächelte die Mutter. „Später, wenn ich ausgeruht habe.“

„Bist du denn müde? Es ist ja noch nicht Abend!“ meinte die blondhaarige Aelteste, die der Mutter so sehr glich.

„Ist dir nicht gut?“ fragte Otto, der, den Gartenweg herunterkommend, die letzten Worte seines Kindes gehört hatte, und blickte seine Frau ärgerlich forschend an.

Ein tiefes Rot stieg in das jugendliche Gesicht Hannas. Sie zwang sich zu einem muntern Lachen und erhob sich mit dem Kleinen, um es in sein Bettchen zu legen.

„Wenn ich nicht den ganzen Tag mit der Gesellschaft tobe und tanze, dann soll ich

gleich krank sein. Allons, kleines Volk, tanzt jetzt allein!"

"Ich wollte dich zum Spaziergang abholen, Hanna."

"Bei der Hitze?" Sie war jetzt wieder blaß geworden.

"Seit wann fürchtest du denn die Hitze wie ein verzärteltes Stadtdämchen? Mir macht sie nichts, das weißt du ja."

"Nun, mir auch nicht," erwiderte Hanna, "hole deinen Hut, ich bin fertig."

Sie blieb einen Augenblick allein unter den hohen Tannen. Das Kind im Wagen war eingeschlafen. Hanna lehnte sich erschöpft an den epheubewachsenen Stamm; ihr war elend zu Mut, und nicht erst seit heute. Sie legte die Hand auf die schmerzende Stirne: wenn nur Otto nichts merkt, es wäre schrecklich! Nur gesund bleiben, darauf hatte sie die ganze Energie ihres Willens gerichtet, die Jahre her. Sie war immer kräftig gewesen, nach jedem Kind war sie schöner geworden; und wie prächtig entwickelten sich die Kleinen, die rasch hintereinander gekommen waren.

Wie stolz war Otto auf ihre Gesundheit — neulich noch sagte er zu einem Freund: „Meine Frau ist gut, klug und gesund.“

„Daß du schön bist, habe ich ihm nicht gesagt, das mag er selber sehen," und zärtlich und froh hatte er sie geküßt.

Ein heimliches Schuldbewußtsein war sie seit dieser Zeit nicht los geworden. Gesund? War sie auch noch gesund? Welch eine plötzliche Schwäche überfiel sie oft und machte sie unfähig zu allem. Ach, und wie schwer war es, dies vor dem Manne zu verbergen. Wie zwang sie sich zur Munterkeit, wenn Schmerzen, ihr, ach, so ungewohnt, den Körper durchwühlten. Und die schlaflosen Nächte, wenn der kleine Gerhard nach Nahrung schrie, und der gewohnte Quell versiegt war. Auch heute Nacht wieder. Ärgerlich war Otto aufgewacht von dem Geschrei.

"So gib ihm doch zu trinken!"

"Er nimmt die Flasche nicht," hatte sie schluchzend entgegnet.

"Die Flasche? Ja, kannst du nicht . . .?"

"Er braucht so viel mit seinen sechs Monaten."

"Aber bei den andern . . ."

"Die waren nicht so kräftig und groß."

"Ja, es ist ein Brachtsbengel."

Befriedigt hatte sich der Vater wieder auf die Seite gelegt und war eingeschlafen.

Hanna hatte noch lange wachgelegen, im Arm das eingeschlafene Kind. Als sie einzuschlummern begann, war die zweijährige Edith aufgewacht mit einem Jammerlaut; sie zählte gerade. Hanna faßte beruhigend die Hand des Kindes, dessen Bett dicht neben dem ihren stand und begann zu singen: „Die Wollschäfchen ziehen". Ach, sie war so müde; die hohen Töne brachte sie kaum heraus, der Gesang erstarb im Murmeln. Die Kleine rührte sich wieder. „Singen!" Und so war es fortgegangen, die ganze Nacht. Aber sie wollte es gern aushalten, wenn sie nur leistungsfähig blieb, und wenn sie nur alles vor Otto verbergen konnte. „Kranke Menschen sollten nicht leben," und noch manche ähnliche Äußerung klang ihr immer noch in den Ohren.

"Kommst du jetzt?" Otto war unbemerkt herangekommen.

Sie fuhr erschreckt zusammen. „Ja, ich bin fertig." Sie setzte rasch den großen, weißen Hut auf das lockige, blonde Haar und schied sich zum Gehen an.

"Wie hübsch du aussiehst!" Er faßte ihr Gesicht in seine beiden Hände. „Du mit deinem zarten, weißen Häutchen! Aber ein bißchen schmaler sind deine Wäddchen als früher."

"Dafür sind die Gerhards um so dicker und rötter."

Ihre blauen Augen schimmerten feucht, und sie wandte den Blick vor den forschenden Augen des Mannes.

"Betrügerin," sagte sie sich, und schmerzhaft zog sich ihr Herz zusammen.

Sie traten aus dem schattigen Garten. Draußen brütete die Sonne auf der weißen, staubigen Landstraße, die durch die reisenden Ährenfelder führte.

Otto war sehr lebhaft; er setzte seiner Frau seinen neuesten Roman auseinander: ein Vater, der sein mißgestaltetes Kind tötet. Hanna hörte die Worte nur wie aus weiter Ferne; mühsam schleppten sich ihre Füße vorwärts; der Saum des weißen Kleides schleifte im Staub.

Näberrollen ließ sie aufsehen. Von einem kräftigen Braunen gezogen, rollte ein schäbig aussehender Einspanner hinter ihnen drein, große Wolken aufwirbelnd.

„Doktor Caber,“ rief Otto und zog grüßend den Hut.

Der Wagen hielt. Ein weißhaariger, rotbäckiger, alter Landarzt mit einem sonnenverbrannten Panamahut saß darin und lutschierte selber.

„Donnertwetter, Herr Doktor der Philosophie, was rennen Sie denn mit Ihrem zarten Weibchen in der Sonnenhitze herum? Gleich steigen Sie zu mir in den Wagen, ich fahre nach Waldhaus, das ist ein schöner, schattiger Weg.“

„Ach ja,“ dankbar blickte Hanna ihn an. Ihr Gesicht war merkwürdig blaß trotz der Hitze. Sie stiegen ein.

„Nun, Sie kleine weiße Frau, wie geht's,“ fragte der Doktor gemütlich, nachdem sich sein Pferdchen wieder in Trab gesetzt hatte, „was macht Prinz Gerhard und Fräulein Ilse? Hat Edith ihren letzten Badenzahn?“

„Danke, sie sind alle wohl,“ lächelte Hanna, „Edith ist etwas unruhig, und Gerhard wird täglich dicker und wilder.“

„Und seine Mama blässer und sanfter.“

„O nein,“ wehrte Hanna, „das ist nur die Hitze jetzt.“ Forschend blickte der Arzt sie an. Ein heißes Rot stieg in ihre Wangen; der Doktor pfiß leise vor sich hin.

„Wie ein junges Mädchen sieht sie aus, nicht, Doktor?“ meinte Otto. „Wenn ich so die armen Ehemänner ansehe, die mit fränkischen, nervösen Frauen und schreienden Kindern geplagt sind . . .“

„Woran sie meistens selbst schuld sind,“ brummelte der Arzt.

„Zum Davonlaufen wäre das für mich; ich glaube, ich müßte das Schriftstellern ganz aufsteden, alle Stimmung wäre futsch,“ fuhr Otto fort.

„Wo kommen Sie denn eben her?“ lenkte Hanna das Gespräch ab.

„Von Bäder Frommers. Auch so eine trübselige, aussichtslose Sache; ein sieches Weib, unerzogene Kinder, verlotterter Haushalt.“

„Dem Mann wär's auch zu gönnen, wenn

die Frau sterben wollte,“ bemerkte Otto hart; „der sollte wieder heiraten können, eine gesunde Magd, es käme Zug ins Haus und Geschäft. Siechtum sollte ein Ehescheidungsgrund sein!“

„Wohl nur für den Mann?“ bemerkte Hanna ein wenig bitter.

„Sieh da, eine Frauenrechtlerin?“ neckte der Arzt.

Hanna lächelte schwach und atmete nun tief auf, als der herrliche Wald sie in seinen Schatten aufnahm. Die Männer begannen von Politik zu sprechen, indes sie verstummt im Wagen zurücklehnte und ihrer Mattigkeit nachgab. Auf weichen Waldwegen rollte der Wagen fast unhörbar unter den hohen Buchenkrönen hin, durch die goldige Sonnenreflexe auf den moosigen Boden fielen. Eintönig plätscherte die Rede der beiden Männer, und dumpf tönte das Rollen der Räder. Hanna schlief.

\* \* \*

Otto war verreist für zwei Tage; Hanna lag im Liegestuhl unter den Tannen im Garten.

„Wir kochen heut nur Reisbrei, weil der Herr doch fort ist“, hatte sie das Mädchen angewiesen, „so kannst du mit den Kindern ein bißchen spazieren gehen.“

Nun war sie ganz allein; eine köstliche Stille beruhigte die vom Rinderlärm angegriffenen Nerven. Sie streckte sich bequem aus und schloß die Augen. Ein leichtes Lüftchen hatte sich aufgemacht und wehte ihr die blonden Locken in die Stirn. Eine Duftwolke von blühenden Rosen hing in der Luft, Schwarzköpfchen zwischerten in den Zweigen über ihr, ein Eichhörnchen huschte den rissigen Stamm der Weymouthskiefer hinan, von der Harz in der glühenden Hitze abtropfte.

Da ertönten Schritte. Erschrocken öffnete die Ruhende die Augen und sah den Doktor vom Haus herkommen, wo er vergeblich angeläutet hatte.

„Liegen bleiben, Frauenchen, nur liegen bleiben,“ wehrte er, als Hanna sich erheben wollte.

„Mein Mann ist leider fort.“

„Weiß ich schon, drum komm ich grade. Nämlich — ohne Umschweife — Sie gefallen mir nicht.“

„Das ist mir aber leid,“ versuchte sie zu scherzen.

„Ich muß ein ernstes Wort mit Ihnen reden. Sie sind krank; ich habe Sie schon seit einem halben Jahr beobachtet. Bilden Sie sich nur nicht ein, daß Sie mich mit Ihrer forcierten Munterkeit täuschen können, wie Ihren mit Blindheit geschlagenen Mann.“

Hanna schwieg still und blickte vor sich hin.

„Wollen Sie mir nicht vertrauen? Ich bin doch ein alter Freund, und ich mein's, weiß Gott, gut mit Ihnen.“ Seine Stimme zitterte leicht.

Hanna streckte ihm die Hand hin. „Ich weiß es, und ich will alles thun; nur sollen Sie mir versprechen, meinem Mann nichts zu sagen.“

„Ich weiß nicht, ob es möglich ist.“

„Es muß sein,“ beharrte Hanna; „was durchaus nötig ist, soll er durch mich erfahren.“

„Nun gut, jetzt lassen Sie sich verhören.“

Die Untersuchung war beendet; fragend hingen die Augen der jungen Frau an den Lippen des Arztes. Er schwieg und putzte umständlich an seiner Brille.

„Werde ich wieder gesund werden?“ Es sollte ruhig klingen, aber eine tiefe Angst klang in der Stimme.

„Wenn Sie sich recht schonen, wird sich die Sache schon machen.“

„Bestimmt?“

„Wenigstens so, daß Sie ein ganz erträgliches Dasein haben werden.“

„Ein erträgliches Dasein!“ Hanna seufzte tief auf.

„Größte Schonung aber ist nötig, und dann — keine Kinder mehr. Ihre Kräfte sind total erschöpft; den Gerhard gewöhnen Sie nur gleich ab, Sie haben unvernünftig gehaust.“

„Und wenn doch wieder . . .?“

„Das halten Sie nicht mehr aus.“

„Das halte ich nicht mehr aus.“ Sie sprach wie im Traum. „Dann werde ich wohl sterben?“

„Ja, dann werden Sie sterben. Aber sonst brauchen Sie sich gar nicht zu ängstigen, Sie können noch uralt werden; nur eben

Vorsicht, Schonung, viel liegen, kräftig essen, im Sommer in ein Bad — und sich die Kinder mit ihrem Lärm möglichst vom Leib halten.“

„Ich ängstige mich nicht, Doktor, und ich danke Ihnen für Ihre Aufrichtigkeit. Und nicht wahr, Ihr Versprechen werden Sie halten — von Ihrer Seite kein Wort zu meinem Mann — ich weiß, es wäre ihm sehr unangenehm.“

„Ach was, schonen Sie Ihren Mann nicht so, schonen Sie lieber sich, das ist gescheiter,“ polterte der Arzt.

„Lieber Doktor, das verstehen Sie nicht.“

Der Arzt erhob sich. „Nun, behandeln Sie Ihren Mann wie Sie für gut finden, nur lassen Sie sich von mir behandeln, wie ich für gut finde.“

Hanna streckte ihm die Hand hin. „Ich danke Ihnen.“ Ihre Stimme klang fest, aber eine Thräne schimmerte in den traurigen Augen.

„Sie sind ein tapferes Frauchen, Ihr Mann kann froh an Ihnen sein;“ er legte seine Hand lieblosend auf den Scheitel der jungen Frau.

„Meinen Sie?“ Die Thräne löste sich und rollte schwer über die blassen Wangen. „Siechtum sollte ein Ehescheidungsgrund sein.“

„Dummheit, das glauben Sie ihm nur nicht; jetzt schlafen Sie ein bißchen, nicht? Und die schweren Gedanken verjagen! es wird noch alles gut.“

Sie lächelte ihm mühsam unter Thränen zu. Er entfernte sich eilig und murmelte leise vor sich hin: „Armes, liebes Ding.“

Hanna schaute ihm nicht nach.

Dann werde ich sterben — Gott sei Dank — dann werde ich sterben. Ich muß also nicht ewig ihm zur Last sein; wie gut ist's, daß ich sterben kann.

Träumend blickte sie in das dunkle Grün der Tannen über ihrem Haupt. Sie fühlte sich plötzlich der Natur so nahe, mit allen Sinnen sog sie die Schönheit des Sommermorgens ein. „Mein letzter Sommer,“ dachte sie. Die Weymouthskiefern schimmerten bläulich in der Sonne, es roch nach Harz und heißen, trocknen Tannennadeln. Schmetterlinge gaukelten über der Wiese, die, von blühenden



Rosenhecken umgeben, sich vor ihren Augen ausbreitete.

Es ist doch schön auf der Welt, und wenn ich größer und mutiger wäre, wollte ich gern weiterleben; aber was habe ich meinem Manne zu bieten? Meine Schönheit wird bald geschwunden sein unter dem Einfluß der Krankheit, mein Frohsinn ist fort, meine Thatkraft gelähmt; ich gehöre zu denen, die man entbehren kann. Ja wenn ich sehr klug wäre und bedeutend oder talentvoll, dann könnte ich Otto Ersatz geben; — ich habe nur meine Liebe, die will ich ihm beweisen. — Ob Sterben schwer ist?

Sie hatte noch nie an einem Sterbebett gestanden. Aber ihr war's, als könne sie es ahnen, dieses Erlöschen, Sichauflösen, so schwach fühlte sie sich.

Ein Sonnenstrahl gleitet über ihr weißes Kleid; sie hält die blassen, schmal gewordenen Hände in den warmen Schein, daß das Blut purpurrot durchleuchtet; der goldne Reif sitzt nur lose an dem zarten Finger; er funkelt in der Sonne.

Von der Straße hört sie die Stimmen ihrer heimkehrenden Kinder.

Meine lieben, lieben Kinder — ach es ist doch schwer — ich wünsche euch eine frohere, gesündere Mutter als ich bin. Sie kann den Thränen nicht wehren.

Zubelnd stürmt die frohe Schar den Gartenweg herauf mit großen, ungeordneten Sträußen. Wie hübsch sie sind, Gertrud mit dem roten Mohnkranz im dunkeln Haar und Ilse mit den blauen Kornblumen! Ihr Mutterherz klopfte stolz. Ich habe doch etwas Gutes geleistet auf Erden. Hans führt die müde Edith im Kinderwagen, das Mädchen trägt den weinenden Gerhard.

„Er hat Hunger,“ sagt sie verschmigt lächelnd und legt ihn der Mutter in den Schoß. Sofort wird er still und schaut aufmerksam zu, wie die Mutter an ihrem Kleid nestelt. Das Mädchen ist ins Haus gegangen, die Kinder fangen Schmetterlinge auf der Wiese. Der Kleine trinkt mit Begier; seine großen dunkelblauen Augen sind auf die Mutter gerichtet, die ihm zulächelt. Seine kleinen Händchen tasten in der Luft herum, bis die Mutter sie sanft in die ihrigen nimmt.

„So, mein Bürschchen, das ist vielleicht das letzte Mal, nun trink dich nur satt.“ Zärtlich streicht sie ihm über das flaumige blonde Köpfchen.

Der Kleine lächelt an der Brust und trinkt weiter. Segnend ruhen der Mutter Augen auf dem Kind.

Der Abend war hereingebrochen, die Kinder lagen im Bett; man hörte noch ihr Plaudern durch die offenen Fenster in dem Garten. Hanna lag noch auf ihrem alten Platz. Silberner Mondglanz erhellte den Garten; nur unter den Bäumen war's finster. Nachtfalter huschten um ihr Gesicht, eine Eule schrie in dem hohen Baumtippel.

Hanna wartete auf ihren Mann. Ihre Gedanken gingen noch einmal durch ihr ganzes Leben.

Ist kein Ausweg, muß es sein? Sie faltete die Hände und schaute nach dem sternfunktelnenden Himmel. Sie glaubte nicht an ein höheres Walten, mit ihrem Mann war sie Materialistin geworden: „Dein Gott sei mein Gott“, und doch war ihr, als ob ihre Seele nun beten müsse.

„Wenn ich irre, so irre ich aus Liebe,“ flüsterte sie leise.

„Und aus Stolz“, mahnte eine leise Stimme in ihrem Gewissen.

„Ja, auch aus Stolz“, gab sie zu. „Mein Stolz sträubt sich herunterzusteigen, geduldet zu sein, Barmherzigkeit zu empfangen statt Liebe. Diese Demütigungen — nein, die halte ich nicht aus, selbst von Otto nicht, grade von ihm nicht.“

Vom Nachbardorf tönten die Abendglocken herüber, man hörte sie deutlich in der Stille der hereinbrechenden Nacht. — Ja, wenn ich glauben könnte, dann würde ich leben. —

Die Kinder waren verstummt, aus einem Nachbarhaus schimmerte Licht; man sah's durch die hohen Akazienbäume; ein Kind weinte, und eine ungeduldige, jammernde Frauenstimme schrie: „So sei doch still, ich kann's ja nimmer hören; bist still oder . . .“ Dort wohnte die fränkliche Frau Psrommer.

Wie grob sie gegen das arme Ding ist, dachte Hanna, und sieht doch sonst so sanft aus. Werde ich je einmal so gegen meine

Kinder . . . ach Gott, Krankheit macht reizbar.

Nun ertönten Schritte auf der nächtlichen Straße. Sollte das Otto . . . ? Ihr Herz pochte zum Berspringen, sie erhob sich lauschend; die Schritte kamen näher.

„Otto?“ zitterte es fragend von ihren Lippen.

„Er ist's! Ja, Liebchen, bist du noch unten?“

Sie flog aus dem Dunkel heraus; ihr weißes Kleid schimmerte im Mondlicht. „Otto!“ Sie hing an seinem Hals. „Ich hab' mich so nach dir gesehnt;“ ihre Stimme bebte von Liebe und Schmerz.

„Ja, Hanna, das ist aber ein schöner Empfang, da muß ich wohl öfters fortgehen?“

Wortlos schmiegte sie sich an seine Brust.

„Hat mich denn mein Weibchen so lieb?“

Er küßte sie auf das lockige Haar und suchte ihr in die Augen zu sehen.

„Lieb? lieb zum Sterben,“ schluchzte sie leidenschaftlich.

„Nicht zum Sterben, zum Leben,“ und mit starkem Arm hob er die leichte Gestalt auf und trug sie im Triumph ins Haus.

\* \* \*

Es war ein später, regnerischer Frühlingsabend. In Ottos Studierzimmer warf eine grünverhangene Lampe gedämpften Schein auf den Schreibtisch; doch der Sessel davor stand leer. Otto lehnte am offenen Fenster und schaute dem raschen Flug der schwarzen Wolkengebilde zu, die vom Sturm gepeitscht am nächtlichen Himmel dahinjagten.

Er war voller Unrast, kein Gedanke wollte in seinem Kopf haften, als immer nur der eine: wenn es doch schon vorüber wäre! Im Nebenzimmer war es still; manchmal sprach eine Frauenstimme einige Worte, die Otto nicht verstand, oder behutsame Schritte, wie sie schwere Sohlen auf Parkettboden hervorbringen, waren vernehmbar.

Über seinem Haupt im oberen Stod tönte schon seit einer Viertelstunde das dumpfe Rollen des Kinderwagens, in dem der kleine Gerhard nicht recht schlafen wollte. Das Mädchen war für heute und die kommenden

Wochen oben im Gaszimmer mit den Kindern einquartiert.

Der Frühlingssturm heulte um das Haus und warf dem Lauschenden große, warme Regentropfen in das Gesicht. Eine unendliche Bangigkeit ergriff ihn; es lag in der Luft, in dem Rätzen der vom Wind geschüttelten Tannen, es lauerte in den dunkeln Ecken des Zimmers. Otto riß den grünen Schleier von der Lampe, hell strahlte ihr Licht und segte aus den finsternen Ecken alle Spulgestalten.

Er blickte auf die Uhr — bald Mitternacht. Mit zögernden Schritten näherte er sich der Thür und öffnete einen Spalt; eine Wolke von Karbolgeruch schlug ihm entgegen.

„Frau Bendler?“

„Ja, Herr Doktor?“

Eine kleine, magere Frau schlüpfte durch die Thür und schloß sie. Sie blickte den Mann mit ängstlichen, runden Augen an und meinte: „Sollte man nicht den Arzt . . . ? Er braucht eine gute halbe Stunde, bis er hier ist.“

„Steht es schlimm?“ fragte er erschreckt und wurde blaß.

„Nein, das nicht — ich weiß nur nicht — Herr Doktor, ach, mir ist's gar nicht recht zu Mut wie sonst. Die Frau Doktor ist so still und ernst, sie macht gar keine Scherze wie sonst. Wenn ich denke beim Gerhard, ach, was haben wir da gelacht, noch ganz kurz vorher. Wissen Sie“ — und sie blickte sich scheu um, — „mir ist's immer, als schaue jemand zum Fenster herein.“

Draußen ertönten Schritte auf der Treppe, und gleich darauf ging die Thür auf; mit verstörtem Blick, im Nachjäckchen und Unterrock stand Paula, das Mädchen, da.

„Herr Doktor, oben im Zimmer ist auf einmal die Uhr stehen geblieben, und ich hab' sie ganz bestimmt aufgezo-gen.“

Dem Mädchen klapperten die Zähne vor Aufregung.

„Ach Gott, ach Gott,“ begann die Hebamme zu jammern.

„Schwägen Sie doch keinen solchen Unsinn.“ Otto wurde ganz nervös, die Frauen steckten ihn an, er kam sich so verlassen unter ihnen vor, so hilflos und ungeschickt. „Ziehen Sie



Er brach an ihrem Bett zusammen. Sanft fuhr sie mit der Hand über seine Haare.

„Otto, Lieber, es ist doch am besten so.“

„Nein, nein, tausendmal nein; ach, ich hab' es ja selbst nicht so gewußt, was du mir bist.“ Er schluchzte auf.

Ein stilles Leuchten ging über Hannas Gesicht. „Küsse mich;“ es kam wie ein Hauch von ihren Lippen.

Er bedeckte das weiße Gesicht mit heißen Küssen und Thränen.

„Jetzt laß mich schlafen.“

Sorgsam legte Otto das geliebte Haupt zurück, die blonden Locken lagen aufgelöst auf dem Kissen. Sie hatte die Augen geschlossen, ein ohnmachtähnlicher Schlaf war über sie gekommen. Er faßte sanft die zarten Hände

und setzte sich neben das Bett. Still verließ der Arzt das Zimmer.

Aus dem Nebenzimmer hörte man gedämpft das Weinen des Neugeborenen; der Frühlingssturm schleuderte prasselnd den Regen gegen die Fenster. Von Zeit zu Zeit durchfuhr ein Zucken den Körper der Sterbenden, es ward schwächer und schwächer — blieb aus. Ein Windstoß stieß das Fenster auf, das Licht flackerte und erlosch, Frühlingsodem füllte das dumpfe Sterbezimmer. Am östlichen Himmel dämmerte in zarter Röte der Frühlingsmorgen und warf seinen Schein in das dunkle Gemach.

Otto hatte das Gesicht in die blonden Locken seines toten Weibes vergraben, er betete — zu ihr.



## Maria von Jever.

Von

Gertrud Gräfin Bülow von Dennewitz.

Nachdruck verboten.

**S**aß einer verdienstvollen Frau ein öffentliches Denkmal gesetzt wird, gehört noch zu den Seltenheiten. Zwar genießen fürstliche Frauen in dieser Hinsicht einen durchaus nicht immer begründeten Vorzug; doch steht der Fall einer derartigen Ehrenerweisung für eine längst der Vergangenheit angehörende Fürstin gewiß vereinzelt da in unserer so ganz von den Tagesereignissen erfüllten Zeit. Im vergangenen Jahre trug sich in der Stadt Jever eine solche ungewöhnliche Begebenheit zu. Es wurde der hochverdienten Beherrscherin des einstigen Fürstentums von Jever, Maria, ein Standbild errichtet, das am Tage der vierhundertsten Wiederkehr ihres Geburtstages im Oktober 1900 feierlich enthüllt wurde.

Im Jahre 1454 hatte Kaiser Friedrich III. den Häuptling von Norden, Ulrich Cirksena, mit der damals erst gebildeten Grafschaft Ostfriesland belehnt. Diese umfaßte zwar auch das jetzige Jeverland, doch Graf Ulrich besaß nicht die Macht, den Häuptling von Jever zur Anerkennung seiner Oberhoheit zu zwingen, und ebensowenig gelang dies seinem Sohne Edzard bei Edo Winkten, dem raub- und fehdelustigen Sohne jenes Häuptlings; sie verkehrten miteinander auf gleichem Fuße. Edo hinterließ bei seinem Tode 1511 vier noch unmündige Kinder, einen Sohn, Christoph, und drei Töchter: Anna, Maria und Dorothea. Zu ihrem Vormund hatte er seinen Schwager, den Grafen Johann XIV. von Oldenburg, bestellt. Als der junge Christoph 1515 unerwartet starb, hielt Graf Edzard den Zeitpunkt für geeignet, um seine Ansprüche an die Herrschaft von Jever geltend zu machen. Er erschien mit bewaffneter Macht, doch angeblich als Freund der drei Fräulein, im Lande und wußte diese theils mit glatten Worten, theils mit Drohungen zu bereben, daß sie sich unter





sprüche geltend zu machen, doch ohne Erfolg; 1534 wurde in Brüssel das Urteil zu Gunsten der Fräulein von Jever gesprochen.

Zwei Jahre später starb Anna, und Maria erhielt die Alleinherrschaft.

Aber die Streitigkeiten nahmen damit noch immer kein Ende. Graf Enno versuchte nun den Weg der Intrigue und fand dazu einen Bundesgenossen in dem treulosen, von ihm wieder begnadigten Voing, der infolge eines Erbzufalls den Plan seiner Heirat mit Maria aufgab. Er scheute sich nicht, sich zum zweiten Mal des Verraths an der von ihm zur Gattin Erwählten schuldig zu machen, indem er sie überredete, einen Erbverbrüderungsvertrag mit Enno abzuschließen. Diesem Vertrag ließ er einen geheimen, ihr Interesse schädigenden Revers hinzufügen und unterzeichnete ihn in ihrem Namen.

Diese Erfahrung trug sehr dazu bei, Marias Gemüt vollends zu verbittern und sie mit tiefstem Haß gegen Ostfriesland zu erfüllen.

Im Jahre 1550, nach dem Tode Kaiser Karls, kamen drei holländische Gesandte nach Jever, nahmen der Herrscherin und der Landschaft zu Jever den Huldigungseid für König Philipp von Spanien ab und erklärten, daß Maria das Recht hätte, sich zu ihrem Erben zu bestellen, wen sie wollte. Sie sagte dazu ungeachtet ihres Erbverbrüderungsvertrages mit Ostfriesland den Grafen Johann von Oldenburg, ihren Großneffen, ins Auge. Nach einer glücklich überstandenen schweren Erkrankung erwählte sie ihre „Muhme“ Walburgis, die jüngste Tochter der ihr verwandten Gräfin von Nienburg, zu ihrer Erbtöchter, mit der Bedingung, daß sie die Gattin des Grafen Johann werde. Herzog Alba, der die Oldenburger begünstigte, bestätigte Marias Testament. Graf Johann gab am Sterbelager seiner Tante zum Schein seine Zustimmung zu der von ihr gewünschten Verbindung, obwohl er bereits andre Absichten im Schilde führte. Er trat nach Marias Tode, der am 20. Februar 1574 ihrem rastlos thätigen Leben ein Ziel setzte, die Erbschaft von Jever an, was zu weiteren erbitterten Kämpfen zwischen ihm und Edzard II. von Ostfriesland führte.

Im Staatsarchiv zu Jever ist ein Lebensbericht der Fürstin Maria niedergelegt, den sie 1572 von einem Geistlichen abfassen ließ. Das Schriftstück führt die damals übliche lange Aufschrift: „Vortekunge undt grundlicher bericht midt wath groter, elender verfolginge die wolgeborene undt edele Froeichen Maria geb. Doechter undt Fr. tho Jever e. c. t. von Ihr Genaden kindtlichen daegen an bes up dath jtzige 72te jar dorch krieck, ungelücke und doetlicher krankheit, livesgefahr bestanden und geleden, welches einem gutherzigen leser erbarmen möge“ etc. etc.

Sie trug Sorge, ihr Gedächtnis bei der Nachwelt zu erhalten und ließ deshalb im Chor der Stadtkirche ein kunstvolles Grabmal in Form eines Sarkophages errichten, — angeblich für ihren seit fünfzig Jahren verstorbenen Vater Edo Winten, den sie verloren hatte, als sie elf Jahre alt war —, doch in Wahrheit, wie es auch aus einer damaligen Urkunde hervorgeht, für ihre eigene Person. In dem Bericht eines Zeitgenossen heißt es nämlich von Maria: „sie ist daselbst in einem herrlichen Begrebnuß, darüber sie vor ihrem tödtlichen abgang ganzer vier Jahr arbeiten lassen, neben ihren Vorfahren mit gebürlicher solemnitet zur erden bestattet worden.“

Ein ihr nicht wohlwollender Beurteiler meint, daß der Antrieß zur Herstellung dieses Denkmals bei Maria der Rivalität gegen ihren Todfeind, Enno II., entsprungen wäre, dem von seiner Gemahlin in Emden ein prachtvolles und vielbewundertes Grabdenkmal gesetzt worden war.

Von ihrem Kunstsinne zeugt außerdem die herrliche, in Holz geschnitzte Decke im Audienzsaal des Schlosses, die noch heute eine Sehenswürdigkeit der Stadt Jever bildet.

Maria von Jever war nicht von tadellos lauterem Charakter und dürfte nicht als Vorbild sogenannter edler Weiblichkeit bezeichnet werden. Dennoch hat ihr Regiment segensreiche Spuren hinterlassen, die alle unheilvollen Wirren und Kämpfe überdauerten. Man kann sagen, daß sie mehr gelitten als gefehlt hat. Die Kunde ihres Todes rief im ganzen Lande aufrichtige Trauer wach. Und noch heute wird in Jever ihr Andenken hoch in Ehren gehalten. Ein Zeichen der Anhänglichkeit ist wohl in der

Sage zu erblicken, welche der Volksglaube gern an die Person eines geliebten und verehrten Landesoberhauptes zu knüpfen pflegt und so auch an diejenige des „Fräulein Maria“, nämlich daß sie nicht gestorben, sondern auf räthelhafte Weise verschwunden und verschollen sei. Es heißt, sie habe sich eines Tages in einen unterirdischen Gang ihres Schlosses begeben, nachdem sie befohlen, daß man bis zu ihrer Wiederkunft allabendlich die Glocken läuten solle. Sie sei aber nie zurückgekehrt. Zu ihrem Gedächtnis hat sich noch bis auf den heutigen Tag der Brauch des Abendläutens erhalten.

Sie war eine um das Wohl ihrer Unterthanen besorgte Regentin, wirtschaftete klug und sparsam, so daß sie über reichliche Mittel verfügen konnte. Besondere Verdienste erwarb sie sich durch Eindämmungen, Befestigungen und Bauten verschiedener Art. Die Rechtspflege förderte sie 1553 durch Verleihung eines neuen Stadtrechts. Sie ließ befähigte junge Leute auf ihre Kosten zu Wittenberg Theologie studieren und setzte schließlich noch in ihrem Testament die Mittel zur Gründung einer lateinischen Schule aus, an der „mindestens fünf gelehrte Gesellen“ angestellt werden sollten. Es ist das jetzige Mariengymnasium zu Jezer.

Wie traurig es aber dazumal um die Bildung der Bevölkerung stand, wie sehr der finsternste Aberglaube Verstand und Gemüt der Menschen beherrschte, davon zeugte der Umstand, daß auch zu Marias Zeiten dem Hegenwahn blutige Opfer dargebracht werden konnten.<sup>1)</sup>

Unter ihrer Regierung fand aber auch die Reformation Eingang in Jezerland. Zwar gewann der Pastor Heinrich Cramer aus Esens, der im Jahre 1524 dort die evangelische Lehre verkündigte, anfangs nicht die Gunst der drei fürstlichen Schwestern, und es wurde ihm sogar das Predigen verboten; doch später gelang es dem alten Rentmeister Kemmer von Seedyß, sie umzustimmen, und die Jezeraner wurden nachmals eifrige Anhänger der protestantischen Lehre.<sup>2)</sup>

Im Jahre 1836 fand in Jezer eine Jubelfeier statt zur Erinnerung an die vor dreihundert Jahren von Maria erteilte Stadtgerechtigkeit. Und wenn neuerdings die Bewohner des Jezerlandes zum Gedächtnis ihrer einstigen ebenso tapferen wie fürsorglichen Landesmutter ein Denkmal gestiftet haben, so begingen sie damit einen Akt pietätvoller Dankbarkeit.

Das überlebensgroße Bronzestandbild ist von dem Bildhauer Harro Magnussen ausgeführt und auf einem halbkreisförmigen Granitblock vor der Front des Mariengymnasiums aufgestellt worden. Das Gesicht der Figur, die in der kleidsamen altgriechischen Tracht sehr gefällig wirkt, ist dem Gebäude zugekehrt. Der Künstler hat der Fürstin sympathische Züge verliehen; doch zwei von ihr noch erhaltene Bildnisse, von denen eins sie in blühender Jugend, das andre im gebrechlichen Alter darstellt, lassen darauf schließen, daß ihre Gesichtszüge nichts Außergewöhnliches an sich hatten; auch ihr Wuchs soll unansehnlich gewesen sein.<sup>3)</sup>

<sup>1)</sup> Kurzer Abriss der Geschichte Jezerlands. Von H. H. Bornsand. Oldenburg. 1875.

<sup>2)</sup> ibidem.

<sup>3)</sup> Bemerkenswert ist, daß Jezerland später noch einmal von einer Frau regiert worden ist. Es fiel 1793 dem Fürstentum Anhalt-Zerbst zu und wurde dadurch Eigentum der Kaiserin Katharina II. von Rußland; deren Mutter, die damalige Fürstin-Administraterin Friederike Auguste Sophie, führte als Witwe des letzten Fürsten die Regierung im Namen der Erbin und ließ der Lateinschule zu Jezer sorgfältige Pflege angedeihen.

1814 kam das Land erst an Oldenburg.



# „Die Frauen wünschen es gar nicht“.

Eine Betrachtung zum Vereinsgesetz.

Von

Helene Lange.

Nachdruck verboten.

Die Petitionskommission des Reichstages hatte bekanntlich über eine Reihe von Petitionen zum Vereinsgesetz den Beschluß gefaßt, die Vereins- und Versammlungsfreiheit der Frauen nur soweit zu befürworten, als „die Berufsinteressen der Betreffenden“ in Frage kommen. Ob nun in den Plenar-Verhandlungen über diesen Beschluß diese oder jene Stimme zu Gunsten der Frauen erhoben wird, ob man über die Frauen-Petitionen zur Tagesordnung übergeht, ob man sie in dieser oder jener Form dem Aktenmaterial der Regierung überweist, worin ja allein in solchen Fällen das Recht des Reichstages besteht, das dürfte für die endgiltige Entscheidung der Frage gleichgiltig sein. Ist ja doch, wie versichert wird, eine reichsgesetzliche Regelung des Vereinsrechts vorläufig nicht in Aussicht genommen.

In den verschiedenen Rundgebungen zu der Frage erscheinen jedoch zwei Thatsachen diesmal besonders interessant und bemerkenswert. Die eine ist das Eintreten der „Gesellschaft für Soziale Reform“ für Aufhebung der für die Frauen geltenden vereinsgesetzlichen Beschränkungen, um einerseits den Arbeiterinnen eine unerläßliche Vorbedingung zu voller Vertretung ihrer Interessen zu verschaffen, andererseits die Mitarbeit der Frauen an den sozialpolitischen Reformbestrebungen in vollem Maße zu ermöglichen.

Es ist das erste Mal, daß eine Vereinigung von Sozialpolitikern der verschiedensten Richtungen, von Männern, deren Stellung zu den Forderungen der Frauenbewegung im übrigen zum Teil noch eine durchaus ablehnende ist, für dieses Recht eintritt. Vielleicht kann es keinen schlagenderen Beweis dafür geben, daß die Koalitionsfreiheit der Frauen nicht mehr ausschließlich als ein Programmpunkt irgendwelcher fortschrittlicher Theorien angesehen werden kann, sondern daß sie sich mit zwingender Notwendigkeit aus der gegenwärtigen Lage des wirtschaftlichen und sozialen Lebens ergibt, von welchen individuellen oder Partei-Gesichtspunkten man es auch betrachten möge.

Diese Notwendigkeit schien dagegen — so müssen wir wenigstens annehmen — keineswegs allen Mitgliedern der Kommission plausibel. Konnte man doch einen Effekt erzielen, indem man die Thatsache ins Feld führte, daß die Frauen selbst in ihrer Gesamtheit das Koalitionsrecht „gar nicht wünschen“.

Es ist gewiß eine überraschend neue Auffassung von der Stellung der Regierung zu den Regierten, wenn man annimmt, daß alle von „oben“ eingeleiteten und befür-

worteten Reformen nur auf den Wunsch der in Betracht kommenden Kreise geschehen. Wenn man die absolute Majorität der vom Schulzwang, Impfwang, Versicherungszwang u. s. w. betroffenen Volksschichten für die Einführung dieser Einrichtungen ausschlaggebend gemacht hätte, so würde die Regierung sie — nach dieser Argumentation — nicht haben treffen können. Überdies wird keiner, der auch nur oberflächlich in unser politisches Leben hineingesehen hat, sich der Thatsache verschließen, daß alles, was als „Wünsche“ des Volks an die Regierung herantritt, in Wirklichkeit nur die Forderungen einer relativ kleinen Anzahl von Interessenten darstellt, die von Parteipolitikern über ihre „Wünsche“ aufgeklärt und zu deren Vertretung bearbeitet wurden.

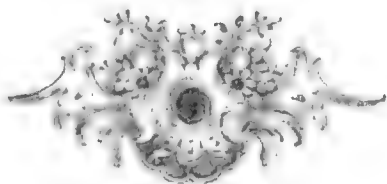
Objekte einer solchen aufklärenden Thätigkeit waren die deutschen Frauen aus naheliegenden Gründen noch niemals. Wenn also trotzdem eine Anzahl von Frauen, deren Zusammenschluß in Vereinen sie schon als bewußte Vertreterinnen ihrer Interessen zeigt, einen Wunsch an die Gesetzgebung äußert, so müßte solchem Wunsch als einer durchaus spontanen Kundgebung eines selbst empfundenen Bedürfnisses ein doppeltes Schwergewicht zugesprochen werden.

Die bequeme Beweisführung der Kommission ist übrigens als solche nicht neu. Sie wurde stets mit Vorliebe angewandt, wo man eine Klasse in sozialer und rechtlicher Gebundenheit zu halten wünschte. So war eins der Hauptargumente der südstaatlichen Sklavenhalter gegen die Abolitionisten: „Unsere Sklaven wollen die Freiheit nicht“. Und in der That war ihnen zwischen der Peitsche und den Reisköpfen der Wille zur Freiheit abhanden gekommen.

So aber steht es Gottlob mit den deutschen Frauen noch nicht. Wenn sie auch in vielem gefesselt waren und sind, das stolze Erbe deutscher Geisteskultur hat man ihnen nicht vorenthalten können. In ihm sind sie ganze Menschen geworden, die heute ihrer Pflicht nicht nur gegen ihre Familie, sondern auch gegen die Allgemeinheit gerecht werden wollen.

Das Bewußtsein dieser Verpflichtung ist auch bereits in einer weit größeren Zahl deutscher Frauen lebendig, als die Majorität der Kommission voraussetzen scheint. Als Dokument dafür mag die Petition gelten, die neuerdings von zahlreichen Zweigvereinen des Bundes deutscher Frauenvereine dem Reichstag eingereicht worden ist (s. „Zur Frauenbewegung“ in dieser Nummer), und die energisch den hier vertretenen Standpunkt zur Geltung bringt.

Wer heute dem Gedanken Ausdruck giebt, daß die untergeordnete soziale Stellung, die der physisch Starke der physisch Schwachen zuweist, für ihn selbst ein Hindernis in der Entfaltung seiner höchsten sittlichen Qualitäten geworden ist, wird bei den meisten Männern einem mitleidigen Lächeln begegnen. Es wird die Zeit kommen, da dieser Satz zu den sozial-ethischen Selbstverständlichkeiten gehören wird.







## Spitzenwäsche.

Von Anna Prud.

Nachdruck verboten.

Die Mode, jene launische Tyrannin, die heute verwirft, was sie morgen für chic und schön erklärt, hat aber doch ihre bevorzugten Lieblinge, denen sie die Treue hält. Zu diesen gehören die Spitzen. Sie teilen mit gutem Wein die Eigenschaft, mit der Zeit an Wert zu gewinnen, antike Spitzen stehen hoch im Preise, sie erben sich oft von Geschlecht zu Geschlecht fort, und wer im Besitze alter Spitzen ist, wird diesen Schatz schon aus Pietät zu erhalten streben. Die zarten, leichtverletzlichen Gebilde verlangen bei der Wäsche eine äußerst sorgsame, fachkundige Behandlung. Es empfiehlt sich daher, alle Spitzen, auch die minder kostbaren, durch eine geübte Spitzenwäscherin waschen zu lassen, man hat dann die Freude, die Sachen „auf neu“ wie der technische Ausdruck lautet, hergestellt zurück zu erhalten.

Alle Spitzen bedürfen vor der Wäsche einer gründlichen Durchsicht, die Schäden, auch die kleinsten, müssen sorgfältig ausgebessert werden. Je feiner, je kostbarer die Arbeit ist, desto mühsamer ist natürlich auch das Ausbessern. Wer darin vorzügliches leistet, kann auch eine hohe Bezahlung verlangen. Die Spitzenwäscherin muß über gute Augen und eine geschickte Hand verfügen; die Technik ist dann im einschlägigen Handarbeitsunterricht nicht schwer zu erlernen. Im Vettehaus wird entsprechender Unterricht erteilt; auch kann das Spitzenplätten hier erlernt werden.

Der Kursus für das Plätten dauert sechs Wochen, die Unterrichtszeit beträgt einmal wöchentlich drei Stunden. Am 15. Februar und am 15. August kann der Eintritt erfolgen. Einschließlich der Einschreibgebühren beträgt das Schulgeld 10 M.

Der Beruf der Spitzenwäscherin erfordert keine großen Ausgaben und läßt sich bequem im Hause ausüben. Soll er nicht nur als Nebenverdienst dienen, sondern die wirtschaftliche Selbstständigkeit sichern, so ist es ratsam, auch das

Spannen von Gardinen, Decken u. s. w. mit zu übernehmen.

Für kleine Städte dürfte es sich empfehlen, die Behandlung von gestickten Handarbeiten, von farbigen Battisten, das Auffärben, die Fleckenreinigung zu erlernen, um gegebenen Falles die Thätigkeit auf diese Gebiete ausdehnen zu können. In der Großstadt wird eine gewandte Spitzenwäscherin wohl ausreichende Beschäftigung finden. Große Waschanstalten beschäftigen zudem auch Spitzenwäscherinnen.

Das Waschen von bunten Stidereien, das Auffärben, Fleckenreinigung u. s. w. ist auch in systematischer Reihenfolge im Vettehause, Berlin SW., Königgräberstraße 90 zu erlernen. Der Kursus dauert nur einen Monat, der Unterricht wird zweimal wöchentlich mit je sechs Stunden erteilt. Es ist aber zu beachten, daß nur zweimal im Jahre ein derartiger Lehrcursus abgehalten wird. Man wende sich deshalb vorher mit einer Anfrage an die Registratur des Vettevereins. Das Schulgeld beträgt 16 M. einschließlich der Einschreibgebühren.

Ähnliche Institute befinden sich jetzt in den meisten größeren Städten, auch kann die Spitzenwäsche bei einer erfahrenen Spitzenwäscherin erlernt werden; das Ausbessern und Applizieren, das immer bei der Wäsche verlangt wird, kann auch im Privatunterricht geübt werden. Geprüfte, geschickte Handarbeitslehrerinnen, auch solche, die im Kunstgewerbe ausgebildet sind und das Spitzenstopfen verstehen, giebt es auch in Mittelstädten.

## Atelier für modernes Kunstgewerbe.

Fräulein Olga Schirlich, die auf der Ausstellung für moderne Kleidung in Leipzig 1901 die goldene Medaille für einen Entwurf zu einem modernen Kleide erhalten hat, eröffnete in diesem Winter ein Schülerinnenatelier in München (Adalbertstraße 88). Es wird dort Unterricht erteilt im Pflanzenzeichnen nach der Natur, im Entwerfen von Mustern für Tapeten, Buchschmuck,





Apotheke in Berlin eine Pepsin-Essenz hergestellt, welche Pepsin und Salzsäure im richtigen Verhältnis enthält, also dem Organismus durchaus nur zuträglich Stoffe, die man selbst ohne jeden Schaden kindlichen Individuen reichen kann. Ihre volle Wirkung entfaltet sie bei der Dyspepsie, bei der dyspeptischen Chlorose und Anämie, überhaupt bei allen Alterationen der Magenthätigkeit, die den Chemismus der Magenfunktionen betreffen, demnach bei fehlendem oder sehr stark herabgesetztem Salzsäuregehalt und mangelnder Peptonisation. Sowohl bei dem akuten wie dem chronischen Magencatarrh, bei der tuberkulösen Dyspepsie und dem Erbrechen leistet es vorzügliche Dienste und trägt zur Beseitigung dieser Leiden wie zur Anregung des Appetits und Hebung des Allgemeinzustandes bei. In vielen Fällen, in welchen bestimmte Arzneimittel, wie Bromkali, Eisenpräparate und andere nicht vertragen, resp. erbrochen wurden, bewährte sich die Pepsin-Essenz dadurch, daß diese Medikamente in Verbindung mit ihr gut vertragen wurden; damit stellt die Schering'sche Pepsin-Essenz in Fällen mangelhafter, durch das Fehlen von Pepsin bedingter Verdauung und ihrer störenden Folgen ein äußerst wirksames Unterstützungsmittel dar, das, in konkreten Fällen angewandt, nicht leicht versagen wird.

Es empfiehlt sich, dieselbe zu der Zeit anzuwenden, in welcher der Magen Pepsin absondert, d. h. während der Verdauung, also nach den Mahlzeiten (mittags und abends), und zwar nehmen Erwachsene jedesmal ein kleines Lilörglas, Kinder halb so viel.

\*

### Die Höhere Handelsschule für Mädchen zu Köln a. Rh.,

die seit Ostern 1900 besteht, erfreut sich der schönsten Erfolge und des besten Gedeihens. Die Anstalt, in ihrem inneren Aufbau und in ihren Zielen die erste und bis jetzt einzige ihrer Art, verfolgt den Zweck, jungen Damen aus den gebildeten Ständen, welche die zehnklassige höhere Töchterchule vollständig absolviert haben, zu jener umfassenden und gründlichen Ausbildung Gelegenheit zu geben, die sie zu thätiger Mitarbeit an den wirtschaftlichen und sozialen Aufgaben unserer Zeit befähigt und sie zugleich in den Stand setzt, sich in angesehenen, standesgemäß honorierten Stellungen jene persönliche Selbständigkeit und ethische Selbstbestimmung zu sichern, auf die ihr Stand und ihre Bildung ihnen Anspruch giebt.



## Zur Frauenbewegung.

Nachdruck mit Quellenangabe erlaubt.

\* Zur reichsgesetzlichen Regelung des Vereins- und Versammlungsrechts hat eine größere Anzahl von Zweigvereinen des Bundes Deutscher Frauenvereine nachfolgende Petition an den deutschen Reichstag eingereicht:

„Zu wiederholten Malen schon petitionierte der Bund deutscher Frauenvereine bei dem Hohen Reichstage um ein einheitlich, reichsgesetzlich geregeltes freies Vereins- und Versammlungsrecht, das, der wirtschaftlichen und sozialen Entwicklung entsprechend, die bisher bestehenden landesgesetzlichen Beschränkungen der Frauen aufhebt.

Der letzten dahin zielenden Petition des Bundes ist in der Kommissionsberatung nur durch den Beschluß Rechnung getragen worden, „sie insoweit zur Berücksichtigung zu überweisen, als den Frauen die Teilnahme an Vereinen und Versammlungen gestattet werden möge, wenn in diesen die Berufsinteressen der Betreffenden behandelt würden.“ —

Nach der Erklärung des Regierungs-Kommissars erkennt ein großer Teil der verbündeten Regierungen ein Bedürfnis für eine allgemeine, reichsgesetzliche Regelung des Vereins- und Versammlungsrechts nicht an, und hat aus diesem Grunde die Reichsverwaltung eine solche zur Zeit nicht in Aussicht genommen.

Es bleibt nun den durch die Petition vertretenen Frauen nur noch übrig, an das Plenum zu appellieren, in der Erwartung, daß die Majorität des Hohen Hauses diesem, der gegenwärtigen wirtschaftlichen und sozialen Lage der Frauen in

keiner Weise entsprechenden Beschlüsse nicht beitreten werde.

Thatsächlich würde die Ausführung des Kommissionsbeschlusses die Stellung der Frau dem Vereinsrechte gegenüber in keiner Weise verbessern. Denn

1. sind Berufsinteressen jeder Art so eng mit Fragen der Gesetzgebung und Verwaltung verknüpft, daß sie in ihrem vollen Umfange gar nicht erfolgreich vertreten werden können, ohne daß das Gebiet der „politischen Gegenstände“ beschritten wird. Die große Schwierigkeit, den Begriff der „Berufsinteressen“ zu definieren, würde die Frauen nur dem diskretionären Ermessen der Polizei ausliefern,

2. aber wäre durch die Ausführung des Beschlusses den Frauen das Gebiet nach wie vor verschlossen, auf dem ihre Mitarbeit von allen Einsichtigen gewünscht und geschätzt wird, ja, auf dem sie unentbehrlich ist: das Gebiet der sozialen Reformarbeit.

Man hat den Forderungen der Petenten die Thatsache entgegengehalten, daß sie keineswegs die Wünsche der Gesamtheit der deutschen Frauen, sondern nur die einer kleinen Zahl von Führerinnen der Frauenbewegung vertreten. Diesem Einwande gegenüber erlauben wir uns darauf hinzuweisen:

1. daß Regierung und Volksvertretung prinzipiell nicht von dem Gesichtspunkte ausgehen können, ob die in Betracht kommenden Kreise in ihrer Gesamtheit gewisse Rechte wünschen, sondern ob sie solcher Rechte zur Aufrechterhaltung ihrer wirtschaftlichen, sozialen und sittlichen Existenz bedürfen,

2. daß für die Beratung der Forderung nur die Frauen in Betracht gezogen werden können, die überhaupt in der Lage sind, die Bedeutung der Vereins- und Versammlungsfreiheit bzw. Beschränkung selbst zu erfahren, d. h. die berufstätigen und in sozialpolitischer Arbeit stehenden Frauen. Daß diese in ihrer Majorität für die vereinsrechtliche Gleichstellung der Frau eintreten, dafür sind die Petitionen der 70000 Mitglieder des Bundes deutscher Frauenvereine und die zahlreicher anderer Vereine von beruflich oder sozial arbeitenden Frauen ein überzeugender Beweis.

Wir sind überzeugt, daß der hohe Reichstag sich der Erkenntnis nicht verschließen kann, daß die Forderung gleicher Vereins- und Versammlungsfreiheit einem bringenden Bedürfnis weiter Volkstums entspricht, und richten deshalb an die Mitglieder der Volksvertretung nochmals die Bitte, durch Schaffung eines Reichsgesetzes allen weiblichen Reichsangehörigen dieses Recht zu gewähren."

\* Die Universität Jena wird vom 1. April 1902 ab Frauen als Hörerinnen der philosophischen Fakultät aufnehmen. Aufnahmebedingung ist der Nachweis mindestens des Lehrerinnenzeugnisses. Jena war seit längerer Zeit die einzige deutsche Universität, die noch in ihrer ablehnenden Haltung gegen die Frauen beharrte.

\* Das zahnärztliche Staatsexamen hat Fräulein Ida Freudenheim aus Königsberg im Dezember 1901 an der Breslauer Universität abgelegt. Frä. Freudenheim hat nach privater Vorbereitung das Abiturientenexamen am Königsberger Realgymnasium bestanden. Sie hörte an der dortigen Universität naturwissenschaftliche Vorlesungen und arbeitete nebenbei praktisch als Assistentin eines Zahnarztes. Da die Anatomie in Königsberg den Frauen nicht zugänglich ist, begab sie sich nach Breslau, wo sie zwei Jahre lang Vorlesungen hörte und im zahnärztlichen Institut arbeitete, um nach Ablauf derselben ihr Examen mit gutem Erfolg abzulegen. Sie ist die erste in Deutschland approbierte Zahnärztin.

\* Die Frage, ob geschiedene Frauen als Lehrerinnen im öffentlichen Schuldienst Anstellung finden könnten, beschäftigte jüngst die Lokalschulkommission der Stadt München anlässlich des dahin lautenden Gesuchs einer früheren Lehrerin. Die Entscheidung der Kommission war bejahend, und das Gesuch der Lehrerin wurde in anbetracht des Umstandes, daß ihre Ehe kinderlos geblieben sei, genehmigt.

\* Über das Frauenstudium äußert sich Prof. Dr. Arnold Döbel von der medizinischen Fakultät der Universität Zürich in einem „Student und Studentin“ betitelten Aufsatz, der in Nr. 19 der in Frankfurt a./M. von Henning herausgegebenen Halbmonatsschrift „Das freie Wort“ erschienen ist.

Professor Döbel hat als einer der Vorkämpfer für die Bestrebungen, der Frau die Universität zu erschließen, besonderen Anspruch darauf, zu dieser Frage gehört zu werden. Eine langjährige Erfahrung hat ihn in der Ansicht befestigt, daß gemeinsames Studium der Geschlechter der vorteilhafteste Weg für beide Teile ist.

„Wir haben hier in Zürich während der letzten 36 Jahre ein paar tausend Studentinnen nach Leistungsfähigkeit und Lebensart kennen gelernt.

Viele von ihnen gehörten zur Elite der geistig Befähigten und zur Elite nach Fleiß und Lebensart. Manche promovierten mit Auszeichnung, und einige holten sich den Vorbeer des Sieges im Wettbewerb um die Lösung von schweren wissenschaftlichen Aufgaben. Und weiterhin müssen wir konstatieren: die Ergebnisse unserer langjährigen Erfahrungen sind solcher Art, daß wir sagen müssen, die Anwesenheit und Mitarbeit studierender Damen hat auf die Haltung und den Lebens- und Vern-Ernst der männlichen Studentenschaft nicht allein nicht schädigend, sondern eminent fördernd eingewirkt. Die jungen Leute beiderlei Geschlechts erziehen sich gegenseitig. Und darum wird auch keiner von uns erfahrenen Professoren jemals sein Votum auf Trennung der Geschlechter abgeben, weder für niedrige, noch für mittlere, noch für die höchsten Schulstufen."

Die Einwände der Gegner des Frauenstudiums, ihre sittlichen Befürchtungen, ihre Sorge um die „Weiblichkeit" der Frau werden als grundlos erwiesen und der Zusammenhang der sozialen Stellung des Weibes mit der ethischen Entwicklung der Menschheit dargelegt.

„Überall dort, wo das Weib in sozialer Tiefstellung gehalten wurde, blieb der Mann in der Richtung ethischer Entwicklung weit zurück. Und überall dort, wo das Weib dem Manne als Ebenbürtige beigelegt erscheint, steht der Mann im Vordereffekt des großen Kampfes um die ethische Förderung unseres ganzen Geschlechtes. Die Frage der Gleichberechtigung beider Geschlechter in Dingen der geistigen Entwicklung ist nicht eine nebensächliche Bedingung, sondern eine wesentliche Condition der eigentlichen Menschwerdung."

Das Einst und Jetzt wird im Hinblick auf den in den vier letzten Jahrzehnten in der Ausbildung der Frau erzielten Wandel mit Genugthuung verglichen. Es muß uns freuen, wenn ein Vertreter der Hochschulkwelt das Frauenstudium als ein Neues begrüßt, daß dem Hochschulleben des ganzen Abendlandes einen fröhlichen Hauch von Freiheit und Geistesfreude mitgeteilt hat, auch wenn wir bekennen müssen, daß in unserem Lande vorläufig dieser Hauch noch besiegt wird von dem stärkeren Winde der Abneigung gegen die weiblichen Studierenden, die noch immer auf die Anerkennung ihrer Gleichberechtigung warten.

Der Verlag wird den interessanten Aufsatz Döbels auf Wunsch kosten- und portofrei zusenden.

\* Der sozialwissenschaftliche Studentenverein zu Berlin ist durch Beschluß des Rektors Reule von Stradonitz aufgelöst worden. Bekanntlich hatte S. Magnifizenz zu Anfang des Semesters dem sozialwissenschaftlichen Studentenverein untersagt, Frauen zu Vorträgen aufzufordern. Der Verein hatte nun der Ankündigung einer Versammlung die Bemerkung hinzugefügt, daß Frauen in der Diskussion das Wort ergreifen dürften. Daraufhin wurde die Auflösung des Vereins verfügt. Sie wird allgemein bedauert, da der Verein, seit er besteht, sich in anerkennenswerter Weise bemüht hat, seine Mitglieder mit den bedeutsamen sozialen Fragen der Zeit in praktische Fühlung zu bringen.

Was den materiellen Grund der Auflösung betrifft, die magnifizenten Bedenken gegen die redenden Frauen — so genügt es, sie als Curiosum zu verzeichnen.

\* Zur Regelung der gewerblichen Kinderarbeit außerhalb der Fabriken sind dem Bundesrat nunmehr Bestimmungen folgenden Inhalts zugegangen:

Die Vorschriften beziehen sich nur auf solche Kinder, die noch zum Besuch der Volksschulen verpflichtet, oder wegen ihres jugendlichen Alters noch nicht schulpflichtig sind. Unter dieser Voraussetzung soll die Beschäftigung fremder Kinder, abgesehen vom Austragen von Waren, sowie als Laufbursche oder Laufmädchen, verboten sein: bei Bauten aller Art, sowie im Betriebe der Ziegeleien und über Tage betriebenen Brüche und Gruben, ferner bei einer großen Reihe von Werkstätten, in denen gesundheitlich schädliche Stein- und Metallarbeiten gefertigt werden, sowie in Werkstätten für Spielwaren aus Gummi, in Buchdruckereien usw. In den anderen Werkstätten soll die Beschäftigung von Kindern unter zwölf Jahren verboten und für Kinder von zwölf bis vierzehn Jahren der Regel nach auf die tägliche Höchstdauer von vier Stunden zwischen 8 Uhr morgens und 8 Uhr abends beschränkt werden. Dieselben Vorschriften sollen für das Handels- und Verkehrsgewerbe, sowie für öffentliche Theatervorstellungen und Schaustellungen, bei denen ein höheres Interesse der Kunst oder Wissenschaft nicht obwaltet, gelten. Für Gast- und Schankwirtschaften soll die Verwendung schulpflichtiger Mädchen ganz untersagt, für Knaben so, wie vorn angegeben, gehalten werden. Gewisse Ausnahmen sollen zugelassen werden.

Was die Beschäftigung eigener Kinder anbetrifft, so gelten dafür dieselben Bestimmungen. Es ist nur die Altersgrenze auf 10 Jahre herabgesetzt. Die Regelung der Beschäftigung eigener Kinder in Gast- und Schankwirtschaften soll den Ortspolizeibehörden überlassen bleiben, desgleichen der Ausstrage- und Laufdienst eigener Kinder. Durch Beschluß des Bundesrats und, soweit ein solcher nicht vorliegt, durch Anordnung der Landes-Zentralbehörden oder der zuständigen Verwaltungsbehörden soll die Beschäftigung von Kindern, die noch zum Besuch der Volksschule verpflichtet sind, abweichend von den erlassenen Bestimmungen noch weiter eingeschränkt werden können, auch für bestimmte Bezirke, sowie für bestimmte Erwerbszweige.

\* Über die Entwicklung der Frauenbewegung in Dänemark während des Jahres 1901 berichtet das Präskomitee des „Bundes dänischer Frauenvereine“. Das für die Frauen wichtigste parlamentarische Ereignis des Jahres 1901 war die Annahme einer Novelle zur Fabrikgesetzgebung im März 1901. Danach ist der Wöchnerin verboten, innerhalb 4 Wochen nach der Niederkunft die Arbeit wieder aufzunehmen, ohne eine ärztliche Bescheinigung, daß es ihr und dem Kinde nicht schaden würde, und es ist die wichtige Bestimmung getroffen, daß die öffentliche Unterstützung, die der Wöchnerin während dieser Zeit empfängt, nicht die Wirkung einer Armenunterstützung haben solle. Der Bericht teilt mit, daß die Vorlage diesen letzten Satz nicht enthalten habe, daß er vielmehr erst auf die Agitation des „Dansk Kvindesamfund“, des ältesten dänischen fortschrittlichen Frauenvereins, aufgenommen worden sei. Ebenso rühmt sich die dänische Frauenbewegung, den Fall bestimmter Arbeitszeit der Frauen, die Nachtarbeit und die Arbeit in gefährlichen Betrieben beschränkenden Bestimmungen mit durchgesetzt zu haben. Neben dieser für die Frauen wertvollen Bestimmung und einigen Paragraphen für die Beschränkung der Kinderarbeit enthält die Novelle die Einsetzung weiblicher Fabrikinspektoren. Eine staatliche Fabrikinspektorin, Frä. Annette Bedell, ist bereits ernannt worden.

Eine rege Agitation entfaltete die dänische Frauenbewegung im April 1901 bei den Wahlen für das „Folkething“. Die Kandidaten der einzelnen Parteien wurden über ihre Stellung zum kommunalen Frauenstimmrecht befragt. Die Sozialisten erklärten sich für das kommunale und das politische Frauenstimmrecht. Die Freisinnigen — soweit sie überhaupt antworteten — in der Mehrzahl für das aktive kommunale, in bezug auf das passive und das Stimmrecht der verheirateten Frauen war man noch bedenklich. Die Konservativen erklärten sich mit einer einzigen Ausnahme für das municipale Wahlrecht der unabhängigen steuerzahlenden Frauen (was bei uns zu Lande wohl kaum das Resultat einer solchen Umfrage sein würde). Die Regierung tritt gleichfalls für das Municipal-Stimmrecht der Frauen ein.

Sehr interessante Angaben bringt der Bericht über die Arbeiterinnenbewegung in Dänemark.

Im März hat in Kopenhagen der erste dänische Arbeiterinnenkongreß stattgefunden, einberufen von dem „kvindelige Arbejderforbund“, der seit 1885 besteht und 1400 Frauen verschiedener Gewerbe umfaßt. Der Kongreß wurde von Delegierten aus ganz Dänemark besichtigt.





# VERSAMMLUNGEN und VEREINE.

## Die Mädchen- und Frauengruppen für soziale Hilfsarbeit zu Berlin

(Vorsitzende Frä. Alice Salomon) haben in den letzten drei Monaten eine besonders lebhafteste Tätigkeit entfaltet und zahlreiche Wohlfahrtsvereine, die infolge des allgemeinen Notstandes mit Arbeit überlastet sind, durch Zuweisung freiwilliger Hilfskräfte unterstützt. Infolge mehrerer Versammlungen, von denen eine im überfüllten Rathhause die das Thema behandelte: „Die weibliche Jugend und die Aufgaben unserer Zeit“ sind den Gruppen über 70 neue Mitglieder in diesem Vierteljahr beigetreten, von denen 30 die Hilfeleistung in den Krippen, Kindergärten und Horten übernommen haben. Für die Mitarbeit in Armenpflegevereinen, bei der Hauspflege, bei Arbeitsnachweis, Blindenanstalten und dergleichen wurden 37 Frauen, für die Volksschulen 7 gewonnen u. s. w. Eine Zusammenkunft all. dieser neu eingetretenen Helferinnen, die am 11. Dezember in den Räumen des Berliner Frauenklubs stattfand, legte Beweis dafür ab, daß es dem Verein gelungen ist, Verständnis für soziale Aufgaben in dem Kreis dieser neuen Mitarbeiterinnen zu erwecken.

Es wurde von den Mitgliedern über die einzelnen Gebiete der Wohlfahrtspflege berichtet, und so jedem, der sich nur einer eng begrenzten Tätigkeit widmen kann, ein Überblick über die weitverzweigte Frauenarbeit geboten. Dieser Erfahrungsaustausch trug auch viel dazu bei, die neuen Vereinsmitglieder einander näher zu bringen und einen Verkehr zwischen ihnen und den Vorstandsmitgliedern anzubahnen.

Außer den Versammlungen wurden gemeinsame Besichtigungen des Kinderspiels, des Gefindehospitals und der Taubstummenanstalt arrangiert.

An dem von den Gruppen eingerichteten Vortragskursus von Herrn Stadtrat Münsterberg über „Armenpflege“ beteiligten sich etwa 100 Frauen, die sich dadurch für die Betätigung in der öffentlichen Armenpflege vorbereiten wollten.

Zu der endlich erfolgten Zulassung der Frauen als gleichberechtigte Mitarbeiterinnen in den Armenkommissionen nahm der Verein dadurch Stellung, daß er an die verschiedenen Berliner Frauenvereine die Bitte richtete, gemeinsam mit den Gruppen eine Liste der Frauen, die zur Übernahme dieses Amtes geeignet und auch geneigt sind, bei den betreffenden Behörden einzureichen. Mehrere Vereine haben bereits ihrem Einverständnis zu diesem Vorschlag Ausdruck gegeben, und es ist zu hoffen, daß

die in privater Wohlfahrtspflege bewährten Kräfte sich nun auch in der öffentlichen Armenpflege nutzbar machen werden.

Anmeldungen zu praktischer Beteiligung an der sozialen Arbeit sind an die Vereinsvorsitzende, Schillstr. 10, Berlin W., zu richten, und alle Mädchen und Frauen, die auch nur wenige Stunden wöchentlich hierfür erübrigen können, finden bei der gegenwärtigen Ueberbürdung aller Wohlfahrtsanstalten Gelegenheit zu nutzbringender Betätigung im Dienste des Gemeinwohles.

## Die Preussische Ruhegehaltszuschuß- und Unterstützungskasse für mit Ruhegehaltsberechtigung angestellte Lehrerinnen

erfreut sich dauernd einer kräftigen Entwicklung. Es gehören derselben bereits 3587 Mitglieder an, und sie verfügt über ein Vermögen von 143 000,00 M. Die Kasse gewährt bei einem Jahresbeitrag von nur 12,10 M. schon jetzt einen jährlichen Zuschuß von 60,00 M., der mit der Entwicklung der Kasse stetig steigt und sofort nach der Pensionierung gezahlt wird. Mit dem 35. Lebensjahr hört die Beitragsberechtigung auf; es ist daher allen jungen Lehrerinnen dringend zu raten, sofort beim Dienstantritt die Mitgliedschaft zu erwerben. Nähere Auskunft erteilt die Kassenvertreterin M. Thiele, Berlin W., Golzstr. 21, I.

## Ein Verein Frauensfürsorge

hat sich in Düsseldorf im Anschluß an einen Vortrag von Frau Elisabeth Krulenberg gebildet und zählt bereits über 200 Mitglieder. Der Düsseldorfer Lehrerinnenverein, der rheinisch-westfälische Lehrerinnenverein und die Ortsgruppe des Vereins für Verbesserung der Frauenkleidung haben sich ihm korporativ angeschlossen. Der Verein will durch Vorträge und Schriften weitere Kreise für die Ideen der Frauenbewegung gewinnen. Er richtet sein Hauptaugenmerk auf die Organisierung sozialer Hilfsarbeit und Erziehung zu derselben. Es sind Kinderhorte und Mütterabende in Aussicht genommen, wobei der Verein auf freiwillige Hilfsarbeit junger Mädchen und besonders der Lehrerinnen rechnet. Erste Vorsitzende ist Frau Marie Wegner, die bisher den Verein Frauenwohl Ologau leitete. Der Verein hat sich in seiner zweiten Sitzung dem Bunde deutscher Frauenvereine angeschlossen.

### Die Abteilung Pforzheim des Vereins Frauenbildung-Frauenstudium

hat im Mai 1899, um einem tatsächlich vorhandenen Bedürfnis nachzukommen, eine Handelsschule für Frauen und Mädchen eröffnet, die gleich zu Anfang von 70 Schülerinnen besucht wurde. Doch hatte die Frequenz der Winterkurse dadurch zu leiden, daß, obgleich der Unterricht in die Abendstunden verlegt war, viele Angestellte unabkömmlich waren. Daher reichten die aus dem Schulgeld erzielten Einnahmen zur Deckung der Unkosten nicht aus. Um nun trotzdem eine Erweiterung des Lehrplans und Verlängerung der Unterrichtszeit ohne Erhöhung des Schulgeldes vornehmen zu können, wurde der Vorstand bei der Großherzoglichen Regierung wie beim Landtage unter Zuwendung eines Staatszuschusses vorstellig. Im Landtage wurde die Petition der Regierung einstimmig empfehlend überwiesen und der Verein erhielt für das laufende Jahr vom Staat die reiche Zuwendung von 1000 M. unter der Voraussetzung, daß die Schule dem Großherzoglichen Gewerbeschulrat unterstellt werde, was den Anschauungen der Vereinsleitung vollständig entspricht.

### Der neue Frauenverein in Lübeck,

Vorsitzende Frä. Therese Kösing, giebt in seinem letzten Bericht ein Bild von der stetigen und erfreulichen Weiterentwicklung seiner Arbeit. Die wissenschaftlichen Kurse im Winterhalbjahr 1900/1901 wurden von 97 Hörerinnen besucht und der Turnkursus hatte 22 Teilnehmerinnen. In drei vom Verein veranstalteten öffentlichen Vorträgen sprach Herr Professor Dr. Vultzhaupt-Bremen: „Zur Geschichte der Oper“. In vier öffentlichen gut besuchten Versammlungen sprach Frä. Therese Kösing-Lübeck über: „Was ist unweiblich?“ Frau Konsul Meyer-Lübeck: „Die Anfänge der Frauenbewegung“, Frä. Ma Freudenberg-München: „Was die Kulturgeschichte von der Frau erzählt“ und Herr Prof. Dr. Zimmer-Zehlendorf über „Frauennot und Diatonie“. Auch die neun Volksunterhaltungen erfreuten sich reger Teilnahme. Die Besuche im Gefängnis und Zuchthaus wurden von den 4 dazu ermächtigten Frauen regelmäßig fortgesetzt, und mit mehreren der Entlassenen unterhalten die Damen auf deren Wunsch einen Briefwechsel. Zu der Generalversammlung des Bundes deutscher Frauenvereine ordnete der Verein seine erste Vorsitzende, Frä. Therese Kösing, als Delegierte ab.



## Bücherschau.

„Multatuli“. Auswahl aus seinen Werken in Übersetzung aus dem Holländischen, eingeleitet durch eine Charakteristik seines Lebens, seiner Persönlichkeit und seines Schaffens. Von Wilhelm Spohr. Minden i. Westf. J. C. C. Bruns' Verlag. Es ist der erste Band der großen Multatuli-Ausgabe, durch die Wilhelm Spohr dem deutschen Publikum einen der originellsten, vielseitigsten und größten Zeitgenossen zugänglich macht. Wenn bei irgend einem Schriftsteller die Kenntnis seines Lebens für das Verständnis seiner Schriften fruchtbar wird, so ist das bei Douwes Dekker in ganz besonderem Maße der Fall. Sie sind in der That nur wirklich zu verstehen als „Bruchstücke einer großen Konfession“, ja als Bruchstücke einer großen historischen Mission, eines einheitlichen grandiosen Lebenswerks. Die Schriften des Multatuli sind nicht aus einem rein ästhetischen, künstlerischen Bedürfnis entstanden. Sie sind Thesen, mit denen ein Reformator den Kampf gegen die Lüge seiner Zeit eröffnet. Die Kunst ist ihm das — nicht bewußt, aber instinktiv ergriffene Mittel, diesen Kampf zu führen. Multatulis Dichtung ist aber darum nicht unkünstlerische Tendenzliteratur. Ihre Tendenzen decken sich „rein genau“ mit seinem Leben, seiner Persönlichkeit. In einer knappen, aber aus tiefem Verständnis des seltsamen Mannes hervorgegangenen Skizze giebt uns Wilhelm Spohr den Menschen „der viel getragen hat“. Es folgen die kleineren Schriften des Holländers, die Märchen, Fabeln, Parabeln, Ideen, unter ihnen die tief sinnigen Geschichten von der Autorität.

Douwes Dekker ist ein so universaler Denker, daß wenige sich mit allen Seiten seiner Gedankenwelt vertraut machen können. Aber um so reizvoller ist

die Beschäftigung mit seinen Schriften für den Leser, der die Geister aussucht, mit denen er zu ringen hat.

„Der geniale Mensch“. Von Hermann Türck. Fünfte vermehrte Auflage. Verlag von Ferd. Dümmler. Berlin 1901. Mit dem Wesen des Genies beschäftigt sich eine Reihe von Vorträgen von Hermann Türck, die unter dem Titel „Der geniale Mensch“ in fünfter vermehrter Auflage vorliegen. (1. Aufl. 1897.) Ausgehend von einer Definition Schopenhauers setzt Türck das Wesen des Genies in seine Objektivität, sein selbstloses, rein sachliches Verhalten zu den Dingen, und gewinnt so, indem er das Denken, Empfinden und Handeln des genialen Menschen untersucht, Genialität als Ausdruck für eine wesentlich idealistische Geistesrichtung, deren Widerspiel die Egoisten, Individualisten, — nach Türck die „Bornierten“ — bilden. Der Verfasser versucht dann, die wesentlichen Momente seiner Begriffsbestimmung in den „Genies“ Hamlet, Faust und Manfred nachzuweisen, wobei seine bereits in Einzelschriften dargelegte „neue“ Hamlet- und Faust-Erklärung von neuem zur Sprache kommen. Nachdem er das Verhältnis Schopenhauers und Spinozas, sowie der Lehre Christi und Buddhas zur Genialität in seinem Sinne dargelegt hat, und u. a. auch Lombrosos Verstandeshypothese abgewiesen, eröffnet er eine scharfe Polemik gegen die „Antisophen“ Stirner und Nietzsche, sowie gegen den Individualismus und Naturalismus in der Kunst (Strindberg und Ibsen.) Türcks Definition der Genialität ist keine glückliche; insbesondere leidet die ästhetische Aus-

deutung des Begriffs durch die einseitige Betonung des ethischen Moments. Seine — übrigens das ganze Buch als Unterströmung durchziehende — Polemik gegen den Individualismus bietet höchst ansehbare Punkte: Nietzsche und Ibsen um ihrer abweichenden Doctrin willen einfach aus den Reihen der Genies zu streichen ist eine ebenso schroffe Einseitigkeit wie die, dem naturalistischen Künstler die Liebe zur Wahrheit und zu seinem Objekt abzusprechen. Die Hamlet-Erklärung Türcks trägt der historischen Bedingtheit, der sich auch die Schöpfung des größten Dichters nicht entziehen kann, eben so wenig Rechnung wie seine auf den ersten Anblick bestechende Faust-Erklärung der Gesamtabsicht des Dichters. Immerhin bringt das mit persönlicher Wärme geschriebene Buch mancherlei Anregendes, wie ihm auch seine entschiedene Stellungnahme für den Idealismus viele Freunde erwerben dürfte.

„Vorträge über Nietzsche“. Versuch einer Wiedergabe seiner Gedanken. Von Dr. Ernst Horneffer. 2. Auflage. Göttingen, Franz Wunder. 1901. Angesichts der wachsenden Intensität des Kampfes für und wider Nietzsche hat es Dr. Ernst Horneffer unternommen, durch eine lediglich objektive Wiedergabe der Hauptlehren Nietzsches ihn dem Verständnis eines größeren Publikums näher zu bringen und zugleich seine Lehre vor Mißdeutung zu schützen. Dieser Absicht bleibt der Verfasser, der mit der Leitung des Nietzsche-Archivs in Weimar betraut worden ist, im wesentlichen getreu, wenn auch kein Zweifel darüber bleibt, wo seine Sympathien liegen. Seine kurze, überaus klare, gemeinverständlich gehaltene Darlegung der Grundzüge von Nietzsches Weltanschauung und ihrer Entstehung wird jedem, der sich mit Nietzsche bekannt machen will, ein willkommenes Hilfsmittel zur ersten Orientierung bieten.

„Mezzaroco“, Gedichte von Irene Forbes Woffe. Buchschmuck von Heinrich Bogeler-Worpswede. Verlag von Schuster und Loeffler. Berlin 1901. Seltsam muten sie an, diese Gedichte, wie man ihnen in der an Farbe und Nuancen so reichen modernen Lyrik begegnet. Hätte der Worpseweder sie nicht ausgestattet, verrietten sich nicht hier und da ein paar Gedanken und Beziehungen als jüngster Vergangenheit gehörend, so möchte man sie altmodisch finden. Was wir lange nicht mehr gehört haben: Valladenton klingt hier wieder. Neben den in Stimmung gelösten, farbenschweren Dichtungen der „neuen Kunst“ mit ihrer verblüffenden Technik stehen sie wie echte alte Holzschnitte mit kräftigen, schlichten Zügen. Unbeholfen zuweilen, aber nie trivial; unfrei und befangen im Ausdruck, aber nicht im Sinn. Episch ist hier der Grundcharakter auch der Lyrik. Sie erinnert an das Volkslied in der naiven, unreflektierten Wiedergabe der Empfindung, in der unvermittelten, kunstlosen Zusammenstellung der Eindrücke. An Annette von Droste-Hülshoff erinnert der oft hartschreitende, gefangbuchmäßig pedantische Rhythmus. Die besten der Gedichte erinnern an Konrad Ferdinand Meyer. Jene köstliche, feine, reizvolle „châtelaine“-Stimmung webt um sie, wie um die Dichtung des großen Schweizer.

Viele sind auch dilettantisch, ungeschickt, stammelnd, manche sind geradezu verunglückt. Aber auch solche,

die keinen reinen künstlerischen Genuß geben, zeigen eine vielversprechende Kraft, Erlebtes einfach zu gestalten und auszusprechen. Doppelt viel versprechend in einer so durch Reflexion gefährdeten Kunst, wie die unserer Zeit.

„Wilhelm Steinhausen, ein deutscher Künstler“ von David Koch. Verlag von Eugen Salzer, Heilbronn 1902. (Preis brosch. 3 M., geb. 4 M.) Der rühmlichst bekannte Verlag hat uns mit einem Buch beschenkt, das von jedem, der echt deutsche Kunst schätzt, beachtet werden sollte. Es ist die Monographie des Frankfurter Malers Wilhelm Steinhausen, von seinem Freund und Verehrer David Koch warm und lebendig geschildert. Mehr noch als der äußere Lebensgang, so anziehend auch dieser ist, fesselt die innere Entwicklung, die Herausgestaltung des edlen Menschen durch Kämpfe, Wirren und Enttäuschungen zum bedeutenden Künstler. Auch er hat lange zu leiden unter jener Künstlertragik, in seinem Streben und Können nicht geschätzt zu werden, unter einer Schar mehr ins Auge fallender Werke die eigenen verdunkelt zu sehen, aber endlich ringt er sich durch, wenn auch seinem hohen Schaffen noch nicht voll entsprechend, und das Ideal seiner Kunst gelangt immer mehr zur Verwirklichung. „Es ist religiös-sittlicher Wille in ihr, von den höchsten Gütern und Gedanken des Lebens den andern im Bildwerk zu reden und gerade in ihren grauen Alltag ein farben- und schönheitsfrohes Stück heitere, zarte Poesie und in ihre dunkeln Sorgen einen Lichtstrahl der Religion hineinzutragen.“ Wie vielseitig diese Kunst ist, davon giebt uns der reiche Bilderschatz des Buches eine vorzügliche Anschauung. Da sehen wir Illustrationen zu Brentanos Gedichten, Bibel-leseszenen, die an die Gemütsinnigkeit Ludwig Richters erinnern; dann führt ihn seine künstlerische Wirklichkeitsliebe zum Studium Rembrandts, und es entstehen biblische wie mythologische Bilder in dessen großem Stil. Es ist eine wahre Freude, sich in all diese Gestalten zu vertiefen, wie sie sich immer lebenswahrer aussprechen. Diese Entwicklung erreicht ihren Höhepunkt in Steinhausens drei großen Lebenswerken. Es ist das Wandgemälde „Kommet her zu mir alle“ im St. Theobaldskloster zu Wernigerode, wo es galt, dem Gedächtnis des „feinsinnigen Literaturhistorikers und edlen Vorkämpfers der sozialen Reform“ — Aimé Huber — ein Bild zu widmen; die Freskogemälde in der Grabkirche zu St. Veit bei Wien „Die sieben Werke der Barmherzigkeit“, worin „Christlich geadelte Menschenliebe und irdisch gepeinigter Menschennot zusammengewoben werden“. Endlich in der Kaiser Friedrich-Halle zu Frankfurt a. M. der Bilderzyklus „Die Bergpredigt“, in dem Steinhausen „dem Begriffe der humanistischen Bildung eine höhere Bedeutung giebt“. Zeigt sich uns in diesen Werken der Maler als „der Meister, Probleme der Kunst geistig zu erfassen und aus dem vielgestaltigen Leben der Heiligen Schrift neue Bilder zu kombinieren“, so ist er als Landschaftler der Stimmungsmensch, der die Natur zu befeelen vermag, weil er Wunderdinge in ihr entdeckt. Doch dies Lebensbild eines deutschen Künstlers offenbart noch eins, das wir vor allem nicht vergessen dürfen. Was heute auf allen Gebieten der bildenden und tönenden Kunst das Lösungswort ist, das war ihm der Ausgangspunkt seines Strebens: Deutsche Heimatkunst, deutsche Volkskunst. Dieser Gedanke



beseelt ihn bei all seinem Schaffen; er hat ihn besonders in sieben Gleichniszeichnungen — für Kunstblätter bestimmt — niedergelegt, er hat ihm in sinnigen Märchenbildern zartesten Ausdruck gegeben. Möge doch das deutsche Volk immer mehr erkennen, was es an diesem Künstler hat, und möge auch die deutsche Frau, für deren Wesen er tiefes Verständnis zeigt, die Zimmerwände ihrer Lieblinge mit diesen himeligen Bildern schmücken; sie reden herzlicher und lebendiger zu den Kinderseelen als manch gesprochenes Wort. — Nochmals sei auf die Lektüre der Monographie hingewiesen, die eine Geist und Gemüt stärkende Freude und noch dazu mit ihrem Bilderreichtum eine billige Freude ist.

E. v. S.

**„Über Brettchenweberei.“** Von Margarethe Lehmann-Filhés. Mit 82 Abbildungen. Geb. 8 Mark. Verlag von Dietrich Reimer, Berlin 1901. Bereits im Jahre 1898 beschäftigten sich die Berliner wissenschaftlichen und kunstgewerblichen Kreise mit dieser uralten, bis dahin ganz in Vergessenheit geratenen und nirgends beschriebenen Technik des Webens, mittelst derer in äußerst einfacher Weise reichgemusterte Bänder aus Wolle, Baumwolle, Seide und Metallfäden hergestellt werden können. Nunmehr hat Fräulein Lehmann-Filhés, der das Verdienst gebührt, die merkwürdige Technik neu entdeckt und darauf aufmerksam gemacht zu haben, eine erschöpfende Darstellung des ganzen Gegenstandes in Buchform gegeben. Eine reichhaltige Sammlung von mit Brettchen gewebten Bändern aus dem Besitz des Geheimrat Professor E. Jacobsthal in wohlgelegener Reproduktion erläutert den Text. Abgesehen von den wichtigen ethnologischen Erwägungen, die sich an die Verbreitung der Brettchenweberei knüpfen, ist die Technik in ihrer überraschenden Einfachheit und Wandlungsfähigkeit voll Interesse für den Fachmann sowohl wie für den Laien und höchst geeignet, als Hausindustrie Eingang in das Volk und den Handarbeitsunterricht zu finden. In diesem Sinne sei das Buch auch den Webereischulen und der gesamten Frauenwelt empfohlen, der es ohne Mühe gelingen wird, nach den anschaulichen Darlegungen der Verfasserin selbst einen Versuch mit der Brettchenweberei zu machen.

**„Der Abolitionist.“** Organ für die Bestrebungen der internationalen Föderation zur Bekämpfung der staatlich reglementierten Prostitution. Herausgegeben und begründet von Katharina Scheven. Die erste Nummer dieses neubegründeten Blattes enthält folgende Artikel: Was versteht man unter Reglementierung der Prostitution? Die Zwecke und Ziele der Internationalen Föderation. Mädchenopfer. Hygiene und Sittlichkeit. Mädchenhandel an der russischen Grenze. Weißer Sklavenhandel in Frankreich. Petition des Berliner Zweigvereins. Bücherschau. — Preis 1 Mark jährlich für Vereine; 1,50 Mark für Einzelabonnenten.

**„Die Fasel“,** herausgegeben von Otto Julius Bierbaum, bringt in ihrer Januarnummer unter dem Titel „Sicilianen“ eine Anzahl neuer Gedichte von Detlev von Liliencron, ferner einen bisher in deutscher Sprache noch nicht erschienenen Essay von Emerson: „Geschichte“, eine Novelle von Paul Ernst „Heinz und Ursula“ und eine Fortsetzung des „Schlecht gefesselten Prometheus“ von André Gide. Ein Neujahrsgebiht von Bierbaum bildet den Schluß. Die Bilderbeilagen sind von Georg Minne, E. H. Weiß, T. Balloton u. A.

Der Preis des Heftes beträgt eine Mark.

**„Der Klavierlehrer“,** herausgegeben von Frä. Anna Morsch, erschien am 1. Januar 1902 in einer Jubiläumsausgabe, da er mit dieser Nummer in seinen 25. Jahrgang tritt. Die Nummer enthält als Hauptartikel: Die „Honorarfrage im musikalischen Privatunterricht“ von Olga Stieglitz, auf deren Ausführungen wir besonders aufmerksam machen.

In dem Verlage von Ernst Wunderlich, Leipzig, der durch seine hervorragenden Leistungen auf pädagogisch-methodischem Gebiet rühmlichst bekannt ist, sind folgende neue Werke erschienen:

**„Stilmuster für den ersten Aufsatzunterricht.“** Gesammelt und herausgegeben von Ernst Lüttge, Preis 40 Pf.

**„Diktatstoffe“** zur Einübung und Befestigung der deutschen Sachlehre. Im Anschluß an die einzelnen Unterrichtsfächer als Sprachgänge bearbeitet von Paul Th. Hermann. 3. vermehrte und verbesserte Auflage. Preis brosch. 1,60 Mark, geb. 2 Mark.

**„Präparationen für den Zeichenunterricht“** an zwei- und vierklassigen Volksschulen bearbeitet von Hans Kappeler, Zeichenlehrer in Delsnig i. B. Mit 29 Tafeln. Preis 2 Mark, geb. 2,40 Mark.

**„Zur Erziehung der Jünglinge aus dem Volke.“** Vorschläge zur Ausfüllung einer verhängnisvollen Lücke im Erziehungsplane von Richard Sehfert, Schuldirektor in Delsnig i. B. Preis 50 Pf.

**„Turnaufführungen“** für Feste in Mädchenschulen von Frieda Cumme, Turnlehrerin an der höheren Töchterschule (Friederikensschule) in Vornburg. Mit Abbildungen. Berlin 1900. H. Gaertners Verlagbuchhandlung. Hermann Gehfelder, SW., Schönebergerstr. 26. Es erscheint als ein besonderer Vorzug der „Turnaufführungen“, daß sie auch einfache, leicht einzuübende Reigen für die Unterklassen enthalten. Für die Ausschmückung der Tänze für die Oberklassen sind praktische Anleitungen in dem Büchlein enthalten, so daß dieselben mit geringen Kosten anmutig gestaltet werden können. Man merkt es den Reigen an, daß sie sämtlich in der Praxis entstanden sind.



## Liste neu erschienenener Bücher.

(Besprechung nach Raum und Gelegenheit vorbehalten; eine Rücksendung nicht besprochenen Bücher ist nicht möglich.)

**Kram, E.** Lyrische Blätter aus meinem Tagebuche. Dresden, E. Piersons Verlag. 1 Mark.

**Barmeister, Frau Lucie.** Der Frauen Leid und Freud. I. Dem Tode gewidmet. Leipzig, Friedrich Luchardts Verlag. 1 Mark.

**Braucaup.** Ratgeber für junge Frauen und Mütter. Berlin, Hans Th. Hofmann, G. m. b. H. 2,80 Mark.

**Bisram, Lily von.** Sonnenkuss. Gedichte in Prosa. Bismar, Willgeroth & Wenzel.

**Buhle, Dr. W.** Briefe über Erziehung an eine junge Mutter gerichtet. Berlin, Ferd. Dümmler's Verlag. Geb. 2,40 Mark, geb. 3,20 Mark.

**Glaufen, Ernst (Glaus Jehren)** Am Schwungrad der Zeit. Roman. Jena, Hermann Costenoble's Verlag.

**Goring, Ida von.** Frauenleben. Zwei Erzählungen. Berlin, Richard Taubler's Verlag. 2 Mark, geb. 3 Mark.

**Tannheiser, Dr. Ernst.** Entwicklungsgeschichte der französischen Literatur (bis 1901), gemeinverständlich dargestellt. Mit einer Zeittafel. Zweibrücken, Fritz Lehmann's Verlag. Eleg. geb. 0,80 Mark.

**Tietel, Dr. jur. Alwin Woldemar von.** Kein Duell mehr! Ein Mahnruf an das deutsche Volk. Dresden, Commissionsverlag von Jahn & Jaensch.

**Egberg, Eugen von.** Afrikanischer Totentanz. IV. Der Guerillakrieg. 1901. Berlin, Jussinger's Buchhandlung. 1 Mark.

**Gschiruth, Nataly von.** Sonnenküssen. Novellen und Erzählungen. Leipzig, Paul List. 3 Mark.

**Heury, Graf.** Die berühmten Damen während der Revolution und unter dem Kaiserreich. Berlin, Karl Siegismund, Holschuhhandlung.

**Hod, Henriette.** Gedichte. Dresden, E. Piersons Verlag. 2 Mark.

**Freund, A.** Licht. Erzählung. Ebenda.

**Georg, Karl.** Was thut not? Dresden, C. Rich. Gärtner'sche Buchdruckerei (G. Richter).

**Gagen, C. Bernhard.** Praktischer Leitfaden zur rationellen Ernährung des Menschen für die weibliche Jugend und die schaffende Hausfrau. Eisenach. Selbstverlag des Verfassers.

**Hessel, Karl.** Schreib- und Lesehilf auf phonetischer Grundlage. Bonn, A. Marcus & C. Webers Verlag.

**Hillem, Wilhelmine von.** Der Gewaltigste. Roman. Stuttgart, J. G. Cotta'sche Buchhandlung, Nachf., G. m. b. H. 3,40 Mark.

**Jäder, Paul Oskar.** Weiße Seele. Roman. Leipzig, Paul List.

**Reben, Georg.** Fadelung durch Kunst und Kultur. Berlin, Ernst Hofmann & Co. 2,50 Mark, geb. 3,50 Mark.

**Kretschmer-Nabowsky, W.** Ich suche Dich! Philosophisch-romantische Erzählung. Halle a. S. Wischen & Zeitengel. 1 Mark.

**Kreher, Max.** Die Madonna vom Grunewald. Roman. Leipzig, Paul List. 5,00 Mark.

**Kanger, Adam.** Hauptlehrer in Vanded i - Schles. Der erste Rechenunterricht. 2. Aufl. Im Selbstverlag.

**Kon, Arthur von.** Neue Novellen und Märchen. Berlin, Franz Grunert, Sep.-Gro. 3,50 Mark, geb. 4,50 Mark.

**Madar, John Henry.** Freunde und Gefährten. Meisterdichtungen auf

einzelnen Blättern. 1000 Gedichte auf 1000 einzelnen Blättern. Berlin, Schuster & Loeffler. (Katalog mit Bezugsbedingungen und Inhaltsangabe durch jede Buchhandlung gratis).

**Meinhardt, Adalbert.** Catharina. Das Leben einer Färberstochter. Berlin, Concordia, Deutsche Verlags-Anstalt. 4 Mark, geb. 5 Mark.

**Morgenstern, Lina.** Der häusliche Beruf und wissenschaftliche Erfahrungen. Berlin. Verlag der Deutschen Hausfrauenzeitung. 6. Aufl. 2,50 Mark.

**Ott, Adolf.** Blüthen. Roman aus dem Hochgebirg. Berlin, Richard Taubler's Verlag.

**Roseberg, Lord.** Napoleon I. am Schluss seines Lebens, nebst 97 Illustrationen, den Aufenthalt Napoleons in St. Helena betreffend. Übertragen von Oskar Marschall von Bieberstein Leipzig, Schmidt & Günther. 7,50 Mark, geb. 10 Mark.

**Wölter, V. Aug., C. SE. A.** Die Übung der Charitas durch die Frauen und an den Frauen. Freiburg, Verlag des Charitasverbandes.

**Schmidt, Max,** Professor. Die Aquarell-Malerei. Bemerkungen über die Technik derselben in ihrer Anwendung auf die Landschafts-Malerei. Mit einem Farbentisch. Leipzig, Th. Grieben's Verlag (L. Fernau). 7. Aufl. 1,50 Mark.

**Schmidt, Dr. F. G. Th.** Die Tuberkulose, ihre Ursachen, ihre Verbreitung und ihre Verhütung. Braunschweig, Friedr. Vieweg & Sohn. 0,80 Mark.

**Treichel, Anna.** Lugin und Munin. Novellen. Berlin, Richard Taubler. 3 Mark, eleg. geb. 4 Mark.

**Wengerhoff, Philipp.** Nach äußerem Schein. Roman. Leipzig, Paul List. 3 Mark.

**Wrede, Hrst.** „Durchlaucht Ist“. Novellen. Berlin, E. Hofmann & Co. 2 Mark.



# Odol

Nach dem heutigen  
Stand der Wissenschaft  
nachweislich das beste  
Mittel zur Pflege  
der Zähne und des Mundes.







# Berliner Verein für Volkserziehung

unter dem Pseudonym: Hans Michael der Waldrös und Klingenmeister.



**Prospect**  
works  
and  
Partners  
Johanna  
Koch



**Book Reviews**  
by **Barbara**  
**Ann Brown**  
The *Journal of*  
the *Academy of*  
the *Management*  
and *Human Resources*  
Management  
The *Journal of*  
the *Academy of*  
the *Management*  
and *Human Resources*  
Management



**Abstract**

**Peelabond-Profilrahmen**

1998, 1999, 2000, 2001, 2002, 2003, 2004, 2005, 2006, 2007, 2008, 2009, 2010, 2011, 2012, 2013, 2014, 2015, 2016, 2017, 2018, 2019, 2020, 2021, 2022, 2023, 2024, 2025, 2026, 2027, 2028, 2029, 2030, 2031, 2032, 2033, 2034, 2035, 2036, 2037, 2038, 2039, 2040, 2041, 2042, 2043, 2044, 2045, 2046, 2047, 2048, 2049, 2050, 2051, 2052, 2053, 2054, 2055, 2056, 2057, 2058, 2059, 2060, 2061, 2062, 2063, 2064, 2065, 2066, 2067, 2068, 2069, 2070, 2071, 2072, 2073, 2074, 2075, 2076, 2077, 2078, 2079, 2080, 2081, 2082, 2083, 2084, 2085, 2086, 2087, 2088, 2089, 2090, 2091, 2092, 2093, 2094, 2095, 2096, 2097, 2098, 2099, 2100, 2101, 2102, 2103, 2104, 2105, 2106, 2107, 2108, 2109, 2110, 2111, 2112, 2113, 2114, 2115, 2116, 2117, 2118, 2119, 2120, 2121, 2122, 2123, 2124, 2125, 2126, 2127, 2128, 2129, 2130, 2131, 2132, 2133, 2134, 2135, 2136, 2137, 2138, 2139, 2140, 2141, 2142, 2143, 2144, 2145, 2146, 2147, 2148, 2149, 2150, 2151, 2152, 2153, 2154, 2155, 2156, 2157, 2158, 2159, 2160, 2161, 2162, 2163, 2164, 2165, 2166, 2167, 2168, 2169, 2170, 2171, 2172, 2173, 2174, 2175, 2176, 2177, 2178, 2179, 2180, 2181, 2182, 2183, 2184, 2185, 2186, 2187, 2188, 2189, 2190, 2191, 2192, 2193, 2194, 2195, 2196, 2197, 2198, 2199, 2200, 2201, 2202, 2203, 2204, 2205, 2206, 2207, 2208, 2209, 2210, 2211, 2212, 2213, 2214, 2215, 2216, 2217, 2218, 2219, 2220, 2221, 2222, 2223, 2224, 2225, 2226, 2227, 2228, 2229, 2230, 2231, 2232, 2233, 2234, 2235, 2236, 2237, 2238, 2239, 2240, 2241, 2242, 2243, 2244, 2245, 2246, 2247, 2248, 2249, 2250, 2251, 2252, 2253, 2254, 2255, 2256, 2257, 2258, 2259, 2260, 2261, 2262, 2263, 2264, 2265, 2266, 2267, 2268, 2269, 2270, 2271, 2272, 2273, 2274, 2275, 2276, 2277, 2278, 2279, 2280, 2281, 2282, 2283, 2284, 2285, 2286, 2287, 2288, 2289, 2290, 2291, 2292, 2293, 2294, 2295, 2296, 2297, 2298, 2299, 2300, 2301, 2302, 2303, 2304, 2305, 2306, 2307, 2308, 2309, 2310, 2311, 2312, 2313, 2314, 2315, 2316, 2317, 2318, 2319, 2320, 2321, 2322, 2323, 2324, 2325, 2326, 2327, 2328, 2329, 2330, 2331, 2332, 2333, 2334, 2335, 2336, 2337, 2338, 2339, 2340, 2341, 2342, 2343, 2344, 2345, 2346, 2347, 2348, 2349, 2350, 2351, 2352, 2353, 2354, 2355, 2356, 2357, 2358, 2359, 2360, 2361, 2362, 2363, 2364, 2365, 2366, 2367, 2368, 2369, 2370, 2371, 2372, 2373, 2374, 2375, 2376, 2377, 2378, 2379, 2380, 2381, 2382, 2383, 2384, 2385, 2386, 2387, 2388, 2389, 2390, 2391, 2392, 2393, 2394, 2395, 2396, 2397, 2398, 2399, 2400, 2401, 2402, 2403, 2404, 2405, 2406, 2407, 2408, 2409, 2410, 2411, 2412, 2413, 2414, 2415, 2416, 2417, 2418, 2419, 2420, 2421, 2422, 2423, 2424, 2425, 2426, 2427, 2428, 2429, 2430, 2431, 2432, 2433, 2434, 2435, 2436, 2437, 2438, 2439, 2440, 2441, 2442, 2443, 2444, 2445, 2446, 2447, 2448, 2449, 2450, 2451, 2452, 2453, 2454, 2455, 2456, 2457, 2458, 2459, 2460, 2461, 2462, 2463, 2464, 2465, 2466, 2467, 2468, 2469, 2470, 2471, 2472, 2473, 2474, 2475, 2476, 2477, 2478, 2479, 2480, 2481, 2482, 2483, 2484, 2485, 2486, 2487, 2488, 2489, 2490, 2491, 2492, 2493, 2494, 2495, 2496, 2497, 2498, 2499, 2500, 2501, 2502, 2503, 2504, 2505, 2506, 2507, 2508, 2509, 2510, 2511, 2512, 2513, 2514, 2515, 2516, 2517, 2518, 2519, 2520, 2521, 2522, 2523, 2524, 2525, 2526, 2527, 2528, 2529, 2530, 2531, 2532, 2533, 2534, 2535, 2536, 2537, 2538, 2539, 2540, 2541, 2542, 2543, 2544, 2545, 2546, 2547, 2548, 2549, 2550, 2551, 2552, 2553, 2554, 2555, 2556, 2557, 2558, 2559, 2560, 2561, 2562, 2563, 2564, 2565, 2566, 2567, 2568, 2569, 2570, 2571, 2572, 2573, 2574, 2575, 2576, 2577, 2578, 2579, 2580, 2581, 2582, 2583, 2584, 2585, 2586, 2587, 2588, 2589, 2590, 2591, 2592, 2593, 2594, 2595, 2596, 2597, 2598, 2599, 2600, 2601, 2602, 2603, 2604, 2605, 2606, 2607, 2608, 2609, 2610, 2611, 2612, 2613, 2614, 2615, 2616, 2617, 2618, 2619, 2620, 2621, 2622, 2623, 2624, 2625, 2626, 2627, 2628, 2629, 2630, 2631, 2632, 2633, 2634, 2635, 2636, 2637, 2638, 2639, 2640, 2641, 2642, 2643, 2644, 2645, 2646, 2647, 2648, 2649, 2650, 2651, 2652, 2653, 2654, 2655, 2656, 2657, 2658, 2659, 2660, 2661, 2662, 2663, 2664, 2665, 2666, 2667, 2668, 2669, 2670, 2671, 2672, 2673, 2674, 2675, 2676, 2677, 2678, 2679, 26

11. *Journal of the American Medical Association*, 2000; 284: 1039-1044.

Ministerium für Kinder, Jugend und Familienangelegenheiten

\_\_\_\_\_

Source: *U.S. Department of Commerce, Bureau of Economic Analysis*.

Procedural	Technical	Behavioral	Attitudinal
------------	-----------	------------	-------------

**Themen: Klausur, Vorkursklausur, Kolloquium, Nachklausur, Studienberatung und Spezialkurse**

**RESEARCH DESIGN AND METHODS**



**Abstract**

**Executive Summary**

1. **Introduction**  
 2. **Background**  
 3. **Methodology**  
 4. **Results**  
 5. **Conclusion**

[illegible]

1. **Introduction**  
 2. **Methodology**  
 3. **Results**  
 4. **Conclusion**  
 5. **References**

**Table 1**

**Abbreviations**

100

**Business**  
The Southwest  
Association  
of Banks and  
Trust Companies  
announced that it  
will be a member

[illegible]

# DIE FRAU

Herausgegeben  
von  
Helene Lange.

Verlag:  
W. Moeser Buchhandlung.  
Berlin S.

## Der moderne Individualismus und die Erziehung.

Von

Gertrud Bäumer.

Nachdruck verboten.

In seinen tiefsinnigen Parabeln von der Autorität erzählt der Holländer Multatuli auch eine Geschichte von Eltern und Kindern.

„Es war da zum erstenmal ein Kind geboren,“ so lautet sie. „Die Mutter war in Verückung, und auch der Vater sah es an mit inniger Liebe.“

— Doch, Genius, sage mir, wird es immer so klein bleiben? fragte die Mutter, und — fügte sie hinzu — ich selbst weiß nicht, ob ich es verlange. Gern möchte ich's groß sehen als einen Menschen, aber doch würde es schade darum sein, wenn es sich so veränderte, daß ich es nicht länger tragen kann und nähren mit mir selbst.

— Dein Kind wird ausblühen zum Menschen, sagte der Genius. Es wird sich nicht dauernd von Dir nähren. Es wird einmal nicht mehr von Dir getragen werden.

— O Genius, rief die Mutter erschreckt, wird mein Kind fortgehen? Wenn es laufen kann, wird es dann von mir fortgehen? Was muß ich thun, daß mein Kind nicht von mir gehe, wenn es laufen kann?

— Habe Dein Kind lieb, sagte der Genius — und es wird nicht von dir gehen.

So war es! Und so blieb es einige Zeit. Aber dann wurden da viele Kinder geboren. Und vielen Eltern war es sehr lästig, all diese Kinder lieb zu haben.

Darauf sann man ein Gebot aus, daß die Liebe ersparen sollte, so wie viele Gebote. Denn es ist leichter, ein Gebot zu geben, denn Liebe.

Ehret euren Vater und eure Mutter!

Die Kinder verließen aber doch ihre Eltern, sobald sie laufen konnten. Man fügte zum Befehl ein Gelöbniß:

Auf daß es euch wohlgehe!

Darauf blieben einige Kinder bei ihren Eltern! Doch sie blieben nicht so in der Weise, wie es sich die erste Mutter dachte, da sie den Genius fragte: „Was muß ich thun, daß mein Kind nicht von mir gehe, sobald es laufen kann?“

Und das ist also geblieben bis auf den heutigen Tag.“

Multatuli faßt in diese Parabel die Geschichte eines Problems, daß sich in tausend Variationen, in tausend Formen und Gestalten durch die Geschichte der Menschheit zieht, eine nie versiegende Quelle schmerzlichster Herzenskämpfe.

Die Erziehung befreit das Kind von dem Erzieher, löst es innerlich von der Autorität, der die eigene seelische Bedürftigkeit es noch fest und innig verband. Hat der Erzieher sein Werk an dem Jüngling gethan, so wächst der werdende mit Notwendigkeit über ihn selbst hinaus — vielleicht, da so oft das Neue sich nur kämpfend von dem Alten löst, in eine fremde, feindliche Gedankenwelt hinein. Der Konflikt der „Väter und Söhne“ ist unlösbar und unentrinnbar. Er liegt in dem Wesen menschlicher Entwicklung begründet; er ist mit den unabänderlichen Bedingungen menschlichen Fortschritts innig und tief verknüpft. Für Väter und Söhne birgt er seine Tragik.

Jeder aus der Zahl derer, die am Werden ihrer Zeit wirklich teilnehmen, hat ihn durchgemacht, den Schmerz des geistig mündigwerdens, hat das unabänderliche nicht mehr verstanden werden und nicht mehr verstehen können in sich erlebt; und der schmerzliche Konflikt zwischen Pietät und Wahrhaftigkeit hat manchem sein organisierten Menschen die Freude am Vorwärtstreiben auf geistigem Gebiet zerstört. Nur ein selten begünstigter wird in solchem Zwiespalt nicht schuldig, nur wenige gehen daraus hervor, ohne ein Stück ihres kostbarsten inneren Besitzes, ihrer innigsten und zartesten seelischen Beziehungen zum Opfer gebracht zu haben.

Das alles in jedem einzelnen Fall als notwendig und unabänderlich anzuerkennen, den Konflikt durch rechtzeitiges Verzichten, durch nicht zu frühes loslassen und nicht zu lange festhalten wollen zu überwinden, ist immer das Erziehungsproblem gewesen, auf das alle Einzelfragen zurückzuführen sind, auf dem sie alle im letzten Grunde beruhen, in und mit dem sie ihre Lösung finden.

Und doch scheint es in ganz besonderem Sinne ein modernes Problem zu sein, dem unsere Zeit erst eine eigene Bedeutung gegeben hat. Denn erst die Gegenwart hat die Frage in dieser Fassung gestellt. Keine Vergangenheit hat sie soviel erörtert. Wir finden sie in der pädagogischen, belletristischen und populärphilosophischen Literatur aller Länder, in denen die moderne Kultur Wurzel gefaßt hat.

\* \* \*

Welches sind die Momente, die dieses Mißverstehen zwischen Alten und Jungen den Menschen von heute so eindringlich zum Bewußtsein gebracht, die das Verhältnis der aufstrebenden zur reifen Generation so besonders kompliziert gemacht, die dem Worte „die Jugend“ den Charakter eines Partei- und Kampftitels gegeben haben?

In zwei besonders stark ausgeprägten Eigentümlichkeiten der jüngsten Kultur-entwicklung finden wir eine Antwort.



Die eine ist der rasche und tiefgreifende Wandel der Weltanschauungen sowohl als der sozialen Verhältnisse innerhalb der letzten Jahrzehnte.

Man hat wohl gesagt, daß in unserer Zeit die Epochen nur noch nach Monaten zählen, so rasch haben philosophische, politische und soziale Ideen und Programme eine Phase nach der andern durchlebt, so rasch überlebt sich, was heut noch galt. Wir können die Verweise dafür auf allen Gebieten des geistigen und öffentlichen Lebens finden — von den Grundsätzen der Sozial- und Wirtschaftspolitik bis herunter zu den Orakeln des hypermodernen Großstadidekadenten, der Nietzsche schon für ungeheuer rückständig erklärt.

Eine gewisse Steifheit in Bezug auf die Formen, in denen philosophische und religiöse Erkenntnis zum Ausdruck gebracht und niedergelegt ist, eine leichtere Bewertung dessen, was eine frühere Zeit in einem heiligen Namen verehrte, eine ledere Kritik ist die natürliche Folge für den, der an diesem immer rascheren Wandel der Denk- und Lebensprogramme innerlich beteiligt ist.

Wenn auch die Klage über den Mangel an Ehrfurcht bei der Jugend und die bessere Zucht der alten Zeit so alt ist wie die Menschheit selbst, so hat sie doch in unseren Tagen eine besondere Bedeutung. Die natürliche Begleiterscheinung der steeple-chase unseres wirtschaftlichen und gewerblichen Lebens, ist der raschere Fluß der Geistesströmungen, das rapide Vorwärtstürmen auf intellektuellem Gebiet. Und wie der Reichtum der Entwicklungsmöglichkeiten, das auf's Spiel setzen großer Werte, das der moderne Großbetrieb mit sich bringt, im wirtschaftlichen Kampf das sorgsame Rechnen mit dem Kleinen, das peinliche Festhalten des sicheren Besitzes mehr und mehr ablöst, so schaltet man auch auf geistlichem Gebiet freier mit seinen Errungenschaften, so giebt man Erworbenes und Überkommenes leichter auf, so wird man ein immer weniger ängstlicher Hüter gewonnener Erkenntnis. Und so geschieht es leichter heute als je, daß die heranwachsende Generation, ohne es zu wissen und zu wollen, Sakrileg begeht an dem Heiligtum der älteren, daß sie als Form betrachtet, was eben noch Inhalt schien, daß man ihr Frivolität und Mangel an Ehrfurcht Schuld giebt, wo sie nur mit dem Pfund wucherte, das man ihr mitgab, damit sie es mehren — nicht damit sie es pietätvoll vergraben sollte.

Ist der Gegensatz der aufeinanderfolgenden Generationen tatsächlich heute tiefer, weil ein gewaltiger Schritt die letzten Jahrzehnte unseres Jahrhunderts von der Vergangenheit trennt, so wird er andererseits auch tiefer und intensiver, peinlicher, quälender empfunden, weil die moderne Kultur das Persönlichkeitsgefühl des Menschen, das Bewußtsein dessen, was ihn von anderen unterscheidet, kräftiger entwickelt hat, weil er empfindlicher geworden ist gegen Dissonanzen, weil er stärkere Ansprüche stellt an das Verstehen, das Geltenlassen durch andere, weil er immer feinere, tiefere innere Beziehungen sucht, und einen inneren Zwang immer schwerer erträgt.

Nicht nur das tägliche Leben und die persönliche Beobachtung, die ganze Problembehandlung der modernen Literatur kann uns diese Tatsache deutlich machen. „Einsame Menschen“ sind ihre tragischen Helden.

Wir können diese Entwicklung bewerten, wie wir wollen, wir können sie verurteilen oder gutheißen, ihre Resultate sind vorhanden, und zwingen uns zur Beobachtung, drängen ihre Probleme auf. Ihre Probleme auch auf dem Gebiet der Erziehung.



ein Probejahr machen lassen, und dann die Kinder fragen, ob er etwas taugt u. s. w. u. s. w., daß sich dem ehrsamem Pädagogen von heute jedes Haar einzeln sträuben möchte. Um die Schule diesem Ideal näher zu führen, thäte eine radikale Umgestaltung der gesamten pädagogischen Denkweise not, eine Sintflut, die die gesamte Fachliteratur vernichtete und nur noch Montaigne, Rousseau, Spencer und etwa die moderne Literatur zur Kinderpsychologie übrig ließe.

Nun, wir werden, wenn wir auch gestehen müssen, daß die Kritik, durchaus nicht der richtigen Grundlage entbehrt, das Rezept nicht sonderlich probat finden. Nicht allein um seiner praktischen Undurchführbarkeit, sondern um seiner psychologisch und philosophisch ansehbaren Grundlage willen.

Wenn irgend wo der moderne Individualismus Bankrott machen muß, dann muß er es als Erziehungsprinzip.

Ellen Key verkennet, daß das Wesen der sittlichen Kraftentfaltung darin liegt, ein „ich will“ einem „du sollst“ unterzuordnen, daß alle Entwicklung auf geistigem und sittlichem Gebiet nur dadurch ausgelöst wird, daß man einen Widerstand in sich selbst erkennt und überwindet, daß alles innere Wachstum einen Schritt über sich selbst hinaus bedeutet, und daß niemand diesen Schritt thut, der nicht gewöhnt ist, eine Autorität über sich zu suchen. Sie verkennet, daß die vornehmste Eigenschaft des höchst entwickelten Menschen die feine Rücksicht auf das Wesen und die Bedürfnisse des andern ist, daß die sicherste Gewähr für ein dauerndes Aufwärts- und Vorwärtsschreiten des inneren Lebens die Ehrfurcht ist vor dem, was um und über uns ist, eine Ehrfurcht, die den großen von dem kleinen Menschen, den freien von dem befangenen, den fein empfindenden von dem robusten, den entwicklungsfähigen von dem stillstehenden unterscheidet. Sie verkennet, daß das Kind, dem in der Wachzeit seiner Persönlichkeit die Notwendigkeit der Rücksichtnahme und Unterordnung sorgfältig fern gehalten wird, dem die Augen niemals eingestellt werden für den Willen seiner Umgebung, daß das geistig und sittlich erschläft, und zu den höchsten Möglichkeiten seiner inneren Entwicklungsfähigkeit garnicht geführt wird. Sie verkennet, daß das Geheimnis innerer Entwicklung ein für allemal in dem tiefen Wort liegt: Wer sein Leben verliert, der wird es finden.

\* \* \*

So durchaus nun der Individualismus als Lebensprogramm sowohl wie als Erziehungsprogramm abzulehnen ist, da er auf einem fundamentalen psychologischen Irrtum beruht, so gewiß ist es, daß die veränderten geistigen Entwicklungsbedingungen in unserer Zeit auch in der Erziehung ihren Ausdruck finden müßten, und daß sie eine erhöhte Berücksichtigung der Selbständigkeit notwendig machen. Diese Notwendigkeit ergibt sich mir vor allem unter einem Gesichtspunkt, den der Individualismus nicht ins Feld führt, unter dem Gesichtspunkt nämlich, daß in immer stärkerem Maße die Verantwortlichkeit des einzelnen innerhalb des sozialen Organismus sich steigert.

Es ist das eine Entwicklung, die schon Jahrhunderte hindurch ihr Werk an dem einzelnen und an der Gesellschaft gethan, die in der Reformation das Individuum von der Institution befreite, auf die es sich in seinem Denken und Handeln bedingungslos verließ und die es selbständig auf sein geistiges und sittliches Gewissen stellte. Eine Entwicklung, die mehr und mehr auf staatlichem Gebiet den einzelnen zur Mitarbeit und Mitverantwortlichkeit heranzog, die das Prinzip der Selbstverwaltung

und Selbstregierung im sozialen Organismus zur Durchführung bringen und die mehr und mehr unser öffentliches Leben demokratisieren wird. Mit jedem Schritt, der auf diesem Gebiete vorwärts gethan wird, wächst die Aufgabe des einzelnen an der Gesamtheit, wächst die Notwendigkeit, ihn zur selbstverantwortlichen Mitarbeit an ihrer Wohlfahrt zu befähigen.

Notwendig muß diese Befähigung mit der Familienerziehung beginnen. England, das mit der Ausgestaltung des modernen, demokratischen Regierungsprinzips uns so weit voraus ist, hat in wachsendem Maße auch in seiner Erziehungspraxis dieses Prinzip der Freiheit in der Entwicklung durchgeführt.

In unseren gebildeten Familien, und gerade in denen, in denen man auf die gute Kinderzucht stolz ist, geht die Erziehung in erster Linie darauf aus, die Kinder zur bedingungslosen Anerkennung der in den Eltern repräsentierten Familientraditionen zu führen. Das Machtwort des Vaters entscheidet noch bei den Erwachsenen über den Verkehr, der zu wählen, über die geistige Ausbildung, die zu suchen, über die Lektüre, die zu genießen ist. Er entscheidet über die Lebensanschauungen, die als für „unsere Kreise“ passend, auch der heranwachsende junge Mensch haben muß. Es gilt dort allgemein für eine Pflicht der Eltern, einfach auf Grund ihrer Autorität die heranwachsende Jugend gegen die geistigen Einflüsse abzuschließen, die sie aus den Familienbahnen hinausführen könnten. Und darunter leiden vor allem natürlich die Mädchen, denen nicht wie den Männern das Studium die Möglichkeit schafft, aus diesen Schranken herauszukommen, ehe ihre Entwicklung abgeschlossen ist. Muß man sich oft doch schon als gewissenhafte Lehrerin im Unterricht erwachsener Mädchen fragen, ob man sie auf dieses oder jenes hinweisen dürfe, von dem man vorausieht, daß es sie in Konflikt mit den Anschauungen des Hauses bringt.

Und wie gesagt, solch geistiger Zwang zwingt nur die Stumpfen, er wird den aufnahmefähigen, entwicklungskräftigen zur unerträglichen Qual, oder er führt sie zur Notlüge um der geistigen Selbsterhaltung willen. „Eine Tochter, die ihre Mutter lieb hat, läßt sie nicht lesen, was sie liest,“ das ist ein leichtfertiges Scherzwort, aber es umschließt eine Fülle von traurigen Erlebnissen und gefährlichen, zerstörenden Konflikten, oder es deckt eine der am tiefsten greifenden Notlügen der Zeit.

\*                      \*

Sind wir nun aber wirklich auf unserem Wege zu dem Punkt gekommen, daß der Individualismus als Prinzip falsch, daß aber viele Gründe auf die Notwendigkeit steigender Individualisierung bei der Erziehung hinweisen, so erhebt sich auf eben diesem Punkte die Frage: wohin aber nun? Wie gestaltet sich die Erziehung, die auf dem Gedanken des Altruismus aufgebaut, doch in Willen und Intellekt diejenige Selbständigkeit bildet, die die weitgreifenden, jeden einzelnen mitreisenden Kämpfe der Zeit von dem einzelnen fordern und in wachsendem Maße fordern werden?

Ein Programm mit Thesen und Ausführungsbestimmungen, ein Plan der Zukunftserziehung, als Pendant zu dem von Ellen Key, wird sich niemand unterfangen zu zeichnen, der weiß, wie gering der Gebrauchswert einer solchen Hausapotheke von Erziehungsmitteln sein muß. Es ist so eine seltsame Inkonssequenz der Individualisten, daß sie ihren Individualismus schließlich doch wieder in Normen ausprägen, nach denen man generell verfahren soll. So unterscheiden sich auch schließlich Ellen Keys Erziehungsgedanken der Zukunft von denen der Gegenwart nur dadurch, daß sie eben

alle Menschen wie Übermenschen angesehen wissen wollen, während man jetzt alle als Dugendware behandelt. Als ob man nicht viele, ja vielleicht die meisten Naturen nur durch Zwang und Gewöhnung entwidelt und nur durch klar vorgezeichnete Richtlinien überhaupt zu einer gewissen Bestimmtheit des Lebens und Schaffens führen kann!

Schließlich haben ja auch Systeme für die Familienerziehung den denkbar geringsten Wert. Sie kann ja garnicht in engerem Sinn systematisch sein. Sie ist stets ein mehr oder minder unbewusster Ausdruck der Innerlichkeit des Erziehers, eine sich zum großen Teil unbewußt vollziehende Umprägung der geistigen Werte, die er gewonnen hat.

Eine Erziehungsreform kann daher nur damit beginnen, daß sie die Erzieher in innige Beziehungen bringt zu den Werten, nach denen das Leben der heranwachsenden Generation sich bestimmt, daß sie dem Erzieher das Verständnis giebt für die Zukunftsgestaltenden Kräfte in der Kultur der Gegenwart.

Dies Verständnis aber führt von selbst zu der Einsicht, daß allerdings die erhöhten Persönlichkeitsbedürfnisse der jungen Menschen in dem Wesen der geistigen Gegenwartskultur ihren berechtigten Ursprung haben, daß sie sich ohne seelischen Schaden für Erzieher und Erzogenen nicht einfach unterdrücken lassen. In der Anerkennung dieser Thatsache wird man dem individualistischen Zuge der Zeit folgen müssen. Weiter aber auch nicht.

Es wird im Gegenteil gerade auf die Momente ein besonderer Nachdruck gelegt werden müssen, durch die dieser freieren Entwicklung das Gleichgewicht gehalten werden muß, damit sie nicht zu dem Persönlichkeitskultus führt, der in unserer Zeit so viele unbefriedigte Existenzen, so viele unreife Programmhelden, so viele überreizte, sich selbst zerstörende moderne Menschen erzogen hat.

Je früher man den werdenden Menschen von der äußeren Autorität löst, um so fester muß man ihn an innere Autoritäten binden.

Das aber geschieht zunächst durch eine tüchtige reale Bildung, eine Bildung, die in die Gegenwart führt, die über die sozialen Aufgaben, die Entwicklungsmöglichkeiten und Entwicklungsgrenzen des öffentlichen Lebens der Gegenwart aufklärt, die Interesse erweckt für die realen Bedingungen des Lebens und die Möglichkeit giebt, die Forderungen des schrankenlosen Individualismus durch das Verständnis der Interessen der Allgemeinheit zu korrigieren. Eine Bildung, die zur Ehrfurcht erzieht vor dem, was der Zusammenschluß der vielen an Kulturwerten geschaffen hat.

Ein zweites Moment, der freieren Entwicklung der modernen Zeit das Gleichgewicht zu halten, liegt in der Erweckung des sozialen Gefühls in der heranwachsenden Generation, in der Erziehung des Verständnisses für den sozialen Gedanken und der praktischen Heranziehung zu sozialer Bethätigung. Ohne dieses Korrelat wird die feine geistige Kultur, die der Individualismus unleugbar herausgeführt hat oder herauszuführen vermag, ebenso dem Tode geweiht sein wie jener Individualismus um die Wende des vorigen Jahrhunderts, der das Programm ausgab: „Nicht in die politische Welt verschleudere du Glauben und Liebe, sondern in die göttliche Welt der Wissenschaft und der Kunst opfere dein Innerstes in dem heiligen Feuerstrom ewiger Bildung.“

Ich sehe ein drittes, und das wertvollste und wichtigste Moment, die höheren Ansprüche der Persönlichkeit in Einklang zu setzen mit den wahren Aufgaben der sittlichen Erziehung, in der Persönlichkeit des Erziehers.



Die Erwerbsverhältnisse der Gegenwart legen die Erziehung der heranwachsenden Generation, der Söhne und Töchter, mehr und mehr in die Hand der Frau.

Wenn man auch die harte Kritik der Mrs. Perkins Stetson an der erzieherischen Tätigkeit der heutigen Mütter nicht in allen Punkten unterschreiben, nicht bedingungslos generalisieren möchte, so muß man zugeben, daß sie vielfach der Entwicklung ihrer Kinder, speziell der heranwachsenden, hilflos gegenüberstehen, daß sie nicht imstande sind, sie zu beurteilen und vermöge einer natürlichen geistigen Autorität zu beeinflussen.

Und diese Notwendigkeit verknüpft die Frauenfrage und die Frauenbewegung auf das innigste mit den Erziehungsproblemen unserer Zeit. Ja, an diesem Punkte liegt ihre tiefste Bedeutung.

Auf allen Gebieten ruft die Kultur der Gegenwart nach der Persönlichkeit der Frau. In erster Linie auf dem der Erziehung. Oft genug noch ruft sie vergebens. Denn die Persönlichkeit der Frau will noch errungen sein.

Ängstlicher wohl als zu anderer Zeit mag heute die Frage der Mutter klingen: „Was muß ich thun, daß mein Kind nicht von mir gehe, wenn es laufen gelernt hat?“ Ich denke, der Genius unserer Tage würde ihr antworten: Habe Dein Kind lieb und arbeite an Dir selbst!



## Die Arbeiterinnenbewegung in Italien.

Von

Dr. Robert Michels.

Nachdruck verboten.

Die Zahl der bürgerlichen Frauen in Italien, welche zielbewußt einer Lösung der Frauenfrage zustrebt, ist noch ziemlich gering, trotzdem der Staat, bereitwilliger als der unsere, ihnen frühzeitig eine leidlich große Bewegungsfreiheit gestattete.<sup>1)</sup> Dagegen hat sich in den letzten Jahren unter den Proletarierinnen des Landes eine große Mühsamkeit gezeigt.

Das einzige Mittel, die verzeitelten Kräfte der Frauen zu einer starken Einheit zu verbinden, ist bekanntlich der Zusammenschluß zu Gesellschaften und Vereinen. In Deutschland ist es bis jetzt trotz des allzeit rührigen Eifers der sozialistischen Führerinnen nur in einer verhältnismäßig geringen Anzahl von Fällen gelungen, die Arbeiterinnen zu organisieren und sie auf diese Weise für ihren Existenzkampf widerstandsfähiger zu machen.<sup>2)</sup> Ganz anders liegen die Verhältnisse in England und Frankreich, wo das

<sup>1)</sup> Die Erlaubnis zum Besuch der Universität in all ihren Fakultäten und die logisch dazu gehörige Zulassung zu allen akademischen Graden erhielten die italienischen Frauen schon 1876. Auch als Privatdozentinnen sind sie mehrfach angenommen worden. 1891 wurde fernerhin in Rom ein staatliches Frauengymnasium (Liceo Governativo Femminile) errichtet. Im übrigen sind die Mädchen auch in allen Anabergymnasien zugelassen. — Nur das Ehrerecht steht auf noch weit niedrigerer Stufe als das deutsche.

<sup>2)</sup> Interessante Eröffnungen hierüber bietet das neuerschienene Buch von Dr. Adam Karl Maier, „Der Verband der Glacehandschuhmacher und verwandten Arbeiter Deutschlands von 1869 bis 1900.“

freie Versammlungsrecht der Frauen eben in keiner Weise beschnitten ist. Dort wurde bereits ein sehr hoher Prozentsatz der weiblichen Arbeiterschaft in Berufsvereinen zusammengegliedert.<sup>1)</sup>

In Italien ist die Mehrzahl der sogenannten organisierten Frauen einfach den männlichen Vereinen beigetreten. Es lag das wohl vor allem an ihrem geringen Verständnis für Fragen der inneren Verwaltung und an dem Mangel eigener richtiger thatkräftiger Direktive. Nichtsdestoweniger ist aber auch eine nicht unbedeutende Zahl nur aus Frauen bestehender Genossenschaften entstanden. Im allgemeinen glaube ich behaupten zu können, daß die berufsorganisatorische Bewegung in Italien zwar noch nicht so ausgebildet wie in Frankreich und zumal in England, aber durch Staat, Gesellschaft und den Charakter des Volkes begünstigt, der deutschen entschieden längst überlegen ist. Sie hat — wir werden es noch sehen — seit den großen Lohnbewegungen im Frühling 1901 unausrottbare Wurzeln geschlagen.

Die Proletarierin führt einen doppelten Kampf oder genau genommen einen dreifachen. Sie streitet nicht nur für die Gleichberechtigung ihres Standes, sowie für die rechtliche Anerkennung ihres Frauentums überhaupt, sondern auch noch für die gleiche Bewertung ihrer Arbeitsleistungen gegenüber denen des Mannes. Mit andern Worten, sie muß nicht nur als Ehefrau und als Mensch gegen das historisch gewordene Unrecht ringen, sondern auch gegen ihren Brotherrn den doppelten Kampf der Arbeiterin und der Frau führen. Denn der Lohn wird ihr bemessen, nicht nur als Proletarierin, sondern ebenso sehr als Weib.

Demgemäß bäumt sich die italicische Arbeiterin auch nicht wie ihr männlicher Gefährte fast nur aus Gründen der Unzulänglichkeit des Lohnes oder der Ueberbürdung mit Arbeit auf, sondern vielfach auch wegen persönlicher Kränkungen und schlechter Behandlung. Von den 31 Prozent der im Jahre 1898 ausgebrochenen Streiks<sup>2)</sup>, welche nicht aus der Forderung höheren Lohnes oder gekürzter Arbeitszeit entsprangen oder als Antwort auf versuchte Lohnschmälerung erfolgten, dürfte sicherlich der größere Teil von Seiten der arbeitenden Frauen beschlossen worden sein.

Es versteht sich von selbst, daß, wie in allen anderen Ländern des europäischen Kontinents, so auch in Italien, die Lohnkämpfe politisch verbrämt erscheinen, das heißt die arbeitenden Klassen sich an eine bestimmte politische Partei anlehnen. Es ist dies praktisch durchaus eine Notwendigkeit, und ebenso selbstverständlich mußte die Wahl auf den Sozialismus fallen. Die Dinge liegen nun einmal so, daß die Kapitalisten jeden Lohnkampf immer noch als eine Art von Revolte gegen die bestehende Ordnung der Dinge ansehen, und so teilen auch sämtliche rechts stehende Parteien Italiens, die sogenannte „moderateria“, immer noch die Überzeugung der wissenschaftlich längst überwundenen Volkswirtschaftler vom Schlage eines Jacopo Virgilio,<sup>3)</sup> der da meinte, die Lohnregulierung müsse allein in den Händen der Arbeitgeber liegen. Die Arbeiterinnen Italiens glaubten daher ihre Interessen nur einer Partei anvertrauen zu können, deren Grundsätze zu den eben angeführten in Gegensatz ständen. Und dazu schien natürlich keine geeigneter als die, welche die juristische und politische Gleichberechtigung der Frau mit dem Mann in ihrem „Mindestprogramm“ als eine ihrer Grundforderungen aufgestellt hatte und auch die gleichen Löhne stets ihnen zu erkämpfen bereit war,<sup>4)</sup> eine Partei, die nach den Worten des großen Idealisten Edmondo De-Amicis, der Frau innerhalb der Familie einen würdigeren Platz erkämpfen und es nicht mehr zugeben will, daß das Weib wie das erste beste Haustier geprügelt wird, wenn der Mann einmal zu viel getrunken hat oder in Wut geraten ist, eine Partei endlich, die sich die Frau der

<sup>1)</sup> Über England vgl. *Woman's Trade Union Review* vom Januar 1902, über Frankreich Marie Bonneval „*Le Mouvement Syndical Féminin en France*“, in der „*Revue de Morale Sociale*“, September 1901.

<sup>2)</sup> Nach Angabe der „*Direzione Generale di Statistica*“, veröffentlicht August 1900, besprochen von Luigi Einaudi in der „*Stampa*“ vom 25. August 1900.

<sup>3)</sup> „*Principi di Economia Politica*“, seconda edizione. Genova 1876, pag. 171 ff.

<sup>4)</sup> S. das 1900 vom Parteitag in Rom entworfene *Programma Minimo del Partito Socialista Italiano*, erschienen im Verlag der *Critica Sociale*, Milano.

Zukunft als ein Wesen mit dem „Geiste eines Mannes, aber dem Herzen eines Engels“ vorstellt.<sup>1)</sup>

Daher scheint es uns begreiflich, daß die bedeutendsten Führerinnen des italienischen weiblichen Proletariats, die Frauen, welche zur Besserung der sozialen Lage Kopf und Herz eingesetzt haben, Sozialistinnen sind. Nebenbei gesagt, entstammen diese vielfach den akademischen Kreisen. Ich möchte an dieser Stelle nur an Maria Cabrini, die Verfasserin des *Canzoniere dei Socialisti*, Argentina Bonetti-Altobelli, Ernestina Lesina, Oda Lerda-Olberg, die Annoni, die Melli, die Majno, die Malnati, die Garzia Campolonghi-Cassola und die beiden Töchter des greisen Psychiaters Cesare Lombroso, Paola Lombroso-Carrara und Gina Lombroso-Ferrero, sowie die mit slavischer Leidenschaft die Rechte ihres Geschlechtes vertretende Anna Kuliscioff, die tapfere Vorkämpferin der Schutzgesetzgebung für Frauen, erinnern.

Wir haben nun zunächst zwei nebeneinanderlaufende Bewegungen zu betrachten, von denen wir die eine, die Agrarbewegung, wegen des hohen Interesses, das sie gerade in ihrer Verschiedenheit von unsern deutschen Verhältnissen darbietet, etwas ausführlicher in ihrem Verdegang und ihren Äußerungen beleuchten müssen, während wir uns über die andere etwas kürzer fassen können.

\* \* \*

Werfen wir also zunächst einen Blick auf die weibliche Stadtbevölkerung!

Hier muß von vornherein gesagt werden, daß diese, wenigstens in ihren arbeitenden Bestandteilen, moralisch sehr hoch steht.

Natürlich sind die italienischen Fabrikarbeiterinnen nicht frei von den traurigen Begleiterscheinungen ihrer sozialen Stellung. Es wird niemanden wundern, daß zumal in den großen Städten des Nordens auch die Prostitution als „Zusatz zum Lohn“ ihr Unwesen treibt. Nichtsdestoweniger aber — und das ist ein gutes Zeichen für die Bewegung — ist es den in Vereinen zusammengeschlossenen Arbeiterinnen gelungen, sich bei der übrigen Bevölkerung in großem Ansehen zu erhalten. Am meisten ist mir das im Biellese aufgefallen. In dieser herrlichen Alpenlandschaft, in der, man möchte beinahe sagen, bis an die Gletscher hinan sich Fabrik an Fabrik reiht, haben die Arbeiterinnen, die an Kopfszahl ihren männlichen Genossen weit überlegen sind, einen Berufsstolz, den zu fühlen ihre Kolleginnen in Deutschland noch nicht imstande sein können. Frei, gesittet, und stets peinlich gekleidet, sieht man sie des Abends in nicht enden wollenden Scharen aus den Riesenfabriken in Biella, Miagliano und Bollone, den Strickstrumpf in der Hand, gemächlich ihren benachbarten Heimatdörfern zustreben. Ein Fabrikmädchen zu sein, gilt in jenen Gegenden weit mehr als ein hochherrschaftliches Dienstmädchen. Das Wort „serva“ hat in seinem Doppelsinn dort einen schlechten Klang.

Es ist aus dem Charakter dieser Bevölkerung erklärlich, daß sich auch die Lohnkämpfe zumeist in durchaus gesetzmäßiger und ruhiger Weise vollziehen.

Charakteristisch für italienische Verhältnisse dürfte es sein, daß sich die Fabrikarbeiterinnen des öfteren gegen ein Element zu wehren haben, das eigentlich, man sollte meinen, nichts mit der Industrie zu schaffen hat, nämlich das geistliche. Im vorigen Frühling z. B. wurden kurz hintereinander zwei Streiks dadurch hervorgerufen, daß die Besitzer als Aufsichtsführende in ihren Fabriken Nonnen anstellten. Einmal, in Monza, wandten sich die Arbeiterinnen der Gutfabrik S. V. Valera e Ricci an die Arbeitskammer der Stadt mit Beschwerden und zogen auch die männlichen Berufsgenossen in den Streit hinein. Das andere Mal, in Rom, waren es Strumpfwirkerinnen, die diese Gelegenheit benutzten, um Gehaltserhöhungen durchzusetzen und sich gleichzeitig zu einer Cooperativa zusammenzuschließen (Juni 1901). In beiden Fällen erklärten die Frauen empört, sie seien dem Mittelalter entwachsen und wollten

<sup>1)</sup> Edmondo De-Amicis, *Lotte Civili*, Firenze 1899, pag. 61, 67, 133.

nicht mehr unter geistlicher Obergewalt stehen. — Ein krasses Beispiel dafür, wie trotz der vielen Streiks gewisse Unternehmer immer noch mit ihrem weiblichen Personal umzugehen wagen, liefert uns ein Vorkommnis, das mitten in dem kalten, rauhen Winter 1901 zu Alessandria geschah. Die Gutfabrik der Firma Reghezza beschäftigte über 300 Arbeiterinnen, die von 1 Lira bis 1,30 Lire (0,80—1,04 Mark) Tagelohn erhielten. Ein recht kärgliches Entgelt, wenn man die Jahreszeit bedenkt und sich des Umstandes erinnert, daß das italienische Volk so sehr durch indirekte Steuern belastet ist.<sup>1)</sup> Nun war der Fabrikant im Begriff, seine Fabrik zu verlegen. Er entließ deshalb Anstalt und Fall seine sämtlichen 300 Arbeiterinnen, indem er sie auf baldige Wiederanstellung vertröstete. Als er aber nun glücklich neu installiert war, da machte er erst langsam seinen Jahresabschluß. Und so vergingen zwei volle Monate, in denen die Mädchen brotlos waren! Als die Fabrik endlich wieder den Arbeitern ihre Thore öffnete, eröffnete ihnen der Besitzer überdies noch, daß er nur denen Arbeit geben könne, welche die zur Gutfabrikation notwendigen Spulen von ihrem eigenen Gelde erständen. Natürlich erklärten die Frauen darauf, daß sie das von ihren paar Centesimi Tagesverdienst nicht leisten könnten und setzten sich in Ausstand.

Es ist durchaus anzuerkennen, daß die proletarische Frauenbewegung in Italien von einem regen Solidaritätsgefühl befeelt ist. Nicht selten kommen ähnliche Fälle vor wie z. B. im Juni vergangenen Jahres, wo die Arbeiterinnen einer Wachsfabrik in Rom streikten, weil einer ihrer Gefährtinnen, wie sie meinten ohne rechten Grund, gekündigt worden war. Freilich werden mit einem solchen Ausstand aus Kameradschaftlichkeit auch fast immer Forderungen von Lohnerhöhungen verbunden, weil sich die Mädchen sagen, daß sie für die Entbehrungen, die jeder Arbeitsausstand notgedrungen im Gefolge hat, eine Entschädigung haben müssen.

In der Mehrzahl der Fälle wird aber natürlich doch ausschließlich um höheren Lohn gekämpft. Die gewaltigen Streiks im Frühjahr 1901 hatten meist keinen anderen Zweck. Die Arbeiterinnen pflegen dann fast immer mit großer Thatkraft vorzugehen, so daß sie zumeist ihr Ziel erreichen. Nicht selten kommt es freilich dabei auch vor, daß sie mit den Carabinieri in Konflikt geraten, weil sie abtrünnige Genossinnen an der Wiederaufnahme der Arbeit oft mit Gewalt zu hindern versuchen. Auf diese Weise sind sowohl bei dem großen Ausstand der Spinnerinnen der Fabrik von Maurizio Sella in Tollegno wie bei dem der Seidenspinnerinnen der Fabrik Groppali in Casalbottano bei Cremona, allzu lebhaft Arbeiterinnen mit einigen Tagen Haft belegt worden!

Leider ist es erst in allerneuester Zeit vorgekommen, daß der Lohnkampf durch schiedsrichterlichen Spruch oder Vermittelung beendet worden ist. Nach der bereits erwähnten offiziellen Statistik ist im ganzen Jahre 1898 eine Einigung durch ein Collegio dei Probiviri (Schiedsgericht) noch nicht 14 Mal zu Stande gekommen (bei 256 Streiks!); desto mehr Lob verdient aber z. B. Patron und Arbeiterschaft der Maschinenstrickerei Noretto in Turin, die den Schiedsspruch des Oberbürgermeisters Marchese Casana anriefen und sich ihm bedingungslos fügten. —

\* \* \*

Fast noch thatkräftiger und standesbewußter hat sich aber in Italien eine weibliche Bevölkerungsschicht gezeigt, die in anderen Ländern ihrem Herrn ganz auf Gnade oder Ungnade anheimgegeben ist, nämlich die der Kleinbäuerinnen und Landarbeiterinnen.

Was zunächst die ersteren anbetrifft, so bewirkt die in Nord- und Mittelitalien trotz der Existenz mächtiger Latifundien sehr verbreitete Zwergwirtschaft, daß sie zu-

<sup>1)</sup> Ein Ailo Salz z. B., das circa 2 Centesimi kosten dürfte, verkauft der Staat zu 35 Centesimi, ein Ailo Petroleum zu 85 Centesimi (statt 20 Centesimi), ein Ailo Zucker zu 1,50 Lire (statt 30 Centesimi). S. Giuseppe Oggero, „Il Socialismo“, Milano 1896, pag. 26.



gleich auch Lohnarbeiterinnen sind; denn das kleine Stück Land, das die Bauern im Besitz oder — und das ist die Regel — nur in Pacht haben, erfordert weder ihre ganze Arbeitskraft, noch kann es gar eine Familie ernähren, und so sehen sich die Leute gezwungen, ihre Kräfte auf dem Arbeitsmarke anzubieten und sich zu verdingen. Nur in wenigen Distrikten wird diese Lohnarbeit auf dem Felde durch Hausindustrie ersetzt. So beschäftigen sich die Frauen in einzelnen Gegenden der Provinz Mantua mit der Bearbeitung von allerhand Flechtwerk, Matten und Körben, wozu ihnen die reichlich vorhandenen Sumpfniederungen hinreichendes Material liefern.<sup>1)</sup> In den südlichen Teilen der Provinz wird auch die Spansflechterei lebhaft betrieben. Man hat ausgerechnet, daß die Frauen dadurch täglich 10 bis 15 cent. verdienen können!<sup>2)</sup>

Diese häuslichen Beschäftigungen bilden jedoch die Ausnahme. Die weitaus größte Mehrzahl der Frauen verdingt sich zur Feldarbeit. Zumal in Zeiten der Heuernte und der Weinlese strömen sie zu Hunderten und Aberhunderten auf die Güter der Großpächter und Großgrundbesitzer. Die Bevölkerung bekommt dadurch vielfach etwas fluktuierendes. Man könnte diese italienischen Landproletarierinnen ganz gut mit unseren Sachsengängerinnen vergleichen, nur daß diese letzteren zum großen Teil Ausländerinnen sind und zur weitverbreiteten Rübenkultur verwendet werden. Beiden gemeinsam ist vor allem der gleich jämmerliche Verdienst bei gleich anstrengender Arbeit. Im Veronese beträgt der Durchschnittslohn der Landarbeiterin eine Lira, dabei beklagen sich die Grundbesitzer noch über seine Höhe! Man muß bedenken, daß die Mädchen überdies für Verpflegung und Behausung selbst zu sorgen haben. Oft ist ihr Lohn noch weit geringer. Es ist bekannt, daß die Landleute im Veronese, Männer und Frauen, zu Beginn jeden Frühjahrs bei den Grundbesitzern anfragen, in welcher Höhe sie ihren Lohn bemessen würden, und daß sie zugleich die Alternative stellen, „entweder genügendes Entgelt, oder wir wandern aus“. Da ihnen das erstere vielfach nicht bewilligt wird, sieht man sie dann in Scharen das Land verlassen und hört dann — ganz wie bei uns in Ostelbien — über Leutenot Klage führen.

Um sich von den Lohnverhältnissen der italienischen Landarbeiterinnen auch nur einigermaßen einen Begriff zu machen, möchte ich darauf hinweisen, daß in Gegenden, in denen während der Wintermonate keine Arbeitslosigkeit herrscht, wie z. B. in dem südlich vom Po gelegenen Teil der Provinz Pavia, die durchschnittliche Jahreseinnahme der arbeitenden Frau dennoch die hohe Summe von 50 Lire nicht überschreitet.<sup>3)</sup> Freilich mag wohl hierbei vor allen Dingen an die in ihrer Arbeit so oft behinderte verheiratete Frau gedacht sein. Auch muß man hier bedenken, daß sich der Besitzer oft allerhand mittelalterliche Rechte vorbehalten kann, durch die er seinen kleinen Pächter und dessen Frau eventuell zu unentgeltlicher Arbeitsleistung verpflichtet. So hat er z. B., wenn die Bauernfamilie im Winter aus Mangel an Heizungs-material nicht in der eigenen Behausung schlafen kann und deshalb die Nacht in dem ihm als Besitzer gehörigen Viehstall zubringt, das Recht auf 3 unentgeltliche Arbeitstage von seiten der Frauen und auf einen halben von seiten der Kinder.<sup>4)</sup> Und wenn sich die armen Wesen, um solchen Dingen zu entgehen, etwas trockenes Holz vom Felde mit nach Hause nehmen, so werden sie noch obendrein mit unverhältnismäßig hoher Gefängnisstrafe belegt. Das ist, ruft der bekannte Strafrechtler Enrico Ferri einmal aus, „jene berühmte Moral derselben Gesellschaft, welche die Diebe in gelben Glacehandschuhen reich macht und mit Titeln überhäuft!“<sup>5)</sup>

Am schlimmsten aber ist die Lage der Arbeiterinnen in den Reisfeldern, der sogenannten risaiole. Bekanntlich baute man in Italien seit Beginn des 16. Jahrhunderts soviel Reis, daß sich die Felder von den Mündungen der Alpenströme südlich

<sup>1)</sup> Ivano Bonomi, „Il Movimento Proletario nel Mantovano“, Milano 1901, p. 40.

<sup>2)</sup> E. Bouservizi, „Inchiesta sulla pellagra in Provincia di Mantova“, Mantova 1890, p. 156.

<sup>3)</sup> Prof. Giovanni Montemartini, „Le Leghe di Miglioramento fra i Contadini nell'Oltrepò Pavese“, Milano 1901, p. 8.

<sup>4)</sup> Bonomi e Vezzani, loco cit. p. 42.

<sup>5)</sup> Prof. Enrico Ferri, „Discordie Positiviste sul Socialismo“, Milano-Palermo 1899, p. 41.



bis in die Romagna und nördlich bis nach Piemont erstreckten. Hierdurch sind aber ausgedehnte Sumpfflächen entstanden, die nur zu ergiebige Herde für Fieberkrankheiten, Malaria und Pellagra wurden.<sup>1)</sup> In diesen ungesunden Reisfeldern arbeiten nun Tausende von Frauen und Mädchen den Mai und Juni jeden Jahres hindurch, bis an die Knie im sumpfigen Wasser stehend, mit gebeugtem Rücken den brennenden Strahlen der südlichen Sommersonne ausgesetzt. Ihre Tagesarbeit ist nicht auf bestimmte Zeit festgelegt, sie sind oft gezwungen, bis zu 13 Stunden täglich zu arbeiten, dazu haben sie noch einen Weg von oft 8—10 Kilometer von und nach ihrer Behausung täglich zweimal zurückzulegen. Diese Zustände haben natürlich auf die Gesundheit der risainole und noch mehr ihrer Nachkommenschaft, wie man sich denken kann, die furchtbarsten Folgen. Nach der Statistik eines als hervorragend tüchtig bekannten Arztes waren in den Sommermonaten des Jahres 1901 bei einer Bevölkerung von 4200 Seelen 55 Kinderleichen, ohne daß in dieser Zeit etwa eine Epidemie gewütet hätte.<sup>2)</sup> Nun sollte man denken, daß, nach dem Prinzip, je gesundheitschädlicher eine Arbeitsleistung sei, desto höher muß der Lohn dafür sein, die risainole ganz besonders reichlich bezahlt würden. Leider trifft aber gerade das Gegenteil zu. Ihr Lohn übersteigt — es klingt wie eine grobe Erfindung, wenn es nicht so traurig wahr wäre — selten 1 Lira täglich<sup>3)</sup>, und so kommt es wirklich vor, daß diese elenden Frauen die Blutegel, die sich ihnen während der Arbeit im Sumpfe an die Waden setzen, ruhig da sitzen lassen, damit sie dieselben am Abend vollgesaugt desto besser an den Apotheker verkaufen können, um auf diese Weise den erbärmlichen Tagelohn wenigstens um einige Centesimi zu erhöhen!<sup>4)</sup>

Es liegt auf der Hand, daß die Zustände so nicht bleiben können, sobald den Frauen ihre Lage und die Möglichkeit hier Abänderung zu schaffen, erst einmal zum Bewußtsein gebracht wird. Diese Aufgabe hat in Italien der Sozialismus erfüllt, der schon 1895 einen großen Teil des Landvolkes zu seiner Anhängerschaft zählte. Er hat aber auch noch eine andere ebenso dankenswerte That vollbracht, indem er nämlich die ganze Bewegung zu einer sich durchaus auf gesetzlichem Wege vollziehenden gestaltete und somit verhindert hat, daß eine jener blutigen Hungerrevolten entstand, wie sie Frankreich in den sogenannten jacqueries, Deutschland in den Bauernkriegen und Sizilien noch 1894 in den fasci erlebt haben.

Das nächste, was zu thun war, bestand in der Gründung von Berufsgenossenschaften (cooperative und leghe di miglioramento), Arbeitsbüreaus (camere di lavoro) sowie Streikunterstützungsvereinen (leghe di resistenza).

Zur Beleuchtung der inneren Organisation sowie der erstrebten Ziele mögen folgende Bestimmungen aus dem von der Vereinigung der Bauernbünde der Provinz Mantua für die Einzelvereine der Frauen aufgestellten Statuten dienen.<sup>5)</sup>

Aufgenommen kann jede Frau werden, die das sechzehnte Jahr überschritten hat und sich zur Landarbeit zu verdingen pflegt. Das Ziel des Vereines besteht darin, die ökonomische, moralische und intellektuelle Lage seiner Mitglieder auf progressivem Wege zu bessern. Dieses Ziel soll auf folgende Weise erreicht werden: Die Frauen verpflichten sich, die Kontrakte und Tarife, die sie mit den Unternehmern eingegangen sind, zu wahren, bei der Gefahr eines zu großen Angebotes an Arbeitskräften in ihrer Arbeit mit den anderen Mitgliedern abzuwechseln, damit keine von ihnen jemals ganz brotlos ist, ferner den Pakt mit dem Brotherrn so abzuschließen, daß er allen bei ihm beschäftigten Frauen, gleichgiltig ob jung oder alt, schwach oder stark, denselben Lohn bezahlt. Ist eine Frau krank, oder befindet sie sich im letzten Monat vor oder im ersten Monat nach der Geburt eines Kindes, so wird sie aus der Vereinskasse

<sup>1)</sup> Costanzo Einaudi in der *Riforma Sociale*, Torino, gennaio 1902.

<sup>2)</sup> Dottor Lincoln Guastalla, *Le Donne e i Fanciulli nelle Risaie Mantovane*, im *Adriatico*, Venezia, 23. Februar 1901.

<sup>3)</sup> Bonomi e Vezzani, loco cit. p. 41.

<sup>4)</sup> s. Mario Malfettani, *Borrede zu: Maria Cabrini, Canzoniere dei socialisti*, Firenze 1900.

<sup>5)</sup> Statuto per Contadine in Bonomi e Vezzani, loco cit. p. 91.

unterstützt, und die übrigen Vereinsmitglieder sind verpflichtet, der Kranken willig bei Führung des Haushalts an die Hand zu gehen. Prozesse, die ein Mitglied gegen einen seine Verpflichtungen nicht erfüllenden Unternehmer führen muß, werden ebenfalls von der Kasse bezahlt. Der Verein hat die Verpflichtung, arbeitslosen Mitgliedern Arbeit zu verschaffen, sowie bei Lohnkämpfen daraufhin zu wirken, daß der Streit durch ein Schiedsgericht geschlichtet wird. Den Gemeinden und staatlichen Behörden gegenüber soll der Verein die Interessen der weiblichen arbeitenden Bevölkerung vertreten. Groß ist die Zahl der Pflichten, welche die Statuten den Mitgliedern auferlegen. Jede einzelne soll gehalten sein, zum materiellen und moralischen Besten der Gemeinschaft ein Teilchen beizutragen. Es wird den Frauen ans Herz gelegt, überall als Mütter, Gattinnen und Töchter dessen eingedenk zu sein, daß die Mission der Frau die Liebe sei. In religiösen Dingen soll völlige Freiheit herrschen. Es wird aber darauf hingewiesen, daß die Civiltrauung aus praktischen Rücksichten nicht versäumt werden dürfe. Den Mitgliedern wird nicht nur strengstens eingeschärft, sich nicht an fremdem Gut — und sei es noch so klein — irgendwie zu vergreifen, sondern sie sollen auch nach Möglichkeit zu verhindern suchen, daß von anderer Seite aus Diebstähle im Lande geschehen.

Während in seiner kindlichen Einfachheit klingt ein weiterer Passus, den ich seiner Originalität halber hier ganz wiedergeben möchte: „Es ist den Mitgliedern nicht verboten zu lieben, wohl aber, lasterhaft und unehrenhaft zu sein. Denn die Frau soll die Beraterin und Gefährtin des männlichen Herzens sein. Sie soll den ganzen Gehalt ihrer Liebe in die moralische und soziale Besserung der Familie setzen, denn diese ist das Vaterland des Herzens, dessen Schutzengel die Frau ist. Sei sie Gattin oder Schwester, sie ist immer die Härlichkeit des Lebens, die Süßigkeit der Liebe, Trösterin im Unglück und Führerin für die Zukunft.“ Diese eben genannten und noch viele anderen Paragraphen, zu deren Aufzählung hier der Raum mangelt, muß die neueintretende Genossin trenn zu halten unterschriftlich geloben.

Wie man sieht, ist in diesen Statuten ein starkes moralisches Element vorhanden. Es ist überhaupt interessant, sich die Folgen einmal zu vergegenwärtigen, welche die sozialistische Lohnbewegung auf dem Lande für den moralischen Charakter der Bevölkerung gehabt hat. Im Mantovano, wo die Bewegung am ausgedehntesten und am festesten organisiert ist, hat man amtlichen Berichten nach alljährlich eine ungemein starke Verringerung sowohl der Verbrechen als auch der Vergehen feststellen können. Auch die Trunksucht tritt jedes Jahr mehr zurück. Zugunommen haben dagegen drei Arten von Erscheinungen, die der Dr. Ivanoe Bonomi in seinem bereits des öftern zitierten Buche nicht ansteht, als Zeichen menschlichen Fortschritts zu bezeichnen, nämlich Todesfälle durch Selbstmord, die Zahl der außerehelichen Geburten und die Austritte aus der Kirche.<sup>1)</sup> Die beiden letzten Thatsachen stehen mit dem harten Kampf in Verbindung, den die Bauern dort mit den Geistlichen zu bestehen haben; daher sind einerseits die Übertritte zur protestantischen Kirche, die dort als eine freiere empfunden wird, sehr häufig und lassen sich andererseits viele Liebespaare, trotz mancher Warnung in den Vereinsstatuten auch aus Abneigung gegen die staatlich sanktionierte Form des Zusammenlebens in der Ehe, nicht trauen.<sup>2)</sup>

Da aber auch bei uns in Deutschland die Zahl der unehelichen Kinder, wenn auch aus anderen Gründen, jährlich zugenommen hat, so wird die von dem Lausanner Professor Vilfredo Pareto aufgestellte Statistik im Verhältnis immer noch ihre Richtigkeit haben, wonach in Italien bloß 7,20 Prozent uneheliche Geburten auf das Jahr fallen, während der Prozentsatz in Deutschland 8,71, in Bayern sogar 15,79 beträgt.<sup>3)</sup>

<sup>1)</sup> Bonomi e Vezzani loco cit. p. 20.

<sup>2)</sup> Eine große Anzahl italienischer Sozialisten glaubt eine Befreiung der Frau bloß durch Abschaffung der Ehe bewirken zu können, vgl. Giuseppe Rensi, *Le Basi Economiche dell' Amore*, Milano, Critica Sociale, 1896.

<sup>3)</sup> Vilfredo Pareto, *Cours d'Economie Politique professés à l'Université de Lausanne*, Lausanne 1896, pag. 135.

Ein gutes Zeugnis für die Moral des italienischen Landproletariats bietet auch die Tatsache, daß eine große Anzahl von Vereinen ihren Mitgliedern ländliche Geräte unentgeltlich anvertraut, nur auf das Ehrenwort, sie zu festgesetzter Zeit wieder zurückerstatten zu wollen.<sup>1)</sup>

Die Charaktereigenschaft, welche die Landarbeiterin zu ihrem Kampfe jedoch am widerstandsfähigsten macht und demselben einen Anstrich von Ritterlichkeit zu geben vermag, ist das rege Solidaritätsgefühl, das, von den sozialistischen Führern wachgerufen und wachgehalten, die Frau beseelt. Dadurch treffen wir in den harten Lohnkämpfen auf manch schöne Episode. Das Verhalten der norditalienischen Landarbeiterinnen muß in seiner Bornehmheit und Rechtllichkeit, denke ich, selbst dem ärgsten Feinde proletarischer Selbsthilfe, dem schlimmsten „forcaiolo“, Achtung abzwängen. Im März 1900 traten die Arbeiterinnen in den im Mantovano gelegenen Ortschaften Suscinente und Sacchetta in den Ausstand. Sofort eröffnete die sozialistische Zeitung „Nuova Terra“ eine Sammelliste, für die der Beitrag 5 Centesimi betragen sollte. In wenigen Tagen waren 350 Lire zusammen. Inzwischen hatten aber die Unternehmer nachgegeben, und die zur Arbeit zurückgekehrten Frauen weigerten sich standhaft, die ihnen zuge dachte Entschädigung für die arbeitslose Zeit anzunehmen.<sup>2)</sup>

Am großartigsten zeigte sich die Aufopferungsfähigkeit der Frau jedoch im Ausstand der risaiuole von Molinella (Frühjahr 1901). Nicht mit Unrecht hat sie Leonida Bissolati im „Avanti!“ mit den Hafenarbeitern von Genua zusammen zur Aristokratie des vierten Standes gerechnet. Ihr geschlossenes, energisches Vorgehen, das sich so ganz seines Rechtes bewußt, und dem deshalb jedes Armesündergefühl fremd war, brachte die Großgrundbesitzer ebenso sehr wie den ihnen übelgesinnten Teil der Beamtenschaft fast zur Verzweiflung. Die ersteren versuchten zunächst sich Aushilfe zu verschaffen und wandten sich gleichzeitig an den Minister Giolitti mit der Bitte, ihnen und ihren etwaigen krumiri (Aushilfsarbeiter) Schutz gewähren zu wollen. Dann, als sie einsahen, daß sie, trotzdem sie mit höheren Löhnen zu locken versuchten, keinen Ersatz für die Streikenden bekommen konnten, erklärten sie sich bereit, mit ihren risaiuole wieder in Unterhandlung zu treten und ihnen eine bessere Bezahlung zu bewilligen, wollten aber nicht mit den Leghe verhandeln und drohten endlich, wenn nichts fruchtete, selbst einen Verein zu bilden. Die Arbeiterinnen wehrten sich tapfer ihrer Haut. Man erzählt sich, jede von ihnen habe das bürgerliche Gesetzbuch in der Tasche geführt, um nötigenfalls den Carabinieri, wenn sie ihre Versammlungen aufzulösen versuchen sollten, schwarz auf weiß zu beweisen, daß sie ein Recht darauf hätten, solche abzuhalten.

Ganz so ruhig, wie die Mehrzahl der Streiks ihrer männlichen Kameraden, geht ein von italienischen Frauen auf dem Lande durchgeführter Lohnkampf ja freilich nicht ab. Ihr größter Haß gilt, wie gesagt, der Kirche und ihren Vertretern. Im vorigen Frühjahr kam es vor — es war zu Vonserrato im Veronesischen — daß die gesamte Frauenbevölkerung des Ortes eine Hekrede des dortigen Kaplans gegen die Sozialisten einfach mit Boykottierung beantwortete, sodaß die Kirche mehrere Wochen leer blieb. Auch auf dem ersten großen Bauernkongress in Bologna (Oktober 1901) trat die ungestüme Angriffslust der Frauen auf den Katholizismus klar zu Tage.

Nicht mit Unrecht beklagen sich Bonomi und Vezzani darüber, daß in den ländlichen, weiblichen Vereinen eine oft gefährliche Impulsivität und, damit verbunden, leicht die Neigung bestände, die Gesetze nicht genau zu beobachten und so der ganzen Bewegung zu schaden.<sup>3)</sup> Im vorigen Frühjahr mußten bei den großen Lohnkämpfen in Verona, Cremona und an anderen Orten eine Anzahl von Frauen in das Ge-

<sup>1)</sup> L. Mabileau, Carlo Rayneri et de Rocquigny, La Prévoyance Sociale en Italie, Paris 1898.

<sup>2)</sup> Bonomi e Vezzani, loco cit. pag. 47.

<sup>3)</sup> Bonomi e Vezzani, loco cit. pag. 52.

fängnis gebracht werden, weil sie andere mit Gewalt von der Arbeit abzuhalten versucht hatten, und in Ostiglia ließen es die Ausständischen sogar zum Handgemenge mit der bewaffneten Macht kommen.<sup>1)</sup>

Doch bilden solche Vorkommnisse immerhin bloß Ausnahmen.

Die materiellen Vorteile, welche die Landarbeiterinnen aus der assoziativen Bewegung gezogen haben, sind aber, wenn auch keineswegs ganz zu verachten, bisher verhältnismäßig noch gering. So haben nach den letzten großen Ausständen die Reismädchen zum Beispiel ihren karglichen Lohn nur um 15—20 Prozent vermehrt.<sup>2)</sup> Welchen Fortschritt die Bewegung aber immerhin schon bedeutet, das wird erst so recht klar, wenn man einmal die Löhne der Frauen aus zwei verschiedenen Ortschaften gegenüberstellt, von denen die einen, die von Ostiglia, bereits seit vielen Jahren organisiert sind, die anderen, die von Castelforte, sich bei Aufstellung der (von der Handelskammer in Mantua herausgegebenen) Statistik aber eben erst zusammengeschlossen hatten. Hiernach betrugen die Löhne der risaiuolo

	Frühling	Sommer	Herbst
in Ostiglia . . .	0,171 Lire	0,127 Lire	0,266 Lire
„ Castelforte . .	0,066 „	0,114 „	0,156 „ <sup>3)</sup>

Aber das Ziel einer gänzlichen ökonomischen Unabhängigkeit der Frau kann nur dann erreicht werden, wenn sie physisch und moralisch gesund und kräftig genug ist, um mit Aussicht auf Erfolg an der Neugestaltung des nationalen Lebens arbeiten zu können.<sup>4)</sup> Und aus diesem Grunde kämpfen die italienischen Frauen, allen voran die Proletarierinnen, gerade in diesen Monaten für die Erlangung eines Arbeiterinnen-schutzgesetzes sowie die Einführung des Ehescheidungsgesetzes und moderner Bestimmungen über die „ricerca della paternità.“

Ob diese Kämpfe freilich den Erfolg jetzt schon bringen werden, den man erhoffen muß, scheint mir bei der Natur der von konservativer Seite eingebrachten Gesetzesvorlagen Carcano und Sorani, gegen die das von der äußersten Linken eingereichte Frauenschutzgesetz Turati-Kuliscioff nicht wird auskommen können, mehr als zweifelhaft; jedenfalls steht aber das fest, daß jetzt auch in Italien die Frau aus ihrem langen Schläfe erwacht ist, und auf diese Weise auch hier nicht mehr wie früher die Hälfte der menschlichen Kräfte für den Kampf um eine sittlichere Weltordnung von vornherein verloren sind.

<sup>1)</sup> Nach Berichten der Tageszeitungen *Corriere della Sera*, *Secolo* und *Avanti!*

<sup>2)</sup> Bonomi e Vezzani, loco cit., pag. 65.

<sup>3)</sup> Bonomi e Vezzani, loco cit., p. 35.

<sup>4)</sup> Maria Cabrini, *Per la Donna e per il Fanciullo*, im *Avanti!* No. 1384.





# Starkes Leben.

Erzählung

von

A. von Ruersivald.

Nachdruck verboten.

Das Feuer in dem kleinen, wadligen Ofen war ausgegangen. Er hatte vergessen, die Thür zu schließen, um die Wärme festzuhalten, und nun drang die eisige Kälte von draußen immer mehr herein, aber er merkte es nicht. Er saß regungslos neben dem ärmlichen Bett, auf dem die Tote lag, an derselben Stelle, wo er schon so viele Tage gesessen hatte, immer mit derselben freudigen, siegesstarken, todüberwindenden Hoffnung, die sein ganzes Wesen trug und die doch unterliegen mußte und einer immer tiefer gehenden, immer größer wachsenden Verzweiflung Platz gemacht hatte.

Sein Kamerad, sein Freund, sein treuester Helfer hatte ihn verlassen, so plötzlich, so jäh, und ihn in so viel Kämpfen und erdrückenden Sorgen allein gelassen, daß alles in ihm gleichsam tot lag unter der ungeheuren Wucht dieses Bewußtseins.

Der herbe, unnahbare Schrecken des Todes lag auf ihrem Antlitz, die furchtbare, gewaltsame Veränderung, die die rasche Krankheit und der letzte Kampf den Zügen gegeben hatte. Vergewißt fast suchte er das alte Bild zu wecken, und er erschrak über die Leidenskraft seines Herzens, weil nichts in ihm war, das nicht nach Vernichtung schrie, das sich nicht eins fühlte mit der Toten. Er hatte doch genug zu leiden gehabt in seinem Leben: Keine Hoffnung, die nicht in Trümmern ging, kein Kampf, in dem er nicht unterlegen wäre, äußerlich unterlegen — denn mutig und vertrauend hatte er alle Enttäuschungen hinter sich geworfen und war, durch ihren Beistand, über alles Sieger geblieben. Auf Kraft und Freude hatte er sein Leben gebaut, aber beides hatte ihn verlassen, plötzlich und völlig

Sonst nach solchen rechten Leidenstag, wenn die Dämmerung, der Abend gekommen, waren sie zusammen gegangen, weiter und weiter hinaus, wo die Vorstadt begann. Sie hatten geschwiegen und sich gesammelt, bis alles überwunden war, die letzte Enttäuschung, der letzte Schmerz. Um sie dämmerten die Gärten im grauen Zwielicht, nur die roten Blumen leuchteten noch. Die schwankten von den Fenstern nieder und hoben sich seltsam, märchenhaft von den dunkeln Sträuchern ab. Dann fingen sie an zu plaudern, halblaut und traulich. Der herbe, frische Duft der Gartenerde wehte so an ihnen vorbei, und wie Kinder sprachen sie von ihren Hoffnungen und Zielen, lebensfreudig und glaubensstark.

Das war vorüber.

Das grelle Licht des hellen Wintertages blendete seine Augen. An den Fenstern zogen sich die seltsamen Eisblumen bis hoch hinauf. Nur die eine Scheibe hatte er des Morgens blank gerieben, weil die Sonne hindurch geschienen hatte; solch ein blasser Winterstrahl, nach dem ein sonnedürstendes, mattes Auge zum letztenmal geblickt hatte. Da konnte man nun hinausschauen von dem fünf Stock hoch gelegenen Zimmer, weit über unzählige Dächer, Schornsteine und Telegraphendrähte. Alles war bereist, alles blendete und glißerte in der Sonne, an den Trausen hingen mächtige Eiszapfen, und ein ferner Lärm wogte in ungleichmäßigem Gebrause herauf. Unzählige Leben, die ihm noch gestern am Herzen gelegen hatten, für die er sein Leben geopfert hatte Tag für Tag, für die er Freunde, Wohlhabenheit und Ruhe hingegeben, ja, um deretwillen er einst fast sie, die er liebte, verloren hatte.



Wie lange das doch her war, seit er sie zum erstenmale gesehen! Er, ein junger Student der Theologie, schon mit brausenden Reformgedanken, mit dieser freudigen Weltüberwindungszuversicht im jungen Herzen, und neben ihm der etwas ältere Freund, dem er sich stürmisch angeschlossen. Er sah ihn noch vor sich: das vornehmschöne, ruhige Gesicht. Aus seinen Augen strahlte ein heller, scharfer Verstand, die Stirne war zurückgehend und von reinem Weiß, die Nase gerade, der schön geformte Mund leicht sarkastisch. Dazu noch eine hohe, schlank aufgerichtete Gestalt. Dann sah er ihn wieder, wie er oft Stunden und Stunden mit ihm durch die Straßen geschritten war, als sie die Feuerpläne geschmiedet hatten, das Christentum wieder zur Religion des Volkes zu machen; neu zu predigen, daß es eine Botschaft des Heils sei für die Armen und Elenden, nicht für die Reichen und die Obrigkeit; in die abtrünnige, glaubenslose, verzweifelte Masse neues Vertrauen, neue Tiefe, neue Kraft zu gießen. Und für seine Begeisterung gab jener das klare Wort.

Dann war es so gekommen, daß dieser Freund ihn einlud, die Ferien mit ihm zusammen bei seinem Onkel, einem Landpfarrer, zu verleben. Da ihn der Aufenthalt bei seinem Vormund, einem alten, griffenhaften Junggesellen, nicht sonderlich lockte, so ging er gern darauf ein. An einem tolligen Sommertag saßen sie in dem Zug, der sie in wenigen Stunden an ihr Ziel bringen sollte. Die Gegend, durch die sie fuhren, war eintönig: Wälder, reise Felder, Kartoffeläcker, nüchterne Dörfer und hier und da Wiesenland mit Vieh. Es herrschte eine ermüdende, schwüle Glut, so daß sie wenig sprachen, nur einmal sagte sein Freund:

„Mein Onkel hat eine Tochter, mit der ich von Kind an so gut wie verlobt bin. Wir haben als Kinder viel zusammen gespielt. Ihretwegen habe ich eigentlich Theologie studiert, weil ihr Vater Wert darauf legte, einen Prediger als Schwiegersohn zu haben.“

„Warum hast du mir nie von ihr erzählt?“ hatte er ein wenig vorwurfsvoll gefragt.

„Weil du sie kennen lernen sollst,“ war die Antwort.

Dann kamen sie an. Von der Station hatten sie noch ein gutes Stück zu gehen, ehe sie das Dorf erreichten. Das war groß mit schmucken Häusern und bunten, wuchernden Blumengärten. Die Hühner liefen gackernd über die staubige Fahrstraße, und die Kinder begrüßten sie lächelnd mit erstaunten, hellen Augen. Aus den Schornsteinen stieg der blaue, gefräufelte Rauch, und an den blanken Fenstern erschien manch neugieriges Frauengesicht. Nur ein altes Mütterchen saß mit blödem Ausdruck vor der Thür und stridte. Das Ganze bot einen anheimelnden Anblick. Ein wenig abseits lag das Pfarrhaus, es war ganz von wildem Wein umspinnen, der sich hier und da schon rot färbte. Dicht daneben lag ein großer Gemüsegarten mit einzelnen schönen Baumgruppen. Von der versteckten Veranda her klangen Stimmen.

Als sie sich dem Hause näherten, begann die Glocke der alten Dorfkirche den Mittag einzuläuten. Ein junges Mädchen kam die Stufen, die zur Veranda führten, herab und sah den Weg herunter. Als sie die beiden bemerkte, rief sie nach oben: „Sie kommen!“ und schritt ihnen dann lächelnd entgegen. Sie war nicht hübsch, das sah er gleich. Nur die Augen waren heiter und strahlend, und das ganze Wesen drückte gewinnende Anmut und Güte aus.

„Willkommen, willkommen,“ sagte sie lächelnd, faßte seine Hand und sah ihn an. „Wir freuen uns alle schon auf Hansens Freund.“

Und er schüttelte ihre Hand, und das Herz wurde ihm warm, weil er fühlte, daß er einem guten, herzlichen Menschen gegenüberstand.

Sie schritten zum Hause und wurden herzlich begrüßt. Da war die stattliche, große Pfarrfrau, die viel sprach und geschäftig umherschritt; da war der Pfarrer selbst — er kam im Hause auch erst in zweiter Reihe, wenn er auch im Grunde das letzte Wort sagte — ein kleiner Mann mit faltigem Gesicht. Meist saß er still und hörte nur mit behaglicher Zufriedenheit den andern zu; wurde aber das Gespräch ernster, wurden Dinge berührt, die ihn interessierten, dann leuchteten seine Augen auf, dann fingen die unzähligen Falten und

Fältchen in seinem Gesicht an zu zuden, und ein scharfer, mutiger Geist belebte das alte Gesicht. Er verstand es, die jungen Leute in die Enge zu treiben, wenn sie mit ihren modernen Ideen kamen. Außer Anna war dann noch eine jüngere Tochter da, Hertha, fast noch ein Kind.

Wie denn alles so weiter kam! Wie es ihm schon am ersten Tage so heimisch unter diesen Menschen wurde, daß er dachte, so müsse es einem im Elternhause zu Mut sein. Ein Tag fügte sich in den andern mit einer klaren, ruhigen Selbstverständlichkeit, die ihm ein Fremdes war. Am Morgen wurde gearbeitet, studiert, oder die beiden Freunde wanderten früh in die einfach schöne Welt, die sie umgab, hinaus, angeregt von den starken, aufrechterhaltenden Gefinnungen des würdigen Oheims, ihre eigenen Ansichten weiter ausbauend und vertiefend. Dann kam der heitere Familienmittagstisch, dem eine Rauchstunde in des Pfarrers Studierzimmer folgte.

Da ging es immer ein wenig hitzig her. Der alte Pfarrer liebte es, wenn sie ihre Meinung gradeaus sagten, aber er fuhr dazwischen mit einem heiligen Donnerwetter, wo er ein schädliches Neues das Haupt erheben sah. Ihm war das Christentum die letzte Wehr gegen das aufsteigende Gespenst der Revolution, gegen alle Zucht- und Gottlosigkeit des Volkes. Ihm galt das „Gieb dem Kaiser“, „Gehorche der Obrigkeit“, „Trachte nicht nach irdischen Gütern“. Nicht aber sollte Kirche und Obrigkeit im Geist des Christentums gerichtet werden, nicht der urteilslosen Menge Recht gegeben und der letzte Halt der bestehenden Ordnung fortgerissen werden. Er predigte Geduld, Entsagung, Demut, Pflichterfüllung, die alles ertragen ließen, er wollte dämmen und zurückhalten im Namen Gottes. Wie oft hatten sie sich, wenn sie aus dem Zimmer kamen, lachend angesehen und sich geschüttelt wie zwei Pudel, die aus dem Wasser kamen. Aber er hatte nur noch trotziger den Kopf zurückgeworfen, nur noch heiliger hatte es ihm im Herzen gebrannt für das Volk, dem die Religion wieder zum Hort, zur Zuversicht werden mußte, dem sie nicht als starre Beschützerin einer Gesellschaftsordnung erscheinen durfte, in der es hungerte

und darbt; während der sachtere Freund einzulenten wußte, ohne nachzugeben, zu beschwichtigen, ohne zu weichen.

Aber was galt der ganze Tag gegen die Stunden, die der Nachmittag, der Abend brachte. Anna nahm dann eine Handarbeit und ging in die Gartenlaube und er und Hans begleiteten sie. Die späte Sonne wob sie alle in ein stilles, warmes Licht. Die Pfarrerin schritt durch die Beete hin, ordnete einzelne Arbeiten an oder brach von den Früchten, der Pfarrer war im Dorf, und Hertha hielt sich irgendwo mit einem Buch verborgen.

Das waren Stunden, in denen sein ganzes Herz voll Frieden und Ruhe war. Sie plauderten friedlich, allerlei, wie es sich eben bot. Annas schlanke, weiße Finger bewegten sich still mit der Arbeit, ihre klugen, freundlichen Augen leuchteten sanft. Ein jeder gab sein Bestes. Manchmal kam die Pfarrerin und setzte sich zu ihnen, aber es hielt sie nicht lange, etwas war stets zu besorgen oder zu thun. Und ihnen war es wohlher allein. Über was sie da nicht alles sprachen, über alle Dinge zwischen Himmel und Erde! Anna hörte zu. Manchmal geriet auch sie in Eifer, legte ihre Arbeit hin und sprach mit geröteten Wangen, wie ein Kind, tief und thöricht.

Und einmal riß es ihn fort, daß er von dem Tiefsten seines Lebens sprach, mit einer Wärme, mit einem Feuer, wie nie zuvor. Hans sah ihn warnend an und runzelte die Stirn, aber er lächelte nur und sprach weiter.

„Viele unserer besten Prediger sind aus der Kirche getreten,“ rief er. „Sie führt nur noch ein Scheinleben, die Massen des Volkes sind ihr entfremdet. Die verfälschte, zugestufte Religion des Wortes hat keine Macht mehr da, wo wirkliches Bedürfnis, wirklicher Hunger nach einer starken Wahrheit ist, nach That und Kraft. Aber ein atheistisches, materialistisches Volk ist ein elendes Volk. Wie können diese Menschen Sinn, Ernst und Bedeutung in ihr Leben bringen? Da muß geholfen werden, da muß ihnen der wahre Erlöser gepredigt werden. Was aber kann ich von der Kanzel, was in meiner Pfarre wirken?“

„Viel,“ unterbrach sie ihn und legte ihre Hand mit einer raschen Bewegung auf die seine. „Ich glaube: alles. Es ist ein lang-

sameß, mühsameß, aber segensreiches Wirken. Ich weiß es. Wie viele hat mein Vater getröstet, aufgerichtet, bezwungen, durch sein Beispiel, durch seine Liebe, durch seine Geduld."

"Die Frommen auf dem Lande," rief er bitter. „Wir kommen mit dem Kreuz in die großen Städte, unter die Sozialdemokraten, Anarchisten und Atheisten. Fräulein Anna, haben Sie eine Ahnung von dem Elend der Massen, der Verkommenheit des Armen, dem Haß des Hungernden? Sollen wir da predigen: Wartet auf eine andre Welt! Nehmt die Trübsal in Geduld!? Das thut die Kirche für sie. Aber diese Kirche ist ein Totes geworden, denn das Lebendige, die Religion, ist aus ihr entwichen und schafft sich einen neuen Körper."

"Und doch können Sie Neuen auch nichts andres geben, als Worte," sagte sie nachdenklich. „Bleibt das nicht dasselbe?"

"Wir können mit ihnen hungern, mit ihnen leiden. Wir können ohne Scheu den Erlöser predigen, wie er in uns lebt, den Menschen von Fleisch und Blut mit dem grenzenlosen Erbarmen, der ihr Leiden nicht will, der nicht sagt: die Reichen sind meine Kinder, die ich schütze, sondern der alle teilhaben lassen will an den Gütern der Erde, der die Darbenden speist. Und die Kraft und die Freude des Christentums, die beide verloren gegangen sind, können wir ihnen bringen. Das Beispiel macht es," sagte er feurig. „Unser sind viele. Solche Ideen ergreifen mehr, als ihr ahnt, ihr Fernen. Wir sind wie der Sauerteig, der das Volk durchsäuern muß mit jedem Opfer, aber wir bringen es gern."

"Was Sie sagen, ist mir neu und nicht klar," antwortete sie nachdenklich. „Und daß es notwendig ist, spüren wir hier draußen nicht. Und wenn Sie viele sind, muß ja die Erneuerung durch die Kirche gehen. Es ist immer gut, wenn neues Leben durch altes fließt."

"Man saßt auch nicht Most in alte Schläuche," sagte er trozig.

"Wer aber bringt solche Opfer?" frug sie dagegen. „Was nützt einer? Was wenige?"

"Hier sind wir schon zwei," sagte er lächelnd und sah auf Hans.

Der hatte sich an dem Gespräch nicht beteiligt, er sah fast gleichgültig aus.

"Du, Hans?" frug sie. „Und du hast es mir nie gesagt?"

"Wozu?" sagte er abwehrend. „Das sind Dinge, über die man nicht spricht, aber Fritz phantasiert gern."

Sie errötete.

"Sprich doch manchmal zu mir davon," bat sie. „Ich höre hier draußen wenig genug, und es interessiert mich alles sehr."

Hans sah ein wenig hochmütig und sehr schön aus in diesem Augenblick, er schaute sie an und lächelte. Fritz schwieg. Jene beiden waren ja so gut wie verlobt miteinander, doch sein Herz schlug warm für sie. —

Dit gingen sie auch still durch eine Hintertür des Gartens auf die Felder hinaus. Da hatte man einen freien, weiten Blick bis zu dem fernen Waldrand. Es waren so schöne, stille Sommertage. Der Himmel lag in mattem Abendblau in ungeheurer Wölbung über ihnen, nur am Rande, wo die Erde gegen ihn anzu drängen schien, dämmerte ein trübes Gelbrot. Darin stand im Westen die glutrote Kugel der Abendsonne und sank langsam. Er liebte es dann, sich in das duftende, etwas dürrer Kraut zu strecken. Die einzelnen Halme und Blumen zerschnitten und bedeckten die mächtige Sonne. Das Kleine wurde gewaltig, da es ihm so nahe war, und schien das Große auszulöschen. Aber am liebsten folgten seine Blicke Anna, die hin und herschritt und Blumen zu Sträußen pflückte. In der Dämmerung die scharf abgeschnittene Gestalt gegen den matt hellen Himmel hatte für ihn etwas wunderbar Schönes. Der Mensch erschien so edel in dieser Einsamkeit zwischen Himmel und Erde, gottgleich wandelnd mit aufgerichtetem Haupt. Manchmal erschien daneben die schlanke Gestalt seines Freundes, das vornehm geschnittene, schöne Haupt, zusammen neigten sie sich, zusammen standen sie da, und eine linde Wehmut, die zu einer großen Traurigkeit wuchs, bewegte sich in seinem Herzen.

So stieg die Nacht langsam und gewaltig auf, den Lärm sänsigend und stille Laute weckend, wie das Singen der Grillen und das Rauschen in den Halmen. Dann kamen die Sterne, ein gewaltiges Heer mit unruhig

zuendem Geflimmer. Die beiden setzten sich zu ihm, sie sangen halblaut melancholische Volkswaisen zusammen, und dazwischen klang ernst und fromm der langsam hallende Stunden-schlag der Dorfuhr.

Wie spät sie dann nach Hause gingen! Die Pfarrerin schalt lachend auf die Herumtreiber, der Pfarrer rief ihnen von der Veranda zu, sie sollten sich zu ihm setzen. Aber, wenn sie konnten, wichen sie dem häßlichen Lampenlicht mit seiner nüchternen Kälte aus. Nach Sternenschimmer thut es den Augen weh.

Stille, unvergeßliche Tage, bis sein ruhiges, in stillem Frieden schlummerndes Herz erwachte und sich bewußt ward, daß es liebte, daß die ganze Seligkeit und Ruhe, die es diese Zeit über so ungewohnt erfüllt hatte, nur das tiefe Genießen jener köstlichen Seele gewesen war, die er Tag für Tag mehr hatte kennen lernen und bewundern dürfen, bis er sie ganz kannte, bis nichts mehr in ihm war, das sich nicht eins mit ihr fühlte. Er liebte sie mit tiefer, entsagungstarker Liebe. Was that es, daß sie nicht sein werden durfte? Ihr Bestes gehörte ihm doch an, jetzt und für immer. Ihr Sein war so kraftvoll, es mußte hinüber wirken über jede Trennung, über Tod und Entfagen. Sie gehörte zu den wunderbaren Naturen, die dem, der sie einmal voll kennen lernte, nie mehr verloren gehen. Darum konnte er entfagen, wie er es ja mußte, und verbergen, was in ihm lebte.

Aber ein schwerer Kampf war es doch. Denn mit einem Schlage war es erwacht, und so groß und so leidenschaftlich stand es vor ihm, war so ganz sein Selbst geworden, so untrennbar von seinem Leben, jedem Gedanken und Thun, hatte ihn so völlig genommen und sein Eigenleben getötet und doch auf das kräftigste geweckt, daß er es oft fast vernichtend empfand, wieviel er von nun an verlieren, entbehren mußte.

Er hielt sich zurück, er wurde einsamer. Er sehnte sich hinweg und lechzte nach Arbeit. Alles in ihm war anders, aber gleichsam edler beseelt durch sie. All seine Pläne standen kräftiger und lebensfrischer vor ihm. Er wollte wirken, um zu vergessen, und vergessen, um zu wirken. Ein leidenschaftlicher Drang nach Thätigkeit durchströmte ihn ganz und gar. Er

frag seinen Freund, ob er noch bleiben wolle, und als dieser bejahte, sagte er ihm, daß er den Plan zu einer Arbeit gefaßt hatte, die ihn nicht ruhen ließe, er wolle den Rest des Sommers zu den Vorstudien benutzen. Sein Freund sah das ein und bat ihn nicht, zu bleiben.

Groß war das herzliche Bedauern seiner Wirte. Sie luden ihn ein, bald, recht bald wiederzukommen. Er lächelte dankbar und wußte, daß das nie geschehen würde, daß er Anna nicht mehr sehen würde, als später vielleicht einmal als Gattin seines Freundes. Der Abschied ging ihr nah. Sie lächelte herzlich, aber es war ein Lächeln, bei dem die Augen ernst blieben, die ihn traurig ansahen.

Noch einmal sah er das freundliche, von rotem Wein umrannte Pfarrhaus, die altersgraue Kirche, das saubere Dorf, dann trug der Zug ihn wieder von dannen.

So kam er zurück in die heiße und dunstige Stadt, Kraft und Freude wollte er den Armen bringen, sie sollten ihm siegen helfen. Das mit der Arbeit war keine Lüge gewesen. Was früher nur eine Idee gewesen war, stand ihm jetzt fest. Nicht eher wollte er eine Pfarrstelle antreten, bevor er nicht der ganzen Welt, dem hohen Konsistorium und allen, die es hören wollten, sein Programm und seine Ideen verkündet hatte in einer Arbeit, die ihm Ehre machen sollte. An sie ging er jetzt heran. Nie hatte er besser dazu getaugt, als eben jetzt. Es war nichts in ihm, wie heiliges Feuer und Begeisterung, kein unreiner Gedanke. Jede Regung seines Herzens wurde von ihr gerichtet, die nun über seinem Leben stand, es weihte und ihm Würde gab. Er vergrub sich in Arbeiten, er las alles, was je für oder wider seine Ideen geschrieben worden war.

Im Herbst kehrte Hans zurück. Sie sahen sich, und er fühlte schmerzhaft, daß er auch dem Freund anders gegenüberstand. Hatte er nicht die Seelengröße, ihm neidlos sein Glück zu gönnen? Er sah ihn mit andern Augen an, nicht nur als Studiengenossen, nicht nur als Mitkämpfer für eine Idee. Es war der zukünftige Gatte Annas, den er in ihm suchte und richtete. Und da war manches, das ihn nicht befriedigte. Was barg sich hinter seinem oft so kalten, verschloßnen Wesen? Hatte er



selbst ihm, dem Freund, je eine heiße, junge Seele offenbart? Es trat eine Entfremdung zwischen ihnen ein.

Dann erfuhr er, daß Hans sich um eine Pfarrstelle bewerben wollte. Es kam ihm fast wie ein Verrat vor und er ging zu ihm hin. Hans lud ihn zum Essen ein und schaute ihn aufmerksam an.

„Du bewirbst dich um eine Pfarrstelle?“

„Ja. Hast du etwas dagegen, mein Junge?“

„Alles,“ rief Fritz erregt. „Nach deinen Überzeugungen, nach deinen Absichten gehörst du zu uns.“

„Zu euch! Zu euch! Was heißt das nun?“ frug Hans. „Wer seid ihr? Was wollt ihr?“

„Das weißt du selbst am besten,“ gab er zur Antwort. „Hast du nicht am schlagendsten bewiesen, daß wir im Bereich der Kirche nichts wirken können, daß wir an Händen und Füßen gebunden sind durch Rücksichten und Rücksichten, daß der lebendige Glaube gefesselt ist, daß die Prediger in Amt und Würden ohnmächtig sind, die tiefe, befreiende Religiosität, die das Volk zur sittlichen Höhe zurückführen soll, im Herzen des Volkes zu ertöten? Haben wir alle, haben du und ich vor allem das nicht gewollt?“

„Was wir gewollt haben, will ich heute unerörtet lassen,“ sagte Hans. „Aber sage mir, wie du das jetzt erreichen willst.“

„Ich arbeite daran,“ rief er heiß. „Ich schreibe ein Buch, das dies alles klar machen wird, das uns Anhänger gewinnen soll.“

„Und dann?“ frug Hans wieder.

„Was, und dann?“

„Und dann werdet ihr, du und deine Anhänger, wenn du welche findest, euch durchhungern und durchbetteln. Das kann ich und das will ich nicht.“ Er stand auf. „Ich will eine Pfarrstelle haben, um mich verheiraten zu können.“

Das traf Fritz wie ein Schlag. Der Horn trieb ihm das Blut heiß in die Schläfen.

„Hans!“ schrie er auf.

„Was?“ frug der und trat auf ihn zu, jetzt die leuchtenden Augen voll auf ihn blickend.

„Das darfst du und das wirst du nicht thun.“

Hans kreuzte die Arme und betrachtete ihn.

„Dafür darfst du nicht deine Überzeugungen und Ideen opfern.“

Auch er war jetzt ruhig geworden, wie immer in höchster Erregung.

„Du bist kindisch,“ sagte Hans. „Mit Überzeugungen und Ideen allein lassen sich keine Mauern einreissen. Wenn du meinem Rat folgst, läßt du deine Arbeit im Schreibtisch. Sieh mich nicht so vernichtend an, sondern glaube mir, daß ich im Ernst rede. Wir können nur auf diese Art wirken und haben noch viel mehr an Arbeit vor uns, als wir bewältigen können. Ein vernünftiger Anfang in unserm Gebiet kann bei der herrschenden Zeitströmung Anstoß zu vielen segensreichen Änderungen geben, so daß wir auf diese Art weit mehr erreichen können.“

Es war, als hätte Fritz nichts gehört.

„Das darfst du ihr nicht thun,“ sagte er und zitterte.

„Meinst du Anna?“ frug Hans und sah ihn voll an. „Nein, ihr dürfte ich es nicht antun, daß ich aus Eigensinn unser beider Schicksal dem Ungewissen preisgebe. Sie ist im Kleinen erzogen und würde sich darum nie wohl fühlen auf einer Wanderlaufbahn, wie man sie dann wohl ergreifen müßte, in ganz ungewissen Verhältnissen. Außerdem teilt sie ja meine Ansicht, daß der Anstoß in der Kirche selbst beginnen muß.“

„Deine Ansicht!“ rief er bitter. „Mir scheint, du teilst ihre und deines Superintendenten Ansicht.“

„Fritz,“ sagte Hans mit großem Ernst, „ich liebe Anna und, bei Gott, glaube mir, ich will sie glücklich machen.“

„Nie, nie solltest du zu deinem Glück durch Untreue gegen dich selbst kommen.“

„Ich bin älter als du, Fritz, und ich glaube, auch viel verständiger. Was ich jetzt sage und was dir schrecklich erscheint, nach wenigen Jahren, sobald du liebst und dir ein Heim gründen möchtest, wirst du es begreifen lernen.“

„Nie,“ sagte er.

Dann schieden sie, aber nicht in Feindschaft. Fritz dachte stets, er sei vielleicht ungerecht gegen ihn, und das wollte er nicht.

Im Winter kam dann seine Schrift heraus und wurde bemerkt, aber er hatte sich selbst



ein Urtheil darin gesprochen. Wer so gegen die Kirche schrieb, konnte nicht als ihr Diener angenommen werden, er hatte selbst die Schiffe hinter sich verbrannt.

Nun galt es, in ein seltsames und fremdes Leben hineinzusteuern, aber sein Körper spannte sich in Mut und Kraft, er wollte jedes Opfer bringen um seiner Überzeugung willen. Es waren heiße Tage, jene Tage der Entscheidung. Von allen Seiten kamen Freunde, ihm die Hand zu schütteln, Briefe, die Abwehr oder Zustimmung aussprachen. Auch Hans kam.

„Was machst du für thörichte Streiche, Alter!“ sagte er. „Was willst du nun anfangen? Hast du Vermögen?“

„Nein,“ sagte er, „ein paar tausend Mark“. Aber er lachte. „Ich habe mich, meine Kraft, meine Gesundheit, das alles für meinen Kampf. Es wird sich finden, alles wird sich finden.“

„Kraft und Gesundheit hast du nie weniger besessen, als jetzt. Du siehst erbärmlich aus. Ich will dir etwas sagen: Komm zum Frühling mit und erhole dich erst.“

Und er fühlte sich so stark nach seinem ersten Kampf, daß er nicht „nein“ sagen konnte oder mochte. Er wollte sie noch einmal sehen, sich noch einmal ihrer Nähe bewußt werden. Sollte er sie meiden, weil er sie liebte? Es war ja keine Hoffnung in ihm, nicht einmal ein Wunsch. Er war so grenzenlos arm, er hatte soviel geopfert, nun auf einmal kam ein Glückesdurst über ihn. Eine flüchtige Minute der Rast wollte er haben vor dem langen Lebenskampf, noch einmal die Kraft ihres Wesens empfinden. So sagte er zu.

Und es geschah, was er nie geglaubt hatte, damals, als er Abschied nahm; er fuhr wieder hin: Die Sträucher hatten kaum einen grünen Hauch, und die Straßen waren durchweicht und schmutzig. Er schritt so still neben Hans her, es wurde ihm beklommen und feierlich zu Mut. Sie hörten die Dorfuhr schlagen, und dann tauchte das Haus auf, von windgepeitschten, kahlen Bäumen umgeben, die Weinranken entblättert, der Garten verwahrlost.

Sie wurden mit einfach herzlichster Freude begrüßt, nur die Pfarrerin war, wie es ihm schien, gegen ihn etwas steifer; der Pfarrer aber war noch ebenso wie früher, und Anna

freute sich sehr über das Wiedersehen. Ihre Augen leuchteten, wenn sie auch nicht viel sagte. Gertha war größer und scheu geworden.

Da war er nun wieder in demselben Hause, nach dem er sich die ganze Zeit mit jeder Faser seines Herzens gesehnt hatte, und doch war er nicht glücklich, nein, fühlte sich namenlos elend. Raslos schritt er in seinem Zimmer auf und nieder mit stürmenden Gedanken und klopfenden Schläfen. Draußen brauste der Frühlingswind, die Zweige schlugen an das Fenster, manchmal auch vereinzelte Regentropfen. Es sah unfreundlich aus, aber das lockte ihn grade. Er ging hinaus, er schritt von Stelle zu Stelle, wie das erstemal, als er sich alles angesehen hatte, als noch nichts eine Stimme oder eine Erinnerung für ihn zu bewahren hatte. Jetzt redete alles von vergangenen Stunden, denen er nachfolgte in jeder Einzelheit, bis der rauh rüttelnde Sturm ihn weckte.

Wie das brauste und so herb und warm über die Erde strich! Wie die schweren Wolken am Himmel hingingen, wie alles in Bewegung und Aufruhr war! Der Frühling wurde verkündet. Da nahm er den Hut ab, daß seine braunen Locken zurückgeweht wurden, und sein Herz schlug wie zum Gebet:

„Auch ich möchte ein Frühlingskinder sein, daß mein Kämpfen nicht nutzlos wäre, daß ich die Kraft weckte, die in den unzähligen Herzen wohnt, die Kraft des glaubensstarken Lebens.“

Da dachte er an sein Werk und stand stumm in dem wallenden Frühlingswind. Bis eine Stimme ihn weckte, daß er sich umwandte. Anna stand hinter ihm. Ihr blondes Haar wehte zerzaust im Winde, ihre Wangen waren geröthet. Sie hielt sich ihre Mütze fest und lachte.

„Ist der Wind nicht herrlich?“ frug sie ihn. „Wie er so über einen hinwegweht, als wolle er fragen: Was stehst du mir so im Wege? Ich komme von weit her und habe noch weit zu gehen. Und so gedankenvoll klingt dein Brausen — finden Sie nicht?“

„Ja,“ sagte er. „Es liegt Kraft drin, und, weiß Gott, die ist nötig, wenn es Frühling werden soll.“

Wie er das gedankenvolle Ausleuchten ihrer Augen liebte! Sie schwieg ein wenig, dann sagte sie:

„Ich habe Ihre Schrift gelesen.“

„Und Sie sind nicht meiner Ansicht,“ sagte er sanft.

„Sie wissen, ich verstehe von allem zu wenig, aber daß Sie es ernst meinen mit dem, was Sie sagen, daß Sie eine Überzeugung haben, die sich vielleicht ändern wird, aber nur durch größere Erkenntnis, daß Sie sie nie verlaufen werden, das ist schön. Das ist es, was ich daraus ersehen habe.“

Er dachte an Hans, aber ihn konnte sie nicht meinen.

„Haben Sie so trübe Erfahrungen gemacht?“ frug er, „oder denken Sie so schlecht von den Menschen, daß Sie darin etwas Besonderes finden?“

„Nein, ich denke nicht schlecht von den Menschen,“ erwiderte Anna. „Aber darf man es ihnen verdenken, wenn sie eine Überzeugung, die sie von allem trennt, einem geborgenen, friedlichen Leben opfern? Nur daß danach das andre aufrichtet und glücklich macht, sehr glücklich macht.“

Er schwieg darauf und wunderte sich ein wenig über ihren Ernst. Nach einem Weilchen frug sie:

„Sie haben viel dadurch verloren?“

Es durchzuckte ihn schmerzlich, aber er sah sie an, sagte lakonisch: „Eine Pfarre“ und lachte. Indessen hatten sie den Weg erreicht, der zum Dorfe führte, und da sie nach einer Kranken zu sehen hatte, trennten sie sich. Er ging noch lange durch die Felder.

So vergingen ein paar Tage. Vielleicht war alles noch ebenso wie damals, als er sich hier glücklich und heimisch gefühlt hatte, ihm kam es verändert vor. Es herrschte nicht mehr der trauliche Ton, besonders nicht gegen ihn. Gewiß, seine Schrift hatte entfremdend wirken müssen. Es wurde nicht darüber gesprochen, und er fühlte, daß es ihm nicht zusam, dies Thema zuerst zu berühren. Die Pfarrerin war kühl und steif geblieben und machte manchmal eine spitze Bemerkung, nach Art kleinlicher Naturen, die Anders- und Neudeukenden nicht verzeihen können. Der Pfarrer war herzlich genug, nun er ihn aber nicht mehr beeinflussen konnte, schien er ein Gespräch über seine Ansichten vermeiden zu wollen. Und Hans war mit sich beschäftigt. (Schluß folgt.)



## Katechismus für Hindu-Knaben.

(Wir verdanken diesen authentischen Katechismus, der zum Schulpensum der Hindu-Knaben gehört, den Mitteilungen einer in Indien wirkenden englischen Missionarin.)

Was ist grausam? — Das Herz einer Viper.

Was ist grausamer als das Herz einer Viper? — Das Herz einer Frau.

Was ist (noch) grausamer als das Herz einer Frau? — Das Herz einer Witwe, die weder Geld noch Seele hat. (Of a penniless, soulless widow.)

Welches ist die Hauptpfote zur Hölle? — Das Weib.

Was beherzt wie Wein? — Das Weib.

Wer ist der Weiseste der Weisen? — Wer sich nicht von den Weibern täuschen ließ, die den bösen Dämonen gleichen.

Was wird dem Mann zur Fessel? — Das Weib.

Was ist das, dem man nie trauen darf? — Das Weib.



## Riccarda Huch: „Aus der Triumphgasse“.

Von

Edgar Alfred Regener.

Nachdruck verboten.

Es giebt unter den Kritikern nicht wenige, die den Wert eines Werkes bestimmen nach dem Eindruck, den ihnen das Lesen der ersten Seiten bietet; die dann mit künstlichen Sägen das Buch durchheilen, um das Ganze genossen zu haben, über das dann jene Urteile gefällt werden, vor denen das Publikum ebenso ratlos steht wie ein Mann der Junft. Ich möchte an dieser Stelle meine Behauptung nicht mit Namen bekannter „Größen“ der Kritik belegen, ich hätte diesen wunden Punkt des Litteraten- und Journalistenstandes garnicht berührt, wäre ich nicht überzeugt, daß auch das neueste Werk der Riccarda Huch „Aus der Triumphgasse, Lebensskizzen“, (verlegt bei Eugen Diederichs, Leipzig 1902) ein solches, eben gekennzeichnetes Schicksal trifft. Der moderne Mensch hat eben keine Zeit, ein breit angelegtes, breit durchgeführtes Werk in dem Umfange dieser Lebensskizzen im ruhigen Genießen aufzunehmen. Er giebt sich daher auch nicht die Mühe, nach verborgenen Schönheiten zu suchen, nach Duft und Glanz zu haschen, dort, wo er in den Knospen noch träumt. Und das mit Unrecht.

„Aus der Triumphgasse“ leidet wie jenes Renaissance-drama der Dichterin „Evoe!“ an großer Unübersichtlichkeit, an einer erdrückenden Fülle von Personen und Gestalten, von Schicksalen und Ereignissen, von Irrungen und Wirrungen, vor denen nicht selten die Verfasserin selbst ganz machtlos steht. Da drängt sich Bild auf Bild; jedes Bild hat seine Geschichte, die erzählt sein will; Gedanken kommen und gehen, Hinweise auf die Vergangenheit, Ausblicke auf die Zukunft werden gegeben, Faden schlingt sich zum Faden, Masche zur Masche, und in seiner Gesamtheit leuchtet dieses merkwürdige Drunter und Drüber, dieses wechselvolle Durcheinander in den satten, ungebrochenen Farben einer reichen Schönheit. Das Muster dieses Kunstwerkes erscheint hier und dort verzerrt, ist zu schwer, um eine reine Wirkung auszulösen, immer bleibt eine Nuance des Unbefriedigten zurück; ein zu stark oder zu schwach angeschlagener Ton stört die Harmonie und ruft ein nicht im Augenblick beseitigtes unruhiges Schwanken in der Stimmung hervor.

An dieser künstlerischen Unausgeglichenheit krankt das ganze Werk.

Die Schilderung des Romans ist in die Ich-Form gekleidet, die von der Dichterin so sehr bevorzugt wird und in ihren früheren Arbeiten fast ausschließlich zur Geltung gekommen ist. So große Triumphe diese Art ihrer Schreibweise in den „Erinnerungen von Rudolf Ursleu dem Jüngeren“, in den „Teufeleien“ oder in „Fra Celeste“ gefeiert hat, so gefährlich ist sie gerade diesem letzten Roman geworden. Das Ermüdende in dem Tonfall des Erzählenden, der seine Rede bewußt, zum Teil

manipuliert stilisiert, dessen Freude am Klang und an der Schwere eines Wortes fast unbegrenzt ist und ihn von einem Nebensatz in den anderen jagt, ihn eine Schachtelung durch eine zweite erweitern läßt und ihm immer neue Beziehungen erschließt, bei denen zu verweilen ihm gut scheint; eine dauernde Gleichmäßigkeit und ebende Monotonie, die durch keinen Wirbelsturm der Leidenschaft zerrissen oder auch nur einmal aus ihrer Starrheit aufgepeitscht wird, deuten darauf hin, daß Riccarda Guch in ihrem Beruf den Künstler unter den Dichter stellt. Dabei ist es interessant zu beobachten, wie der fingierte Schreiber dieser Lebensskizzen die Macht über sich selbst verliert und wie sich in der Offenbarung seiner Ideen, in dem Geltendmachen seiner Ansichten, in den fein geschliffenen Pointen seiner Bemerkungen unwillkürlich das weibliche Empfinden der Dichterin zeigt und dadurch in uns die von ihr beabsichtigte Illusion eines männlichen Verfassers zerstört. In dem Verlauf des behandelten Vorwurfs, der uns mit der Weitschweifigkeit des Selbsterlebten und Selbstbeobachteten Freud und Leid der Bewohner einer dunklen und engen Gasse in einem italienischen Armenviertel schildert, finden wir mannigfache Beweise dieser nicht überwundenen Gegensätze.

Wenn es auch nicht möglich ist, hier alle die Stellen anzugeben, die ich mir beim Lesen notierte, möchte ich doch immerhin ein paar bestimmende Momente herausgreifen.

Riccarda Guch oder vielmehr der Verfasser der Lebensskizzen findet Interesse an dem seltsamen Kontrast, den das äußere Leben des siechen Riccardo im Verhältnis zu seinem innern, seelischen Dasein, die äußere Hinfälligkeit im Verhältnis zu seiner psychischen Kraft giebt. Er sitzt stundenlang an dem Krankenlager des Burschen, sucht ihn zu erheitern, zu zerstreuen, malt mit ihm die schönsten Bilder einer goldigen Zukunft, scherzt und lacht und nimmt teil an allen seinen kleinen und großen Anliegen. Das macht wohl auf Augenblicke hin der Arzt oder der Pfarrer auf ihren Besuchen; während einer so langen Zeit, wie es dieser Fremde einem andern Fremden gegenüber thut, traue ich es nur einer Frau zu, vielleicht einer Pflegerin. Aber auch zugestanden, daß ein Mann sich in dieser uneigennütigen Weise aufopfert, ein Mann, dessen Beruf das Krankenpflegen nicht ist und dessen Zeit durch andere ältere und bedeutendere Verpflichtungen vollauf in Anspruch genommen ist, so dürfen wir andere Einwendungen nicht mit einer bloßen Zurückhaltung aufnehmen. Unser mitteilbarer Freund ist verliebt in den Kranken; er findet leuchtende Worte für den Ausdruck seiner Gesichtszüge, für das Sprechende seiner weißen Hände, für die heimlichen Laute seiner überaus reizvollen Stimme. Für seine dunklen, außerordentlich lebensvollen Augen giebt er eine wunderbare Schilderung, indem er von ihnen sagt: „diese strahlenden Augen in dem abgezeigten Gesicht hatten etwas von Edelsteinen, die man in die Augen einer Mumie eingefügt hat: sie schienen nicht mitgelitten zu haben, unsterblich in dem gebrechlichen, knöchernen Gehäuse zu schweben und ihres unantastbaren Daseins ruhig und zuversichtlich zu genießen; in ihrem Blick lag eine reine Sicherheit, als entginge ihnen nichts und als irrten sie niemals.“ Diese Verliebtheit — ich dürfte keinen passenderen Ausdruck für jene Art schwärmerischer Verehrung finden — diese Verliebtheit, wie sie aus jeder auf den Kranken sich beziehenden Aeußerung spricht, ist dem Wesen eines Mannes fremd.

Ich könnte mir wohl denken, daß ein so mit Glücksgütern gesegneter Mann, den die Dichterin sich vorstellt, thatkräftig handelnd in das Geschick dieser armen



Familie eingegriffen hätte, ihnen eine Unterstützung oder irgend eine andre Erleichterung gewährt hätte, aber durch seine Teilnahme, die in bloßes Reden ihre Wirkung setzte, mußte er sich lächerlich machen. Dem ist aber nicht so, und wir werden auch einen Grund dafür haben, wenn wir daran denken, daß eine Frau, die selbst mit dem Dämon des Lebens zu kämpfen hat, das Werk geschrieben. Dazu kommt noch die Charakterisierung der männlichen Personen, zumal des von allen Frauen so sehr geliebten Pfarrers Jurewitsch. Mit der schwächlichen Haltlosigkeit des Schusters Bonalma wird er durch die Art, in der jener mit seinen Kindern spricht, ausgesöhnt. Das unmännliche Verhalten den Barbierleuten gegenüber, die er aus seinem Hause weist, nur weil er sich von der alten Farfalla bereben läßt; das langweilige Verhandeln mit der Polizei, als es galt Riccardos Harmonika einzulösen, und die mühsam zusammengesuchten Schwierigkeiten, die von Beamten erfahrungsgemäß nur einer Frau geboten werden; die Geduld beim Zuhören all des Klatsches und der Redereien der alten Weiber, die so nichts sagend und leer sind — das alles und noch manches andre spricht mit lauten Stimmen gegen die Voraussetzung des Romans. Am deutlichsten verrät sich die Frau in Bemerkungen wie den folgenden. Von einer Tochter der Farfalla sagt der Schreiber, sie habe „ein strahlendes Kindergesicht, in dessen Lachen man einstimmen, das man hätte küssen mögen aus Freude an seinem Glück und seiner Unschuld.“ (S. 30.) An einer andern Stelle (S. 136) weiß er seine Zuneigung zu dem kleinen Berengar in dieser Weise zu äußern: „mit solchen Worten konnte ich mir einbilden, die feuchten, erdbeerrotten Lippen des Bübchens spielen zu sehen, die mir eine unbegreifliche Lust erweckten, sie tüchtig zu küssen.“

Meine wenigen Bemerkungen zu dieser künstlerischen Unsicherheit wären noch zu vervollständigen. Das Facit bleibt auch so bestehen. Aus der ganzen Anlage des Kunstwerkes, aus seinen äußeren Bedingungen spricht ein Etwas, das uns den Glauben an den Entwurf, das Vertrauen auf die Ausarbeitung leise, aber bis zu seinen Grundfesten erschüttert. Der Rahmen, in den die Handlung gespannt ist, erscheint in seinen Maßen zu eng, in seiner Fügung zu gewollt, als daß er imstande wäre, eine Uebereinstimmung, eine Vermittlung zu dem Inhalt zu geben.

Dürfte es nach diesen Ausführungen den Anschein erwecken, als ob das Werk „Aus der Triumphgasse“ kein echtes Kind der Muse Riccarda Huchs sei, so beruht diese Vermutung auf Täuschung: Wenn auch die Form an Tiefe und Klarheit eingebüßt hat, der Inhalt giebt uns das Bild ruhiger, in sich selbst sicherer Vollkommenheit.

Es hat einen eigenartigen Reiz, sich mit größter Willigkeit von der Dichterin durch den gedrängten Reichthum ihrer Gestalten führen zu lassen, hier stehen zu bleiben an den schweren Steinbällen, die den Treppentufen des Hauses zum heiligen Antonius zum Schmutz gereichen, und dem leisen Plätschern des Brunnens, der sich in der Nähe der Thür befindet, und dem vielstimmigen Schwagen der Weiber zu lauschen, die die Abendkühle auf die Straße lockte; dort in Rede und Gegenrede einen Blick zu thun in die Sinnes- und Gedankenwelt der vernachlässigten und vom Leben so wenig begünstigten Menschen, zu deuten und zu werten, zu warnen und anzuspornen; bald den geheimnisvollen Regungen und dem fachten Bewegen einer auslobernden Leidenschaft nachzusinnen und in eifrigem Beobachten einen Schlüssel zu finden für die dunklen Rätsel menschlicher Widersprüche; bald im Reich phantastischer Träume zu



schwelgen von einem Glück, das jenseits der Berge, hinter dem Lande der Sonne wohnt, und dessen Schatten wir nicht küssen dürfen. Überall fühlen wir die leise Hand der Dichterin, die die unsrige umspannt, hören wir den ruhigen Klang ihrer Stimme, die uns Freundin und Gefährtin sein will. Und da offenbart sie sich nach den ersten Worten in der herben Hoheit ihres vollblütigen Satzgefüges vertraut und lieb, wie wir Riccarda Huch aus ihren anderen Arbeiten kennen, durch ihre lebhafteste, von verwandten Geistern befruchtete Phantasie nicht zum wenigsten daran gemahnend, daß wir in ihr die Verfasserin jener mit Blut und in verständnisinnigem Nachschaffen geschriebenen „Blütezeit der Romantik“ sehen.

Da spüren wir die heimliche Freude, mit der sie das Einzelne betrachtet und an seiner Schönheit sich förmlich berauschen kann. Durch das merkwürdige, malerische Ansehen einer Kirche wird sie verlockt, hineinzugehen. Doch die in ihrem Schweigen so ungemein ausdrucksvolle Stille mit dem untergründigen Pulsen eines dämmernden Lebens, die Licht- und Farbeneffekte, die aus der matten Sonnenbeleuchtung sich in die Schatten bohren, der süße Taumel des Weihrauchs und das geisternde Spiel der Orgel vermag nichts über ihre Stimmung. Dagegen wurden ihre Blicke immer wieder auf eine korinthische Marmorsäule gezogen, die, „wie eine Gefangene in den gewaltigen Turm eingeschlossen, mit reizender Wehmut aus den grauen Steinen hervorsah.“ Während es ihr in den früheren Werken einen eigenen Genuß zu bereiten schien, für den Charakter, die Modulationsfähigkeit und den Tonfall der menschlichen Stimme immer neue Bilder zu finden, die Beziehung neuer Ausdrücke zu suchen, die Subtilität und Empfindsamkeit der Sprache in ihrem Verhältnis zum Sprechorgan zu erproben, widmet sie diesmal dem Auge die Liebe eines forschenden Sichversenkens. Vorübergehend wendet sie dem Ausdruck der Stimme, wie sie sich in der Tonsführung eines Liedes giebt, ihre Aufmerksamkeit zu, um dann desto intimer und feinliniger in wohl-lautenden Strichen und anmutigen Farben ein Bild sprechender Augen zu geben. Ich führte schon ein Beispiel davon weiter oben an. Ein anderes findet sich in der außer-ordentlich feinsüßlichen Bemerkung der Riccarda Huch, die sich ihr aufdrängt, als sie die sinken, vor Übermut funkelnden Augen eines munteren Springinsfeld für einen ganz kurzen Moment heilig ernst auf sich ruhen fühlt. Da lag in dem Blick ein Ausdruck, als ob die Seele des Kindes sich plötzlich auf ihre überirdische Heimat besänne, „auf die Schuld, um deretwillen sie leiden muß, und auf die schwere Aufgabe, die sie hinieden zu erfüllen hat“. Dieser bittere Ernst, der sich in solcher Deutung ausspricht, diese krampfhaft niedergelämpfte Wehmut ist in dem Wesen der Dichterin der Grundakkord, auf dem sich der Mollklang ihrer Harmonie aufbaut. Die perlenden Cadenzen ihrer künstlerischen Persönlichkeit mit dem erstickten Jubelschrei der Erlösung finden Klang und Haltung in den Schilderungen schmüdenden Weiwesles, anmutiger Nebensachen, für die sie eine stille Liebe hegt. Das sind die Frösche und die Ragen. Wenn wir uns des Apothekers Dominik aus dem „Mondreigen von Schlaraffis“ erinnern und seiner merkwürdigen Vorliebe für das Angeln von Fröschen, der köstlich-heitern Scenen, in denen Vergleiche gezogen werden zwischen der Stimme und dem Gebahren des Hauptfrosches und der Stimme und dem Gebahren des städtischen Hauptpredigers; wenn wir daran denken, wie mannigfach der Frösche in den „Gedichten“ Erwähnung gethan wird, so werden wir uns nicht wundern, mit welcher Behaglichkeit der kranke Riccardo von den beiden Laubfröschen erzählt, die ihm sein Bruder Carmelo von einer Streiferei durch den Wald mitgebracht hatte. Der Freundschaft mit

den Fröschen ging der Besitz eines niedlichen Kästchens voraus, über dessen Vergiftung durch Nachbarnleute er weinte und klagte und sich lange nicht beruhigen konnte. Wir verstehen in dieser Weise vollkommen, daß die Lebensart und die Lebensgewohnheiten dieses Tieres sehr gern und nicht gar zu selten zu Vergleichen herangezogen werden. Dabei wendet die Dichterin den Vergleich nur in Verbindung und zur Charakterisierung weiblicher Eigenschaften an. So lesen wir in den „Erinnerungen von Rudolf Ursleu dem Jüngeren,“ nachdem das Wesen der Galeide schon häufiger mit dem Gebahren eines Kästchens in Parallele gestellt worden war, unter anderem: „Galeide war bequem und wohlig auf dem Schooß zu haben wie eine junge Kage, still und zufrieden,“ und finden, während wir die Belege aus „Hadwig im Kreuzgang“ und den anderen Werken übergehen, in „Aus der Triumphgasse“ folgende Bemerkung über die Frau des Fleischhauers Toni: „Ihr Leichtsinn und ihre Treulosigkeit war wohl mehr von der Art eines lederhaften Kästchens, das von allen Schüsseln naschen möchte, namentlich von den verbotenen.“ (S. 147).

Es liegt über dieser Art der fatten und fast unbeweglichen Vertiefung jeglichen Eindrucks zu einem sensitiven Erlebnis der lichtfröhliche Abglanz einer reifen Künstlerschaft, der man anmerkt, daß sie diese Skizzen der Sorgen und des Leides zu ihrer eigenen Befreiung schrieb. Schreiben mußte. In dem Zwang des Notwendigen liegt die Größe der Auffassung, die im Unterliegen ein Glück der Bejahung für Kummer und Schmerz findet. Für Riccarda Such hat der Tod nichts Abschreckendes mehr, die Not nichts Plebejisches, für sie ist die Sorge zu einer lieben Sorge geworden. Wir haben in ihren Gedichten die leise Bitterkeit gefühlt, die über ihr Wesen sich breitet und in den Lebensskizzen zu einer weihvollen Heiligkeit sich klärt; niemals noch hörten wir den elementaren Wutschrei der Empörung, niemals den Dithyrambus aufgepeitschten Blutes oder die gellende Anklage gegen die höchste Weltmacht — verschlossener Trotz hebt den angeborenen Stolz des Leidens, der Duft keuscher Unberührtheit, die das Verborgenste ihrer Seele bewahrte vor den rauen Händen der Wirklichkeit, nicht in feiger Flucht, sondern in kraftgestählter Abwehr, atmet aus jedem Bligen ihrer Augen, aus den weichen Furchen ihres Mundes und den kleinsten Bewegungen ihres Körpers. Sie ließ sich nicht unterjochen von den Zwingherren des Lebens und giebt — zwar mit ihrem Mal geziert — Kunde von ihrer Freiheit mit dem Siegeslachen einer Königin. Und das ist auch der Grund, warum „Aus der Triumphgasse“ einen Wert besitzt, der außerhalb der Zeit liegt, den man erkennen wird aus dem Zusammenhang mit den anderen Werken und dem ruhigen Genießen der offenbarten Schönheiten. Man empfindet auf jeder Seite des Buches, daß eine Persönlichkeit hinter dem Werke steht. Das wollen wir nicht vergessen.



## Der Frauenhilfsbund für die Barmherzigen und -Kinder.

Erzählt von dem



Die kaiserliche Kaiserin hat Wohlthatigkeitsorden in Berlin schon am Vortage des 1. Jahres ein gegründet. Seit. Das hat Nutzen, hat auch den grüßungswürdigen Wohlthatenorden abendlich ein neues Bild geist. Wenn es hat schon im letzten Sinne der Wohlthaten des grüßungswürdigen. Wenn hat schon im letzten Sinne der Wohlthaten des grüßungswürdigen. Wenn hat schon im letzten Sinne der Wohlthaten des grüßungswürdigen.

Der kaiserliche Wohlthatenorden hat die Wohlthaten und -Kinder hat schon im letzten Sinne der Wohlthaten des grüßungswürdigen. Wenn hat schon im letzten Sinne der Wohlthaten des grüßungswürdigen. Wenn hat schon im letzten Sinne der Wohlthaten des grüßungswürdigen. Wenn hat schon im letzten Sinne der Wohlthaten des grüßungswürdigen. Wenn hat schon im letzten Sinne der Wohlthaten des grüßungswürdigen. Wenn hat schon im letzten Sinne der Wohlthaten des grüßungswürdigen.

Die kaiserliche Wohlthatenorden hat die Wohlthaten und -Kinder hat schon im letzten Sinne der Wohlthaten des grüßungswürdigen. Wenn hat schon im letzten Sinne der Wohlthaten des grüßungswürdigen. Wenn hat schon im letzten Sinne der Wohlthaten des grüßungswürdigen. Wenn hat schon im letzten Sinne der Wohlthaten des grüßungswürdigen. Wenn hat schon im letzten Sinne der Wohlthaten des grüßungswürdigen. Wenn hat schon im letzten Sinne der Wohlthaten des grüßungswürdigen.

Die kaiserliche Wohlthatenorden hat die Wohlthaten und -Kinder hat schon im letzten Sinne der Wohlthaten des grüßungswürdigen. Wenn hat schon im letzten Sinne der Wohlthaten des grüßungswürdigen. Wenn hat schon im letzten Sinne der Wohlthaten des grüßungswürdigen. Wenn hat schon im letzten Sinne der Wohlthaten des grüßungswürdigen. Wenn hat schon im letzten Sinne der Wohlthaten des grüßungswürdigen. Wenn hat schon im letzten Sinne der Wohlthaten des grüßungswürdigen.

leistung die Wunden, die dieser Kampf geschlagen, heilen helfen, er will das Elend der Frauen und Kinder in den Lagern lindern. Auf diese Weise vor allem wollen die deutschen Frauen angesichts dieses Krieges der Kulturaufgabe gerecht werden, die ihnen als den Hüterinnen der Menschlichkeit ein für allemal zugewiesen ist. So richtete im Anschluß an die Berichte der Buren Fräulein Elisabeth Mießner einen Appell an die Frauen, angesichts des unglücklichen Krieges dieser ihrer Aufgabe eingedenk zu sein und ihre Überzeugungen durch thatkräftiges Handeln zur Geltung zu bringen.

Durch den Frauenhilfsbund ist nun ein organisiertes Zusammenarbeiten aller, denen die Leiden jener Frauen ans Herz greifen, in die Wege geleitet. Der Frauenbund arbeitet Hand in Hand mit dem schon länger so erfolgreich wirkenden Burenhilfsbund. Er hat von seiner Berliner Centrale aus überall hin Aufrufe versandt, um zur Gründung von Ortsgruppen anzuregen und in den weitesten Kreisen Frauen zu gewinnen, die Herz und Hand für die leidenden Schwestern in Südafrika öffnen wollen. Und er hat in der kurzen Zeit seines Bestehens schon so viel warme Sympathie und freudige Hilfsbereitschaft gefunden, daß er bestimmt hoffen darf, dem ungeheuren Elend mit einer wirklich wirksamen Hilfeleistung gegenüber treten zu können.

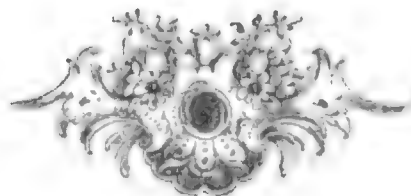
Wie lebhaft der Wunsch der deutschen Frauen ist, hier nach Kräften zu helfen, das zeigt wohl am besten das Anerbieten einer Gutsbefizigerin aus Mecklenburg, die sich bereit erklärte, einige Burenfrauen oder Kinder bei sich aufzunehmen. Weitere Anerbieten in diesem Sinne sind schon gefolgt. Ob der schöne Gedanke deutscher Gastfreundschaft, deutscher Frauensorge für die armen Leidenden, wenn auch nur in kleinem Maßstabe, verwirklicht werden kann, hängt natürlich von vielen Umständen ab, vor allen Dingen von der Größe der Opferwilligkeit im deutschen Volk. Daß er aufgeworfen wurde, ist dem Frauenhilfsbund ein Beweis, daß sein Motto „Wo Frauen leiden, müssen Frauen helfen“ nicht umsonst an das Gewissen der deutschen Frauen appellieren wird.<sup>1)</sup>

<sup>1)</sup> Gelder für den Frauenhilfsbund sind zu senden:

An die Kur- und Neumärkische Mitterschaftliche Darlehnskasse, Berlin W. 8, Wilhelmplatz 6, mit der Bezeichnung „Für den Frauenhilfsbund“ (die auch auf dem Abschnitt angegeben werden muß).

Öffentliche Quittung über die eingesandten Beträge erfolgt im Organ der Burenkomitees „Der Burenfreund“, (Verlag Berlin, Courbièrestraße 11).

Alle Zuschriften sind zu richten an das Bureau des Frauenhilfsbundes, Berlin W. 62, Courbièrestraße 11.



# Clara Siewert.

Von

Anna I. Plehn.

Nachdruck verboten.

**E**i Schulte in Berlin waren vor kurzem eine größere Zahl von Gemälden und Zeichnungen einer Malerin ausgestellt. Nicht zum ersten Mal trat Clara Siewert mit ihren Bildern vor die breitere Öffentlichkeit. Schon seit ungefähr einem Jahrzehnt hatte sie in längeren Pausen Arbeiten von hervorragender Eigenart gezeigt. Zuletzt hatte die Sommerausstellung der Berliner Sezession von 1901 einen ihrer Studienköpfe gebracht: eine nervöse, leidenschaftliche Malerei von vertieftem seelischen Ausdruck. Schon früher hatte sich ein starkes Wirklichkeitsgefühl verraten, das sich in den Dienst einer lebhaften Phantasiebetätigtigkeit stellte. Die neue Ausstellung zeigte die Künstlerin besonders von dieser Seite.

Wir haben jüngst manche unserer Maler einen fast unvermittelten Sprung vom Realismus in eine Phantasiewelt hinein thun sehen. Dabei hätten sie noch ebenso überzeugte Wirklichkeitsfreunde bleiben können, und manche blieben es auch. Andere aber glaubten den Übergang dadurch zu bewerkstelligen, daß sie der Erscheinung grade das allerbesonderste an Linie und Farbe abstreiften. Damit dachten sie eine Grenzscheide gegen die Alltagswelt aufgerichtet zu haben. Nun geben sie sich in dem neuen Bezirk einem feierlichen Pathos hin oder einer Festtagsheiterkeit, für die ihnen in der Wirklichkeit kein Platz zu sein scheint. Sie mögen wohl die Lehren so manches deutschen Kunstwerkes, der Bilder von Schwind oder Böcklin, vergessen haben, die, wie in Wahrheit die ausdruckskräftige Kunst aller Zeiten, das Märchen nur unter den Formen des wirklichen Lebens dargestellt haben.

Und die Wirklichkeit, die uns umgibt, wer wird in der bildenden Kunst über ihre Größe und Bedeutung aussagen? Im letzten Jahrhundert haben fast allein Arbeiterbilder in der Wirklichkeitsauffassung das Pathos der Kraft oder des Elends verkündigt. Das Leben der bevorzugten Klassen lieferte dem Realismus in der Regel nur Studienfelder für seine Farbenexperimente, als ob Lebensschicksale nur in Lumpen und nicht eben so gut in Seide einhergehen könnten. Was die Maler vorzugsweise umgab, vermochte ihren Augen selten etwas von Empfindungen zu sagen. Nur ausnahmsweise ist in diesen Lebenssphären etwas gesehen worden, das eine Künstlerphantasie ansprach. In Frankreich hat Daumier schon in den fünfziger Jahren des letzten Jahrhunderts etwas davon ausgedrückt. In Deutschland hat Max Klinger solche Gegenstände für den Zeichnistift geeignet gefunden, und er hat damit an die Seelen gegriffen. Aber in der Malerei von heute nimmt eine ähnliche Auffassung breiteren Raum nur in den nördlichen Ländern Europas ein, die in den letzten Jahrzehnten mit so starken Impulsen in das künstlerische Leben des Kontinents eintraten. Mit der Schlichtheit, die ihnen eignet, erkennen sie Schwung und Bedeutung überall im täglichen Leben, wo nur Menschen beieinander sind, des eigenen verschwiegene Empfindungsstromes voll. Die Bekanntschaft mit den Gemälden des Norwegers Edward Munch wurde ein Ereignis im Leben der deutschen Malerin, und an welcher Künstlerphantasie wären die Erschütterungen durch Max Klingers Genius wirkungslos vorübergegangen!





elemente für sein Weltbegreifen, während tausend Augen an demselben Anblick in Gleichgültigkeit ahnungslos vorübergehen.

Weil es aber mancherlei Hemmnisse wegzuräumen gilt, welche die bedeutungsvolle Erscheinung verdecken oder doch in Schatten stellen könnten, so ist diese Wiedergabe von Wirklichkeitseindrücken, so rücksichtslos, ja eigensinnig sie auf scharfer Individualisierung der Einzelheiten besteht, doch nur entfernt mit dem verwandt, was so gewöhnlich Realismus genannt wird. Es sind nicht die Erscheinungen als solche, sondern die verborgenen Gebiete des inneren Lebens, die es zu erfassen und vor aller Augen offen darzulegen gilt. Dazu kann vieles Zufällige unbedenklich übergangen werden, nur das Entscheidende muß so stark den Charakter des Individuellen tragen, daß es sich jedem Auge ganz unmittelbar und unwiderstehlich aufdrängt. Diese unschuldige Magie ist es, die so unmißverständlich über die Geheimnisse von Charakteranlagen, von Gemütsstimmungen und verschwiegenen Regungen in Blut und Nerven Aufschluß giebt. Darum sind alle diese Figuren so unglaublich individuell und reich insanciert. Wer auch nur einige von den Menschen, deren Bilder die Phantasie der Künstlerin beschäftigen, und sei es auch nur flüchtig, kennt, der wird sie nach diesen Verkörperungen tiefer verstanden und von neuen Seiten erkannt haben. Und weil sie nur Selbst-erlebtes gestaltet, so stammen alle diese Erscheinungen aus ihrer allerunmittelbarsten Umgebung und kehren im Lauf der verschiedenen Kompositionen immer wieder. Es ist in diesem Verpflanzen des wirklich Erlebten in die Kunst jene Intimität, die auf die Dargestellten selbst fast wie Indiskretion wirken muß, die erlaubte Indiskretion — die künstlerische.

Die Gegenstände solcher Bilder zu skizzieren hat immer etwas Mißliches. Der eine macht aus demselben Inhalt die Novelle, d. h. er hängt sich an das Stoffliche, lenkt die Gedanken auf das Vorher und Nachher des dargestellten Moments. Damit zieht er sie von dem ab, was da zu zeigen war. Wer aber in Wahrheit Maler ist, dessen Leben ruht ganz in den Augen. Er blickt in die Welt und sieht darin Linien und Farben und erschaut in der Bewegung der Züge das Bittern der Seele. Was ihm der einzige Moment verriet, wird er anderen Augen offen darlegen, aber er wird ihnen nicht durch ein Vielerlei im Bilde die Wahl lassen, wo sie sich hinwenden wollen, er muß sie zwingen, nur seine Offenbarung darin zu finden.

Diesen Zwang, nur den als malerische Erscheinung gefaßten Moment zu sehen, finde ich in dieser Malerei. Will ich aber durch das Wort ihren Inhalt fassen, dann wird das Wort mich veranlassen, in ein Nacheinander aufzulösen, was nur als Einheit im Bilde enthalten ist. In der Phantasie ist es, die Schilderung wieder in die anschauliche Vorstellung umzudeuten. Unter diesem Vorbehalt greife ich aufs Geratewohl Einzelheiten heraus.

Mutter und Tochter bei der Lampe in einem Zimmer, das ihnen eng erscheint. Aber während die Ältere mit gelassener Resignation das Auge fest auf die Arbeit in ihrer Hand gerichtet hält, schweift der Blick der Jüngeren ungeduldig hinaus zu dem Fenster, durch das die blaue Dämmerung sehnuchtweckend und geheimnisvoll winkt. — Ein Mädchen tritt mit dem Licht vor den Spiegel und wird staunend von der eigenen Erscheinung als von etwas Ungekanntem berührt. Ob sie in dem Glas das Medusen-antlitz sah, als welches dieselben Züge ein anderes Mal wieder erscheinen? — Oder Sorge um ein krankes Familienglied — der Frieden des toten Mädchens, den keine Unruhe des hastig und klein am Fenster vorbeijagenden Menschenstromes stört. Das schlichte Bett, die geblünte Tapete, Gardine und Stuhl, alles muß hier dazu beitragen, die Kleinbürgerlichkeit des Lebenskreises anzudeuten. Dann sind da Erinnerungen von den Wintern, die das Strandleben in einem Badeort zeigt. Die Weite der Wellen im heraufkommenden Dunkel ihre Unruhe weitertragend und das Ausleuchten großer, elektrischer Lampen, die geheimnisvoll aus der Höhe herabstrahlen auf die Gruppen der bunten Gäste. Und nun wieder die extravagante Eleganz und Haltung zweier Damen, hinter denen ein junger Herr zögernd vorbeisclendert. Auch Märchenbilder finden sich, die Geschichte von den drei Spinnerinnen und Sauhirt und Prinzessin beleben sich durch individuellste Züge. Alle diese Bilder sind in kleineren Maßen

gehalten. Das intim Moderne der Wirklichkeitsituationen gerät bei voller Lebensgröße leicht an die Grenze des Brutalen. Es kann auch ein Anflug von Komik nicht immer sicher vermieden werden. Bei den Bildern des Norwegers Munch ist dergleichen zuweilen begegnet. Aber Clara Siewert treibt es trotzdem stark zu einem weiten Ausgreifen der Linien. Die Eindringlichkeit der Stimmungskraft kann sich nur auf größeren Flächen entfalten. Und so giebt die Malerin dem Wunsche nach, das Monumentale auch in imponierenden Formaten auszudrücken, wozu noch nicht immer die volle Lebensgröße gehört. Die geknickte Mädchengestalt, die, von rauen Lebensgewalten hart getroffen, zu Boden sank wie Blumen in Maifrüsten, ist die Verkörperung eines pantheistischen Zusammenfassens von Menschengestalt und landschaftlicher Natur. An der Leiche des Helden, der auf seinem Sarkophag durch Schwert und Purpurmantel ausgezeichnet ruht, feiert die Dichterin in begeisterter Erhebung seinen Ruhm und sein Sterben. Auch hier die ganz modernen Menschen. Besonders die Dichterin ist eine zierliche Mädchengestalt mit den nervösen, zarten Zügen, denen wir in dieser Malerei so oft begegnen. Eine Miene, eine Bewegung, wie sie die Frau von heute kennzeichnen.

Und ist es denn befremdlich, wenn eine Kunst, die mit dem Leben im Zusammenhang steht, ihre Formen nur in dem heute Sichtbaren aufnehmen kann? Wo hat denn der Künstler Größe oder Schwäche, Schönheit oder rüstige Kraft gesehen, wo sich mit den Formen durchdringen können, unter denen diese Eigenschaften den Augen offenbar werden, als in dem Leben, das ihn umgab, während er seine Tage hinführte. Haben die Künstler früherer Zeiten es je anders gehalten? Hat der Ansporn durch das Bekanntwerden mit der Antike die Maler des Quattrocento gehindert, die Menschen ihrer Tage auf den Wänden der Kirchen und in den Palästen der Vornehmen im Bild zu verewigen? Nur darum, weil viele Jahrzehnte hindurch ein eigensinniger Irrtum über das herrschte, was sich von einer vergangenen Zeit lernen lasse, hat sich die Meinung gebildet, es seien die Formen, die der Künstler nachahmen solle, während es doch der Geist ist. Der Geist der Wahrhaftigkeit, der an der Natur nicht bessern will, die Größe, welche die typische Erscheinung von der zufälligen unterscheidet, der Mut, der sich nicht scheut, dem eigenen Gefühl zu folgen, weil nur daraus etwas Ganzes hervorgehen kann.

Die moderne Persönlichkeit ebenso in ihrem Schaffen zu verkörpern und als das Porträt unserer Zeit vor die kommenden Jahrhunderte hinzustellen, wie dies die vergangenen Epochen gethan haben, ist das Bestreben aller Kunst, in der sich der Zug zum Künftigen erkennen läßt. Alles, was seitab davon sich in anderen Bestrebungen, in Wiederholungen oder Variationen der Vergangenheit verliert, hat mit der wahren Repräsentation der Kunst von heute nichts zu schaffen, wie hoch man in einzelnen Fällen auch den ästhetischen Wert anschlagen möge.

Daß sie ihr Streben mit dieser Zukunftskunst verbindet, auf die eine starke Forderung ihrer Natur sie hinführt, macht die bezeichnende Eigenschaft von Clara Siewerts Malerei aus. Ihre Liebe für dies wirkliche, moderne Leben, der Eifer ihrer Augen, es ganz aufzunehmen, hat ihrem Können das Maß von Stärke gegeben, das sie befähigt, nicht nur zu wollen, sondern zu zeigen, was sie will.

Ihr Talent ist nicht von jener Art, die glatt und mühelos ihren Weg geht. Auch heute sieht man in der Made noch die Spuren des Ringens. Nicht jede Bildfläche ist ganz einheitlich nach Form und Farbe zusammengeschmolzen. Aber die Beweglichkeit ihrer Zeichnung hat einen Grad von Energie und Präzision erreicht, der den Ansprüchen nachzukommen vermag, die sie an den Ausdruck der feinen, schwebenden und schwer zu erfassenden Züge des Wesentlichen legt. Das Unwesentliche trotz der Unterordnung niemals zu vernachlässigen, wird eine Energie vermutlich später nicht unterlassen, die bisher so sicher Schritt für Schritt in der Bewältigung der Widerstände von Technik und Material vorwärts ging. Eine Haupteigenschaft ihrer heutigen Wiedergabe der Wirklichkeitsindrücke ist ein bemerkbarer Unterschied in ihrem Verhältnis zur Form einerseits und zur Farbe andererseits. Wie sie die Form, die am stärksten

zu ihrer Phantasie spricht, zum Hauptverkündiger von Charakter und Gefühlsregung macht, so ist ihr Verhältnis zu dem, was der Maler durch Linie und Hell und Dunkel ausdrückt, ein intimeres als zur Farbe. In der Formbehandlung vor allem hält sie so fest am Wirklichen, wie sie es nur irgend mit den jedesmaligen Mitteln auszudrücken vermag. Diese Vorliebe macht ihre Zeichnungen so besonders anziehend. So sind auch viele von den Bildern, deren Gegenstände ich andeutete, in einer zeichnenden Manier gemacht, der in Temperamaterial die stimmunggebende Farbe in getuschten Tönen hinzugefügt wurde. Der Nachdruck liegt auf der Seite des Konturs. Doch giebt es viele Abstufungen bis zur vollen Berücksichtigung der Farbe, zur Temperamalerei, welche auch die Zeichnung mit dem Pinsel markiert und zur Ölfarbe, die nur noch mit Flächengegensätzen arbeitet. Die Beschäftigung mit der Form hat den Händen auch zuweilen Modellierwerkzeuge zugeführt, um die Gestalten plastisch greifbar zu machen, die auf der Fläche nicht Leben genug erhielten. Einige von solchen Statuetten hat die Künstlerin vor mehreren Jahren bei Koller und Reiner ausgestellt, ohne daß diese hervorragenden Arbeiten irgend wo beachtet worden wären. Man wird später darauf zurückkommen.

Wenn also die Form als Hauptausdrucksvermittler behandelt wird, so fällt der Farbe das Moment der Stimmungsbeeinflussung zu. So wirken auf dem Ölgemälde, das die Dichterin darstellt, die blauschwarze Dunkelheit des nächtlichen Himmels, das leidenschaftliche Tiefrot des Stoffs, der den Unterkörper der Leiche zudeckt, und die grauweiße Fläche einer Mauer, gegen die sich die Konturen der Frauengestalt dunkel abheben, kräftig und phantasieanregend. Sie haben nichts, was als ein Widerspruch gegen die Möglichkeit des Farbenzusammenwirkens in der Natur bezeichnet werden müßte. Aber diese Zusammenstellung ist, wie überhaupt in dieser Malerei die Regel, willkürlicher, als die Formbehandlung. Der Kolorismus ist nicht so entschieden der Ausfluß fest eingetragener Naturerinnerung. Er ist das Resultat von Phantasievorstellungen, die für bestimmte Seelenzustände Farbenwerte setzen, ohne von ihnen die gleiche Beweglichkeit und dasselbe individuelle Leben zu verlangen, das die Künstlerin überall hinschreiben will, wo sie Formvorstellungen anschaulich macht. Das scheint mir ein Widerspruch in den künstlerischen Grundsätzen zu sein. Daß die Ursache keineswegs in einem Mangel des koloristischen Sinns liegt, beweisen die gemalten Naturstudien, welche die Farbe mit Kraft und Festlichkeit ausstatten und mit demselben Wirklichkeitsgefühl behandeln, das der Formbehandlung jederzeit zu Grunde liegt. Wäre das Gedächtnis durch die vielfache Fortsetzung direkter Farbenstudien nach dem Modell ebenso angefüllt mit koloristischen Erinnerungen wie mit Formwerten, so würde das Leben sich auch in den Bildern, die niemals direkt nach dem Modell zu malen sind, noch siegreicher steigern. Ich vermute, daß dies die Entwicklung sein wird, der wir in der Zukunft zu folgen haben werden.

Seit den Künstlerinnen die Studienmöglichkeiten erleichtert wurden, hat manche Malerin eine geschmackvolle, unanfechtbare Maché und dementsprechende Leistungen aufgewiesen. Und doch haben bis heute nur wenige die Kraft gehabt, ihrer Kunst einen persönlichen Inhalt zu geben. Wir haben in Käthe Kollwitz eine solche Kraft erkannt, Clara Siewerts Namen dem ihren an die Seite zu setzen, wird die Öffentlichkeit sich bald gewöhnen.



# „Wenn's doch gelänge!“

Von

Hanna Emelius.

Nachdruck verboten.

Was ich jetzt erzählen will, das ist schon ziemlich lange her und führt mir die Zeit zurück, da ich noch im Elternhause war. Die Zeit herzlichen Kümmerns und herzlicher Freude; freilich, zuletzt überwog eigentlich nur das Kümmern; denn Frau Sorge hockte im Hause und schaute mit ihren vergrämten Augen aus allen Winkeln und Ecken, aus den hangen, traurigen Blicken der Mutter, aus den lärmenden, hastigen Reden des Vaters, aus dem scheuen, verschüchterten Wesen der jüngeren Geschwister. Überall, wo man ging und stand, fühlte man sie, und ihre graue Nähe legte sich wie ein Alp auf die Brust der Erwachsenen, ein Alp, den man abschütteln wollte und doch nicht abschütteln konnte. Ja, es war eine traurige Zeit!

Aber das wollte ich nicht erzählen; was nützte es auch! Hat doch wohl schon jeder für länger oder kürzer den Besuch der grauen Frau mit den Gramaugen gehabt, und man mag nicht gern erinnert sein an all das Leid, das in diesen Gramaugen glimmt. Ich wollte erzählen, wie ich zu helfen trachtete, Frau Sorgens Besuch abzukürzen!

Du liebe Zeit, wie viel Pläne hatte ich, wie viele Entwürfe schwirrten mir durch den Sinn! Es war vielleicht etwas Mührendes, in diesem Grübeln nach Hilfe, nach Rettung. Ich flickte und nähte und sparte, und sparte und nähte und flickte, jedoch dadurch wurde nur weniger Geld ausgegeben, es kam aber keins herein, und wir hatten es doch so nötig, so bitter nötig; man bedenke, acht jüngere Geschwister, die Mutter kränklich und der Vater vor dem Konkurs. Ich machte hier und da eine kleine Handarbeit, bekam hier und da eine Mark,

oder, wenn's hoch kam, zwei dafür, und wenn die Menschen ein übriges thaten, so drückten sie mir noch ein Restchen Stoff in die Hände und sagten: „Das kannst du vielleicht gebrauchen zu diesem oder jenem für deine jüngeren Geschwister oder für dich, du hast ja so fabelhaft geschickte Hände, die aus allem was Hübsches machen können.“

Zuerst kam's meinem Stolz etwas hart an, diese Brosämlin anzunehmen und freundlich anzunehmen; aber schließlich, das lernte sich noch leicht; und was die Menschen von meinen geschickten Fingern sagten, war richtig; und gebrauchen, verwerten konnte ich jedes Restchen. —

Aber ich hätte Geld haben sollen, um nicht mehr für jede kleine Auslage den gereizten Vater oder die abgehärmte Mutter angehen zu müssen. Kam ich zum Vater, so polterte er los: „Schon wieder Geld, glaubst du, ich kann's aus den Rippen schneiden“, oder höhnisch: „Kannst du mir vielleicht das Rezept angeben, Fräulein Tochter, wie man Geld macht, wäre dir sehr verbunden.“

Und kam ich zur Mutter: „Mutter, der Fritz sollte unbedingt ein Paar Schuhe haben, die alten fallen ihm fast in Lappen von den Füßen, und das Wetter ist so naß,“ so schaute sie mich mit den großen Augen verängstet an und frug so kummervoll: „Ja, ist's denn wirklich nötig, freilich, es wird nötig sein, sonst würdest du es ja nicht sagen.“

Dann ging sie müde zum Schreibtisch, zog müde eine Schublade auf und gab mit müder Hand die gewünschte Summe. „Der Vater wird schelten, aber natürlich, wenn's sein muß“



und mit der Hand wischte sie über die feuchten Augen.

„Der Vater wird schelten,“ wann schalt er denn nicht? Um Gründe war er nie verlegen, und wenn er gerade keinen fand, so wurde einer gemacht. Armer Vater, das Messer saß ihm an der Kehle, das sagte er oft genug, und da ist's vielleicht kein Wunder, wenn einer durch Schelten und Schreien der Bedrängnis einen Ausweg verschafft. —

Hätte ich doch nur Geld verdienen können!

Da kam mir plötzlich eine Idee, möglich, daß ihre Ausführung Erfolg versprach! Ich wollte eine kleine Geschichte schreiben; der Gedanke war kühn, ich gesteh' es, aber die Not gebiert kühne Gedanken; ich hatte gehört, daß einem jungen Mädchen aus Bekanntenkreisen kürzlich hundert Mark Honorar für eine kleine Novelle geworden seien! Man bedenke, hundert Mark! Was ließe sich dafür nicht alles anschaffen, man konnte ja einen ganzen Laden notwendiger Sachen damit einkaufen. Hundert Mark! Ach Mutter, liebste Mutter, wie soll's dir da gut gehen, wie soll's da mal wieder aufleuchten in deinen großen, traurigen Augen! Und ihr, Frigel und Gretel, ihr sollt so was Hübsches haben, und vom Konditor kauf ich euch eine ganze Düte voll Süßigkeiten, damit ihr merkt, daß das Christkind kommt! Hundert Mark! Mir war, als hätte ich sie schon durch den bloßen, genialen Gedanken, eine Geschichte zu schreiben; den mußte mir ein Gott ins Herz gelegt haben.

Ein Stoff war bald gefunden.

Es war ja bald Weihnachten; da schrieb man selbstverständlich eine Weihnachtsgeschichte. Natürlich sollte der Inhalt fröhlich sein, so recht durchweht von seliger, Gnaden bringender Weihnachtstimmung.

Aber da ging's mir eigen. Der Stoff war rührend einfach: Zwei Menschen, Mann und Weib, werden durch Ungunst der Verhältnisse und durch die Schuld des Mannes, der Gelder unterschlägt, voneinander getrennt. Das Weib bewahrt trotz allem dem Manne die Treue, hungert und darbt und glaubt an die Zukunft. Jahre vergehen; der Weihnachtsabend naht, der die Getrennten endlich wieder vereinigen soll, die Strafe des Mannes ist abgebußt. — Aber als er seine Frau wieder-

findet, erblickt er statt eines blühenden, gesunden Weibes ein abgekehrtes, auf den Tod krankes, das nach kurzer Zeit in seinen Armen stirbt; und die Glocken läuten den Weihnachtsabend ein.

Das war keine fröhliche Geschichte, und es war doch meine Absicht gewesen, sie fröhlich zu machen. Die Sorge hockte wohl zu dicht neben mir, und es war Nacht und erschauernd kalt in dem Zimmer, in dem meine Gedanken diese „Weihnachtsgeschichte“ zusammenwebten und der eigenen Seele tiefempfundenes Leid saczte und unermüßlich mit hineinarbeiteten.

Aber die Erzählung würde niemand lesen wollen! Ich mußte ihr ein Gegenstück geben. Also fing ich wieder an; dieses Mal sollte meine Geschichte nur so glücken und strahlen von Weihnachtszauber, und man sollte den Nudeln- und Tannenduft förmlich riechen, der mein Werk würzig durchwehen sollte. „Wenn's mir nur gelänge, ach, lieber, lieber Gott, wenn's mir doch nur gelänge! Laß doch die liebliche Muse sich an mich drücken und nicht die Sorge; gib mir doch Kraft, lieber Gott, allmächtiger Gott, laß es doch gelingen!“

An einem Sonntagmorgen begann ich mein Werk. Ich stand ganz früh auf, und bald flog die Feder übers Papier. Es sollte eine Kindergeschichte werden, und ganz mollig und ganz warm ließ sie sich an: „Lieschen und Annchen freuten sich unbändig, über die Maßen auf das Christkind und hatten neben allen andern großen und kleinen Herzenswünschen einen Riesentwunsch: ein Brüderchen zu bekommen. Und Mutter und Tante lächelten, wenn die Kinder baten und bettelten und sagten: „Man würde ja sehen, aber sie wußten nicht, ob der Storch bei solchem Schneegestöber sich getraute, mit einem kleinen Duben sein warmes Storchnest zu verlassen.“ Ich hatte aber in meinem dichterischen Gemüt die Absicht, den Storch am Weihnachtsabend ins Haus zu Annchen und Lieschen zu schicken, und fühlte ordentlich etwas von einer großen Macht in mir, so schöpferisch Dinge und Menschen erstehen lassen zu können. — Während ich so schrieb und die Köchin in der Küche baden und braten und die Kinder naschen und probieren ließ nach Herzenslust, fiel mir ein, daß die Jungen im Nebenzimmer jetzt auf-

stehen müßten; Vater hielt sehr auf einen allgemeinen sonntäglichen Familientasse. Das hob den Sinn für die Zusammengehörigkeit. Aber diese Hebung des Sinnes für die Zusammengehörigkeit war bei Karl und Otto und Fritz und Max mit ganz bedeutenden Schwierigkeiten verknüpft.

„Karl, Otto, Fritz, Max, aufstehen! es ist halb acht.“

Ein Grunzen im Nebenzimmer, ein verschlafenes „Schon“ und dann — Stille. Die Stille kannte ich; wenn sie nicht bald verschucht wurde, sah's heute übel aus um die Pflege und Hebung des Sinnes für Familienzusammengehörigkeit. Die Stille bedeutete, daß Karl und Otto und Fritz und Max sich noch einmal gemächlich auf die andre Seite gelegt hatten, um noch ein kleines, genußreiches Endchen an den Morgenschlaf anzuknüpfen, es bedeutete ferner einen Bornesausbruch von seiten des Vaters.

Oh, ich sah im Geiste schon alle die bekannten Situationen sich abspielen, hörte schon den Vater: „Ja, ist es denn bei der Lotterwirtschaft hier im Hause nicht möglich, die Jungen ein einziges Mal da zu haben!“ und der Mutter oder mir an die Stirn tippend: „Weib, Weib, Schwachheit ist dein Name; freuen solltet ihr euch, daß ich auf Ordnung halte, aber bei euch Frauenzimmern findet man selbstverständlich keine Unterstützung; wann und wo und wie hätte ich die überhaupt jemals gefunden.“

Und dann würde er das Buch auf den Tisch schlagen, aus dem die Mutter oder ich die Morgenandacht lesen sollte, und die Mutter würde die jüngeren Knaben so vortoursovoll und mich so bang, so hilflos anblicken, und ich würde gehen und die großen Buben zum so und so vielen Male zur Eile mahnen. —

Das alles sah ich im Geiste sich abspielen bei der unheimlichen Stille nebenan. Aber das durfte nicht sein. Ich bumste an die Wand:

„Aufstehen, sofort, hört ihr?“

Erneutes Grunzen: „Ja, is es denn schon so spät?“

„Freilich, beeilt euch, um halb neun ist Frühstück.“

Dann wandte ich mich zum Zimmer der Mädchen: „Auf, auf, es ist die höchste Zeit.“

Dort kam man meiner Aufforderung bereitwilliger nach.

„Du, Frida,“ klang es aus dem Jungenzimmer, „so Kragstrümpfe kann ich unmöglich tragen, die picken und jucken ja gräßlich.“

Es war Karl, dem man wegen seiner noblen Gewohnheiten und seiner verfeinerten Ansprüche den Beinamen „der Lord“ gegeben hatte, der mit diesem Anliegen kam.

Durch die Menge seiner Ansprüche war ich ziemlich abgestumpft gegen dieselben geworden und antwortete gefühllos: „Da ich keine andre habe, wirfst du sie schon tragen müssen.“

„Frida, warum hast Du mir denn den braunen Anzug herausgelegt und nicht den blauen?“ ließ sich Maxens Stimme vortoursovoll vernehmen, „den braunen Anzug kann ich unmöglich noch zum Sonntag anziehen!“ „Weil du den blauen noch schönen sollst.“

Mürrische Worte aus dem Nebenzimmer; es war richtig, der braune Anzug war ein bißchen knapp und ein bißchen schäbig, aber wenn der neue noch möglicherweise Jahre halten mußte und im Frühling sogar als Konfirmandenanzug dienen sollte!

„Versixt noch mal, da ist mein Kragenknopf entzwei,“ erscholl's ärgerlich und wehmütig nebenan, „Frida, was soll ich machen?“

Da ich wußte, daß Kragenknopfstümmernisse bei Jungen und Jünglingen, braunen und graulodigen Männern zu den ergreifendsten und aufregendsten gehören, so sagte ich schleunigst: „Warte, ich bring dir einen andern.“ Glücklicherweise fand ich sofort einen.

Bevor ich mein Zimmer verließ, klappte ich das Heft zu, das die fuchsen- und tannenduftdurchwehte Weihnachtsgeschichte enthielt; Annchen und Lieschen saßen glücklich in zittriger, seliger Weihnachtserwartung im dämmerigen Bibliothekzimmer und harreten bellommen der kommenden Dinge. So weit war ich zu meiner tiefen Befriedigung gekommen, im Laufe des Tages hoffte ich, die Kinder noch in den glücklichen, strahlenden Besitz des Brüderchens und der übrigen Weihnachtsgeschenke zu

sehen. Wie gesagt, ich hoffte, daß Annchen und Lieschen nicht noch länger bellommen im dämmerigen Bibliothekzimmer sitzen mußten!

Ich begab mich mit meinem Hemdenknöpfchen ins Schlafgemach der Brüder.

„Du Frida, diese bunten Taschentücher verraten eigentlich wenig Schönheitssinn, du thust dir doch immer was auf deinen zu gute; wir werden überhaupt immer üppiger“, höhnte Karl, „man weiß nicht, was noch werden mag, das Ändern will nicht enden.“

„Wenn du dich nur ein wenig ändern wolltest, mein Sohn, es würde kaum schaden.“

„O Frida, hör' auf zu moralpredigen, du weißt es ja, wir sind allzumal Sünder; den Spruch habe ich erst gestern gelernt.“

Ich nahm mir unterdessen den Fingerring vor und wusch ihn gründlich; der Junge hatte leider wenig oder gar nicht das Bestreben, den Seifenverbrauch zu vermehren und dadurch zur Kulturerhöhung seines Staates beizutragen, er hatte hingegen eine große Neigung, sich in den Ohrengenden kleine Bergwerke anzulegen.

„Au, Frida, du schrubbeltst aber nicht schlecht, au, au, hör' auf“ jammerte unser Jüngstgeborener.

Es ist wohl die Bestimmung ältester Schwestern, mit der Zeit in allerhand weichen Empfindungen abzustumpfen, und so schrubbelte ich denn gefühllos weiter, bis ich die letzten Bergwerkspuren von meines lieben Fingerringes Ohrengenden vertilgt hatte.

„Und nun ein bißel für, Jungens, Papa ist schon auf;“ eben hörte ich seinen wuchtigen Schritt im Wohnzimmer; ich flog ins Schlafzimmer der Schwestern, flocht die braunen und roten und blonden Zöpfe, ermahnte auch dort zur Eile, und dann ging's hinunter. — Vater ging schon umher, wie ein brüllender Löwe, und das war sein Morgengruß: „Das sage ich dir aber, Frida, sind die Bengels heute nicht um halb neun zur Stelle, dann bleiben sie mir den ganzen Tag auf dem Zimmer; da wird nicht länger gesackelt, ich geb dir mein Wort drauf“ und bei den letzten Worten zog er den Hosenträger mit einem energischen Ruck in die Höhe und verschwand zur Fertigstellung seiner Sonntagstoilette im Schlafzimmer nebenan.

Mutters Kopf steckte sich durch die Türspalte, und ihre Stimme flüsterte angstvoll: „Frida, die Jungens sind doch auf, nicht wahr, du siehst, daß alles in Ordnung ist; ich, ich bin heute so müde, ich habe kaum geschlafen,“ und ihre trüben vertveinten Augen bestätigten, ach, allzu deutlich das Gesagte.

„Sei nur ruhig, Mütterchen, sie sind alle auf,“ und ich küßte die blasse, gramdurchsurchte Wange.

Wald darauf ertönte des Vaters Stimme laut durch die Zimmerwand: „Jetzt möchte ich nur wissen, wer sich da wieder unterstanden hat, meine Seife zu gebrauchen, ich sage dir, Frau, wenn das noch einmal geschieht, so passiert was; meine Seife ist für mich da, verstanden, ich will mich und meine Sachen respektiert wissen, verstanden?“

Das letzte „verstanden“ hatte einen drohenden Klang, und ich sah im Geiste, wie die Mutter vor dem Ton und der gewaltigen Gestalt des Mannes zusammenschreckte und bebte: „Ich weiß gewiß nicht, Emil, wer sie gebraucht hat, ich glaube auch wirklich nicht, daß es jemand gewagt hätte.“

Ein drohendes, mir unverständliches Brummen war die Antwort, dessen Sinn aber wohl der gewöhnliche war: „Ja, wann wüßtest du denn überhaupt je etwas, solltest eben deine Augen besser aufhalten und aufgehalten haben, dann säße mir jetzt nicht das Messer an der Kehle.“ Arme Mutter!

Aber sie sollte, sie mußte wieder freudig und gesund werden, sie sollte sich nicht mehr so gequält durch die Tage schleppen, und waren erst der Geldsorgen weniger, so würde auch des Vaters Wesen wieder erträglicher werden.

Wieder dachte ich meinem genialen Gedanken nach, und während ich das Zimmer in Ordnung brachte, während des Frühstücks, — es ging zu meiner unaussprechlichen Erleichterung ohne schwierige Zwischenfälle von statten, denn die acht jungen, großen und kleinen Hoffnungen unseres Hauses erschienen pünktlich auf dem Plane — immer dachte ich meinem großen Gedanken nach. Und während ich die Wochenkleider der Kinder auf ihre Flecken und sonstigen Mängel hin prüfte, in Fingerringes Taschen wahre Schatzkammern plünderte und in

Gretchen's die reinsten Fundgruben entdeckte, hing ich Gedanken an Gedanken und fuhr in dieser Beschäftigung fort, während ich Maxens Hosen in der Kniegegend durchstopfte und an Ernas Kleid den vorwärtigen Gelüsten ihres Ellenbogens durch ein kräftiges Stück fürs erste das neugierige Handwerk legte.

Die Geschichte sollte so lieb und freundlich, so einfach und doch die Herzen gewinnend werden; ach, wenn's mir doch nur gelingen wollte, ja, wenn's mir nur gelingen wollte; diese Worte bildeten immer das Schleisslein, mit denen ich die einzelnen Gedanken untereinander verband. Meine Phantasie arbeitete so eifrig, daß ich Stoff für ein halbes Duzend Geschichten zusammenhatte. Wenn ich sie nur gleich hätte niederschreiben können!

Ich hatte gedacht, während der Kirchzeit würde sich vielleicht ein halbes Stündchen erübrigen lassen; aber Ernas Armel legte da energischen Widerspruch ein. „Erst fließt du mich, und fließt mich ordentlich, Fräulein Frida“ erklärte er bestimmt. „Ja freilich, hör nur auf mit Raisonnieren“, und meine Nadel flog durch den Stoff. Kein Gedanke, heute noch zum Schreiben zu kommen. —

Endlich gegen zwei Uhr am Nachmittag saß ich wieder in meinem langen, schmalen Zimmerchen; Vater und Mutter hielten einen kleinen Mittagschlaf, die Mädchen waren zu ihren Freundinnen gegangen, und die Jungen machten nebenan allerhand elektrische und phonographische Experimente. Natürlich wollten und sollten auch einige von unsern Jungen dereinst Elektrotechniker sein, und natürlich rechneten sie darauf, durch irgend eine ungeahnte geniale Erfindung die Helden der Zukunft zu werden. Max setzte, während ich eine kleine Weile mich sammelte am Fenster stand, eine neue Walze in seinen Phonographen, und bald darauf tönte es ächzend und krächzend in schauderhafter Dissharmonie durch die dünne Holzwand: Und wer nicht liebt — Wein — Weiß und — Gesang, der bleibt ein Narr — sein — Leben lang.

Wie schnarrend und häßlich besonders die letzten Worte klangen! Mit leisem Stöhnen griff ich an meine Ohren: Du liebe Zeit, das konnte ja heiter werden, die Jungen würden natürlich diese vielgeliebte Spielerei

bis ins Endlose fortsetzen! Meine arme Geschichte!

Aber geschrieben werden mußte sie; entschlossen tauchte ich die Feder ein und fing an. Im Nebenzimmer erscholl jetzt: „Hopp, Mariännchen, Kaffeekännchen, laß das Püppchen tanzen,“ man hatte es schon fünfmal beteuern lassen: wer nicht liebt Wein, Weiß und Gesang, der bleibt ein Narr sein Leben lang; aber schließlich war das noch erträglicher gewesen als die Melodie von „Hopp, Mariännchen“. Die fiel einfach marternd auf mein dichtendes Haupt; zudem schien Max durch Fritzel die Hoppbewegungen illustrieren zu wollen, denn es wurde immer ein Körper aufgestampft, und ich hörte, wie Fritzel jetzt fast atemlos aufschluckte: „Nicht so feste, Max, es schwappt mir so im Kopfe.“

Annchen und Lieschen standen jetzt glücklich und strahlend im Weihnachtszimmer; da mußte ich sie eine Weile stehen lassen, denn bei den Jungen wurde der Lärm jetzt herzzerreißend.

Ich mußte schon aufstehen und zu ihnen hineingehen.

„Ihr werdet Vater und Mutter aufwecken, wenn ihr solchen Ladau macht, und ihr wißt, unter solchen Umständen ist mit Papa nicht gut Kirschen essen; vergnügt euch bitte etwas leiser.“

„Du, Frida, willst du deine Stimme nicht auch mal für kommende Geschlechter verewigen, sie ist so süß, besonders, wenn du schimpfst,“ ließ sich Otto aufmunternd und einladend vernehmen, „was meinst du, wenn du ‚ungeratene Bände‘ oder ‚böhere Buben wie ihr gibt's nicht‘ in deiner melodischsten Tonart hineinrießt, das wäre doch ganz zweckentsprechend und nützlich, und wenn deine holde Gestalt bei unserm wilden Gewühl nicht rechtzeitig räuchend erschiene, so könnte ich einfach deine Stimmwalze einschieben, und das Donnerwetter würde sich legen, kragt der unwiderrstehlichen Gewalt deiner Rede.“

Allseitiges, inständiges Bitten meiner Brüder folgte den Worten.

„Nein, mein Guterster, das unterlassen wir lieber, ihr könntet die Töne mißbrauchen, und das wäre eigentlich schade um so edle Worte; aber nicht wahr, ihr seid jetzt stille?“



Es wurde wirklich erträglicher bei den Brüdern, und ich konnte weiter schreiben an meiner Geschichte. Und meine Wangen glühten, und die Feder flog nur so über das Papier; manchmal machte sie förmlich einen kleinen Spritzer, als wollte sie sagen: ganz so zu hetzen und zu jagen brauchst du mich nun doch nicht; möglich, daß es aber auch ein kleiner Freudensprung war, weil die Sache so hübsch und fließend von statten ging.

Mir war so froh und leicht zu Mute, wie noch selten, und ich dachte, es gäbe ja gar nichts Röstlicheres, als Geschichten zu schreiben; und für eine kurze Zeit sah ich gar nicht mehr nach dem Winkel, in dem Frau Sorge hockte. Es mußte, mußte mir ja gelingen, sie und das düstere, traurige Glimmen ihrer Augen zu verschrecken; es mußte gelingen; Gott selbst hatte mir ja diesen Gedanken gegeben. Konnte ich erst auf diese Weise Geld verdienen, auf diese beseligende, beglückende Weise, dann ade, Frau Sorge, dann willkommen, Glück.

Ich schrieb und schrieb; das Brüderchen war angekommen, und Glückseligkeit und Weihnachtszauber war licht und leuchtend ausgegossen über die kleine Geschichte, und Dankbarkeit erfüllte die Herzen, und Gebete stiegen zu Gott empor.

Da ertönte ein Schrei im Nebenzimmer —, ein lauter Knall, und das Splintern und Krachen von Scherben. Ich stürzte hinaus. „Um's Himmelswillen, was ist das, was habt ihr angestellt?“

„Ach, nichts,“ stotterte Otto, der ganz blaß war und den zitternden Fingel am Arm hielt, „dem Max ist ein Experiment mißglückt, eine Batterie ist gesprungen.“

„Ach, Max, kannst du denn auch nicht vorsichtiger sein,“ sagte ich und drehte den kleinen Fingel nach allen Seiten, ob ihm auch kein Leid geschehen.

„Sei nur froh, daß es nicht schlimmer geworden ist, Frida,“ kam es etwas kleinlaut über Maxens bleiche Lippen, „weißt, das hätte fast ein schweres Unglück geben können; so flenn doch nicht,“ fuhr er den kleinen biden Fingel an, dem's weinerlich um den Mund zuckte, „Frauenzimmer flennen, Jüngens, was rechte sein oder werden wollen, nie, verstanden?“

Fingel nickte, und ich bedeutete die Wuben, Wafen und Wischlumpen zu holen, um die Spuren des verfehlten Experiments zu vertilgen.

Man folgte diesmal etwas bedrückt und ungewöhnlich schnell.

Der Abend kam; meine Geschichte sollte und mußte fertig werden; in der folgenden Woche würde ich gar nicht mehr zum Schreiben kommen. Ich schlüpfte, nachdem ich den jüngern Geschwistern allerhand Spiele abgegeben, hinauf in mein Zimmer.

Der Vater war ausgegangen, um seinen Abendschoppen zu nehmen, „das sei doch das Wenigste, was er sich leisten könnte, und jetzt könnte er's noch thun, ohne sich von den Leuten schieß und scheel ansehen zu lassen, am Hungertuch könnten wir dann gemeinsam noch lang und gründlich genug nagen.“ — Die Mutter hatte ihm bekümmert nachgesehen.

Ach, wie fest war ich davon überzeugt, daß Gott mir die Macht geben würde, zu helfen, zu lindern; ja, so fest! Ich schrieb meine Geschichte fertig, der Schluß fiel mir etwas schwer, er sollte nicht so alltäglich klingen, nicht so wie die meisten Weihnachtsgeschichten unter Glodenklängen und Kinderlächeln ausstönen; aber mir wollte auch durchaus nichts Eigenartiges einfallen; ich schrieb einen Schluß und noch einen, beide gefielen mir nicht, schließlich ließ ich den ersten, als den hübscheren von beiden. Dann durchlas ich das Ganze noch einmal, feilte hier etwas, strich dort etwas, im allgemeinen war's eine freundliche Geschichte, aber so hübsch, wie ich gedacht hatte, daß sie werden sollte, war sie doch nicht. Hundert Mark würde man schwerlich dafür geben; vielleicht, wenn ich die andre, die traurige Weihnachtsgeschichte, noch dazu thäte? Ach, ich hatte ja keine Ahnung, wie viel so ein Redakteur für dergleichen bot; was ich an unklaren Begriffen über die Honorierung von Schriftstellern, berufenen und unberufenen, wußte, hatte ich aus Romanen geschöpft, und nur der eine Fall mit dem Ehrensold von hundert Mark beruhte auf Wirklichkeit; folglich konnte ich wohl diesen Fall mir zum Maßstab für meine Berechnungen nehmen.



Hätte ich doch auch nur jemand gehabt, der mir zur Beurteilung meiner ersten schriftstellerischen Künste hätte dienen können. Aber ich durfte mich ja niemandem offenbaren, es sollte ein Geheimnis sein. Aber halt, das konnte ich thun, ich konnte Heddy und Erna, unseren beiden werdenden Badfischchen, meine Arbeiten unterbreiten; bekanntlich übt niemand schonungslosere Kritik als Badfische.

Am Abend, als die Mädchen zu Bett gingen, machte ich mir an meinem Tische, dem ich durch ein Tintenfaß und verschiedene Bücher den Charakter eines Schreibtisches verliehen, zu schaffen; die Thür, die zum Zimmer der Schwestern führte, stand offen.

„Du,“ hörte ich da Heddy kichern, „Erna, sieh mal die Friedel, was die jetzt eigentlich immer hat. Sie sieht so furchtbar philosophisch aus.“

„Du, Friedel,“ rief sie dann lauter, „willst du uns nicht ein bißchen erzählen, über was du nachdenkst, du weißt ja, wir haben's so gern, wenn du uns erzählst.“

Ich wußte nun wohl, daß diese letzten Worte ebenso viel Dichtung als Wahrheit enthielten, aber die Aufforderung kam meinen Wünschen jaft gelegen. — „Lieber als erzählen möchte ich euch eine kleine Geschichte vorlesen, oder wohl gar zwei, aber erst müßt ihr im Bette liegen.“

„So, Friedel, nun sind wir so weit,“ und ich hörte, wie die jugendlichen Körper sich mit kräftigem Plump auf ihre harten Matratzen niedertwarfen.

Ich nahm die Hefte und begann zu lesen, erst die traurige Geschichte und dann die fröhliche.

„Ganz fein,“ tönte es am Schluß der ersten aus dem Nebenzimmer, „aber ein bißchen lustiger wäre flotter gewesen. Heißa, ich sollte mal 'ne Geschichte schreiben, die würde aber mal flott werden; aber nun immer 'ran mit der zweiten.“

„Du,“ tuschelte da Heddy, „die Geschichte klang verdächtig nach Friedel, du, die wird doch nicht gar? Denk', dann wär sie ja ein Blaustrumpf, schauderhaft.“

„Still,“ machte Erna, und dann lauter: „Du, Friedel, wir warten.“

So begann ich denn mit der fröhlichen.

Bei der Beschreibung der Weihnachtsbäckerei klangen verschiedene lüsterne Ahs und Ohs zu mir herüber.

„Ach, Frida, da läuft einem ja das Wasser im Munde zusammen,“ und wehmütig wurde hinzugefügt, „ja früher, als wir noch Geld hatten, da ging's ähnlich her bei uns.“

„Ach, Erna, werde nicht melancholisch, brauchst übrigens deine schwere Hand, von der die Sage geht, daß sie aristokratische Formen habe, nicht so derb auf meine Schulter zu legen; weist du, der das von den Formen gesagt hat, muß übrigens gelungene Begriffe haben; aber nu weiter; Friedel.“

Ich las meine Geschichte zu Ende.

Die Mädchen waren ganz still und ließen ein anerkennendes: „wirklich nett“ hören; „na,“ meinte Erna, „die beiden Gören werden sich auch bei näherer Bekanntschaft mit dem ersten nicht so bald einen zweiten Bruder wünschen; Heddy, wenn wir beide mal ein Buch schrieben, unsere Brüder und wir, 'Herfules!“ — das war der neueste Lieblingsausdruck — „die Welt würde einfach staunen, und keine Lieschens und Annchens würden sich mehr so furchtbar 'nen Bruder wünschen. Aber nun wollen wir schlafen; gute Nacht, Frida, für deine Geschichten danken wir bestens, ich glaube nun fast selbst, die Hebe hat recht; wir meinen nämlich, daß du sie selbst verfaßt hast; sie — riechen so'n wenig nach dir.“

„Oh, ihr dummen, klugen Dinger, meint meinetwegen, was ihr wollt, und nun gute Nacht,“ und noch einen herzlichen Kuß drückte ich auf die Gesichter der holden frischen Kinder, die so erstaunlich gut verstanden, alles Unangenehme von sich abzuschütteln; freilich, in Gegenwart des Vaters wagten sie kaum zu mucksen, und vor der tränklichen, traurigen Mutter hatten sie eine stille Scheu.

Ich ging in mein Zimmer zurück; also „ganz fein“ und „ganz nett“ waren meine Machwerke, sollte ich's nun wagen? Ja, ich wollte es wagen; nochmals las ich für mich die beiden Arbeiten durch, dann schrieb ich einen kleinen Brief an die Redaktion einer der großen Provinzzeitungen: wie ich hoffte, daß die beiden Geschichtchen in den Rahmen der Zeitung paßten und wie's mich so außer-

ordentlich freuen würde, wenn sie Aufnahme fänden.

Darauf wurden Brief und Manuskript adressiert. Mittlerweile war es spät geworden, und obwohl ich am Morgen mich vor fünf schon erhoben, so fühlte ich doch keine Müdigkeit — wie, wenn ich die Sachen noch gleich jetzt zu nächtllicher Stunde in den Postkasten trüge?

Das ganze Haus lag in stiller Ruhe, die tiefen Atemzüge der übermühtigen Buben und der losen Mädchen klangen gleichmäßig aus den Nebenzimmern. — Eine Weile stand ich noch am Fenster, un schlüssig, ob ich gehen sollte, oder nicht. Der Mond war aus den Wolken getreten und warf sein sanftes, helles, glänzendes Licht über die Häuser und die fernen Berge; unzählige Sterne funkelten und strahlten am weiten unermesslichen Gewölbe, und eine Schönheit lag über der mondbestrahlten Welt, als könnte so etwas Häßliches, Niedrigzwingendes, Unbarmherziges wie Frau Sorge gar nicht Wirklichkeit sein. Und ich dachte an die arme, verhärmte Mutter und an mein eigenes Beginnen; es war so häßlich, so beschämend, dieses Zagen und Sorgen, das uns nicht los ließ, das jeden Gedanken, jede Handlung diktierte. Und mein Beginnen kam mir auf einmal ziemlich ungeheuerlich vor, und ich wußte und empfand ganz deutlich, daß, wenn ich nicht noch in dieser Nacht die Arbeiten forttrüge, es nie geschehen würde. Und ich dachte an die Sorgen-Augen der Mutter, an des Vaters wüste unzufriedene Neben, an die Lebensforderungen der Geschwister; da nahm ich ein großes wollenes Tuch vom Thürhaken, schlich behutsam die Treppe hinunter, öffnete so leise als möglich die Hausthür, die aber trotz meiner Behutsamkeit ein schweres, ächzendes Anarren nicht unterdrückte, blieb eine kleine Weile lauschend und aufatmend stehen und schlüpfte dann hinaus in die kalte, sternenklare Winternacht. — —

Wie weit, wie unermesslich weit und hoch sich der Himmel streckte! Wie funkelten die Sterne, und da, da löste sich einer und fuhr in langem, leuchtendem Streifen über des Himmels Ferne dahin: Eine Sternschnuppe! Ein fallender Stern!

Wie sie da so seltsam leuchtend und majestätisch durch die Ferne glitt, schien mein Herz für eine kleine Spanne Zeit förmlich stille zu stehen vor freudigem Schreck: „Unser Glück, der Mutter Glück, und daß es gelinge, was ich versucht, daß es nur gelinge.“ Verschwunden war der leuchtende Streifen; aber in meinem Herzen war urplötzlich eine selige Zuversicht, und als ich bald darauf die Schriftstücke in die Öffnung des Briefkastens schob, da geschah's ohne Zögern: „Glück auf zu eurer Reise, erfüllt, was ihr erfüllen sollt.“ Klapp, klapp machten die kleinen Geschichten, klapp, machte der Brief, und es klang wie zustimmendes Wollen aus diesem Klappklapp.

Es schlug drei Uhr vom Kirchturm. Erschrocken fuhr ich zusammen, — schon so spät! Frierend zog ich mein Tuch dichter an mich und frierend kroch ich bald darauf ins Bett.

Ich wartete einige Tage, nun konnte bald die Antwort kommen. Ach, wenn ich dann vor die Mutter hintreten könnte: „Mutter, liebste Mutter, da ist Geld, und wo ich das hergenommen, da bekomme ich noch mehr her;“ denn ich war felsenfest überzeugt, daß, wenn wirklich die Arbeiten gedruckt würden, ich mehr, und immer mehr und immer besser schreiben würde. Ich wartete noch einige Tage, — da kamen die Arbeiten zurück. — Nie werde ich die Enttäuschung vergessen, die mich erfaßte, als ich sie wieder in der Hand hielt.

„Was schickt dir denn da die Zeitung zu,“ fragte der Vater, als er mir die Postsache eingehändigte.

„Ach, es wird ein Katalog sein,“ kam es etwas unsicher von meinen Lippen.

Und dann stürzte ich die Treppe hinauf in mein Zimmer.

All meine Pläne, meine schönen lieben Pläne dahin, verweht, nichts zurückgeblieben, als ein beschämtes, enttäuschtes, trostloses Gefühl und die bittere Gewißheit, daß ich in jener Richtung vergeblich gesucht hatte und auch wohl immer vergeblich suchen würde. Und wie hatte ich gewollt, daß es gelänge, wie redlich hatte ich gewollt!

Inniger wieder drückte sich Frau Sorge an mich und schaute mich mit den traurig

glimmenden Augen dringlich und unerbittlich an: „Ach, Menschenkind, dein Wollen allein schüttelt mich nicht ab, ich bin ein treuer Trautgesell; und laß gut sein, bist so lang in meiner Führerschaft gewandert, kannst auch noch ein Endchen weiter wandern, so lehn dich nicht auf und rebelliere mir nicht.“

Was würde es auch nützen, sich gegen die Sorge aufzulehnen, was würde es nützen? Ich fuhr mir mit der Hand über die Augen; nicht als ob ich geweint hätte; so weichherziger Natur bin ich nicht, aber sie waren so eigentümlich trocken; ich hatte eben zu sehr gewünscht, daß es gelänge. Dann öffnete ich den Umschlag, mir fiel ein gedruckter Zettel entgegen folgenden Inhalts:

Wir beehren uns, Ihnen für Ihre geschätzte Zusendung unsern verbindlichsten Dank auszusprechen. Leider sind wir wegen sehr großen Stoffandranges nicht in der Lage, Ihren Beitrag in unserer Zeitung zu verwenden und erlauben uns daher, Ihnen denselben in der Beilage zu retournieren.

Hochachtungsvoll

Die Redaktion.

Darunter standen noch einige mit der Hand geschriebene Zeilen:

Wir sind wirklich gegenwärtig mit Stoff so stark versehen, daß wir Neuwerbungen nicht verantworten könnten. Sie müssen freundlichst bedenken, daß wir mit Manuscripten förmlich überschwemmt werden. — —

Ach, ich wußte eben damals noch nichts von der großen Schreibseligkeit der Berufenen und Unberufenen; ich wußte nur, daß es sehr, sehr traurig für mich war, daß die kleinen Arbeiten nicht angenommen wurden. — — Von meiner Enttäuschung habe ich niemand erzählt. —

Aber das Weihnachtsfest war arm und trübe, das Gesicht der Mutter wurde immer

verhärmter, und der Vater saß viel im Wirtshaus. — —

Ich nähte und sticte und stopfte wie früher und stopfte und sticte und nähte noch einige Jahre im Elternhaus und machte kleine Arbeiten, für die mir hin und wieder eine Mark, und wenn's hoch kam, auch zwei bezahlt wurden.

Ich wollte trotzdem fröhlich bleiben und brachte es am Ende doch nur zu einer gezwungenen Fröhlichkeit.

Dann zog ich in die Fremde, die Mutter starb, die Kinder waren groß geworden, der Vater vertrug sich mit keinem und löste den Hausstand auf. Brüder und Schwestern sind über den ganzen Erdball verstreut. Selten nur seh ich den Vater, oft vergehen Jahre, er ist grau und dann weiß geworden, aber ruhiger nicht.

Bei unserm letzten Beisammensein aber schloß er mich auf einmal heftig in seine Arme und sagte: „Du warst die Beste, ich bin stolz auf dich,“ eine Thräne tropfte in seinen weißen Bart. Armer alter Mann, armer Vater! Sein Alter ist einsam, aber er will's so. — —

Warum mir gerade heute jene schweren Tage aus ferner Jugendzeit so lebhaft in Erinnerung sind?

Ich kramte heute morgen in meinem alten Koffer und entdeckte da durch Zufall jene beiden Hefte mit der traurigen und der fröhlichen Weihnachtsgeschichte; ich hatte es damals nicht übers Herz gebracht, sie zu vernichten. Ich habe mich auf den alten Kofferdeckel gesetzt, die goldene Herbstsonne flutete so warm durch die Dachluke, und da habe ich noch einmal die beiden rührend einfachen Geschichten gelesen, über deren Niederschreiben ich bei jedem Worte dachte und betete: „Ach, wenn's doch gelänge, wenn's doch nur gelänge! mein lieber, mein großer, mein allmächtiger Gott, wenn's doch nur gelänge.“



## Unparlamentarisches zu Parlamentarischem.

(Reichstags-Sitzung vom 3. Februar 1902.)

Den

Dr. med. Franziska Tiburtius.

Nachdruck verboten.

Die Morgenzeitung des 4. Februar ist gewiß von manchen Ärzten mit großem Vergnügen genossen. Selten hat der hohe Reichstag mit gleicher Ausführlichkeit sich mit Fragen beschäftigt, die in erster Linie die ärztliche Welt angehen, als in der Sitzung vom 3. Februar d. J.

Es handelt sich um zwei Fragen, die ziemlich akut aktuell geworden und zu der Wichtigkeit von Problemen emporgestiegen sind. Über die erste der Fragen ertönt ein erfreuliches Unisono aus den Hallen des hohen Hauses. Mrs. Eddy und Christian Science erfreuen sich nicht besonderer Sympathien unter den Vertretern des deutschen Volkes.

Das Heilen von Kranken durch Gebet und Händeauflegen wurde von jeher von einzelnen Fanatikern ausgeübt und konnte bei phantasievollen und suggestiblen Persönlichkeiten zeitweise Heilungen oder Remissionen hysterischer Beschwerden hervorbringen. Im Jahre 1866 wurde die Sache von einer Mrs. Eddy aus der Stadt der Intelligenz, Boston, in eine Art System gebracht und unter der Bezeichnung „Christian Science“ als eine neue Methode, als ein Ausfluß echter christlicher Weltanschauung, der Schulmedizin entgegengestellt. Nachdem die neue Heilmethode in Amerika ziemlich abgewirtschaftet hatte, kam sie nach Paris und ist von da aus zu uns gedrungen.

Die Idee ist folgende: Gott ist überall, folglich auch in den Organen des Menschen; Gott ist gut, er kann nicht krank sein; da er auch in den Organen des Menschen ist, können auch diese nicht krank sein, folglich ist auch jede Krankheit Einbildung, Mangel an Glauben an die Gottheit, — die Anwendung ärztlicher Mittel Beleidigung der Gottheit.

Mark Twain erzählt in einer seiner ergötzlichen Plaudereien von einem Mann, der auf einer Alpen tour verunglückt, von Bauern, die einen Esel suchen, gefunden und mit zerbrochenen Gliedern in ein Dorf gebracht wird, wo es an einem Arzt fehlt. Man erinnert sich, daß in einem benachbarten Dorf eine amerikanische Dame sich aufhält, die Krankheiten heilt. Man schickt zu ihr, es ist Nacht und „sie kann nicht kommen, aber sie läßt sagen, es eile nicht, sie würde den Verwundeten auch in Abwesenheit behandeln.“ „Er solle es sich nur recht bequem und behaglich machen und daran denken, daß ihm garnichts fehle.“ „Vor allen Dingen soll er daran denken, daß sowohl Schmerz als auch Hunger und Durst nur in der Einbildung bestehen.“ Am anderen Tage erscheint die Dame; der Kranke glaubt, daß ein Mißverständnis vorliegt und will von seinen Beschwerden sprechen. Sie setzt ihm auseinander, daß der Schmerz unwirklich ist. „Pain is unreal, hence pain cannot hurt.“ In dem Augenblick sticht sie sich in eine Nadel an ihrem Kleide und schreit „au weh.“

Man könnte glauben, daß Christian Science in dieser Erzählung karikiert ist; und doch liegt keine Spur Übertreibung darin. Ich selbst besitze ein ergötzliches Schriftstück, das ich einer nicht mehr ganz gläubigen Christian Science-Patientin verdanke. Es ist ein Gebet, das ihr in Paris von einem Vertreter der neuen Heilmethode zum fleißigen Veten gegeben wurde. Da sie von ihren Magenschmerzen, die von einem Magengeschwür herrührten, nicht geheilt wurde, kam sie zu mir.



Prière pour une Dyspeptique.<sup>1)</sup>

Sainte Réalité! Nous croyons en toi; nous croyons que tu es partout présente, nous le croyons réellement. Réalité bénie, nous ne prétendons pas croire, mais nous croyons que nous croyons. Nous croyons!

Croyant que tu es partout présente, nous croyons que tu es dans l'estomac de ce malade, dans chaque fibre, que tu es la seule, l'unique Réalité de cet estomac.

Céleste sainte Réalité, nous voulons essayer de ne plus être des hypocrites et des infidèles, en affirmant tous les jours notre croyance en toi, et puis en disant immédiatement après, que nous sommes malades, oubliant ainsi que tu es tout, et que tu n'es pas malade, et que par conséquent rien dans cet univers n'a jamais été malade, n'est malade à présent, et ne peut devenir malade. Pardonne nous les péchés, que nous avons commis en ce jour, en parlant de nos douleurs de dos, en disant à nos voisins, que notre nourriture nous avait fait du mal, en faisant allusion devant un visiteur au poids que nous avons sur l'estomac, en gaspillant le temps précieux que nous aurions dû passer à ton service, en vaines inquiétudes pour notre estomac, en désobéissant à ta loi divine, par la pensée qu'une médecine quelconque pourrait nous être salutaire. Brillante et glorieuse vérité, nous reconnaissons ce fait grand et splendide, que du moment, où nous croyons à la vérité, la maladie cesse de nous troubler, qu'aussitôt, ce que nous semblait une maladie n'est plus qu'une croyance fausse, et que ce qui arrive à notre corps, n'est que l'ombre du mensonge, abrité par notre âme. Seigneur, aide nous à croire que tout mal est absolument irréel, qu'il est ridicule d'être souffrant, absurde d'être malade, coupable de se plaindre, que c'est de l'athéisme de dire „je suis malade“, aide nous à affirmer hautement, avec notre main dans ta main, avec nos yeux fixés sur toi, que nous n'avons pas de dyspepsie, que nous n'aurons jamais de dyspepsie, qu'il n'y a pas de chose semblable, qu'il n'y en aura jamais. Amen.

Dieser wunderbaren Verquickung von Religion und Unsinn gegenüber fragt man sich, wie ist es möglich, daß in unserer Zeit, in dem Milieu der Großstadt, in dem kritischen Berlin und gerade unter den gebildeten und gesellschaftlich hochstehenden Klassen ein solcher Humbug Fuß fassen kann?

Man vergißt, wie tief die Sehnsucht nach „dem Wunder“ in der menschlichen Natur liegt; daß im Menschenleben Zeiten vorkommen, wo man Logik und verstandesmäßiges Denken gar zu gern über Bord wirft, um einmal wieder hoffen zu können, um nicht dem Unerbittlichen entgegenschaun zu müssen. Es ist der Wunsch der Selbsttäuschung dem Elend des Lebens und der unerbittlichen Konsequenz der Thatfachen gegenüber, der einem Wunderglauben dieser Art den Boden bereitet. Wieviel Kopfkissen, Strümpfe und Trauringe sind seiner Zeit zu Gössel nach Dresden gewandert! Wieviel Nackenhaare werden noch heute dem Schäfer Ast zur Prüfung vorgelegt!

Es ist zu verstehen, daß eine Suggestion, die nicht allein die Phantasie, sondern das ganze religiöse Fühlen und Vorstellen, das individuellste und subjektivste Gebiet des Innenlebens in Anspruch nimmt, von tiefgehendster und eingreifendster Wirksamkeit — wenigstens für eine Zeitlang — sein kann. Bei Neurasthenikern und Hysterischen kann sie die Wirkung des Bibelwortes erreichen, „stehe auf, nimm dein Bett und wandle“. Und diese einzelnen Fälle verstärken wieder die suggestive Wirkung auf andre.

Wer möchte nicht der gequälten Menschheit, den wirklich Unglücklichen und Unheilbaren, die Selbsttäuschung, die Illusion der Hoffnung, lassen! Die nicht verlangte rückhaltlose Wahrheit ist ja unter Umständen Brutalität. Aber dennoch — so geht es nicht weiter! Die Verwirrung der Begriffe ist doch zu groß; außerdem, — wieviel Schade kann geschehen durch Vernachlässigung von Gesundheitsstörungen, die durch Anwendung geeigneter ärztlicher Hilfe noch zur Heilung gebracht werden können!

Es ist daher im hohen Grade erfreulich, daß die Volksvertretung ein unzweideutiges und einstimmiges Verdict über die Gesundbetelei ausgesprochen hat, und es ist im Interesse des Volkswohls zu hoffen, daß die allgemeine Meinung sich dem anschließen möge. — Ob dann für die Leute von dem Schlage von Björnson's Pastor Sang und für die, die mit dem Leben und dem Geschick nicht fertig werden können, ein anderer Wunderglaube erscheint? Wer kann es wissen?

\* \* \*

<sup>1)</sup> Dieses Gebet entstammt der Feder des M. Sazard, Président de l'Ecole de Science chrétienne à New York.



Weniger einmütig ist das Urteil in dem zweiten zur Verhandlung kommenden Thema: „Die Schwesternpflege in den Krankenhäusern und die Verwendung weiblicher Pflegerinnen resp. sogenannter weltlicher Schwestern — um diese allein handelt es sich bei der Diskussion — auf den Männerabteilungen.“

Den Anlaß zu den Verhandlungen gaben zwei kürzlich veröffentlichte Anklageschriften<sup>1)</sup> über die sittlichen Mißstände, die mit der Schwesternpflege an Männern nach der Ansicht der Verfasser unumgänglich verbunden sind. Einzelne Vorkommnisse in den Krankenhäusern norddeutscher Städte, die entschieden nicht hätten geschehen sollen, haben den Anlaß gegeben zu maßlosen Angriffen und Verdächtigungen, zu tendenziösen Entstellungen auf der einen Seite — denen entrüstete Abwehr auf der andern Seite begegnet. Auf der Seite, von der die Angriffe ausgingen, hat man die Forderung erhoben, sämtliche Pflegerinnen von den Männerstationen auszuschließen und dort nur Wärter zu beschäftigen, eine Forderung, die, wie von sachkundiger Seite betont wird, schon aus äußeren Gründen undurchführbar ist, da man gar nicht genug Kräfte zur Besetzung all dieser Posten finden könnte.

In direkt beteiligten Kreisen sieht man vielfach das Hauptmoment für die Entscheidung der Frage in der verschiedenen Stellung, die die geistlichen Schwesternorden auf der einen, die freien Pflegerinnen auf der andern Seite ihrem Beruf gegenüber einnehmen. Unter diesem Gesichtspunkt beleuchtet die Oberin der Schwestern vom roten Kreuz des bayerischen Frauenvereins, Clementine von Wallmenich, in einer jüngst veröffentlichten Broschüre<sup>2)</sup> die Angelegenheit der Männerpflege. Sie sieht die Hauptursache für die Schwierigkeiten, die sich der Anstellung freier Pflegerinnen auf den Männerabteilungen bieten, darin, daß ihnen die den Ordensschwestern eigentümliche Auffassung des Krankenpflegeberufes „als eines gottgeweihten, den Menschen entrückten Dienstes“ abhanden gekommen ist. „Nicht die Männerpflege an sich“, so sagt sie, „ist unsittlich, sondern die Art, wie sie von den freien Schwestern und manchen zu locker gefügten Verbänden geübt wird. Die freie Schwester sieht sich selbst keineswegs mehr als unerreichbar an, als hoch über jedes Verlangen emporgestellt — und der Kranke auch nicht mehr! Sie stehen beide nicht mehr über den menschlichen Verhältnissen, sondern mitten darin.“ Die großen sittlichen Gefahren des so aufgefaßten und ausgeübten Berufs werden aber nur „von sittlich sehr reinen und sehr starken Charakteren, also Ausnahmen, ertragen werden“.

Trotzdem stellt sich Cl. v. Wallmenich nicht auf den Standpunkt, daß Männerpflege nur von Diakonissen und katholischen Ordensschwestern ausgeübt werden solle. Sie führt vielmehr im zweiten Teil ihrer Broschüre aus, unter welchen Bedingungen auch weltliche Pflegerinnen auf den Männerstationen beschäftigt werden können. Die größtmögliche Garantie für eine in jeder Beziehung einwandfreie Ausübung der Pflege bietet ihrer Ansicht nach eine feste Organisation, der die Auswahl, Erziehung und Leitung der Schwestern obliegt. Sie hält auch da, wo der religiös-konfessionelle Charakter der Berufserfüllung wegfällt, die Erziehung zu einer vertieften sittlichen Auffassung des Berufs, die Einführung in eine eigentliche, „festgefügte Berufsethik“ für unumgänglich. Und aus demselben Grunde erscheint ihr eine fortgesetzte Leitung, Aufsicht und Regelung der Lebensführung durch den Charakter des Durchschnitts der Pflegerinnen gefordert. Das Schlussergebnat ihrer Ausführungen faßt sie folgendermaßen zusammen:

„Indem ich in der vorstehenden Abhandlung die Ansicht vertrete, daß auch nichtkirchliche Verbände den festen sittlichen Halt zu bieten vermögen, der zur Männerpflege befähigt, erachte ich es aber für notwendig, da sie der kirchlichen Disziplin entbehren, dem Kirchenregimente nicht unterstehen können, — daß sie, so wie es in Deutschland alle Krankenanstalten sind, unter staatlicher Oberaufsicht stehen, in Beziehung auf die Grundsätze für die Zulassung, für die Erziehung und für die Leitung ihrer Mitglieder,

<sup>1)</sup> „Mädchenopfer“ und „Unter dem Deckmantel der Barmherzigkeit“. Im Verlag von Hermann Walther, Berlin.

<sup>2)</sup> Die Krankenpflege von Männern durch Frauen. München 1902, J. F. Lehmanns Verlag.

der Schwestern. Ihre Abzeichen sollen gesetzlich geschützt sein, und ihre Oberinnen sollen eine ihrem bedeutenden, verantwortungsvollen Amte angemessene, sorgfältige, systematische Ausbildung erhalten, die mit einer staatlich beaufsichtigten Prüfung und Diplomierung abschließt."

Soweit die Ausführungen von Cl. von Wallmenich.

So nützlich es ist, daß durch die jüngsten Vorkommnisse die so brennende Schwesternfrage einmal wieder in den Mittelpunkt der Diskussion gerückt ist, so klar auch die Untersuchungen, die von Seiten der großen Krankenhausverwaltungen in der Sache vorgenommen wurden, die Nichtigkeit des von den Anklägern beigebrachten Beweismaterials erwiesen haben, bedauerlich bleibt es, daß überhaupt ein Anlaß gegeben war zu Mißdeutungen und Verdächtigungen, durch die das Ansehen der weltlichen Pflegerinnen untergraben und ihre Stellung den Patienten gegenüber zu einer äußerst schwierigen gemacht wird. Dieser Anlaß würde wegfallen, wenn auf den Männerstationen einige Wärter angestellt wären, die alle solche Dienstleistungen übernehmen, deren Ausführung durch Frauen gegen das natürliche — oder meinetwegen anerzogene ethische Gefühl geht. Bei den kirchlichen Pflegerinnen, sowohl den katholischen, als den evangelischen, besteht diese Ordnung der Dinge als Gesetz; warum sollten die Krankenhäuser, die weltliche Schwestern anstellen, diesen nicht denselben Schutz gewähren, den die kirchlichen Kongregationen ihren Angehörigen zu Teil werden lassen? Zumal sie des Schutzes noch mehr bedürfen, da sie nicht wie jene, durch das Kleid und das feste Band der Kongregation geschützt sind? Ich kann mir nicht denken, daß die Krankenhausverwaltungen, deren Etat nach Millionen rechnet, aus Sparsamkeitsrücksichten sich scheuen sollten, diesen Schritt zu thun, nachdem dessen Notwendigkeit sich herausgestellt hat.



## Kritische Weisheit.

Von

Helene Lange.

Nachdruck erlaubt.

Die Gattung „Rezensent“ hat mancherlei Arten und Abarten. Etliche studieren sorgfältig Buchstaben für Buchstaben und geben nach bestem Gewissen ein Urteil ab. Etliche handeln nach dem Grundsatz „don't prejudice yourself by reading the book first.“ Manchmal schindet Apoll den Marsyas, öfter noch ein Marsyas den Apoll. Manchmal ist es dem Kritiker wirklich um die Wahrheit zu thun, öfter vielleicht noch um die Darstellung der eigenen Persönlichkeit in einer formvollendeten Rezension.

Weise Leute pflegen sich daher um Rezensionen nicht zu kümmern und auch schlechte zu ignorieren.

Aber es giebt Fälle, in denen das Ignorieren zu einem Schaden für die gute Sache und damit zum Unrecht wird, Fälle, die in unserer Zeit, wo man mehr Kritiken über Bücher, als diese Bücher selbst liest, nicht eben so selten sind.

Mit einem solchen Fall habe ich es heute zu thun.

In Nr. 43 der Frankfurter Zeitung hat sich Frä. Helene Stöcker ein hübsches Rezensentenstücklein geleistet. Sie erlaubt sich, die auf den eingehendsten Quellenstudien beruhende Geschichte der deutschen Frauenbewegung von Gertrud Bäumer<sup>1)</sup>

<sup>1)</sup> Handbuch der Frauenbewegung, Teil I., W. Moeser Buchhandlung, Berlin S.

in einer unqualifizierbaren Weise als eine unselbständige, d. h. also unwissenschaftliche Arbeit hinzustellen. Sie erweist mir die völlig unverdiente Ehre, diese Arbeit als von mir inspiriert anzusehen. Ganz abgesehen davon, daß ich eine viel zu hohe Achtung vor einer wissenschaftlichen Überzeugung habe, um eine solche Beeinflussung zu versuchen, so wäre Frä. Bäumer auch die letzte, die sich eine solche gefallen ließe.

Nun aber: Wer ist Frä. Helene Stöcker? — Dr. phil., — und im Nebenamt Apostel der neuen Theorie, daß seit einigen Jahren erst durch eine kleine Schar „zielbewußter radikaler Frauen“ eine ernst zu nehmende Frauenbewegung in Deutschland entstanden sei.

Bei der vorliegenden Rezension haben nun Haupt- und Nebenamt zu einem Konflikt geführt, in dem augenscheinlich das Nebenamt den Sieg davon getragen und die „radikale Frauenrechtlerin“ den funkelnelneuen Berner Dr. phil. kompromittiert hat. Es sei einem armseligen, von keiner Universitätsbehörde abgestempelten Autodidakten vergönnt, ein paar Streiflichter auf Frä. Dr. Stöckers kritische Methode zu werfen.

Fassen wir zunächst den allgemeinen Gang ihrer Beweisführung ins Auge.

Die völlig willkürlich angenommene Voraussetzung, Frä. Bäumers Darstellung sei von mir inspiriert, bedürfte der allerstärksten Unterstützung durch Beweise, um überhaupt für kritisch anständig zu gelten. Statt dessen beruht sie auf der einfachen Folgerung: meine Auffassung der Frauenbewegung decke sich im ganzen mit der von Frä. Bäumer, daher müsse ich die Darstellung inspiriert haben. Für eine Philologin ein sehr seltsamer Schluß! Aus derselben Schlußfolgerung würde sich ergeben, daß die Darstellung auch inspiriert sei von Auguste Schmidt, Marie Stritt, Ida Freudenberg, Anna Pappriß,<sup>1)</sup> Marie Hecht, Helene Bonfort, von den Rezensenten der Rationalzeitung, der Tögl. Rundschau, der Vossischen Zeitung, der Kölnischen Zeitung, des Hamburger Korrespondenten, des Staatsanzeigers für Württemberg, der Neuen Badischen Landeszeitung, der Kölnischen Volkszeitung, der Danziger Zeitung, der Volksstimme, der „Zeit“, der Schmollerschen Jahrbücher und vieler anderer Zeitschriften und Zeitungen, denn sie alle finden in der Darstellung von Gertrud Bäumer die Frauenbewegung wieder, wie sie sie miterlebt, oder aus Dokumenten kennen gelernt haben. Diese Übereinstimmung kann, da wohl selbst Frä. Stöcker an eine solche Masseninspiration nicht glauben wird, nur auf eins zurückzuführen sein: daß Frä. Bäumers Darstellung der Wahrheit entspricht. Daß in dieser Wahrheit viele für Frä. Stöckers Partei unbequeme Thatsachen enthalten sind, Thatsachen, die ihre Auffassung von der Bedeutung der radikalen Frauenbewegung indirekt gründlich widerlegen, dafür kann die Historikerin wohl nicht verantwortlich gemacht werden.

Nun noch ein Wort über die thatsächlichen Ausstellungen an dem historischen Teil von Frä. Bäumers Darstellung. Selbstverständlich sind für die historische Betrachtung einer so großen, aus so tausendfachen wirtschaftlichen und geistigen Zusammenhängen herauszulösenden Bewegung die verschiedensten Auffassungen möglich. Dem

<sup>1)</sup> Frä. Anna Pappriß betont übrigens in ihrer Besprechung des Buchs in der Zeitschrift „Frauenberuf“, daß ihrer Ansicht nach die Gegensätze der beiden Parteien innerhalb der Frauenbewegung in Bezug auf Arbeitsprogramm und Art des Vorgehens nicht einmal so weit bestehen, wie Frä. Bäumer sie annimmt. Sie fügt aber hinzu: „Es liegt mir sehr fern, Gertrud Bäumer etwa eine Ungenauigkeit der Darstellung vorwerfen zu wollen, im Gegenteil: sie kann ihre Behauptung von der Gegenständlichkeit quellenmäßig beweisen, während ich meine Ansicht schöpfe aus der unbeweisbaren Stimmung, wie sie mir auf den verschiedensten Versammlungen entgegengetreten ist.“

einen erscheint dies, dem andern jenes wichtig und folgerichtig. Um so leichter ist es, aus einer planmäßig angelegten, nach bestimmten, durcheinander bedingten Gesichtspunkten entwickelten Darstellung Einzelheiten herauszugreifen und an ihnen herumzusüßeln. Das ist ja immer die Erstlingsfreude junger Philologen. Ob in der That die Renaissance mit ihrer „Entdeckung des Menschen“, die ja thatsächlich auf die Entwicklung des Gedankens der Frauenbewegung in Deutschland gar keinen Einfluß geübt hat, eine eingehendere Behandlung verdiente, ob etwa Kleists Frauengestalten in ihrer ganz individuellen Prägung in eine Geschichte der deutschen Frauenbewegung mit größerem Recht gehörten, als irgend welche Frauengestalten irgend eines zeitgenössischen Dichters — das scheint meinem unzünglichen Urtheil nicht nur eine Frage des persönlichen Geschmacks, sondern des historischen Sinns. Wenn Frl. Stöcker bei der kurzen Erwähnung des Schillerschen Frauenideals Wilhelm von Humboldt vermißt, so müßte sie noch viel mehr etwa Kant vermissen, der, wenn Frl. Bäumer im Rahmen ihrer Gesamtdarstellung auf diese Gedankenwelt näher hätte eingehen können, noch viel eher in den Zusammenhang gehört hätte. Von einem direkten Einfluß Rousseaus auf die Frauenbewegung ist in Frl. Bäumers Darstellung gar nicht die Rede, sondern nur von einem Einfluß seiner Gesellschaftstheorie auf die Fassung der Frage, um die es sich handelt. Frl. Stöckers Idee, Bettina von Arnim als den Typus der modernen Frau hinzustellen, hat mich schon sehr verblüfft, als ich in dem Repertoire der 23 Vorträge, mit denen Frl. Stöcker Deutschland bereist — diesmal nicht im Neben- sondern im Hauptamt — ein Thema gleichen Inhalts fand. Die größte Frage aber ist endlich, wiederum nach meiner unzünglichen Meinung, ob solches Zusammentragen stofflicher Einzelheiten die Aufgabe historischer Kritik sei.

Über den Ausdruck der Gefühle der Rezensentin mir gegenüber, die, so wenig sie eigentlich mit der Rezension zu thun haben, dem unbefangenen Leser als Hauptgegenstand der Besprechung erscheinen müssen, verliere ich selbstverständlich kein Wort. Nur eine Einzelheit sei hervorgehoben zu dem Zweck, auch hieran Frl. Stöckers kritische Weisheit zu zeigen. Frl. Stöcker wirft mir vor, ich hätte mich von der großen Protestversammlung gegen das Bürgerliche Gesetzbuch am 29. Juni 1896 — nicht 1895, wie sie angiebt — ferngehalten. Ganz recht; denn ich habe es noch nicht fertig gebracht, zugleich in Berlin und auf der Reise nach England zu sein. Mein Protest aber hat nicht gefehlt. Er ist schriftlich eingereicht und auf der Versammlung laut und vernehmlich verlesen worden. Wenn Frl. Stöcker derartige Kleinigkeiten entfallen — das kann ja vorkommen — so sollte sie als Philologin wissen, daß man sich aus den Quellen zu informieren hat, und diese Thatsache kann sie sogar in der „Frauenbewegung“ verzeichnet finden.

Ich lasse mir noch einmal wieder vorlesen, was ich diktiert habe. Es ist ein kräftiger, warmer Ton darin. Er ließe sich leicht etwas herabstimmen und verbindlicher machen. Aber ich halte es mit Lessing: ich will es mir nie auch nur vornehmen, bei gewissen Dingen kalt und gleichgiltig zu bleiben oder keinen kräftigen Ton anzuschlagen. Wenn Frauen die für ihr Geschlecht so mühsam errungene Stellung in der wissenschaftlichen Welt mißbrauchen, wenn sie einen akademischen Grad dadurch kompromittieren, daß sie in unwissenschaftlichster Weise gegen eine ehrliche wissenschaftliche Arbeit den schwersten Vorwurf erheben, den man ihr machen kann, den der Unselbständigkeit, so ist der Ton konventioneller Höflichkeit nicht mehr am Platz.





## Manuelle Heilgymnastik.

Von Trude Ellerhusen.

(Nachdruck verboten.)

Die Gymnastik stand von jeher im Dienste der Medizin — in bestimmte Bahnen gelenkt und auf bewusste Ziele gerichtet hat sie erst der geniale Schwede Pehr Henrik Ling. Umsichtig und scharfblickend drang er in die Geheimnisse des menschlichen Organismus, dessen Gesetzen er mit seinem Verständnis lauschte — und aus der ihm hieraus gewordenen Erkenntnis schuf er ein System, in dem er das schon vorhandene Material erweiterte und zu großen Leistungen befähigte.

Einen Teil dessen, was er uns hinterlassen hat, kennen wir unter dem Namen „Schwedische Heilgymnastik“. Hervorragende Männer der Medizin haben weitergebaut auf dieser Grundlage, und die Heilgymnastik ist zu einem mächtigen Faktor der heutigen Medizin herangewachsen. Schritt für Schritt hat sie den menschlichen Organismus für sich erobert und durch zahlreiche Beweise dargethan, daß sie ein Anrecht darauf hat. Mit Beistand der Massage beseitigt sie Krankheitsprodukte in den Muskeln und Gelenken und macht steif gewordene Glieder beweglich. Sie ist eine wirksame Stütze in Behandlung der Magen- und Darmkrankheiten, belebt eine krankhafte Zirkulation und bewirkt ein volleres Ein- und Ausströmen der Luft durch die Atmungsorgane. Sie ist das wichtigste Moment in der Behandlung der mit Recht gefürchteten Rückgratsverkrümmungen bei Kindern. Rechtzeitig angewandt korrigiert sie ohne andre Hilfe die Krümmung, während in späteren Stadien die orthopädischen Apparate ihr zur Seite stehen. — Für jeden einzelnen Fall hat sie eine individuelle Behandlung, die dem in Frage stehenden Individuum angepaßt werden kann und soll. —

Aus dem oben Gesagten wird hervorgehen, daß nur derjenige, der eine wissenschaftliche Ausbildung genossen hat, befähigt ist, eine derartige Behandlung auszuüben. — Ein Jahr um das andere sendet das königliche gymnastische Zentralinstitut zu Stockholm eine Anzahl weiblicher und männlicher Gymnasten, unter denen sich einzelne Ausländerinnen befinden, in die Welt. Theoretische Bildung und praktische Ausübung reichen sich hier die Hände, und so erwerben die Gymnasten während zweier Jahre eine gründliche Kenntnis der Anatomie und Physiologie und lernen durch tägliche Behandlung der für die medizinische Gymnastik in Frage kommenden Fälle die Behandlung individualisieren. Und das sind Momente von größter Bedeutung. Denn ein günstiges Resultat wird nur der erzielen, der den menschlichen Organismus in seiner Mannigfaltigkeit versteht — und weiß, daß er sich in jedem einzelnen Fall anders äußert und demgemäß behandelt werden will.

Es ward bisher auf diesem Gebiet durch Unkenntnis vieler Ausübenden oft und schwer gesündigt, und das unvermeidliche Resultat ist, daß die Heilgymnastik und die mit ihr eng verknüpfte Massage als Verus im Bewußtsein vieler auf einer niedrigen Stufe steht. Freudig ist daher zu begrüßen, daß neuerdings auch der deutsche Staat der Ausbildung zur Heilgymnastik seine Fürsorge zugewandt hat. Seit dem April 1901 besteht ein zweijähriger Kursus zu wissenschaftlicher Ausbildung staatlich geprüfter Heilgymnastinnen in Kiel, und somit ist der erste Schritt gethan, um die Heilgymnastik den unfähigen Händen zu entreißen und sie zu dem ihr gebührenden Niveau zu heben.

Anfragen sind zu richten an den Leiter der Anstalt Dr. Lubinus, Kiel, Brunswiderstr. 10. (Vgl. auch Nr. 8 des vorigen Jahrgangs der „Frau“.)





# ZUR FRAUEN- BEWEGUNG.

Nachdruck mit Quellenangabe erlaubt.

\* Die Behandlung der Frauenfrage im Deutschen Reichstag (22. u. 23. Januar) zeigte diesmal in mancher Hinsicht einen erfreulichen Fortschritt. Es handelte sich im wesentlichen um die Frage des Frauenstudiums und des Vereinsrechts. Die Redner charakterisierten sich durchweg durch eine — wenigstens der Form nach — sachliche Auffassung der Frage, und das werden die Frauen um so erfreuter begrüßen, je lebhafter ihnen die beim Centrum und der Rechten stereotyp gewordenen Scherze zur Frauenbewegung aus den letzten Jahrzehnten noch in der Erinnerung sind. Wir sagen: der Form nach sachlich, denn um inhaltlich sachlich zu sein, fehlt es den Herren — mit wenigen Ausnahmen — bei dem besten Willen und der dankenswertesten Einsicht für den allgemeinen sozialpolitischen Charakter der Frauenfrage häufig an den genügenden Einzelkenntnissen.

Der Abgeordnete Müller-Reiningen eröffnete die Diskussion; an die alte Stimmung, mit der das hohe Haus an die Verhandlung der Frauenfrage heranzutreten pflegt, erinnerte noch die „Weiterleit“, mit der seine Einführung der „brennenden Frage“ des Frauenstudiums begrüßt wurde. Seine Erörterungen über das Frauenstudium gipfelten — wie selbstverständlich — in der Forderung der ordnungsmäßigen Immatrikulation für alle dazu berechtigten Hörerinnen. Der Universität der Reichslande, die er als „löbliche Ausnahme“ neben die badiischen Universitäten stellte, geschah freilich damit etwas zu viel Ehre. Tatsächlich stellt sie — und auch das erst seit kurzer Zeit — die ordnungsmäßig zur Immatrikulation berechtigten Frauen nur den männlichen Hospitanten gleich (vergl. Nr. 6 des 8. Jhrg. dieser Zeitschrift).

Prinz Schönaich-Carolath, der verdiente Vorkämpfer der Sache des Frauenstudiums seit einem Jahrzehnt, meinte, daß man angesichts der großen Fortschritte, die diese Sache doch in dieser Zeit gemacht habe, sich bescheiden und die sicher in Aussicht stehende weitere Entwicklung ruhig abwarten solle.

Ihm stimmte Graf Posadowsky zu und führte die bei hervorragenden Mediziniern immer noch bestehenden Bedenken gegen das Frauenstudium als Grund an, weshalb man die Sache des Frauenstudiums auf dem Wege „einer verständigen ruhigen Aufklärung mehr als auf dem Wege des Gesetzes zu fördern suchen müsse“. Wenn nur nicht schon Ströme von Tinte im Dienst dieser „verständigen Aufklärung“ verschrieben worden wären, mit dem einzigen Erfolg, daß man eingesehen hat, diese Aufklärung könne wirksam nur durch Taten geschehen, zu deren Ausführung die Frauen eben die „Klinke der Gesetzgebung“ nötig haben. Nachdem die Praxis der deutschen Gesetzgebung den Frauen gegenüber von dem *chi va piano va sano* — wie Herr Müller-Reiningen mit seiner Exemplifikation auf den Krähwinkler Landsturm richtig andeutete — einen so überausgiebigen Gebrauch gemacht hat, daß wir nun glücklich am Ende aller Kulturnationen marschieren, dürfte man wohl daran denken, das Tempo etwas zu beschleunigen.

Sehr erfreulich waren sowohl die Ausführungen des Herrn Müller-Reiningen, wie des Herrn Wassermann zum Vereinsrecht. Bekanntlich hat der Bund deutscher Frauenvereine in seinen Petitionen die Aufhebung der vereinsrechtlichen Beschränkungen durch ein reichsgesetzlich geregeltes gleiches Vereins- und Versammlungsgesetz für Männer und Frauen gefordert. Der von der parlamentarischen Vertretung der Gesellschaft für Soziale Reform eingebrachte Antrag (Wassermann) beschränkt sich darauf, ein Einzelgesetz zu verlangen, das den Frauen des Reichs die Teilnahme an sozialpolitischen Bestrebungen ermöglichte. Da diese Beschränkung auch in Frauenkreisen mit Bedauern begrüßt worden ist, war es sehr erfreulich, daß die Kritik des Abgeordneten Müller-Reiningen dem Vertreter des Antrags zu der Erklärung Gelegenheit gab, man habe sich nur, da ein Reichsgesetz für den Augenblick doch nicht zu erwarten sei, auf die Forderung eines Notvereinsgesetzes zurückgezogen, das wenigstens

das Koalitionsverbot aufhebe. — Die Petitionskommission hat seitdem (am 11. Februar) über die Petition der Gesellschaft für soziale Reform und über die zahlreichen eingelaufenen Frauenpetitionen verhandelt, und „Übergang zur Tagesordnung“ beschlossen — Eine unerwartete Überraschung bereitete seiner Fraktion und vermutlich auch den Frauen der Abgeordnete von Kardorff (konservativ), der sich energisch für Verleihung des aktiven politischen Stimmrechts an die Frauen aussprach, und entschieden der Ansicht war, daß „wir in der Frauenfrage in der That suchen müssen, denjenigen Staaten nachzusehen, welche uns darin weit vorausgegangen sind, wie z. B. die Vereinigten Staaten von Nordamerika“. — Wann wird die Zeit kommen, da aus dieser Erklärung eine „Frauenstimmrechtsvorlage“ wird?

\* **Der Schutz der anständigen Frau in Deutschland.** Zwei lehrreiche Geschichten zu diesem Kapitel gingen in diesen Tagen durch die Blätter. Die erste ist folgende:

Einen empfindlichen Denktettel hatte das Schöffengericht dem Bankbuchhalter Karl Bölling erteilt, als es ihn derzeit wegen ungebührlichen Verhaltens gegenüber einer Dame auf der Straße zu zwei Wochen Gefängnis verurteilt hatte. Am Abend des 21. September v. J. hatte der Angeklagte mit mehreren Freunden eine Bierreise gemacht, die wie gewöhnlich der Ausgangspunkt einer Ausschweifung wurde. Als die mehr oder weniger Angeheiterten am Schauspielhause vorübergingen, bemerkten sie vor sich zwei Damen, die langsam denselben Weg nahmen. Der Angeklagte lief seinen Begleitern etwas voraus, näherte sich der einen Dame und faßte sie hinterrücks um den Hals und an die Brust. Die Angegriffene befreite sich durch eine rasche Bewegung und lief davon, vorher faßte der Angeklagte sie aber noch einmal an, und zwar in unanständiger Weise denn zuvor. Durch das Daywischentreten des Ehemannes der Dame wurde dem Auftritt ein Ende gemacht. Der Staatsanwalt hatte gegen den Angeklagten eine Geldstrafe von 500 Mark beantragt, das Schöffengericht aber, von dem Grundsatz ausgehend, daß derartigen pöbelhaften Angriffen gegen Damen energisch entgegengetreten werden müsse, auf die vorerwähnte Freiheitsstrafe erkannt. Da im vorgerügten Termine vor der Berufungsinstanz festgestellt wurde, daß der Angeklagte sich in einem hohen Grade der Angetrunkenheit befunden hatte, so sah sich der Gerichtshof veranlaßt, das erste Urteil aufzuheben und auf eine Geldstrafe von 210 Mark zu ermäßigen.

Es ist, wenn in unseren Augen nicht entschuldigbar, so doch begreiflich, daß man Trunkenheit bei Exzessen als mildernden Umstand betrachtet, die auf abnorme Wutausbrüche zurückzuführen sind. Daß aber ein Laster als „mildernder Umstand“ für ein anderes angenommen wird, das dürfte denn doch in den Augen der Frauen seine ernstlichen Bedenken haben. Künftig werden es sich ja die

„Herren“, die Frauen auf der Straße zu belästigen pflegen, gesagt sein lassen, daß sie sich vorher nur eins anzutrinken brauchen, um schlimmsten Falls mit einer Geldstrafe davon zu kommen. Da unsere polizeilichen Institutionen solchen „Herren“ bekanntlich außerdem das Mittel an die Hand geben, die von ihnen beleidigten Frauen einfach auf die nächste Wache abführen zu lassen, so sind sie gegen etwaige fatale Konsequenzen ihrer Belästigungen in der besten Weise gesichert. Das ist die Fürsorge des Staats für das „schwache Geschlecht!“

Eine noch weit eindringlichere Lehre aber predigt die zweite Begebenheit:

In Münster passierte vor einigen Tagen einem Polizeibeamten ein unangenehmer Fehler. Nachts 1 Uhr schritt er in einem besseren Restaurant zur Verhaftung von drei jungen Damen, die ihm aus irgend einem Grunde verdächtig vorgekommen waren. Wie der Westfale berichtet, halfen weder der lebhafteste Einspruch ihres Begleiters, der sich als junger Gerichtsbeamter vorstellte, noch das Flehen und Weinen der jungen Mädchen etwas; sie mußten, da sie sich auf der Stelle natürlich nicht legitimieren konnten, ins Münstersche „Söffen“ spazieren und bis zum anderen Morgen darin zubringen. Am anderen Morgen stellte sich dann die Grundlosigkeit des Verdachtes heraus. Die Damen stammten aus einer Kreisstadt des Regierungsbezirks und hatten in Münster Einkäufe gemacht; sie waren in der That durchaus unbescholten und Töchter ansehnlicher Familien. Ein unglücklicher Zufall hatte die kleine Gesellschaft den lezten in die Heimat führenden Abendzug verpassen lassen, und nun hatten die vier jungen Leute, aus der Not eine Tugend machend, durch die besseren Bierhäuser des gastlichen Münster eine kleine fidele Bierreise angetreten, die dann einen so tragischen Abschluß finden sollte. Der betreffende Polizeibeamte wird ein anderes Mal hoffentlich nicht wieder einen solchen Übereifer entwickeln.

Die Geschichte beweist nicht nur eklatant die Unhaltbarkeit des § 361 VI des Strafgesetzbuchs, der die persönliche Freiheit jeder Frau dem diskretionären Ermessen der Polizei anheimstellt, der cynisch-behagliche Anekdotenton, in dem sie erzählt wird, belegt auch einmal wieder mit aller wünschenswerten Deutlichkeit die Thatsache, daß das Rechtsbewußtsein des Volkes in Bezug auf die Stellung der Frau vollkommen versagt. Es fällt niemandem mehr als eine Ungeheuerlichkeit auf, daß der Mann unangefochten seine Bierreise fortsetzt, während die Frau ohne weiteres für die Nacht zu den Dirnen gesperrt wird, wenn es die Polizei für gut befindet.

\* **Eine Zählung der Arbeitslosen Berlins,** die von den deutschen Gewerkschaften ausgeht, ist soeben vollendet worden. Nach annähernder Schätzung des bereits vorliegenden Materials hatte man die Gesamtzahl der völlig Arbeitslosen auf 75 000 angegeben; außerdem sind noch ca. 40 000

Personen mit verkürzter Arbeitszeit und eine große Schar von Invaliden und Kranken zu rechnen.

Die bis jetzt genau festgestellten Einzelergebnisse ergeben folgendes Bild:

	Haushaltungsvorstände			Nicht-		
	arbeitslos	beschränkte Arbeit	krank	arbeitslos	beschränkte Arbeit	krank
<b>I. Wahlkreis.</b>						
Männer	313	230	130	376	93	34
Frauen	53	83	63	90	37	27
<b>III. Wahlkreis.</b>						
Männer	1263	1380	446	1395	617	161
Frauen	192	165	129	370	248	108
<b>IV. Wahlkreis (Südost).</b>						
Männer	3190	3498	1168	1988	1063	248
Frauen	495	354	297	838	689	244
<b>IV. Wahlkreis (Ost).</b>						
Männer	5954	5152	2001	3312	1698	488
Frauen	885	504	465	1611	1296	594
<b>VI. Wahlkreis (Oranienburger Vorstadt).</b>						
Männer	3147	3689	1296	2401	1056	322
Frauen	386	223	238	900	572	289
<b>(Schönhauser Vorstadt.)</b>						
Männer	3038	2197	900	1663	501	193
Frauen	418	269	208	756	556	275
<b>(Moabit.)</b>						
Männer	2100	3046	652	1397	611	156
Frauen	200	140	120	511	346	155
<b>(Rosenthaler Vorstadt.)</b>						
Männer	2033	1709	618	1305	497	127
Frauen	328	212	166	538	400	157
<b>(Gesundbrunnen.)</b>						
Männer	2207	2703	684	1278	587	168
Frauen	246	164	113	588	379	176

Diese Zahlen ergeben folgende Summen:

39 297 gänzlich arbeitslose Männer und  
8 995 „ „ Frauen, also

48 292 Arbeitslose und

31 637 Männer in beschränkter Arbeit,

6 667 Frauen „ „ „

38 504 Personen „ „ „

9 168 kranke Männer,

3 859 „ Frauen,

13 027 Kranke.

Die Zählung des 2. Wahlkreises, die wie die des 5. später abgeschlossen wurde, ergab 5332 völlig arbeitslose Männer und 627 völlig arbeitslose Frauen; im 5. Wahlkreis finden sich 2840 völlig arbeitslose Männer und 709 völlig arbeitslose Frauen, zusammen also noch 9508 völlig Arbeitslose.

Rechnet man dazu das Ergebnis der Vororte, von denen Nixdorf allein 3584 Arbeitslose zählt, endlich die 4000 in Herbergen und Asylen gezählten Arbeitslosen, so dürfte sich die Zahl 75 000 als noch zu niedrig gegriffen herausstellen und das Resultat der sorgfältigen Zählung die schlimmsten Befürchtungen bewahrheiten, die seinerzeit über den Umfang der Arbeitslosigkeit in diesem Winter ausgesprochen wurden.

\* **Schutz der weiblichen Angestellten im Gastwirtsgewerbe.** Der Reichsanzeiger veröffentlicht eine Bundesrats-Verordnung, betreffend den Schutz der Angestellten im Gastwirtsgewerbe, in der die Verwendung von Gehilfen und Lehrlingen weiblichen Geschlechts zwischen sechzehn und achtzehn Jahren zur Bedienung der Gäste für die Zeit von 10 Uhr abends bis 6 Uhr morgens untersagt wird. Im übrigen sind die Bestimmungen in jeder Beziehung zum Schutz der Angestellten im Gastwirtsgewerbe unzureichend, sowohl in ihren direkten Forderungen, als auch dadurch, daß sie in ihren Definitionen die weitesten Möglichkeiten zur Umgehung offen lassen. Die oben angeführte Bestimmung, die noch die erfreulichste des Entwurfs ist, bedeutet auch nur in sehr beschränktem Maße einen Fortschritt, der sein Äquivalent nach der andern Seite in der Aufhebung des Verbots findet, Mädchen unter 18 Jahren überhaupt als Stellnerinnen zu verwenden.

\* **Die Anstellung von besoldeten Frauen** zur Überwachung der von der Behörde mit der Pflege unehelicher Kinder betrauten Personen hat die Berliner Wohlfahrtspolizei verfügt. Die Anstellung erfolgt, nachdem die Kandidatinnen einen vierwöchentlichen Kursus in der Kinderstation der Charitee durchgemacht haben. Die Bedingungen lauten auf ein jährliches Gehalt von 500 M. und einmonatliche Kündigungsfrist; bei Untauglichkeit kann sofortige Entlassung erfolgen. Anfang März werden die ersten zehn Frauen ihre Tätigkeit in dieser Eigenschaft antreten.

\* **Weibliche Gewerbeinspektion.** Der Staatshaushalt für 1902 sieht eine Vermehrung der Gewerbeaufsicht in Preußen vor und beabsichtigt auch den Versuch der Einstellung weiblicher Hilfskräfte in denselben fortzuführen; in Berlin sollen zwei weitere Assistentinnen auftragsweise beschäftigt werden. Bei den kürzlich gepflogenen Verhandlungen über die Frage im Abgeordnetenhaus wurde betont, daß die weiblichen Assistenten sich außerordentlich gut bewährt hätten. Beamtencharakter könne ihnen aber noch nicht gewährt werden. Warum nicht? darauf blieb man die Antwort schuldig.

\* Eine Frauenversammlung zu gunsten der Burenfrauen und -Kinder fand am 23. Januar in Frankfurt a. M. statt und war von 2500 Personen besucht. Auch eine große Anzahl Männer nahmen daran teil. Veranstalter waren die Ortsgruppe des Allgemeinen Deutschen Frauenvereins, der Alldeutsche Verband, der Friedensverein und die Rechtschutzstelle für Frauen. Frau Rosalie Teblke leitete die Versammlung. Herr Pfarrer Werner schilderte das schreckliche Elend der Frauen und Kinder in den Konzentrationslagern, und rief die deutschen Frauen und Mütter zur Hilfeleistung auf.

Zwei Burenmädchen, die Schwestern de Villiers, berichteten darauf über die Zustände in ihrer Heimat und die Leiden in ihren Lagern. Was sie sagten, war die Bestätigung dessen, was durch viele Mitteilungen in den Zeitungen schon bekannt geworden. Nach einem Schlusswort von Herrn Direktor Dr. Horn wurde einstimmig die nachstehende Resolution angenommen:

1. Die Versammlung bekundet ihr innigstes Mitgefühl mit den Leiden und Entbehrungen der Burenfrauen und -Kinder in den Konzentrationslagern, sie verurteilt im Einklang mit dem Empfinden nicht nur der deutschen Frauen, sondern auch der gesitteten Kulturwelt die grauenhaften Folgen dieser Kriegsführung; 2. Die Versammlung appelliert an das Herz und Gewissen der englischen Frauen und hofft, daß die im Interesse der Menschlichkeit unternommenen Bestrebungen von denselben auf das kräftigste unterstützt werden, damit die entsetzliche Not ein Ende finde; 3. Die Versammlung fordert, daß die Lager endlich in gesündere Gegenden verlegt und die Zufuhr von Hilfsmitteln gesteuert werde; 4. Die Versammlung erwartet von den deutschen Frauen, daß sie durch moralische Stärkung der Friedensbewegung und durch freiwillige Gaben ihrem Mitgefühl einen thatkräftigen Ausdruck geben.

\* Die Anstellung von Frauen im württembergischen Bahndienst regelt eine neue Verfügung im Amtsblatt der württembergischen Verkehrsanstalten. Frauen können darnach bei der Fahrkartenausgabe, der Güter- und Gepäcksabfertigung und im Bureau der Generaldirektion der Staatseisenbahnen Verwendung finden. Indessen ist die Aufnahmefähigkeit auf Mädchen und Witwen ohne Kinder im Alter von 18—30 Jahren beschränkt; auch bewirkt Verheiratung Auflösung des Dienstverhältnisses. Das Tageshonorar beträgt nach dreimonatlicher Übungszeit 2 M.

\* Für ihre „Geschichte der Ärztinnen seit dem Altertum bis auf unsere Tage“ hat die Medizinische Akademie in Paris dem Fräulein Dr. Melanie Lipinska aus Warschau den Hugo-Preis im Betrage von 1000 Francs zuerkannt.

\* Das Um-sich-greifen des Mädchenhandels in Frankreich hat Minister Declasse zu dem Entschlusse geführt, an die europäischen Regierungen zu appellieren zwecks gemeinsamen Vorgehens gegen dieses schändlichste aller Gewerbe, und zu diesem Zweck einen Kongress nach Paris einzuberufen.

\* Mit der Frage des staatsbürgerlichen Frauenstimmrechts hatte das Konstitutionskomitee des norwegischen Stortings sich kürzlich gelegentlich zweier dasselbe befürwortender Anträge zu beschäftigen. Das Komitee beschloß einstimmig, die Anträge abzulehnen, da für diese Reform noch keine Sympathie unter den Stimmberechtigten zu erwarten sei, und es rätlich sei, sich zunächst von der Wirkung des neueingeführten kommunalen Frauenstimmrechts auf die Gemeindeverwaltungen zu überzeugen.

\* Organisation der dänischen Konfektionsarbeiterinnen. „Die Heimarbeiterin“ berichtet: Der Verband der Näherinnen hat in Kopenhagen fünf öffentliche Versammlungen einberufen, die sich mit den Verhältnissen der Arbeiterinnen dieses Faches befaßten. Die in der Herrenkonfektion beschäftigten Arbeiterinnen sind gut organisiert und haben im Jahre 1900 einen Allortarif den Unternehmern gegenüber durchgeführt, der ihnen eine Lohnerhöhung von über 25 Prozent gebracht hat. Der Verband der Herrenschneiderinnen hat über 1000 Mitglieder, dagegen ist es mit der Organisation der Arbeiterinnen der Wäsche-, Blusen-, Mäntel- und Handschuhbranche noch sehr schlecht bestellt, und dementsprechend sind die Lohnverhältnisse recht traurige. Allgemein herrscht hier die Heimarbeit. Der Wochenverdienst beläuft sich auf 6—8 Kronen (6,75—9 Mark) bei angestrengtester Tätigkeit. Die Versammlungen waren gut besucht und hatten den Erfolg gehabt, daß sich ein großer Theil der Anwesenden der Organisation anschloß.

\* Totenschan. Am 3. Februar starb im Alter von 91 Jahren Gräfin Viktorine Butler-Haimhausen. Mit ihr verliert die deutsche Frauenbewegung eine der hervorragendsten Vertreterinnen ihrer ersten Generation. Was sie seit der Mitte des vergangenen Jahrhunderts an sozial-reformatorischen Werken geleistet, ist in einer früheren Nummer dieser Zeitschrift eingehend dargestellt (November 1897). Es bleibt uns nur, dem Gefühl dankbarer Verehrung Ausdruck zu geben für die Frau, die in einem zwingenden Gefühl sozialer Verpflichtung mutig ihre Wege gesucht hat, um L'r Not zu steuern; dankbarer Verehrung auch dafür, daß sie mit dem Gewicht ihrer sozialpolitisch hervorragenden Persönlichkeit



unbedingt für alle Forderungen der Frauenbewegung eintrat. Sie hat damit unserer Bewegung den größten Dienst geleistet, der ihr geleistet werden kann: sie hat mit der unwiderleglichen Beweiskraft eines ganzen Lebens gezeigt, daß die Idee der Frauenbewegung erwächst aus dem Gefühl persönlicher Verantwortlichkeit für die Wohlfahrt der Allgemeinheit. — Aus Paris wird der Tod einer bedeutenden Frau, der Gelehrten Clémence Royer, gemeldet. Clémence Royer, aus der Bretagne gebürtig, machte sich seiner Zeit zuerst bekannt, indem sie mit der besten Arbeit über die Staatssteuer einen von der Akademie zu Lausanne ausgesetzten Preis gewann. Dieser Erfolg trug ihr einen Ruf nach Genf ein, wo sie im Winter 1860 eine Reihe philosophischer Vorlesungen hielt, die, auf dem auf dem Kontinente damals noch wenig bekannten Darwinismus fußend, begeisterte Aufnahme fanden, ihr aber auch die andauernde Feindschaft und Verfolgung der kirchlichen Kreise eintrugen. Clémence Royer gebührt das Verdienst, Darwin zuerst in Frankreich und der ganzen romanischen Welt bekannt gemacht zu haben. Sie übersetzte sämtliche Werke Darwins ins französische. In

allen französischen Zeitschriften und Sammelwerken, die die Ergebnisse der Naturforschung ins Volk zu tragen suchten, war ihr Name zu finden. Ihr letztes großes Werk ist eine philosophische Theorie über den Bau des Weltalls und die Kraftgesetze der Atome, das 1900 vollständig erschien, indessen in Fachkreisen als von einer nicht künftigen herührend noch keine Beachtung gefunden hat. Gelegenheit ihres 70. Geburtstags hat die Fronde, zu deren Mitarbeiterinnen sie seit der Gründung gehörte, ihr eine Ehrung bereitet, die die einsame alternde Gelehrte den Zeitgenossen wieder näher gebracht hat. Clémence Royer war Autodidaktin. Von ihrer frommen Familie wegen ihrer freisinnigen Anschauungen aufgegeben, hat sie hart mit den widrigsten Verhältnissen gerungen, ehe ihre Leistungen Anerkennung fanden. Ein Herzensroman, der dem der George Eliot ähnlich sieht, hat ihr starke Anfechtungen zugezogen, denen sie nur ihre sittliche Persönlichkeit und ihre Arbeit entgegenzusetzen hatte. Sie lebte zuletzt in dem Galignanischem Schriftsteller- und Gelehrtenheim, wo eine Lungenentzündung vor wenigen Tagen dem Leben der Zweundsiebzighjährigen ein Ende machte.

## — 72 — Vereine.

### Der Verein Berliner Künstlerinnen und Kunstfreundinnen

veranstaltete am 6. Februar sein Kostümfest, das in seiner Eigenart schon zu einem unentbehrlichen Charakteristikum der hauptstädtischen Winteraison geworden ist. Das Programm bestimmte diesmal „eine Reise durch die Welt in fünf Stunden“ als den Rahmen für das bunte, vielgestaltige Bild, zu dem originelle Erfindung und gewandte Ausführung an dem alle zwei Jahre wiederkehrenden Abend sich vereinigen.

In einem glänzenden Festzug der Nationalitäten aller Erdteile fand der Plan des Festes seine überraschend vielseitige Verwirklichung. Da fehlten die Eisskären so wenig wie das Schiff der Wüste, Tropenvölker, die in wilden Sprüngen vor ihrem Höhlen tanzten, trippelnde kleine Geishas, Grönländer und Araber — wer zählt die Völker, nennt die Namen — auch eine Kunststreitergesellschaft produzierte sich, unter der eine anmutige kleine rosa Tänzerin auf einem Elefanten den entschiedenen Erfolg des Abends hatte. In buntem Gemisch drängten sich um den Festzug die nicht einrangierten Masken, flirtende Dandies, behagliche Mönche,

reisende Engländer, bittende Slowaken, prächtige Asiatinnen, Studenten und Offiziere, Maler und Dichter; auch die Muse der Secession mit dem grünen Heifrod, dem Kranz und der Palette weihte den Abend.

Ein lustiges „Wohlerzogenes Überhaupt-Brett!“ vereinigte um Mitternacht die Teilnehmer im Beethovensaal; das trotz aller Vorsicht regelmäßig erfolgende dramatische Intermezzo der Austreibung eines widerrechtlich eingebrungenen Mannes erregte auch diesmal die Gemüter. Wer an dem Abend dem Werdegang der Frau in der Kunst das Horoskop zu stellen gehabt hätte, dem würden die überall hervortretende Produktivität, die anmutige und feste Ausführung, und last not least die fröhliche Laune, die dem Ganzen das Gepräge gab, die denkbar günstigsten Vorzeichen dazu geben.

### Verein deutscher Lehrerinnen in England.

Wie wir einem Bericht entnehmen, den Helene Abelnmann über die Ergebnisse des 25. Jahres der Tätigkeit des Vereins deutscher Lehrerinnen in England auf seiner letzten Generalversammlung gab, sind die Aussichten auf Anstellung deutscher Lehrerinnen in Großbritannien trotz Krieg und



Theuerung nicht ungünstiger geworden. „Wir könnten“, so sagte sie, „40 Prozent mehr gute Kräfte unterbringen, wenn sie eine Fremdsprache beherrschten und musikalisch wären. Glücklicherweise leidet unser Stellengeschäft unter den unerquicklichen politischen Verhältnissen nicht ebenso wie die meisten andern Geschäfte. Es sind jedoch alle Lebensbedürfnisse so sehr verteuert worden, die Steuern und sonstige Abgaben sind so enorm gesteigert, daß der Vorstand voraussichtlich eine Erhöhung des Pensionspreises von 18 auf 20 Schillingen per Woche ins Auge fassen muß, wie dies in den meisten ähnlichen Anstalten schon längst geschehen ist.“

Im Sanatorium sind dieses Jahr 9 Patientinnen verpflegt worden, im Rekonvaleszentenheim waren 33 Lehrerinnen. Im „Dahheim“ selber hielten sich durchschnittlich 20 Mitglieder per Woche auf, entweder als Stellensuchende oder zum Studium, oder als Tageslehrerinnen. Wir warnen immer wieder vor Engagements direkt von Deutschland aus, denn keine gute Familie oder Schule stellt hier eine Lehrkraft an, ohne vorausgegangene persönliche Vorstellung. Und doch schreiben uns besorgte Väter, sie lassen ihre Kinder nicht gerne ohne „feste Stelle“ nach England gehen. Lieber vertrauen solche wenig kluge Eltern ihre Kinder einer unbekannten Agentur an, die sie zu unbekannten Leuten bringt, als daß sie dieselben im sicheren Hafen des Vereins landen lassen, von wo aus sie sicher und gefahrlos ihre Wege finden — eines Vereins, der einzig und allein das Wohl von Deutschlands Töchtern in der Fremde im Auge hat. Das neueste Lockmittel ist das Versprechen von Reisevergütung nach einjährigem Aufenthalt. In verschiedenen uns kürzlich bekannt gewordenen Fällen war es der deutschen Lehrerin unmöglich, ihr Jahr auszuhalten, und in zweien sogar hat man sie nach der Arbeit des vollen Trimesters vor den Ferien wegen ungenügender Musik weggeschickt, um so nicht allein das in Aussicht gestellte Reisegeld von Deutschland aus, sondern auch die versprochene Pension für die Ferien zu sparen. Gibt es doch genug Vertrauensselige in Deutschland, die die Lücke ausfüllen.“

Erwähnt sei noch, daß der Verein für solche, die nur Englisch studieren wollen, seit 1883 vorzügliche Vorlesungen im St. Albans College getroffen hat, wo die Studentinnen Pension und täglich 4 Stunden Unterricht für 40 Mark per Woche erhalten. Anmeldungen richtet man an die Leitung des Vereins, 16, Wyndham Place, London, W.

#### Die Gymnasialkurse für Mädchen in Frankfurt a. M.,

die seit Ostern 1901 bestehen, werden von Ostern d. J. ab in Realgymnasialkurse umgewandelt, werden eine neue unterste V. Klasse (Obertertia) eröffnen und die jetzige V. Klasse als IV. Klasse (Untersekunda) weiterführen.

Lehrgegenstände der Gymnasialkurse sind:

##### 1. Pflichtfächer:

Religion; deutsche, lateinische, griechische und französische Sprache; Geschichte und Geographie; Mathematik, Physik und Chemie.

##### 2. Wahlfächer:

englische Sprache; Zeichnen, Turnen, Singen.

Der Eintritt findet statt nach erfolgreicher Vollendung des Lehrgangs einer mindestens neunklassigen höheren Mädchenschule. Nur in besonderen Ausnahmefällen kann mit Genehmigung des Königlichen Provinzial-Schulkollegiums von dieser Bestimmung abgesehen werden, und zwar nur dann, wenn die betreffende Schülerin in einer Prüfung den Nachweis liefert, daß sie sich die Lehraufgabe der höheren Mädchenschule gut angeeignet hat. Diese Prüfung bezieht sich auf alle lehrplanmäßigen Fächer und über ihren Verlauf und ihr Ergebnis wird eine Verhandlung aufgenommen und dem Provinzial-Schulkollegium eingereicht.

Das Schuljahr beginnt am Montag nach der Osterwoche und endet am Samstag vor Palmsonntag. Die Ferienordnung ist die der höheren Schulen in Frankfurt a. M.

Der von dem Königlichen Provinzial-Schulkollegium für Hessen-Nassau genehmigte Lehrplan steht auf Anfrage zur Verfügung. Nähere Auskunft wird erteilt durch die Leitung der Kurse im Trug 18, part. (Sprechstunden Mittwoch und Samstag um 12 Uhr.)

Möglichst frühzeitige Anmeldung der Schülerinnen ist sehr erwünscht.

Für auswärtig wohnende Schülerinnen ist der Vorstand gern bereit, gute Pensionen zu ermitteln.

#### Verein zur Förderung des Frauenerwerbs durch Obst- und Gartenbau.

An der Gartenbauschule zu Mariensfelde bei Berlin findet vom 7.—19. April d. J. der erste Teil des diesjährigen Gartenbaukursus für Lehrerinnen statt. Es werden in demselben alle Arbeiten der Frühjahrseinstellung für den Haus- und Schulgarten praktisch und theoretisch behandelt; der Herbstkursus — Ende August bis Anfang September — führt die Kursistinnen in die dieser Jahreszeit zufallenden gärtnerischen Arbeiten ein, einschließlich der Unterweisung in der Obst- und Gemüseverwertung und Konservierung. Die Teilnehmerinnen sind verpflichtet, beide sich ergänzende Kurse durchzumachen. Die Kurse — von dem „Verein zur Förderung des Frauenerwerbs durch Obst- und Gartenbau“ ins Leben gerufen — werden von der Königlichen Regierung zu Potsdam unterstützt und inspiert. Den sich beteiligenden Lehrerinnen sind bisher — die Kurse bestehen seit dem Jahre 1900 — seitens der Königlichen Regierung alle Kosten ersetzt worden. — Gesuche um Zulassung zu den Kursen sind direkt — die erforderlichen Urlaubsgesuche aber auf dem Instanzenwege — an die Königliche Regierung zu Potsdam, Abteilung für Schulsachen, zu richten; gleichzeitig ist die Meldung zur Teilnahme an die Leiterin der Gartenbauschule, Frä. Dr. Elvira Castner, Mariensfelde bei Berlin, einzusenden. Letztere erteilt auch jede erwünschte Auskunft über Wohnung, Ausrüstung u. a. m. Anfragen beantwortet ebenfalls gern Frä. Anna Blum, Spandau, Adamstr. 49.

#### Der Verein „Frauenwohl“ in Danzig

veröffentlicht seinen 11. Jahresbericht; in 7 Vorstands- und ebensoviel Monatsitzungen wurde über die 9 Schöpfungen des Vereins Bericht erstattet.

Die Bildungsabende und Sonntagsunterhaltungen wurden von 72 Schülerinnen besucht, davon nahmen teil an dem Unterricht im Deutschen 42, im Rechnen und Schreiben je 19, Buchführung 16, Stenographie 19 und Zeichnen 11. Die Bibliothek des Vereins hat sich mehr und mehr zur Volksbibliothek entwickelt, wird aber beinahe ausschließlich von Frauen benutzt. Durch Freunde der Bibliothek und besonders durch die Danziger Zeitung werden ihr immer wieder neue und wertvolle Bücher zugewiesen, und sie hat jetzt einen Bestand von 2454 Bänden. Im Laufe des Jahres fanden 3 Unterhaltungsabende statt, die in der üblichen Weise verliefen. Die Weihnachtsmesse war bei reger Kauflust gut besucht und brachte einen Reingewinn von 1090 Mark. Die Stellenvermittlung des Vereins wird in steigendem Maße von Auftraggebern in Anspruch genommen. Der Unterricht in den Nealkursen beschränkte sich in diesem Jahr auf Lateinisch, Französisch, deutsche Literatur und Rechtskunde. Die Gesamtzahl der Schülerinnen betrug 58. Die vom Verein im Jahre 1897 begründete „Hauspflege“ ist seit ihrem Bestehen stetig gewachsen und wurde im letzten Jahre in 241 Fällen in Anspruch genommen. Alle Einrichtungen haben sich zur vollsten Zufriedenheit bewährt. Auch das Zusammenwirken mit dem „Werft-Frauen-Verein“, dem „Verein für Armen- und Krankenpflege“, dem „Armenunterstützungsverein“ und den Gemeindefrauen der verschiedenen Bezirke wurde als segensreich anerkannt. Auch die jüngste Schöpfung des Vereins, der „Rechtsklub“, hat erfreuliche Resultate zu verzeichnen; die Rechtsklubstelle wurde von 223 Besucherinnen in Anspruch genommen. Der Verein wurde im Sommer 1900 durch die Schriftführerin Fräulein Henze auf dem 1. internationalen Frauentag in Paris und im Herbst 1900 durch die Vorsitzende Frau Seidfeld auf der Generalversammlung des Bundes deutscher Frauenvereine in Dresden vertreten.

### Frauenbildungsverein zu Cassel.

Vorsitzende: Fräulein Auguste Förster.

Wie der letzte Jahresbericht hervorhebt, war in dem verflossenen Geschäftsjahr die Hauptthätigkeit wie in den Vorjahren dem Ausbau und dem Betriebe der Anstalten des Vereins gewidmet. Die Fachschule und die Kochschule waren gut besucht, der Kinderhort konnte 108 Zöglinge aufnehmen; seit 5 Jahren sind neben den Mädchen, für die der Hort anfänglich ausschließlich bestimmt war, auch Knaben zur Aufnahme zugelassen worden, und diese Einrichtung hat sich vorzüglich bewährt. Im letzten Jahre besuchten 71 Mädchen und 37 Knaben die Anstalt. Es ist nicht ein einziges Mal zu Unzuträglichkeiten gekommen, die Kinder leben einträglich zusammen wie in einer großen Familie. In dem Heim fanden 45 Mädchen und Frauen Aufnahme. Die Mehrzahl unter ihnen besuchten die Kurse zur Ausbildung von Lehrerinnen. Die Kurse zu beruflicher Ausbildung bilden technische Lehrerinnen aller Art aus, die kaufmännische Schule bietet neben dem Unterricht auch Gelegenheit zu praktischer Ausbildung; ferner besteht auch ein Kursus zur Ausbildung von Hausbeamtinnen. Außer dieser Thätigkeit in den Anstalten erfreute sich aber auch das Vereinsleben eines gesteigerten Interesses durch die mit der Abteilung Cassel des Vereins „Frauenbildung-Frauenstudium“ zusammen veranstalteten Vorträge über die Stellung der Frau nach dem neuen Bürgerlichen Gesetzbuch. Die 7 Vorträge, zu denen 150 Karten ausgegeben waren, fanden eine aufmerksame Zuhörerschaft. Aus der Zahl der Zuhörerinnen hat sich eine Vereinigung von jungen Damen gebildet, die alle 14 Tage zusammenkommen, um sich mit der Frauenbewegung bekannt zu machen und ihre sozialen Arbeitsgebiete kennen zu lernen. Nach 2 einleitenden Vorträgen fanden im Laufe des Winters 9 Versammlungen statt. Die Bibliothek ist durch Neuanfassungen wieder vergrößert worden und erfreut sich reger Benutzung. Es fanden 9 Vortrags- und Unterhaltungsabende statt.

## Bücherschau.

„Ein Moderner“, Roman von Klaus Mittland. Berlin, Fontane, 1902. Die Verfasserin stellt ein meisterhaft beobachtetes Zeit- und Sittenbild in klaren Zügen vor die Augen. Mit dem Blick des Satirikers betrachtet sie die elegante Welt, Finanz- und Adelstheie in ihrer prunkenden Hohlheit. Stark und urwüchsig, ohne Tendenzmacherei ist die strebende, begabte Frau gezeichnet, zwischen der und jener Welt es garricht zu einem Kampfe kommen kann, weil sie die Puppenwirtschaft nicht ernst nimmt. Wohl aber entseßelt ihre gesunde Liebesfähigkeit der begabte Mann, der die höchste Kultur jenes Kreises verkörpert. Seine erschlafte Natur kann nur auf Momente ihre moralische Gleichgültigkeit überwinden. Ohne Gewaltmittel, auf die natürlichste Art rückt die wahrhaftige und ungeschwächte

Frauenatur sich aus der Erschütterung wieder ins Gleichgewicht einer auf sich selbst beruhenden Persönlichkeit. Gruppierung, Darstellungskunst und Stil des Romans sind vortrefflich; hier und da steht der Humor goldene Lichter auf. D. B.

„Zum Gedächtnis der Kaiserin Friedrich.“ Verlag von Dürr, Leipzig. Unter diesem Titel veröffentlicht Margarete Henschke, die verdienstvolle Leiterin der Victoria-Fortbildungsschule, ihre anlässlich der Trauerfeier zu Ehren der Kaiserin Friedrich am 21. November 1901 gehaltene Gedächtnisrede. In wenigen schlichten Zügen, belebt von der Wärme persönlicher Erinnerung, zeichnet sie das Charakterbild der hohen Verstorbenen und hebt insbesondere ihr weitreichendes Interesse für alle Fragen des Frauenlebens hervor. Die kleine





**Originalrezept. Kastanien-**  
 Suppe: 6 Personen. 2 Stunden.  
 Von schwach  $\frac{1}{4}$  Kilo Kastanien  
 entfernt man die äußere Schale,  
 brüht sie mit kochendem Wasser,  
 häutet sie und dämpft sie in  
 100—120 Gramm Butter,  $\frac{1}{4}$  Liter  
 Brühe oder Wasser mit einer  
 Zwiebel, etwas Salz und Zucker  
 weich. Nach dem Entfernen der  
 Zwiebel werden die Kastanien  
 zerdrückt, durch ein feines Sieb  
 gestrichen und mit  $2\frac{1}{2}$  Liter  
 Fleischbrühe verdünnt; die Suppe  
 muß nochmals aufkochen, wird  
 mit  $\frac{1}{2}$  Theelöffel Waggwürze  
 gewürzt und über einigen ganzen  
 weichgedünsteten kleinen Kastanien  
 und gekochtem, in Streifen oder  
 Würfel geschnittenem Kalb- oder  
 Hühnerfleisch angerichtet. v. Bg.

7

English lady (23) requires post in  
 a German school or family (for-  
 mer preferred). Certificated London.  
 Matriculation & first Class College  
 of Preceptors. (honours in English)  
 accent very pure, fluent French  
 acquired abroad, etc. Highest refer-  
 ences. Requirements board-resi-  
 dence, moderate laundry & small  
 salary. Free at once if required.  
 Reply Garcia Gertrude, 34 Carlton  
 Road, Southampton, England.

## Neue Bahnen

Organ des Allgemeinen Deutschen  
 Frauenvereins.

Herausgegeben von [40]  
 Auguste Schmidt.

Das Blatt erscheint 14 täglich und  
 kostet pro Jahr (24 Nummern) 3 M.  
 durch Post oder Buchhandel. —  
 Leipzig. Moritz Schäfer.



Ein Mittel zum Sparen

ist die

**MAGGI-WÜRZE,**

denn wenige Tropfen — beim An-  
 richten zugefügt — genügen, um  
 schwachen Suppen, Saucen, Ge-  
 müsen u. s. w. augenblicklich  
 kräftigen Wohlgeschmack zu  
 geben. In Fläschchen von 35 Pfg.  
 an in Kolonialw.-Gesch. käuflich

## Obst- u. Gartenbauschule für gebildete Frauen. Mariensfelde-Berlin.

Beginn des Kurses für Schülerinnen und Hospitantinnen 3. April. Lehrerinnen:  
 Kursus vom 7. bis 19. April. Meldungen zu richten an

Mariensfelde-Berlin.

Elvira Gastner Dr. D. S.

## Höhere Mädchenschule, wahlfreie Kurse und Lehrerinnen-Seminar

von Frau Alara Gehring, Berlin SW., Schönebergerstr. 3

(nicht am Anhalter, Potsdamer und Ringbahnhöfe).

Anmeldungen täglich von 1—2, Freitags von 1—4 Uhr.

## Letzte-Verein

unter dem Protektorat J. M. der Kaiserin und Königin  
 Berlin S.W., Königgräferstr. 90.

Am 1. April beginnt der neue Kursus des **Seminars zur  
 Vorbereitung für das staatliche Handarbeitslehrerinnen-  
 Examen**; dasselbe ist auch für solche Damen erforderlich, welche sich  
 zur **Industriellehrerin** ausbilden wollen. Das Seminar besitzt eine  
 eigene Übungsstube.

Gelegenheit zur verl. gleichzeitigen Vorbereitung zu den staatlichen  
 Prüfungen für **Turnlehrerinnen** oder für **hauswirtschaftliche Lehre-  
 rinnen** an Gemeinderulen.

Auswärtigen Damen bietet das **Viktoria-Hist** angenehmen Auf-  
 enthalt zu mäßigen Bedingungen.

Nähere Auskunft schriftlich wie mündlich durch die Registratur des  
 Letzte-Vereins, geöffnet wochentäglich von 9—6 Uhr.

Probehefte gratis und franko.

Der Vorstand.

## Konfirmations-Geschenke

aus dem Verlage von Ferdinand Hirt & Sohn in Leipzig.

**Allzeit im Herrn** von Hofprediger D. B. Rogge.  
 Eine Auswahl aus den Werken  
 deutscher religiöser Dichtung. Eingeleitet von Karl Gerok.  
 Mit zahlr. künstlerischen Abbild. 4. Aufl. In Prachtbd. 12,50 M.

Vornehm gediegen  
 ausgestattet.

Schriften von  
 Helene Stöckl:

In Goldschnittband  
 je 4 M.

Lebensbilder christ-  
 licher Frauen.

Im Dienste des Herrn.

Für Deutschlands  
 Töchter dargestellt.

Auf d. Schwelle d. Lebens. + Feierstunden d. Seele.

**Kaiserreich und Gottesreich** von Brigitte  
 Augusti.

Erzählung aus den Tagen der ersten christlichen Märtyrer.  
 Nach H. Stenklewicz' „Quo vadis“ für die Jugend bearbeitet.  
 Mit 12 Conbildern. In Prachtband 6 M. (Neuigkeit!)











Gesetzbuch hat diese Bestimmung nach dem Vorbilde der älteren deutschen Gesetzbücher getroffen; nur das sächsische Gesetzbuch forderte zur Eheschließung die Einwilligung beider Eltern. Bei der Bevorzugung des Vaters ist es geblieben, obwohl der „Bund deutscher Frauenvereine“ den Reichstag dringend um die Gleichstellung der Mutter in diesem Punkte gebeten hat. In der Petition des Bundes (vergleiche Heft II der Schriften des Bundes deutscher Frauenvereine, Seite 8—9) war vorgeschlagen worden, die Eheschließung in den fraglichen Fällen von der Einwilligung beider Eltern abhängig zu machen. Aber diese Bitte der Frauen blieb, wie so manche andere, ohne Erfolg.

Daß die Vorschriften des Bürgerlichen Gesetzbuchs über das elterliche Einwilligungsrecht den Forderungen unseres Rechtsgefühls nicht genügen, zeigt besonders scharf ein praktischer Fall, der im vergangenen Jahre den Vormundschaftsrichter eines preussischen Amtsgerichts beschäftigt hat. Dieser Fall lag folgendermaßen:

Der frühere Subalternbeamte K. war mit einer ziemlich begüterten Frau verheiratet gewesen. Die Ehe war wegen schwerer Verfehlungen des Mannes gegen die Frau geschieden und K. für den allein schuldigen Teil erklärt worden. Demzufolge hatte K. das Vermögen seiner Frau herausgeben und ihr die einzige Tochter überlassen müssen. Er lebte nunmehr von den schmalen Einkünften seiner Pension, war in arge Verbitterung gegen Weib und Kind geraten und führte einen liederlichen Lebenswandel.

Seine Tochter verlobte sich in ihrem 18. Lebensjahre mit einem Feldwebel. Die Mutter war mit diesem Schritte aus vollem Herzen einverstanden und versprach ihrer Tochter eine Mitgift, deren Betrag zur Führung des ehelichen Hausstandes genügte. Der Vater aber gab seine Einwilligung nicht, und so unterblieb die Heirat des Paares. Die Verlobten traten — der Sitte jenes Landesteils folgend — in einen intimen Verkehr, und die Braut kam in andere Umstände. Auch jetzt blieb der Vater bei seiner Weigerung und erklärte, er werde seine Einwilligung zur Heirat geben, sobald das Kind geboren sei. Das Kind wurde geboren, und K. gab auch jetzt seine Einwilligung nicht. Der Richter bestellte ihn zum Vormund des Kindes und empfahl ihm — nach Anhörung der Verlobten und der Großmutter — für die baldige Heirat Sorge zu tragen. Darauf gab K. dem Richter die Erklärung ab, daß er in die Heirat seiner (jetzt neunzehnjährigen) Tochter nicht einwilligen könne, weil die wirtschaftlichen Grundlagen zur Ehe nicht gegeben seien. Obwohl seine geschiedene Frau ihr Mitgiftversprechen vor dem Richter wiederholte und obwohl ihn der Richter auf das Grundlose seiner Weigerung hinwies, blieb K. bei seiner Erklärung. Der Richter begnügte sich deshalb mit dem Alimenterversprechen des Feldwebels und beschied die Brautleute dahin, daß sie mit der Eheschließung warten müßten, bis die Braut ihr 21. Lebensjahr vollendet haben würde.

Der Richter hatte die Überzeugung gewonnen, daß K. teils aus Nachsicht, teils in der Absicht handelte, von seiner geschiedenen Frau Geld zu erpressen. Irgendwelche Bedenken gegen die Heirat lagen nicht vor; im Gegenteil, die baldige Heirat war sogar durch das Interesse des Mündels und der Familie dringend geboten. Das einzige Hindernis war die grundlose Weigerung des Vaters, der Eheschließung zuzustimmen. Und dieses Hindernis zu überwinden, diesen Widerstand zu brechen, ist nach Lage der Gesetzgebung in der That nicht möglich. Es giebt kein Mittel, die fehlende Einwilligung des Vaters zur Eheschließung zu ersetzen!

Daß der Wille der Mutter nicht in Betracht kommt, haben wir schon im Anfang gesagt: es ist ja keiner der vier Ausnahmefälle des § 1305 gegeben. Der Umstand, daß die Ehe der Eltern geschieden und der Ehemann für allein schuldig erklärt worden ist, vermag den Wegfall des väterlichen Rechts auf Einwilligung nicht herbeizuführen. Durch ein solches Scheidungsurteil geht zwar die „Sorge für die Person des Kindes“ vom Vater auf die Mutter über (§ 1635), nicht aber andere aus der Vaterschaft entspringende Rechte, also auch nicht das Einwilligungsrecht des § 1305.

Aber auch der Richter ist in dem vorliegenden Falle machtlos. Der Richter kann freilich in einem Falle die Einwilligung des Vaters, die ohne wichtigen Grund verweigert wird, ersetzen: wenn es sich nämlich um ein Kind handelt, das für volljährig erklärt worden ist. Da die Volljährigkeitserklärung bei Kindern über 18 Jahren erlaubt ist, könnte man ja an den Ausweg denken, daß der Richter die Braut zunächst für volljährig erklären und dann die elterliche Einwilligung ersetzen solle. Aber auch hier würde sich der Wille des Vaters hindernd in den Weg stellen. Denn auch zur Volljährigkeitserklärung ist wieder seine Einwilligung nötig (nach § 4 Absatz 2 des Gesetzbuchs), und diese Einwilligung ist — wie die Umstände liegen — unerreicherbar. Auch dieser Ausweg ist also nicht gangbar.

Man könnte ferner daran denken, den Vater K., der ja gleichzeitig Vormund des Brautkindes ist, auf dem Umwege der obervormundschaftlichen Aufsicht zur Einwilligung in die Heirat anzuhalten. Denn der Vormundschaftsrichter kann den Vormund durch Ordnungsstrafen zur Befolgung seiner Anordnungen anhalten (§ 1837). Damit würde der Richter aber sein Aufsichtsrecht überschreiten. Die beiden Eigenschaften des Vaters und des Vormunds, die sich zufällig in der Person des K. vereinigen, müssen scharf auseinandergehalten werden. Das väterliche Einwilligungsrecht des § 1305 ist ein höchstpersönliches Recht. Ein Eingriff des Vormundschaftsrichters in dieses Recht ist nur in dem schon erwähnten Falle der Volljährigkeitserklärung gestattet, sonst aber völlig ausgeschlossen. Der Eingriff wird also auch dadurch nicht zulässig, daß der Vater gleichzeitig Vormund des Brautkindes ist.

Wir sehen, das Gesetz bietet uns kein Mittel, um in unserem Rechtsfalle das Ehehindernis der väterlichen Einwilligung zu beseitigen. Und unser Fall ist durchaus nicht etwa ein seltener, dem praktischen Leben fremder Fall; bei zahlreichen geschiedenen Ehen werden die Verhältnisse, auf die es wesentlich ankommt, gerade so liegen. Wer Erfahrung hat, weiß genau, daß der geschiedene und für schuldig erklärte Ehemann oftmals von bitterstem Haß gegen die Frau und die Kinder erfüllt ist und sie diesen Haß bei jeder Gelegenheit fühlen läßt. In solchen Gelegenheiten fehlt es ihm nicht; denn das Gesetz beläßt ihm in weitem Umfange den Einfluß auf die Kinder; ein Beispiel bietet eben unser Fall. Wenn auch ein Teil der elterlichen Gewalt auf die Mutter übergegangen ist, so ist doch zur Eheschließung der Tochter die Einwilligung des Vaters allein und endgiltig erforderlich. Daß dieses Ergebnis unser Rechtsgefühl befriedige, wird niemand behaupten wollen. —

Das Gesetz bedarf also dringend der Verbesserung, und diese Verbesserung ist nur dadurch zu erreichen, daß die volle Gleichberechtigung der Mutter in der Frage des Heiratskonsenses anerkannt wird. Es steht mit der „elterlichen Einwilligung“ nicht anders wie mit der „elterlichen Gewalt“ des Bürgerlichen Gesetzbuchs: beide



sind nur scheinbar Rechte der Eltern, in Wahrheit ausschließliche Rechte des Vaters. Die Einwilligung der Mutter in die Heirat ihres Kindes kommt erst in Frage, wenn der Vater verstorben, verstorben oder geschäftsunfähig ist!

Die Motive zum Bürgerlichen Gesetzbuch (Band IV, Seite 26) sagen, es entspreche der Stellung des Vaters als des Hauptes der Familie, daß er bei dem Ehekonsens den Ausschlag gebe. Es liegt aber nicht der mindeste Grund vor, hier die Mutter zurückzusetzen. Das Konsensrecht ist, wie die Motive an anderer Stelle treffend hervorheben, ein Ausfluß der den Eltern geschuldeten Ehrerbietung und der persönlichen Interessen der Eltern; denn bei der Eheschließung der Kinder kommen auch die Familieninteressen, besonders die gesetzliche Unterhaltspflicht in Frage. Nun, daß das Kind der Mutter die gleiche Ehrerbietung schuldet wie dem Vater, bedarf keiner Erörterung. Und was die Interessen anlangt, so geben die Motive des Gesetzes (Seite 26) selbst zu, daß die Interessen der Mutter durch die Heirat des Kindes nicht weniger berührt werden als die des Vaters. In Betracht kommt hier vor allem die Unterhaltspflicht der Eltern gegen ihre Abkömmlinge im Falle der Bedürftigkeit; diese Pflicht kann durch die Vergrößerung der Familie zu einer schweren Last werden. Nach dem Gesetzbuch (§ 1606 Absatz 2) haftet freilich für den Unterhalt der Vater vor der Mutter, so daß zunächst nur der Vater in Anspruch genommen werden kann. Aber dieser Vorzug der Mutter ist nur ein scheinbarer; er wird völlig wettgemacht durch den Umstand, daß dem Vater die Nutznießung am Vermögen der Frau und der Kinder zusteht. Steht die Nutznießung am Kindesvermögen ausnahmsweise der Mutter zu, so ist diese dafür wieder an erster Stelle — also vor dem Vater unterhaltspflichtig. Hieraus ergibt sich klar, daß auch die Interessen der Mutter durch die Heirat des Kindes unmittelbar berührt werden. Es ist also Unrecht, das Urteil und die Wünsche der Mutter in einer für sie so wichtigen Familienangelegenheit zu mißachten; die Mutter muß in dieser Angelegenheit dem Vater völlig gleichgestellt werden. —

Der „Bund deutscher Frauenvereine“ hat sich in der erwähnten Petition auf den Vorschlag beschränkt, die Einwilligung beider Eltern im Gesetz als erforderlich vorzuschreiben. Danach müßten Vater und Mutter einhellig mit Ja stimmen, um das Ehehindernis zu beseitigen, und die Heirat wäre vereitelt, sobald auch nur ein Teil mit Nein stimmte. Eine solche Gesetzesvorschrift würde aber den Forderungen der Gerechtigkeit nicht entsprechen. Der Vorschlag des „Bundes“ hat zwar das richtige Bestreben, die Mutter dem Vater gleichzustellen; aber es ist übersehen worden, daß die vorgeschlagene Regelung das Ehehindernis des Elternkonsenses übermäßig erschwert. Denn es ist durchaus unbillig, daß die willkürliche Weigerung des einen Elternteils der Einwilligung des anderen Teiles jede Kraft benehmen und das Zustandekommen der Ehe absolut hindern soll. Gerade unser Rechtsfall zeigt klar, wie unbillig ein solches Ergebnis wäre, welchen Ehen damit der Weg geebnet würde. Es gilt also, eine befriedigende Lösung für den Fall zu finden, daß die Meinungen der Eltern auseinandergehen, daß der eine Teil mit Ja, der andere mit Nein stimmt. Das Bürgerliche Gesetzbuch hat für Meinungsverschiedenheiten der Ehegatten den allgemeinen Grundsatz aufgestellt, daß der Wille des Mannes entscheidet. Es kann dahingestellt bleiben, ob dieser Grundsatz an sich Billigung verdient; jedenfalls ist kein Anlaß vorhanden, ihn bei dem Falle des Heiratskonsenses zur Anwendung zu bringen. Denn hier wiegen, wie wir gesehen haben, die Stimmen beider Eltern gleich schwer.

Wir meinen, der Streit wird am besten durch eine höhere und gleichzeitig unparteiische Instanz geschlichtet, und diese Instanz ist der Vormundschaftsrichter. Der Vormundschaftsrichter müßte die uneinigen Eltern über ihre Gründe hören, müßte ferner die Verlobten hören und auch sonst die Sachlage untersuchen, soweit es zur Beurteilung der Heiratsfrage erforderlich ist. Man darf sicher sein, daß seine Entscheidung alsdann die Gewähr einer gerechten Entscheidung in sich tragen würde. —

Nach unseren Erwägungen müßte also die Konsensfrage folgendermaßen geregelt werden: Willigen Vater und Mutter ein, so ist die Eheschließung zulässig; sind Vater und Mutter dagegen, so ist sie unzulässig; sind beide verschiedener Meinung, so entscheidet der Vormundschaftsrichter.



## Sollen wir Findelhäuser bauen?

Von

Anna Payprich.

Nachdruck verboten.

**E**ine der kühnsten und zugleich weiblichsten Führerinnen der Frauenbewegung, Mrs. Josephine Butler, sagte einst: „Wenn Frauen helfen wollen, genügt es nicht, daß sie ein gutes Herz und guten Willen haben, sie müssen auch Wissen und Kenntnisse besitzen. Durch Verstandesbildung ist noch niemals das Gemüt der Frau verkümmert; die Ausbildung des Verstandes trägt vielmehr dazu bei, das Gemütsleben zu schönerer und reicherer Entfaltung zu bringen.“ Die Wahrheit dieser goldenen Worte kam mir wiederum so recht zum Bewußtsein, als ich jüngst in der Tagespresse einige Äußerungen von Frauen zur Findelhausfrage las. Getrieben durch das Mitleid mit den unglücklichen Opfern der Not und des Leichtsinns, fordern einige bekannte Schriftstellerinnen die Gründung von Findelhäusern. Frau Elisabeth Meyer-Förster betont ausdrücklich, daß Frauen garnicht gefühlvoll genug einer so tief erbarmenden Frage gegenüber sein könnten. Sie hat das Elend des unehelichen Kindes kennen gelernt aus den Erfahrungen, die sie bei den Armen ihrer eigenen Kinder gemacht, und schildert in pathetischer Weise, wie sie „in Gewissensangst“ vier Ziehmütter (die sie als „Hyänen“ bezeichnet) aufgesucht habe, um Platz für das sterbende Kind der Amme zu finden, bis dies schließlich in ihren Armen im Vorzimmer eines Arztes starb. Und sie knüpft an die Schilderung dieses Erlebnisses die Aufforderung: „Findelhäuser! Nochmals Findelhäuser! Laßt uns welche gründen! Laßt uns eine Kette schließen, alle, die wir Kinder haben oder Kinder lieben oder auch nur die Gerechtigkeit lieben!“<sup>1)</sup> Man fragt sich unwillkürlich, ob die „in Gewissensangst“ umherirrende Dame denn nie auf den Gedanken gekommen ist, das unglückliche Kind dorthin zu tragen, wohin es gehört, an das Herz, an die Brust der eigenen Mutter! Dort sprudelte ja der Lebensquell für den armen verschmachtenden Säugling! Ja, aber diesen Lebensquell hatte die Dame, „die garnicht gefühlvoll genug sein kann“, die so wunderbar rührende Worte über „Mutterliebe“ und

<sup>1)</sup> „Der Tag“ Nr. 559 vom 15. Dez. 1901.

„Gerechtigkeit (!)“ findet, für Geld gepachtet und beschlagnahmt für ihr eigenes Kind! Aus denselben Erfahrungen kommt Frau Annie Neumann-Hofer zu denselben Forderungen: Gründet Findelhäuser! Also Findelhäuser, damit die Damen der „guten Gesellschaft“, die ihre Mutterpflichten nicht erfüllen können oder sich ihnen entziehen wollen, beruhigten Gewissens ihre Kinder der Amme überlassen können! Frau Annie Neumann-Hofer bleibt jedoch nicht ganz auf dem Standpunkt jenes naiven Egoismus stehen, sondern sie behauptet, ein Findelhaus sei nicht nur eine That der Barmherzigkeit, „sondern auch eine für die ganze Nation nutzbringende That.“

Es ist nicht das erstmal, daß die Findelhausfrage in Berlin erörtert wird. Vor einigen Jahren hatte ein Ehepaar Schmidt der Stadt Berlin ein erhebliches Legat von einigen Millionen vermacht zur Gründung eines Findelhauses. Der Magistrat konnte sich jedoch nicht dazu entschließen, den Wunsch der Stifter zu erfüllen, sondern verwandte die Summe, nachdem sie einige Jahre unbenutzt gelegen, zur Gründung des Kinderasyls in der Kürassierstraße, das im Sommer 1901 eröffnet worden ist. Was hatte die Väter der Stadt veranlaßt, jene „für die ganze Nation nutzbringende That“, zu der ihnen doch die Mittel zur Verfügung standen, nicht zu verwirklichen? Die Erwägung und die Erkenntnis, daß ein Findelhaus ein Anachronismus ist, eine Einrichtung, die weder vom ethischen noch vom sozialpolitischen Standpunkt aus zu billigen, die absolut nicht mehr in unser modernes Leben paßt und in allen Staaten im Aussterben begriffen ist, weil sie sich als nutzlos, ja als schädlich erwiesen hat.

\* \* \*

Ihre Entstehung verdanken Findelhäuser jenen rohen, unsicheren Zeiten, in denen das Aussetzen von Kindern ungemein häufig war. Die christliche Kirche, die — im Gegensatz zum Altertum — in jedem menschlichen Wesen die unsterbliche Seele und das Ebenbild Gottes ehrte, nahm sich der Hilflosen an und steuerte dem Massenmord an den Kleinen, indem sie an den Gotteshäusern Marmorbetten anbringen ließ, zur Aufnahme der Ausgesetzten, die dann in Privatpflege gegeben wurden. Das Konzil von Rouen im 9. Jahrhundert ermahnte ausdrücklich die Geistlichen, in ihren Gemeinden bekannt zu machen, daß die Eltern, die ihre Kinder nicht zu unterhalten vermöchten, diese nicht töten, sondern der Kirche übergeben sollten.

Auf diese Weise entstand zu Mailand das erste wirkliche Findelhaus im Jahre 787, doch erst im 12. und 13. Jahrhundert wurde das System in Italien und Frankreich allgemein durchgeführt. Papst Innocenz III. errichtete 1198 in Rom das noch jetzt existierende Ospedale di Santo Spirito mit der „Drehlade“ (ruota), durch welche die Mütter ihre Kinder ungesehen in das Haus schieben konnten. Später führten Mailand, Florenz und schließlich 1804 auch Frankreich diese Einrichtung ein. Was zuerst aus christlicher Liebe geschah, wurde später aus Gründen der Staatsraison weiter ausgebaut. Schon Ludwig XIV. erklärte die Findelhäuser für Staatsanstalten, weil die Findlinge „einst dem Staate nützen können“ und Napoleon I., der aus den eltern- und heimatlosen Kindern ganz besonders gute Soldaten und Matrosen zu gewinnen hoffte, ordnete an, daß in allen Arrondissements Findelhäuser mit Drehladen eingerichtet würden. So entstanden unter seiner Regierung 300 Findelhäuser, und die Zahl der ihnen anvertrauten Kinder wuchs in erschreckendem Maße: in den Jahren 1784 bis 1815 steigerte sich die Zahl von 40 000 auf 80 000, um in den dreißiger Jahren den Höhepunkt von 130 000 zu erreichen. Wohlhabende Bauernfamilien entlebten sich auf diese Art ihrer Töchter und zogen nur die Söhne selbst auf. Man hat auf Grund dieser schlimmen Erfahrungen die Drehladen nach und nach abgeschafft und die Aufnahme in offenen Bureaux vorgenommen, immerhin betrug die Zahl der auf öffentliche Kosten unterhaltenen Kinder im Jahre 1898 noch 83 072; das bedeutet eine jährliche Ausgabe von 4½ Millionen Francs. Außerdem werden die „filles mères“, die ihr Kind selbst nähren und bei sich aufziehen, drei Jahre lang unterstützt, und zwar mit monatlich 25 Francs. Doch ist das Verfahren der assistance publique mit so vielen Umständen und Härten verknüpft,

daß viele uneheliche Mütter sich scheuen, davon Gebrauch zu machen. Ganz ähnliche Erfahrungen wie in Frankreich hat man in Belgien gemacht und noch schlimmere in Italien, dem klassischen Lande der Findelhäuser. Dort kamen nach Hügel's Berechnung im Jahre 1854 auf eine Bevölkerung von 22,7 Millionen 146 Findelhäuser (mit Drehlade) und auf je 10 000 Einwohner 44 Findlinge. Seit dem Jahre 1866 sind aber auch in Italien die Findelhäuser im Verschwinden begriffen, und man hat seitdem keine Zunahme an Kindesmorden oder Verbrechen gegen das keimende Leben konstatiert. Allerdings hat die Zahl der auf Kosten der Gemeinden unterstützten Kinder nicht abgenommen. Noch im Jahre 1896 kamen 42 auf 10 000 Einwohner, aber man hat die Ausgaben zweckmäßiger anwenden können und mehr Kinder am Leben erhalten. Von den im Jahre 1896 unehelich geborenen Kindern, im ganzen 70 278, wurden 40 000 von ihren Müttern bzw. ihren Eltern aufgezogen, während die anderen meist früh starben oder in öffentlichen Anstalten untergebracht wurden. Dies bedeutet immerhin einen Fortschritt im Vergleich zu dem System der schrankenlosen Aufnahmen, bei dem nicht nur die meisten unehelichen Mütter, sondern auch viele legitime Eltern sich den Pflichten gegen ihre Kinder entzogen. In Rom und Florenz waren 1864 achtzehn Prozent der „Trovatelli“ ehelichen Ursprungs. Von den 13 881 Kindern, die in den Jahren 1843—54 aus dem Mailänder Findelhaufe reklamiert wurden, waren 13 063 eheliche und nur 818 uneheliche. „Es kann in der That keine schärfere Verurteilung des Systems geben,“ schreibt Professor Conrad, „als ihn dieser Nachweis liefert, daß in einer Stadt wie Mailand und deren nächster Umgebung alljährlich gegen 3000 Mütter, welche keine Schande zu verbergen haben, dadurch verleitet werden, ihre heiligsten Pflichten zu verletzen, ihre Kinder zu verstoßen“.

Das größte aller Findelhäuser befindet sich in Moskau und wurde von der Kaiserin Katharina II. im Jahre 1763 gegründet. Von seiner Ausdehnung können wir uns annähernd einen Begriff machen, wenn wir hören, daß 24 Ärzte und circa 800 Ammen im Hause angestellt sind. In der Umgebung ist eine Kolonie von 5000 Dörfern zur weiteren Verpflegung der Findlinge bestimmt, denn die Kinder werden nur bis zum Alter von 6 Wochen, höchstens von einem Jahr im Hause behalten.

In Österreich bestehen gegenwärtig noch 8 sogenannte Findelanstalten, doch haben sie bereits seit Joseph II. den eigentlichen Charakter der Findelhäuser verloren, dadurch, daß mit dem Prinzip der Anonymität gebrochen wurde. Sie sind fast ausschließlich als Ergänzung zu den großen Entbindungsanstalten gedacht; die Aufnahme findet, soweit irgend möglich, gegen Bezahlung statt. Anfang der neunziger Jahre wurden über 9000 Kinder in diesen Anstalten verpflegt, während 30 000 außerhalb untergebracht waren.

In protestantischen Ländern sind die Findelhäuser niemals in Aufnahme gekommen, da es hauptsächlich die geistlichen Orden waren, die sie begründet und unterhalten hatten. Als man im Beginn des 18. Jahrhundert sie aus „Staatsrücksichten“ in London, Berlin, Dresden, Hamburg, Kopenhagen etc. einführen wollte, sind sie nach kurzer Frist wieder eingegangen. Dieser Mangel an Findelhäusern hat keine üblen Konsequenzen gehabt, wie folgende Zahlen beweisen: In Paris werden jährlich 145 ausgelegte Kinder gefunden, in Frankfurt a. M. 2—3, in Berlin 15—20. In Italien kommt ein Kindesmord auf 6000 Geburten, in Preußen auf 13,000. In den Ländern, in denen man die Drehlade abschaffte, haben sich die Kindesmorde nicht vermehrt.

Die Mißstände, die sich bei dem System der Findelhäuser herausgestellt haben, betreffen, um es kurz zu resümieren, hauptsächlich folgende Punkte: die große Kindersterblichkeit, die eine Höhe von 70 Prozent erreicht. Man wählte daher bald den Ausweg, die Säuglinge nur kurze Zeit in der Anstalt selbst zu behalten und sie dann in Pflege aufs Land zu geben. Doch auch diese Maßregel ist mit großen hygienischen Bedenken verknüpft. Eine Berechnung von Enrico Maseri ergibt in Bezug auf Italien unter den Pflegekindern eine Sterblichkeit von 376 auf 1000,



während von den ehelichen Kindern nur 175 von 1000 im ersten Lebensjahr starben. Doch noch eine andere Gefahr ist zu berücksichtigen: derselbe Autor giebt an, daß in den Jahren 1890—1896 jährlich 1097 Pflegekinder an erblicher Syphilis erkrankt sind. Diese übertragen naturgemäß die schreckliche Krankheit auf ihre Mütter und Ziehmütter und können auf diese Weise die Ursache der Verseuchung gesunder ländlicher Distrikte werden. Auch die entsetzlichen Mißstände des Ziehkinderwesens, die Zola in seinem Buche „Fécondité“ schildert, sollen nach Aussage von Sachverständigen durchaus nicht übertrieben sein.

Ganz besonders aber sind Findelhäuser aus moralischen und ethischen Rücksichten zu verwerfen. Sie veranlassen nicht nur, wie wir gesehen haben, unzählige Eltern, sich ihrer legitimen Sprößlinge zu entledigen, sondern sie sind auch eine sittliche Gefahr für die uneheliche Mutter. Die Möglichkeit, sich ihres Kindes zu entledigen, giebt der unehelichen Mutter noch nicht die Möglichkeit, einen Broterwerb zu finden, den sie meistens in der Zeit der Schwangerschaft verlor. Sie fällt darum nur zu häufig dem Laster in die Arme. Nach Parent-Duchatelet stellen die von ihren Verführern während der Schwangerschaft verlassenen Mädchen ein großes Kontingent der Pariser Prostitution; in Berlin machen wir dieselbe Beobachtung: von den 1689 erstmalig Inhaftierten im Jahre 1900 hatten 184 eheliche und 381 uneheliche Kinder. Also 30% der wegen gewerbmäßiger Unzucht Arretierten waren geschiedene, eheverlassene und uneheliche Mütter. Andererseits aber wissen wir auch, daß die unehelichen Kinder den größten Prozentsatz des Verbrechertums ausmachen. Diese Thatsachen sollten allerdings eine Mahnung an alle Menschenfreunde sein, sich dieser Ärmsten unter den Armen anzunehmen. Aber nicht, indem man Mutter und Kind trennt, sondern indem man der Mutter die Möglichkeit verschafft, ihr Kind bei sich zu behalten und wenigstens während der ersten Monate selbst aufzuziehen.

Man wende nicht ein, daß dieser Schutz, diese Erleichterung für die uneheliche Mutter einer Förderung der Unsitlichkeit, des Leichtsinns gleichkäme. Die Geschichte hat gelehrt, daß die barbarischen Strafen, welche das Mittelalter gegen Kindsmord, Fruchtabtreibung und Unzucht verhängte, diese Vergehen nicht einzudämmen vermochten, während sie unter unseren milderen Sitten im Abnehmen begriffen sind. Rigorose Strafen haben noch niemals eine Hebung der Sittlichkeit bewirkt. Außerdem würde eine derartige Härte im Widerspruch stehen sowohl mit dem Gebote christlicher Liebe wie mit den Anforderungen der Gerechtigkeit. Man wolle doch nicht aus den Augen lassen, daß der Urheber dieser traurigen Verhältnisse in erster Linie der Mann ist. Die Schutzlosigkeit der unehelichen Mutter bedeutet zugleich die Unverantwortlichkeit des unehelichen Vaters. Nimmt sich jedoch die Gesellschaft des verführten Mädchens und ihres Kindes an, so ist sie imstande, was das schutzlose Mädchen selbst in den seltensten Fällen kann, den Verführer zur Übernahme seiner Pflichten zu veranlassen. Das sogenannte Taubesche System der Generalvormundschaft, wie es nach dem bewährten Vorbilde Leipzigs jetzt in verschiedenen deutschen Städten eingeführt wird, hat sich in der Hinsicht aufs Beste bewährt.<sup>1)</sup> Circa  $\frac{2}{3}$  der unehelichen Kinder werden durch die spätere Heirat ihrer Eltern legitimiert, und selbst wo dies nicht geschieht, wird die Pflege des mütterlichen Instinktes (der durch das Findelhaussystem ertötet wurde) der unehelichen Mutter den moralischen Halt geben, der sie am besten vor einem sittlichen Niedergang schützt. Die ganze Tendenz unserer Zeit geht darauf hinaus, den Vater zur Verantwortung zu ziehen. In der Schweiz, in Skandinavien, in Amerika treten Frauenvereine für die Erbberechtigung des unehelichen Kindes ein. Diese Tendenz ist entschieden eine gesunde, sowohl vom moralischen, wie vom sozialpolitischen Gesichtspunkt aus, denn wenn der Mann die Konsequenzen seines Leichtsinns tragen muß (die man bisher der Frau allein aufbürdete), wird er lernen, seine Leidenschaften zu zügeln. Der Schutz der unehelichen Mutter bedeutet also nicht

<sup>1)</sup> Vgl. Dr. med. Neumann: Öffentlicher Kinderschutz. Jena 1895. — Taube: Schutz der unehelichen Kinder in Leipzig. Leipzig 1893. — H. Lange u. G. Bäumer: Handbuch der Frauenbewegung. II. Teil, S. 45 u. S. 90.



eine Begünstigung des Leichtsinns, sondern wird dazu beitragen, die unehelichen Geburten einzuschränken und die illegalen Liebesverhältnisse zur Ehe zu führen. Anstatt eine Lockerung der Sitten dürfen wir vielmehr von diesen Maßregeln eine Festigung der Familie, die doch das Fundament aller Sittlichkeit ist, erwarten. Es wird noch einer langen Arbeit bedürfen, um dies Ziel zu erreichen, und die Frauen sollten in erster Linie für diese Arbeit eintreten, indem sie sich in allen Städten die Zulassung zur öffentlichen Armenpflege erringen. Der Protest gegen Findelhäuser bedeutet also keineswegs ein „die Hände in den Schoß legen“; im Gegenteil, wir sind Gabriele Reuter, die zuerst die Frage aufwarf: „Warum hat Berlin kein Findelhaus?“ äußerst dankbar für ihre wertvolle Anregung, die uns Gelegenheit giebt, auf das hinzuweisen, was not thut. Nicht „Findelhäuser“, sondern „Wöchnerinnenheime“ sei die Devise! Auch begnügte sich Gabriele Reuter durchaus nicht mit einer rein theoretischen Anregung, sondern nahm thatkräftig die Gründung eines Vereins in die Hand, der die Errichtung von Wöchnerinnenheimen bezweckt.

Wöchnerinnenheime sind entschieden noch zweckmäßiger, als Kinderasyle in der Art der Schmidtschen Stiftung in der Kürassierstraße, weil — wie u. a. Ritter von Rittersheim nachgewiesen hat — bereits der größte Teil der unehelichen Kinder mit einem anormal niedrigen Gewicht zur Welt kommt, infolge der Not und Entbehrung, mit denen die Mütter meistens zu kämpfen hatten. Dies ist auch ein Hauptgrund der großen Sterblichkeit der unehelichen Kinder. Es gilt darum, Mutter und Kind nicht erst nach der Geburt, sondern schon vorher zu schützen, wie dies z. B. die Stiftung des Fräulein Lungstraf in Bonn a. Rhein anstrebt, die in jeder Weise glänzende Erfolge aufweist.<sup>1)</sup> Auch Paris verdankt der Privatwohlthätigkeit einer Mme. Becquet de Bienne die Gründung eines Wöchnerinnenasyls in der Avenue du Maine. Die Stadt Paris hat kürzlich nach diesem Muster eine zweite Anstalt in der rue de Tolbiac errichtet; beide zu circa 40 Betten. Es ist dies eines der vielen Beispiele, daß Staat oder Kommune erst durch die Initiative der Privatwohlthätigkeitspflege auf die Bahn der sozialen Hilfe gelenkt werden. Dies sollte allen Vereinen ein Ansporn sein, in ihren Bestrebungen nicht zu erlahmen; schließlich muß doch der Staat zu der Einsicht kommen, daß es — abgesehen von humanitären Gründen — zweckmäßiger und lukrativer ist, durch geeigneten Mutter- und Kinderschutz dem Vaterlande gesunde, leistungsfähige Bürger zu erziehen, anstatt — wenn es zu spät ist — durch die Gründung von Hospitälern, Rettungshäusern und Gefängnissen die Gesellschaft vor den Folgen jener Unterlassungssünde zu schützen. Bis wir das erstrebenswerte Ziel eines allgemeinen, staatlichen Mutterschutzes erreicht haben, aber müssen wir zur Selbsthilfe greifen und so wollen wir denn — um mit Frau Meyer-Förster zu reden — „alle, die wir Kinder haben, oder Kinder lieben, oder auch nur die Gerechtigkeit lieben“, eine Kette schließen, nicht um Findelhäuser zu gründen, welche die Mutterliebe ersticken und die Familienbände zerreißen, sondern um Zustände herbeizuführen, die es jeder Mutter ermöglichen, beschützt vor Not und Elend, ihr eignes Kind zu nähren und zu erziehen!

<sup>1)</sup> Es würde zu weit führen, näher auf die Art der Einrichtung und Leitung dieser Anstalt einzugehen. Interessenten wollen sich um Auskunft direkt an Fräulein Lungstraf wenden.





Da hatte er aber nicht mit seinem Gewissen gerechnet, das hob sein zudringliches klares Kindergesicht und redete in seine Gründe herein wie ein richtiges enfant terrible. Er würde nachgeben; aber noch setzte er der Mahnung Widerstand entgegen.

Während er seine Ziege melkte und die Sonne ihm warm auf den Rücken und das spärliche Haar schien, überlegte er: Erstens hatte ihn niemand drum gebeten, zu seinem Pflegebruder zu gehen. Sein Bruder hatte nur Andeutungen gemacht, daß es nicht gut bei ihm stände. Zwischen den Zeilen konnte man so etwas wie eine Hoffnung herauslesen, daß es einen Nutzen haben könnte, wenn er käme. Zweitens machte es ihm eine große und hundert kleine Ungelegenheiten, wenn er sein Häuschen verließ; niemandem hätte er sie aufzählen können, so fein und zart waren sie ihrer Natur nach. Drittens kostete die Reise Geld, und davon hatte er nicht viel, kaum so viel, um den Winter mit seinem Viehzeug durchzuhalten. Jetzt im Herbst war keine Aussicht mehr, daß ihn jemand aus der Umgegend so gewissermaßen in höherer Gartenkunst beschäftigte. Nun also!

Und du wirst doch reisen! Ganz gewiß! Deine Augen röten sich im Kummer um die Zwietracht deiner Verwandten, dein Herz brennt; damit ist aber nicht genug geschehen. Der Gedanke an deine Verwandten ist gekommen, er fordert, daß du etwas thust; wenn du ihn fallen läßt, wird er doch immer wieder kommen und sich in das klare Netz deiner Vorstellungen drängen wie eine dunkle Spinne. Sieh, du bist ja so ungeheuer glücklich und froh, du lebst ja königlich, du mit deiner Seele, deinen Büchern, deinem Psota und allem drum und dran. Hast du vergessen, wie es war, ehe du gelandet bist? Wer aber gelandet ist, hat nun einmal die Verpflichtung, den andern beizuspringen, die in Unfrieden und Dunkelheit leben. Du wirst hin zu ihnen, du wirst Frieden, Frieden stiften, Frieden stiften!

Anton Stenzel war es, als klänge Musik von draußen herein aus der sonnigen Unendlichkeit in das dumpfe Ställchen oder aus der Unendlichkeit seiner Brust heraus in den Sonnenschein.

War nicht die Musik etwas Höheres und

Besseres als dies ängstliche Bedenken der Gründe, weshalb es nicht ging, daß er reiste? Ja, tausendmal ja, Musik ist besser wie Straßenlärm, das Tictack einer Uhr oder Hähnegegader. Die Ziege bog ihr trocknes erstauntes Gesicht mit den gelblichen steinernen Augen nach rückwärts, sie bewegte die Nase über den platten Zähnen und griff nach Anton Stenzels Ohrläppchen. Er hatte aufgehört zu melken. Das Entzücken, mit dem er sich überwinden ließ, und ein kindlich süßer Vorgeschmack an dem vorauszu sehenden Erfolg seiner Bemühungen ließ ihn seine Beschäftigung vergessen. Wie einfach, wie notwendig erschien ihm, was er zu thun hatte! Frieden stiften, das hieß den Verwandten nach besten Kräften einige Aufklärung geben — nicht mehr und nicht weniger.

Also reiste Anton Stenzel. Vorher war er zu der Wittve Maul gegangen, der er sein Anliegen mitteilte. Sie war bereit gewesen, ihm zu dienen, ach, nur zu bereit. Das war es ja eben, daß sich die Weiber im Dorf, besonders diese Wittve, einbildeten, ein einzelner Mann, besonders ein so gebildeter Mann, der es früher besser gehabt, sei ganz bestimmt mit einer Wirtschaft schlecht dran; sie müsse ihm eine Last sein, selbst wenn er sich den ältesten Sohn der Väterfrau zu Hilfe nähme; es könne durchaus nicht alles so sein, wie es sollte. „Nur auf einige Tage gehe ich fort,“ betonte Anton Stenzel, „nachher lebe ich wieder in meiner alten Weise.“

„So! Ich dachte schon, Sie reisen auf die Freite, Herr Stenzel,“ sagte die Wittve beziehungsreich.

„Nein, in meinen Jahren läßt man solche Dinge bei seite. Ich bin ein krüpplicher alter Mann,“ sagte Anton Stenzel. Er hätte etwas darum gegeben, wenn die Wittve Maul endlich einmal Einsicht in seine Gesinnung gewonnen hätte; die aber dachte nur an das, was sie sich in ihrem engen Verstand als für sich wünschenswert zurecht gelegt hatte, und beachtete gar nicht die Verschiedenheit ihrer Natur von der des Mannes.

Anton Stenzel lahnte etwas. Er war mittelgroß und dürr, hatte lange Arme und abfallende Schultern, ein blaßes Gesicht und dünne, krankende Haare; sein Bart umrahmte

wie eine Rauchwolke sein unteres Gesicht. Schön war er nicht, aber sein Gesicht war anziehend; aus seinen gelbbraunen Augen sah die edle Ruhe und Freudigkeit einer gesunden, starken Seele.

Er hatte sich nicht bei seinem Pflegebruder angemeldet, obgleich der Besitzer eines kleinen Gutes war und Pferde hielt, die ihn von der Bahnstation hätten abholen können. Zu Fuß, eine Tasche an seinem Stock über die Schulter gehängt, lahmte er die Chaussee herunter. Für seine Absicht schien es ihm besser, sowohl unangemeldet, als ganz bescheiden anzukommen.

Es war fünf Uhr nachmittags, als er die Stufen der Treppe, die zu seines Pflegebruders Haus führte, erstieg. Er fühlte sich heiß, und der Eifer, einen endlichen Einblick in die Dinge zu thun, mit denen er es aufnehmen wollte, beunruhigte seine Brust.

Niemand ließ sich sehen. Ein alter Hund, der in der Sonne schmorte, und ein junger Piauhahn, der sein kleines Rad durch Auf- und Zumachen ausprobierte und dazu mit herabschurrenden Flügeln in die Runde lief, kümmerten sich nicht um ihn. Kein Fenster war geöffnet, an keinem zeigte sich ein menschliches Gesicht. Nur brennende Liebe in Blumentöpfen stand in stillem Feuer hinter den Scheiben. Von einem Kastanienbaum fielen Blätter auf ein weiße Bank herab; während Anton Stenzel hinsah, löste sich da und dort ein Blatt, ganz steil kamen sie herab und blieben mit dem Stengel nach oben liegen.

Der Ankömmling that recht daran, daß er sogleich durch die Veranda und die Gartenstube in den Hausflur ging, in den die Küche mündete. Da traf er das Stubenmädchen.

„Nach dem Kaffe sind alle Herrschaften auseinandergegangen, jeder einzeln,“ berichtete sie, „wohin könne sie nicht sagen. Der alte Herr Karl ist seit zwei Wochen alle seine Mahlzeiten auf seiner Stube.“ Das Mädchen machte ein bedeutsames Gesicht. Es hat Zant gegeben, setzte sie hinzu.

In der Wohnstube, einem von Möbeln engen Raum mit hängenden Balken, ruhte Anton Stenzel auf einem Stuhle an der Thüre ein wenig aus. Da war sie wieder, die Musik, die ihn hergelockt, aber sie schien

mit seinem Gemüt nicht so innig verwachsen, größer und strenger erklang sie und ferner. Er fühlte so viel Mut und Hoffnung wie je, auch als er sich der Betrachtung seiner Umgebung hingab, die doch das Wesen seiner Verwandten in sich gezogen hatte und redete. Da die Kommode! Beherbergte sie in ihren drei Abteilungen außer ihrem Inhalt nicht manche trübe Erinnerung? Das Sofa wußte von spitzen Reden, Andeutungen und Hieben, dem ganzen gräßlichen Rüstzeug von Menschen, die sich untereinander betrogen. Der Spiegel konnte auf eine Reihe von Bildern der Feindseligkeit blicken. In der Luft lag Spannung. Auf den Einsamen, der an die Umgebung gewöhnt ist, in der seine eigenen Regungen sich verdichten, wirkte die Luft in der Wohnstube stark ein. Oder war er übermüdet und geneigt, seine Empfindungen zu übertreiben? Ihm erschien die Stube wie ein Totenhaus, nichts barg sie, was mit dem wahren Leben Gemeinschaft hatte, nur rohe Trümmer und unnütze Gebilde.

Jemand tritt rasch ein, ein schwächliches Mädchen mit schmalem Gesicht, das Seelenleiden verrät. „Wie hab' ich mich erschrocken!“, sagt sie mit einem kleinen scharfen Ruck, in dem sie stehen bleibt. „Wer setzt sich auch so nah' an die Thüre!“

Anton Stenzel erhebt sich und reicht seiner Nichte Josepha die Hand.

„Onkel Anton!“ sagt sie zerstreut und nicht gerade erfreut.

„Du bist die erste, die ich antreffe; mit dir will ich zuerst reden,“ sagt er, ihren Blick suchend.

„Von was denn reden!“ Sie tritt zum Fenster, und da verzieht sich ihr Gesicht, es wird leer und hart. Draußen steht ihre Schwester, barhäuptig, in gebückter Haltung neben dem alten Hund, ihn mit einem Zweig um die Schnauze fädelnd. Drei dicke goldene Rollen auf ihrem Hinterkopf und eine bäumende Fülle von Ringellocken vorne über der Stirn strahlen von ihrem Haupte, wie der Helm einer Königin. Seit gestern Abend trägt die Schwester diese herausfordernde, empörend glanzvolle Haartracht.

Josepha bemerkt, daß Anton Stenzel ebenfalls zum Fenster herausieht; daß ihn der

Anblick des großen üppigen Mädchens mit dem goldenen Haarkelch blendet, nimmt sie an. Masch wendet sie sich ihm zu und fixiert ihn. „Es ist wohl manches bei uns, über das man reden könnte,“ sagt sie eilfertig. „Wir leben nahe bei der Hölle miteinander. Wer hat Schuld? Alle haben schuld! Und das Schlimmste ist, daß sich die Eltern nicht vertragen. Warum vertragen sie sich nicht? Sie haben sich doch gegenseitig ausgesucht — — Aber von ihnen ist nichts zu erwarten.“

„Und du selber? Dir geht es nicht so, wie es dir gehen sollte? Was erwartest du von dir?“ Anton Stenzel hat sich sogleich seiner Nichte Josepha zugewandt, die ihn vom Fenster fortzieht. „Leidest du nur durch den schlechten Zustand im Familienkreise oder hauptsächlich, weil du dein Teil dazu thust, um es trübe zu machen? Sag's mir.“

Als Josepha verschlossen bleibt, sogar die Miene eines Menschen aufsetzt, der belästigt wird, meint er zu wissen, daß sie an selbst verschuldetem Leiden krankt. Er fährt fort: „Das Hauptübel bei euch ist wohl, daß deine Mutter dem Onkel Karl nicht vergeben kann, daß er das Grundstück heruntergewirtschaftet hat. Nun betrachtet sie ihn als einen unnützen Broteßer. Und dein Vater hängt an dem Bruder und ist auf seiner Seite, nicht wahr? Ich spreche offen mit dir, Josepha, weil ich dich für ein kluges, gutes Mädchen halte.“

„Ich bin nicht gut und lange nicht klug genug für meine Lage,“ brach Josepha los, und ihre Lippen verzogen sich bebend. „Was ihr nur immer mit meiner Klugheit wollt! Weil ihr mich für häßlich haltet, nennt ihr mich immer klug!“

Sie zog einen Blumenstengel aus ihrem Gürtel, setzte sich auf einen Stuhl, ein Bein über das andre schlagend, und that so, als sei sie ein durchaus widerspenstiges, rauhes Geschöpf.

Anton Stenzel lächelte über diese verwirrte Jugendlichkeit. „Ich sage, was ich von dir denke. Ich halte dich für gut veranlagt und mit Verstand genug begabt. Mich wundert nur, wie du so ungeduldig und widerspenstig sein kannst. Wie bist du so geworden? Du bist doch nicht allein. Da

deine Eltern so uneins sind, sehe ich davon ab, daß du von ihnen viel haben kannst; aber du hast doch eine Schwester, mit der du lebst, mit der du dich aussprechen kannst.“

„O ja, wir leben zusammen, sogar in einer Stube,“ sagte Josepha höhnisch.

Anton Stenzel blickte zu Boden und faltete die Hände zwischen den Knien. „Ist eine Mannsperson zwischen euch?“ fragte er leise.

Josepha schwieg und wollte hochmütig aussehn.

„Reide ihr nichts, Josepha; sieh ihre Vorzüge an, als schenkest du sie ihr jeden Morgen von neuem.“

„Ist sie denn wirklich so viel schöner als ich?“ fragte das Mädchen mit einem unglückseligen Erröten.

„Das ist Geschmackssache. Du bist feiner geartet. Aber wie dem auch sei, versuche Freude an ihrem Äußeren zu haben, das du doch so sehr schädest. Du überschädest es, das wird es wohl sein, was dich quält. Denke auch, wie vergänglich diese Schönheit ist. Eines Tages ist sie tot und du tot.“

„Sie wird eine schönere Leiche sein,“ sagte Josepha, „und man wird sie mehr betrauern.“

„Wenn du liebenswerter warst, gewiß nicht. Und Staub werdet ihr beide sein und die eine Handvoll wird nicht schöner sein als die andre. Aber ich will dir nicht vom Tode reden, sondern vom Leben.“

„Ich wollte, ich könnte mich an Ida so erfreuen, wie ich mich an dem Hah eines Pfauhahns erfreue; aber das ist mir nicht möglich. Wäre sie nicht so grob sicher in ihren Reizen, so egoistisch, so schauspielerisch, hätte sie nicht überall mehr Beifall als ich! Sie wird immer mehr Beifall haben — —“

„Du bist im voraus eifersüchtig, du armes Kind! Warte doch erst ab, ob du das nicht findest, was du brauchst, und wenn du dazu bestimmt bist, einsam zu sein . . .“

Josepha sah den Onkel entsetzt an. „Hätte ich nicht die Liebesmöglichkeit vor mir — Onkel Anton — ich möchte lieber tot sein,“ brachte sie mit versagender Stimme heraus.

Onkel Anton legte seine Hand auf ihre zusammengeklammerten Hände und drückte sie warm.



„Einsamkeit ist vielleicht das beste, was uns werden kann. Noch siehst du den Wald vor Bäumen nicht, Josephhe.“

Josephes Gesicht verzog sich zur Grimasse des Weinens.

„Wenn ich dir sage, ich liebe dich ebenso wie Ida, du erscheinst mir genau so bedeutsam, meiner Teilnahme vielleicht werter als sie, da sie weniger leidet — tröstet dich das nicht?“

Kein junger Mann würde so denken, dachte Josephhe. Wie kann sich meine Jugend von Onkel Anton's Teilnahme nähren. Anton Stenzel fühlte, daß seine Zusicherung reiner Liebe nicht durch das Fieber ihres Leidens drang. Er löste seine Hand von ihrer.

„Könnte ich dir doch begreiflich machen, daß du dich mit Kleinigkeiten plagst,“ sagte er mit Innigkeit. „Was liegt daran, wenn Ida diesem und jenem äußerlichen Menschen besser gefällt als du! Mit dem verglichen, was du besitzt, ist diese Bewertung junger Männer eine zu kindische. Muß ich dir erst sagen, Josephhe, daß du vor Gott denselben Wert wie Ida besitzt? Und wirfst du dir deines Wertes bewußt, wohin dich dein Schicksal drängt, dann brauchst du keine goldenen Haare, um gekrönt zu sein.“

Es sind dieselben Worte, die man schon so oft gehört hat, die so schön klingen, man weiß nicht warum, die so beziehungsreich klingen, man weiß nicht weshalb, dachte Josephhe mit einem unklaren Sehnsuchtsgefühl, den Ernst und die tatsächliche Beziehung dieser Worte zu ihrem Leben herauszufinden. In der Religionsstunde ist einem davon vorgeleiert und in der Kirche wird man damit eingeschlafert, und kommt man heraus, ist alles beim Alten.

„Du bist unglücklich, Josephhe, weil du nicht weißt, worauf es ankommt,“ sagte Anton Stenzel.

„Ich weiß es wohl nicht. Und dann sagt man von mir, ich sei klug! Was willst du, im Leben hängt alles vom Äußerlichen ab, und vom Zufall, es ist so furchtbar!“

„Rein, gerade umgekehrt, hinter dem Äußerlichen steht das Hohe und Große und regiert. Das Geistige, und das Herrliche und Sinnvolle ist das Leben!“

Josephhe, die unterbrochen worden war, ließ die Worte an sich vorübergehen, sah den

Onkel einen Augenblick starr an und fuhr fort: „Hätte ich ein eigenes Zimmer — es könnte ganz klein sein — etwa das neben der Holzkammer, das mit dem runden Fenster! Man könnte es tapezieren und ein Ofen für den Winter aufstellen. Hätte ich das nur, mir wäre schon viel geholfen. Jetzt muß ich mit Ida zusammenschlafen —“ Josephhe sperrte Mund und Augen auf in einer übertriebenen Äußerung von Qual. „Täglich muß ich sehen, wie sie sich wäscht — sie ist so unpassend weiß und fett — schrecklich! Ich kann oft nicht einschlafen vor Kummer um all die Familiengertwürfnisse, — sie pustet gleichmäßig drauf los, so bald sie in ihr Bett steigt.“

„Ich werde dir beistehen, daß du die kleine Stube für dich bekommst“, sagte Anton Stenzel sanft.

„Das Stubenmädchen sagte mir vorhin, daß dein Onkel Karl seit zwei Wochen allein in seiner Stube seine Mahlzeiten isst. Wie hängt das zusammen?“

„Mutter! Mutter hat es durchgesehen, Vater war außer sich, wütend. Ich begreife nicht, daß Mutter einen solchen Haß gegen Onkel Karl hat. Er ist ein alter, unnützer Mann, der uns geschadet hat, jetzt aber niemandem schadet. Nun ja, er ist da und muß erhalten werden, und das Geld ist knapp. Aber er ist ganz harmlos. Warum läßt sie ihm nicht seine Passion mit seinen Flinten und Revolvern! Es ist seine einzige Liebhaberei und Beschäftigung und sein einziges Mittel, sich über die Weibsteute zu erheben, die davon nichts verstehen.“

Ida trat herein. „Onkelchen!“ rief sie und reichte Anton Stenzel eine raube, volle Hand. „Von wo kommst du? Bei uns sieht es garnicht lustig aus, garnicht! Onkel Karl ist verbannt, Vater und Mutter sind Spinnfeind deswegen.“

Die Sonne hatte Idas Wangen und Nase rot aufgezoogen, etwas zu rot. Der goldene Schopf gab ihrem Kopf etwas Löwenhaftes, Tierisches. Der leere Ausdruck der großen Augen konnte nicht entzücken.

Josephhe aber hatte den Kopf gewandt. Für ihr verwirrtes, wundes Gefühl war die Göttin der Schönheit hereingezogen, um sie zur Bettlerin zu machen. Ihr war, als umgäbe

die Schwester eine Glorie, etwas geradezu Unnatürliches an Glanz und Reiz haſtete nach ihrem Empfinden Iſda's Erſcheinung an.

„Wo ſoll ich anfangen?“ ſagte Anton Stenzel. „Ich wollte, ich wäre nicht der arme Einſiedler aus dem Dorf, ſondern ein Weiſer, der ſogleich die vertworrenen Fäden eures Familienlebens in die Hand nimmt, um ſie ſäuberlich zu einem Knäuel aufzuwickeln.“

Iſda lachte. „Wickle uns nur, wir ſind zu ſtraus!“ Sie rollte das Auge und blickte Joſephe an, die ſich matt zuiſammengebeugt hatte.

„Soll ich dir zeigen, Onkel Anton, wo ſich Mutter nachmittags aufhält? Im Garten in einer Laube. Auf dem Wege dahin kannſt du mir auch die Leviten leſen, wozu du doch gekommen biſt.“

Anton Stenzel ging mit ſeiner Niſchte Iſda durch den Gemüſegarten. Das Mädchen ſtieß mit der Fußſpitze kleine wurmſtichige Äpfel vor ſich her, die ſich auf den Wegen vorſanden; dabei ſprach ſie von ſich mit viel Breite und Behaglichkeit. Unter anderm bat ſie den Onkel, er möchte den Vater überreden, ihr das Fuhrwerk zu einem Waldvergnügen zu geben. Joſephe machte ſich nichts daraus, es war ihr nicht ſein genug. Sie aber möchte dahin, da war ein junger Mühlenbeſitzer, den ſie gerne ſah.

Der Weg, den das Paar ging, war belebt durch ſpringende Bällchen.

„Kannſt du nicht etwas dazu thun, damit deine Schweſter weniger leidet? Es iſt deine Pflicht, Iſda, ſie nicht zu Eifersucht und Neid zu reizen,“ ſing Anton Stenzel an, als Iſda mit einer ſtarken Bewegung, wobei ihr Rock Wellenlinien ſchlug, einen großen wachsgelben Apfel fortſchleuderte. Er flog an einen Stein und barſt, zwei bräunliche, faule Hälften flogen auseinander.

Des Mädchens großes, lichtgefülltes Auge ſah den Mann ſeitwärts an, als fordere es ihn auf, doch gefälligſt den Ernst bei Seite zu laſſen und mit dem Scherz anzufangen, für den ſie geſchaffen.

Anton Stenzel möchte Iſda nicht anſehen. Er empfand Trauer um Joſephe, die ſich wehrlos täglich dieſem Anſturm eines robuſten, gänglich unbewußten Weſens gegenüberſah.

„Du ſollteſt ihr unermüdet zeigen, daß du nicht geſonnen biſt, Vorteil aus deinem Übergewicht über ſie zu ziehen. Das wird ſie verſöhnen und dir ihre Achtung einbringen,“ ſagte er.

„Es iſt nicht leicht, mit Joſephe umzugehen,“ ſagte Iſda, als ſie merkte, daß Anton Stenzel nicht nachließ erſt zu ſein. „Man macht nie was recht! Ich hab's ausgegeben ihren Launen nachzuſpüren. Wenn ſie ſoviel Freude an Büchern hat, mag ſie doch, ich habe mehr Freude an Vergnügungen. Über die Männer in unſerm Kreiſe rümpft ſie die Naſe, und wenn mich einer verehrt, iſt ſie unzufrieden. Noch hab' ich ja gar keinen Verehrer!“

Iſda lachte; es ſchien eigens zu dem Zweck, daß ihr die Sonne in den offenen Mund ſcheinen ſollte, um den Gaumen roſig aufglühen und die Zähne blitzen zu laſſen. — „Sie weint ſtundenlang über den Kummer in unſerer Familie. Ich weiß es, bis zwölf Uhr iſt der Schönheitsſchlaf — ich ſchlafe. Natürlich iſt ſie den nächſten Morgen verbrieſlich — ich bin munter. Was ſoll ich thun? Machen wir bankerott, dann erfahre ich es früh genug an dem Tage, wo es kracht. Kommt es noch ſo, daß Onkel Karl ſich ſelber erſchießt, wie er uns immer droht, dann iſt es auch Zeit genug, wenn ich den Knall höre, nach ihm zu ſehen.“

Iſda lachte wieder mit einem Mund voll Sonne, wahrſcheinlich über ihres Onkel Anton nachdenkliche und unentwegt ernſthafte Miene. Um Entſchuldigung bittend ergriff ſie ſeinen Armel. „Ich bin kein Scheuſal, Onkel Anton, das mußt du nicht denken! Aber da Onkel Karl mindestens einmal täglich mit oder ohne Thränen ſagt: das wird mir zu viel und unerträglich, ich ſchieße mich tot — hat mich das etwas abgebrüht.“

Anton Stenzel hatte Schlimmes erwartet, aber nicht mit dieſer Abgebrühtheit, dieſer Leichtfertigkeit gerechnet, die ihm in beiden Mädchen begegnete. Natürlich, im Ein- und Wohlklang geht es nicht, in dauerndem Mißklang mögen die Seelen nicht wohnen, da verzerren ſie die Muſik, damit ein Gaſſenhauer daraus wird. Nach einem Gaſſenhauer kann man zur Not marſchieren.

Der helle, feste Gartentweg führte aufwärts; oben auf einem grünen Rasenfeld stand eine runde Laube aus Buchengesträuch, das sorgfältig geschnitten war, glatt und scharf in der Form und noch ganz grün. Anton Stenzel hatte die Laube einst gepflanzt, jetzt war sie vielleicht zwei und einen halben Meter hoch und vollständig so geworden, wie er sich das damals ausgemalt. Auf einer Bank im Inneren der Laube saß Frau Dennecke und gönnte sich den heimlichen, unerlaubten und ihrer ganzen Richtung nach unpassenden Genuß einer starken Cigarre. Noch gerade zur Zeit, als die Schatten von Menschen in den Eingang fielen, steckte sie sie mit einem rasch gebändigten, kurzen Erschrecken hinter sich.

Ida wußte um ihrer Mutter Liebhaberei, sie schnupperte boshaft in die Luft hinein, während Anton Stenzel nicht Acht auf den Rauch gab.

Frau Dennecke war eine derbe, blonde Bauersfrau mit flachem, regelmäßigem Gesicht, dünnem Scheitel und roten Backen, eine Gestalt, der man es ansah, daß sie der Prosa des Lebens und der Vermehrung des Menschengeschlechts gedient hatte. Die Hände arbeitssam und kulturlos, der Blick verständig und eng. Anton Stenzel setzte sich neben die Frau. „Mein Mann schrieb dir,“ sagte sie mit einer Mundbewegung, als koste sie eine Speise, dabei ließ sie die halbaufgerauchte Cigarre unter die Bank fallen. „Mein Mann schrieb dir, es ist schon richtig, gut steht es nicht bei uns.“

„Woran liegt es?“

„Am Gelde natürlich,“ sagte sie kalt.

„Nicht am Gelde, am guten Willen jedes einzelnen.“

Frau Dennecke legte ihre Hände über ihrem anscheinlich ausgedehnten Magen zusammen und lachte flach und überlegen, wie jemand, für den es nun bald kein Geheimnis in diesem Leben mehr giebt. „Ob's am Gelde liegt! Jeder einzige Faden, man mag ihn aufheben, wo man will, läuft in einen Knoten aus, und der heißt: Geld! Wenn ich Geld hätte, dann quartierte ich heute noch meines Mannes Bruder aus, da wäre Ruhe im Haus.“

„Ja, wenn du zugleich deine kleinliche Härte, Josephes Eifersucht und Idas Egoismus ausquartieren könntest! Das kannst du aber nicht mit Geld, also mußt du schon den guten Willen zu einer Besserung auf anderem Wege haben, denn so unwürdig werdet ihr nicht weiterleben wollen.“

Ida stand in der Öffnung der Laube, eine Hand in der Hüfte, in der andern eine späte Malvenblüte; eine Biene hatte sich in den tiefen Kelch der Blüte versenkt, mit gebogenem Leib sog sie ganz benommen, das Mädchen berührte sie mit dem Finger, sie ließ sich nicht stören. Üppige und sinnliche Vorstellungen zogen durch Idas Gemüt.

„Wenn ich wüßte, wie ich etwas ändern sollte! Mein Mann läßt nicht von seiner Parteilichkeit für den Bruder,“ sagte Frau Dennecke.

„Was hat denn Karl neuerdings verbrochen?“ fragte Anton Stenzel.

„Er mischt sich,“ erwiderte die Frau knapp.

„Das sollte er nicht thun, denn er hat kein Recht, sich als den Verständigen aufzuspielen.“

„Recht, nein! Einer, der uns um zwanzigtausend Mark geplündert hat!“

„Schenke sie ihm freiwillig, dann wirst du deine Bitterkeit los!“

Frau Dennecke sah Anton Stenzel mitleidig an.

„Dein Mann hält zu dem Bruder trotz allem, was vorgekommen, das macht die ganze Sachlage so giftig für dich. Dreh' den Spieß um, sei du großmütig und sorgfältig mit dem alten Karl, dann hast du auf zwei Seiten gewonnen. Thue es aus Vernunft, denn später wirst du finden, daß du es von Herzen thust.“ Anton Stenzel blickte überzeugend, groß und einfältig; nach seiner Meinung war es so einfach das Bessere zu nehmen, wenn es sich erwies, daß man Minderwertiges ergriffen hatte.

„Versuche es einen Tag lang, du wirst finden, wie du dir damit selber wohl thust, alle Gehässigkeit aufzugeben.“

„Das ist leicht gesagt!“

„Und nicht zu schwer gethan, nicht zu schwer, wenn du einmal die Dinge aus einer gewissen

Höhe ansieht. Versetz dich einmal in die Krone der Pappel da drüben, von der aus siehst du das ganze Getriebe auf eurem Grundstück anders als sonst. . .“

„Ja, kannst du dir die Mutter in der Pappel drüben denken?“ rief Frau Dennecke zu ihrer Tochter herüber und lachte herzlich.

Anton Stenzel errötete und sah erst die eine und dann die andere lachende Frauensperson mit gekräuselten Lippen an.

„Wir leben in einer Ebene, da muß ich die Höhen schon auf den Bäumen suchen,“ sagte er leise. „Ich wollte dir begreiflich machen, daß du dich über dein Alltagsich zu den Höhen deines Wesens aufschwingen mußt, um zu übersehn, daß Karl das Gut heruntergewirtschaftet hat, und du trotzdem ihm Güte erweisen mußt, um zu gedeihen. Du hast ihn empfinden lassen, daß er ein Leben voller Mißgriffe und Thorheiten hinter sich hat, er hat gebüßt. Laß es jetzt genug sein.“

„Da kommen wir wieder auf den Punkt, den berühmten Knoten,“ sagte Frau Dennecke lebhaft. „Brauchte ich ihn nicht zu sehen, dann könnte ich — vergessen; durch seine Anwesenheit aber werde ich immer und immer wieder daran erinnert. Hätte ich das Geld ihn auszuquartieren, es stände besser.“ Sie schlug mit der Hand auf ein Knie, „das hab' ich wenigstens endlich durchgeseht, seit Karl gemeingefährlich wurde, daß er seine Wahlzeiten allein ißt.“

„Und Friedrich? Thust du ihm eine Liebe damit, daß du den Bruder verbannt?“

Jetzt errötete Frau Dennecke.

„Du thust gerade so, als wären dein Leben und deine Pflichten garnicht wirklich vorhanden, sondern nichts als ein Possenspiel. Ich muß mich darüber wundern, daß du, eine ältere Frau, nicht etwas besser weißt, worauf es ankommt.“

„Soll ich vielleicht auch Ja und Amen zu meines Schwagers Flintenliebhaberei sagen?“ fragte Frau Dennecke schroff. Mit einer Bewegung nach rückwärts stemmte sie sich ab und erhob sich von der Bank.

„Ich glaube, daß sich der arme Karl am ehesten selber damit gefährlich werden könnte,“ meinte Anton Stenzel.

Frau Dennecke zuckte mit den mächtigen Schulterblättern und ging zur Laube heraus. Der Gedanke, daß dieser Mann irgend etwas ausrichten könnte, wurde von ihr aufgegeben, hatte sie je vorher daran gedacht. In der Entfernung verbreitete sich um den Einsamen, Glücklichen, so eine Art Nimbus, als könnte er mehr als andre Menschen; genau gesehen, war er ein dürstiger Mensch von weichem Gemüt, ein absonderlicher Kauz, der gerade genug Klugheit hatte, um allein auszukommen, und dessen Rat aus gar zu einfachen Vorschlägen bestand.

Anton Stenzel folgte der Frau, die in der ganzen Pracht ihrer überlegenen Meinung stolzierend den Weg nach dem Hause einschlug.

Wie unter einem Wollenschatten lag seine Seele in einem plötzlichen Dämmerchein kleinmütig, zagend, matt. Das machte dies massive, festgepanzerte Wesen der Frau vor ihm, an dem eine weiche Stelle zu finden, die von dem Alltag mit seiner harten, trivialen Anschauung nicht hörnern geworden, eine schwere Bemühung war.

Was hilft der Reiz der ebenmäßigen Laube? Was soll dem Grasplatz die Freude, dem bunten Laub die Glorie! Was sollte die Ferne und Höhe, wenn sich die Menschen in enge dunkle Kästen sperren, in denen sie sich angstvoll winden oder zusammengekauert dumpf verharren, dachte Anton Stenzel, in schmerzlicher Verwunderung um sich blickend. Und daß sie nicht begreifen können, daß es andere Zustände giebt. Und die sind ihnen erreichbar! Es giebt so etwas, wie den demüthigen, ruhigen Genuß des Lebens, aus dem heraus sie brüderlich jedem Baum zuwinken, die Laube liebend grüßen, die Ferne und Höhe in ahnungsvoller Beziehung zu sich selber staunend und vertrauend betrachten können! Merken sie denn nicht, daß, wenn eines den anderen trifft, sie sich selber treffen? Werden sie sich nicht überzeugen lassen, daß es wahrhaftig so wahr ist und eine alte Weisheit?

Die Abendmahlzeit vereinigte die Familie. Dem Hausherrn stand Mißstimmung auf dem bebuschten Gesicht geschrieben; seine Augen, die wie eines Ebers Augen klein, von scharfem Braun und großer Beweglichkeit waren, sahen



rechts und links überall umher, ein Tyrann, der sich das Feld des Angriffs aussuchen will. Das war aber nur scheinbar. Frau Denneke regierte den ganzen Buschmann mit einem Finger. Seit der Zeit, wo sein Bruder bei den Mahlzeiten fehlte, litt Friedrich Denneke. Ihm hatte Karls Gegenwart Behaglichkeit, Ruhe gegeben, ihn vermissen zu müssen, weil er zu schwach war, seinen Willen durchzusetzen, trübte seine Stimmung bis zum Zorn oder zur Melancholie, erfüllte ihn mit Widerwillen gegen sein hartes Weib.

„Und Karl?“ fragte Anton Stenzel. „Er wird doch nicht allein essen, wenn ich hier bin!“

„Das ist so eingerichtet worden; frage meine Frau.“ Friedrich Denneke kochte es in der Brust, und die Augen, die unaufhörlich herumflogen, standen in Wasser.

„Die Maßregel war nötig, weil mein Schwager gefährlich —“

„Ach schweig von dem Unsinn! Er schoß Späßen, Anton!“

„Ja wohl, dicht an meiner Nase vorbei.“

„Sie saß gute zehn Meter davon.“

„Bitte sehr! Mein Platz ist unter dem Fenster, und zwischen der Bank und dem Thore fiel der geschossene Spatz zu Boden!“

Friedrich fixierte während dieser Rede und Gegenrede seinen Pflegebruder, hochrot im Gesicht, mit gehefter Miene; sein linker Arm pendelte krampfhaft hin und her, die Hand zuckte, er versteckte sie rückwärts unter seinem Rockschoss.

Anton wiederholte seine Frage, ob Karl nicht unten essen würde, da er anwesend sei. Seine Schwägerin fühlte sich unbehaglich unter seinem Blick. „Es könnte eine Ausnahme gemacht werden,“ lenkte sie ein.

„Er wird nicht kommen wollen,“ warf Ida dazwischen.

„Ich werde ihn selber bitten zu kommen.“ Anton Stenzel legte seine Serviette hin und verließ das Zimmer.

„Diese Unruhe bei der Mahlzeit ist unausstehlich,“ sagte Frau Denneke mit gesenktem Blick. „Ich thue es dir zu Gefallen, daß eine Ausnahme gemacht wird.“

„Mir zu Gefallen! Das soll ich wohl glauben! Du hast zu viel Respekt vor Anton, du willst dich nicht blamieren.“

Frau Denneke wollte antworten, als man oben die Dielen knarren hörte. Alle lauschten.

Der alte Karl wohnte oberhalb der Eßstube im Giebel des Hauses, es waren also Anton Stenzels Schritte, die man vernahm. Sie hörten auf, und nichts war zu erlauschen.

Dies Schweigen wirkte beklemmend. Man hatte den alten Denneke seit den zwei Wochen, wo es die schreckliche Scene der Verbannung gegeben, nicht gesehen, weil er sich eigensinnig in seine Stube zurückgezogen hatte.

Irgend etwas Unheimliches schien sich da oben abzuspielen, ein Gericht, welches sich jedem einzelnen als ein anderes umrißloses Schreckbild darstellte.

Josephe wurde bleich; die Hände in die Serviette gewickelt, saß sie entgeistert da. Als sich Ida räusperte, löste sich die Spannung ein wenig. Man schüttelte den gespenstischen Abdruck, als ob Tod und Sünde über den Köpfen schwebten, von sich und erging sich in dem Stoßseufzer: „Käme er doch, wäre er doch noch so vorhanden, wie wir ihn zum letzten Male sahen!“

Anton Stenzel hatte leise geklopft und die Thüre der Giebelstube geöffnet. Am Fenster saß Karl Denneke in einer bequemen dämmernden Stellung, das graue schlichte Haar bog sich über dem Kragen um. Aus dem Fenster hatte man einen Blick in die Spitzen einer Tannengruppe, sie standen schwarz vor dem meergrünen Abendhimmel. Als Anton Stenzel ihn grüßte wandte er ihm sein graues Gesicht mit den verbläuten Augen zu, reichte ihm eine lange, welke Hand und nickte mit dem Kopfe, als ob er nichts besonderes daran fände, den Pflegebruder vor sich zu sehen.

„Ich bitte dich, nach unten zum Essen zu kommen,“ sagte Anton Stenzel.

Auf Karl Dennekens Gesicht erschien so etwas wie das verschwommene Abbild eines Lächelns. Er schüttelte mit dem Kopf, zeigte mit dem Finger auf die Dielen und hob die Schultern.

„Hast du dir das Sprechen abgewöhnt, Karl? Oder kannst du nicht sprechen?“

Der zeigte auf seine Kehle und sagte mit leiser Stimme: „Halspartie schlecht, Bewegungen ausreichend.“



„Also komm!“

„Wollen sie mich haben? Gemeingefährlich — Schießzeug.“ Karl Dennede erhob seine weichliche, unproportionirte Gestalt in einem schwarzen, schäbigen Rock, während er in sich hinein lachte.

„Ich mich selber schießen —“ er deutete auf seine Schläfe und nickte. „Keinen andern.“ Und dann schlug er mit der rechten Hand in die Luft, als ob das alles nicht der Rede wert sei.

„Du solltest dich ein wenig mehr fügen, Karl! Wenn deiner Schwägerin das Hantieren mit den Schießgewehren unangenehm ist, reize sie nicht damit.“

„Weiber,“ sagte Karl hüstelnd und unendlich überlegen. „Keine Ahnung, zu dumm!“

„In deiner Lage klingt dies Urtheil dumm. Wer hat das Gut heruntergewirtschaftet?“

„Übertrieben, nicht so schlimm!“ Karl Dennede stolperte hinter Anton Stenzel die Treppe herunter.

Die beiden Männer traten in die Eßstube. Ein schwerer Druck hob sich von den Gemüthern, es wurde heller vor aller Augen. Frau Dennede bekam hochrote Waden. Sie füllte einen Teller bis nahe an den Rand voll Suppe für den Schwager. Friedrich klopfte Karl auf die Schulter und legte die Serviette einen Augenblick über die Augen. Die Nichten sahen befriedigt wie gute Kinder auf den Onkel, als er sich auf seinen alten Platz setzte.

Die Freude hielt aber nicht lange vor. Das dumpfe und verdrehte Wesen, welches Karl Dennede anhaftete, seine Art zu blicken, zu hüsteln, in sich hinein zu lachen, als sei er allen überlegen und wisse alles besser, rührte der Hausfrau Groß im Umsehen wieder auf; die Scheibe Schinken, die er sich auf sein Brot legte mit der Bemerkung: „könnte zarter sein —“ gönnte sie ihm bereits nicht. Da fiel ihr wieder ein, wie dieser Mensch auf thörichte Art zu fremder Leute Vorteil und ihrem Nachteil das Familiengut bewirtschaftet hatte. Sie bemerkte auch, daß die Verbannung von den gemeinsamen Mahlzeiten ihn garnicht kleiner gemacht hatte, im Gegenteil, er fand

wahrscheinlich, daß sie sich durch das Verbot lächerlich gemacht.

Josephe schweifte längst zu anderen Gebieten, in denen ihre Gedanken gewohnt waren, Dornen und Kümmernisse zu holen. Ida fand den Onkel Karl unappetitlich, deshalb vermied sie ihn anzusehn. War es nicht ein Hohn, daß da ein alter, öder Mann ihr gegenüber sitzen mußte, wo sie so gerne einen jungen, kraftvollen Repräsentanten des andern Geschlechts gesehen hätte?

So war es kein versöhnliches Speisen zusammen. Anton Stenzel empfand es schmerzlich. Wovon sollte man reden? Überall lag Zündstoff aufgespeichert. Fing er von der Wirtschaft an, dann gab es Seitenhiebe auf Karl; fing er von geselligen Dingen an, dann wurde Ida gegen ihren Vater ausfallend, der ganz verständnislos dafür war, daß ein junges Mädchen einmal etwas anderes wollte als das Alltagsstreiben auf einem kleinen Landgut. Josephe witterte bereits Benachteiligungen und spitzte sich auf der Mutter Bevorzugung der jüngeren Tochter.

In den nächsten Tagen waren alle Elemente der Feindseligkeit wach und bereit herauszutreten wie immer, nur Anton Stenzels helle, beschwörende Augen hielten sie zurück; seine schweigend hochgehaltene Menschenwürde setzte ihnen einen Damm entgegen. Aber sie waren da. Anton Stenzel wurde mit vielen Einzelheiten der Disharmonie bekannt. Im Blick, im Runzeln der Stirn, in der gepreßten, unnatürlichen Art zu sprechen, im Stoden und Aufflammen des Temperaments verrieten sie sich.

Er ließ mit Bemühungen nicht nach. Mit fliegenden Rockschößen — sein Gang brachte es mit sich, daß sie so besonders flogen — sah man ihn von einem zum andern gehen, bestrebt jedem einzelnen zu der Erkenntnis zu verhelfen, daß er in der ihm offenstehenden Wahl zu dem Ungefunden, Schlechten, gegriffen, jeden Augenblick aber das Gute und Gesunde ihm zu Gebote stände und damit das endliche Aufhören der tiefen, ach so tiefen Qualen der Feindseligkeit.

Und eines Abends sagte er zu sich selbst: „Eher richtest du eine zerstörte Stadt mit deinen bloßen Händen wieder auf, als daß

du eine gesunde Einsicht in ein krankendes, zerspaltenes Familienleben bringst. Das Familienleben ist das denkbar schwerste Fahrwasser, ist einmal der gute Geist entflohn. Wie aneinander gebundene Sklaven, die sich zum Ekel werden, sind die Unglücklichen, wo vielleicht jeder einzelne zu seiner Vollkommenheit durchdränge."

In der Nacht hatte er einen guten Traum. Er sah ein weißes Haus von flüsternden Bäumen umstanden in dem jungen vollen Schein der eben aufgegangenen Sonne. Menschen mit liebenden leichten Bewegungen trugen Guirlanden von weißem Faulbaum, lange, sich biegende Guirlanden, die hängten sie um das Haus. Und wie es gute Träume an sich haben, ein unbeschreiblich tiefer und geheimnisvoller Zauber umschwebte dieses Haus, jeder Bogen von Blumen, jedes Fenster, jede sich bewegende Gestalt schien von einem großen kommenden Glück durchdrungen.

Als Anton Stenzel des Morgens auf dem Rücken lag und in die Sonnenstäubchen sah, die in ihrem stillen Kreisen, Wallen und Senken, blühende Atome, über seinem Bett hin ihr Wesen trieben, wußte er nichts mehr von der Verzagttheit des vorigen Abends. Diese Verzagttheit war etwas durchaus Fremdes für ihn. In dieser Sache verzagen, hieß die jahrelange Schönheit und Freudigkeit seines Lebens ableugnen, das hieß das Haupt zum Staube senken wie das niedrigste Tier, das hieß den Nerv unterbinden, an dem sein Leben hing.

In der mit Cigarrenrauch erfüllten Wohnstube saßen Friedrich Denneke und Anton Stenzel. Es handelte sich um die beiden Töchter des Hauses. Anton Stenzel sprach für ihre Rechte zu einem Vaterherzen, das sich fortwährend verschanzte.

"Du meinst deine Wirtschaft, dein Schaffen und Sorgen und Rechnen füllt dein Leben aus und deine Pflichten sind nur die, die von außen direkt an dich herantreten? Sieh, deine Töchter warten auf dich," sagte Anton Stenzel.

Friedrich Denneke schwieg. "Wir leben nicht so, wie wir sollten, ich weiß es," sagte er trübe nach einer Pause.

"Fange bei deinen Töchtern an so zu leben wie du sollst. Sie warten auf deinen Beistand und deine Sorgfalt. Ich habe keine Kinder, aber mir will es scheinen, als muß man die auch erst erwerben, ehe man sie besitzt, wie sonst alles im Leben."

"Zu solchen Feinheiten im Umgang hab' ich keine Zeit, auch ist das nicht meine Art, dazu ist die Mutter da."

"Das sind keine Feinheiten, sondern das einfachste Ding von der Welt. Du mußt dich um ihre Bedürfnisse kümmern, da du es nicht thust, bringst du dich selber um Freuden, die dich für manches grobe Mißgeschick draußen entschädigen könnten."

Friedrich Denneke war träge und schwerfällig von Geist; er zog es vor, sich dümmer zu stellen als er war. Er kam auf das vorher von Anton Stenzel angeregte Thema. "Weßhalb ich Ida nicht auf Vergnügungen gehen lasse? Ich sage dir, die ist so wild und das Mannsvolk ist so hinter ihr her — das könnte ein Unglück geben. Entweder sie wird von irgend einem unmöglichen Menschen beschwächt, oder einer der Besseren hält sie zum Narren. Josephe neigt zur Überspanntheit. Es ist ihr gerade gut, mit der praktischen Ida zusammen zu sein."

"Man sollte jungen Menschen nicht ihre Wünsche, an die sich so viel Erwartung und Glut knüpft, kurzer Hand versagen. Werden sie aus deinem Verhalten herausfühlen, Friedrich, daß sie einen Vater haben, der sie versteht und ihnen wohl will?"

Um Friedrich Dennekes Kopf zogen dicke blaue Wolken; in denen verharrte er, ohne sich zu äußern.

Das glänzende Sonnentwetter draußen war aus der Wohnstube ausgesperrt, die niedrigen Fenster waren von außen mit wilhem Wein, von innen mit dunklen Gardinen verhängen. So kam es, daß die beiden Männer Ida nicht sahen, die auf dem hellen Sande herangestürzt kam, sie hörten nur ihr Kleid rauschen, und die abgebrochenen freudigen Schreie, die sie ausließ, als sie die Haustreppe herauf sprang. Die Thür der Wohnstube pläzte vor ihr auf, zu gleicher Zeit hörte man draußen Schritte und mehrere Stimmen, die durcheinander riefen.

„Was ist denn los!“ sagte Friedrich Dennecke und erhob sich: er dachte an ein Unheil.

„Vater!“ schrie Ida, sich ihm an den Hals werfend. „Du!“ Sie lachte, atemlos zu ihm aufsehend, in dessen Gesicht sich Ärger und Ungebuld mischten. „Du — wir haben gewonnen! Wir — ihn! Komm, o ja — draußen!“

Sie zog den Vater an einem Rockzipfel, hinter sich her, während sie Sprünge wie ein Füllen ausführte. Zu Anton Stenzel wandte sie sich zurück, im Eifer kam die Zungenspitze aus ihrem Munde.

Frau Dennecke trat aus der Kistube, Josephine kam die Treppe herab, alle versammelten sich auf dem Vorplatz an der Rückseite des Hauses.

„Was giebt es denn? Was ist denn los?“

In der vollen Sonne stand eine Gruppe auf dem Sande. Unter mehreren Einheimischen zwei Fremde in blauen Blusen und spitzen Filzhüten. Als der Hausherr von den Seinigen begleitet, erschien, traten die zuvorversteht Stehenden zurück, die Aussicht auf ein großes wohlgenährtes Stück Rindvieh freimachend. Der ältere der beiden Fremden grüßte und reichte Friedrich Dennecke ein Schreiben. Der las es durch, sah sich mit verdächtigem, aufgeklärtem Gesicht rund um und trat dann zu dem Tier.

Es war ein Stier, prall und ebenmäßig gebaut, mit rot und weiß geflecktem Fell, das ihm in schöner Zeichnung über den graden Rücken wie eine Schabracke hing. Er stand da, den breiten Kopf gesenkt, die kurzen Hörner schienen transparent an den Spitzen, das glühende Auge blickte unter der krausen Stirne weniger wild als feurig und unsicher. Am Bauch war er rosig, die Beine weiß mit einem Schimmer von blizenden Haaren. In jeder Falte der Wampe unter dem Hals zeigten sich karminrote Schatten.

Friedrich Dennecke hatte dieses Prachtexemplar in einer landwirtschaftlichen Lotterie gewonnen, das stand in dem Schreiben. Durch den Schweizer hatte Ida den Umstand bereits erfahren und war laut triumphierend um das Haus gestürzt, es allen zu verkünden, aber

nun glaubte man es wirklich. Eine glückliche Heiterkeit bemächtigte sich aller.

„Das hab' ich doch nun gut gemacht, hab ich das nicht gut gemacht, Frau?“ Friedrich Dennecke wandte sich stolz mit einem Anflug von Humor und Prahlerei an seine Frau und rieb sich in seiner Herzensfreude die Hände, um dann den Bullen zu klopfen.

„Wer hat mir abgeraten, ein Loos zu der Ausstellungslotterie zu nehmen? Du! Und wer hat jetzt Recht?“

Er verschwand hinter dem Stier, man hörte das Klopfen auf der anderen Seite.

„Wir können ihn grade gebrauchen. Unser alter Stier taugt nicht mehr für unsre Herde, den machen wir fett und verkaufen ihn. Oder wir verkaufen diesen. Er ist edel gezogen,“ sagte Frau Dennecke mit viel Befriedigung.

„Mit zweitausend Mark ist er abgeschätzt,“ sagte der Schweizer.

Ida rannte ihrem Vater nach. „Ist er auch nicht böse! Du schönes, goldenes Vieh, du!“ Sie senkte ihre Hand in die kurzen festen Locken über der breiten Stirne und sah den Schweizer munter an, der sie lächelnd beruhigte.

Auch Frau Dennecke ging ihrem Manne nach und stellte sich dicht neben ihn. In ihrem Ton, in dem sie mit ihm sprach, lag etwas Weichheit, die sogar an ein wenig Unterordnung ihrem Manne gegenüber streifte; seit Wochen hatte ihr diese Weichheit gänzlich gemangelt.

Josephine sprang rasch von ihrer Überraschung zu Plänen über. „Das schmeißt Geld, Vater! nicht wahr? Solch hübsches Tier! Nun erlaubst du, daß ich in die kleine Stube ziehe — die Tapeten, das Öfen! Nicht, Ida, das wäre schön!“

„O ja, das wird gemacht! Gewonnen, seht, was wir gewonnen!“ schrie Ida dem Kuhhirten zu, der vom Stalle herangelaufen kam. Gewonnen!

Zufällig berührten sich die beiden Schwestern in dem erregten Kreisen um den Stier mit den Schultern, das wirkte auf beide wie eine fröhliche Befestigung, in beiden brach etwas wie geschwisterliches Gefühl durch, die Aussicht auf die Veränderung ihrer Lebensweise kam dazu, genug sie unterhielten sich rasch und einmütig über ihre Pläne.

Oben flirrte der Kiesel am Bodensenster. Onkel Karl's graues Gesicht mit einer ganzen Entfaltung von Neugier sah heraus. Man rief ihm laut durcheinander die freudige Botschaft des Gewinnstes zu.

„Gratuliere! Komme herunter!“ erwiderte Karl Dennecke mit einer Betonung, als bekäme das Ereignis erst dadurch seine Weihe.

Je mehr Menschen von dem Erfolg erfuhren, um so besser, das vermehrte den Sonnenschein in den Gemütern, der so un plötzlich einen Eingang gefunden.

Anton Stenzel stand in der Hausthüre. Die Neugier, was es gäbe, hatte ihn zuerst mit unter den Kreis der Bewunderer getrieben, der sich um den Stier gebildet. Dann war ihm die Umwandlung, die sich so plötzlich bei seinen Verwandten eingestellt, merkwürdiger als das Tier gewesen. Er zog sich in die Hausthüre zurück. Für den Augenblick stand da eine ganz harmonische Familie. Ein in seine Würde eingesetzter Hausvater, eine heitere befriedigte Gattin, zwei Schwestern, die sich auszusöhnen schienen, da sie sich räumlich von einander trennen würden. Anton Stenzel belauschte die kurze frische Unterhaltung, die sie führten.

Karl kam. Von dem Stier ging so viel Glanz aus, daß er auch bestrahlt wurde. In dem sonst so harten Auge der Schwägerin blickte etwas wie Humor, so als sähe sie in dem Schwager nun wirklich nur eine harmlose Erscheinung mit einigen komischen Seiten. Das Öl der Freude ergoß sich um die Menschen wie eine milde Flut und linderte jede Feindseligkeit.

Alles der Stier!

Man überrannte Anton Stenzel beinahe, man lärmte ihn an, damit er seinen Mund aufmachen sollte um das Glück, welches dem Hause widerfahren, mitzupreisen. Er schwieg, dachte sein Teil und ging seine Tasche packen. Mit niedergeschlagenen Augen hantierte er, und als er sie erhob und durch das Fenster sah, lachte er kurz und bitter auf. Als er sich ohne Abschied davon machte, hatte er das Gefühl, als weiche er einem übermächtigen und sehr geringen Nebenbuhler. Er war unzufrieden mit sich, schalt sich kleinlich, aber er vermochte es nicht noch eine Mahlzeit im

Kreise seiner Verwandten einzunehmen, umtost von ihren Plänen, ihrer Freude, ihrem veränderten Wesen. In seine Liebe für sie mischte sich Verachtung, in sein Mitgefühl Ekel. Und Dunkleres bedrängte ihn: in sein Vertrauen zu diesem Wissen um die Oberherrschaft der Seele schlich sich ein Körnchen Zweifel, und sogleich war es wirr und traurig um ihn. Erschreckend war die zweite Ebene, die Bäume leer, der Himmel mit unendlich gleichgültigem Blau bedeckt. Die Äder grinsten. Zwei menschliche Gestalten, die an einem qualmenden Haufen Kartoffelkraut standen, stimmten ihn schwermütig. Er hörte auf das Lahmen seines Ganges, das unregelmäßige Geräusch seiner Schritte, sein Ruck umflatterte ihn in ärgerlicher, behindernder Weise. Ungebuldig nahm er ihn zusammen und setzte die Zähne aufeinander.

Das ist das Ergebnis deiner Bemühungen, Anton Stenzel! Durch sein Erscheinen leistet der Stier mehr als du mit deiner Liebe und Bitte und deiner Anstrengung aufzuklären! Jämmerlich für dich und die Verwandten und für die Musik, die dich hertrieb! O, du lügenerische Musik, warum täuschtest du mir Stärke vor und Erfolg, so einen lieblichen, reichen Erfolg! Ich vermag nichts über andere! Unfruchtbar liegt der Schatz in meiner Brust, unwirklich!

Noch sah man Friedrich Denneckes Grundstück, eine Welle von buntem Laub und schwarzen und roten Dächern, in der Ebene liegen. Auf einer Trift am Wege, die hier und da krause Büschchen bestanden, setzte sich Anton Stenzel auf einen Stein. Sein Blick ließ nicht von Friedrich Denneckes Grundstück, es war ein geringschätzender, enger, verfinsteter Blick. Er fühlte, wie er blickte, und das quälte ihn. Besser auf den Erdboden sehen mit seinem tausendfältig kleinen Bau und Leben. Er wartete. Von seiner Seele erwartete er eine Aufklärung, er gedachte nicht diese Verstimmung bei sich zu beherbergen.

Er wartete. Zunächst flossen seine Augen über, das tilgte den geringschätzenden, nützternen Blick. Die Aehle brannte ihm. Mag es immerhin sein, daß ich weine, dachte er, vielleicht löst sich dann eher die Aufklärung aus meiner Seele.



Fremd, eine überflüssige, närrische Gestalt, sah er sich in dem Kreise seiner Verwandten stehen, deren Gemüther gebannt waren von dem goldenen Kalb, das hier ein rotbunter Stier war. Ohne Frage, der Stier gab den Anstoß zu mehr Lebensfreudigkeit, sein Erscheinen zeitigte die Ansätze zu Ausgleichen und einem menschlicheren Verhalten untereinander, zu alledem, um was er sich bemüht! Anton Stenzel sah nach dem Grundstück herüber. Aus dem Schornsteine des Wohnhauses stieg Rauch. Gerade so wie er es that, in schräger Linie herausquirlen, sich dann zu einer langen Fahne in der Windrichtung ausbreiten, gerade so wie sich diese Erscheinung unter der Himmelsbede zeigte, mußte sie sein. Der Einsame beobachtete und bedachte dies, und damit erfaßte er einen Zipfel von seiner Ruhe. Gerade so mußte der Rauch aufsteigen. Jetzt da der Südost ein wenig unstätiger blies, mußte er sich aufrichten und zu einem Baume mit überhängender Krone werden. So mußte es sein und nicht anders. Die würden heute bei Denneckes alle heiter zu Bett gehen und, was mehr war, befriedigt in dem Gefühl, daß das Schicksal doch endlich einmal ein Einsehen gehabt und gekommen war ihnen aufzuhelfen. Und in den Gemüthern, würde da nicht eine Frage, ein Schmerz erwachen? Ist es nicht ein armseliges Ding diesem Zufall so viel Herrschaft einzuräumen? Ist es nicht eine Vereicherung, die uns demüthigt? Würde nicht der eine oder der andere an ihn denken und seufzen?

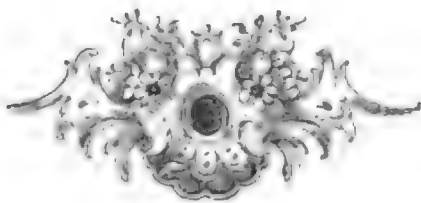
Anton Stenzel dachte sich in die einzelnen Verwandten hinein. Bei der Vorstellung von seiner Schwägerin Empfinden sagte er, der Pflegebruder mit seinem: wir leben nicht so, wie wir sollten, befriedigte ihn mehr, mit Ida wußte er nicht recht Bescheid, an Josephine dachte er mit Zutrauen.

Da er einen Zipfel seiner Ruhe gefaßt

hatte, nahm er auch bald das ganze Getvand für sich und hüllte sich darein. Sein Denken breitete sich aus, erhob sich. Über den Erscheinungen stand das Firmament, es wartete oder es war da. Ob da lange dicke Wolkenswulste über dem Hause lagen, Gewitteraufruhr, Nebelmassen, es blieb, und in ihm beschlossen lag die Wandlung der Erscheinungen: die Richtung des quirlenden Rauches sowohl, wie die Bahnen der Menschen, die das Feuer schürten, aus dem er wurde. Ganz gewiß, wenn die Nacht kam, würden Sterne erscheinen, sollte auch niemand aus dem Hause zu ihnen aufsehen.

Was war es doch, was ihn gequält? Seine eigene Demüthigung und die Gemüthsbeschaffenheit der Verwandten? Er irrte sich, sein Gemüt war nicht gedemüthigt, wenn er auch erfolglos hier auf dem Steine saß und zu Denneckes herübersah, die einen Stier seinem Herzen vorgezogen hatten. Die Wirklichkeit im äußerlichen Sinne hatte gesiegt. Es mußte so sein, jeder nimmt sich seinen Bedarf daher, wohin ihn seine Natur treibt. Und das Versöhnende, die Freude, die der Stier gebracht, sollte gut genannt werden. Das Weitere, Höhere steht über den Wolken und wartet. Es hat unendliche Zeit zum Warten, und unendliche Verdüsterungen läßt es unter sich hingehen — bis seine Stunde kommt!

Anton Stenzel erhob sich und drehte Friedrich Denneckes Grundstück den Rücken. Vor ihm lag sein eigenstes Leben und breitete große, weite Arme nach ihm aus. Welche Wonne, für sich zu sein und zu denken, welche unergründliche Wonne! Und sollte wieder einmal die Musik erklingen, er würde ihr folgen mit heißerem Bemühen, ihr Ehre zu machen und vielleicht dann auf Menschen treffen, die geeigneter waren, das, was er geben konnte, für Brod zu nehmen!





## Hermann Sudermann: „Es lebe das Leben.“

Von

Else Weinradus.

Nachdruck verboten.

In seiner weithin bekannten Rede gegen den Kunstparagraphen der lex Heinke bezeichnet Sudermann es als die Aufgabe des dramatischen Dichters, „der Zeit den Spiegel vorzuhalten.“ Dieser Ausdruck ist zwar ursprünglich nicht für Sudermanns Dramen geprägt, aber er enthält den Schlüssel für ihr Wesen, ihre künstlerische Kraft — und ihre Schwäche. Auch seine letzte Schöpfung läßt sich aus diesem Programm heraus beurteilen: die Typen, das Milieu, alle Züge, aus denen „die Zeit“ spricht, sind kräftig, lebendig, sicher gezeichnet, wo aber das Individuelle beginnt, das tiefere, rein persönliche Handeln und Erleben, das feinere Darstellungsmittel erfordert als kräftig wirkende Schlagworte, da versagt die gestaltende Kraft, das Geschaffene bleibt hinter den Intentionen des Schöpfers zurück, die wir erraten, aber nicht verkörpert sehen.

Durch seinen Titel scheint das neue Drama Sudermanns als ein Werk gekennzeichnet, in dem ein Gedanke, nicht eine Persönlichkeit oder ein Geschehen den Krystallisationspunkt bildet. „Es lebe das Leben“: die bewegende Kraft des Dramas ist der individualistische Drang, auszuleben und ausleben zu lassen, was lebensfroh und lebenskräftig ist, es ist das individualistische sittliche Wertprinzip, das nichts als die Größe, das Können bejaht, und nichts als das Unzulängliche, Schwache verneint.

Die Trägerin dieser Kraft ist Beate Kellinghausen. Der Dichter stellt sie in ein Milieu, das ihr gestattet, ihre Lebensenergie nach den verschiedensten Richtungen, im Großen, zu bethätigen. Sie ist die Gattin eines der führenden Vertreter der konservativen Adelspartei, die Egeria der Fraktion, der geistige Mittelpunkt eines parlamentarischen Salons, in dem „entre poire et fromage die Gesetze mancher Gesetzesvorlage besiegelt worden sind.“ Aber dies Wirken ins Große hat für sie nur eine subjektive Bedeutung, es geht ihr dabei nicht um den Sieg dieser oder jener politischen Richtung, sondern um das berauschende Lebensgefühl, das sich in der Kraftbethätigung auslöst. Dieses Leben „mit tausend Energieen“ kommt zu um so vollerer Wirkung, als es sich heraushebt aus einem äußerlich zerbrochenen Dasein — Beate ist an einem Herzleiden unheilbar krank. Graf Kellinghausen — ein mit der gewohnten Sudermannschen Sicherheit umrissener Typus des ostpreussischen Edelmannes — sucht in ihr nichts anderes als die seinem eigenen harmlosen, gutherzigen, unkomplizierten Wesen und seinen Standesanschauungen entsprechende Repräsentantin seines Hauses. Was in ihr darüber hinausgeht, das erkennt er unbewußt an, indem er sich ihrer Überlegenheit fügt; aber er genießt es nicht, er sieht ebenso oft darüber hinweg.

In den ersten Jahren ihrer Ehe hat sie Richard Boellerlingk gefunden, er hat in ihr alles zu frohem, bewußtem Leben gerufen, was sie an innerem Reichtum in sich trug, ohne es selbst recht zu wissen und zu werten. Ihn hat sie aus einem ziellosen

Herumbillettieren zum positiven Schaffen geführt, und in diesem Schaffen ist auch er erst zum Vollbewußtsein seiner Persönlichkeit gekommen, hat auch er erst leben gelernt. Es war wie ein Versiegen all seiner Kraftquellen, als er den Sitz im Parlament wieder verlor. Ihm diese Quellen wieder zu erschließen, hat sie ihren Gatten überredet, seine Kandidatur an Voelkerlingk abzutreten: „Ich arbeite schon ein ganzes Jahr daran. Langsam hab' ich ihm eingeredet, er eigne sich nicht fürs Parlament, langsam hab' ich ihn unlustig gestimmt zu jeder kleinen Handlangerarbeit — mehr konnte er ja doch nicht leisten — langsam hab' ich ihm klar gemacht, welche Wohlthat es wäre für das Land und für die Partei, wenn er dich an seine Stelle brächte. Bis er's that . . .“ „Ihm war es Zeitvertreib, und dir ist es Leben. Da gab es keine Wahl für mich.“ Das gesteht sie Richard Voelkerlingk, als seine Wahl entschieden ist. Was ihr nicht als Schuld gilt, wird ihm, dem ein stärkeres Gefühl der moralischen Verantwortlichkeit des einzelnen gegen die Gesamtheit innewohnt, zur Gewissenslast. Für ihn vernichtet ihr Schritt die Sühne, die sie durch ein Jahrzehnt ruhiger, zurückhaltender Freundschaft für das geleistet haben, was in ihrem Zueinandergehören heilige Ordnungen verletzte; ihm scheint es unmöglich, daß er als Vertreter dieser Ordnungen auftritt an einer Stelle, an die nur die Erneuerung der alten Schuld ihn gebracht hat. Sie hat die Toten herausgefordert, das wird sich rächen.

Ein früherer Privatsekretär Voelkerlingks, der zur Sozialdemokratie übergegangen ist, hat seine zufällige Kenntnis des Verhältnisses der beiden zum Mittel seiner Wahl-agitation gemacht. Kellinghausen erfährt davon. Nun stehen wirklich, wie Voelkerlingk geahnt, die Toten auf. Beates Gatte will gegen den Verleumder das Gericht in Anspruch nehmen. Er verlangt Voelkerlingks Ehrenwort, daß die Verleumdung jeder tatsächlichen Grundlage entbehrt. Voelkerlingk will es um Beates willen geben, um dann sein eigener Richter zu sein. Indem er es ausspricht, wird er von ihr unterbrochen. Sie deckt ihrem Gatten alles auf, was geschehen ist. Da Kellinghausen sein Wort verstanden hat, daß aus seinem Handeln in der Sache kein das Ansehen der Partei beeinträchtigender Skandal entsteht, ist ein Duell zwischen beiden ausgeschlossen. Für Richard bleibt nichts übrig, als sich selbst zu richten. Beate findet den einen Weg, ihn zu retten: wenn sie sich opfert, muß er leben, um seiner Pflicht willen, den Gegnern der Partei keinen Grund zu Verdächtigungen zu geben. Er hat ein tausendfach wirkensmächtiges Leben vor sich, sie ist eine Sterbende, deren Ende niemandem unerwartet und überraschend sein wird — das ist für sie entscheidend. Sie giebt sich den Tod — beim Gastmahl, das Voelkerlingks Sieg feiern soll, als die Gläser klingen zu dem Trinkspruch, den sie ausgebracht: Es lebe das Leben!

In technisch meisterhafter Weise sind in die Handlung Zeitstimmungen, aktuelle soziale Probleme, populäre Typen und Interessen verwoben. Das parlamentarische Leben, der Interessenkampf des Adels nach seinen verschiedenen Richtungen, moderne politische und philosophische Gedanken — alles vereinigt sich zu einem nicht eben besonders tief und fein erfaßten, aber doch packenden Gegenwartsbild mit kräftigen, eindrucksvollen Linien und Farben. Aber so lebenswahr die zum Milieu gehörenden Gestalten des Dramas, so konstruiert und psychologisch unausgeglichen wirken die Träger des Konflikts. Vor allem Beate selbst. Es sind tiefe, innere Widersprüche darin, daß ein großzügiger, ganzer, vornehmer und innerlich freier Mensch, wie Beate gedacht ist, zu kleinen, schlaun Intriguen, zu den immer neuen Vertrauensbrüchen instande ist, die die Ausführung ihres Planes, Kellinghausen zum Verzicht zu führen, von ihr fordert; daß



kann. Sie argumentieren genau so wie die Männer ihrer Klasse es thaten, als sie sich auf diesem Gebiet noch nicht von praktischen Erfahrungen leiten lassen konnten. Daher machen sie auch dieselben Fehler und stellen dieselben anarchistischen Grundsätze mit denselben guten Absichten und demselben wohlgemeinten Bestreben auf, jeder arbeitenden Frau dasselbe Maß persönlicher Freiheit zu sichern, dessen sich eine Hausfrau mit mindestens drei Diensthboten erfreut.“

Mit diesen Worten warnt Mrs. Sidney Webb die Frauen davor, sich ohne genaue Kenntnis der Thatsachen auf volkswirtschaftlichem Gebiet Ansichten zu bilden oder gar mitarbeiten zu wollen. „Wie reich euer Geist, wie gefestigt euer Charakter sein mag — wenn ihr versucht, industrielle Probleme allein unter dem Gesichtspunkt zu lösen, ob die ihnen zu grunde liegenden allgemeinen Prinzipien mit euren eigenen privaten Ansichten übereinstimmen, so werdet ihr genau dasselbe thun, was vor euch all die Männer thaten, die hoffnungslose Irrtümer auf diesem Gebiet gemacht haben.“ Und diese Irrtümer sind verhängnisvoll. Sie haben Männer, die Tyrannei und Ausbeutung leidenschaftlich hassen, dazu geführt, ihr Leben dem Kampf des Tyrannen und Ausbeuters gegen das Opfer zu widmen. Und Frauen gehen nun denselben Weg. „Selbst die, denen das Wohl des Landes am höchsten steht und die Entbehrungen einzelner aufwiegt, haben den Maßregeln entgegen gearbeitet, die die ökonomische Kraft des Landes und seinen Ruf auf dem Weltmarkt hätten sichern und stärken können. Denn sie sahen darin einen Versuch, ihr Vaterland für den Wettbewerb mit anderen Nationen untüchtig zu machen, mit Völkern nämlich, die noch so thöricht sind und ihre Stärke in der Schwäche und Erniedrigung ihrer Arbeiter zu finden glauben.“

Die mit diesen Worten gekennzeichneten falschen Deutungen des manchesterlichen Prinzips und seine Gefahren für die Ausgestaltung der Arbeiterschutzgesetzgebung haben Mrs. Sidney Webb, die bekannte englische Sozialreformerin und Nationalökonomin, veranlaßt, in Gemeinschaft mit anderen hervorragenden Vertreterinnen sozialpolitischer Interessen „eine Verteidigung der Arbeiterschutzgesetze“<sup>1)</sup> zu veröffentlichen. Das kleine Buch behandelt den spröden wissenschaftlichen Stoff in geradezu meisterhaft gehandhabter populärer Form; es dürfte in der volkswirtschaftlichen Litteratur kein zweites Buch geben, das so geeignet ist, den Laien aufzuklären, den Gegner zu überzeugen, weil es den Leser — welchen Standpunkt er auch in Bezug auf die Behandlung des Problems einnimmt — wenn er ihm selbst ganz fremd gegenübersteht — vom ersten bis zum letzten Wort fesseln muß. Das Buch soll die bestehenden Arbeiterschutzgesetze beleuchten; soll zeigen, was sie geleistet haben und was noch von ihnen zu hoffen ist. Dem Zweck entsprechen die Ausführungen der ersten vier Kapitel, die Theorie, Geschichte und Mängel der englischen Gesetzgebung und die Entwicklung des Arbeiterschutzes in den englischen Kolonien behandeln; ein fünfter Abschnitt soll einige landläufige Einwände gegen die besonderen Frauenschutzbestimmungen entkräften.

\* \* \*

Das Vorwort zu dem Buch hat Englands größte lebende Dichterin, Mrs. Humphry Ward, geschrieben. Die glänzende Feder der Verfasserin von Robert Elsmere, Marcella, Sir George Trevelyan, weiß auf dem Papier das lebendige Leben festzuhalten, das die Gesetze und Paragraphen notwendig machte; sie weiß mit wenigen packenden Zügen die Schicksale von Generationen zu schildern, in deren Leben der staatliche Schutz eingegriffen hat. Sie zeigt uns die englischen Industriebezirke in Yorkshire, „geschwärzt vom Rauch der Schloten, der landschaftlichen Schönheit durch ausgedehnte Fabrikanlagen beraubt; aber bewohnt von einer gesunden, kraftvollen Bevölkerung, die sich gut nährt und kleidet, die auf einer hohen Bildungsstufe steht, die unabhängig ist bis zum Eigensinn, die gewiß viele Fehler aufzuweisen hat, aber doch eine lebenskräftige Race ist. Alle wichtigen Güter des Lebens sind diesen Menschen zugänglich — anständige Nahrung, Kleidung, Wohnung, gute Luft, Bildung, Familienleben und

<sup>1)</sup> „The Case for the Factory Acts.“ Edited by Mrs. Sidney Webb. With a Preface by Mrs. Humphry Ward. London, Grant Richards 1901.

Behagen, Ruhe und Muße und alle Interessen der Bürger und Wähler.“ Sie schildert das Leben im Ort mit seinen Konsumgenossenschaften und anderen Einrichtungen, denen der Arbeiter sein Interesse widmet; ihre Teilnahme an den Verwaltungsarbeiten bei Sparkassen und Bibliotheken, bei Fortbildungskursen und musikalischen Veranstaltungen. Und doch ist das ganze Leben im Ort beherrscht von der Fabrik. „Ihr wißt“, so sagt sie, „daß dort jede Einzelheit hinsichtlich des Luftraums, der Sauberkeit, der Sicherheit der Maschinen, der Arbeitszeit durch ein Gesetz geregelt wird, ein Gesetz, das das öffentliche Gewissen Englands darstellt. Das Gesetz will die Arbeiter — als den wahren Reichtum der Nation — vor der Tyrannei eines gewissenlosen Wettbewerbs schützen. Es hat noch kein ideales England geschaffen. Ihr seht euch nach der Klarheit des Flusses, nach der Frische der Wälder, — jezt schwärzt sie noch der Rauch, der einem Leichentuche gleich über dem Lande liegt. Ihr träumt vielleicht von längeren Ruhe- und Erholungszeiten, die auf edlere Weise ausgefüllt werden von Menschen, für die Trinken und Spiel nicht mehr als höchste Freuden des Lebens gelten. Und Ihr lest vielleicht von den allzu vielen Gesichtern in diesen belebten Straßen, die das Zeichen der Schwindsucht — dieses Fluches der Arbeiterklasse — tragen, die Sprache jenes Naturgesetzes, das die Menschheit für immer mahnt und treibt — um uns zu neuem Streben, zur Lösung der Aufgaben der Wissenschaft und Humanität anzuspornen.“

Und doch sollte man bei diesem Anblick Freude empfinden, „die Freude derer, die ein Zeichen erschaut haben und sich dadurch gestärkt und bekräftigt und ermutigt fühlen.“ Denn wenn wir den Blick von der Zukunft ab der Vergangenheit zuwenden, enthüllt sich uns das Bild tiefster Erniedrigung, schamlosesten Sklavenhandels, der vor hundert Jahren eben denselben Boden und Landstrich beherrschte. Ganze Armeen von Kindern hatte man aus den Armenhäusern in den südlichen Teilen Englands dorthin gebracht, um sie bei endloser Arbeitszeit in Fabriken und Bergwerken einem System furchtbarster Ausbeutung zu unterwerfen. Der aufblühenden Industrie wurde das blühende Leben der arbeitenden Kinder, bald auch der erwachsenen Arbeiter zum Opfer gebracht. „Spinner“ und „Kohlenarbeiter“, das waren zu jener Zeit Ausdrücke der Verachtung, waren Schmähe- und Schimpfworte. Die industrielle Entwicklung Englands in dieser Zeit ist eine der grandiossten Tragödien der Weltgeschichte.

„Wie die Gestalten und Stimmen aus der Vergangenheit herüber tönen! Gleich den Stimmen, die für die Ehren des ‚Miglon‘ auf dem Schlachtfeld von Wagram erklingen, so können auch wir sie vernehmen, wenn der Wind über das Moorland streicht:

Rauschet den Kindern: —

„Ich werde elf Jahr. Ich schleppe Körbe mit Spulen die Treppen hinauf. Davon bin ich auch lüdig geworden. Ich schaffe seit mehr als vier Jahren in der Fabrik. Lesen kann ich nicht. Wir arbeiteten von 6 Uhr früh bis 1/2 9 Uhr abends während mehr als eines Jahres.“

Oder hört die Stimme des Vaters, der im Zwielicht des Winterabends ängstlich das Heimkommen der Kinder erwartet:

„Sie haben 16 Stunden gearbeitet. Ich habe des Morgens schwere Mühe, um sie aus dem Bett zu treiben. Ich mußte sie schlagen, damit sie nur wach wurden. Ich mußte weinen, weil ich dazu gezwungen war.“

Es sind nicht Phantasiegebilde der Dichterin — diese Stimmen der Schmach und der Schande —, sie lassen die Schatten verlorenener Generationen an uns vorüberziehen, die Schatten derer, die zu Grunde gehen mußten, um die Industrie Englands zu schaffen.

Es sind dieselben Aussagen, wie sie vor der staatlichen Untersuchungskommission im Jahre 1833 gemacht, wie sie durch deren Berichte uns authentisch überliefert worden sind. Mrs. Ward führt sie an, um auch dem mit der industriellen Entwicklung unbekannten Leser ein anschauliches Bild der Zustände zu geben, aus denen die Fabrikgesetzgebung geboren wurde, geboren werden mußte, wenn nicht ganze Bevölkerungsschichten degenerieren, ganze Landstriche entvölkert werden sollten.

\*

\*

\*



In dem Kapitel über „die ökonomische Seite der Arbeiterschutzgesetzgebung“ weist Beatrice Webb das von Gegnern des Arbeiterschutzes in erster Linie angeführte Argument von der Beeinträchtigung der persönlichen Freiheit und der Konkurrenzfähigkeit auf dem Weltmarkt als unhaltbar zurück. Ausführlicher hat sie dieselben Fragen schon in ihrem Buch „Industrial Democracy“ <sup>1)</sup> behandelt; aber ihre populärer gehaltenen Ausführungen werden an dieser Stelle von weiteren Kreisen gelesen werden und Aufklärung auch außerhalb der Reihen ihrer Fachgenossen verbreiten. An anschaulichen Beispielen zeigt sie, daß das Wort vom freien Arbeitsvertrag für den besitzlosen Arbeiter nur eine Phrase bedeutet, daß selbst den wohlmeinenden Absichten des auf Gewinn bedachten Unternehmers nicht unbedingt vertraut, nicht freier Spielraum gelassen werden kann, weil auch die Arbeitgeber durch die gegenseitige Konkurrenz in gewisser Weise unfrei werden. „Wenn deshalb ernstlich der körperlichen und geistigen Entartung breiter Massen der Lohnarbeiter ein Ende gemacht werden soll, muß von allen Unternehmern auf irgend eine Weise ein Minimum an menschenwürdigen Einrichtungen erzwungen werden, als unverrückbarer Ausgangspunkt für ihre Konkurrenz.“ Demgegenüber wird aber sowohl aus Unternehmerkreisen, wie auch von Staatsmännern betont, daß durch eine solche gesetzliche Regelung der Arbeitsbedingungen die Konkurrenz mit dem Ausland, daß der Wohlstand des Landes gefährdet würde, weil Industrien in ungeschützten Ländern ihre Produkte billiger herstellen könnten. Die Ausführungen zur Entkräftung dieses Einwandes, die wohl den Glanzpunkt des Buches bilden, verdienen besondere Beachtung, da sie auch in Deutschland auf die Hauptargumente der Gegner des Heimarbeiterschutzes anzuwenden sind.

Mrs. Webb führt aus, daß Schweißindustrien, „parasitische Industrien“, die nur einen Hungerlohn für den Arbeiter abwerfen, sich nicht selbst erhalten. „Indem sie die Bevölkerung körperlich, geistig und sittlich ruinieren, zehren sie vom Nationalvermögen, vom Nationalwohlstand.“ Selbst wenn der Ruin kein so schneller ist, daß die ausgebeuteten Arbeiter keine neue Generation mehr zur Welt bringen, selbst dann ist das Gewerbe nicht weniger parasitisch. „Wenn es ständig die arbeitenden Scharen verbraucht oder verkümmert, beraubt es allmählich die Gemeinde ihrer Lebenskraft. Es nimmt Woche für Woche von den Arbeitern mehr, als ihr Lohn ihnen wiedergeben kann. Wenn man annimmt, daß alle Unternehmer aller Industrien des Landes in diesem Sinn die Arbeiter ausbeuteten, würde das ganze Volk, eine Generation nach der andern, in Bezug auf Charakter und Tüchtigkeit, langsam degenerieren.“ Da aber der durch Parasitismus entwickelte niedrige Typus des Menschen nicht ausstirbt, sondern sich ausbreitet — wie Unkraut in einem vernachlässigten Garten — und den höheren zu zerstören neigt, bilden die Schweißindustrien eine Gefahr nicht nur für die darin beschäftigten Arbeiter, sondern für das ganze Gemeinwesen. Die auf diese Weise produzierten Gegenstände sind, selbst wenn sie dem Konsumenten billig erscheinen, niemals billig für die Nation. „Sie sind die einzigen Waren, die zu keinem Preis billig sind. Ihre Herstellungsart ist ein Prozeß der Verarmung; vom Gesichtspunkt des Staates ist das überhaupt kein Schaffen, sondern Vergeuden. Wenn Industrien sich nur im Wettbewerb auf dem Weltmarkt dadurch halten können, daß die Produktionskosten durch Verschlechterung der Arbeitsbedingungen verringert werden und der Staat dem durch Verschonung bestimmter Industrien mit Schutzgesetzen Vorschub leistet, so könnte er ebenso gut den Unternehmern Prämien zahlen oder Wechsel auf die Staatskasse ausstellen.“

Thatsächlich hat sich auch der auf die Unternehmer ausgeübte Zwang, ein Mindestmaß menschenwürdiger Arbeitsbedingungen zu sichern, für alle Beteiligten — auch für die Industrie als solche — vorteilhaft erwiesen. Die beiden am meisten geschützten oder geregelten Industrien, die Textil- und Kohlenindustrie, sind die blühendsten Englands, haben den größten Export und eine hochstehende Arbeiterklasse.

Wer heut für die Besserstellung der arbeitenden Frauen eintritt, dem stehen als leuchtendes Beispiel, als erstrebenswertes Ideal einer freien selbständigen Klasse von

<sup>1)</sup> By Sidney u. Beatrice Webb. London, Longmans 1897.

Lohnarbeiterinnen die Baumwollweberinnen von Lancashire vor Augen, die vollauf ihren Unterhalt verdienen, ausreichende Ruhezeit haben, und einer wirksamen Berufsorganisation fähig sind, nicht trotzdem — sondern weil sie seit einem halben Jahrhundert durch jeden Satz ihres Arbeitsvertrages in ihrer Freiheit „beschränkt“ sind. Die Schutzgesetze, die dem Unternehmer die Gewährung bestimmter Arbeitsbedingungen als Minimalleistung den Arbeitern gegenüber aufzwingen, schaffen die Konkurrenz nicht aus der Welt, aber sie geben ihr eine andere Richtung. Sie veranlassen ihn, nach möglichst geschickten Arbeitern, tüchtigen Angestellten, ausgezeichneten Maschinen und vorteilhaften Produktionsformen zu suchen, und das zwingt alle Beteiligten, nach größerer Tüchtigkeit, Vollkommenheit und Leistungsfähigkeit zu streben. Es bedeutet Steigerung der Gesundheit, der Intelligenz, der moralischen Eigenschaften der Arbeiter, nicht Degeneration, sondern Fortschritt.

„Daraus folgt — bekräftigt durch die Erfahrungen eines Jahrhunderts — daß zur Erhaltung der Stärke und Leistungsfähigkeit unseres Volkes für alle Industrien auf irgend eine Weise bestimmte allgemeine Regeln Geltung finden müssen, die ein Mindestmaß an Lohn, Ruhezeit, Gesundheit und Sicherheit vorschreiben und erzwingen.“

Wenn nun viele Leute durchaus mit diesen Forderungen einverstanden sind, aber die Aufstellung und Einhaltung dieser Regeln der freien Initiative der Arbeiter, den Gewerkschaften überlassen wissen wollen, so vergessen sie, daß eine wirksame Gewerkschaftsbewegung dem Einzelmitglied keine größere Freiheit der Entschließung und des Handelns einräumen kann als ein Staatsgesetz. Nur daß das Schutzgesetz allen Arbeitern zu Gute kommen muß, während die Organisation meist nur den bestgestellten Arbeitern hilft, während sie die anderen nicht erreicht und erfasst. „Sie hilft nur denen, die sich selbst helfen.“

Für viele Kategorien von Arbeitern ist die Berufsorganisation aber ohne jede Bedeutung. Die Lohnarbeiter, die einzeln oder in kleinen Gruppen im Lande verstreut leben, in ihren Werkstätten, Läden oder Heimen arbeiten, können sich nicht koalieren. Zur Bekämpfung ihrer Ausbeutung, des industriellen Parasitentums, unter dem sie leiden, vermag die Gewerkschaft noch wenig zu thun; denn gerade wo diese Auswüchse am schlimmsten wuchern, fehlen die Bedingungen zur Selbsthilfe. In einem Schwigegewerbe giebt es — und gab es niemals — eine Gewerkschaft, die im Stande wäre, bestimmte allgemeine Arbeitsbedingungen durchzusetzen. „Um das zur Selbsthilfe notwendige Maß von Intelligenz, Entschlossenheit, Selbstverleugnung und Verwaltungskunst zur Verfügung stellen zu können, muß man über Gesundheit, einen Überschuß an Energie, und ein bestimmtes Quantum Ruhezeit verfügen können. Das aber fehlt gerade den ungeschützten Industrien: gerade der Mangel daran ist ja das Wesentliche am Schwigsystem, sein Merkmal.“

Darum werden weder die Gelegenheitsarbeiter der Londoner Docks, noch die meisten Industriearbeiterinnen durch gemeinsames Vorgehen ihre Löhne oder Arbeitsbedingungen wesentlich verbessern können. „Angesichts dieser Verhältnisse ist es ein grausamer Hohn, der Näherin, die Tag und Nacht in ihrer Dachstube an der Maschine sitzt, die um die nackte Existenz ringt, den Anschluß an die Gewerkschaft — und nur die Gewerkschaft — zu predigen.“ Bei allen Arbeiterinnen, die ungelernte Arbeit verrichten, oder gelernte Arbeit, die aber von allen Frauen — als Teil ihrer Erziehung — erlernt worden ist, wird die Berufsorganisation nie im Stande sein, aus eigener Kraft einen Minimallohn, einen Normalarbeitstag, oder irgend welche bestimmten Gesundheits- und Sicherheitsmaßregeln zu erzwingen.

Darum braucht die Arbeiterin, mehr noch als der Arbeiter, die Fabrikgesetzgebung, den Arbeiterschutz des Staates!

\* \* \*

Die noch immer verbreitete falsche Auffassung, daß die Schutzgesetze die Frauen den unmündigen Kindern gleich stellen, und daß ihnen gegenüber die Männer als ungeschützte Arbeiterkategorie erscheinen, wird in den folgenden Kapiteln des Buches widerlegt. Sie behandeln die Entwicklung der englischen Gesetzgebung, die sich langsam,

„der Linie des geringsten Widerstandes gemäß“ vollzog, und einige der augenfälligsten Mängel des Gesetzes, über die Gertrude Tuckwell, die bekannte Gewerkschaftsführerin, berichtet. Das englische Gesetz — wie auch unser deutsches — kennt vier Klassen von geschützten Arbeitern: Kinder, Jugendliche, erwachsene Frauen und erwachsene Männer. Sie alle erfahren verschiedene Berücksichtigung, nach ihren verschiedenen Bedürfnissen, nach ihrer Eigenart. Aber der Schutz für alle diese Arbeiterkategorien bedarf des Ausbaues, der Ausgestaltung; auch der so oft beseindete Schutz der arbeitenden Frauen. In dem Schlusskapitel setzt sich Clementina Black mit der Behauptung auseinander, daß die Gesetzgebung darauf hinwirkt, die Löhne der Arbeiterinnen herabzusetzen oder ihre Arbeitsgelegenheit zu verringern. Für Deutschland ist diese Ansicht bereits oft — auch in diesen Blättern — zurückgewiesen worden, so daß ein Eingehen auf die sehr klare und scharfsichtige Beweisführung des Kapitels nicht angebracht erscheint. Es soll hier nur ein von der Verfasserin angeführter Fall erwähnt werden, der besonders geeignet ist, den Glauben an die lohnvermindernde Wirkung der erzwungenen Verkürzung der Arbeitszeit zu zerstören. Denn auch bei uns fürchten noch immer so viele wohlmeinende Frauen, die „arme Näherin durch eine gesetzliche Verkürzung der Arbeitszeit zu schädigen, weil sie schon bei endloser unregelmäßiger Arbeit nicht genug erwirbt, um ihren Unterhalt bestreiten zu können.“ Einige Fabrikarbeiterinnen, die im Akkord bezahlt wurden, erhielten allabendlich noch Arbeit mit nach Hause, um sie in den späten Abend- und Nachtstunden auszuführen. Ihr Wochenverdienst stellte sich trotz regelmäßiger stundenlanger Nachtarbeit noch nicht auf 10 Mark, und ihre Gesundheit verschlechterte sich zusehends. Die Leiterin eines Arbeiterinnenklubs, die auf diese Verhältnisse aufmerksam wurde, zeigt den betreffenden Unternehmer bei der Fabrikinspektion an, und diese inhibierte die Mitgabe von Heimarbeit, die in England seit 1895 gesetzlich verboten ist. Nun ließ der Fabrikant von allen Arbeiterinnen einen Schein unterschreiben, in dem sie erklärten, die Arbeit nicht für sich, sondern für Angehörige mit nach Hause zu nehmen. Aus Furcht, ihre Stellung zu verlieren, fügten sie sich diesem Zwang des Unternehmers. Auch diese Maßregel wurde aber vom Inspektor verboten, und als die Arbeiterinnen nun in der gesetzmäßig zulässigen Arbeitszeit nicht mehr genügend für ihren Unterhalt verdienten, forderten und erhielten sie eine Lohnerhöhung von 20 Procent. Auch ihre Leistungsfähigkeit besserte sich merklich, so daß sie nach kurzem mit 10stündiger Arbeitszeit mindestens so viel verdienten wie vorher mit 16—18stündiger Arbeit. — Aber damit ist die Angelegenheit noch nicht erledigt. Der Unternehmer, der seine Aufträge bei der verkürzten Arbeitszeit nicht erledigen konnte, sah sich genötigt, noch weitere Arbeiterinnen zu engagieren, so daß in diesem Falle das Schutzgesetz nicht nur Überbürdung von Arbeiterinnen verhinderte, sondern ihnen den gleichen Lohn bei kürzerer Arbeitszeit sicherte, und weiteren Arbeiterinnen eine Erwerbsmöglichkeit erschloß. Wenngleich dieses Beispiel in seiner günstigen Wirkung auch keineswegs absolut verallgemeinert werden soll, so bietet es doch einen Anhaltspunkt dafür, daß eben Löhne unter ein gewisses niedriges Niveau dauernd nicht sinken können, gleichviel ob die Arbeiter nur eine bestimmte vom Gesetz festgesetzte Zeit arbeiten, oder — wie jene Mädchen im oben angeführten Fall sich ausdrückten — „während alle der Stunden, die Gott giebt.“

Die Mißstände, die das gewerbliche Leben heut noch aufweist, sind nicht notwendig, sind nicht unvermeidlich. Das beweist die Geschichte der Arbeiterschutzgesetze, das tritt uns aus dem Buche der Mrs. Webb entgegen, für das hier nur durch einige Hinweise Interesse erweckt werden sollte. Das Buch will uns die Botschaft vermitteln, auf welchem Wege wir Hilfe für diese Mißstände zu erstreben haben. Möge die Botschaft auch in deutschen Landen weithin vernommen werden!





# Ein neues Frauenblatt.

Von

Adele Gerhard.

Nachdruck verboten.

**M**ehr und mehr sucht die Frau unserer Zeit, sofern sie überhaupt stärkere geistige Interessen hat, dem wirtschaftlichen Leben ihr Auge zuzuwenden. Sie beschäftigt sich mit ökonomischen Fragen und beginnt zu begreifen, daß der kleine Ausschnitt des Lebens, der täglich und stündlich ihre Kräfte einfordert: ihre eigene häusliche Wirtschaft — mit der gesamten Volks- und Weltwirtschaft untrennbar zusammenhängt. Daß er von deren Wogen mit erschüttert wird, daß er ihren Gesezen untersteht und daß er andrerseits auch in seiner Führung auf jene zurückwirken kann. Es giebt wenig in der Welt, das, unter größern Gesichtspunkten betrachtet, nicht den Charakter des Kleinlichen abstreifen könnte. Wie viel ist laut und stumm über die nervenzerrüttende Kleinarbeit des Haushaltes, ihren schädigenden Einfluß auf die Frau geklagt worden! Und doch! welche Fülle, welcher Reichtum an Ideen erhebt, wenn man „sich in der Betrachtung genügend hoch stellt“ und diese Kleinarbeit in ihren weiteren Zusammenhängen erfährt! Hygienisch wie wirtschaftlich!

Daß die Frau sich endlich ihrer Eigenschaft als Konsumentin mit ihren Rechten und Pflichten als Konsumentin voll bewußt werde, ist der Zweck eines neuen Frauenblattes, des „Frauen-Genossenschaftsblattes“, das, herausgegeben von der Groß-Einkaufsgesellschaft deutscher Konsumvereine zu Hamburg, im April dieses Jahres ins Leben tritt und die genossenschaftliche Erziehung und Heranbildung der Frauen bezweckt. Entsprechend dem Charakter der Konsumgenossenschaftlichen Bewegung wird auch das Frauen-Genossenschaftsblatt politisch und religiös streng neutral sein. Und es kann mit Hinblick auf die wirtschaftliche Erziehung der deutschen Frauen nicht nachdrücklich genug darauf hingewiesen werden, sich für diese neue Zeitschrift zu interessieren.

Von den belgischen Kooperativen heißt es oft, daß sie „wahre Mikrokosmen“ seien, bemüht, den ganzen Menschen zu erfassen. Auch das deutsche Frauen-Genossenschaftsblatt, dem bereits eine Auflage von vielen Tausenden, zum größten Teil in die Hände der Frauen der Arbeiterklasse gelangenden Exemplare gesichert ist, will nicht nur genossenschaftliche Erörterungen bringen, sondern ferner neben einem Eingehen auf die engere hauswirtschaftliche Thätigkeit auch Artikel über Kunstfragen und Arbeiten künstlerischer Natur geben. Bedenkt man, daß es gerade in die breiten Massen der Frauen des arbeitenden Volkes dringt, so eröffnet sich hier ein weites Wirkungsfeld für alle, die außerhalb des Rahmens einer politischen Partei mit eben jenen Frauen in engen Zusammenhang zu treten wünschen. Doch sei dies hier nur gestreift. Es handelt sich vor allem darum, daß das neue Blatt als Mittel zur wirtschaftlichen und genossenschaftlichen Heranbildung der deutschen Frauen beachtet und gewürdigt werde.

Ich zweifle nicht daran, daß eine nähere Beschäftigung mit der genossenschaftlichen Bewegung die Frauen erkennen lassen wird, welche zukunftsstarke Bedeutung sich hier unter der unscheinbaren Hülle der praktischen Kleinarbeit birgt. Denn wenn an irgend einer Stelle, so ist auf die Konsumgenossenschaftliche Organisation mit tiefster Berechtigung das Wort Schillers anzuwenden:

„Wer etwas Treffliches leisten will,  
Hält' gern was Großes geboren,  
Der sammle still und unerschläft  
Im kleinsten Punkte die höchste Kraft.

Der Kern allein im schmalen Raum  
Verbirgt den Stolz des Waldes — den Baum.“

Möchten die deutschen Frauen lernen, diesem „Kern“ ihr Interesse zuzuwenden.



## Helene Böhlau.

Von

Martha Strinz.

Nachdruck verboten.

**D**ie letzten zehn Jahre haben auf dem Gebiet der Frauenlitteratur eine gewaltige Fruchtbarkeit gezeitigt.

Die Frauenlyrik ist ins Kraut geschossen, wie die Saat nach dem Frühlingsregen, und auch die ältere Domäne des Romans wird dichter bebaut denn je. Eine neue, starke Gefühlswelt ringt nach Aussprache, aber nicht immer gefüllt sich ihr die künstlerische Kraft des Gestaltens. Die Gefahr des Dilettantismus ist nirgends so groß als auf dem Gebiet der Frauenlitteratur. Um so mehr freuen wir uns der kleineren Anzahl von Dichterinnen, die eine reife Kunst mit dem Schwergehalt einer Persönlichkeit zu füllen haben. Zu ihnen gehört Helene Böhlau.

Im Anfang ihrer „Altweimarischen Geschichten“ hat Helene Böhlau in dem köstlichen Styl jener berühmten Skizzen erzählt, wie sie zum Schriftstellern kam. Ein eigenartiges, verschlossenes, unbeholfenes junges Geschöpf, das sich der Schulbressur mit erstaunlicher Beharrlichkeit zu widerlegen verstanden hatte, ausgestattet mit einer reichen und eigenen Gefühlswelt, von der niemand etwas ahnte, von stark erregbarer Phantasie und unheimlicher Sensibilität, eingeschlossen in den engen Kreis des Kleinstadtlebens, — kommt sie eines Abends ins Theater und sieht Tristan und Isolde. „Ich war überwältigt, hingerissen, betäubt, berauscht. Die Gewalt in dieser Musik erfaßte mich völlig. Kurvenals Horn durchbebt meine ganze Seele, und ich glaubte hinsterben zu können in den gewaltigen Tönen der Erwartung, der Angst, des Zweifels. Ich litt unter dem mächtigen Eindrucke; ich war wie berauscht. Es erschien mir unmöglich, jetzt das gewöhnliche Leben wieder zu beginnen. Es mußte etwas geschehen, etwas Außergewöhnliches — das Leben mußte sich anders gestalten, um mich und mein Empfinden wieder aufnehmen zu können.“ Sie eilt zu ihrem geliebten Pfarrer, ihrem verständnisvollen Lehrer, und gesteht ihm ihre Sehnsucht, irgend etwas Großes zu thun, ihren Wunsch, ein großes Talent zu haben, das den Zwiespalt zwischen der Gleichgiltigkeit des alltäglichen Daseins und ihrem Durst nach den Höhen des Lebens auflöse. Der weiß keinen Rat, aber sie selber findet den Ausweg.

Und bald danach begann sie das wunderliche Spiel mit ihren „Räusen“. Ihre Räuse, das sind die selbstgeschaffenen Gestalten ihrer Dichtung, Hirngespinnste, genährt mit ihrem Herzblut, Ausgeburten des „holden Wahnsinns“, von deren Geraten aber Leben und Glück des Erzeugers abhängt, und die auch sie, Helene Böhlau, hingeführt haben zu einem stillen Zufluchtsort aus der Schwere und Gleichgiltigkeit des Lebens, und zu einem hohen Glück. So bezeugt sie selbst. Und so, fühlen wir, spricht nur eine echte Dichternatur.



Und ihre Ränge? Sie haben sich entwickelt zu einer ansehnlichen Anzahl, und es sind Prachtgestalten darunter, die den Namen ihrer Erzeugerin weit hinaus getragen haben. Und manchen Dank aus warmen Herzen und ein „gut“ und manchmal sogar ein „lobenswert“ von den obersten Zensurbehörden alles litterarischen Schaffens haben sie zurückgebracht. Da ist . . . doch wir wollen hübsch in Ordnung vorgehen und hören, was sie von ihrer Erzeugerin zu erzählen haben.

Helene Böhlaus war 23 Jahre alt, als sie ihre ersten Novellen „Salin Kaliste“ und „Im Banne des Todes“ in der „Deutschen Rundschau“ veröffentlichte, deren Spalten ihr die Beziehungen ihres Vaters, des Weimarer Hofbuchhändlers Hermann Böhlaus, geöffnet hatten. Sie sind nicht harmlos froh, wie man das vielleicht von den Jugendarbeiten der Verfasserin der „Ratzmädel“ voraussetzt, sondern von dem trüben Pessimismus durchzogen, den sensitive junge Naturen von ihrem ersten Zusammenstoß mit der harten Realität des Lebens davonzutragen pflegen. Es ist eine Schilderung in den oben erwähnten autobiographischen Skizzen der Verfasserin, kennzeichnend für die Schwere, mit der die ersten schmerzlichen Lebenserfahrungen diese junge Seele belasten. Als Kind sieht sie einen Holzschnitt, der den Tod als Gerippe darstellt, wie er unbemerkt durch ein Krankenzimmer schreitet. Dies Bild entsetzt sie so, daß sie bewußtlos zusammensinkt. „Wenn es so etwas Furchtbares gab,“ sagt sie, „wie konnte man da noch leben? Wie konnten die Leute noch lachen?“ Aus religiösen Kämpfen ging sie hervor mit der hoffnungslosen Überzeugung von der Wehrlosigkeit des Menschen gegen ein grausames Schicksal, und die benahm ihr das Lachen. Das Böse ist mächtiger als das Gute; daher unterliegen die Helden ihrer ersten Erzählungen, edle Naturen voll Weichheit und Kraft, in dem aussichtslosen Kampf. Alle Gestalten ihrer ersten dichterischen Periode, die man bis zu dem Roman „Reinen Herzens schuldig“ (1888) rechnen kann, spiegeln diese selbe tragische Auffassung von der unüberwindlichen Schwere des Schicksals, dem gegenüber nichts übrig bleibt als Dulden und Tragen. Und nur einen vagen Trost weiß Reichlin in dem Roman „Herzenswahn“ der im Glückshunger sich verzehrenden Rätthe zu geben: „Es überwindet sich alles, wenn man sich als Teil einer gewaltigen Natur betrachtet, die durch alle Mittel ihre Kräfte erhöhen will.“

Das ist die zweite gemeinsame Eigenschaft dieser Gestalten der Böhlauschen Frühzeit, der Glückshunger, der Drang nach Liebe und die Sehnsucht nach Schönheit. Aber für beide hat das Leben keinen Raum. Wie die große Liebe, ohne Frucht getragen zu haben, verglüht, und wie die Schönheit verschwindet, beide in den Boden gepflügt von der breiten Walze der Alltäglichkeit, das schildert die ergreifende Erzählung vom „schönen Valentin,“ die erste bedeutende Leistung dieser Periode. Valentin ist der romantische Träumer, der mit dem Gottesgeschenk seiner großen Schönheit fremd ist im Leben und einsam unter den Menschen. Er liebt ein leichtsinniges, oberflächliches Mädel, aber er kann ihre Gegenliebe nicht erringen. Er hat das Empfinden des Künstlers, aber die Gestaltungskraft ist ihm versagt. In der wunderbaren Kreuzigungsscene erschöpft sich seine künstlerische Kraft, und dann fällt eins nach dem andern von ihm ab, Poesie und Schönheit, und er wird einer von den Alltäglichen.

Eine Fülle von Poesie liegt über der schlichten Erzählung und eine an Eichenborst erinnerte lyrische Weichheit; Helene Böhlaus, der Realistin, Tribut an die Romantiker einer verklungenen Zeit.



Poetentums vor den jungen Töchtern des Hauses Dinge aus, „die hier auszusprechen an Roheit grenzt,“ und die Zuhörerschaft drückt die Furcht, „daß dieses unverstörte tolle Talent, durch ein gewisses, nach Schönheit strebendes Bartgefühl nicht gezügelt, mit peinlichen Szenen zu weit gehen könne.“

Man vergegenwärtige sich, wie Köppert später im Rangierbahnhof diese idealistische Schönheitsucherei abweist und ihr die Schönheit des Alltäglichen gegenüberstellt, und man hat den Gegensatz dieser frühen Richtung Helene Böhlaus zu ihrer späteren konkret vor Augen.

Noch einen gemeinsamen Zug haben die Hauptpersonen dieser ersten Werke, der aus dem Innenleben der Verfasserin stammt: den starken Lebensdrang, das Kraftgefühl, das sein Betätigungsfeld sucht, und sich verzweifelt wehrt gegen den Erstickungstod in der Atmosphäre der Alltäglichkeit. Ganz elementar tritt dieses Kraftgefühl auf in der sanften Dorothea des Romans „Keinen Herzens schuldig“. Einer ihrer Lehrer trifft sie zufällig im Walde. „Der Gute war in Ratlosigkeit, als er von seinem Versteck aus seine Schülerin mit offenem Haar im dürren Laube liegen sah, mit Ausdauer laut in den Wald hineinschreiend, sah, wie sie mit Armen und Händen im Laube wühlte, es über sich streute, daß Haare und Kleider davon überdeckt wurden. Sie hatte die ungetrübte, wilde Lustigkeit eines jungen, gesunden Tieres.“

Das ist ein Vorklang jener Scene in dem späten Roman „Halbtier“, wo Isolda, ihrer jungen Liebe voll, im Walde umherläuft mit tollem lärmenden Gesang und ihre Liebesklage und -Wonne in wildem, ursprünglichem Durcheinander ausschreit, wie ein junges Tier.

So geht auch Valentin umher und sucht etwas zu thun, was seiner Liebe an Kraft gleichstände, denn das erscheint ihm als das Furchtbarste, „daß die gewaltigste, lebenererschütternde Leidenschaft zwecklos, ohne Glück oder Tod gebracht zu haben, wieder verrinnen könne.“

Aber das Leben macht dies Furchtbare wahr, und so bleibt auch für Dorothea, als der Geliebte sie verlassen hat, nur ein freudloses Hinsiechen in einem öden Dasein.

Für das Weib aber gewinnt dieser Zug eine besondere Tragik, weil ihr das Gegengewicht der Arbeit fehlt. Auf einer kleinen Reise, der ersten Unterbrechung ihres gleichförmigen Daseins, erhält Dorothea einen Brief von einer ihrer Gefährtinnen, „der unter dem vollen Einfluß kleinstädtischer Vergnügungen, eines kaum notdürftig verborgenen Müßiggangs und naivster Zwecklosigkeit geschrieben ist.“ Nachdem sie den Brief gelesen, standen wieder gleichgiltige, nutzlose Stunden vor ihr, in denen ihre Kräfte nach Arbeit, nach Leben verlangten. Nachts, wenn sie erwachte, durchzuckte es sie wie ein Schmerz, wenn sie an die Heimkehr dachte. Ihre tägliche Beschäftigung überdachte sie — da war nichts, das ihr zu Herzen ging, nichts. Was sie zu thun hatte, konnte von jeder andern Hand besser gethan werden, und ihr war es zugeteilt, um sie zu beschäftigen, nicht um die Sache selbst zu fördern.

Dorotheens Schicksal aber ist ein typisches. „Und mit Schrecken erkannte sie, daß wohl Tausende mit ihr litten, Tausende armer, in Liebe, in den heiligsten Gefühlen voll erwachter Herzen, die nur erwachen, um sich beraubt zu sehen, die nichts vom Leben erhielten, als die Weisung sich zu töten.“

In solcher Gestalt, zum Teil aus eigenen Erfahrungen gewonnen, erscheint zuerst Helene Böhlaus Anteil an der „Frauenfrage“. So läßt sie denn in demselben

Werk den Onkel Genzler die freudlosen Tage des alten Mädchens schildern und die „neuen Erscheinungen in der Frauenwelt“ energisch in Schutz nehmen, die auf Erweiterung des Arbeitsfeldes der Frau abzielen. Und seltsamer verfährt bei der späteren Verkündigerin von der siegreichen Erlösungskraft des Weibes diese dumpfe Hoffnungslosigkeit, mit der sie Mitleid fordert für diese armen Seelen: „Und vielleicht taucht in einem Geiste, der die Welt mit Liebe und tiefem Erbarmen umfaßt, eine Hilfe auf, tiefgreifend und groß, die erlösen könnte.“ „Die Welt braucht eine Genie der Liebe.“ Über diesen vagen Gedanken kommt ihr Suchen nach Abhilfe noch nicht hinaus.

Die Romane dieser ersten Periode zählen noch nicht als Kunstwerke. Sie haben für den, der nur die Verfasserin des Rangierbahnhof kennt, etwas überraschend Altmobisches. Die ungeschickten Inhaltsangaben der Kapitelüberschriften mit ihrer verunglückt humoristischen Färbung, die ungeschickte Technik, die die Verfasserin zwingt, selbst das Wort zu ergreifen, um ihre Personen zu interpretieren und ihre Absichten deutlich zu machen, die langen belehrenden Reden, das Einspinnen der Handlung in Reflexion, das alles sind Züge, die weit hinter die achtziger Jahre zurückweisen auf den Familienroman des 18. Jahrhunderts, dem auch neben der Sentimentalität die leicht humoristische Färbung entspricht.

Für Helene Böhlau kam die große Krise ihres Lebens mit ihrer leidenschaftlichen Liebe zu ihrem Seelenfreund und künstlerischen Berater, Tage voll tiefer Seelennot. Das Schicksal ihrer Dorothea war ihr eigenes. Aber während sie diese an den Folgen ihrer Entsagung zu Grunde gehen läßt, fand sie selbst den Mut, die Fesseln der Convention zu brechen und dem Geliebten nach Stambul zu folgen, wo sie sich mit dem Moslim Gewordenen — er war bereits verheiratet — vermählte. „So gewann ich das höchste Glück, das einer schaffensfreudigen Seele zu teil werden kann, ich gewann einen Lehrer und Helfer, wie er nicht besser zu denken war, und der mir als höchstes Ziel setzte Wahrheit in jeder Empfindung und eine freie Würdigung alles Menschlichen.“

Und wenn man nun im Rangierbahnhof geschildert sieht, wie Köppert „das Seelchen“ findet und wie die verdurstende junge Seele in ihm den Menschen aller Menschen findet, den Lehrer und Helfer und einzigen Kameraden, und wenn man hört, wie er sie hinweist auf Wahrheit als das Ziel aller Kunst und auf die Schönheit des einfach Menschlichen, so ahnt man, daß das Beste an dieser einzig angeschauten Gestalt aus innerem Erleben geflossen ist.

Mochten ihr später noch schlimme Konflikte bevorstehen, zunächst folgt eine glückliche Zeit geistiger Befreiung und geistigen Wachstums. Mit dem wachsenden Bewußtsein ihrer künstlerischen Kraft, unter dem Einfluß einer starken und geschlossenen Persönlichkeit, ringt sie sich durch zu einer freieren Weltanschauung. Nun giebt es kein Zagen mehr vor den Mächten des Lebens; es steht bei dem Menschen selbst, sich frei zu machen, und alles Drückende und Hemmende abzuwerfen. Das Böse erscheint nicht mehr als zwingende Macht; es ist ein Begriff, von der menschlichen Gesellschaft geprägt, und vor dem freien Menschen verkehrt er sich oft in sein Gegenteil. Das einzwängende Element ist die menschliche Gesellschaft selbst; sie erstickt das Natürliche und Große in ihrem Sumpf, aber der freie Mensch erhebt sich über sie, über ihre heuchlerische Moral, ihre Lieblosigkeit, ihren Egoismus. Ihre Sympathie gilt den Opfern dieser Gesellschaft, unter diesen sind die Freien und Guten. Die versöhnende Macht aber gegenüber dieser Welt, die vom Gesetz des Fressens und Gefressenwerdens

beherrscht wird, ist die Liebe. Der Liebe aber ist Gerechtigkeit Sünde. Der stark autobiographische Roman „Im frischen Wasser“, der in Stambul spielt, und einige folgende Novellen sind der Ausdruck dieser neu gewonnenen Weltanschauung.

Nun nimmt ihr künstlerisches Schaffen einen neuen Aufschwung. Siegreich bricht auf der Höhe dieser weitherzigen und versöhnenden Auffassung des Lebens die Sonne des Humors durch das trübe Gewölke. Aus Alt-Weimars versunkenen Tagen zaubert ihre Wünschelrute eine Fülle löslicher Gestalten, die beiden prächtigen Schelme, die Ratsmädels, und ihre drei getreuen Freunde, und die Kummerfelden und die Fabianen und die Muskulusen und in ihrem Gefolge noch eine lange Reihe, der geplagte Rat Tiburtius und seine gestrenge Gattin, das dritte Ratsmädels, das ehrbüßliche Weiblein. Und im Hintergrunde das ganze gemütliche Weimar der alten Zeit mit seinen Kaffees und Verlobungsgesellschaften und seinen Landpartien und den ästhetischen Abenden bei der Schopenhauern. Und ab und zu huscht über dies heimliche Kleinleben ein Strahl der großen Sonne Weimars, wenn etwa bei „Exzellenz Göthe“ eine Torte abgeliefert wird, oder Carl August die Theatermogelei der beiden Schelme entdeckt. Und da ist auch der „gräßliche Mensch, der Schopenhauern ihr Arthur“, der immer mit seinen moquanten Bemerkungen die Gemütlichkeit stört. Was sind das für prächtige, runde Gestalten! Wie ist da jede kleine Eigenheit mit liebevollem Auge aufgefangen und mit feinstem Pinsel wahrheitsgetreu nachgetragen! Zu welcher Meisterschaft hat sich die Stimmungs- und Schilderkunst entfaltet! Man höre z. B., wie der arme Pantoffelheld, der Herr Rat Tiburtius, dem die Kaffeegesellschaften der Rätin und die Scheuerwut der alten Kathrine das Dasein vergällen, in der Dämmerung zu seinem neuen Zufluchtsort, seinem heimlich erstandenen Garten schleicht. „Und jetzt stand er vor seiner Thür — seiner Thür — einer Thür aus zart silberglänzenden verwitterten Latten, und durch den Bretterzaun steckten Himbeerbüsche ihre grünen Finger. Und über den Zaun quoll der Duft aus dem vollen grünen Garten — und der Duft gehörte dem Herrn Rat. Ehe er wirklich aufschloß, schnauzte er ein paarmal tief.“ Und dann die eindrucksvolle Wiederholung mit tiefster Gefühlsbetonung: „So ein Duft aus dem eigenen Garten!“

Dann steht er mit seinem zusammengerollten Flausrock mitten im Wege und traut sich nicht zu regen vor lauter Furcht, sein lösliches Geheimnis zu verraten. Und nur verflohlen summt und brummt er das Gartenlied: „Wenn einer einen Garten hat.“

„Und als er endlich zwischen den Bäumen wieder nach Hause ging, da kam er wirklich wie von seiner Liebsten. — Und zu Hause ließ er kein Wörtchen verlauten.“

Nach ihrer Rückkehr aus Stambul nahm Helene Böhlau mit ihrem Gatten ihren Wohnsitz in München. Schwere Konflikte mag die Rückkehr in eine Gesellschaft, mit deren Konventionen sie gebrochen hatte, dieser starken und dabei so sensitiven Seele gebracht haben. Ich vermute, daß in dieser Beziehung auch die Novelle: „Schlimme Flitterwochen“ (1898) ein Erlebnis enthält, um so mehr, da auch Köppert wieder darin auftritt. Das „Über dem Leben Stehen“ lernt sich nicht, ohne daß das Leben der rebellischen Seele alle seine Dornen eindrückt.

In München kam sie mitten hinein in die neue literarische Strömung, in der die Schlagworte Realismus und Naturalismus und Symbolismus wild durcheinander klangen, und deren gesellschaftsfeindliche Tendenzen sie bereits in sich ausgebildet hatte. Natur und Wahrheit wird auch ihre Losung. Ihre Kunst betritt den Boden der



Wirklichkeit. Auf dem Gebiet des Romans vollzieht sich ein völliger Bruch mit der Vergangenheit, der auch mehr und mehr in die Novelle hinüberdringt. Sie nimmt ihre Gestalten aus der umgebenden Wirklichkeit und stellt sie mit harten, kräftigen Umrissen in das Freilicht. Jeder idealisierende Hauch ist weggewischt, an ihre Stelle tritt schärfste Realistik der Darstellung. Ihre Kunst wird Wirklichkeitskunst, in der das Milieu bestimmend auftritt. Sie erfüllt sich mit Zeitideen. Und mit diesem Umschwung kommt ein neuer realistischer, leidenschaftlicher Styl voll Kraft und Originalität. So vorbereitet, schafft sie 1896 — also nach mehrjähriger Pause — ihr künstlerisches Meisterstück, den „Rangierbahnhof.“

An diesem Roman ist alles gleich originell, gleich kraftvoll, gleich gelungen. Die Münchener Atmosphäre ist fabelhaft echt, bis auf Lieblingsspeisen und Lieblingsreden. Mit den Menschen kann man innerlich verkehren wie mit alten Bekannten, nachdem man das Buch längst gelesen hat. Da ist kein falscher Griff, keine störende Absichtlichkeit. Wie sind die Gestalten herausgearbeitet! Köpperts Gesicht sieht man vor sich, das graue unregelmäßige Gesicht mit den geschwundenen Augen und dem borstigen Haar. Wenn er redet, fährt er mit dem Finger von der Stirn herab über die Nasenwurzel, und man hat die Empfindung, daß sich da mit der Zeit eine Rinne gegraben haben muß. Dann seine abgerissene, zerhackte, springende Rede, voll origineller Bilder und Ausdrücke. Das ist wieder fabelhaft echt. So sind auch die anderen, der dicke Emil und die ganze ästhetische Familie, aus deren Sumpf die rührende Gestalt der jungen Oly entstieg ist. Das ist Köpperts „Seelchen“, die junge Künstlerseele, das in jeder Fieber von Lebens- und Schaffenslust durchglühte Geschöpf, hilflos eingeklemmt zwischen den Anforderungen ihrer Kunst und denen einer gedankenlos eingegangenen Ehe, „die Wäsche, das Wirtschaftsbuch, das Zimmerreinigen, das Geldausgeben, die Zeiteinteilung, das Heizen, die unendlich vielen Mahlzeiten“ und endlich — die lähmende Angst vor der Mutterschaft! Und aus all dem, arbeitend mit der fieberhaften Anspannung eines zum Tode Verurteilten, steigt die Feuerseele auf zu der großen Künstlerschaft — da greift die Riesensau des Schicksals über den Berg, und roh und gleichgültig zerquetscht sie das herrliche Geschöpf vor unsern Augen.

Mit dieser Gestalt sind Helene Böhlau's „Weibtendenzen“ ein gut Teil vorwärts gerückt.

Hier ist das Weib nicht mehr das willenlos zermalnte Geschöpf. Es ist erwacht. „Es greift nach etwas, zitternd vor Kraft und Wollen. Es ist eine Heldin; es kämpft und hat keinen Boden unter den Füßen, muß erst jede Handbreit Boden erkämpfen. Das ist eine Unmöglichkeit, scheint es, aber sie macht's möglich, natürlich mit wunderlichen Sprüngen.“ Und dann: „Sie will's natürlich nur für sich erreichen; aber doch nicht nur für sich. So als wollte sie sagen: Mit dem, was ich erreicht habe, able ich euch alle. Ihr hättet es auch gekonnt, viele von euch — und besser.“

Hier also ist der Ausweg gefunden aus der hoffnungslosen Dumpsheit, in der ihre Dorothea verschmachtete; hier ist das realisiert, was sie vergebens ersehnte: eine Thätigkeit, ein Beruf. Durch seine Arbeit wird das Weib sich adeln. Und nur das Weib selbst wird das Weib befreien.

Aber noch ist der Weg kein siegreicher. Wie Bleigewichte hängen sich die mit der Ehe überkommenen Pflichten an die aufstrebenden Sohlen. Und die schwachen Schultern des jungen Weibes erliegen dem Konflikt der Pflichten, dem seelischen und körperlichen Ringen.

Auch das verschwommene Schönheitsverlangen Dorotheas hat nun sein Ziel gefunden; es hat die Schönheit, die es in der Ferne suchte, an seiner Seite entdeckt. Vollkommen präzisiert wird der neue Begriff in den Worten Köpperts, die zugleich die tief sinnige Definition des Realismus enthalten: „So redet doch von Schönheit, redet doch und sucht sie über den Menschen und über den Wolken und stolpert darüber. Und überall ist sie — und so rührend und geheimnisvoll, so ganz fürs Herz! — Ja, man sieht einen Menschen und denkt gar nichts dabei. Von dem, was schön ist, ist er weit entfernt. Und mit einemmal, wenn man sich in ihn hineindenkt, ist er so schön, so unnachahmlich, so voller Ausdruck, so ganz Mensch, ganz Geschichte seines Daseins.“

Ganz natürlich steigt mitten aus der Realistik dieses Kunstwerks zugleich die Symbolik empor, in der sein geistiger Gehalt gleichsam kristallisiert: der Rangierbahnhof, der Karpfenschlag, Vallenstedt, die Fledermaus. Und die Symbole sind zumeist, bei aller in ihnen verborgenen Tragik, Proben des köstlichen Humors, mit dem Helene Böhlaus gereifte Welterfahrung das Leben erfährt.

An den Rangierbahnhof reiht sich dann eine ununterbrochene Produktion. Die Natsmädel ziehen eine lange Folge von Weimarer Geschichten hinter sich her, wie schon erwähnt wurde. Diese heitere Welt bewahrt sich zunächst intakt, und nur ab und zu erinnert ein vorüberhuschender Schatten daran, daß sie in der Nähe einer schwülen Zeit entstehen. Mitten in dem harmlosen Erzählungsstil des „ehrbüchlichen Weibleins“ steht die befremdend harte Sprache des Sages: „Eine nützliche Gans hatte er zu sich hereingelassen, ein unbedeutendes, mißachtetes Weib, von dem er nichts wollte, als daß es gut kochen sollte, daß es ihm diene und aufging in Arbeit und Demut und Hingebung. Aus diesem gutmütigen Nutztier war aber ein Geschöpf geworden wie eine Sphinx, ein rätselhaftes Tier, das ihm das Herz zerriß.“ Das gemahnt an die Nähe von „Halbtier“.

Daneben erobert der realistische Stil auch die Novelle. Des „Bäderlehrlings Johannisnacht“ ist ein kleines Meisterstück, das sich zu den allerbesten deutschen Novellen stellen darf.

Im ganzen aber macht sich jetzt auf dem reinen Glanz dieser reifen Kunst ein trübender Hauch bemerkbar, der ihre Strahlen nicht mehr ungebrochen durchläßt. Eine zunehmende nervöse Unruhe durchdringt die letzten Werke. Diesen hypersensitiven, vom Leben verwundeten Menschen „zerrt alles an den Nerven“, sie fühlen sich „wie Menschen ohne Haut.“ „Die Nerven wachsen einem aus den Fingerspitzen heraus“ sagt Köppert in den „Schlimmen Flitterwochen.“ Sie sind geheßt und gequält vom Leben; „ein inneres Nervenfieber“ ist ihr Dasein. Mit einem unendlichen Verlangen nach Weichheit stehen sie schutzlos den Grausamkeiten des Schicksals und der Menschen gegenüber. Die Abneigung gegen den Philister, den Durchschnittsmenschen, die Masse schlägt in Haß um, und äußert sich in Aussprüchen voll schneidender Schärfe. „Sie kennt die Menschen“, heißt es in den „Schlimmen Flitterwochen.“ „Sie hatte lange genug unter ihnen gelebt. Wer ihnen einmal zwischen die Zähne gekommen ist, den lassen sie nicht wieder los.“ Was es war, das diese Bitterkeit in dem Herzen der freien und starken Dichterin wachgerufen hat, das vermögen wir nur zu ahnen. Daß sie die Grausamkeit der Gesellschaft gegen das von der Bahn des Herkömmlichen abweichende Weib am eigenen Leibe erfahren hat, scheint mir zweifellos, und auch daß sie mit ihrer großen Weichheit tief darunter gelitten hat. Nun ist es auch mit

der Harmlosigkeit der Weimarer Welt am Ende. Der lächelnde Humor wird schneidende Satire. Man sehe die Froschteichallegorie in den „Verspielten Leuten“ (1898), deren Gemütlichkeit sich als die schreckliche, alles Schöne beschdende, alles Hohe erbarmungslos erslickende, grausame Macht offenbart, die einen groß angelegten, leidenschaftlichen jungen Menschen in den Tod treibt. Die Gesellschaft ist eine Herde Raubtiere. Sie verbirgt ihre wahre Natur hinter glatten Reden und gutfüßenden Kleidern. Ihre Moral ist Unsittlichkeit, weil sie den Schwachen preisgibt. Und weil das Weib zu den Schwachen gehört, so ist das Weib in erster Linie das Opfer dieser Gesellschaft geworden. Mit der Stellung des Weibes in der Gesellschaft beschäftigen sich die beiden letzten Romane: Das „Recht der Mutter“ (1897) und „Halbtier“ (1899).

Das „Recht der Mutter“ ist eine einzige große Anklageschrift gegen die Moral der sogenannten guten Gesellschaft. „Gibt es denn eine größere Verfolgung und Verachtung als die, der ein Weib ausgesetzt ist, die nicht nach Versorgung, nicht nach Vorteil fragt, nach nichts Verbrieftem und Gesiegeltem, sondern die der großen Liebe einzig und allein folgt?“ Die diese Worte spricht, ist selbst eine von den Ausgestoßenen, aber nun eine kraft ihres eigenen Willens Befreite. Die „ganz souveräne Frau“, die „Herrin des Lebens“ will Helene Böhlau in Zekatirina Alexandrowna darstellen. Gelingen ist das freilich nicht. Die ganz souveräne Frau denken wir uns doch ganz anders aussehend als diese verbitterte, einsame alte Philosophin mit ihrem furchtbaren Menschenhaß. Die Heldin des Buches ist die junge Christine, die ausgestoßen von der Welt, ihr Kind als ihren Besitz gegen eine Welt verteidigt und sich dadurch gesellt zu der Schar der Befreiten, die in die Zukunft weisen. Wunderbare Töne findet die Dichterin für die Darstellung des Muttergefühls; für die feinsten Seelenschwingungen hat sie Ohr und Sprache. Gegen die Gesellschaft, die in der Person des berühmten Schriftstellers Professor Arnold Henneberg, der Frau Professor Majunke und ihrer Freundin Mathilde Swensen typisiert ist, läßt sie in der flammenden Rede Zekatirinas all den verhaltenen Zorn ausströmen; gegen die Gesellschaftslüge, ihren verküppelten Tugendbegriff, ihre zweizüngige Moral, ihre verfolgungswütige Grausamkeit und gegen ihre gedankenlose Heiligsprechung der legitimen Ehe erhebt sie ihre Anklagen. „Moral ist Mitleid, nur Mitleid, du infames Weib,“ ruft Zekatirina der Frau Professor Majunke zu, als diese ihr von der Schamlosigkeit des verdorbenen Geschöpfes berichten will, das sich geweigert habe, ihr sein Kind auszuliefern. Und wie die Oly des „Rangierbahnhofs“ sich bewußt war, mit ihrer Arbeit für ihr ganzes Geschlecht zu wirken, so hebt auch Christine die symbolische Bedeutung ihrer „großen, großen Arbeit, ihrer Seelenarbeit“ hervor. „Der Schlag, der mich ins Gesicht traf, der traf nicht mich allein, der traf das Weib, die Gebälerin der Menschheit. Das ist eine entsetzliche Sache, daß die Menschen von Sklaven stammen, von Haustieren. Welch eine ungeheure Last von Verachtung, Ungerechtigkeit, Willkür auf uns allen ruht! Aber wenn noch nie, so lange die Welt steht, eine den großen, heiligen Stolz gekannt hat, ich kenne ihn jetzt! Wie eine Königin fühl ich mich, wenn ich durch den Wald laufe, den frischen keimenden Wald im Frühling. Mein Kind, mein Kind an meiner Seite, mein starkes, schönes Kind! Und die junge, ewige Liebe im Herzen, die Liebe, die nicht stirbt, die Liebe, die mir mein Kind gab. Und wie eine Königin zieh ich in die Welt hinaus, wenn die Zeit gekommen ist. Ich hab mein Reich erworben. Mein Kind, das ist ein Königskind!“

Künstlerisch steht dieses Werk trotz prachtvoller Einzelheiten nicht auf der Höhe der beiden andern, des „Rangierbahnhof“ und des „Halbtier“. Er leidet an Uneinheitlichkeit. Das russische Milieu gelingt der Verfasserin nicht, und der gute Rutscher Zerkow, den sie zum Sprachrohr ihrer sozialen Tendenzen macht, bleibt eine unglaubwürdige Figur, ebenso wie der biedere Rotplätz, der gutmütige Mann aus dem Volk mit dem heiteren Angesicht, der gegenüber der guten Gesellschaft die Unverdorbenheit des einfachen Volkes kennzeichnen soll, denn ihm erregt die Gefallene keinen Anstoß. Und so verhindert eine störende Absichtlichkeit die Verfasserin, ihre Kunst in der Charakterzeichnung zur Geltung zu bringen.

1899 endlich erschien der so stark angefeindete Roman „Halbtier“, in dem sie alles zusammenfaßt, was sie über das Weib auf dem Herzen hat. Sie schildert das mißhandelte, geistberaubte, seiner Menschenwürde entkleidete, zur Sklavin, zum Nutztier erniedrigte Weib, das stumpf und ausgelöscht, geduldiger als das Tier selbst, unter der Bürde seiner Schmerzen einhererschreitet. Nicht unerwartet kommt diese Auffassung. Die Idee vom Sklaventum des Weibes taucht bereits in den Reflexionen des Jugendromans „Meinen Herzens schuldig“ auf. Und die Ausdrücke, mit denen der Schriftsteller und Redner und voraussichtliche Reichstagsabgeordnete Doktor Frey seine Meinung vom Weibe kund thut, sind Köppert im „Rangierbahnhof“ bereits geläufig, wenn er von den Weibern im allgemeinen redet. Auch die Eigenschaften, die im „Halbtier“ als die Folgen jahrhundertelanger Bedrückung erscheinen, zählt er bereits auf: „Diese Hühner, die Weiber. Ewig kleinlich, am Geringfügigsten kleben, engherzig, schlauberechnend. Ah! nie ein reines Feuer, was ihnen einmal durch die Seele führe und alles niederbrennte, alle Lumperei —, nie und nimmer! Eine ewige Dumpsheit.“ Und mit welchem Zorn hatte Zefatirina Alexandrowna im „Recht der Mutter“ sich über die moralische Niedrigkeit der Weiber, dieser „Sklavenseelen elendester Art“, ausgesprochen. Jetzt aber geht der Zorn bei Helene Böhlaus unter in dem großen Mitleid. Aus diesem heraus schafft sie die Gestalt der jungen, reinen und starken Isolde. In ihr wird die Flamme des Mitleids mit dem schmerzbeladenen und mißachteten Weibtum zum reinen Feuer, zum todüberwindenden Opferwillen. Das „Genie der Liebe“, nach dem die gedrückte Weibeseule in „Meinen Herzens schuldig“ in unklarem Drange ausschaute, hat in ihr Gestalt gewonnen. Und auch das andere hat ihr die Dichterin mitgegeben, was sie dort bereits als aus dem eigenen Innersten stammend am Weibe erschaut, aber nicht zur Entfaltung bringen konnte, weil es in ihr selbst noch nach Verwirklichung rang: das ursprüngliche Kraftgefühl und das Sehnen nach Schönheit. In der Betonung von Isoldens leidenschaftlicher Schönheitssehnsucht und in der ganzen idealistischen Färbung ihrer Gedankenwelt vollzieht sich bereits eine leise Abkehr von den realistischen Tendenzen des „Rangierbahnhof“. Vor allem aber tritt ihre Auffassung des sich befreienden und befreienden Weibes in eine neue Phase. Dily ist ganz ihrer Kunst hingegeben; sie ist das Weib, das vom Manne nicht mehr ganz ausgefüllt wird, und der vor der Mutterschaft graut, die sie aus ihrem Kunstparadies vertreiben wird. Isolde aber kommt auf der Höhe ihrer Künstlerschaft übermächtig die Sehnsucht nach Liebe. „Leben kann man nur im andern. Sich ganz fühlen kann man nur im andern. Im Zusammenfließen mit einem andern. Und mit dem jungen Laubatem, der zur offenen Thür hereinquoll, kam die heiße, seelenüberquellende Sehnsucht nach einem Kinde über sie mit Frühlingsgewalt.“ So führt Helene Böhlaus das „moderne Weib“, das selbständige, arbeitende



wieder zurück zu der Mutterschaft als dem Urquell seines Wesens. Dieser so vollendete Weibtypus birgt in sich die erlösende Kraft. Ihre Hölle geht in den selbstgewählten Tod mit dem jubelnden Siegesruf: „Und habt ihr eine Welt auf mich geworfen — ich breche durch. Und habt ihr mich verschüttet mit dem Schutt von Jahrtausenden — ich breche durch.“

Zum erstenmale bei Helene Böhlau tritt auch der Mann auf als der Unterbrüder des Weibes, als der brutale Egoist, der das Weib tiefer in die Verachtung hineinstößt, indem er es ausschließt von seiner geistigen Welt. Und während Oly ihren Helfer und guten Kameraden bei der Hand hat, schimmern hier nur fern im Dämmerlicht die Züge des „Guten“, Lu's Gatten, als des idealen Mannes, der das frei gewordene Weib sein eigen nennen wird.

Es weht eine hinreißende Kraft durch dieses letzte Werk Helene Böhlau's, verbunden mit einer Pracht der Rede, die einen Fortschritt über den Rangierbahnhof hinaus bedeutet. Auch einzelne Figuren, wie die des Doktor Frey und die seines verkümmerten Weibes, sind Leistungen, die sich neben den Leuten des Rangierbahnhofes sehen lassen dürfen. Im übrigen ist zuzugeben, daß die starke Zuspitzung auf die eine Tendenz der Charakterzeichnung geschadet und den künstlerischen Wert des Buches beeinträchtigt hat. Bemerkenswert ist die starke Steigerung ins Symbolische, die auch die Helbin schließlich nicht mehr als eine Figur von Fleisch und Bein erscheinen läßt.

Damit sind wir der dichterischen Entwicklung von Helene Böhlau bis zu ihrem Gipfel gefolgt. Wir haben uns befragt mit ihren Räusen, und sie haben geantwortet, anfangs zaghaft und mit unsicherer Stimme, dann fester, dann mit sonnigem Humor und dann mit bitterstem Ernst. Sie haben verraten, was diese starke Seele vom Leben für Not und Glück erfuhr und wie sie alles hinüberfließen ließ in ihre Dichtung. Und sie wollen zum Schluß noch erzählen, daß sie auch da, wo sie das Flammenschwert in der Hand tragen, aus der großen Liebe stammen, die die Welt erlösen möchte.



## Wieder einmal: Frauenbildung im preussischen Abgeordnetenhaus.

Von

Gertrud Bäumer.

Nachdruck verboten.

**E**s liegt ein gewisser romantischer Reiz darin, aus dem hastenden Treiben der Welt zuweilen in ein stilles, dämmriges Winkeln einzukehren, wo es noch keine Eisenbahnen und keine Elektrizität giebt, und wo man bei jedem neuen Besuch alles wieder genau so findet, wie man es vor einem Jahre verlassen hatte. Von solcher „Glück im Winkel“-Stimmung lag bisher immer etwas über den Verhandlungen des preussischen Abgeordnetenhauses über die Mädchenschule. Draußen in der Welt zog der wirtschaftliche Kampf immer mehr Frauen in seinen Strudel, steigerte sich die Mitverantwortlichkeit der Frau für das soziale Leben von Jahr zu Jahr, drängten immer größere Scharen von Hörerinnen zur Universität, entstanden gymnasiale Anstalten



für Mädchen, öffneten sich ihnen hier und da schon deutsche Knabenbildungsanstalten, — hier fand man immer wieder die alte „ideale deutsche Frau“ auf dem Piedestal, das der sentimentale Egoismus des idealen deutschen Mannes ihr errichtete, und als warnendes Gegenbild das mit griechischen Broden um sich werfende junge Mädchen in der Pferdebahn, das einstmals den Herrn Abgeordneten Schall so sehr erschreckte.

Aber einmal schwindet die Poesie solcher weltfernen Einsamkeit doch — einmal kommt doch der Augenblick, da die erste Eisenbahn den Winkel an die Welt knüpft. Wenn es auch fürs erste nur eine Klingelbahn ist. In der Sitzung des preussischen Abgeordnetenhauses vom 17. März ist von Sr. Excellenz dem Herrn Kultusminister selbst die Strecke eröffnet. Aussichten auf dereinstigen elektrischen Betrieb sind dabei freilich zunächst noch in weite Ferne gerückt.

Die Debatte über das Frauenbildungswesen „im allgemeinen“ eröffnete diesmal der verdiente Vorkämpfer der Frauenbildungsbewegung im preussischen Landtag, Abgeordneter Wetekamp. Seine Forderungen, die nach der Kritik des Abgeordneten Schall sich „fast genau mit den Ansichten der Extremsten in der ganzen Frauenbewegung<sup>1)</sup> deckten“, erstreckten sich tatsächlich nur auf Freigabe des rein akademischen Weges zum Oberlehrerinnen-Examen, neben dem bisher gewiesenen seminaristisch-akademischen, auf Zulassung von 6 jährigen Gymnasialkursen und nicht einmal, wenigstens für den Augenblick nicht, auf unbeschränkte Erschließung der Universitäten. Was den Herrn Abgeordneten Schall als „extrem“ berührte, war wohl die warme Befürwortung des gemeinsamen Unterrichts der Geschlechter, auch in den höheren Schulen, und der Vorschlag, dort, wo man nicht besondere Anstalten für Mädchen begründen wolle, sie einfach den höheren Knabenschulen zu überweisen. Der Abgeordnete Wetekamp ist einer der sehr wenigen preussischen Abgeordneten, die einige Sachkenntnis für nötig halten, um über Mädchenbildung zu verhandeln; er hatte sich speziell über die Frage der gemeinsamen Erziehung in den skandinavischen Ländern eigene Anschauungen verschafft. Gegen das ebenso reichhaltige wie beweiskräftige Erfahrungsmaterial des Herrn Schall, die bewußte junge Dame aus der Pferdebahn mit dem unpassenden Griechisch, konnte er damit freilich nicht aufkommen.

Kräftig sekundierte Herrn Wetekamp der Abgeordnete Hackenberg, der eine lange für das Kölner Mädchengymnasium brach, und der Abgeordnete Arendt-Mansfeld, der mit rauher Hand an den nervus rerum in der Frauenbildungsfrage rührte, und einige harte Worte über das allseitig unerfreuliche, aber lehrreiche Kapitel: „Die Mädchenschule und der Finanzminister“ zu sagen hatte. Es leuchtet freilich ohne weiteres ein, daß das Verhältnis 1 : 50 zwischen Mädchen- und Knabenschul-Stat alle freundlichen Verheißungen einigermaßen zahlenmäßig widerlegt und zu allen Zukunftshoffnungen einen starken Vorbehalt fügt. Und daß die so lange in Aussicht gestellte gesetzliche Regelung der Gehaltsverhältnisse erst allgemein der Mädchenschule das Lehrpersonal sichern wird, das an ihrer Entwicklung zu arbeiten befähigt ist, erscheint ebenso wahrscheinlich.

Zu dem alten Idyll, in das wir sonst bei dem betreffenden Titel des Stats immer eintraten, hoben diesmal nur die getreuen Hüter dieses Paradieses, Schall

<sup>1)</sup> Diese Extremsten sind es auch, die nach der Meinung des Abgeordneten Schall „sogar“ für die politische Gleichberechtigung der Geschlechter eintreten. Der Abgeordnete Schall weiß nicht, oder übergeht, daß hinter der Forderung politischer Gleichberechtigung außer dem ganz jungen deutsch-evangelischen Frauenbund die gesamte deutsche Frauenbewegung steht.

und Diltrich, den Vorhang. Der Abgeordnete Diltrich „will annehmen, er habe den Minister nicht recht verstanden“, als er von einer notwendigen Beschränkung der ästhetischen Bildung in der höheren Mädchenschule sprach. Seit Jahrzehnten richtet sich jeder Vorschlag zur Reform der Mädchenbildung gegen das Ästhetisiren im Unterricht, und heute will der Herr Abgeordnete Diltrich „annehmen, er habe nicht recht verstanden“, als mit dieser Forderung von offizieller Seite Ernst gemacht wurde.

Das aber ist das sehr Erfreuliche, das Neue in den diesjährigen Verhandlungen, daß von offizieller Seite Ernst gemacht wird. Das zeigte die im Mittelpunkt der Beratung stehende Rede des Kultusministers. Freilich erstrecken sich die Zusagen noch lange nicht so weit, wie wir es wünschen müssen, ja, sie bleiben noch hinter dem zurück, was wir für die nächste Zeit schon hoffen zu können glaubten. Sie lassen vor allem in der Frauenstudiumsfrage alles beim Alten. Es ist, als ahnte keiner der Herren, weder die Unterrichtsverwaltung, noch einer der Abgeordneten, welche Gefahren die Liberalität gegen ungenügend vorbereitete Hospitantinnen und die Rechtlosigkeit der ordnungsmäßig vorgebildeten Abiturientinnen für das Frauenstudium und die Universität überhaupt in sich schließt. Inwiefern übrigens der Zubrang der Frauen zu männlichen Berufen durch Gewährung der Immatrikulation „künstlich gesteigert“ werden sollte, wie der Herr Unterrichtsminister meinte, ist nicht recht einzusehen. Viel näher läge doch die entgegengesetzte Anwendung des Begriffs, denn allerdings wird den Mädchen, die die Reise für ein höheres Berufsstudium erworben haben, ihre Arbeit durch Versagung der Immatrikulation „künstlich“ erschwert.

Immerhin aber werden die in Aussicht stehenden Reformen doch die Mädchenschule und die Lehrerinnenbildung dem Ziel, das wir ihrer Entwicklung wünschen, bedeutend näher rücken. „Eine deutlichere Scheidung der öffentlichen höheren Mädchenschulen im engeren Sinne von den Mittelformen der Gattung“, die Wiedereinführung des zehnjährigen Lehrgangs, die Beschränkung des litterarisch-ästhetischen Unterrichts zu gunsten eines intellektuell bildenden, die Einführung der elementaren Mathematik, die der Kultusminister in Aussicht stellt, wird die höchst entwickelte Mädchenschule der Oberrealschule der Knaben wenigstens in etwas angleichen, und damit ist der entscheidende Schritt auf einem Wege gethan, auf dem die preussische Unterrichtsverwaltung so sicher weiter gehen muß, wie das Ausland über das hier gesteckte Ziel hinausgeschritten ist. Mit Freude ist auch die „Liberalität“ zu begrüßen, mit der man nun endlich die Erweiterung der Gymnasialkurse auf 6 Jahre „versuchsweise“ gestatten will.

Die allernächste Zeit — das ist nach den Ausführungen des Herrn Ministers zu erwarten — wird nun die detaillierten Bestimmungen für das höhere Mädchenschulwesen und die Lehrerinnenbildung bringen. Es wird dann erst an der Zeit sein, eingehend auf die ja gewiß sehr bescheidenen Zugeständnisse der Regierung zurückzukommen.

Eins können wir heute schon versichern: Ist das Gewährte auch noch nicht das Gewünschte und Notwendige, so ist es doch ein Beweis, daß der Kampf der deutschen Frauen um eine bessere Bildung auch bei uns kein zweckloser ist, und in dieser Überzeugung wird er um so kräftiger und entschiedener weiter geführt werden.



## Starkes Leben.

Erzählung

EFD

H. von Ruerswald.

Nachdruck verboten.

(Schluß von Seite 344.)

Eines Tages besuchte Fritz ihn auf seinem Zimmer und fand ihn in großer Erregung darin auf und nieder gehend. Er hielt einen Brief in der Hand.

„Sieh,“ sagte er, „was ich soeben erhalten habe. Es ist meine Ernennung zum Hilfspfarrer in B.“

„Ich gratuliere,“ erwiderte Fritz gedrückt.

Hans bemerkte es nicht. Er war blaß und nervös.

„Ich habe darauf gewartet,“ sagte er, „ich habe darauf gewartet.“

Dann stellte er sich an das Fenster und trommelte sacht gegen die Scheiben. Fritz fühlte sich überflüssig und ging. Dann kam es auf einmal über ihn mit einem ungeheuren Schreck, warum jener darauf gewartet hatte, warum er so erregt war. Jetzt würde er um Anna werden. War er dazu gekommen, Zeuge ihrer Verlobung zu sein? Es war zu viel, zu viel, er mußte fort, noch heute. Ein Vorwand würde sich finden lassen. Er fing an, einzupacken, gedankenlos, in fliegender Hast. Dann kam eine grenzenlose Mattigkeit über ihn, und er setzte sich still hin. Seine Phantasie fing an zu arbeiten, sich auszumalen, was dort unten vor sich ging. Manchmal hallten Schritte nach oben, eine Thür fiel laut ins Schloß. Alles kündete ihm an, was geschah. Er würde nach unten gehen müssen, seine Glückwünsche sagen. Er würde gehen, nur die Lampen müßten noch nicht brennen, sein Ausdruck verriet so leicht, was er fühlte. Im Halbdunkel wollte er an sie herantreten und ihr alles, alles Glück der Erde wünschen. Still, er hörte Stimmen. Sie verstummten wieder. Er stand langsam auf und strich sich die Haare zurecht. Als er in den Spiegel

sah, schrak er zurück vor seinen verstörten Zügen. Noch einmal zögerte er und atmete tief, dann ging er die Treppe hinab. Die Thür zur Küche stand offen, das Feuer brannte und leuchtete hell in dem wachsenden Dunkel; Hertha schälte Kartoffeln und trällerte vor sich hin. Er ging zum Wohnzimmer und öffnete die Thür.

Es brannte noch kein Licht, aber am Fenster stand Anna. Sie drehte ihm den Rücken zu und wandte sich auch nicht um, als er nun die Thür schloß und näher trat. Die schlanke Gestalt hob sich so anmutig ab, wie sie in lässiger Haltung da stand, die Hände leicht verschlungen. Dann auf einmal wandte sie ihm das Gesicht zu und da sah er, daß sie geweint hatte, die letzten Thränen Spuren waren noch auf ihren Wangen. Ein unendlich süßes und tiefes Mitleid ergriff ihn, aber er konnte nicht sprechen. Er sah sie nur still mit erschrockenen Augen an. Da lächelte sie etwas müde und traurig und sagte:

„Es ist schon vorbei, es hatte gar nichts zu sagen,“ wie auf seine ungesprochene Frage. Aber sie seufzte.

„War Hans bei Ihnen?“

Er erschrak selbst über seine Frage als er sah, wie eine tiefe Blutwelle ihr Gesicht färbte; aber sie sah ihn tapfer an und nickte. Blick traf in Blick, und er las etwas in diesen Augen, die so vertrauensvoll und tief in die seinen schauten, ein warmes, freudiges Bekenntnis, das ihn ganz still, ganz friedlich machte. Er ergriff ihre Hand, die sie ihm ließ, in Glück und Güte lächelnd. Da versank vor ihm die Welt, nur ihr Antlitz blieb, ihm liebevoll zugewendet. Er rief ihren Namen, er hielt sie in den Armen und küßte

sie. Dann standen sie beieinander, Hand in Hand, und sprachen zusammen.

„Hast du nie gewußt, daß ich dich liebe?“ frug sie und schaute ihn lächelnd an.

„Ich glaubte dich so gut wie verlobt mit Hans. Der arme Hans.“

Sie nickte. „Er mußte wissen, daß ich ihn nicht liebe,“ sagte sie. „Meine Eltern wünschten es, aber ich konnte nicht, konnte nicht.“

„Deine Eltern,“ erwiderte er. „Ich werde ihnen nicht recht sein als Schwiegersohn. Und du, hast du bedacht, wie arm und ohne Zukunft ich bin?“

„Still, still,“ sprach sie flüsternd. „Wollen wir nicht zusammen alles Schwere tragen?“

Sie sahen zusammen nach draußen, wo die Bäume auf- und niederschwannten im Wind. Im Dorfe glühten die ersten Lichter, die Hunde bellten und die Dorfuhf schlug.

Dann kam der Pfarrer zurück. Friß ging sogleich zu ihm und sagte ihm alles. Es ging sehr ruhig zu bei dieser Unterredung, so erregt sie beide waren. Der Pfarrer sagte ihm drei Dinge: erstens wolle er seine Tochter Hans zur Frau geben, zweitens hätte Friß nichts und auch nichts zu erwarten, könne darum nicht heiraten, drittens ginge es ihm wider sein Gefühl, einen Kämpfer gegen die Kirche als Schwiegersohn zu begrüßen. Dann bat er ihn dringend, sein Haus zu verlassen, Anna nur einen Abschiedsbrief zu schreiben, aber dann nie mehr. Des Pfarrers eindringlicher Ernst überrand Friß. Er bat ihn so herzlich, seine Tochter nicht unglücklich zu machen, indem er sie an sein ungewisses Leben fesselte, er bat ihn um seiner Liebe willen von ihr zu lassen.

„Nie, nie wird sie mit Ihnen glücklich werden.“

„Ich will ja gehen,“ rief er. „Ich will ja erst wieder kommen, wenn ich ihr ein gesichertes Heim zu bieten habe. Aber wiederkommen werde ich, Herr Pfarrer, und sie erbitten von Ihnen.“

„Gehen Sie erst, ich bitte Sie, gehen Sie,“ sagte der Pfarrer.

Dann stand er in seinem Zimmer und ordnete das Letzte zur Abreise. Er ging, ohne Anna wiederzusehen. Von der Stadt aus

schrieb er an sie und bat sie, zu warten, bis er kommen würde. Und dann hob er seine Arme zum Himmel in jungem Kraftgefühl und starkem Glücksjubel und rief:

„Ich will sie erringen. Einer Welt will ich sie abtrotzen. Sie ist mein.“

Dies Kraft- und Glücksgefühl blieb ihm und führte ihn wie im Traum durch alle Tage und ihre Sorgen. Und es wurden dadurch schöne Tage. Es war ihm, als fände er Freunde, wo er hinblickte. Er hielt einen Vortrag in einem der nüchternen Vereinsäle vor seltsamem Publikum, bei dessen Anblick das Herz ihm weich und warm wurde. Borne saßen Freunde und Bekannte von ihm, darunter manch interessanter Denkerkopf und viel begeisterte Jugend. Dann kamen Fremde, die irgend ein Interesse hingelockt hatte, und dann Pöbel, der Radau machen wollte, weil auch an ihn seine Aufforderung ergangen war. Und grade zu denen slog sein Blick in Liebe. Wieviel Trostige sah er da, klug blickende Männer, gewöhnliche Weiber und rohe Burschen!

Und er vergaß die andern und sprach zu ihnen. Er sprach einfach von dem Opfer, das er gebracht hatte, um freier wirken zu können, von der Entfremdung, die zwischen Kirche und Volk durch beider Schuld eingetreten sei, von der Notwendigkeit, diese Kluft zu überbrücken und dem Volk seinen Lebenskern zu erhalten. Denn ohne den Glauben, ohne die Freude und Kraft des Christentums ginge der Mut zum Leben verloren.

Es kam zu keinem Radau. Die Menge ging auseinander unter lebhaftem Reden und Gestikulieren. Ihm aber brachte die Rede einen Freund und eine Stellung. Er sollte der Redakteur einer Zeitschrift werden, die zur Verbreitung dieser Ideen gegründet wurde. Das bedeutete für ihn einfach das Leben. Er hatte ja gewußt, daß er siegen würde, daß die Hindernisse fallen müßten, aber doch lief er im Sturmschritt durch alle Straßen und weiter durch Wald und Feld, um Jubel und Glück nur ertragen zu können. Noch war zwar alles erst im Werden, noch galt es zu warten. Manchmal traf er Hans auf der Straße, der sah über ihn hinweg. So mußte er alles wissen, und das war gut, aber er that ihm leid in seinem Glück. Dann begann seine



Arbeit. Den ganzen Tag saß er und las und schrieb in der Redaktion und fühlte immer wieder mit Glück, daß er etwas wirken und leisten konnte.

Da lag einmal unter anderm ein Brief mit ihrer Handschrift vor ihm. Er erbrach ihn und las. Es waren nur wenige Zeilen ohne Anrede.

„Wenn du kommen kannst, warte nicht länger. Ich leide fast mehr, als ich ohne Bitterkeit allein tragen kann. Verzeih mir diese Bitte. Deine Anna.“

Er fuhr denselben Tag. Ein Jahr war vergangen seit dem letzten Male. Als er die Dorfstraße hinaufging, kam sie ihm entgegen mit einem Körbchen in der Hand. Ein paar Dorfweiber standen vor den Türen und spülten ihre Töpfe. Sie sahen neugierig nach ihm und dem Pfarrerstöchterlein, wie sie sich so entgegenschritten, sonst wäre die Begrüßung anders ausgefallen. So neigte er sich nur tief über ihre kühle Hand, die er an seine heißen Lippen presste, aber es war wie Sonne und Glück um sie und in ihren Augen.

„Du hast gelitten, Anna?“ frug er leise.

Sie nickte, aber ihre Augen lachten, daß man es nicht glauben konnte. Dann aber, als sie zusammen weiter gingen, sagte sie ihm eins um das andre. Sie hatte ihm entsagen und Hans heiraten sollen. Tag um Tag war es ihr nahe gelegt, Tag um Tag war sie mit kleinen Andeutungen und Sticheleien geplagt worden. Ihr Vater hatte sie darum gebeten, ernst und liebevoll. Ihre Mutter hatte von niemand anders gesprochen, als von Hans und ihn, Fritz, einen Sozialdemokraten und Aufwiegler gescholten. Und das schlimmste war gewesen, Hans war gekommen wie früher, ruhig, als wäre nichts geschehen, liebenswürdig zu ihr und herzlich und auf dem kühlen Gesicht den Ausdruck eines eisernen, unbeugsamen Willens. Da hatte sie gestanden, ganz allein, ohne seine Hilfe, ohne irgend eines andern Hilfe. Es war, als wäre er aus ihrem Leben gestrichen, kein Mensch sprach von ihm, keine Nachricht von ihm drang zu ihr, und alles wies auf Hans als den, der ihr sein Leben geweiht, der ihr von Jugend auf bestimmt war, mit dem sie glücklich und friedlich leben sollte. Sie hätte sich ja empören,

sie hätte trohen können, das wollte sie nicht. Still lebte sie ihr Leben wie früher, nur mit allen ihren Gedanken sich an ihn klammernd, um Frieden und Freude zu bewahren.

Dann hatte Hans noch einmal mit ihr gesprochen. Bei dem Gedanken schauderte sie noch in der Erinnerung. Er hatte viel gesagt; Fritz würde nie in der Lage sein, sie heimzuführen zu können, sie würde ihn im Leben auf seinem Wege stets hindern, er brauche sie nicht. Wohl liebe er sie aufrichtig und stark, aber sein Leben wäre ausgefüllt auch ohne sie, er könne sie entbehren. Dann sprach er von sich und seiner Liebe mit einer glühenden Leidenschaft, die sie nie in ihm vermutet hatte. Er habe sie geliebt von Kind an, seit er mit ihr gespielt und getollt. Kein Tag sei in seinem Leben gewesen, in dem sie nicht vor seinen Gedanken gestanden. Aber er könne warten, ja, er wolle warten, bis sie den Feuerkopf mit seinen thörichten Ideen vergessen, nur wissen solle sie, daß sie sein wäre trotz alledem und alledem. Und dann bat er, nur diese eine Hoffnung solle sie ihm lassen, aber sie hatte blaß und ernst gesagt: „Nie nie,“ und ihn so flehend und regungslos angesehen, daß er stumm das Zimmer verlassen hatte.

Und so war es von Tag zu Tag schlimmer geworden. Es war eine Fremdheit eingetreten zwischen ihr und den Menschen, die sie bisher über alles geliebt; soviel Mißverstehen, Kälte und Lieblosigkeit war auf einmal auf ihrem Wege, daß sie fast unterlag. Da hatte sie ihm geschrieben.

Er drückte ihre Hand: „Ich habe eine Heimat, da sollst du die Herrin sein. Kein Mensch soll uns trennen.“

Diesmal fürchtete er sich nicht, vor den Pfarrer zu treten. Anna ging mit ihrem Körbchen zu einer Kranken, die wohl schon ungeduldig warten mochte. Er ging in das Haus, ruhig und ohne Herzklopfen. Der Pfarrer sah ihn eifrig an.

„Was wünschen Sie?“

„Ich erbitte heute von Ihnen meine Braut Anna als Gattin.“ Er sagte es ernst und warm.

„Anna ist nicht Ihre Braut,“ erwiderte der Pfarrer.



„Anna ist mündig, und wir haben uns verlobt, Herr Pfarrer,“ brach es auf einmal aus seinem Herzen. „Anna und ich, wir lieben uns stark und treu, wir wollen miteinander froh alles ertragen, ohne einander gilt uns kein Glück. Wir kommen zusammen, wenn es sein muß, auch ohne Ihren Segen. Ich weiß, was Sie gegen mich haben, ich weiß, daß ich Anna nichts bieten kann in Ihrem Sinn. Aber Sie sind klug, Herr Pfarrer, Sie sind auch besorgt um das Glück Ihrer Tochter. So wählen Sie selber, hier ein einfaches Glück, erbaut auf der starken Neigung zweier Herzen, wenn auch in Armut, ja, in Not; dort Wohlhabenheit, Kälte und Verachtung. Solange haben Sie nur auf Hans und Ihre Gattin gehört, heute fordere ich, hören Sie mich. Anna ist mein.“

Als Anna zurückkehrte, rief sie der Vater in sein Zimmer.

„Du weißt, daß wir so gut wie geschieden sein werden, wenn du keine Gattin wirst,“ sagte er. „Ich kann in dem Hause eines Kämpfers gegen meine Kirche nicht aus- und eingehen, er nicht in meinem. Wähle!“

Sie kniete vor ihm nieder und küßte seine Hand.

„Vater, Vater, ich liebe ihn.“

Da bebte es in dem alten Gesicht, und Fröh ging still aus dem Zimmer.

Die Hochzeit wurde so früh wie möglich angesetzt, die Trauung sollte in der Stadt sein. Anna weinte nicht zum Abschied, nur lange, lange lag sie in den Armen ihrer Eltern, und als sie fort waren, sagte sie zu ihm:

„Ein neues, fremdes Leben, aber ich lebe es mit dir.“

Und dann begann jenes Leben, das ihm jetzt in der Erinnerung nur noch wie ein einziger Licht- und Sonnenblick vor Augen stand, wie eine ununterbrochene Kette von friedlichen, kräftigen Tagen; jene seltsame Zeit voll äußerer Enttäuschungen, fortwährender Niederlagen, immer größerer Armut und immer freudigerem Vordringen, immer ernsterem Lieben, inuner kräftigerem Streben.

Es kam so mancherlei Schweres, bald, in der ersten Zeit. Viel hatten sie ja nie, aber die feste Stellung, die er hatte, gab doch

immer einen festen Grund. Und dann schrieb er oft die Nächte durch mit fiebernden Pulsen in heißer Erregung. Sein ganzes Sein und Wesen wurde durch das Muß des Erwerbes nur noch mehr geweckt. Auch Anna half, soviel sie konnte, sie nähte und stickte oder schrieb seine Artikel ab, wenn er in der Redaktion war.

Und Stunden der Ruhe fanden sie immer, Stunden, in denen sie Kraft sammelten für jede Arbeit, für alles, was kommen sollte, in denen einer den andern stets mehr erfaßte und tiefer begriff.

Es ruht sich köstlich aus in einer starken Persönlichkeit, es läßt sich alles überwinden, in und mit ihr. Und Anna war stark. Sein Freund starb, das Blatt wurde aufgegeben, er verlor seine Stelle als Redakteur. Ganz blaß kam er nach Hause und erzählte. Sie sagte: „Das ist schlimm“ und fing an ein Lied zu summen, während sie im Zimmer auf- und niederschritt. Aber als sie ihn so verzagt stehen sah, flog sie auf ihn zu:

„Es findet sich, findet sich alles, du Kleingläubiger.“ Und dann sagte sie ernst: „Nur um meinetwillen thut es dir weh. Allein, da konntest du alles ertragen. Nehme ich dir deine Freudigkeit und dein Vertrauen?“

An demselben Tage waren sie draußen in den Wiesen und banden sich Sträuße für ihr kleines Daheim. Und in der Dämmerung, da lag er im Gras und sah sie wandeln wie einst, nur daß nicht mehr der ernste Schlag der Dorfuhre durch die Stille kam — das ferne Brausen der Großstadt schlug in dumpfem Wellengebränge an ihr Ohr, und wo der Wald gelegen hatte, wuchsen hier Dächer und Türme, zahllos und in Nebel gehüllt. —

Nun begann ein Ringen und Kämpfen, in dem er nur Schritt für Schritt zurückwich, immer mutig und ausharrend. Da waren viel Sorgen und Mühen um den nächsten Tag und sein Brot. Auch die Entfremdung zwischen Anna und ihren Eltern wurde immer größer, und da Hans dort aus- und einging, war es natürlich. Aber doch blieb viel Gelingen nicht aus, seine Neben wirkten, langsam aber tief. Es fand sich bald ein festes Häuflein, das wuchs und zu ihm stand, und

manch Roter und viele mit schwieliger Hand waren darunter.

Dann erhielt er eine bescheidene Stellung in einer kleineren Stadt. So ungern er die Hauptstadt, das recht eigentliche Feld seines Wirkens, verließ, die Not zwang ihn dazu, und auch dort rauchten die Fabriksschöte, schritten in geschlossenen Reihen die verbitterten Männer der Arbeit an ihm vorüber. Hier in der Ferne erreichte sie auch kurz nacheinander die Nachricht von dem Tode von Annas Vater und Mutter. Es war ihnen unmöglich, hinzureisen. Anna schrieb lange Briefe an Gertha und erhielt flüchtige Antworten. Aber allmählich hörte auch diese Verbindung auf, und ihre Briefe blieben unbeantwortet.

Und selbst ihr Glück mußte sich zum Unglück kehren. Sie hatte ein Kind geboren, einen zarten, schwächlichen Knaben. Sie hatten ihn geliebt mit der ganzen Inbrunst ihres Herzens, dieses Sorgenkind, aber es welkte und starb nach wenigen Wochen. Er hatte vor ihr auf den Knien gelegen und geschluchzt wie ein Kind, und über ihr blasses Gesicht waren unaufhaltsam die Thränen geronnen, ohne daß sie schluchzte; nur so ganz starr sah sie vor sich hin und murmelte:

„Mut! Wir müssen nur Mut behalten.“

„Arme Anna.“

Sie sahen sich an.

„Du, du bleibst mir.“

Und sie stemmten sich gegen den Sturm, der über sie hinbrauste. Ihre Freudigkeit konnte bestehen neben dem tiefen Ernst, den das Leben gab, aber reiser, stärker und gefestigter schritten sie zusammen weiter.

Zusammen! Und nun war er allein. Auch dort hatte er seine Stelle verloren, sie waren herumgezogen und dann hierher zurückgekehrt mit neuer Hoffnung etwas zu finden und dem alten Mut. Und dann war sie krank geworden. Der eifige Ostwind, der durch die Straßen gefahren war! Das zugige, schlecht geheizte Zimmer! Sie hatte sich aufrecht halten wollen, und um so stärker hatte es sie gepackt. Es waren nur wenige Tage gewesen und immer noch schöne und friedliche. Er war nicht von ihrer Seite gewichen, sie hatten geplaudert, wenn sie nicht schlummerte oder so sanft vor sich hinsah. Aber sie dachte an ihren Tod.

„Der Tod“, sagte sie einmal, „über den ist noch viel zu sagen. Er ist ernst, aber er ist nicht traurig oder fürchterlich. Ich denke, wo man am wahrsten, am tiefsten liebt, so ganz im andern stehend, da muß auch der Tod heiter, freudig machen. Und dann wieder giebt es Menschen, um die wir trauern müssen, weil wir sie nie ganz verstanden, weil ein Dunkles zurückblieb, das uns sehnüchtig macht.“

Dann hatte sie ihn still angesehen und gelächelt.

„Mein Lieber, Lieber.“

Er stöhnte dumpf und vergrub sein Gesicht in die Hände.

„Anna, Anna“, murmelte er. „Du hast den Tod nicht gekannt. Er ist so fürchterlich, daß er alles vernichtet, alles, und nichts zurück läßt, als die verzweifelte Sehnsucht nach ihm.“

Er erhob sich und schritt rastlos auf und nieder. Sie war ohne Bewußtsein und ohne Schmerzen gestorben. Und sie hatte sein Leben, seine Kraft und seinen Thätigkeitsdrang mit sich genommen, alles, alles. Er war so eins, so ganz verwachsen mit ihr gewesen, daß mit ihrem Tode seine Lebensäfte unaufhaltsam hinströmen mußten. Dazu fühlte er eine tiefe Schwäche und sehnte sich nach Trost. Wie war es möglich, daß der Mund, der ihn bis zuletzt getröstet, nun verstummt, die Hand, die ihn geführt, erschlaft abgeglitten war? Wie war es möglich, daß er ohne sie weiter leben sollte, ohne ihre Kraft, ohne ihre Liebe? Er war ja arm, bloß und jämmerlich ohne sie. Wie ihre Stärke ihn gestützt und getragen, begriff er erst jetzt, wo sie von ihm wich und er sich haltlos einem kalten und entseßlichen Leben gegenüber sah. Einem Leben, dem sie fehlen würde, einem Leben, dem gegenüber er, der in all seinen Lebensverhältnissen gescheitert war, einfach nicht mehr die Fähigkeit besaß, zu wirken.

Er trat an das Fenster und schaute hinaus, über die schneeigen Dächer fort, die im roten Abendsonnenschein leuchteten. Ein verworrenes Lärm brauste durch die Luft. Unten quälten sich die Menschen und litten, nach wie vor, nach wie vor. Nur daß es ihm nichts mehr bedeutete. Wer eine warme Seele voll Liebe und Kraft besessen und fühlt sie in sich

erhalten; wem das, was der Kern seines Lebens gewesen, auf einmal gleichgiltig und nichtig geworden, dem wird rückwirkend gleichsam die ganze Möglichkeit seiner Existenz ausgelöscht, er hat den Stützpunkt für seinen Fuß verloren, er verliert sich selbst. Dann fragt er nach dem Recht seines Lebens. Dann fehlt ein Mensch, der ihm notwendig ist, der ihm Antwort giebt, mit einem milden Blick, einem stillen Wort, nur mit einem innigen Lächeln. Es ist nicht gut, daß der Mensch allein ist, er schaudert vor sich zurück, er kann sich nicht erfassen, denn auch Gott — und das ist das Unbegreifliche — ergreift nicht, sondern will ergriffen werden, und die Seele muß schon eine gewisse Kraft haben, um sich nach ihm auszustrecken.

Aus der kalten, flammenden Winterpracht da draußen wehte es ihn eisig an, aus dem Leben der Stadt fuhr kein Strom in sein Herz. Er wandte sich um und blickte auf die stille Tote, die noch an diesem Morgen, der schon so fern zu liegen schien, die Worte für ihn gefunden hatte, die er brauchte.

Bei ihrem Anblick, der ihn immer aufs neue traf, fuhr er zusammen, als fühle sein Herz einen unerwarteten Schlag. Friedreich und majestätisch schön war das ernste Antlitz, aber es war ihm, als sähe er zum erstenmal die Züge des Leides, die der Tod, wenn auch verklärt, hier mitteillos offenbarte. Um den strengen geschlossenen Mund schien ein erhabenes Lächeln zu liegen, das mit gleichsam schmerzlichem Triumph die Befreiung von den peinigenden Nichtigkeiten eines herunterziehenden Lebens feierte. Die feine, stolze Stirn trug eine Falte eingegraben, als habe sich in den letzten Augenblicken die Braue zuckend erhoben wie in abweisender Verachtung vor all den kläglichen Erbärmlichkeiten, die aus einem freien, federleicht auftretenden Menschen einen gemacht hatten, der nur noch wie im Krampf gegen innere und äußere Lasten sich gewehrt hatte.

Und daran war sie gestorben! — Sie hätte noch leben können! Sie hatte ihn gütig betrogen, immer und immer! denn das, was sie ihm jetzt sagte, so laut, so unbarmherzig, das hatte sie ihn nicht ahnen lassen, nie, als sie noch lebte. Er hatte sie getölet — und ihre

Liebe hatte es ihm verborgen. Er hatte sie gebraucht, und ihre Liebe hatte sich ihm geopfert. Er hatte von Thaten geschwärmt, deren Schwere sie trug. Auf ihn fiel die Last ihres Todes, auf ihn fiel die Last ihres Leidens, ihres Lebens.

Es war, als sei ein Vorhang vor seinen Blicken zerrissen, als begriffe er erst jetzt den ganzen Sinn seines Daseins, als sähe er sich selbst zum erstenmal ohne die freundliche Hülle, die ihre Hand über ihn gezogen. Zu schwach, allein seinen Weg zu gehen — es war der Weg eines gewaltsamen, unreifen Knaben — hatte er sie in seinen Kreis gezogen, in all das Elend und die Erschütterung, für die sie ihm hätte zu heilig sein müssen. Mit unreifer Ungebuld hatte er die Zeit und was sie geben konnte, übersprungen und sich dabei als Märtyrer gefühlt. Er hatte ihr Herz an sich gerissen mit seinen schwärmerischen Ideen, er hatte den Freund verbunkelt mit seinem selbstgewissen Ungestüm, und bei allem hatte er wie ein rechter Schwächling es nicht einmal verstanden, für sein Weib und Kind ein Leben zu schaffen, das menschenwürdig war. Sein Kind, ihr Kind — es wäre nicht so schwächlich gewesen ohne das entbehrungsreiche Leben, das die Mutter hatte führen müssen. Er durchlebte noch einmal den ganzen Jammer seines Hintertreffens, er begriff, wie tapfer sie das Umfassende ihres Leides verschwiegen hatte. Nun schwieg sie nicht mehr, nun hatte der Tod ihr eine erhabene Verebtheit verliehen, nun, da ihre Lippen sich nicht mehr selbst verleugnen konnten, da ihre Liebe nicht mehr „nein“ rufen durfte, um ihn vor Verzweiflung zu bewahren.

Das ist der Tod, so grausam, so unerbittlich, so wahr! Das Weiche, Vertraute, Menschliche ist gefallen. Kein Band ist mehr zwischen dem Toten und den Lebenden. Der ist unabhängig geworden von allen kleinen Rücksichten, er steht vor dem gewaltigen Schöpfer und hat nur sich und sein Leben zu verantworten. Er wird vor Gott nicht verbergen, daß er gelitten hat, er wird vor Gott nicht verbergen, daß ihm Unrecht zugefügt worden. Menschliche Liebe schweigt, und nur Wahrheit, stahlharte, erlösende Wahrheit darf gelten. Und die arme, gequälte Hülle empfängt

diesen letzten Stempel strenger Aufrichtigkeit, selbst wenn noch das letzte Wort, das dem stammelnden Munde entfloß, eine Lüge war.

Er hatte Unrecht, auch in diesem Lebensverhältnis, das sein einziger Halt gewesen, das ihm das Edelste gebüht, das die Erde enthielt, — Unrecht. Er hatte nicht das Recht gehabt, sie in sein Leben zu ziehen, er hatte nicht das Recht gehabt, sie herabzuwürdigen in Elend und Armut, er hatte nicht das Recht gehabt, sie Gott abzukämpfen gegen Eltern, Geschwister, Heimat und Freunde. Hatte er einen Beruf empfangen, wie es ihm gebüht, Wahrheit zu künden und neues Leben zu bringen, so hätte er sich klar machen müssen, daß er jedes persönliche Opfer dafür bringen mußte. Konnte er das nicht, so war er nicht das Werkzeug, das Gott brauchte. Darum war ihm alles unter den Händen zerbrochen, darum war er heute wie ein abgerissenes Blatt, das nicht Freunde noch Wirkungskreis hat.

In dem Fieber seiner Verzweiflung war es ihm, als höre er Stimmen, die im Für und Wider seine Schuld besprachen. Es war die Stimme von Hans, die mit leiser, eindringlicher Sachlichkeit Punkt für Punkt ihm vorrückte, leidenschaftslos und besonnen, nüchtern und unerbittlich. Er hatte das Gesicht in die Hände gelegt, seine Augen konnten den Anblick der stillen, unbarmherzigen Toten nicht mehr ertragen. Willenlos lauschte er den geheimnisvollen Anklagen, die aus der Tiefe seiner Seele hervordrängten, sich dazwischen nur mit Angst bemühend, den Klang von Annas Stimme in sein Ohr zurückzurufen, nur ein freundliches Wort, das sie gesprochen. Aber immer war es Hans, der redete, immer Hans. Und dann sah er sein Gesicht, ein Gesicht voll herber Klage, vorturfsvolle Augen. Und dann wieder war es Annas Mutter, die mit abweisender Härte zu jedem bitteren Worte mit dem Kopf nickte, streng, streng.

Dann versank das alles mit einem Schlage, und er begriff, daß es Schatten waren, Phantasiegebilde, die er fast zurückersehnte, weil sie sein Leid gleichsam veräußerlichten, weil die nackte, ungeheure Wucht der Verzweiflung so fast abgelenkt wurde. So blieb immer das eine, das tiefe Bewußtsein, daß

er ohne Anna nicht leben konnte, daß sie tot war und er mit ihr.

Das Abendlicht auf den Schneedächern war erloschen, nur der Himmel hielt noch einen Rest von Farbe und Glanz. Die Luft schien noch frostiger zu werden, ein bläulicher, kalter Dunst lag an den Häusern, in dem kleinen Zimmer wurde das Tageslicht rasch stumpf und ging in Dämmerung über. Er merkte es nicht.

Von den Kirchtürmen der Stadt kam ein Läuten durch die Luft gezogen, das wohl zum Abendgottesdienst rief, wallend, feierlich, mit vollen, schweren Klängen. Es erfüllte die kalte Luft da draußen mit bebendem Schwingen. Er legte mechanisch die Hände zusammen und blickte hinaus. Es war ihm, als sei dies das Totengeläut für die Verstorbene, die bange, erschütternde Klage um die hohe, vornehme Seele, die mit diesem starren, fremden Ausdruck abgewandten Verneinens von dem Jammer der Erde floß; es war ihm, als müsse sich all der Menschen da unten ein dumpfes Trauern bemächtigen. Und jedes auf- und abschwingende Läuten war ihm wie ein starker, tiefer Schmerz, der durch sein Herz fuhr.

Plötzlich überrückte ihn eine Sehnsucht nach den Menschen, ein Bedürfnis, sich an einen Freund anzulehnen und an seiner Schulter zu schluchzen, als könne er in diesem kalten, stillen Zimmer, wo der Hauch einer warmen, freundlichen Seele fehlte, nicht weinen, ein brennender Wunsch zu sprechen und sei es Gleichgiltiges, ach, auch in alltäglichen Worten den Jammer ausströmen zu lassen, wenn auch für kein andres Ohr verständlich, doch für seins. Er erhob sich schwankend und wunderte sich, daß die Schatten in dem Zimmer schon so tief waren. Langsam ging er zur Thür. Anna ließ er nicht allein, sie brauchte keinen mehr, sie hatte ihn allein gelassen, ihre sehnsüchtige Seele war schon weit. Einen Augenblick übermannte ihn noch die verzweifelte Pein im Gefühl dieser endlosen Einsamkeit, der er anheim gegeben war, so daß er die Stirn an die Thür lehnte und bewegungslos stand. Er war es nicht gewohnt, allein zu sein, sie hatte sein ganzes Leben geteilt.

Dann öffnete er die Thür und stieg die Treppen hinab und ging die Straßen entlang.



Zu wem sollte er gehen? Zu den Armen, die er unterstützte, denen er ein freundliches Licht in ihrem Elend zu sein versucht hatte? Dort hätte er der Lebende sein müssen, und plötzlich schien ihm sein ganzes Thun eine Sisyphosarbeit. Und wenn er tausendmal Leid linderte, zehntausendmal erhob sich neues, und wenn nur eins ungetröstet blieb, so blieb in dem einen die ganze Welt unerlöst.

Und die Menschen sprachen, lachten, plauderten. Andre schlichen frierend an den Häusermauern entlang. Die Laternen waren angezündet und droben an dem dunklen, mächtigen Himmelsgewölbe gewannen die Sterne ihr Licht. Er sah sie, als er im Park stand, wo es nun doch wieder einsamer war und der Lärm gedämpfter. Knisternd rieselten von den Bäumen die Funken gefrorenen Schnees. Geheimnisvoll stand der weißlich schimmernde Wald um ihn her, ein Stück friedvoller, ernster Natur war um ihn, die immer tröstend wirkt, auch in dem Bann des Winters.

Er blieb stehen. Fern von dem Schlittengellingel und lauten Treiben, fern von der Toten war hier in dem feierlichen Schweigen die Lebende wieder sein. Er hatte plötzlich ihre Stimme gehört, plötzlich ihr Antlitz gesehen. Das war ihm heiß in das Herz geströmt und hatte ihn mit einer Kraft erfüllt, daß er sein eigenes Verzagen nicht mehr begriff.

Sie hatte ja mit ihm leben wollen — hatte er denn das vergessen? Sie wäre ja seelisch gestorben neben dem anderen — hatte er das damals nicht empfunden? Leben hatten

sie sich gegeben von Seele zu Seele — was war dagegen materielles Entbehren? Sie hatten geirrt — dafür waren sie Menschen. Sie hatten zusammen gewirkt, kleinlich vielleicht, vergänglich vielleicht, aber Gott sah auch auf kindisches Treiben. Sie hatten geliebt, heiß, wahr, unerschöpflich, darum mußte er leiden, konnte er leiden, wollte er leiden.

„O Anna, hätte ich verzichten wollen, du hättest nicht verzichtet, hätte ich abweichen wollen, du wärest nicht abgewichen. Anna, du und ich, wir hatten trotz allem Recht, und darum will ich leben, als ob du noch lebest.“

Sein Gesicht war von hervorbrechenden Thränen befeuchtet, die nicht aus Schwäche flossen. Es waren Thränen der Freude und des Dankes.

„Ich will leiden,“ dachte er, „denn das ist Leben. Ich will den Tod tragen, denn auch das ist Leben, und lieben will ich, wie Anna liebte, daß so über den Tod hinaus jedes gesprochene Wort noch vergiebt, aufrichtet, stärkt, die Schuld, die wir alle gegeneinander haben, vernichtet, und segnet und segnet.“

Er ging wieder heim. Von dem Schneelicht der Dächer war das kleine Zimmer die ganze Nacht erhellt. Er saß darin und wachte und blickte zu den Sternen. Er hörte nicht mehr auf das, was die Tote sagte. Wie ein hohes Lied klang in ihm ihr Leben nach. Und Leben ist stark, denn es bleibt nicht stehen. Es hat den Sieg in sich über alles, es entfühnt jeden Morgen.

Das Leben ist stark — stärker als der Tod.







Aus diesen Thatsachen geht hervor, was bereits in Ländern rüchständigsten Vereinsrechts erwiesen ist: daß die Lage der Dinge am schlimmsten und einer reaktionären Beschränkung des Vereinsrechts da die beste Gelegenheit gegeben ist, wo die Gewährung dieses Rechts dem diskretionären Ermessen der Polizei anheimgestellt ist. Die Naivetät, mit der außerdem in dieser neuen Phase der Vereinsgesetzgebung mit der Unterscheidung „geeigneter Fälle“ ein doppeltes Recht offiziell proklamiert wird, verdient auch, in der Geschichte der preussischen Sozialpolitik doppelt unterstrichen zu werden. Den Frauen kann es ja nur erfreulich sein, wenn durch dies neue Ferment der Gärungsprozeß verschärft wird, und das Vereinsrecht dank dieser neuen Interpretation des Herrn Ministers den Behörden und der Volksvertretung von neuem zu schaffen machen wird, bis zu einer gerechten Regelung.

\* Den in der Schweiz approbierten weiblichen Ärzten, die nach einem Beschluß der Ärztekammer vom Sommer vorigen Jahres als „nicht approbierte Personen“ mit den Kurpfuschern zusammengeworfen wurden, ist durch einen Entscheid des ärztlichen Ehrengerichts für die Provinz Brandenburg und den Stadtkreis Berlin eine gerechtere Schätzung zu teil geworden, deren Natur allerdings ein berechtigtes Zeugnis ablegt von der Antipathie der Ärzte gegen ihre weiblichen Konkurrentinnen. Nachdem nämlich die Ärztekammer das Zusammenwirken von Ärzten mit nicht approbierten Personen, also auch den im Ausland approbierten Frauen, als die „Würde und das Ansehen des ärztlichen Standes im höchsten Grade schädigend“ bezeichnet hatte, hat das Ehrengericht im Gegensatz dazu erklärt, daß ein Zusammenwirken der für das Deutsche Reich approbierten Ärzte mit den in der Schweiz approbierten weiblichen Ärzten zulässig sei. Diese Entscheidung wurde gefällt auf Antrag des damaligen Schriftführers der Ärztekammer Dr. Schaeffer, der sich auf diese Weise von einem Vergehen gegen die Standesehre zu reinigen hatte, da er eine Stelle bei einer Kasse bekleidete, an der zugleich zur Behandlung der weiblichen Mitglieder eine in der Schweiz approbierte Ärztin angestellt war.

\* Das tentamen physicum bestand in Berlin Frä. Elise Elbstein. Frä. Dr. med. Martha Wygodzinski erlangte nach vorher in der Schweiz absolvierten medizinischen Prüfungen in Halle die ärztliche Approbation (Bundesratsbeschuß vom 28. Juni 1900.) Dieselbe Prüfung bestand kürzlich Frä. Dr. med. Anna Moesta in Marburg. In München promovierte Frä. Fanny Moser magna cum laude an der philosophischen Fakultät.

\* Über die Thätigkeit der badischen Fabrikinspektörin, Frä. Dr. von Nichthofen, äußert sich die Großherzoglich badische Fabrikinspektion folgendermaßen:

Es kann ausgesprochen werden, daß die Genannte die Erwartungen, die man auf Grund ihres glänzend bestandenen Doktorexamens von ihr hegte, auch in der Praxis vollkommen gerechtfertigt hat. Außer den Betrieben mit ausschließlicher Verwendung von Arbeiterinnen sind ihr noch die Überwachung der Cigarrenfabriken und die Besorgung der zahlreichen schriftlichen Arbeiten, insbesondere die sich auf die Prüfung der Arbeitsordnungen bezüglichenden Korrespondenzen und die sich auf die Neugenehmigung von Cigarrenfabriken beziehenden Arbeiten übertragen worden. Die Gesamtzahl der von Frä. Dr. von Nichthofen vorgenommenen Revisionen beträgt 557. Bei allen diesen Arbeiten bewies sie ebensoviel Verständnis wie Bestimmtheit und Takt. Ihre Vorträge waren kurz und den Gegenstand erschöpfend. In der letzten Zeit hat sie auch die männlichen Beamten durch ihr verständiges Eingreifen wesentlich unterstützt. Ihre Art zu reden hat nach Mitteilung der Arbeiterpresse sogleich die Arbeiterinnen gewonnen. Die Großherzogliche Fabrikinspektion schließt sich diesem Urteil der genannten Presse vollkommen an.

\* Die Lage und Arbeitsverhältnisse der Dresdener Strohhutnäherinnen hat der Dresdener Rechtsschutzverein zum Gegenstand einer Enquête benutzt, deren Resultate, zusammengestellt von Louise Schneider und Julie Salinger in Dresden, in Nr. 23 und 24 der „Sozialen Praxis“ veröffentlicht sind. Es wäre sehr wünschenswert, wenn noch mehr Frauenvereine dem Vorbild des Dresdener Vereins und der Anregung des Bundes deutscher Frauenvereine folgen und derartige Arbeiten unternehmen wollten, die, wenn besonnen eingeleitet und durchgeführt, der sozialwissenschaftlichen Forschung wertvolles Material beschaffen und den Fortschritt der sozialpolitischen Gesetzgebung fördern helfen könnten.

\* Die venia legendi an der philosophischen Fakultät Zürich erhielt Frau Dr. phil. Adeline Bjarnason-Rittershaus. Sie wird im kommenden Semester über isländische Sprache und Literatur lesen.

\* Mit der Frage des kirchlichen Frauenstimmrechts hatte sich der Züricher Kantonsrat in seiner Sitzung vom 4. März zu beschäftigen. Die Veranlassung bildete eine Petition der „Union für Frauenbestrebungen“ um Gewährung des kirchlichen Stimmrechts. Der Referent der Kommission, Stathalter Pfenniger, sprach sich durchaus gegen die Vorlage aus. Dem Antrag der Frauen, führte er aus, stehe in erster Linie die Verfassung entgegen; der Einführung des Frauenstimmrechts

müsse eine Änderung der Verfassung vorangehen, die jetzt vorzunehmen die Zeit nicht erlaube. Auch liege keine Notwendigkeit für das Frauenstimmrecht vor, da einmal die Besorgung der kirchlichen Angelegenheiten durch Männer nirgends zu Unständen geführt habe, andererseits die Mitarbeit der Frauen, die auf dem Wege der Freiwilligkeit schätzbare Resultate gezeitigt habe, dadurch nicht gefördert werde. Endlich sei daran zu zweifeln, daß die Mehrheit der Frauen das Stimmrecht überhaupt wünsche; die bisherigen Kundgebungen genügten nicht. Sogar der bedrohte Familienfrieden schlie nicht unter den Ablehnungsgründen des Referenten.

Einen Mittelweg schlug Stadtrat Vogelsanger vor, indem er den Antrag stellte, den Frauen ein Mitberatungsrecht in einzelnen kirchlichen Fragen, wie Armenfürsorge, Förderung des religiös-sittlichen Lebens u. s. w. zu gewähren, und der Kirchenpflege Frauenkommissionen beizugeben, ein Vorschlag, dem auch andere Mitglieder des Rats beitraten, als dem einzigen, der zur Zeit praktisch Ausführbares aufstelle. Dagegen erhob sich in Professor Rüschler ein Verteidiger des Antrags, der, die universelle Bedeutung der Frage erkennend, eine grundsätzliche Entscheidung des Rats über dieselbe verlangte. Er hob hervor, daß aus der veränderten Stellung der heutigen Frau in der Familie und ihrer Bethätigung auf einer großen Anzahl von Arbeitsgebieten Ansprüche ihrerseits auf die Mitwirkung in öffentlichen Angelegenheiten resultierten. Auch seien die Frauen die eifrigsten Kirchengenossinnen, und eine direkte Bethätigung ihrerseits dürfe wahrscheinlich auf die Unterstützung der Geistlichkeit rechnen, abgesehen von ihrem förderlichen Einfluß auf die Frauen selbst. Die Verfassungsänderung schien ihm durchaus kein Hindernis. Zwei andre Redner schlossen sich diesen Ausführungen mit Wärme an; unter anderm auch dem gedankenlosen „Die Frau gehört in die Familie“ scharf entgegentretend und die Lösung der Frauenstimmrechtsfrage als eine der wichtigsten Staatsaufgaben der nächsten Zukunft bezeichnend, die nicht erledigt werden würde, bis ihre Forderung erfüllt sei. Bei der Abstimmung wurde der Antrag, eine Revision der Verfassung vorzunehmen, mit 117 gegen 26 Stimmen abgelehnt, auch der Antrag Vogelsanger erfuhr dasselbe Schicksal. Es wurde beschlossen, die Frauenagitation der Kirchensynode zu überweisen.

\* In der Arbeiterinnenschutzgesetzgebung Italiens bereiten sich bedeutende Reformen vor. Wir werden diese Dinge in einer der nächsten Nummern eingehend besprechen.

\* **Ein Appell deutscher Frauen an die Frauen Englands zu Gunsten der Burenfrauen und -Kinder** ging bekanntlich als Resolution einer Protestversammlung in München auch der englischen Königin zu. Darauf ist folgende Antwort erfolgt:

Sandringham, 8. Jan. 1902.

Sehr geehrte Frau!

Die Königin hat mir befohlen, den Empfang einer Resolution zu bestätigen d. d. München, 5. Dezember, bezüglich der Sterblichkeit in den Konzentrationslagern in Südafrika.

Ihre Majestät beauftragt mich, hinzuzufügen, daß die Resolution hervorgegangen zu sein scheint aus einem vollständigen Mißverstehen der Thatfachen, und ihre Majestät bedauert, daß die Versammlung, welche sie abgesandt hat, ihr Ohr und ihre Autorität grundlosen Verleumdungen geliehen hat, welche gegen die Armeen einer befreundeten Nation gerichtet sind.

Ich habe die Ehre, mich zu zeichnen

Ihr ergebener

Sidney G. Wills.

Die Woman's Liberal Association, der an 60000 Mitglieder umfassende Frauen-Propagandaverein der liberalen Partei, antwortete folgendes:

Gaeshead, 29. Jan. 1902.

Geehrte Frauen!

Ihr rührender Aufruf zu Gunsten der Frauen und Kinder in den Konzentrationslagern in Südafrika ist unserem Komitee zugegangen, und bin ich beauftragt, Ihnen unsere volle Sympathie mit dem Gefühl, dem sie Ausdruck gegeben, zu erklären. Wir gehören zu denjenigen Leuten in England, welche den Krieg in Südafrika mit dem größten Abscheu betrachten, und deren Herzen sehr traurig sind bei dem Gedanken, daß England verantwortlich ist für die Leiden und den Tod so vieler unschuldiger Frauen und Kinder.

Wir haben versucht, unsere Regierung zu beeinflussen und die öffentliche Meinung zu erregen, damit diese Greuel aufhören und den tapferen Buren Gerechtigkeit geschehe.

Wir glauben, daß die leitenden Behörden versuchen, das Elend der Frauen und Kinder in den Lagern zu mildern; aber Behörden arbeiten langsam, und wir Frauen können nicht durchsehen, was wir möchten, denn wir sind in der Minderzahl. Dieser schreckliche Krieg hat in uns mehr und mehr den Entschluß gereift, weiter zu kämpfen für die Sache des Friedens.

Mit herzlichsten Grüßen an die Mitbeschwestern in Deutschland zeichne ich im Namen unseres Komitees

hochachtungsvoll

Mawson.

\* **Totenschau.** In Berlin starb im kräftigsten Mannesalter der verdienstvolle Begründer und Leiter des „Kaufmännischen Vereins der weiblichen Angestellten“, Herr Julius Meyer. In den mehr als zehn Jahren seines Bestehens hat dieser Verein unter der umsichtigen Leitung seines Vorsitzenden nicht nur in Bezug auf die Standesorganisation der Handelsgehilfinnen auch in andren Städten

bahnbrechend gewirkt, sondern auch alle die Aufgaben energisch in Angriff genommen und zum Teil durchgeführt, die innerhalb des Rahmens einer Berufsvertretung lagen. In Deutschland giebt es noch wenig Männer, die den Erwerbskampf der Frauen auch nur mit ihrem Namen zu stützen bereit wären. Julius Meier hat ihm die Arbeit eines Lebens gewidmet. Das soll ihm unvergessen sein. —

Im Alter von über siebenzig Jahren starb eine der ersten Führerinnen der deutschen Frauenbewegung, die Mitbegründerin und langjährige Sekretärin des Lettevereins, Jenny Hirsch. An anderer Stelle ist ihr Anteil an der Entwicklung der Frauenbewegung bereits gewürdigt worden (Dezemberheft 1900). Wie stark ihre deutsche Übersetzung des Buchs von John Stuart Mill über die Hörigkeit der Frau auf die eben beginnende Diskussion über die Frauenfrage gewirkt hat, zeigt die Menge von Besprechungen der Frage, zum Teil von hervorragenden Männern, die nach dem Erscheinen der Übersetzung erschienen. In derselben Weise anregend wirkte die von ihr begründete Zeitschrift:

„Der Frauencanwalt“, deren Bände ein tüchtiges Stück treuer Arbeit im Interesse der Frauensache umfassen. Ihre praktische Arbeit widmete Jenny Hirsch, so lange es ihre Kräfte gestatteten, dem Letteverein. Sie gehört zu den Frauen, die der Bewegung den nach außen hin wenig hervortretenden Dienst unermüdlicher praktischer Kleinarbeit geleistet, der aber doch der Zug ins Große, zu den letzten Zielen nicht mangelte. —

Eine andere Frau aus jener ersten Generation, ebenfalls aus dem Kreise der Frauenerwerbsvereine, ist auch in diesen Tagen aus dem Leben geschieden. Elise Oelsner ist wie Jenny Hirsch im engeren Kreise ihrer Mitarbeiter durch ihre Thätigkeit im Breslauer Frauenbildungsverein, in der breiteren Öffentlichkeit durch ein Sammelwerk „Die Leistungen der deutschen Frau in den letzten 400 Jahren auf wissenschaftlichem Gebiet“ bekannt geworden. Die große Blüte und Leistungsfähigkeit des Vereins ist neben der Leitung seiner Vorsitzenden, Anna Simson, ihrer ausopfernden Mitarbeit zu danken. Einen warmen Nachruf widmet ihr Auguste Schmidt in dem 15. Märzheft der „Neuen Bahnen“.

## Versammlungen und Vereine.

### Der deutsch-evangelische Frauenbund

hat seine III. Generalversammlung vom 2. bis 4. April nach Hannover einberufen. Ein Festgottesdienst in der Gartenkirche mit Predigt von Herrn Pastor D. Büttner wird die Feier am 2. April, abends 6 1/2 Uhr einleiten. Darnach findet ein Begrüßungsabend im Hotel Vier Jahreszeiten statt. Donnerstag, den 3. April, ist morgens 9 Uhr die erste öffentliche Versammlung, in welcher der Geschäftsbericht erstattet und über ein Verbandsthema des Bundes referiert wird. Um 12 1/2 Uhr reißt sich die Mitgliederversammlung an, in der Anträge des Vorstandes und der Ortsgruppen zur Verhandlung kommen. Beide Versammlungen sind im Evangelischen Vereinshause, Prinzenstr. 12. Für die zweite öffentliche Versammlung, abends 7 1/2 Uhr, in der Aula Georgsplatz 16, stehen zwei interessante Vorträge über Erziehungs- und Sittlichkeitsfragen in Aussicht. Freitag, den 4. April, ist eine öffentliche Versammlung, morgens 9 Uhr, und eine Mitglieder-versammlung 11 1/2 Uhr im Evangelischen Vereinshause anberaumt. Die erste wird ein Referat über das zweite Verbandsthema: Nebenbeschäftigung schulpflichtiger Kinder, bringen, für die zweite liegen wichtige Anträge zur Beratung vor. Den Schluß der Generalversammlung bildet eine öffentliche Versammlung, abends 7 1/2 Uhr, in der Aula Georgsplatz mit einem Vortrag des Herrn Lic. Mümm-Verlin über die heute so brennende Frage der Organisation der Arbeiterinnen.

Anmeldungen — zugleich mit der Angabe, ob teilgenommen wird am Begrüßungsabend und an den beiden Mittagessen am 3. und 4. April — sind

zu richten an das Lokalkomitee: Fr. Steinhäusen, Oslar Winterstr. 4, Hannover.

Zum Besten der Bureaufrauen und -Kinder wurde am 9. März im Künstlerhaus, Berlin, ein an dichterischen und musikalischen Darbietungen reicher Abend veranstaltet. Seinen Stimmungscharakter gaben dem Abend die zarten lyrischen Dichtungen von Marie Luise Weder, die das Programm im Wechsel der musikalischen Darbietungen durchschlangen, von der Verfasserin, Elise Habel und Maria Holgers interpretiert, wobei innerliche Befecung und prächtige Stimmittel insbesondere die Leistungen von Fr. Holgers auszeichneten. Unter den musikalischen Genüssen fesselte vor allem die vollendete Wiebergabe der köstlichen Tarantelle durch Fr. Emma Koch; auch die Geigenvorträge des Herrn van Been und die gesanglichen Leistungen zweier im letzten Augenblick helfend eingesprungener Künstler fanden die beste Aufnahme. In Marie Luise Weders ergreifender Dichtung „Das Bureauweib“ erklang zum Schluß ein Hinweis auf die Tendenz des ersten Abends. Möchte die gelungene Veranstaltung auch mit einem reichen Ertrage die vielfältigen Mühen des Komitees gelohnt und seine edle Aufgabe dem Interesse der Öffentlichkeit näher gerückt haben!

### Abteilung Frankfurt a. M. des Vereins Frauenbildung — Frauenstudium.

Die Vorsitzende Frau Emma Regnier ersucht um Verichtigung der von der Schriftführerin unrichtig erstatteten Anzeige über die Frankfurter





**„Ethik und Volkswirtschaft in der Geschichte“.**

Rektoratsrede gehalten am 23. November 1901 von Dr. Lujo Brentano, München 1902. (Ernst Reichardt Verlag). Einen außerordentlich interessanten Beitrag zur Geschichtsphilosophie bietet Lujo Brentano. Er entwirft in klaren, scharfen Zügen die Richtlinien, die seit dem Altertum durch die jeweiligen ethisch-philosophischen Anschauungen der Entwicklung volkswirtschaftlicher Theorien gezogen worden sind: Bis in die jüngste Zeit hinein hat das Denken über wirtschaftliche Dinge seinen Maßstab von einem Ideal des Seinsollenden genommen, das häufig genug den Entwicklungsgesetzen des wirklichen Lebens geradezu widersprach, und deshalb nie verwirklicht werden konnte. So hat die Kirche, deren Vertreter im Mittelalter die einzigen Schriftsteller über Volkswirtschaft waren, auf Grund der Sündhaftigkeit des Trachtens nach Reichtum alles Streben nach wirtschaftlichem Gewinn verpönt, und war damit in schärfsten Gegensatz getreten zu der im römischen Recht geltenden stoischen Philosophie, die auch in Bezug auf die Beurteilung des Handels von dem Gedanken ausging, daß, wenn jeder sein eigenes Interesse möglichst wahre, das Interesse der Gesamtheit am besten gewahrt werde. Die tatsächliche Entwicklung der Verhältnisse zeigt die Machtlosigkeit des dem wirklichen Leben zu fernstehenden kirchlichen Ideals. Sie führte im Gegenteil „zu immer schärferer Durchföhrung des Prinzips des Eigennutzes im Wirtschaftsleben des Einzelnen“. Die kirchliche Lehre erfuhr unter dem Einfluß dieser Entwicklung im 13. Jahrhundert eine Modifikation in der auf Aristoteles begründeten Doktrin des heiligen Thomas vom gerechten Preis. Er nahm in diese Lehre Vorbehalte auf, die es ermöglichten, schließlich jeden kaufmännischen Gewinn als berechtigt gelten zu lassen, ein Prinzip, das im auswärtigen Handel bereits längst angewendet worden war.

In der italienischen Renaissance und in der Reformation bahnt sich die Emanzipation des ökonomischen Denkens von der überkommenen Lehre vom Seinsollenden an. Der klassische Vertreter der Renaissance auf volkswirtschaftlichem Gebiet ist Machiavelli, der Begründer der modernen Staatswissenschaft. Aber der Fortschritt, den seine Betrachtungsweise bedeutet — die Begründung der Volkswirtschaft nicht auf ethische Ideale, sondern auf die Natur des Menschen — bedarf in doppelter Hinsicht einer Berichtigung, in der Überschätzung der Macht des einzelnen genialen Individuums gegenüber den allgemeinen Gesetzen des Wirtschaftslebens und in der geringen Veranschlagung ethischer Entwicklungsfaktoren. Die Ergänzung schuf die Reformation, indem sie die Unabhängigkeit des Gewissens jeder Autorität gegenüber proklamierte und so in schärfsten Gegensatz zu Machiavellis Macht- und Gewaltprinzip trat. Der Kampf zwischen heidnischer Renaissance und Reformation ist am gewaltigsten und folgereichsten in England. „In den Siegen Cromwells triumphierten die sittlichen Ideen der Reform über den heidnischen Machiavellismus Karls I.“ Aber während nun auch der Puritanismus, der den Bogen wieder zu straff spannte, das Fiasco der alten widernatürlichen kirchlichen Forderung nacherlebte, bereitet sich in England in der Entwicklung der empirischen Philosophie der bedeutungsvollste Fortschritt der Wirtschaftswissenschaft vor:

sie zerstört in ihrer Ausdehnung auf politische Disziplinen den machiavellistischen Wahn von der Macht des Individuums auf die Gestaltung der allgemeinen Verhältnisse und führt zur richtigen Wertung der in den Dingen waltenden natürlichen Gesetzmäßigkeit, die stärker ist, als von einzelnen gegebene Bestimmungen. Auf dieser Grundlage bauten Montesquieu und nach ihm die Physiokraten weiter. Aber die Einseitigkeit dieser Schule hinweg, die in den schlimmen Folgen der Laissez-faire-Politik ihr Verdammungsurteil erfuhr, gelangte man schließlich zu neuer Anerkennung der Berechtigung der Staatseingriffe im Wirtschaftsleben. Diese Theorie, die Errungenschaft einer zweihundertjährigen Entwicklung, sieht sich in der Gegenwart einem Neo-Merkantilismus, einer Interessenpolitik gegenüber, die sich mit sittlichen Argumenten aufstutzt, um auf Kosten der Allgemeinheit für Sonderzwecke etwas zu erreichen. Brentano betrachtet in diesem Lichte sowohl die modernen reaktionären, als auch die sozialistischen Strömungen.

Der Verfasser richtet am Schluß die Mahnung an seine Hörer, in ihrer Beurteilung wirtschaftlicher Verhältnisse und in der Mitarbeit an ihrer Gestaltung immer im Auge zu behalten, was die historische Entwicklung lehrt: daß alle Versuche, die Gesellschaft in Widerspruch mit ihren natürlichen Grundlagen zu ordnen, gescheitert sind, daß mechanische Eingriffe in den organischen Lebensprozeß der Gesellschaft nur Kraftvergeudung sind. — Es wäre gewiß wünschenswert, wenn die Frauen in Bezug auf ihre eigenen Reformbestrebungen mehr und mehr den wissenschaftlichen Blick gewinnen möchten, der unterscheidet, was aus den Lebensbedingungen der Gegenwart heraus erreicht werden kann und was nicht. Schriften wie die vorliegende sind geeignet, sie zu solcher objektiven wissenschaftlichen Betrachtung zu erziehen.

**„Goethe-Briefe“** herausgegeben von Philipp Stein. Bd. I. Der junge Goethe 1764—1775. Berlin 1902. Verlag von Otto Elsner. Der Herausgeber will mit der Sammlung, deren erster Band nunmehr vorliegt, dem Laienpublikum, dem die Weimarer Ausgabe der Goethe-Briefe schwer zugänglich ist, eine kommentierte, alles Wesentliche umfassende, chronologisch geordnete Briefausgabe bieten. Die Sammlung entspricht den Intentionen des Herausgebers vollkommen. Die Auswahl ist in Bezug auf das Wesentliche vollständig, die chronologische Anordnung und die angefügten Erläuterungen entsprechen dem Stande der philologischen Forschung. Auf strittige Punkte im einzelnen, z. B. auf die Datierung des Briefgedichts an Merd (Dez. 1771), die sicher zu früh angesetzt ist, einzugehen, ist eine Nicht-Zachzeitschrift nicht der Ort. Dem großen Publikum ist die Ausgabe jedenfalls ein außerordentlich wertvolles Geschenk, dem im Interesse der deutschen Literatur weiteste Verbreitung zu wünschen wäre.

**„Im Dienste des Herrn“.** Lebensbilder christlicher Frauen für Deutschlands Töchter. Dar gestellt von Helene Stöckl. Leipzig, Ferdinand Hirt u. Sohn 1901. Die Sammlung enthält warm und lebendig geschriebene Skizzen des Wirkens von zehn hervorragenden Frauen, die





**Originalrezept. Kalbs-**  
Koteletten mit Pfeffer-  
lingen: Vom Kalbskarré werden  
Koteletten geschnitten, gefalzen,  
gepfeffert und in Butter auf  
beiden Seiten angebraten. Dann  
fügt man 2 Handvoll frische oder  
eingemachte Pfefferlinge hinzu,  
dämpft sie mit Salz und Pfeffer  
in der Bratbutter, legt, wenn die  
Koteletten durchgedämpft sind,  
diese aus und gießt an die Pilze  
1/2 Liter sauren Rahm, der mit  
1 Kochlöffel Mehl verquirlt ist.  
Läßt noch einige Minuten kochen,  
setzt noch etwas Zitronensaft und  
Maggiwürze zu und richtet die  
Koteletten mit den Pilzen zu-  
sammen an. Th. G.

### Neue Bahnen

Organ des Allgemeinen Deutschen  
Frauenvereins.

Herausgegeben von [40]  
Anguste Schmidt.

Das Blatt erscheint 14 täglich und  
kostet pro Jahr (24 Nummern) 3 Mk.  
durch Post oder Buchhandel. —  
Leipzig. Moritz Schäfer.

English Gentlewoman desires  
Teaching Engagement in school or  
family in Germany. Experienced  
Certificates. Thorough English,  
Music, French (Parisian. Con-  
versational). Highest references.  
B. S. Queens Gardens.  
Ealing. London.

### Damenpensionat.

Internationales Heim,  
Berlin SW.,

Galerische Straße 17, I,  
nicht am Anhalter Bahnhof,  
gibt Pension für 2,50 Mk. bis 4,50 Mk.  
per Tag für Tage, Wochen und Monate.  
Selma Spranger, Vorsteherin.

### Für Mütter

welche ihre Töchter durch  
Wahrheit zu geschlechtlicher  
Reinheit erziehen wollen:

Soeben erschien:

## REINHEIT.

Ein Wegweiser  
von E. Pleczyńska.

Mit 40 wissensch. Illustrationen.  
308 S. stark, Preis broch. 3 M.

Th. Grieben's Verlag

Leipzig. (L. Fernau).

Zu beziehen durch jede  
Buchhandlung, sowie gegen vor-  
herige Zahlung direkt franko  
vom Verleger.

Die Geschäftsstelle der

## Lebens-, Pensions-, Invaliditäts- und Kinder- Versicherung

der Mitglieder deutscher Frauenvereins „Friedrich Wilhelm“.  
Berlin W., Behrenstraße 60/61, Leiterin Frä. Henriette Goldschmidt,  
angeschlossen 36 Frauenvereine in Deutschland, bietet allen alleinstehenden  
und erwerbenden Frauen die umfassendste Sicherstellung für das Alter und gegen ein-  
tretende Erwerbsunfähigkeit. Treueste Beratung zugesichert. Sprechst. tägl. 10—12.

## Höhere Handelsschule für Mädchen, Köln a. Rh.

verb. mit Übungskontor, zugleich Handelslehrerinnen-Bildungsanstalt.

**Aufnahmebedingung:** Die durch Prüfung nachzuweisende vollendete Bildung d.  
10klass. höheren Töchterschule. **Zweck d. Anstalt:** Gründl. theoret.-prakt. Ausbildung  
f. angesehene, gutbesoldete Stellen, sowie wirtsch. u. soziale Selbstständigkeit.  
**Lehrjahre 2-jährig:** a) **Sämtliche** prakt. und theoret. **Fachdisziplinen** einschließl.  
Wirtschafts-, Betriebs-, Gewerbelehre, Geld-, Kredit-, Bankwesen u. b) **Sprachen** (Ziel:  
Gewandtheit im freien, mündl. u. schriftl. Gebrauch). c) **Allgemein bildende Fächer:**  
Literatur, Auffag, Zeichnen, Kalligraphie, deutsche, französ. und engl. Stenographie,  
Geographie, Physik, Chemie u. Ein Übungskontor ersetzt die prakt. Lehre und  
ermöglicht direkten Eintritt in auskömmliche Stellen. **Auswärts:** Damen wird  
in guten Familien passende Unterkunft vermittelt. — **Auskunft, Prospekte** und  
Programme unentgeltl. — **Schriftl. u. mündl. Anmeldungen** für d. nächste Semester  
nimmt schon jetzt entgegen d. Direktor Mepe, Klapperhof 26.

Der Direktor.

Das Kuratorium.

## St. Alban's College,

81, Oxford Gardens, Notting Hill, London W.

nimmt Schülerinnen zu gründlichem, schönem Studium der englischen Sprache auf.

**Pensionspreis,** Unterricht eingeschlossen, 120—160 Mark monatlich. Nähere Aus-  
kunft erteilen: die Vorsteherin Miss Bowen; Frä. Adelsmann, Vorstehende des  
deutschen Lehrerinnen-Vereins, London, 18. Brompton Place und Frä. Helene  
Ränge, Berlin-Galester, Bornimer Straße 9.

## „Lungenheilstalt Neudorf“

bei Friedland-Görbersdorf.

Gewissenhafte Behandlung durch eigenen Anstaltsarzt. Vorzügliche  
Verpflegung. Mäßige Preise. Sommer- und Winterkur. Für junge  
Mädchen Familienanschluß. Für Angehörige des Beamten- und  
Lehrerstandes sowie deren Familienmitglieder **bedeutende Er-  
mäßigung.** Prospekte gratis durch die Anstaltsverwaltung.



Nur das

## Dr. Anna Kuhnowskye Reformkorset

erfüllt alle von medizinischen Autoritäten  
aufgestellten Anforderungen an ein hygien.,  
den Körper stützendes Nieber.

Katalog mit Mahanleitung franko  
und gratis über Reformkorset und Unterleibung.

J. Proskauer, Leipzig, Thomassußstr. 14.

Leitung: Frau Ferdinande Proskauer.









Was ist „Krise“? Wir Wissenschaftler streiten natürlich darüber. Wir unterscheiden verschiedene Arten von Krisen; wir fangen auch an, Krisis und Depression von einander zu trennen; fast jeder aber hat dabei bisher noch seine eigene Terminologie. Diese Feinheiten sollen uns daher hier nicht weiter berühren. Wir wollen uns an den gewöhnlichen Sprachgebrauch halten, uns nur mit demjenigen befassen, was vorliegt, wenn man im Familienkreise, im öffentlichen Leben, also allgemein davon spricht, daß eine Wirtschaftskrise besteht.

Welche Vorgänge führen in einer bürgerlichen Familie alten Stils, in der man von wirtschaftlichen Dingen nur spricht, soweit sie die Familieninteressen berühren, zu Erörterungen über das Bestehen einer Krisis? Sehr einfach: der allgemeine Rückgang der Dividenden, das generelle Unsicherwerden der Aktien und Obligationen und die Sorgenfalten auf dem Gesichte des Familienhaupts, die daraus hervorgehn. Es ist das plötzliche Unrentabelwerden der Industrie, die akute generelle Absatzstodung, oder anders, konkreter ausgedrückt, das sich Aufhäufen von Gütervorräten auf den Fabrikspeichern, ohne daß Abnehmer da sind, was am bürgerlichen Mittagstisch Anlaß giebt, die „Wirtschaftskrise“ zu streifen. — Im Parlament, in der Stadtverordnetenversammlung, der Presse knüpft die Erörterung an ein anderes Symptom an: Da sind Umzüge Arbeitsloser gewesen, da hat man in öffentlichen Versammlungen Notstandsaktionen verlangt; da sind die Ansprüche an die Armenpflege mit einem Mal rapide gewachsen; kurz, da sind plötzlich massenhafte erwerbslose und doch arbeitsfähige Menschen im Bereich öffentlicher Fürsorge erschienen. Davon geht die Erörterung hier aus.

Fassen wir beide Symptome zusammen, die in den Fabriken aufgestapelten absatzlosen Warenmassen, die die Ruhe des bürgerlichen Mittagstisches stören, und die Massen der arbeitsfähigen Leute, die keinen Verdienst haben um diese Warenmassen zu kaufen, und deshalb von der Öffentlichkeit ernährt werden wollen. Was ist das? Es liegt da offenbar im wirtschaftlichen Körper irgend eine Blutstodung vor. Produktion und Bedarf vermögen sich zum Teil nicht zu finden. Die Warenmassen, die hergestellt worden sind, gelangen in großem Umfange nicht zu denen, für die sie produziert worden sind; und die Arbeitskräfte vermögen in großem Umfange nicht an die Stellen zu kommen, an denen man sie für die Gesamtproduktion braucht. Der Kreislauf zwischen Güterherstellung und Güterverbrauch ist irgendwo unterbrochen, er stockt. Diese Blutstodung aber, das ist eben das, was wir mit Krise bezeichnen.

Treten solche Störungen häufiger ein? Da ist zu sagen: Leider hat sie das 19. Jahrhundert zu einer ständigen Einrichtung gemacht. Früher kamen sie wohl auch gelegentlich vor, aber die Stodung war dann immer Folge eines besonderen Vorfalles. Mißernte, die die Kaufkraft weiter Volkskreise lähmte, Kriegsausbruch, der die Arbeit aufhob und die Verkehrsadern durchschnitt, das waren die Grundlagen dieser älteren Krisen. Sie traten auf, wie eine Infektion, eine Erkältung, und sie waren ebensowenig etwas periodisch Regelmäßiges wie diese.

Heute ist es anders. Heute haben wir diesen Entkräftungszustand in regelmäßigen Perioden, und ohne daß wir die äußere Ursache deutlich angeben können. Er kommt alle 11, alle 10 oder 9 Jahre. Von 1815 bis 1857 hat er sich mit absoluter Gleichmäßigkeit so wiederholt. Dann kam das Jahrzehnt voller Kriege in Europa und in den Vereinigten Staaten, da war der regelmäßige Zyklus gestört. Aber seit dem Frieden von 1871 haben wir wieder dieselbe Erscheinung, nur daß die Krisendistanz sich

anscheinend etwas verringert hat. Es folgten sich die Krisen von 1873, 82, 91 und schließlich die heutige Krise.

Suchen wir uns zu fragen, was die allgemeine Ursache dieser zirkulären Störungen ist. In der Wissenschaft sind wir leider auch darüber mit unserer Ansicht sehr weit auseinander. Zwei grundverschiedene Auffassungen sind vor allem vorhanden; die eine erklärt die Krisen aus der heutigen Einkommensverteilung, aus der sozialen Schichtung, die das 19. Jahrhundert gebracht hat, die andere aus organisatorischen Mängeln, die die heutige Volkswirtschaft hat. Die Leute der ersten Partei sagen: die moderne kapitalistische Wirtschaftsordnung begünstigt dadurch, daß sie den einmal geldbesitzenden Klassen immer von neuem sehr viel, den unteren, bloß ihre Arbeitskraft besitzenden, im Arbeitslohn aber nur wenig vom Gesamtertrag der Volkswirtschaft zuführt, die Kapitalbildung ganz eminent. Die oberen Klassen können ihren Konsum nicht entsprechend den Zinsen und Dividenden, die sie fortwährend einheimsen, erhöhen. Sie müssen jährlich einen erheblichen Teil ihres Einkommens sparen; der wird wiederum Kapital, sucht in der Produktion seine Verwertung, reizt zu fortgesetzten Neugründungen an. Für die immer neuen Unternehmungen aber muß schließlich das Absatzfeld fehlen, denn die unteren Klassen können nur das durch ihre niedrigen Löhne gleichmäßig bestimmte Quantum abnehmen, die oberen Klassen aber sind mit Produkten gesättigt. Aus dieser Überfütterung der Produktion und den daraus hervorgehenden Absatzschwierigkeiten folgen die Krisen. Grund der Krisen ist die Tendenz zur Überproduktion, die unsere heutige Einkommensverteilung herbeiführt. Oder richtiger ausgedrückt, da es im Grunde doch eine Frivolität ist, von Überproduktion zu reden, so lange noch ein Teil der Bevölkerung hungert und friert, Grund der Krisen ist die Unterkonsumtion der breiten Bevölkerungsmassen, die aus den niedrigen Löhnen, dem niedrigen Einkommen hervorgeht.

Diese Theorie ist in ihrer Gesamtauffassung von einer richtigen Einsicht diktiert; von der, daß es Lebensfrage nicht nur für die soziale, sondern auch wirtschaftliche Entwicklung einer modernen Nation ist, die Einkommenslage der Massen zu heben, denn sicherlich vermag sie nur so die immer gesteigerten Warenmassen, die sie mit vermehrtem Kapital und verbesserter Technik hervorbringt, auch zu verzehren. Für die Erklärung aber unserer heutigen Krisen reicht die Theorie doch nicht aus. Sie vermag zu erklären, weshalb ein Volk dauernd zurückgeht. Auf die heutige Lage Italiens wäre man versucht, sie zur Anwendung zu bringen, wo das Fehlen kaufkräftiger Abnehmerkreise ohne Zweifel einen guten Teil des volkswirtschaftlichen Stiechums erklärt. Die periodischen Störungen aber, die uns hier interessieren, klärt sie nicht auf. Sie klärt nicht auf, weshalb in Wirtschaftskörpern mit im allgemeinen gesunder Entwicklung, d. h. mit steigenden Löhnen und sinkenden Zinsen, wie Deutschland, England und den Vereinigten Staaten, warum auch in diesen, überschläglich genommen, gesunden Wirtschaftskörpern mit der unangenehmen Regelmäßigkeit, von der wir sprachen, auf eine Periode gesteigerten Blutkreislaufs, in der für die vorhandene Nachfrage kaum genug produziert werden kann, eine solche der Blutstörung folgt, in der die vorhandenen Waren und der Bedarf nach Waren sich nicht zu finden vermögen.

Das erklärt nur die zweite Auffassung, die sagt, es muß hier irgend ein Organisationsmangel da sein, irgend ein Manko, das fordert, daß das ganze wirtschaftliche Uhrwerk alle 10 Jahre gewissermaßen neu aufgezogen werden muß.

Sehen wir uns die typischen Phasen, in denen der industrielle Cyclus verläuft, einmal näher an, vielleicht stoßen wir dabei auf die schwache Stelle, die die Notwendigkeit der periodischen Neuregulierung veranlaßt. — Vortweg dabei eine allgemeine Bemerkung. Wir haben heute einen Wirtschaftskörper, der nicht nur im Gegensatz zu Zuständen von früher einheitlicher Leitung ermangelt, sondern der dieser Leitung weiter wahrscheinlich aus dem Grunde ermangelt, weil er im Gegensatz zu älteren Wirtschaftskörpern kolossal kompliziert ist. Das einfache Prinzip, auf dem unsere Gesamtwirtschaft heute beruht, daß Einzelwirtschaften sich durch freie Austauschproduktion gegenseitig ergänzen, ist bis zur Unkenntlichkeit überdeckt. Es ist überdeckt, nicht nur dadurch, daß die früher selbständige Einzelwirtschaft heute durchgängig nur noch als Teil riesiger Unternehmungen, für den Markt, produziert. Überdeckt ist es vor allem auch dadurch, daß jede einzelne solche Unternehmung ihrerseits wieder nur eine Station ist, durch die das heutige Produkt bis zu seiner Fertigstellung hindurch läuft. Jedes fertig verkäufliche Ding, jeder Anzug z. B. hat heute einen wahren Calvarienweg zu durchlaufen, ehe auch nur der Händler sich seiner bemächtigt. Vor dem Kleiderfabrikanten steht der Rattunfabrikant, der Drucker, der Appreteur etc. bis zum Baumwollproduzenten herunter. Damit nicht genug: es werden auf jeder Produktionsstufe Gebäude, Maschinen u. s. w. gebraucht. Vor jedem dieser Produktionsunternehmer stehen also wieder, gewissermaßen seitwärts, hintereinandergereiht all die Unternehmungen, die bei der Herstellung dieser Produktionsmittel mitwirken müssen: der Bauunternehmer, Ziegelfabrikant u. s. w. für die Herstellung der Häuser, die Maschinenfabrikanten, Walzwerk-, Eisenhütten- und Kohlengrubenbesitzer. Man kann für jeden einzelnen Produktionsprozeß die zusammenwirkenden Unternehmungen in 4 Gruppen zerlegen: die Rohstoffhersteller, die Produzenten von Halbfabrikaten, die der fertigen Waren, die Produktionsmittelbeileurer; Gruppen, deren jede wieder in zahlreiche einzelne Unterflufen zerfällt. Daraus folgt: das Produktionsproblem in der heutigen Volkswirtschaft ist nicht nur dies, daß von irgend einem Endartikel, von Hüten, Kleidern, Schuhen nicht zu viel oder zu wenig hergestellt wird, daß also die nationalen Produktionskräfte, Arbeit und Kapital, auf die großen Produktionszweige richtig verteilt sind. Sondern es ist weiter dies, daß innerhalb jedes Produktionszweiges wieder die für denselben nötigen Arbeitskräfte und Kapitalien auf die verschiedenen Produktionsstufen richtig verteilt sind. Es liegt also ein ungeheuer schwieriges Problem der proportionalen Verteilung der in der Nation vorhandenen Produktivkräfte auf das abteilungsreiche Fachwerk des heutigen Produktionsorganismus vor. Keine leitende Hand löst dieses Problem. Es könnte sich ohne solche Hilfe in einer stagnierenden Volkswirtschaft vielleicht relativ einfach dadurch erledigen, daß hier die verschiedenen Produktionsabteilungen ja dauernd die gleichen Massen Kapital und Menschen verlangen. Nahezu unlösbar aber ist es in einer Volkswirtschaft, die wie die heutige sich in allen ihren Teilen fortwährend verändert, in der durch den Fortschritt der Technik, das Wachsen des Kapitals, die Bevölkerungszunahme der absolute und relative Bedarf an Kapital und Menschen bis in jede einzelne kleinste Abteilung hinein sich in fortgesetztem Wechsel befindet.

Dies vorausgeschickt, möchte ich nun einmal den typischen Verlauf eines industriellen Cyclus skizzieren. Es wird sich zeigen, daß die Krisenerscheinung sich dabei unmittelbar aus der Schwierigkeit der richtigen Verteilung der Produktivkräfte bei fortschreitender Wirtschaft ergibt. Ich gehe, da ich irgendwo anfangen muß, von



dem Augenblick aus, in dem man über eine Krise hinweg ist. Man ist wieder so weit, daß Ware und Abnehmer unter einander leidlich im Gleichgewicht sind. Das kapitalistische Publikum, das noch die Schrecken des letzten Sturms in den Gliedern hat, ist vorsichtig und giebt sein Geld nur für ganz sichere Unternehmungen her. Das wirtschaftliche Leben des Volkes stagniert. Unterdessen aber wächst die Bevölkerung weiter, schreiten in den Laboratorien der Chemiker und den Arbeitsstuben und Hörsälen der Polytechniker die praktische Naturwissenschaft, die Technik und die Erfindungen wie bisher ruhig vorwärts, akkumuliert sich das freie Kapital fort. Zunächst ignoriert man seitens der Industrie diese Dinge, da es für ihre Neueinführung und Neugründungen schwer wäre, vom Publikum Geld zu erhalten. Allmählich aber häufen sich die Erfindungen einerseits, das Verwendungs suchende, beim Publikum zurückgehaltene Kapital andererseits allzu sehr auf. Es kommt der Moment, wo sich dessen wohlhabendste Schicht für diese oder jene Neugründung, Neueinführung wieder geneigt zeigt. Und dies ist der Moment, wo die Bewegung beginnt, die mit absoluter Notwendigkeit in dem ihr Ende findet, was wir mit Krise bezeichnen: es wird das bisherige Gleichgewicht der Kapital- und Arbeitskraftverteilung in den verschiedenen Produktionsabteilungen gestört. Nehmen wir ein schematisches Beispiel: für die Einrichtung von Neugründungen sind vor allem Produktionsmittel, also Maschinen und Rohstoffe nötig; es entsteht eine gesteigerte Nachfrage in den Produktionsabteilungen, die solche herstellen. Die Geschäfte in diesen fangen an glänzend zu gehen. Die Aktien der bezüglichen Gesellschaften steigen, es werden hier hohe Dividenden gezahlt. Dieser offensichtliche Aufschwung wirkt notwendig hinaus über sich selbst, er hat eine doppelte Folge. Erstens, das Publikum wird ganz generell geneigter, sein Geld in gewagtere Unternehmungen zu stecken, und es wird daher jetzt in weiterem Umfang zur Verwertung aufgelaufener Erfindungen und zu sonstigen Neugründungen geschritten. Die Hausse ist da. Und zweitens: da dadurch die Nachfrage nach Rohstoffen und Produktionsmitteln weiter sehr steigt, so beginnt man jetzt in den Produktionsabteilungen, die solche herstellen, das Geschäft stark zu erweitern, Arbeitskräfte heranzuziehen, Neugründungen zu machen und sich auf einen großen Bedarf einzurichten. Alles weitere brauchen wir kaum noch zu betrachten. Schon hier liegt die Krise begraben; denn der gesteigerte Bedarf an Rohstoffen, Halbfabrikaten und Produktionsmitteln ist in Wirklichkeit transitorisch; er ist nur durch die Ausstattung der übrigen Produktionsabteilungen, die den neuen Erfindungen entsprechen, gegeben. Sind diese eingeführt, die neuen Maschinen gekauft, die neuen Fabriken gebaut, so ist er vorüber, und der Bedarf wieder nicht viel größer als früher.

Es tritt alsbald Mangel an Beschäftigung für die erweiterten Produktionsmittel-Industrien ein. Es stellt sich heraus, daß man proportional zuviel Arbeitskräfte und Kapital in sie hineingesteckt hat. Und was nun folgt, ist die Krisis. Diese verläuft äußerlich etwa so, daß zunächst ein Teil der Aktionäre sein Geld aus den offenbar hypertrophisch entwickelten Zweigen herauszuziehen sucht, daß für sie die Kurse zurückgehen. Das wirkt dann weiter, das große Publikum wird alarmiert. Jeder, der Geld in gewagten Unternehmungen hat, sucht zu verkaufen oder schränkt seinen Kredit ein. Dann brechen alle unsicheren und schwindelhaften Gesellschaften, die die Hausse mitgeschaffen hatte, zusammen. Die Angst breitet sich aus, und die Sache steht schließlich so, daß selbst der absolut sichere Geschäftsmann den für ihn nötigen Kredit schwer zu finden vermag. Das ganze Geldgeschäftsleben stockt, und das dauert so lange, bis

dadurch, daß keine weiteren Zusammenbrüche erfolgen, der besonnenere Teil des Publikums wieder soviel Zutrauen faßt, daß er wenigstens den absolut sicheren Unternehmer mit den nötigen Geldmitteln versieht. Das ist der an der Oberfläche sichtbare Verlauf. Was ihm zu Grunde liegt und innerlich vorgeht, das ist eine Umschichtung oder wenigstens Neu-Ausgleichung der Kapitalien und Arbeitskräfte, die durch die Hausse unproportional verteilt worden waren. Durch die Hypertrophie einzelner Zweige war die Krise entstanden, sie müssen, damit sie verschwindet, entweder Arbeitskräfte und Kapitalien abstoßen, oder diese Zweige müssen bei wachsender Bevölkerung stagnieren, bis der übrige Körper sich ihrer zu großen Entwidlung angepasst hat. Mit anderen Worten, es muß sich wieder eine Anpassung der nationalen Produktionskräfte an den nationalen Bedarf in den verschiedenen Produktionsabteilungen vollziehen.

Als Beispiel die heutige Krise. Sie ging aus einer Hausse hervor, die ihrerseits ihre Signatur im wesentlichen durch die massenhafte schnelle Einführung der vorher aufgelaufenen Erfindungen auf dem Gebiet der Elektrizitätsverwendung empfing. Wir haben von 1895—1900 in einer Zeit des raschen Übergangs eines erheblichen Teiles unserer Wirtschaft an die elektrischen Drähte und Maschinen gelebt. Die elektrische Industrie, die Maschinen-, die Metallwaren-, die Eisenindustriellen, kurz die Produktionsmittelgewerbe, die durch die neuen Aufgaben aufgebläht wurden, sie vor allen Dingen haben die allgemeine Hausse veranlaßt. Sie aber auch sind durch zu starke Investitionen heute bei uns hypertrophisch entwickelt. In ihnen hat der Rückschlag begonnen, und heute, nachdem sich der Rauch langsam von dem allgemeinen Trümmerselde verzieht, sehen wir: neben den zusammengebrochenen Schwindelbauten, wie sie jede Hausseperiode immer an allen Ecken emportreibt, sind wirklich krank eigentlich nur die unproportional ausgedehnten Gewerbe, in den übrigen ist die Beschäftigung normal, teilweise gut. Man ist soweit gegangen, deswegen überhaupt die generelle Krise zu leugnen. Das ist falsch. Wir haben eine solche von allerschlimmster Art gehabt, derart, daß uns nur die Organisation unseres Bankwesens im entscheidenden Augenblicke über dem schwindeltiefen Abgrund noch hielt. Aber richtig ist, daß wir im Grunde wahrscheinlich nur an der nicht angepassten Verteilung unserer Produktivkräfte krank wurden und krank sind, und daß wir uns gegenwärtig offenbar einfach in dem einigermaßen schmerzhaften Zustand befinden, wo sich die Neuanspassung durch das langsame Nachwachsen der zurückgebliebenen Teile bei Stagnation in den zu weit fortgeschrittenen vollzieht.

Also die Krisen sind ein Organisationsproblem, ein Problem, das aus der Schwierigkeit der nationalen, teilweise auch schon der internationalen Arbeits- und Kapitalgruppierung bei fortschreitender Volkswirtschaft folgt. Es war nötig, sie hier als solches Problem deutlich zu machen, weil das von entscheidender Bedeutung ist für die Frage, wie sie in ihrer Konsequenz, der Arbeitslosigkeit, zu bekämpfen sein könnten.

(Schluß folgt.)



# Johanna Schopenhauer.

Von

Stefanie Oppenheim.

Nachdruck verboten.

Von der Frau Hofrätin Schopenhauer weiß man heute fast nichts weiter, als daß sie die Mutter des großen Denkers und Philosophen Arthur Schopenhauer und daß das Verhältnis zwischen Mutter und Sohn nichts weniger als liebevoll war. Daß man einmal Arthur nur als den Sohn der bedeutenden Johanna Schopenhauer gekannt hat, daß sie die gelesenste Schriftstellerin ihrer Zeit war, gehört der Vergessenheit an.

Und doch ist es mehr als ein Akt der Pietät, ihr meist so fälschlich beurteiltes Leben im wahren Licht zu zeigen.

Johanna Henriette Trossener war am 9. Juli 1766 in Danzig als älteste Tochter des Rathsherrn Christian Heinrich Trossener geboren. Ihre Mädchenjahre verliefen still und glücklich. Das Studium fremder Sprachen und die Beschäftigung mit den zeichnenden Künsten gaben ihrem Geist willkommene Nahrung. Jeder dichterischen Thätigkeit stand Johanna in der Jugend fern. Liebe zur Malerei wurde schon, als sie noch ein dreijähriges Kind war, durch Chodowiedzi<sup>1)</sup> in ihr erweckt. Ihre Eltern hatten sie damals in eine Kleinkinderschule geschickt, die von der Mutter und der Schwester Chodowiedzis geleitet wurde. Gelegentlich eines Besuches bei seiner Mutter in Danzig gefiel ihm die Kleine so gut in ihrem hellen Kleidchen, der weißleinenen Schürze und einer kleinen Dormeuse auf dem Kopfe, daß er sie zeichnete und ihr das Bildchen verehrte. Der tiefe Eindruck, den diese Episode auf die kleine Johanna machte, hatte zur Folge, daß sie alles, was ihr unter die Hände kam, anzumalen begann, bis sie sich schließlich als angehender Wackfisch für eine zweite Angelika Kauffmann hielt. Ihr ganzes Sinnen und Trachten ging darauf, von den Eltern die Einwilligung zur Ausbildung ihres Talentcs zu erlangen; so war es ihr erster bitterer Schmerz, als ihre Verwandten in richtiger Erkenntnis ihrer unzureichenden Begabung diesen Voratz vereitelten. Sie zog sich nun wieder zu ihren Büchern zurück: hauptsächlich las sie römische Geschichte, für die sie eine besondere Vorliebe bekundete. Einen gründlichen Privatunterricht erhielt sie von einem Kandidaten der Theologie namens Ruchel, den sie gelegentlich anschwärmte. Aber ihr treuester geistiger Berater und Freund war und blieb bis zu ihrer Vermählung der Schotte Richard Jameson, der Geistliche der englischen Kolonie in Danzig. Ihm verdankte sie eine umfassende Kenntnis der englischen Sprache und der englischen Litteratur; ihn betraute sie mit allem, was sich in ihrem Mädchenköpfchen zutrug.

Sie hatte bereits ihren ersten Liebeschmerz durchgekostet, als sie mit achtzehn Jahren einwilligte, die Gemahlin Heinrich Floris Schopenhauers zu werden.

Bis dahin war ihr Leben mit fast langweiliger Glätte an ihr vorübergezogen. Äußere Unruhen politischer Art kümmerten sie nicht, obwohl die Teilung Polens ihre Vaterstadt, da die freie Hansestadt Danzig unter polnischem Schutze stand, schwer bedrückte. Krankheit und Not kannte sie ebenfalls nicht, und die eigenen Erlebnisse waren nicht derart, daß sie auf die Vertiefung ihres Gemütes eingewirkt hätten. So kam es, daß sie bereitwillig Schopenhauers Antrag annahm, obwohl es, wie sie freimütig gestand, nicht Liebe war, die sie zu diesem Schritt bewog. Schopenhauer forderte auch solche nicht; er sah in der stets heiteren, frohgelaunten Johanna eine angenehme Lebensgefährtin. Wie für sie geschaffen war der Goethesche Vers:

„Ich sah die Welt mit liebevollen Blicken,  
Und Welt und ich, wir schwelgten in Entzücken“.

<sup>1)</sup> Daniel Nikolaus Chodowiedzi, 1726 in Danzig geboren; gestorben 1801.

Johanna sah mit großer Ehrfurcht zu dem zwanzig Jahre älteren Manne auf und erwartete von ihm für ihr künftiges Leben Schutz, ein wohlgeordnetes Heim, Behaglichkeit, ja sogar Luxus und eine gesicherte, geachtete Lebensstellung. Alles dies sollte sich ihr erfüllen. Mehr noch: auch ihre Sehnsucht, fremde Länder zu bereisen, sollte gestillt werden. Gleich im ersten Jahre ihrer Ehe, 1787, unternahm sie mit ihrem Gatten ihre erste ausgedehnte Reise: Berlin, Hannover, Frankfurt, Antwerpen, Brüssel waren die Stationen vor dem großen Ziel Paris. Dann sollte sie auch London sehen. Ihre Reiseeindrücke schilderte sie in ihren später begonnenen schriftstellerischen Versuchen. Schon in Danzig befand sich Johanna in gesegneten Umständen, und nun stand es bei Heinrich Floris fest, daß sein Sohn (er zweifelte keinen Moment an der Geburt eines Sohnes) in England zur Welt kommen müsse, um ihm aus handelspolitischen Gründen das englische Indigenat zu sichern, da er beabsichtigte, seinen Erstgeborenen zum Großkaufmann zu erziehen. Da aber die Gesundheit Johannas schwankend zu werden begann, schob er diesen Umstand auf das englische Klima und reiste mit ihr eilends nach Danzig zurück, wo sie am letzten Tage des Jahre 1787 eintrafen. Am 22. Februar 1788 kam Arthur als deutscher Unterthan zur Welt. Johanna war nun durch ihre Mutterschaft ganz ausgefüllt. Sie ging in der Pflege und Erziehung ihres kleinen Arthurs vollständig auf. Es war ihr größtes Glück, ihn schön zu putzen und wie mit einer Puppe mit ihm zu spielen. Sie fand jetzt völlige Entschädigung für die vielen ernsten Stunden, die sie an der Seite ihres kühlen, reservierten Gatten verbringen mußte.

So schwanden die nächsten Jahre hin. Den Sommer verbrachten sie auf ihrem herrlichen, ganz im englischen Stil eingerichteten Landgut Oliva unweit Danzig, den Winter verlebten sie in der Stadt. Als es zur Gewißheit wurde, daß Danzig von Preußen annektiert war, opferte Heinrich Floris nach einem längst gefaßten Entschluß Vaterland und Vermögen, schloß sein Komptoir und siedelte innerhalb 24 Stunden nach Hamburg über. Auch dort fand er auf dem Gebiet des überseeischen Handels ein reiches Feld, um seine kaufmännische Bildung zu bethätigen.

Am 12. Juni 1797 wurde Adele als einzige Tochter geboren. Adele blieb in Hamburg zurück, während ihre Eltern mit Arthur 1803 ihre zweite große Reise ins Ausland unternahmen. 1804 wurde Arthur in Danzig konfirmiert; seine Mutter begleitete ihn dorthin. Heinrich Floris hat seine Vaterstadt nie wieder gesehen. Im April 1805 stürzte er aus einem Speicher in den Kanal und ertrank — wie man annimmt in einem Zustand von Geistesgestörtheit. Im September 1806 hatte Johanna die Geschäfte abgewidelt, ihr Geld flüssig gemacht und zog mit Adele nach Weimar, während Arthur in Hamburg verblieb, um sich, des Vaters Wunsch gemäß, dem Kaufmannsstand zu widmen. Nun beginnt für Johanna inmitten des Weimarer geistigen Lebens ihre zweite Jugend — wie sie sich selbst ausdrückt — und bei dieser Zeit möchte ich des längeren verweilen.

Schon drei Tage nach ihrer Ankunft in Weimar hatte sie sich bei der verwitweten Frau Hofrat Karoline Amalie Ludewig (die unter dem Namen Amalie Berg als Schriftstellerin bekannt war) eingemietet. An ihren Sohn schreibt sie zunächst: „... Der Umgang hier scheint mir sehr angenehm und gar nicht kostspielig; mit wenig Mühe und noch weniger Kosten wird es mir leicht werden, wenigstens einmal in der Woche die ersten Köpfe in Weimar und vielleicht in Deutschland um meinen Theetisch zu versammeln und im ganzen ein sehr angenehmes Leben zu führen. Die Gegend um Weimar ist nicht ausgezeichnet schön; aber recht hübsch. Der Park ist wirklich sehr schön. Vom Theater verspreche ich mir großen Genuß; ich habe es dreimal besucht: es ist wirklich ausgezeichnet; in Hamburg haben wir kaum den Schatten davon. Mit Wieland soll ich morgen bei Niedel zusammen sein und obendrein l'hombre mit ihm spielen. Den ganzen Abend werde ich denken: O Lord, o Lord, what an honour is this! Goethe sollte ich heute sehen, er wollte mich selbst in der Bibliothek herumführen; leider ist er gestern sehr krank geworden, aber doch ohne Gefahr.“



Am 28. Mai fuhr sie nach Jena, von dort nach Dresden; nachdem sie sich hier in der Galerie begeistert, zog es sie nach Halle, wo sie am 9. Juni ankam. Hier fand sie bei den Professoren Froberg und Lober, sowie im nahen Giebichenstein bei Kapellmeister Reichardt die freundlichste Aufnahme. Ueber den Harz und Braunschweig lehrte sie nach Hamburg zurück, wo alles zur bevorstehenden Uebersiedelung vorbereitet wurde, die sie erst in der zweiten Hälfte September zur Ausführung brachte. Ihr Sohn Arthur blieb in Hamburg zurück, wo er die im Anfang des Jahres 1805 angetretene kaufmännische Laufbahn bei dem Senator Jenisch auch nach dem Tode des Vaters, wenn auch ganz gegen seine Neigungen, fortsetzte. Daß Johanna es vermied, von ihm Abschied zu nehmen, zeigt ihr am Abend vor der Abreise geschriebenes Briefchen:

„Du bist eben fortgegangen; noch rieche ich den Rauch von Deiner Zigarre und ich weiß, daß ich Dich in langer Zeit nicht wiedersehen werde. Wir haben den Abend recht froh mit einander hingebracht; laß das den Abschied ein! Leb wohl, mein guter lieber Arthur! Wenn Du diese Zeilen erhältst, bin ich vermutlich nicht mehr hier; aber wenn ich es noch wäre, komme nicht! Ich kann das Abschiednehmen nicht aushalten. Wir können einander ja wiedersehen, wenn wir wollen; ich hoffe, es wird nicht gar zu lange währen, so wird uns auch die Vernunft erlauben, es zu wollen. Leb wohl! Ich täuschte Dich zum ersten Male; ich hatte die Pferde halb sieben bestellt. Ich hoffe, es wird Dir nicht zu wehe thun, daß ich Dich täuschte; ich that es um meinetwillen, denn ich weiß, wie schwach ich in solchen Augenblicken bin und wie sehr mich jede heftige Nöhrung angreift. Lebe wohl, Gott segne Dich! Deine Mutter J. Schopenhauer. — Schreibe mir doch ja nächsten Mittwoch.“

Schon auf der Reise wurde sie von Truppenzügen beunruhigt. In Halle erfuhr sie, daß sie auf dem Wege nach Jena und Weimar weder Pferde noch Unterkommen finden würde, da alles von Soldaten in Anspruch genommen sei. Deshalb verweilte sie einen Tag, nahm dann Fuhrmannspferde, die sie auf einem anderen Wege, wo sie von den Truppen fast nichts zu sehen bekam, nach Weimar brachten. Am Abend des 28. Juni traf sie in Weimar ein, wo sie im Gasthof zum Elefanten abstieg. Hier schreibt sie an ihren Sohn: „..... Das Schicksal spielt wunderbarlich mit mir, daß ich mich gerade in diesen stürmischen Zeitpunkt hierher versetzt finde, in ein Land, welches wahrscheinlich der Schauplatz eines blutigen Krieges wird. Doch da niemand vermuten konnte, daß das geschehen würde, was jetzt geschieht, so ergebe ich mich in Geduld und mache mir auch keine Vorwürfe darüber, denn ich that, was ich für mich und die meinigen für's beste hielt. Persönlich riskiere ich nichts; selbst wenn im schlimmsten Falle die Franzosen Herren des Landes würden, so würden freilich die Einwohner durch Kontributionen viel leiden, ich als Fremde aber habe nichts damit zu thun. Niemand hier macht Anstalt zum Fortgehen und wo die anderen bleiben, bleibe ich auch, es sei denn, daß, was nicht zu vermuten ist, der Krieg sich so in die Nähe zöge, daß nahe bei der Stadt eine Schlacht gefochten würde. (Hier schildert sie eingehend das militärische Treiben in der Stadt.) ..... Ich habe hier Freunde, die lebhaft an mir Theil nehmen. Nidel sorgt wie ein Bruder für mich, der gute Falke thut auch das seine und bringt mir gleich jede neue Nachricht zu, was ich sehr gern habe. Auch Bertuch nimmt sich redlich meiner an. Ich bin unter sehr gute Menschen gerathen....“

Sie hatte unterdessen die Bekanntschaft der Frau Johanna Sophie v. Egloffstein, der Mutter des Hofmarschalls, gemacht. Eine Empfehlung des Malers Tischbein hatte ihr eine zuvorkommende Aufnahme bei Fräulein v. Göchhausen, der bekannten Hofdame der Herzogin-Mutter, gebracht, die sie dieser, Wieland und anderen bedeutenden Leuten vorzustellen versprach. Goethe kam erst am 6. Oktober von Jena nach Weimar zurück, wo er alles in großer Bestürzung fand. Auch ihn sollte sie bald kennen lernen.

Unterdessen ließ sie durch ihre Dienerschaft, den Franzosen Duguet und dessen Frau Sophie in ihrer Wohnung alles nach ihrem Geschmack einrichten. Sie bezog diese bereits am 8. Juli, da der Aufenthalt im Gasthose durch die vielen Fürsten und Generale sehr unbequem geworden war. Am 11. vernahm man, daß Koburg und Saalfeld von den Franzosen



cingenommen, der heldenmütige Prinz Louis gefallen sei. Am selben Tag kamen der König und die Königin von Preußen, der Herzog von Braunschweig und viele Generale nach Weimar; die Erbprinzessin Großfürstin Maria Paulowna, die sich nicht mehr sicher fühlte, reiste ab. Auch Frau Schopenhauer ließ zur Abreise packen und bemühte sich um Pferde, obgleich man ihr vorstellte, die Wege seien unsicher, und persönlich werde man ihr in Weimar nichts zu leide thun. Sie schreibt an ihren Sohn aus dieser Zeit: „.... Den 12. besuchte mich erst Vertuch, der mich sehr beruhigte, man glaubte bestimmt, die Franzosen zögen nach Leipzig; alles könne gut werden, wir wären nicht in Gefahr. Kurz darauf meldete man mir einen Unbekannten. Ich trat ins Vorzimmer und sah einen hübschen, ernsthaften Mann in schwarzem Kleide, der sich tief mit vielem Anstand bückte und mir sagte: ‚Erlauben Sie mir den Geheimrat Goethe vorzustellen.‘ Ich sah im Zimmer umher, wo der Goethe wäre, denn nach der steifen Beschreibung, die man mir von ihm gemacht hatte, konnte ich ihn in diesem Manne nicht erkennen. Meine Freude und meine Bestürzung waren gleich groß, und ich glaube, ich habe mich deshalb besser genommen, als wenn ich mich darauf vorbereitet hätte. Wie ich mich wieder besann, waren meine beiden Hände in den feinigten, und wir auf dem Wege nach meinem Wohnzimmer. Er sagte mir, er hätte schon gestern kommen wollen, beruhigte mich über die Zukunft und versprach wieder zu kommen.“

Nachdem die Gefahren des Krieges überstanden waren, entspinnt sich für Johanna Schopenhauer ein angenehmer geselliger Verkehr mit den bedeutendsten Männern und Frauen des Weimarer Kreises. Nun beginnt sie ihr und ihrer rasch erworbenen Freunde Treiben zu schildern; auch über ihren Kreis selbst weiß sie geistreich und liebenswürdig zu plaudern; mit viel Takt und Beobachtung erkennt sie rasch seine Schwächen und Vorzüge. Einige Briefe aus dieser Zeit lasse ich nun folgen.

„..... Da das Unglück einmal so glücklich überstanden ist, so thut es mir freilich nicht leid, es erlebt zu haben; an Erfahrung und Menschenkenntniß habe ich unendlich gewonnen, lieber Arthur. Je mehr Unglück ich in der Welt erlebe, je besser bin ich mit den Menschen zufrieden, sie sind wahrlich so böse nicht. (— Dies mag sie vielleicht mit Beziehung auf Arthurs Pessimismus geschrieben haben, der ihr sehr zuwider war —). Jetzt, da Anekdoten mancherlei Art zum Vorschein kommen, finden sich Züge von Edelmut, Fassung, Herzensgüte, die mich tief bis ins Herz rühren, freilich auch Schlechtigkeit, Egoismus, Kleinheit des Gemüths, aber der Drang der Zeit entschuldigt diese und setzt jene in ein um so helleres Licht. Ich lebe jetzt ganz nach meines Herzens Wunsch, still, ruhig, geliebt von vortrefflichen Menschen und in einem zwar kleinen, aber höchst interessanten Kreise. Ich bin immer zu Hause, aber Künste und Wissenschaft teilen sich in meine Zeit. Die Musik treibe ich mit Macht. Alles dies ist hier sehr wohlfeil. Ich gebe dem ersten Meister täglich 6 Groschen und er läßt Grund in der Lehrmethode hinter sich. Dann kommt Fernow zu mir und lehrt mich italienisch; er thut es ohne alles Interesse und blos aus Freundschaft für mich. Er ist höchst interessant und dabei so gut, daß ich mit ihm, wie mit dem gewöhnlichsten Menschen umgehen kann, und doch ist er einer unserer ersten Köpfe. Dies doch ‚Carstens Leben‘ von Fernow, und seine ‚römischen Studien‘, die er mir leztens gebracht hat; es wird Dich freuen.“

Die Malerei fange ich nächste Woche wieder an, und Professor Meyer wird mir auch als Freund mit Rat und That beistehen ..... Ich werde jetzt in Del in Lebensgröße mit Adele gemalt. Die Wardua<sup>1)</sup> ließ mich nicht eher in Ruhe, bis ich ihr zu sitzen versprach. Es ist ungeheuer, was diese Künstlerin in Zeit von einem Jahr für Fortschritte unter Meyers Leitung gemacht hat. Sie will das Bild zur nächsten Ausstellung haben.“

<sup>1)</sup> Die Malerin Karoline Wardua war die zweite Tochter eines herzoglichen Kammerdieners in Ballenstädt, am 11. November 1781 geboren. — Zu ihrer Ausbildung nach Weimar gekommen, war sie an Goethe empfohlen, der sich für sie interessierte und noch in Korrespondenz mit ihr stand, als sie Weimar verlassen hatte.

Am 10. aß Frau Schopenhauer mit ihrer Adele bei Goethe zu Mittag. „Die Gesellschaft war klein“, berichtet sie ihrem Arthur, „ich, Vertuchz, Meyer, Knebel mit seiner Frau aus Jena, ein höchst interessanter Mann, der auch als Dichter bekannt ist, und einige Fremde. Ich kann Goethen nicht genug sehen; alles an ihm weicht vom gewöhnlichen ab, und doch ist er unendlich liebenswürdig. Diesmal habe ich ihn einmal böse gesehen. Sein Sohn, eine Art Tapps, der aber im Äußeren viel vom Vater hat, zerbrach mit großem Geräusch ein Glas; Goethe erzählte eben etwas und erschrak über den Lärm so, daß er aufschrie. Ärgerlich darüber sah er den August nur einmal an, aber so, daß ich mich wunderte, daß er nicht unter den Tisch fiel. Ein ausdrucksvolleres, mobileres Gesicht habe ich nie gesehen. Wenn er erzählt, ist er immer die Person, von der er spricht. Der Ton seiner Stimme ist Musik. Jetzt ist er alt, aber er muß schön wie ein Apoll gewesen sein. Den Abend kamen Vertuchz, Knebels, Fernow und Meyer zu mir. Es ward viel musiziert. Frau von Knebel<sup>1)</sup> singt himmlisch; die Wardua und Conta, sonst Mühlz (eines jungen Danzigers) Hofmeister halfen mit und es ging recht gut.“

Am Morgen des 11. besuchte Frau Schopenhauer die Herzogin-Mutter, die sie zu sich bitten ließ. Sie fand sie mit Fräulein von Göchhausen allein.

„Man vergißt gleich die Fürstin bei ihr“, schreibt sie, „ich blieb zwei Stunden bei ihr, und sie hätte mich gerne noch länger behalten, wie es schien.“ Am Abend kamen Goethe, Fernow, Meyer und Nidel. Fernow brachte den Dr. Joh. Stephan Schüze mit, der sich seit 1804 in Weimar aufhielt, wo er sich Wielands Gunst erwarb. Er ließ sich bei Frau Schopenhauer einführen, um mit Goethe bekannt zu werden. Er berichtet darüber<sup>2)</sup>: „Fünf Personen saßen denn also um die Schopenhauer her, die in stiller Geschäftigkeit hinter der Theemaschine ihr Amt als Wirthin verwaltete, während ganz gemächlich wissenschaftliche Gespräche geführt wurden.“ Frau Schopenhauer schreibt über diesen Abend an ihren Sohn: „Goethe war in seltenem Humor; eine Anekdote jagte die andere; es war ganz prächtig. Wir haben einigemal so gelacht, daß die Leute auf der Straße still gestanden wären, wenn es dergleichen hier gäbe“. Dann wieder schreibt sie: „Die leichte Art, mit der ich die vorzüglichsten Menschen für mich interessiert habe, ist mir selbst ein Wunder. Ich habe noch keine Besuche gemacht; alles ist so ganz von selbst gekommen. Alle Sonntage und Donnerstage von fünf bis gegen neun werden sich meine Freunde bei mir versammeln; was an interessanten Fremden herkommt, wird mitgebracht. Ich habe Goethe den Plan gesagt; er billigt ihn und will ihn unterstützen. Ich gebe Thee, nichts weiter; das übrige Vergnügen muß von der Gesellschaft selbst entstehen. Wärest Du doch hier, lieber Arthur! Welchen Werth könnte gerade dieser Zirkel für Dich haben. Goethe, Meyer, Fernow, Schüze, Madame Lubecus, Conta und die Schwester, Vertuchz, Falks, Nidels, Weylands sind fürs erste geladen; die übrigen werden sich von selbst finden. Kosten macht das Ganze gar nicht und unendlich viel Freude. Es fehlt hier an einem Vereinigungspunkte, und sie sind alle froh, ihn bei mir zu finden. Das Theater ist noch verwaist; niemand will gleich subscribieren, aber auch das wird sich finden.“

Sorgen macht ihr die drohende Besetzung Hamburgs durch die Franzosen und die traurige Lage ihrer von diesen belagerten Vaterstadt Danzig: „Lieber Arthur, verliere nur den Mut nicht“, tröstet sie diesen, „auch Deine Zeit wird kommen, wo es Dir nach Wunsch gehen wird. Wenn man seine Wünsche zu beschränken weiß, so kann man sicher auf Glück hoffen. Das erfahre ich jetzt: denn was ist's eigentlich, was mich jetzt froh macht? Wie klein würde das alles in den Augen der großen Welt oder der eleganten Hamburger erscheinen?“ . . . . .

Dies scheint mir die wahrste und offenste Mittheilung über ihre Eindrücke zu sein. In erster Linie klingt das richtige Gefühl durch, daß alle diese bedeutenden Männer sich nicht ihretwillen in ihrem Salon versammelt haben, sondern wie sie ganz richtig sagt: „es hat an einem Vereinigungspunkte gefehlt“. Sie ist also für Goethe und

<sup>1)</sup> Frau von Knebel war Kammerfängerin bei der Herzogin-Mutter gewesen.

<sup>2)</sup> Schüze: Die Abendgesellschaften der Hofrätin Schopenhauer 1806—30



ich mit Meyern arbeitete, bald nahm er teil an jenem Gespräch. Mit einemmale kam man, ich weiß nicht wie, dort auf den Einfall der Bardua, die sich ohnehin leicht graut, mit Gespenstergeschichten Angst zu machen. Goethe stand gerade hinter mir. Mit einemmal macht er ein ganz ernsthaftes Gesicht, drückte mir die Hand, um mich aufmerksam zu machen, und trat nun gerade vor die Bardua und fing eine der abenteuerlichsten Geschichten an, die ich je hörte; daß er sie auf der Stelle erfann, war deutlich, aber wie sein Gesicht sich belebte, wie ihn seine eigene Erfindung mit sich fortriß, ist unbeschreiblich. Er sprach von einem großen Kopf, der alle Nacht oben durch's Dach sieht; alle Züge des Kopfes sind in Bewegung; man denkt die Augen zu sehen, und es ist der Mund, und so verschiebt sich's immer und man muß immer hinsehen, wenn man einmal hingesehen hat. Und dann kommt eine lange Zunge heraus, die wird immer länger und länger, und Ohren, die arbeiten, um der Zunge nachzukommen, aber die können's nicht. Kurz es war über alle Beschreibung toll, aber von ihm muß man's hören, und besonders ihn dazu sehen. So ungefähr muß er aussehen, wenn er dichtet."

Dann wieder schreibt die von Goethes Erscheinung und Wesen ganz hingerissene Frau: „Am Abend des 4. fing Goethe an, von seinem herannahenden Alter zu sprechen, mit einer Weichheit des Tons, mit einem so edlen Selbstbewußtsein, daß er uns alle tief rührte. Dabei hielt er mich fest bei der Hand; er thut das oft und erinnert mich dann lebhaft an Deinen Vater, der mich auch so festhalten konnte. . . . . Es ist unbegreiflich, wie er sich an mich gewöhnt hat. Alles wundert sich darüber, und ich selbst wundere mich auch, aber ich freue mich darüber unbeschreiblich. Er ist mir bei weitem hier das interessanteste; auch lebe ich so viel mit ihm, daß er sich in alle meine Vorstellungen einmischen muß."

Was den Hauptreiz der Frau Schopenhauer ausmachte, war ihr liebenswürdig-gefelliges Talent; sie wußte ihre Freunde stets in Atem zu halten: „. . . Ich habe immer mit meinen Freunden etwas vor“, schreibt sie, „und das giebt ein Zusammenkommen, ein Berathen, ein Ueberlegen, als hinge das Wohl der Welt daran; am Ende wird es ein Ofenschirm. Aber es ist nicht der Ofenschirm, es ist die einzige ewige Kunst, die ewig die Form wechselt und doch stets eine und dieselbe bleibt, die uns zusammenführt, und daß mir das Glück ward, die Kunst zu fühlen, zu lieben und auch nicht ganz ungeschickt zu üben, das ist's, was mich jetzt in der Liebe dieser vorzüglichen Menschen so glücklich macht. Klugen vernünftigen Leuten muß unser Beginnen fast thöricht erscheinen. Wenn so ein Senator oder Bürgermeister sähe, wie ich mit Meyer Papierschmigel zusammenleime, wie Goethe und die anderen dabei stehen und eifrig Rath geben, er würde ein recht christliches Mitleid mit uns kindischen armen Seelen haben; aber das ist eben das Göttliche der Kunst, sagt Dein Liebling Tieck, wenn ich nicht irre, daß ihr Beginnen, ihre Werkzeuge fast kindisch und einfältig aussehen“.

Am 3. Februar stellte Goethe für Frau Schopenhauer ein kleines Fest an, das ganz allerliebste war: „Er hatte einige junge Schauspieler, die er oft bei sich deklamieren läßt, um sie für ihre Kunst zu bilden, eingeladen und las mit ihnen eine seiner frühesten Arbeiten, ein Stück voll Laune und Humor „Die Mitschuldigen“ betitelt, vor; er hatte selbst die Rolle eines alten Gastwirts darin übernommen, was bloß mir zu Ehren geschah; sonst thut er das nicht. Ich habe nie etwas ähnliches gehört; er ist ganz Feuer und Leben, wenn er deklamiert; niemand hat das echte Komische mehr in seiner Gewalt als er; zwischendurch meisterte er die jungen Leute. Ein paar waren ihm zu kalt. „Seid Ihr denn gar nicht verliebt?“ rief er komisch erzürnt, und doch war's ihm halb Ernst. „Seid Ihr denn gar nicht verliebt? Verdammtes junges Volk! Ich bin sechzig Jahr alt und ich kann's besser.“ Wir blieben bis halb zwölf zusammen. Ich saß bei ihm und die Bardua auf der anderen Seite; wir beide sind seine Lieblinge."

Frau Schopenhauer beschreibt nun ihrem Sohn in einer ganzen Reihe von Briefen den weiteren Verlauf ihrer geselligen Zusammenkünfte und die Vorgänge während ihres ferneren Lebens.





tragödie, ein. Werner wurde nun ein häufiger Gast Johannas, während Bettina ihre Gunst nicht erwerben konnte. Wohl reizten Johanna ihr tolles romantisches Wesen, ihre Einfälle und ihre originelle Ausdrucksweise; sich ihr zu nähern war sie nicht imstande. Später äußerte sie sich an Holtei über das von Bettina herausgegebene Buch „Goethes Briefwechsel mit einem Kinde“: „Bettina hat ein Lügengewebe, mit Gold und Silber und schreienden Farben staffiert, zu Tage gebracht.“

An Knebel schreibt Goethe einmal, der Geselligkeiten bei Johanna erwähnend: „Bei Frau Hofrat Schopenhauer sind der Donnerstag und der Sonntag auf seine Weise interessant; der erste wegen vieler Sozietät, wo man eine sehr mannigfaltige Unterhaltung hat; der zweite, wo man wegen kleinerer Sozietät genöthigt ist, auf eine konzentrierte und konzentrierende Unterhaltung zu denken, und, was Du Dir kaum vorstellen könntest, in kurzem wird unser geselliges Wesen eine Art von Kunstform kriegen, an der Du Dich gelegentlich selbst ergözen sollst“.

Endlich teilt Arthur seiner Mutter seinen festen Entschluß mit, dem Kaufmannsstand Lebewohl zu sagen. Am 28. März schreibt er dies mit großer Ruhe und Entschlossenheit, die seltsam mit seinem wandelmütigen Charakter kontrastieren. Johanna stellt ihm die Schwierigkeiten, die seiner auf dem neuen Lebenswege warten, auf das eingehendste vor. Sie beredet sich mit ihrem Freunde Fernow, der selbst erst in späten Jahren sich der Gelehrtenlaufbahn zugewendet hatte und der ihr sowie Arthur jetzt mit Rat und That zur Seite steht. Endlich bittet sie ihren Sohn, sich zum Brotstudium, sei es nun als Arzt oder Jurist, zu entschließen, denn nicht nur sei er nicht reich genug, um von seinen Renten leben zu können, es sei auch nur ein solcher Beruf im stande, ihm Bestimmtheit zu verleihen. „Ich sage Dir nicht, daß Du mich nicht betrügen sollst (denn ich kenne Dich und Deine feste reine Rechtschaffenheit) aber mit Thränen im Auge beschwöre ich Dich: Betrüge Dich selbst nicht! Gehe ehrlich und ernstlich mit Dir selbst um: Es gilt das Wohl Deines Lebens, es gilt die Freude meiner alten Tage; denn nur von Dir und Abelen hoffe ich Ersatz für meine verlorene Jugend. Ich ertrüge es nicht, Dich unglücklich zu wissen, besonders, wenn ich mir den Vorwurf machen müßte, durch zu große Nachgiebigkeit dies Unglück Dir zugezogen zu haben.“

Auch Fernow geht mit Ernst auf Arthurs Ideen ein. Er schildert mit Nachdruck seine eigenen Kämpfe und die Schwierigkeiten, die sich seiner wissenschaftlichen Laufbahn entgegenstellten. Er giebt dies alles Arthur zu bedenken. Auch, daß ihn das Nachholen des Abiturs zum mindesten drei Jahre ernstest ausdauernden Studiums kosten würde. Arthur beharrt auf seinem Entschluß, und nun bringt Fernow ihn selbst nach Altenburg und empfiehlt ihn dem Rektor des Gymnasiums aufs wärmste.

Zuweilen kommt Arthur einige Tage nach Weimar zum Besuche seiner Mutter; diese Besuche bringen allmählich ein immer mißlicheres Verhältniß zwischen Mutter und Sohn hervor. Sie verbittet sich jegliche Einmischung seinerseits in ihre häuslichen Verhältnisse. Es kommt zu Austritten zwischen den beiden. Seine pessimistische Weltanschauung, sein ewiges Nörgeln und Besserwissenwollen macht sie nervös, seine schlechten Launen reizen sie. Endlich kommt es so weit, daß er bei seinen Besuchen nicht mehr bei ihr wohnt, sondern sich nur bei ihren Gesellschaftsabenden einfinden darf. Dann bespöttelt Arthur die Schriftstellerei seiner Mutter. Das trifft sie empfindlich. „Meine Bücher werden gelesen, während die Deinen in der Kumpelkammer modern.“ „Und die meinen wird man lesen, wenn die Deinen längst vergessen sind,“ war seine richtige Antwort. Nachdem Arthur seine Doktor-Dissertation veröffentlicht hatte, soll Johanna gefragt haben: „Die vierfache Wurzel des Satzes vom Grunde, das ist wohl was für den Apotheker?“

Wenn auch der briefliche Verkehr zwischen den beiden nie aufhörte, so wurde es doch bald offen ersichtlich, daß sie für alle Zeiten eine unüberbrückbare Kluft entzweite. In den letzten 24 Jahren ihres Lebens hat Johanna ihren Sohn nicht mehr gesehen. —

(Schluß folgt.)





Mit einer sanften Bewegung und einem vorwurfsvollen „aber Jettchen! —“ nahm Frau Lehmann der Tochter das Band aus dem Munde, strich ihr über das volle, dunkle Haar und fragte leise: „Weshalb bist du nicht oben bei Albertining?“ —

„Frau Konselin sagt', sie hätten Besuch; ich sollt heut' man mit dir in 'ner Küche' essen. Ich sitz' hier nu all so lang' un langweil mit un war so schön im Spielen zu Haus!“ —

„Im Spielen! — mit wem denn?“

„Mit Hanne Meiers von nebenan; aber du wollt'st ja, daß ich hierher gehn sollt'.“

Frau Lehmann seufzte. Wie schwer machen die Kinder in ihrem Unverstand es doch den Eltern, wenn man für ihre Zukunft sorgt, dachte sie betrübt bei sich.

„Na, will'n Sei nich eten, Lehmann'n! —“ tönte da die Stimme des Hausmädchens vom Küchentisch her, „wi sünd all halb fertig. Sette kann miteten, hätt Fru Konselin seggt.“

Mutter und Tochter setzten sich nun mit heran; aber während Jette sich die schöne Milchsuppe mit den gelben Eierklümperchen darin gut schmecken ließ und mit ihren festen, weißen Zähnen in das große, fett beschmierte Butterbrot tapfer hineinbiß, löffelte Frau Lehmann zimperlich von ihrem Teller und aß nur ein kleines Stück Brod.

Es war recht behaglich in der herrschaftlichen Küche. Ringsherum bligten und blinkten die zahlreichen Kessel und Töpfe auf den Wandbrettern, die Trichter, Mörser, Reiben, Kellen und Deckel an den Haken, vom Herde leuchtete die dicke Messingstange, die ihn umgab — der Stolz der Köchin — aus dem Halbdunkel so sanft abgetönt, und leise brodelte es in den beiden kupfernen Theekesseln. Die kleine Lampe auf dem schneeweiß geschauerten Küchentisch beleuchtete ein einfaches, kräftiges, gut zubereitetes Abendbrot und zufriedene, rotbackige, gesunde Gesichter. Jette, die sich pudelfatt gegessen hatte, lag behaglich auf dem Stuhl hintenüber, wieder die Füße von sich gestreckt. Die Mädchen hatten ebenfalls mehr bequeme als anmutige Stellungen eingenommen, die Arme verschränkt, wiegten sie sich auf ihren Stühlen hin und her, plauderten und sicherten; nur Frau Lehmann saß steif aufgerichtet und beteiligte sich wenig an dem Gespräch. Was

hatte die Frau nur? — Sie pflegte doch sonst nach der Tagesarbeit dies Plauderstündchen nach dem Abendbrot sehr zu lieben — man erfuhr so beiläufig manches — zog es oft länger hinaus als nötig war, das heißt, wohlgemerkt! nur in diesem Hause und auch nur, wenn es sich verlohnte!

Den zweiten Teller Suppe entschieden und etwas kurz ablehnend, erhob sie sich bald: „Komm, Jettchen! — sag' gute Nacht; es is Zeit für uns, Papa wartet.“

„Na, dat ward hei woll nachgrad gewendt sin,“ meinte die Köchin spitz, „öwers reisend' Lüd' möt'n nich uppholl'n“ — und setzte mit lautem Klappern das gebrauchte Geschirr zusammen.

Das Hausmädchen reckte sich noch einmal, legte die drallen Arme hinter den Kopf, gähnte laut und herzlich und sprang dann mit einem Satz in die Höhe: „Na denn man tau! — denn will'n wi man bi't Abwaschen goahn.“ —

„Wer hat dir gesagt, daß du in die Küche gehen sollt'st,“ fragte Frau Lehmann unterwegs die Tochter, nachdem beide schon mehrere Straßen durchschritten hatten. Und mit plötzlich ausbrechender Angst fügte sie hinzu: „Du Unglückskind! Du hast dich doch nicht mit Albertine erzürnt?“

„Nee“, sagte Jette seelenruhig. „Senater Heinzen sein Marie kam, un da sagt' Frau Konselin, du kannst nu 'runter gehn un auf dein' Mutter warten.“

Frau Lehmann nagte die Lippe. Dazu ließ sie ihr Kind doch sicher nicht den zweiten Weg ihr nachkommen, um mit den Dienstmädchen in der Küche zu sitzen. Sie hatte doch sonst immer mit Albertinen, der einzigen Tochter des Konsuls Brinkwirt, spielen dürfen; war sogar oft am Abend noch vom Hausdiener geholt worden, wenn — die Herrschaften in Gesellschaft gingen. Ob das nun immer so sein sollte! — wenn Besuch kam, würde Jettchen zu den Mädchen geschickt werden? —

Sie war dem Weinen nahe. Wie viel Überlegung, wie viel Mühe und Aufopferung hatte es gekostet, ehe sie es dahin brachte, ihr Kind als Spielgefährtin dem fremden, vornehmen Kinde aufzudrängen, sich selbst als „rechte Hand“ bei allen wirtschaftlichen Vorkommnissen in dem reichen Hause festzusetzen! —

Ihren eigenen Hausstand hatte sie vernachlässigt, ihrem Mann Pflege und Gemütlichkeit entzogen; nur für Frau Konsul war sie bereit gewesen zu jeder Stunde des Tages, ja der Nacht, bei Krankheiten oder großen Festlichkeiten. Oft hatte sie über ihre Kräfte gearbeitet, und sie hatte es doch eigentlich gar nicht nötig; andere Handwerkerfrauen gingen doch auch nicht auf Arbeit. Sie war sich so sicher gewesen. Sechs Jahre verkehrte ihr Zettchen nun schon mit Konsuls Albertinen, sorgfältig hatte sie darüber gewacht, daß kein anderes kleines Mädchen aus Zetten's Schule — denn verschiedene Schulen besuchten die Freundinnen doch, zur ersten Töchterchule hatte es bei aller gern getragenen Entbehrung dennoch nicht gelangt — sich mit ihr anfreunden durfte; und nun konnte doch noch alles umsonst sein.

Ja, wäre Zette nur etwas anders gewesen! — wie oft hatte sie ihr die Vorteile eines feinen Verkehrs nun schon auseinandergelegt, das dumme Ding begriff nichts. Freilich, ein Kind war sie ja noch — entschuldigte das Mutterherz sofort — recht ordentlich klar machen konnte man ihr nicht, was man mit ihr im Sinne hatte; aber etwas gefügiger und findiger hätte sie doch sein können. Schon allein dies viele Essen! und mit solcher gierigen Hast! wie unfein war das. Unzähligemale hatte sie sich darüber ausgesprochen; aber alles Neben nützte nichts. Zette's große, runde Augen gingen nach wie vor begehrlisch über jeden gedeckten Tisch, sie reckte den kurzen Hals und schmaute mit den dicken Lippen, bis die Reihe an sie kam, und aß dann hastig und unter fortwährender, ängstlicher Umschau, ob es auch wohl „alle“ werden könnte und keine weiteren Portionen für sie abfallen würden, in sich hinein, so viel ihr nur geboten wurde.

Bei der letzten Rindergesellschaft im Konsulhause, mit der Albertinen's Geburtstag gefeiert ward, und wo Frau Lehmann natürlich zur Hülfe im Hause war, hatte sie sich sehr geärgert und bekümmert über Zetten's Betragen bei Tisch. Wie langsam und zierlich hatten die kleinen Mädchen alle ihre süße Speise abgelöffelt, manche hatten sogar die Gabeln stehen lassen — das war wirklich viel von Kindern, die essen doch gern Süßes; Frau Lehmann imponierten diese „guten

Manieren“ ungeheuer. Wie stolz wäre sie auf ihr Zettchen gewesen, wenn sie es über sich gewonnen hätte, ein Nestchen auf dem Teller zu lassen. Die Frau Konsul hätte das Kind dann freundlich genötigt, und endlich hätte die Kleine sich herbeigelassen, den Rest nachlässig zu verzehren. Denn daß er wirklich nicht dem Zettchen zu gute kommen, in der Küche vom Mädchen abgeschleckt oder gar abgewaschen werden sollte — das konnte Frau Lehmann selbst in Gedanken nicht verwinden.

Was hatte sie statt dessen beim Aufwarten erleben müssen! — Dreimal war Zetten's Teller gefüllt worden, zweimal von der Hausfrau, dann noch einmal von der gutmütigen Albertine, und als das unverständige Göhr nun noch beharrlich den Löffel rund herum beleckt und die großen, dummen Augen um den Tisch schidt, schiebt ihr Senator's Marie ihren halbgeleerten Teller hin: „Willst du, Zette? ich mag nicht mehr“; und, weiß Gott! Zette greift sofort greinend zu und verpußt auch das noch.

„In die Erde hätte ich sinken mögen vor Scham,“ erzählte Frau Lehmann, die Hände verzweifelt ringend, am Abend ihrem Mann, nachdem die Zette tüchtig abgestraft worden war und heulend in ihrem Bette lag.

„Ja, was schleppst du ihr dahin,“ sagte Meister Lehmann, zog seine grauwollenen Unterhosen aus und stieg ins Bett; „laß Art bei Art, Vernünftig's kommt da doch nicht bei 'raus.“ Fünf Minuten später verkündeten behagliche Schnarchtöne, daß der Vorfall den Gatten und Vater durchaus nicht beunruhigt hatte.

„Herrjehs! is das hier aber düster!“ — sagte Zette und grabbelte unter dem schwarzen, gestrickten Wolltuche nach dem Arm der Mutter, „mi grugt, Mama!“ —

„Sprech' hoch, Henriette,“ sagte Frau Lehmann mit leiser, beschwörender Stimme, aus ihrem trüben Gedankengang aufgeschreckt und noch unter dem Druck der Erlebnisse des heutigen Abends.

„Albertining spricht auch oft platt un Frau Konselin un Herr Konsel auch,“ wandte Zette bodig ein.

„Ja, das is auch 'was anderes, die können sich das auch leisten,“ erklärte Frau Lehmann

ergebungsvoß. „Aber das verstehst du noch nich, Kind, thu' du nur ümmer, was ich dir sag', ich weiß ganz genau, wie es muß; ich bin doch an'n Hof aufgewachsen.“

„Du blüßt aus Ludwigslust, Mama! nich?“ erkundigte sich Zette mit der plötzlich erwachten Neugierde des Kindes, „erzähl mich 'was davon, ja!“

„Heut' Abend nich mehr, ich bin zu müd'; aber wenn ich eins Lust seh'“ — und Frau Lehmann nahm sich fest vor, den Wunsch der Tochter an einem freien Abend zu erfüllen; vielleicht wirkte die glänzende Schilderung des Hoflebens doch schon auf Zettens Rindergemüt und machte sie den Ratschlägen und Winken der Mutter zugänglicher. Man muß es auf die Zeit schlagen, dachte sie ergeben, sie wird ja von Tag zu Tag älter und vernünftiger.

Behutsam schritten sie die steilabfallende, spärlich beleuchtete Wasserstraße hinunter, eng aneinander geschmiegt; Frau Lehmann mit leichtem, federndem Schritt, Zette tappig und pumpernd, mit dem festen, kernigen Rinderkörper oft derb anstoßend und der Mutter gleichmäßigen Schritt hemmend.

Bald standen sie vor der kleinen Hausthür. Zette ließ den Arm der Mutter los und tastete nach dem Thürschloß; aber Meister Lehmann hatte die Ankommenden in der stillen Straße schon gehört, er öffnete von innen, hielt seine kleine Schusterlampe hoch und rief vergnügt und mahnend: „Na, fällt man nich, die Tritten sünd glatt.“

## II.

Wieder war es lebendig auf der Achterdeel. Auf den großen, weißgeschauerten Tischen lagen die drei Hälften der geschlachteten Schweine, die vierte Hälfte verarbeitete Meister Tiez mit seinen Gefellen auf einer starken, langen Bank in kleinere Stücke, „haute zu.“

Frau Lehmann und die Köchin gingen mit großen, irdenen Schüsseln ab und zu, die einzelnen Teile in Empfang zu nehmen. Da war die Schüssel mit dem Mettsfleisch.

„Setten 'S hier hen, Lehmann'n!“ tönte die starke Stimme der Konsulin durch den Raum, „dat dat man nich mang dat Anner' kümmt! — — — Lösen's mi dei Mörbradens od'n beten schier 'rut, Meister! — — —

Fiesen! — id bidd di um allens in dei Welt! — wat söll'n dei Beinstüden doar-mang? — hier, bei dei Snuten un Poten warden's rinsmeten; di kann ein od nägenmal datsülvwig seggen . . . wo woll Mine bliwt?“

Die Lehmann schleppte mit der schweren Schüssel — der Meister Tiez fuhr sich mit dem gekrümmten Daumen einmal energisch unter der Nase durch und versprach sein Mäglichtstes — Fiesen neigte sich, hochrot vor Ärger und Scham, tief über die Schüssel und sammelte das ungehörig Angebrachte heraus mit Frau Konsul war an solchen Tagen nicht zu spaßen —; und nun erschien auch am Eingang der Achterdöhr Mine, das Hausmädchen, rund, voll, weiß, appetitlich — rockschwenkend und holzpantoffelnklappernd und lachte vorerst den Schlächtergesellen aus strahlenden Blau-  
augen spitzbübisch an.

Natürlich machte sie sich sofort am unteren Ende der Bank neben ihm zu schaffen, hielt ein Schweinebein fest und stieß einen kleinen Schrei aus, während er zuhaute.

Dunerwedder! war das 'ne schmutze Dirn! — Die Augen des jungen Gefellen bligten direkt in Minen's hinein. Ob er ein flinkes Umfassen riskierte? — — Die lodende Fülle da vor ihm, so greifbar nah, brachte ihn in arge Verwirrung. Er schielte seitwärts nach der Hausfrau — die zählte, teilte ein, wirtschaftete mit den Fleischstücken umher — nun neben sich nach dem Meister — mit chernem Gesichtsausdruck und hochgezogenen Augenbrauen hieb der darauf los — „ach wat! 'n Kopp können sei di nich awrieten“, und, kaum gedacht, hielt er auch schon Minen's rundliche Gestalt mit nervigem Arm umfaßt. — —

„Hinrich! bedrag' dir hier nich, as wenn du in'n Scharren (Verkaufsstelle für Schlächter unter dem Rathause) stündst —“, sagte Meister Tiez gottlob nicht sehr laut, aber mit großer Würde und unverkennbarem Mißmut.

Das frische Gesicht des jungen Gefellen war gleich dem seines hübschen Gegenübers wie in Purpur getaucht — mit dem Meister war ebenfalls nicht zu spaßen, und wenn er erst hochdeutsch sprach . . . . . Na, egal! — was konnte groß darnach kommen. Übrigens der Meister! — — na, ihn ging es ja nichts an, aber wenn die Frau Meisterin nicht im



Scharren war . . . . . warum sollte denn ein anderer Mensch auch nicht 'mal sein Vergnügen haben?

Tapfer hieb er nun Stück um Stück von seinem Tier herunter, akkurat und sauber und genau in den Gelenken.

Mine war auch längst fortgellappert, Frau Konsul hatte ihr in der äußersten Ecke der Deel Beschäftigung gegeben; sie kannte die Welt.

Rüstig schritt die Arbeit vorwärts; Frau Konsul verstand das Disponieren ausgezeichnet. Bald waren die ungeheuren Fleischmassen in Wannen, Schüsseln und Töpfen verteilt. Meister Tiez wischte sich mit dem rotbunten Taschentuche die Stirn, fuhr noch einmal mit dem krummen Daumen unter der Nase durch, rieb ihn so schnell und nachdrücklich, wie nur langjährige Praxis eine solche Handlung zustande bringt, an der Hosennaht ab und nahm den harten Thaler für die Morgenarbeit blank und bar, mit einem regelrechten Kratzfuß aus der fetten, weißen Hand der Hausfrau an sich. Der junge Geselle streckte ebenfalls seine Hand aus und blickte gleich darauf auf ein kleines schmutziges Vierschillingsstück, das sich in seiner breit ausgearbeiteten Faust ganz verlor. — Mit recht niedergeschlagenem Gesichtsausdruck schob er es in die Westentasche, rasselte dann die Beile und Messer von der Bank zusammen und verteilte sie auf Arm und Hand; auf ein Achtschillingsstück hatte er doch wenigstens gerechnet, sollte die Alte doch 'was gesehen haben?

Der Meister hielt noch eine kleine verworrene Rede von Zukunft und daß die Herrschaften allens mit Gesundheit verzehren möchten. — Die Frau Konsul antwortete ihm freundlich und mit Würde: „Adjühs ock, Meister, na, worüm nich! — un hüt öwer'n Joahr, wenn wi läben un gesund sünd, denn spreken wi uns wedder.“ — Mit kleinen Leuten sprach sie prinzipiell niemals hochdeutsch.

„So, Minnings! nu man'n beten fir, dat wi dat Fleisch hier von dei Deel wegtriegen. Wo is Meiersch? — sei möt uns drägen helpen;“ Frau Konsul rief es laut über Achterdeel und Hof.

Meiersch war die Scheuerfrau; jeden Sonnabend waltete sie hochaufgeschürzt ihres Amtes,

mit heißem Wasser und Schrubber die Vor-diele, die Stufen und die Straße bearbeitend. An Bad- und Schlachttagen wurden ihr die groben Arbeiten übertragen. „Was Ordentliches versteht sie nicht,“ sagte Frau Konsul vertraulich zum Gatten, „aber zum Zuputten ist sie schön zu gebrauchen, man kann mit ihr 'rumjagen so viel man will, sie bleibt sich immer gleich.“

Das war buchstäblich wahr, und Frau Konsul hatte mit dem Ausspruch den Nagel auf den Kopf getroffen. Meiersch blieb sich wirklich immer gleich. Sie ging nun schon an die zwanzig Jahre auf Arbeit. Das dunkle wollene Kopftuch fest unter dem mageren Kinn zugeschnürt — sie legte es niemals ab — die Ärmel der blauen Rattunjade mit den kleinen, gelben Punkten dicht über den spitzen, schrumpfligen Ellbogen aufgerollt, die breiten Füße in dunkelblauen Strümpfen von selbstgesponnener und selbstgefärbter Wolle und in Holzpantoffeln von immer gleicher Form — ihr Mann war Pantoffelmacher, und sie bekam sein billigstes, schwerstes und haltbarstes Fabrikat — unnötig weit unter dem kurzen, dicken Vollerod hervorstreckt, so trottete Meiersch zum Waschen und Scheuern von einem herrschaftlichen Hause ins andere — sich immer gleich.

Frau Lehmann und Meiersch waren Nachbarinnen, und Hanne Meier, das einzige Kind des Hauses Meier, war, nach Frau Lehmanns Ansicht, eine stete Gefahr für ihre Tochter. Leider, sie konnte es sich nicht verhehlen, hatte ihr Zettchen einen Zug nach dem Gewöhnlichen — es mußte ein väterliches Erteil sein, anders konnte sie es sich nicht erklären — und wer war gewöhnlicher als Hanne Meier! Aber sie wachte über ihrem Kinde.

Der gesellschaftliche Abstand zwischen Meiersch und Frau Lehmann war, nach Ansicht der letzteren, ein unermeßlicher. Er trat auch wirklich hervor, sah man die beiden Frauen neben einander arbeiten. Selbstredend belud sich Meiersch mit den größten Gefäßen; wollte ihre Kraft dem Willen nicht gleich gehorchen, spornte sie sie durch ein kräftiges „Dunerwedder“ oder „Deubel noch mal tau“ erfolgreich an. Frau Lehmann folgte dann mit ihrem leichten, ruhigen Schritt der Vor-aufleuchenden und maß den krummen Rücken

da vor sich, über den das muffige, alte Kopftuch herabbaumelte, mit einem hochmütigen Blick. Auch sie ging nicht mit leeren Händen; aber gewandt und findig, wie sie war, verstand sie sich die Last einzuteilen. Thatsächlich beschaffte sie mit ihrer flinken Sicherheit fast ebenso viel wie jene mit dem brutalen Kraftaufwande.

Frau Konsul verstand die hübsche, saubere und feine Art des Arbeitens an der Lehmann zu schätzen, sie gab der Frau gewissermaßen eine Ausnahmestellung unter ihrem Dienstpersonal; wußte aber doch immer dafür zu sorgen, daß ihr hin und wider zu Gemüte geführt wurde, daß diese Ausnahmestellung lediglich als Gunstbeweis der Herrin, niemals als Verdienst aufzufassen sei; also durch besondere Anhänglichkeit, durch fortgesetztes Aufgehen in den Interessen der Herrschaft stets aufs neue erworben werden müsse. Für die Leistungen bekam sie bezahlt.

Es hätte dessen nicht bedurft; Frau Lehmann würde nie ihre Schranken überschritten haben. Für sich beanspruchte sie nichts. Aber da war die Zette! Sie sollte einmal ernten, was die Mutter so mühsam und geduldig und mit so viel Selbstverleugnung gesäet hatte. Ahnte das die Frau Konsul vielleicht? — Aber — weshalb ihrer Kleinen das Vergnügen stören? — sie tummelte sich so gern mit der munteren Zette, und das andere würde sich schon finden. —

Die beiden Kinder kamen eben aus der Schule, es war zwölf Uhr, und weil es Mittwoch Nachmittag war — von jeher schulfrei, auch bei Großvater und Großmutter schon —, so hatte Albertine sich die Freundin gleich mitgenommen; auf einen Mittagsgast mehr oder weniger kam es in dem reichen Haus nicht an.

Zette hatte aber auch ihr Teilchen hierzu gethan. Geduldig hatte sie trotz der scharfen Kälte an der Fürstenstraßen-Ecke auf die Freundin gewartet — die Wallschule schloß eine Viertelstunde früher als die Falksche höhere Töchterschule — und war, als sie mit ihren scharfen Augen die zierliche Gestalt der Freundin dort hinten am Anfang der Straße entdeckte, schnell an ein Schaufenster getreten. Nach wenigen Minuten fühlte sie sich von Albertinen gepufft: „Kommst mit?“ —

Zette zierte sich: „Ich weiß nicht, ob Mama mich schilt.“

„Ach, komm man; sie sind alle beim Wurstmachen, und ich bin so allein. Wir wollen mit Puppen spielen, du sollst heute die große Grete auch den ganzen Nachmittag allein haben,“ bettelte das Herrenkind und halte die Gespielin unter.

Zette ging mit; sie wäre auch ohne Zureden mitgegangen. Die Puppe lockte sie nicht besonders, wohl aber das schöne Mittagessen und am Abend die frische Wurst. Wie sie essen wollte! — Mit Grauen dachte sie an den Kaffee und das Syrupsbrot, das ihrer zu Hause neben dem Vater wartete. Sie that einen plumpen Lustsprung und wirbelte ihre Schultasche über dem Kopfe. Klein Albertinchen that es ihr sofort nach, und dann liefen sie fröhlich Arm in Arm über den Markt, direkt in das Konsulhaus hinein.

Frau Lehmann sah die Kinder kommen; sie ging eben mit einer Schüssel voll Schweinsflohmen an dem Windfangenfenster, das Vorder- und Hinterdiele trennte, vorüber, und ihr Herz hüpfte vor Freude. Sie hatte also doch richtig gerechnet, als sie heute früh vor dem Fortgehen der Tochter das Sonntagskleid auf den Stuhl vor dem Bette legte. — Besprechen durfte sie so etwas mit Zetten noch nicht, das Kind hätte sich leicht verraten können, so hatte sie auf die Eitelkeit der Kleinen spekulirt, und ihr Plan war geglückt.

Gleich erschienen die Kinder in der Küche.

Albertine ward von der Frau Konsul gestreichelt und geküßt, dann aber energisch bei Seite geschoben: „Nu mach' aber, daß du 'raus kommst, Kindling, und steh' hier nicht im Wege — ach so! da ist ja auch die Zette; — wo kümmtst du denn allwedder her?“ —

Frau Lehmann errötete. Zette machte einen etwas schiefen Knix und ließ die runden Augen durch die Küche gehen. Die Frau Konsul hatte aber weder Zeit noch Lust sich bei der Sache aufzuhalten, sie hörte kaum auf die Entschuldigungen der Frau Lehmann und befahl der Mine, oben für die beiden Kinder „aufzudecken“. Der Konsul war verreist, und sie selbst verließ die Wirtschaftsräume heute nicht, sie aß ein paar Happen im Umherlaufen;

das wäre eine schöne Geschichte gewesen, mehrere hundert Pfund Fleisch stehen umher und keine Aufsicht dabei!

Stetig schritt die Arbeit vor. Die großen Kübel mit dem Klein-Pöckelfleisch waren schon gefüllt. Frau Lehmann rieb die Schinken mit Salpeter ein und übergab sie dann der Meiern zum Einpöckeln. Die stand, breitbeinig und trumm über dem Fasse hängend, pustend und stöhnend, mit aller Kraft die Fleischstücke auf- und aneinander pressend; dazwischen rieselte und knirschte das Salz.

„Meiersch!“ — schrie die Frau Konsul über den Tisch hinüber, „dat segg id Ehr! vör dei Schinkens hätt Sei mi intaustahn!“ — Und Meiersch erhob ein wenig den bebundenen Kopf über den Rand des Fasses und schrie zurück: „Doarvör sin's unbesorgt, Fru Konsulin, dei höhrt kein Düwel wedder tauhöcht.“ — Und wer das harte, finstere Gesicht dort oberhalb des Fasses genau ansah, glaubte ihr die Versicherung aufs Wort und machte sich schleunigst fort aus dem Bereich der Meierschen Fäuste.

Jetzt kamen die Schweinsköpfe an die Reihe — alle halbiert — vier Stück. Das war schon weniger ängstlich. Wie viel Mahlzeiten gab das groß zum Grünkohl! — Der Konsul schlug bei Tisch eine gute Klinge, der Hausfrau sah man auf den ersten Blick an, daß sie nicht von Lust und Sonnenschein lebte, Gäste gab es oft im Konsulhause; und nun erst Friedrich, der Hausdiener und Fieken und Mine! — weiß Gott! da stand jeder einzelne seinen Mann; wie bald war man also damit fertig. Trotzdem mußten sie ihr Recht haben.

Frau Lehmann rieb wieder sorgfältig jeden einzelnen Kopf mit Salpeter ein — trotz des vorgeschrittenen Arbeitstages waren ihre Bewegungen noch immer leicht, sicher und ruhig, nur das schmale Gesicht sah etwas blaß aus dem weißen Häubchen heraus — dann bemächtigte sich die Meiern der Köpfe, psopte die Augenlöcher und alle übrigen Vertiefungen voll Salz, knetete und drückte und jügte die Stücke endlich unter abermaligem Pusten und Stöhnen dem übrigen hinzu. Dann stieß sie mit ihrem holzpantoffelbeleideten Fuß noch derb gegen das Faß, daß es in allen Fugen trachte: „So, wenn't nu nich laakt, denn is't

Gott's Will' nich, denn hal dei Düwel den ganzen Kram, — kein Minsch kann mähr doarbi daun; öwers wat is dei Minsch! — mit unsrer Macht is nichts gethoan . . .“ und sie drehte ihre Schürze um und schneuzte sich ausgiebig.

Frau Lehmann hob eben mit spizen Fingern aus einer Schüssel mit Därmen ein Ende in die Höhe und maß es ab für die Lebertwürste. Sie sandte die hellen Augen einen Moment verstohlen-beobachtend über den Tisch: da stand die Frau Konsul, die vollen, bloßen Arme in die Seite gestemmt, sich eine kurze Ruhepause gönnend, und ein wohlwollender Zug lag auf dem großen, gesunden Antlitz; Meiersch hatte vor ihrem Faß hochatmend dieselbe Stellung eingenommen. — Frau Lehmann rümpfte die feine Nase; in der Hofstüch zu Ludwigslust war es denn doch anders zugegangen. Dann überflutete ein leichtes Rot das schmale Gesicht: Mein Gott! wohin verirrte sie sich! — wenn das die Frau Konsulin wüßte! Und sie verdoppelte Fleiß und Akkurateffe.

Es war auch notwendig. Von der Herdecke her brodelte und zischte es längst. — „Sünd dat dei letzten? —“ erkundigte sich die Frau Konsul, „dei Ketel is so wied.“

Mit fliegenden Fingern stopfte, band und pickte Frau Lehmann — das Wasser durste nicht überkochen, dann mischiet das Ganze. Hoch und höher türmte sich der Wurstberg, rund zusammengebunden lagen sie übereinander da, die Leber- und Grützwürste appetitlich weiß, die Blut- und Kohnwürste bräunlich blank.

„So, nu in Gott's Namen!“ sagte die Hausfrau und legte ein Stück nach dem andern in die kochende Brühe. Frau Lehmann stand mit einer langen Stopfnadel neben dem Kessel, die klugen, hellen Augen spähten aufmerksam über die dampfende Wasserfläche hin — eine Wurst nach der andern sprang hoch, und leicht und sicher fuhr die Hand mit der Nadel in die Windbläschen, das sie zischend zerplagten.

Ein fettiger, würziger Qualm durchzog die Küche, hing sich hoch oben an die blanken Kessel auf den Borten, umwallte mit heißer Nässe Herrin und Dienerin vor dem Herd und verdichtete sich dort in der Fensterdecke um eine gebeugte Gestalt, die eben mit dem knorrigen

Zeigefinger in die Wanne mit dem gestoßenen Mettelfleisch fuhr, die Masse auf ihre Feinheit prüfend.

„Püh! —“ sagte Frau Konsul, löste die Haubenbänder und fuhr mit dem Handrücken über das schweißblanke, große Gesicht: „Stöten S' dat Finster 'n beten upp, Meiersch!“

Endlich knirschte der Schlüssel im Speisekammerschloß. Die Hauptsache war bewältigt, und morgen war auch ein Tag. Frau Konsul hatte das Schlüsselbund in das Schürzenband und übergab würdig und göttig der Lehmann eine Dedelschale mit frischer Wurst, der Meiern aber einige feiste, runde Würste von Faust zu Faust. Erstere nahm das Gebotene zierlich an und dankte wortreich, letztere ließ ihren Anteil sofort in der großen wollenen Schürze verschwinden und brummelte ein heiseres: „Gott's Lohn, Fru Kunselin!“ unter dem Kopfstuche hervor.

Nicht um die Welt würde nun Frau Lehmann mit Meiersch zusammen nach Hause gegangen sein; sie waren doch Nachbarinnen. Zu thun hatte sie aber auch nichts mehr in dem Konsulhause, oder doch? Da war die Zette, — es war nur anzunehmen, daß sie längst zu Hause in ihrem Bett lag — vor Mitternacht brach Frau Konsul einen Schlachttag niemals ab; aber man konnte doch fragen.

Frau Lehmann sah ruhig und freundlich zu, wie Meiersch den schweren Wollrock aufrastte und über den Kopf stülpte, ihn mitsamt der darunter befindlichen gefüllten Schürze fest zusammengrappste und so, gegen Hunger und Wetter gleich sicher gewappnet, über die Schwelle in Finsternis und Schneetreiben hinausstolperte; dann erst wandte sie den schmalen Kopf und unterbrach mit ihrer sanften Stimme den lauten Anruf der mit einer Laterne bewaffneten Köchin: „Na, will'n Sei denn nich goahn? id fall taufluten“ mit einem elegischen: „Mein Gott! Zettchen! Fieten, wo is mien Kind?“

„Zette liggt vörlängs vör Albertining ehr Bedd upp'e Ird un snorkt,“ antwortete eine lachende Stimme, und Minen's blühendes Antlitz tauchte plötzlich in dem Lichtkreis der Laterne auf.

Ohne ein weiteres Wort wandte sich Frau Lehmann ins Haus zurück, stieg die Treppe in die Höhe und begab sich in das Schlaf-

zimmer der Tochter des Hauses. Zette lag wirklich an der Erde, der Länge nach, wie es die Mine lachend beschrieben hatte, auf dem teppichlosen Fußboden, vor der Gitterbettstelle, in der Albertine, in schneeeigen, haushigen Daunenkissen warm und weich gebettet, schlummerte.

Ein weher Zug ging über Frau Lehmanns Gesicht. Eilig rüttelte sie das verschlafene Kind wach, hüllte es warm ein und führte es, leise und tadelnd fortwährend sprechend, die Treppe hinunter, an den sichernden Dienstmädchen vorüber in Nacht und Wetter hinaus.

### III.

„Findest du nich, Andres, daß Henriette ein sehr langer Name ist,“ redete Frau Lehmann nach längerer Gesprächspause ihren Gatten aufs neue an.

„Se, ich möcht' ihn nie leiden,“ sagte Meister Lehmann gemächlich, „abers dein Will' war es ja — nu hab' ich mich dran gewöhnt.“

„Man könnt' ihn doch 'n hübschen umändern un abkürzen, mein ich und,“ versetzte Frau Lehmann sanft, „Zettchen klingt ja ganz nett, aber wer sagt es denn, alle nennen sie Zette; du mußt doch zugeben, daß das sich recht ordinär anhört.“

Der Meister rüdte unruhig hin und her, hatte seine Frau heute wieder ihren „hohen Tag“? Denn Abjühs Gemütlichkeit un Ruh' un Fried'! — „Daß ich nich wüßt“ — erwiderte er etwas kurz, „ich seh' da nichts Ordinärs bei, wenn'n so getauft is, muß'n so 'rumlaufen.“ —

Das Ehepaar saß in der Wohnstube beisammen; es war Sonntag Nachmittag. Meister Lehmann hatte die Zeitung vor sich und las eifrig die Annoncen; die kurze Pfeife, sonst seine stete Begleiterin, lag heute neben den Ahlen und Pfriemen auf dem Schustertische in der Kammer. Frau Lehmann liebte den Tabaksdunst nicht.

„Du verstehst mich miß,“ begann sie wieder, „ich finde den Namen Henriette durchaus schön, besonders, wenn er Henny abgekürzt wird, das is so vornehm. Es is ja auch der Name meiner teuren Prinzessin, und deshalb wählte ich ihn doch für unser Kind . . . .“



„Bei das sie nich Pät stehen wollte,“ fiel Meister Lehmann höhnisch ein, „teure Prinzessin! — — hi — hi — hi! — ich pfeif auf ihr.“

„Andres! — — du weißt, das waren Intriguen . . . .“

„Was für Dinger? —“

„Geheime Umtriebe, Verleumdungen . . .“

„Ach wat, Nieke! — wärm' doch nich den ollen Kohl wedder upp.“

Frau Lehmann seufzte, schickte einen frommen Augenaufschlag an die niedrige, weiß gefaltete Decke und säbelte die Nadel aufs neue ein. Emsig stichelte sie weiter, schweigend, mit ärgerlich gerötetem Gesicht. Sie besetzte ein lustiges, rosa Kleid mit weißen Atlasbändern für Albertine zum Kinderball. Recht traurig war sie gestimmt. Zettchen durfte nicht mit auf den Ball; es wurden nur junge Mädchen aus den höheren Töchterschulen zugelassen.

Die gutmütige Albertine hatte ihre Mutter so lange gebeten, die Freundin wenigstens in die Tanzstunde mitnehmen zu dürfen, bis die Frau Konsul ihrerseits einwilligte; aber Zette hatte sich so plump und dumm benommen, daß Albertine es nicht zum zweitenmal wagte. Nun lief Zette zum „Zusehen“ hin und stand zwischen „Hütt“ und „Nütt“ vor der Thür des betreffenden Patrizierhauses, in dem gerade die Stunde abgehalten wurde, im Straßenschmutz.

Heute Abend war Generalprobe in der „Sonne“. Ach, Gott! wie schön hätte das alles sein können! — Albertine war vor einer Stunde noch da gewesen und hatte Zette mitgenommen, ihr das neue Kleid zu zeigen. Sie war so lieb und nett gewesen und so drollig. — Auf jedem Stuhl fast hatte sie gefessen, war im Zimmerchen umhergetollt, hatte die Blätter der Geranien auf dem Fensterbrett befühlt, dem Kanarienvogel, der hoch oben über der Stubenthür hing, „piep“ zugerufen, Frau Lehmanns Nähtischchen durchgekramt und auf der Kommode eine Blumenvase umgestoßen. Dann war sie, hinter Zette her, in Meister Lehmanns Reich eingedrungen und hatte sich totlachen wollen über den niedrigen Schustertisch und die Gerätschaften darauf. Plötzlich war sie mit einem Satz wieder in der Stube gewesen, hatte mit dem weißen Stumpfnäschen

über die Schulter weg nach der Kammer hingesehnuppert und lachend ausgerufen: „Pfui! — wie stinkt es da! —“ worüber Meister Lehmann sich seinerseits hatte totlachen wollen.

Ja, ja! — das war alles nett, und Albertine wirklich ein liebes Mädchen, rekapitulierte Frau Lehmann in Gedanken; aber das Rechte war es doch nicht. Und daß Andres so unbändig gelacht hatte! . . . sie seufzte tief; ihr war nicht nach Lachen zu Mute. Freundinnen waren sie, ihr Kind und das Herrenkind; aber, aber —, —. Na, nicht den Mut verlieren. Im nächsten Monat begann der Konfirmandenunterricht; zusammen konfirmiert mußten sie werden, es mochte werden, wie es wollte.

Frau Lehmann ließ auf einen Augenblick die Arbeit in den Schoß sinken und träumte. Sie sah sich in der Kirche sitzen, mit Andres natürlich, gar nicht weit von der Familie des Konsuls — so recht vorn an, dicht am Altar. Die Orgel spielte so schön, und die Gemeinde sang so andächtig. Dann war plötzlich alles still — ein leises Raunen und Wispern um sie, und — aus der Reihe der Konfirmandinnen trat im neuen, schwarzen Kleide, gesenkten Hauptes, den Blick fromm auf das Gesangbuch geheftet, Zettchen — ihr einziges Kind, Hand in Hand mit Albertine Brinkwirt und sank an der Seite der Freundin auf die Altarstufen nieder.

Die Nührung übermannte sie, eine wirkliche Thräne lief ihr über die schmale Wange. Frau Lehmann weinte nicht oft. Sie fuhr mit dem Handrücken über die feuchte Stelle im Gesicht, sah verstohlen zu ihrem Mann hinüber und nahm dann beruhigt ihre Arbeit wieder auf; Meister Lehmann war über seiner Lektüre sanft entschlummert. „Er denkt nicht weiter, wie von heute bis morgen,“ flüsterte sie leise und bekümmert vor sich hin.

Sie that ihm unrecht, Meister Lehmann war zwar eine sanguinische Natur — den Begriff nicht allzu genau genommen, denn von irgend einem Leichsinn, einer unfruchtbaren Schwärmerei oder ähnlichen gewagten Dingen hätte auch der gewiegteste Psychologe an dem biedereren Andres nicht die kleinste Spur entdeckt — er ließ gern Gott den Vater sorgen, weil der nach seiner Ansicht dazu da war;



aber er hatte ganz gewiß eben so weit ausschauende Gedanken, wie seine Gemahlin, und er gab ihnen sogar in stillen Stunden vor seinem Schustertisch gelegentlich, so zwischen seinen zwei Lieblingsliedern: „So leben wir, so leben wir . . . . .“ und: „Wenn der Hund mit der Wurst über'n Nonnstein springt . . . . .“, die er korrekt und fröhlich abwechselnd zu pfeifen pflegte, beredten Ausdruck in den tiefsinnigen Worten: „Mi soll mal verlangen, wat doar noch eins bi rut braden ward.“

War das zu verwundern?, ganz gewiß nicht. Meister Lehmann konnte ehemals das Prädikat „hoffähig“ genau so gut für sich in Anspruch nehmen wie Nielschen Pieplow, seine heutige Gattin, des fürstlichen Stallaufsehers Herrn Gottfried Jeremias Pieplow und dessen Ehefrau, Katharina geborene Sömmel, eheliche Tochter, das Recht dazu hatte und noch heute betonte.

Sein verstorbener Vater, Herr Joachim Andreß Jakob Lehmann, hatte ebenfalls Zeit seines Lebens unentwegt und treu einem Fürsten gebient und ihm die Schuhe und was sich sonst noch vorfand, gewichst. Christian Treugott Andreß Lehmann jun. war also sozusagen zwischen Leder aufgewachsen, und es war die unumstößliche Thatsache, daß Meister Lehmann noch heute, nach zwanzigjähriger Berufsausübung, mehr Interesse für das Leder als für den Schnitt desselben bezeugte, vielleicht hierauf zurückzuführen.

Nielschen Pieplow, das bildhübsche, vielumworbene Stubenmädchen am fürstlichen Hofe, hätte niemals Herz und Hand dem gedrungenen, breitschultrigen, jungen Schuster gereicht, wenn sie sich mit seinem Besitz nicht zierliche Ballschuhe, weiche Lasting- und hohe blanke Jagd- und Reitstiefel, hinter einem blickblanken Schaufenster, in innigster Verbindung gedacht hätte.

Ein solches Laden-Schaufenster, durchaus nicht groß, in der Hauptstraße der Hafen- und Handelsstadt, in der sie zuweilen besuchsweise weilte, hatte es ihr angethan. Wohl eine gute halbe Stunde stand sie einmal davor, sinnend und träumend. Passanten störten sie nicht, man hatte in jener Zeit noch viel in den Häusern zu thun, und kein Hausarzt er-

dreistete sich, seine Patienten spazieren zu hehen; so konnte sie in Ruhe das schöne Zukunftsbild genießen, das ihr dort aus dem blinkenden Fensterchen entgegenstrahlte: Ein zierliches Weibchen in hohen Stöckelschuhen — genau wie Mamsell Amalie, die Kammerjose der Prinzessin — breiter, weißer, spitzenbesetzter Schürze und reichgefaltetem Rock . . . kling! kling! die Ladenthür geht . . . ein Kunde nach dem andern kommt, die Thaler Klatschen hart auf zwischen den Acht- und Vierschillingsstücken und Witten (Pfennige), in der Kassenschublade und: Frau Meisterin! Frau Meisterin! schallt es von allen Seiten.

Am Nachmittag desselben Tages hielt der frischgebackene Meister Lehmann die Braut im Arm, fast schwindlig vor Glück. Mit übervollem Herzen und stark zurechtgesetztem Kopfe trotzte er abends zehn Uhr in sein Elternhaus zurück. Ganz dumm und verworren war ihm, als er in der kalten Kammer auf der harten Bettkante saß und langsam ein Hosenbein nach dem andern abzog; was hatte sie doch alles gesagt? — nicht die Hälfte fiel ihm mehr ein. Endlich kroch er unter das dicke, blaugewürfelte Deckbett, schauerte zusammen, streckte sich und dachte: Ach wat! — 't ward all nich so heit eten as 't koalt ward. — — —

Er hatte sich geirrt; ihm war im Laufe der Jahre manches heiße Gericht vorgesetzt worden, an dem er kräftig zu schlucken hatte. Aber des Menschen Wille ist kein Himmelreich.

Der Mutter Einreden in die Brautenschaft, selbst Vater Lehmann's gelegentliches: „Wat id di segg', Andreß! sei hätt'n Düvel in'n Vieu'," fruchteten nichts. Wo sollte der Teufel denn sitzen in diesem zierlichen Mädchenkörper! — Andreß sah sich sein blondes Schätzchen genau darauf an und — beneidete den Teufel.

So kam es, daß der junge Schuster aus all den gründlichen Kopfweiden, die ihm sein Niekling bei jedem Zusammensein angedeihen ließ, dennoch als Chemann hervorging und auch als städtischer Bürger und Innungsmeister.

Jetzt war's aber genug des grausamen Spiels. Endlich wollte er seine Gemüthlichkeit haben, sein Weibchen lieben, seine Pfeife rauchen, seine Supplartoffel mit Speck essen

und die Schuhe nach seinem Gutdünken zuschneiden. Der ewige Kampf mit den Meistern lag ihm noch in allen Gliedern. Die sauberste Arbeit war ihm oft schlecht gemacht worden, bis er eines Tages erklärte, er rühre kein Messer mehr an und nun die zugeschnittenen Stücke in Empfang nahm, zusammenfügte, pechte, nähte, nagelte und dazu fröhlich pfiß. Meister und Geselle standen sich gut dabei.

Und Frau Riele?

Nun, viele Tropfen höhlen den Stein. — Ein Traumbild nach dem andern versank in das Nichts. Zuerst der Laden mit den blinkenden Schaufenstern; denn was soll ein Laden ohne Waare. Fabrikshühnchen war ein unbekannter Begriff, und was aus Meister Lehmanns fleißiger Hand hervorging? Es war eine Unliebenswürdigkeit von der Mittwelt, aber leider Thatsache, außer dem Meister selbst glaubte niemand an seinen Ausspruch: „Was 'n gut arbeit'ler Schuh is, peddt sich zurecht.“

Frau Lehmann sah bald auf ein verfehltes Leben zurück, aber nicht lange, das lag nicht in ihrer Natur. Da war die Zelte — was die Mutter nie erreichen würde, das sollte der Tochter werden: Reichtum, Bornehmheit.

Einstweilen war Frau Lehmann die Gattin eines Fliederschusters, sah hoch über ihre Standesgenossen hinweg, lebte ebensoviel im Konsulhause wie in ihrem eigenen, verdiente manchen blanken Schilling, überließ ihren Mann seinem Schustertisch, seinem Pfeischen, seinem Eischorienkaffee mit Syrupsbrot oder, wenn's hoch kam, seinen Brattarioffeln und fand sich hochherzig mit ihrem Schicksal ab.

Die alte Schwarzwälderuhr, neben der Stubenthür, schlug langsam und träge ihre vier Schläge herunter. Meister Lehmann fuhr in die Höhe, sah etwas wild um sich und dehnte die Arme über dem Kopfe: „Ohui — oh! — — Mudder! wi is es mit'n Kaffee?“ — — — —

Die Hausfrau legte ihre Arbeit bei Seite, ging an den kleinen Wandschrank und holte die irdenen Kümme hervor, dann an die Ofenröhre, der sie die rauchende, braune Kanne entnahm. Flink, ohne viel Geräusch, wie ihre Art war, gruppierte sie alles um den blau bemalten Teller mit Wienerbrot; behaglich sah ihr der Gatte zu.

In diesem Moment, wo er, die Arme auf den Tisch gestemmt, die Düste des Kaffees und frischen Gebäcks in seine breite Nase ziehen fühlte, den Sand des Fußbodens unter dem leichten Schritt seiner hübschen Frau diskret knirschen und die alte Wanduhr behaglich ticken hörte, hätte Christian Treugott Andres Lehmann mit seinem Könige der Welt getauscht.

Mit einem kurzen Ruck schob er sich in die Mitte des ausgeessenen Lebersojas, zog seinen Kumm dicht heran und langte nach dem größten Wienerbrot — es war dick mit Zucker und Zimmt bestreut, Bäcker Böder hatte es gut gemeint — er brach es durch und stippte ein.

„Herein!“

Noch ein Nuscheln vor der Thür, und die statliche Gestalt der Frau Konsul im langen, weiten, seidenen Tragenmantel stand auf der Schwelle. —

„Daß dich der Deib . . .!“ Meister Lehmann hätte beinahe geflucht. Würde ihm nun sein Kaffee kalt werden? —

Frau Lehmann versuchte mit großer Geistesgegenwart sofort mit ihrer schmalen Gestalt den Kaffeetisch zu verdecken. Nicht 'mal die guten Tassen — und keine Kaltwette auf! was mußte die Frau Konsulin von ihr denken!

Die aber ging unentwegt, wie es ihrem Range und Gelde zukam, auf das Sofa zu und saß bereits in der warm und tief eingeseßenen Kühle, als der daraus Vertriebene noch immer verblüfft und unschlüssig aus respektvoller Entfernung seinen dampfenden Kaffeekumm anstierte.

Die Augen der Frau Konsul wanderten über den Tisch: Frisches Wienerbrot, sieh', sieh', wie man hier gut lebte! und dabei immer das Gestöhn von der Lehmann und das ewige Betteln um die abgelegten Kleider — na, sie wußte jetzt Bescheid; den alten, braunen Morgenrock, der nächstens abgesetzt werden würde, bekam Meiersch für ihre Hanne.

„Wat id seggen wull“, begann sie mit ihrer scharfen Stimme, „is mien Albertining nich hier west? id kam ut dei Kirch' un wi wull'n uns hier drapen.“

Meister Lehmann räusperte sich, wollte er sich etwa gar herausnehmen, der Frau Konsul zu antworten? Seine Frau wußte dies jeden-

falls zu verhindern. In devotester Haltung, mit süßlich gespißtem Munde erklärte sie: „Dei jungen Mätens sünd 'n beten weg goahn; wenn Frau Kunselin 'n Ogenblick vertwilen müchten — sei können glier wedder hier sin.“

„Goahn? — wourhen?“ fragte die Frau Konsul scharf, „un jungen Mätens! Göhren sünd't, un hebb'en upp'n Straat nix tau säufen.“ Sprach's und setzte sich fester in der Kuhle zurecht, daß das morsche Möbel leise unter ihr ächzte.

Frau Lehmann lächelte taktvoll weiter: „Na, ein paar Mond, denn is't jo doch so wies; Ostern sollt di Joahr tiebig un dei Konfirmatschion . . .“

„Konfirmation? Ach so, doar heit id nich an dacht, dat stimmt jo ok; Zette ward jo tau Ostern insesent. Wo doch dei Tied vergeht!“

„Un Albertining?“ Noch lächelte Frau Lehmann, aber schon mit blassen Lippen und mit sichtbarer Spannung in den feinen Zügen.

„Dei täutwt noch'n paar Joahr, dei hätt noch Tied. Wat id seggen wull, Lehmann'n, dei Sniderin hätt mi gistern seggen laten, ehr Reihersch künn nich mit kamen, sei hadd sid den Arm braken; id will nu öwers dat blag Sieben'n beten uppmünstert. hebb'en tau'n Rinnerball, denn kamen 'S man morgen hen un helpen uns neihn. 'N beten tau rechter Tied, Lehmann'n! Sei können vörher noch dei blag' Stuw reinmaken. Püh! is dat hier heit!“

Frau Konsul erhob sich umständlich; eine Antwort wartete sie nicht ab. Sie schob sich hinter dem ovalen Sofatisch hervor, nahm die rotkarierte Tischdecke ein Ende mit, sah noch mit einem: „Na nu!“ das eine Art Entschuldigung vorstellen sollte, einen Moment hinter sich und schritt gravitatisch auf die Thür zu.

Frau Lehmann folgte ihr bis vor die Hausthür, bläß wie eine Kalkwand. In des Meisters gedrungene Gestalt kehrte aber sofort das Leben zurück, seine wieder eintretende Gattin fand ihn dicht am Fenster, die breite Nase platt an die Scheiben gedrückt, emsig bemüht noch den letzten Zipfel des konsulischen Kragemantels zu erspähen; dann wandte er sich händerreibend um: „Donnerwedder! is

das 'n Stück in 'ner Wirtschaft! die lebt nich von Restum un Ambrosium, davor steh ich ein. Aber nu uns' Kaffee, Mudding, gewiß eifig kalt.“

Behäglich rutschte er sich wieder in der Kuhle zurecht, seine Frau bediente ihn schweigend; sie selbst rührte nichts an. Der Ausspruch der Konsulin: „dei täutwt noch 'n beten, dei hätt noch Tied,“ war ihr durch Mark und Bein gegangen. Raslos arbeiteten ihre Gedanken, und noch stippte Andres, ihr gegenüber, fleißig weiter, als sie ihren Plan schon fertig hatte. Schön! Dann hatte Zettchen auch noch Zeit, dann wartete sie eben auch. Die Ballschule würde sie verlassen und eine Töchterschule besuchen und viel, viel lernen und Lehrerin werden; ja wohl! Lehrerin. Freilich, ihr wurde das Lernen schwer, sehr schwer; der Lehrer klagte unaufhörlich, und sie saß immer unten an; aber es mußte gehen, einen andern Ausweg gab es nicht. Kamen die Kinder jezt auseinander, war in alle Ewigkeit kein Anknüpfen mehr möglich. Ob sie die Zette gleich in die Falksche höhere Töchterschule gab, auf ein Jahr vielleicht? Ein Jahr war sehr lang, was würde das für Geld kosten — Frau Lehmann gab nicht gern Geld aus — aber hier stand alles auf dem Spiel. Nein, besser wohl erst zu Frau Widlingmaier, wo sie so schön nähen lernten, und dann zu Falks, mit Albertinen zusammen. Ja, so sollte es sein. Gleich morgen; nein, morgen mußte sie zum Nähen gehen; aber übermorgen wollte sie das Kind anmelden. Oh, es würde noch alles gut werden. Hatte Zettchen dann die höhere Bildung, war die reiche Heirat auch viel näher gerückt. Im Konsulhause würde sie die vornehmen jungen Leute kennen lernen. Da war Syndikus Tribsees Sohn, der lief jezt schon hinter ihr her.

Es stappste draußen. Die Thür flog auf, und Zette stürmte herein: „Oh, Mama, wie hungert mir. Ach, ihr seid ja auch noch bei.“ Die runden Augen übersloßen begehrlisch den Tisch, Jacke und Klappe flog auf den nächsten Stuhl, und Zette saß neben der Mutter und schob ihren Kumm hin.

„Ich hab' dich noch'n büschen eingelassen, Kindling,“ sagte Vater Lehmann schelmisch:

freundlich und nahm eine Prise Schnupftabak.

„Wart' du noch bei Albertining, Zettchen?“ fragte Frau Lehmann.

„Mum — mum — jah!“ machte Zette, mit vollen Backen kauend und nickte mit dem Kopfe.

„Hatten sie denn da schon getrunken?“ inquirierte die Mutter weiter.

„Hadschih!“

„Nee — mum — mum — sie waren auch bei.“

„Und gaben dir nichts ab?“ Frau Lehmann's Stimme zitterte stark.

„Mum — mum — nee! — Frau Konsulin sagt, ich sollt' man fix nach Haus gehn, daß mein Kaffee nich kalt würd', du wart'st schon auf mir.“

„Hadschih! — Hadschih! —“ Meister Andres war braunrot im Gesicht und suchte in der Hosentasche herum.

„Hadschih! —“ er vergrub sein mißhandenes Niechorgan in das endlich gesundene rothunte Taschentuch, schneuzte sich energisch und krächte vergnügt: „Dat 's woahr! dat hätt 'n unmünnig Kind beprußt!“

Zette lachte ausgelassen. Frau Lehmann ließ einen langen, verächtlichen Blick vom Gatten zur Tochter gleiten! sie seufzte schwer. Also so stand es schon. Das war noch niemals geschehen, daß man Albertinens Freundin hungrig nach Hause geschickt hatte. Trübe sann sie vor sich hin; was das wohl zu bedeuten hatte, auf das bißchen Essen kam es dort doch nicht an.

Sie hätte es gewußt, wenn sie mit der Frau Konsul auf eine Viertelstunde nur hätte eintreten dürfen in das trauliche Wohnzimmer des großen Hauses am Markt und zuhören, wie Frau Konsul zwischen Bruchstücken aus der Predigt, Toilettenbeschreibung der Kirchenbesucher, Schelten auf das miserable Wetter u. s. w. ganz nebenbei dem Gatten mittheilte: „Du, Batting! Zette Lehmanns ward nu all recht ströpig; 't deißt mi leid um Albertining — sei höllt wat von ehr, övers betet is 't, wenn sei beid' nu mihr uteinander kamen. Sei kann dat Insegenskleed von uns kriegen; oder was meinst du, Brinkvort?“

„Dat richt in, as di paßt, Mudding,“

antwortete der Konsul friedliebend und stülpte ebenfalls ein. Zette aber ward fünf Minuten später von der vorsorglichen Hausfrau schon vom Flur aus nach Hause geschickt: „Sag' deinem Vater man, er solle sich morgen Herrn Konsul seine Stiefel abholen,“ schrie sie der Abtappenden noch aus der Hausthür nach.

#### IV.

„Rein, meine liebe Frau Lehmann, es thut mir sehr leid, Ihnen nicht behilflich sein zu können, aber auf diese Weise geht es wirklich nicht.“

Frau Widlingmaier saß neben Frau Lehmann auf dem Ledersofa, sie besprachen Zettes Zukunft. Nebenan pichte und hämmerte Meister Lehmann und pfiß sein Lieblingslied so laut und hell, daß der Kanarienvogel über der Stubenthür es für seine Pflicht hielt miteinzufallen, und die beiden Frauen oft nicht ihr eigenes Wort verstehen konnten.

„Sehen Sie, liebe Frau Lehmann, wenn Sie mir Ihre Tochter anvertrauen, wollen“, schrie Frau Widlingmaier, „so will ich mein Möglichstes an ihr thun, aber wenn Sie mir sagen, daß sie nachher zu Falts soll, bin ich so zu sagen dabei überflüssig; für'n Notknecht halt' ich mich zu gut. Was ich ausbilde, bilde ich ganz aus.“

Frau Widlingmaier redete das magere Kinn, wiegte ein wenig mit dem Kopf und zog die Hutschleife straffer zu. Man sah die innere Erregung in jedem Fältchen ihres Gelehrten- gesichts zittern. Was dachte sich solche Schustersfrau eigentlich! Sie, die Widlingsmaiern war nun über dreißig Jahre beim Fach und hatte ganz andere Leute unter Händen gehabt wie eine Zette Lehmann. Aber allzu scharf durfte man auch nicht vorgehen, die hier war vom Hochmutsteufel besessen, die war imstande und brachte ihr dummes Göhr gleich zu Falts.

Sie hatte richtig vermutet. Frau Lehmann sann vor sich hin, sie war unzufrieden mit sich, was hatte sie nötig gehabt der Alten das Ganze auf die Nase zu binden; na, es war nun nicht mehr zu ändern. Sie wandte ihr feines, freundliches Antlitz der steif dastehenden, alten Lehrerin zu und sagte so höflich und verbindlich, wie sie es beim Aufwarten im



Konsulhause an Kaffeefränzchentagen an den Damen gesehen und gehört hatte: „Sie haben recht, liebe Frau Widlingmaier, das kann man Sie wohl nicht zumuten, ich werd' mich das noch überlegen.“ Und morgen, dachte sie, gehe ich zu Falk's.

— — Der Nähetag im Konsulhause schlich langsam hin; Frau Lehmann war nicht bei der Sache. Die Schneiderin schüttelte wiederholt den blankgeschüttelten Kopf, und auf dem breiten Gesicht der Hausfrau wetterleuchtete es. Schon ruhte das strenge Auge seit Sekunden mustern auf den lässigen Händen ihr gegenüber, und die fleischige Unterlippe schob sich dräuernd vor, da — schlug es langsam „Acht-Uhr.“ Jetzt lohnt es nicht mehr, dachte die erzürnte Dame; aber ich werde es ihr bei Gelegenheit einreiben.

Frau Lehmann wußte genau, daß sie nicht ohne Mühe davon kommen werde, aber es war ihr ganz unmöglich, ihre abschweifenden Gedanken zusammen zu halten. Noch heute Abend wollte sie zu Fräulein Falk gehen, morgen riß ihr dieser Gang wieder einen ganzen Arbeitstag entzwei, und jetzt hieß es verdienen, solche Schulen waren teuer. Sie packte Schere und Fingerhut in die kleine Handtasche von buntem Plüsch, verzehrte hastig ihr Abendbrot und machte sich auf den Weg.

„'T is man gaud, dat sei siä so spaud't“, murmelte Mamsell Schmidt vor sich hin, „mit'n Reihersä ghä iä nia tauhop nah Hä.“

— — „Das ist ganz unmöglich, liebe Frau. Eine Ballschülerin kann nicht in eine Töchter Schule ersten Ranges übergehen, da fehlen alle Vorkenntnisse“, sagte Fräulein Falk mit scharfer Bestimmtheit und sah sich die Schusterfrau, die da „so mir nichts, dir nichts“ ihr die Tochter anmeldete, von oben bis unten an. „Lassen Sie sie nur ruhig konfirmieren und irgend etwas lernen, was für ihren Stand paßt, das ist viel richtiger. Wie meinen Sie? — Sehr begabt? — na, das kann sie dabei auch gebrauchen.“

Zwischen Thür und Angel wickelte sich die ganze Angelegenheit ab. Das Fräulein verließ eben das Wohnzimmer, um sich in die Küche zu begeben, als auf dem langen, spärlich beleuchteten Flur die schmale Gestalt der Be-

sucherin aus dem Halbdunkel auftauchte und die kurzsichtige Schulvorsteherin erschreckte. Mit einem bündigen: „Sie wünschen? —“ empfangen, verlor Frau Lehmann die Haltung, sehr zu ihrem Ärger — mein Gott, sie kam ja doch eine Schülerin anzumelden; aber das innerliche Raifonnieren nützte nichts. Worte und Gebärden wurden unter Blick und Haltung der Dame vom Stande immer bescheidener und bittender, und schließlich stand sie mit rotem Kopf vor der Hausthür, ohne genau sagen zu können, wie sie dahin gekommen sei.

„Nia mal 'n Stuhl biet't sie mich an!“ murmelte sie erbozt vor sich hin; und so verlegt und geärgert sie sich auch fühlte, ein gut Teil Respekt mischte sich doch in all die verworrenen Empfindungen hinein.

Unentschlossen stand sie noch ein paar Minuten da, bog dann mit schnellem Schritt in die Querstraße ein und lief der Frau Widlingmaier geradewegs in die Arme. —

„Guch!“

„Wie Sie mich erschreckt haben!“

„Ich wollte Ihnen eben aufsuchen.“

„Jetzt? bei nachtschlafender Zeit? Aber es ist wohl wegen der Tochter?“

Sie kommt aus der Wöttcherstraße, sollte sie schon bei Falks abgewiesen sein? — dann wäre sie mir ja sicher, dachte Frau Widlingmaier, schob die spitze Nase noch etwas länger aus dem Backenhute hervor, hob das runzlige Kinn aus dem Umschlagetuch und sprach von ihrer mageren Höhe auf die zierliche Frau, da vor sich, herunter: „Kommen Sie morgen früh vor acht Uhr zu mir, dann bin ich in Schulangelegenheiten zu sprechen.“

Frau Lehmann verbeugte sich und hätte sich gleich darauf dafür ohrfeigen mögen.

\* \* \*

„Nee, Mama! Un wenn du mir totschlägst, ich geh' nich mehr nach Schul, die hab' ich dia“, heulte Zette eine Stunde später, nachdem Frau Lehmann Gatten und Kind von ihren Plänen unterrichtet hatte.

Es war kurz vor dem Zubettgehen, und der Meister gähnte einmal über das andere in langen, tiefen Zügen. Er beteiligte sich mit keinem Wort an der Debatte; die Zette war gut im Zuge, sie trampelte ordentlich; die



würde sich schon durchbeißen, weshalb sollte er sich mit Muttern darüber erzürnen? Er kramte sein Werkzeug auf dem Schustertisch zusammen, langte hinter die Glaslugel und drückte mit dem angefeuchteten Daumen die kleine Öllampe aus; zischend sank das Flämmchen in sich zusammen. Dann horchte er durch die offenstehende Thür nach der Stube hin und sicherte, als er ein klatschendes Geräusch und einen Aufschrei vernahm, in sich hinein: „Doar! der Punkt auf'm I! nu werden sie sich woll geben.“

Hurtig zog er die Kleider ab und nahm seine Stelle auf dem Lager ein, trock aber möglichst an die Wand; heut' war mal wieder der Deibel los.

\* \* \*

So viel Mühe sich auch in den nächsten Wochen die Sonne gab, um die Straßendecke herum in das Häuschen Nr. 2 der Wasserstraße zu scheinen, was Rechtes wurde nicht daraus. Traß einmal ein leichtes Streifchen die Geranienbüschel am Fenster, so badeten sich die hellgrünen Blätter eilig, um dann wieder fröstelnd zusammen zu kriechen und aus den schiefstehenden, irdenen Töpfen heraus trübselig auf die Straße zu lugen. Kimmerte es dann weiter über die verschobene, gehäkelte Kommodendecke, über das verstaubte Ledersofa und den aufgeplusterten Kanarienvogel im ungereinigten Käfig, über Zetten's bodiges, verweintes Gesicht und Frau Lehmann's eingekniffne Lippen, so zerfloß es langsam in ohnmächtigem Kampf mit so viel Düsterei und Bitterkeit.

Nicht leicht fand sich Frau Lehmann mit dieser Enttäuschung ab. Zette hatte hingehen müssen und der Widlingmaiern absagen und sich selbst beim Magister zum Konfirmandenunterricht anmelden; keinen Schritt wollte sie mehr für das ungeratene Kind thun. Meistenteils war sie außerhalb des Hauses, schaffte rastlos und verdiente Geld. So verging Monat auf Monat; und hatte die Frau auch nach gewohnter Art wieder Sauberkeit und Ordnung im Hause hergestellt, zum ordentlichen Behagen kam es nicht.

Vater und Tochter lebten unterdessen ihr eigenes Leben. Des Hausherrn Ruhe und

friedliche Weltanschauung war durch alle diese tief einschneidenden Begebenheiten kaum gestört worden. Er saß wie immer auf seinem Schusterschemel inmitten einer Versammlung von Fußbelleidungen jeder Art, vom ihranigen, hohen Fischerstiefel, der lang hingestreckt, plump, grob und stinkend, mit klaffender Sohle dalag, bis zum kleinen Kinderschuh, den das zierliche Zehchen durchbohrt hatte; alle aber sahen zu ihm auf: schief, krumm, invalid, trübselig — aus großen und kleinen Löchern und bettelten um Hilfe.

Und er half immer; unentwegt, mit stinker, geschickter Hand und fröhlichem Zuspruch. Die Arbeit hatte sich etwas angesammelt. Zettens Konfirmation war doch in Sicht — in die Ballschule noch weiter zu laufen, hatte doch keinen Zweck — und Meister Lehmann mußte in erster Reihe für sein leiblich Kind sorgen. Frau Lehmann hatte zwar von „ebenso gut fertig laufen“ gesprochen, aber da kam sie schön an; hier stand des Meisters Ehre auf dem Spiel. Das stärkste Leder wurde aus dem Vorrat herausgesucht, der Zette für alle Fälle noch mal Maß genommen, und nun ging's los. — Nach wenigen Tagen stellte der fleißige Meister und Vater ein Paar Konfirmationsstiefel für die Einzige auf den Tisch, bei deren Anblick jedem, der etwas davon verstand, das Herz im Leibe lachen mußte. „Döchtling!“ sagte er, stolz auf sein Werk und recht aus frohem, glücklichem Herzen heraus, „das is was für's Labend! Bis zwanzig Joahr kannst du die tragen, vor's Klauswachsen is geforgt;“ und damit zog er einen ansehnlichen Wattepfropfen aus der Stiefelspitze und präsentierte ihn triumphierend den Seinen.

Frau Lehmann hob prüfend die Prachstücke auf: „'n hübschen schwer!“ Sie war gewiß für's „Halten“ und sparen in allen Dingen; aber hatte Zettchen wirklich so große Füße?

Verächtlich sah der Meister ihr zu, dann drehte er sich kurz um; was verstanden Frauensleute von solchen Dingen.

Drinne in der Kammer pollerte er nun gewaltig; geärgert hatte er sich doch, „sie“ hatte auch immer was „gegen an“ — aber als er nun Heerschau hielt über all' das Er-

barmenswerthe um sich herum, besänftigte sich sein Gemüt. Ein Stück nach dem andern nahm er an sich zur vorläufigen Beurteilung und setzte sich mit seinen Patienten wieder in den gewohnten, herzlichen Konnex: „Na, wen haben wir denn hier? Oh Zehrum, Zehrum! Was hat man dich, du armes Kind, gethan! Daß dich! hat Frau Burmeister aber'n Tritt an 'n Leib; kein Fißong mehr in, nich hinten, nich vorn. Süh! süh! Albertining ihre Neuen! auch schon schief gelaufen; wend' dich man keine Lisdörn an, Kindling! Herr Syndikus, wie kommen Sie mir vor! ganz nach eine Seit! Sie werden doch nicht noch überpötig werden auf Ihre alten Tag! Na, denn man 'ran an 'n Baß!“ Meister Lehmann langte nach Knieriemem, Pechdraht und Psriem. —

Frau Lehmann's Gedanken gingen unterdes ganz andere Wege. Sie stand über der mittleren Kommodenschieblade gebeugt, nach gewohnter ordentlicher Art die neue Fußbekleidung der Tochter gleich zu verwahren. Da lag schon alles vorsorglich bereit für den feierlichen Tag: die Wäsche, sauber mit Hohl-saum ausgenäht, der rote, wollene und der weiße Batistunterrock mit der breiten flargestickten Kante, sogar die bunten, perlenbenähten Strumpfbänder. — Trübe schweifte Frau Lehmanns Blick darüber hin. Albertine würde es nicht besser haben können. Wie mühsam hatte sie alles zusammengesparrt und bei Nachtzeiten meistens gestickt und genäht — und was nützte es nun alles? Zwischen den Kindern der kleinen Leute saß ihr Zettchen, ihr Einzigstes, in der Konfirmationsstunde und wurde mit ihnen als gleich und gleich angesehen. Na, wenigstens saß sie noch neben Tischler Wendi's Minna, der hatte doch hinter dem Scharren eine Art Möbelmagazin, und Geld hatten die Leute auch; aber, lieber Gott! Handwerker blieben es allemal, und im Konsul-hause standen solche Leute auf dem Hausflur, die Mühe in der Hand. Mit Minna würde Zettchen also voraussichtlich vor den Altar treten. Wer hätte sich dies denken können! Armes Kind.

Frau Lehmann versank in trauriges Brüten;

sie stieß die Kommodenschieblade zu und setzte sich auf den Stuhl vor ihrem Nähtischchen; mechanisch griff sie nach der Arbeit, ließ sie aber gleich wieder in den Schoß sinken: Zette hatte aber auch viel Schuld. Warum wollte sie durchaus nicht in der Schule bleiben, vielleicht hätte sich Fräulein Falk doch noch be-reden lassen; das unverständige Kind! sich so seine ganze Zukunft zu verderben; sie würde es noch bereuen, dann war es zu spät. — Wie es wohl mit dem Konfirmationskleide werden würde? Frau Konsulin wollte dafür sorgen, das war sehr schön, man hatte nun die große Ausgabe doch nicht; aber, wenn sie nun darauf knickerte, solch dünnes, fluriges Zeug kaufte, ihr war jezt alles zuzutrauen; hatte sie doch gemeint, Zettchen könne als Beichtkleid ganz gut ein altes von ihr, der Konsulin, nehmen. Noch hörte Frau Lehmann den geringschätzigen Ton, mit dem die Frau Konsul das gesagt hatte, sah sich auf der Achterdeel hinter dem Plättbrett stehen, vor sich ihre Brotgeberin mit dem dunkelgrauen, stark abgetragenen Kleide in der Hand: „Wenn Sei dat gaud utwaschen un'n beten uppmünstern, Lehmann'n, dann is't vör Zette noch lang' gaud; uns' Herrgott süht nich upp't Kleed.“

Blas und stumm hatte damals Frau Lehmann das Gewand entgegengenommen, sie konnte es ja sehr gut gebrauchen. — Frau Lehmann konnte alles gebrauchen —; aber ihr so etwas zu sagen von ihrem Kinde, der Freundin Albertinens — nicht 'mal ein neues Kleid zur Beichte! Da war doch die Frau Syndikus Triebsees ein gut Teil anständiger gewesen, die hatte der Hanne Meier ein himmelblaues Beichtkleid geschenkt; wunder-schönes Zeug, reine Wolle. Meiersch hatte es ihr gestern über den Hofzaun hinüber gezeigt und mit den dicken, schmierigen Fingern immer daran herumgeknöfelt; Frau Lehmann hätte es ihr aus der Hand reißen mögen, was that so'n Paß mit solchen schönen Sachen!

Wo wohl die Zette war? Frau Lehmann erhob sich seufzend, es war ein rechtes Kreuz mit dem Kinde, immer herumströpen und zu nichts Lust und Sinn. (Fortsetzung folgt.)



# Lily Brauns „Frauenfrage“.

Von

Dr. Robert Wilbrandt.

Nachdruck verboten.

**N**icht immer haben die Leute, die über ein Buch schreiben, sich schon vorher eingehend mit dem Thema beschäftigt, das darin behandelt wird. Dem entspricht dann oft der Wert der Kritik.

Um den Lesern dieser Zeitschrift eine Buchbesprechung der angedeuteten Art zu ersparen, will ich über die ersten 99 Seiten von Lily Brauns Buch<sup>1)</sup>, die die geschichtliche Entwicklung der Frauenfrage von der Urzeit bis zum 19. Jahrhundert darstellen, weder berichten noch urteilen. Es fehlt mir an den jahrelangen, eingehenden Studien, die nötig wären, um mit Sachkenntnis Frau Brauns geschichtliche Darstellung kritisch würdigen zu können.<sup>2)</sup>

<sup>1)</sup> Lily Braun, „Die Frauenfrage“, ihre geschichtliche Entwicklung und ihre wirtschaftliche Seite (Witzel, Leipzig).

<sup>2)</sup> Nur auf einen auffallenden Fehler sei aufmerksam gemacht. Frau Braun sagt Seite 59 von Christine de Pisan: „Ihr Roman von der Rose, ihre geistvolle Geschichte Karls V. machten ihr über die Grenzen ihres Vaterlandes hinaus einen Namen.“ Tatsächlich hat Christine de Pisan keinen Roman von der Rose geschrieben, sondern „den berühmtesten Roman ihrer Zeit, den ‚Roman von der Rose‘, wegen der zügellosen Darstellungen und frechen Verhöhnungen der Frauen, die er enthielt“, lebhaft angegriffen. (Vgl. „Dokumente der Frauen“ Bd. VII, Nr. 1, Eine Verteidigerin der Frauen im Jahre 1369, von Dr. Elise Richter, Wien.) Lily Braun hätte dies aus dem von ihr besprochenen Buch „Mutterschaft und geistige Arbeit“ von Adele Gerhards und Helene Simon (Seite 208) erfahren können.

Anm. d. Red.: Für eine zweite Auflage dürfte sich wohl eine genaue Durchsicht auch dieses Teils empfehlen, da sich eine nicht unbedeutende Anzahl von Ungenauigkeiten und Irrtümern eingeschlichen hat. Nur einige seien hier vermerkt: S. 31. Hildegard von Bodelheim (nicht Bodelheim) lebte nicht im 11., sondern im 12. Jahrhundert. — S. 33. Der Streit der Priester von Macen, ob das Weib eine Seele habe, ist nicht sagenhaft. Vgl. darüber den Bericht von Gregor v. Tours (Ausg. von Giesebrecht, II. Bd., S. 79 f.), der als durchaus zuverlässige Quelle gilt. — S. 61. Das Buch von Agrippa von Nettesheim De nobilitate etc. erschien nicht 1505 sondern 1529, und die erste deutsche Übersetzung erschien bereits 1540 (Johann Heroldt). Die von Lily Braun citierte von 1721 ist eine Rückübersetzung aus dem Französischen. — S. 65. Die dem Buch von Mrs. Stopes entlehnten Ausführungen über das Wahlrecht der Frauen in England sind teils ungenau, teils unrichtig. Das Buch von Mrs. Stopes ist agitatorisch gefärbt und in einzelnen Punkten unzuverlässig. — S. 92. Anm. 3. Mary Wollstonecraft: Vindication of the Rights of Woman ist nicht von Salzmann übersetzt, sondern nur von ihm mit einem Vorwort und Anmerkungen versehen. — S. 112. Das Englishwoman's Journal ist 1858, nicht 1875 gegründet worden. — S. 112. Ein Lehrerinnenseminar ist 1846 in England nicht gegründet worden. Das erste Training College für Elementarlehrerinnen entstand Ende der dreißiger Jahre in Battersea. Ein Training College für Sekundärunterricht entstand erst 1878 (Maria Grey Tr. C.). Auf der von Lily Braun als Quelle genannten Seite von Schaible finden sich keine Angaben über Lehrerinnen-seminare. (Vgl. C. S. Bremner, Education of Girls and Women in Great-Britain, London 1897. IV., S. 164 ff.). — S. 126. Die Angaben über Newnham und Girton College sind inkorrekt. Sie finden sich in dieser Weise in keiner der beiden angegebenen Quellen. — S. 146. Die Realkurse für Frauen zu Berlin wurden nicht vom Verein Frauenwohl gegründet, sondern vom „Wissenschaftlichen Centralverein“ und zwar auf einen Antrag vom 26. 12. 1888, unterzeichnet: Helene Lange, Dr. med. Franziska Tiburtius, Minna Cauer. — S. 148. Die Angaben über die Vorbildung zum Oberlehrerinnen-examen sind unvollständig und ungenau. Die Humboldtakademie kommt als Vorbereitung für dies Examen gar nicht in Betracht. — S. 148. Das medizinische Doktorexamen steht den Frauen nicht, wie Lily Braun sagt, überall offiziell offen, sondern, was sie nicht erwähnt, das medizinische Staats-examen. Die Promotion untersteht in der medizinischen Fakultät denselben Bedingungen wie in jeder andren. — Wenn auch selbstverständlich der Wert eines Buchs wie das Braunsche nicht von der Genauigkeit dieser und ähnlicher Daten abhängt, so wäre sie doch sehr wünschenswert.

Auf dem andern Gebiete, das Frau Braun auf den übrigen 458 Seiten ihres Buchs behandelt, habe ich das Unglück, selbst thätig zu sein; das Unglück, denn wenn ich da mehr zu bekämpfen und zu tadeln als zu unterstützen und zu loben finde, so wird man, da ich auf demselben Gebiet arbeite, vielleicht die Mißgunst der Konkurrenz in meinen Worten wittern.

Trotz dieses Bedenkens halte ich es für nötig, auszusprechen, was ich über Lily Brauns Behandlung der wirtschaftlichen Seite der Frauenfrage zu sagen habe. Denn das Buch ist elegant, zuweilen sogar packend und hinreißend geschrieben, es verblüßt durch die Menge des Stoffs, über die es hingeleitet, und es bringt auch thatsächlich viel Anschauliches und Anregendes, viel bitter Wahres; es erntet daher nicht nur im sozialdemokratischen Parteilager, sondern auch in der bürgerlichen Presse, auch in der Frauenbewegung, Lob und Zustimmung. Eine Wirkung auf breite Massen scheint ihm sicher. Diese Wirkung aber halte ich nicht für unbedingt gegenstandsreich.

Zunächst erweist sich die wissenschaftliche Gründlichkeit und Genauigkeit des Buches bei näherem Zusehen nicht immer als echt. Dafür einige Beispiele. Lily Braun spricht von 365 005 Handelsgehilfinnen in Deutschland und berechnet, daß von ihnen mindestens 105 851 allein stehen und von diesen beinahe 17 000 von dem Ertrag ihrer Arbeit nicht leben können (S. 358). Thatsächlich aber giebt es nicht 365 005, sondern alles in allem etwa 90 000 Handelsgehilfinnen in Deutschland. Der Fehler ist wohl daraus zu erklären, daß Frau Braun eine Stelle der Reichsstatistik, an der nicht von Handelsgehilfinnen, sondern von Gehilfinnen in Handel und Verkehr (darunter Kellnerinnen, Küchenmägde, mithelfende Angehörige, Post- und Eisenbahnbeamtinnen u. s. w.) die Rede ist, in der Eile<sup>1)</sup> mißverstanden und auf die Handelsgehilfinnen bezogen hat.

Mangelnde Vorsicht in der Benutzung der Statistik liegt auch den internationalen Vergleichen zu Grunde, die Frau Braun (S. 171 bis 181) aufstellt; sie verwirrt sich infolgedessen in unlösbare Widersprüche. Nach ihren Angaben (S. 177) hätten England und Frankreich, mehr als Amerika, die relativ meiste bürgerliche Frauenarbeit; sie erklärt das daraus, daß die höchste Beteiligung der Frauen am bürgerlichen Erwerbsleben da zu finden sei, wo der Frauenüberschuß stark und zugleich der Zugang zu den Berufen nicht erschwert ist: nach S. 157 und 161 der „Frauenfrage“ hat aber Frankreich den geringsten Frauenüberschuß. Ferner ergiebt ihre Vergleichung der Erwerbsarbeit der Ehefrauen in verschiedenen Ländern, daß (S. 181) im zurückgebliebenen Österreich die Erwerbsarbeit der Ehefrauen in bürgerlichen Berufen viermal so verbreitet ist als im vorangeschrittenen Amerika; danach ginge die „Entwicklungstendenz“ auf Verminderung der eheweiblichen Erwerbsarbeit, nicht auf ihre Vermehrung, wie Lily Braun (S. 174) behauptet. Alle solchen Widersprüche lösen sich leicht, wenn man die Unvergleichbarkeit der zu Grunde gelegten Statistiken beachtet. Wie in der Reichsstatistik (Bd. 111 S. 262 bis 279) und ähnlich von Prof. Rauchberg (in Braun's Archiv Bd. 15 S. 364 ff.) ausdrücklich hervorgehoben wird, sind die Statistiken der einzelnen Länder namentlich über Frauenarbeit und die dabei so wichtige Mithilfe von Angehörigen so verschieden angelegt, daß eine unkritische Vergleichung ihrer Ergebnisse notwendig zu falschen Schlussfolgerungen führen muß. In den Vereinigten Staaten wird die Mitarbeit der Angehörigen (der Ehefrauen, Töchter u. s. w.) nicht als erwerbend betrachtet (mit unwichtigen Ausnahmen); in England ebenfalls nicht; in Österreich dagegen wird sie nicht nur mitgezählt, sondern

<sup>1)</sup> Aus Eile oder Flüchtigkeit erklären sich wohl auch Sätze wie der folgende: (S. 149) „Im Jahre 1867, als in England und Frankreich Frauen schon mit Erfolg im Post- und Telegraphendienst standen, erregte die darauf bezügliche erste Petition des Allgemeinen Deutschen Frauenvereins im Reichstag des Norddeutschen Bundes nichts als schallende Heiterkeit, die sich fünf Jahre später, unter Führung des Staatssekretärs von Stephan wiederholte, und nur insofern einen Fortschritt in der Stimmung zum Ausdruck brachte, als sie dem Reichskanzler zur Berücksichtigung überwiesen wurde.“





an die Stelle jedes solchen Heimarbeitsnebenerwerbs täglich achtstündige Fabrikarbeit oder andere Außerhaus-Erwerbsarbeit der Frauen mit Kindern zu setzen.

Ein ähnliches Prinzip liegt Lily Brauns Auffassung von der Frauenarbeit in der Landwirtschaft zu Grunde. Sie möchte die „in und durch die Familie ausgebeuteten Kräfte“ (S. 260) der weiblichen mitthätigen Angehörigen in der Landwirtschaft wie in der Industrie in Arbeiterinnen des Großbetriebs überführen, während tatsächlich die Bäuerin und die Bauerstochter einen nicht nur viel zahlreicheren, sondern auch viel gesünderen und wünschenswerteren Typus weiblicher Berufsarbeit darstellt als etwa die Landarbeiterin oder Sachfengängerin. Will man für die Gegenwart und für eine absehbare Zukunft die Lage der Frauenarbeit zu heben suchen, so kann das in der Landwirtschaft nur durch Beförderung des Bauerntums geschehen: das erfüllt den gerade in den besten Landarbeiterfamilien erwachten Wunsch nach Selbstständigkeit, das schafft ein weites neues Gebiet gesunder Frauenarbeit auf dem Lande, das hält die Landmädchen am meisten von den Städten fern und vermindert so ihr furchtbares Überangebot in den städtischen Berufen. Von alledem will Lily Braun das Gegenteil. Sie sieht in der Wanderarbeit einen Fortschritt, „der die Landarbeiter aus ihrer elenden Lage befreien helfen wird“ (S. 387), während tatsächlich die Wanderarbeit, vor allem die ausländische, die Landarbeiter Ostdeutschlands proletarisiert und verelendet. Sie hält „die Landflucht einheimischer Arbeiter und die Einwanderung fremder Saisonarbeiter, durch die beide Kategorien höheren Kulturstufen zugeführt werden“ (S. 525), für zwei Wanderbewegungen, „die auf dem Wege gesunden Fortschritts vor sich gehen“; tatsächlich bewirkt die mit dem Großgütersystem und den ausländischen Wanderarbeitern zusammenhängende Landflucht ein jammervolles Zusammendrängen, vor allem von Frauen, in den Städten, eine Masse von Elend und Prostitution, die nicht zu sein brauchte, wenn durch einen breiten Bauern- und Arbeiterpächterstand im deutschen Osten den Frauen auf dem Lande ein gesundes Arbeitsgebiet, in dem sie wurzeln würden, gegeben wäre.

Das alles beruht bei Lily Braun auf einer mit Kautskys verzierter Darstellung der Bauern zusammenhängenden sonderbaren Auffassung des Bauerntums: „Auch der Bauer und die Bäuerin, die keine Lohnarbeiter beschäftigen, sondern sich von früh bis spät allein abrackern, um sich vom Ertrage ihrer Mähen zu ernähren, sind, trotzdem sie auf eigenem Grund und Boden stehen, nichts anderes als Proletarier“ (S. 369). Wenn man mit dem Wort Proletarier überhaupt noch einen Begriff verbinden will, so kann jedenfalls der Bauer, der die Produktionsmittel selbst besitzende Produzent, der mit Liebe und Freude, mit Anstrengung und Sorge sich an seinem Eigenen müht, seine Frau und seine Kinder nicht dem Kapitalisten in den Rücken schicken muß, sondern durch das Familieninteresse verbunden, mit ihnen gemeinsam arbeitet — so kann der Bauer in dem Begriff Proletarier jedenfalls nicht Platz finden. Ebenso falsch ist es, wenn Lily Braun (S. 368) die westdeutschen Heuerleute, die tatsächlich sehr viel günstiger gestellt und sehr viel zufriedener sind als die ostdeutschen Landarbeiter, mit jenen zusammen behandelt, ohne hervorzuheben, daß die Heuerlingsfamilie den Typus selbständiger kleiner Landwirtschaft darstellt, der in der ostdeutschen Landarbeiterschaft leider mehr und mehr fehlt. Auch hier ist Frau Braun durch ihre sozialistischen Ideale gehindert, das nachzufühlen, was dem Landvolk teuer ist: Familienarbeit und eigne selbständige Wirtschaft.<sup>1)</sup>

Das „Märchen von den braven Landmägden und den blühenden Landkindern“ ist für Lily Braun (S. 377) überhaupt ein überwundener Standpunkt; das Melken nennt sie „gesundheitschädlich“ (S. 378); sie meint, daß die Gesamtjahreseinnahme

<sup>1)</sup> Über die hier berührten, in solcher Kürze nur skizzenhaft darstellbaren Landfragen verweise ich vor allem auf die Schriften des Vereins für Sozialpolitik, Bd. 53, 54, 55, 58, besonders die Untersuchungen von Max Weber, auf Sering's Aufsatz „Die Agrarfrage und der Sozialismus“ in Schmollers Jahrb. Bd. 23, IV., sowie auf C. Dalloz, die Lebensfähigkeit der städtischen und ländlichen Bevölkerung, Leipzig 1897.

der Magd 295 bis höchstens 400 Mark betrage, somit keine andere als „die beinahe typische Jahreseinnahme aller schlecht gestellten Proletarierinnen“ sei (S. 371). Gegenüber diesen Behauptungen sei bemerkt, daß nicht nur der Augenschein, sondern auch die tatsächlich größere Lebensdauer des Landvolks (nach Vallods Berechnungen) das „Märchen von den drallen Landmägden“ u. s. w. als etwas Wirkliches bestätigt, daß Beweise der Gesundheitschädlichkeit des Melkens von Frau Braun nicht erbracht werden, und daß Lohnberechnungen und Vergleichen wie die zwischen dem Lohn der ländlichen Magd und der städtischen Arbeiterin sehr mit Vorsicht zu behandeln sind. Die tatsächlich typische Jahreseinnahme von 300 bis 400 Mark, die z. B. die Berliner Konfektionsnäherin, sobald sie allein steht, zu hungerndem Hinsiechen — oder zur Schande — zwingt, kann bei der Magd auf dem Lande eine die Gesundheit sichernde Entlohnung bedeuten, von der noch zurückgelegt werden kann. Denn vor allem wird der Wert von Kost und Wohnung in solchen Berechnungen viel zu gering angeschlagen, als daß eine Vergleichung mit den Löhnen der Stadt möglich wäre. Zu einer Vergleichung mit den Löhnen in Berlin müßte die (meist völlig aus-reichende) Verpflegung der Magd mit etwa 300 bis 500 Mark in Anschlag gebracht werden; rechnet man dazu den Haarlohn, der nicht selten 150 Mark und mehr beträgt, im Reichsdurchschnitt jetzt etwa 100 Mark erreicht haben mag, so zeigt sich, daß die Magd nach Lohn und körperlicher Lebenshaltung besser gestellt ist als die Industrie-arbeiterin, deren Durchschnittslohn auch in der großstädtischen Fabrik kaum mehr als 500 Mark beträgt, dabei aber für alle großstädtischen Bedürfnisse genügen muß.

Wir berühren damit die schwierigen Fragen der Frauenlöhne und die damit verknüpften noch schwierigeren der Konkurrenz der Geschlechter. Auch hier bietet Lily Braun viel Wertvolles, aber noch mehr Zweifelhafte und Unhaltbare. Sie findet, zweifellos mit Recht, in den auch bei scheinbar gleicher Arbeit verschiedenen Leistungen, die mit geringerem Alter, geringerer Berufsbildung, geringerer Übung und geringerer Körperkraft zusammenhängen (Seite 293 ff.), einen Hauptgrund der geringeren Entlohnung der weiblichen Arbeiter; einen andern darin, daß die Arbeiterin, auch wenn sie tatsächlich das Gleiche wie der Arbeiter leistet, sich mit weniger zufrieden giebt, weil sie oft nicht den vollen Unterhalt zu verdienen braucht, weil sie im Beruf nicht ihr Lebensinteresse findet u. s. w. Hier übersieht jedoch Frau Braun bereits einen wichtigen Faktor: das tatsächlich größere Erwerbsbedürfnis des Mannes, der im allgemeinen darauf rechnen muß, von seinem Verdienst eine Familie begründen zu können. Im Proletariat, wo dies schon zwischen dem 20. und 30. Jahr zu geschehen pflegt, nimmt der Mann, wenn auch oft die Frau mitverdient, ungefähr im selben Maß die Erhaltung der Familie auf sich, als die junge Arbeiterin die Erhaltung ihrer selbst auf sich nimmt: er hat durchschnittlich nicht ganz eine Familie, sie durchschnittlich nicht ganz einen Menschen zu erhalten. Dieses tatsächlich verschiedene Erwerbsbedürfnis der beiden Konkurrenten läßt mich zweifeln, ob es gerechtfertigt ist, die Arbeiterin, wenn sie sich (für dieselbe Leistung) mit weniger Lohn als der Arbeiter zufrieden giebt, als „Schmutzkonkurrentin“ zu bezeichnen. (So Lily Braun Seite 223.)

Noch weniger berechtigt ist es, wenn Frau Braun Dinge, die bei der proletarischen Frauenarbeit in sehr viel größerem Umfang verbreitet sind, als etwas „für die bürgerliche Frauenarbeit charakteristisches“ hinstellt (S. 188). „Eine große Zahl der Arbeit suchenden Frauen ist nicht vollständig auf ihre Erträgnisse angewiesen;“ sie sind „in der Lage, die Männer, und, was noch schlimmer ist, die wirklich Not leidenden weiblichen Konkurrenten zu unterbieten. Und sie thun das skrupellos. Es fehlt ihnen jedes Solidaritätsgefühl.“ Das alles wirft Frau Braun den bürgerlichen Frauen als etwas für sie Charakteristisches vor — während genau dasselbe (nach Frau Braun selbst, S. 223 und S. 298 ff.) eine Hauptursache der geringen Entlohnung der Arbeiterinnen ist. Gerade im Proletariat sind die verheirateten Fabrikarbeiterinnen, die meist nicht einmal einen vollen Arbeiterinnenlohn, sondern nur eine Ergänzung des Verdienstes ihres Mannes zu erarbeiten haben, besonders gefährliche Lohnrückerinnen. Und es ist angesichts der Zustände im Proletariat, wo trotz allgemeiner Not die Frauen-Lohnfrage noch kaum Ansätze zu einer glücklichen Lösung zeigt, ein schlechter

Trost, wenn Lily Braun von den bürgerlichen Frauen sagt: „Erst eine wirklich allgemeine Not wird das Ferment werden, das sie zusammenschmiedet und wird die Lohnfrage lösen helfen.“ Noch weniger ist es logisch, wenn sie dann fortfährt: „So lange aber Beamtentöchter durch Bureaudienst nur Toilettengeld zu verdienen wünschen, und junge Damen sich die Langeweile wegpinseln und wegsticken, solange wird ein erfolgreicher Kampf um Gleichstellung mit dem Mann im Erwerbsleben nicht zu Ende geführt werden können.“ (S. 188.) Denn die Gleichstellung mit dem Mann wird viel weniger dadurch erschwert, daß viele Frauen nicht den vollen Lebensunterhalt zu verdienen brauchen, als vielmehr dadurch, daß die Männer als Familienväter ungefähr das Doppelte von dem verdienen müssen, was eine auf sich gestellte gleichaltrige weibliche Berufstätige nötig hat. Endlich aber völlig unlogisch ist es, wie Frau Braun die „Schmutzkonkurrenz“ zu vermindern denkt. Sie sagt (S. 538): „Wir haben gesehen, daß die niedrige Entlohnung der Frauenarbeit meist auf ihre geringere qualitative oder quantitative Leistungsfähigkeit zurückzuführen ist. Es läge demnach sowohl im Interesse der Frauen, als in dem der Männer, denen sie Schmutzkonkurrenz machen, ihre Leistungen zu erhöhen, d. h. ihnen eine der männlichen gleichwertige Ausbildung zu teil werden zu lassen.“ In diesen beiden Sätzen stecken folgende Fehler. Es ist in keiner Weise „Schmutzkonkurrenz“, wenn jemand für geringere Leistungen geringeren Lohn erhält, und für den Mann hat es nicht den mindesten Schaden, wenn neben ihm ein Weib, das Geringeres leistet als er, dafür auch geringer bezahlt wird; die Schmutzkonkurrenz, wenn man sie überhaupt als solche bezeichnen will, kann erst in dem Augenblick beginnen, wo das Weib dasselbe, Gleichwertiges und gleich viel, leistet als er, dafür aber weniger Bezahlung fordert, also ihn unterbietet, verdrängt oder seinen Lohn herabdrückt. Erst durch eine der männlichen gleichwertige Ausbildung würde es also auf den Gebieten, wo sie bisher der schlechteren Ausbildung wegen Geringeres leisteten, den Frauen ermöglicht sein, „Schmutzkonkurrenten“ des Mannes zu werden. Deshalb ist es ja auch von jeher das Streben egoistischer engherziger Männer, die Frauen von der gleichwertigen Ausbildung zu ihrem Beruf auszuschließen. Doch will ich in dieser äußerst schwierigen und verwickelten Frage ebenso wenig die Männer wie die Frauen beschimpfen. Es möchte mir sonst ergehen wie Lily Braun, die S. 439 darin, daß in England von 1282 Gewerkvereinen bisher nur 111 sich entschlossen haben, weibliche Mitglieder zuzulassen, einen eklatanten Beweis dafür sieht, „wie festgewurzelt die Vorurteile gerade die englische Arbeiterschaft beherrschen“, S. 445 aber sagt: „Wenn manche Gewerkvereine sich den Frauen verschließen, wie die der englischen Bürstenmacher, der Perlmutterknopfsarbeiter oder der Kettenaufbäumer und Zwirner, so geschieht es in der Annahme, daß der Eintritt der Frauen ein Herunterdrücken der Gewerkschaftsbedingungen notwendig nach sich ziehen müsse. Wie berechtigt das ist, sehen wir daran, daß die Lohnsätze der Industrien mit starker Frauenbeteiligung sich nach den Frauenlöhnen und nicht nach den Männerlöhnen zu regeln pflegen.“

Ein gewisser Trost könnte es sein, wenn Lily Brauns Behauptung (S. 261), daß mit dem Fortschritt der Industrie die Frauenarbeit sich mehr und mehr auf bestimmte Berufe konzentrierte, richtig wäre; denn dann würde wenigstens die familienzerstörende Herabdrückung auch der Männerlöhne durch die Frauenlöhne allmählich abnehmen. Aber in der Wirklichkeit ist von solcher mit der Industrie-Entwicklung fortschreitender Konzentration der Frauenarbeit auf bestimmte Berufe wenig zu finden. Gewiß giebt es solche Berufe, die allmählich, in qualvollem Niedergehen der männlichen Löhne oder in Verdrängung gelernter männlicher durch ungelernte weibliche Arbeiter, aus Männer- zu Frauengebieten werden. Im allgemeinen aber ist das für die Gegenwart Charakteristische gerade das Gegenteil: auf immer neuen Gebieten findet sich Gelegenheit für das eine oder für das andere Geschlecht einzudringen; was so allmählich — aber auch nur für unbestimmte Zeitdauer — entsteht, ist eine Trennung nicht nach Gebieten oder Berufen, sondern nach Arbeitsverrichtungen, nach einzelnen Posten. Unrichtig ist auch Lily Brauns Behauptung (S. 260): „Nur in Zeiten



wirtschaftlichen Niedergangs kann von einem Verdrängen der männlichen Arbeiter die Rede sein.“ Vielmehr zeigen die Jahresberichte der Gewerbeaufsichtsbeamten gerade in den lebhaftesten Aufschwungszeiten der letzten Jahre ein nur zu oft bemerkbares Verdrängen namentlich streikender Männer durch weibliche Streikbrecher und ein noch häufiger hervortretendes Streben der Fabrikanten, in der Zeit des besten Gewinns ihn durch Ersetzung der teuern männlichen durch die billigere weibliche Arbeit noch zu vermehren. Es ist dadurch, wie Oberregierungsrat Wörishöffer, der Vorstand der badischen Fabrikinspektion, treffend bemerkt, nicht selten außer dem tatsächlichen, durch die Industrieklüte hervorgerufenen Arbeiterinnenmangel noch ein scheinbarer Mangel an Arbeiterinnen entstanden, der nur darin bestand, daß nicht Arbeiterinnen genug da waren, um in dem gewünschten Umfang die Männer durch sie ersetzen zu können. In diesem schließlich eintretenden, von den Unternehmern laut beklagten Mangel an Arbeiterinnen, nicht darin, daß die industrielle Entwicklung „ruhiger fortschreitet“ (Lily Braun S. 255) ist die Ursache dafür zu finden, daß in den fieberhaftesten Aufschwungsjahren zuletzt die Zunahme der Fabrikarbeiterinnenzahl geringer wurde.

Ein Mittel, um zu hindern, daß der Unternehmer, der die weibliche Arbeit ihrer Billigkeit wegen vorzieht, die schlechter bezahlte Arbeiterin (ihre Nachgiebigkeit auch hier ausnützend) durch ausbeuterische Überanstrengung auch noch mehr schädige als den Arbeiter, ist der gesetzliche Arbeiterinnenschutz. Er setzt voraus, daß die weibliche Arbeit mehr als die männliche des Schutzes bedarf; daß der weibliche Körper nicht derselben Schädigung ausgesetzt werden dürfe als der männliche, und daß die Arbeiterinnen nicht im Stande seien, sich selbst vor einer solchen Überanstrengung zu schützen. Der eine Teil dieser Voraussetzung, die durch zahlreiche medizinische und nationalökonomische Erfahrungen bestätigte Ansicht, daß der weibliche Organismus gegen Schädigung durch die gewerbliche Arbeit mehr als der männliche geschützt werden müsse, wird von Lily Braun bestritten. Sie meint überhaupt (S. 189): „Würde der Entwicklung der weiblichen Muskelkraft eben solche Aufmerksamkeit geschenkt wie der der männlichen, so dürften die Frauen dem Durchschnitt der Männer zweifellos gleichkommen, das lehren die weiblichen Akrobaten und Hochtouristen, ganz abgesehen von den Lastträgerinnen, Steinarbeiterinnen, Schnitterinnen u. s. w., zur Genüge.“ Einen ähnlichen Ausgleich der Körperkraft erwartet sie auch von der weiteren Maschinenentwicklung, die die starke Muskelkraft entbehrlich mache, so daß der Mann „durch Mangel an Übung notwendig an Kraft verlieren wird.“ (S. 265).

Lassen wir es dahingestellt, ob über unsere Gräber einst Männer und Frauen von gleich starker Körperkraft schreiten werden. Halten wir uns an die Gegenwart und die nächste Zukunft: an die Arbeiterinnen, die jetzt in der Industrie arbeiten, und an die Kinder, deren Mütter sie werden. Unter solchen Wirklichkeitsgesichtspunkten können wir schwerlich Frau Braun Recht geben, wenn sie meint (S. 499), daß bei uns der Knabe zwischen vierzehn und sechzehn Jahren „ebenso der Schonung bedarf wie das Mädchen.“ Die Erfahrungen der Ärztin lauten anders.<sup>1)</sup> Vor allem in den Entwicklungsjahren bedarf der weibliche Organismus größerer Schonung als der männliche, seiner selbst wegen und der künftigen Kinder wegen, an denen sich die gestörte geschlechtliche Entwicklung der Mutter durch ihre Unfähigkeit zu gesunder Mutterschaft rächt. Nicht minder gilt das für die übrigen der Mutterschaft vorangehenden Jahre. Es bleibt daher ein besonderer Schutz der weiblichen Arbeit nötig, den folgerichtig auch Lily Braun als berechtigt anerkennen mußte. Sie sagt: „Nur soweit die Frau die Verantwortung für die Existenz und die Gesundheit eines anderen Menschen, ihres Kindes, trägt, hat sie Anspruch auf besonderen Schutz, der sich, seiner inneren Bedeutung nach, weniger als Arbeiterinnen-, denn als Kinderschutz charakterisiert.“ (S. 537.) Da dies, wie wir gesehen haben, auch für die Jahre vor der Mutterschaft zutrifft, so widerlegt Lily Braun schon hierdurch die auch von ihr vertretene Ansicht, das Bedürfnis nach Arbeiterschutz sei „für beide Geschlechter dasselbe“, der bisherige

<sup>1)</sup> Vgl. Dr. Agnes Bluhm, Weyls Handbuch der Hygiene, Bd. VIII, S. 83 ff.

ausgebreitere Schutz der Arbeiterinnen habe „keine prinzipielle Bedeutung“ und sei nur der „notwendige erste Schritt zu allgemeiner, gleichmäßiger Regelung.“ (S. 537.) Selbst wenn die jetzt durchschnittlich geringere weibliche Körperkraft einst der männlichen gleichkommen sollte — woran ich einstweilen zweifle —, und wenn das weibliche Geschlecht von „seiner ganzen künstlich gesteigerten Entartung (durch verkehrte Erziehung, unhygienische Kleidung, schlechte Ernährung, — viel schlechter als die der Männer —, doppelte Arbeitslast, sobald es sich um Verheiratete handelt, vor allem aber durch Hungerlöhne)“ befreit würde, so bliebe doch noch der besondere Arbeiterinnenschutz nötig. Wir können es also dahin gestellt sein lassen, ob wirklich „die geringere Widerstandskraft der Arbeiterin gegen gewerbliche Schädlichkeiten“ ausschließlich die Folge dieser „künstlich gesteigerten Entartung sei“ (S. 498), oder ob auch hier anererbte Unterschiede vorliegen, die von der modernen Erklärungsweise aus der Anpassung an die äußeren Umstände übersehen werden; ob es sich nicht vielleicht zum Teil um Unterschiede handelt, die aus der Anpassung des weiblichen Organismus an die Aufgaben der Mutterschaft immer wieder entstehen und sich immer wieder vererben müssen, auch wenn die übrigen äußeren Umstände so günstig als möglich gestaltet werden.

Endlich muß ich die beiden Grundtendenzen erwähnen, die dem ganzen Buch von Anfang bis zu Ende die Richtung geben, ja nicht selten im einzelnen die Dinge wenden, wie es das Dogma verlangt. Sie haben eine halbtheoretische, halbpraktische Bedeutung. Mehr ins Feld der Theorie gehört der eine Gedanke: Alles geht aus ökonomischen Ursachen hervor, alles fließt in einer unaufhaltsamen Entwicklung. Frau Braun führt dieses moderne Dogma so weit durch, daß sie behauptet, die rasche Zunahme der weiblichen Studenten zeige „die wachsende Not, die sie zur Erwerbsarbeit treibt.“ (Seite 181.) Ich wünschte, die „Not“ würde allgemein so wachsen, daß recht viele Familien in der Lage wären, ihre Töchter an der Universität ihren Erwerbsberuf erlernen lassen zu können! Seltsam, gerade diejenigen, die selbst alles nach Ideen zu gestalten streben, in ihrem Denken und in ihrem Handeln von Theorien gelenkt sind, wollen nur wirtschaftliche Ursachen als Triebfedern gelten lassen. Sie sollten wenigstens, wenn dies vom Parteidogma nun einmal vorgeschrieben ist, beachten, daß dieselbe ökonomische Ursache auf den zwei Seiten derselben Sache verschiedene Wirkungen hervorbringen kann: auf der einen Seite Überlastung und leibliche Not, die zur Erwerbsarbeit zwingt, auf der andern Seite Beschäftigungslosigkeit und seelische Not, die nur in einer Berufsarbeit Rettung findet.

Die ökonomischen Ursachen, der unaufhaltsame Fluß der Entwicklung, der aus ihnen hervorgeht, sie haben aber auch ihre praktische Bedeutung. Was gewünscht wird, was aus geglaubten Ideen und aus allgemein menschlichen oder persönlichen Neigungen erstrebt wird, zu dem wird praktisch hingelenkt, indem man theoretisch die „unaufhaltsame Entwicklung“ dem noch Zweifelnden vorhält. „Sich der Entwicklung in den Weg zu werfen, ist ein nutzloses Bemühen; auch der, der sie fürchtet, kann ihre unheilvollen Wirkungen nicht anders abwenden, als indem er ihr die Wege bahnt.“ (Seite 100.) Daß der Kunstgriff bewußt geschehe, will ich nicht behaupten. Auch unbewußt kann man etwas, das man wünscht, dadurch fördern, daß man an seine geschichtliche Notwendigkeit zu glauben und dann auch andere von ihr zu überzeugen beginnt. So dient auch bei Lily Braun das Dogma von der unaufhaltsamen Entwicklungstendenz dem Wunsch, einen Zustand, ähnlich dem von Bebel in der „Frau“ angestrebten, herbeizuführen.

Und ich muß gestehen, daß Bebel, der, um das Liebesverlangen im Weibe zu seinem Recht kommen zu lassen, die Mutter im Weibe kurzer Hand abschafft, mir besser gefällt als Lily Braun, die Bebel's Zukunftsträume möglichst schon in der Gegenwart zu verwirklichen sucht, dabei aber den Mutterberuf ebenso oft verherrlicht, als sie Vorschläge macht, um ihn allgemein zu beseitigen.

Lily Braun widmet ihr Buch „meinem Mann und meinem Sohn“; sie schließt es mit den Worten, daß in der Welt, auf die sie hinarbeitet, die Frau „ihre höchste Bestimmung erfüllen kann, wie nie zuvor, und ein starkes, frohes Geschlecht dafür



zeugen wird, daß ihm die Mutter niemals fehlte“; sie wendet sich mit Rousseau gegen die französische Entartung des 18. Jahrhunderts: „Die Verachtung der Mutter-schaft, das Verleugnen des Kindes.“ Sie erkennt, daß Rousseau die verborgene Wunde der (französischen) Frau des 18. Jahrhunderts aufdeckte, als er ihr zurief: „Werde Mutter! Nähre dein Kind an deinem eigenen Busen, hüte es, erziehe es, und von selbst wird die Sittenlosigkeit verschwinden, das Gefühlsleben zur Natur zurück-führen, werden die Eheleute sich innig verbunden fühlen; denn sobald die Frauen wieder anfangen, Mütter zu sein, werden die Männer es lernen, wieder Gatten und Väter zu werden.“ Lebhaft betont sie die Pflicht der Mutter gegen ihre Kinder: „Vor allem darf sie ihren Kindern nichts entziehen: von der Muttermilch an, die der Lebensborn der kommenden Generation wieder werden sollte, bis zur körperlichen und geistigen Pflege, oder mindestens der Oberaufsicht darüber.“ (S. 195.) Und wie entspricht dem allen der übrige Inhalt des Buchs? Lily Braun findet die Frauen der Gegenwart als Hausfrauen durch die Industrie, als Mütter durch die Schul-erziehung so sehr entlastet, daß „die besten unter ihnen nach Arbeit suchen“. (S. 170.) „Die Kindergärten, der öffentliche Schulunterricht, die zunehmende Neigung, heran-wachsende Kinder auf Jahre hinaus Instituten anzuvertrauen,“ haben ihnen nach Frau Braun eine solche Masse von freier Zeit zurückgegeben, daß sie nach Arbeit suchen müssen. Diese „besten“ unter den Müttern, deren Kraft brachliegt, weil sie ihre Kinder so viel als möglich zu fremden Leuten gegeben haben, sind für Frau Braun eine Grundlage weiteren Fortschritts der Frauenbewegung.

Da „von ihrer wirtschaftlichen Befreiung erst dann die Rede sein kann, wenn die verheirateten Frauen, die auch in der Bourgeoisie in immer ausgedehnterem Maße zum Erwerb gezwungen sind, durch Arbeit ökonomisch selbständig zu werden vermögen,“ (S. 208) hängt für Frau Braun „die Möglichkeit der Verwirklichung der Ideen der Frauenbewegung schließlich allein davon ab“, ob das Argument steht oder fällt, daß mit dem Mutterberuf des Weibes kein anderer vereinbar sei (S. 193). Dieses Argument sucht sie zu beseitigen durch den Vorschlag, Zentralküchen sowie „für bestimmt umgrenzte Häusergruppen Turn- und Spielplätze anzulegen und auf gemeinsame Kosten der Eltern für ihren Beruf gründlich vorgebildete Erzieherinnen und Kindergärtnerinnen anzustellen.“ (S. 196.) Dadurch hätten die verheirateten berufstätigen Frauen „Stunden des Tages, ohne innere Unruhe zu ihrer Verfügung“ (S. 197) — wie viele Stunden, wird nicht gesagt. Doch müssen wir annehmen, daß sie, um durch ihre Berufsarbeit „ökonomisch selbständig“ sein zu können, dazu nicht 2 bis 3 Stunden geistig angenehm angeregter Tätigkeit, sondern den wertvollsten Teil des Tages und den wertvollsten Teil ihrer Kraft nötig haben werden, ebenso wie der Mann. Im Proletariat wird das klarer als bei der geistigen Arbeit, von der manche Frauen meinen, daß sie sich, zu ökonomischer Selbständigkeit, leicht in einigen Stunden, so nebenher, abmachen lasse. Im Proletariat will Frau Braun durch dieselbe Reform täglich achtestündige Fabrikarbeit der Frauen und Mütter ermöglichen; nicht etwa nur für die durch Not dazu gezwungenen, sondern, um der ökonomischen Selbständigkeit willen, für alle. Sie begrüßt mit Freude die durch Erwerbsarbeit der Arbeiterfrau eintretende „Hemmung einer Lohnsteigerung, die sich voraussichtlich entwickeln würde, wenn der Mann der alleinige Ernährer der Familie bliebe. Je weniger er das ist und zu sein braucht, desto näher rückt das weibliche Geschlecht jenem Grundprinzip seiner Befreiung, der ökonomischen Selbständigkeit.“ (S. 325.) Hier wird also den gewerkschaftlich um einen zur Erhaltung der Familie ausreichenden Lohn ringenden Männern gesagt, daß ihr Streben unnütz ist, daß es der Emanzipation der Frau zuwiderläuft. „Der ideale und erstrebenswerteste Zustand ist es freilich, wenn die Mutter ebenso wie neun Monate vor so neun Monate nach der Geburt von der Erwerbsarbeit befreit ist und den Säugling so lange nähren kann als es sich möglich und notwendig erweist.“ (Lily Braun S. 501.) Diese Durchbrechung der „ökonomischen Selbständigkeit“ durch je 1½ Jahre „wirtschaftlicher Versklavung“ (S. 193), so oft die Frau Mutter wird, bleibt bei Frau Braun ein Konflikt, der sich nur im Idealen abspielt, wo die Gedanken „leicht bei einander

wohnen.“ Allerdings hätte Frau Braun die von ihr empfohlene „Mutterschaftsversicherung“ bei der Hand; es könnte auch für diese je 1½ Jahre die Gesamtheit die Pflichten des Vaters übernehmen. Ist auch die Gesamtheit, wie mir scheinen möchte, nicht ganz so verantwortlich für Mutter und Kind als der Vater des Kindes, so ist es für die Väter doch bequem, die Verantwortung auf die Gesamtheit abzuwälzen, und die Frage der Aufbringung der Mittel, beruhigt uns Frau Braun, sollte „bei einer Sache von so weittragender Bedeutung keine Rolle spielen.“ (S. 547). Doch verlangt sie die Mutterschaftsversicherung nur, um davon Mutter und Kind 4 Wochen vor und 8 Wochen nach der Geburt zu versorgen und um eventuell auch Krippen davon zu errichten. Krippen, in denen die Fabrikmütter ihre Kinder in Arbeitspausen stillen können, sind außerdem, neben allmählicher Herabsetzung der täglichen Fabrikarbeitszeit auf acht Stunden, die Hauptreform, durch die sie die Fabrikarbeit der Mütter zu etwas allgemein Wünschenswertem zu machen gedenkt. (S. 501). Ihren eigensten Reformplan, um dieses Ideal, Fabrikarbeit der Mutter und die Kinder unterdessen bei Fremden, allgemein zu verwirklichen, hat Frau Braun in ihrer Broschüre „Frauenarbeit und Hauswirtschaft“ (Berlin 1901) näher entwickelt. Danach soll, von etwa 50 Arbeiterfamilien gemeinsam angestellt, eine Wärterin genügen, um die Kinder der in der Fabrik arbeitenden 50 Frauen unterdessen zu pflegen, zu erziehen.<sup>1)</sup>

„Ununterbrochen Kinder zu hüten, gehört tatsächlich . . . zu den aufreibendsten Aufgaben“. (Die Frauenfrage S. 401). Hier soll eine Person während der durchschnittlich zehnstündigen Abwesenheit der Mütter (Hin- und Rückweg und Mittagspause mitgerechnet) rund 150 Kinder hüten. Rechnen wir nicht mit Frau Braun, ob es wirklich „verschwenderische Kleinbetriebe“ (S. 460) sind, wenn Kinder, besonders in den ersten Lebensjahren, von der Mutter einzeln gepflegt und erzogen werden. Bemerken wir nur, daß eine ernsthafte Rechnung leicht ergibt, daß nicht eine, wie Frau Braun meint, sondern zehn Personen nötig wären, nicht um den Kindern die Mutter zu „ersetzen“, sondern um nur zu geben, was ein schablonenhafter Kinder-großbetrieb, eine Kindererziehungsfabrik, geben kann, und um die bei solcher Anhäufung kleiner und kleinster Kinder entstehende Gesundheitsgefahr auf ein erträgliches Maß zu beschränken.<sup>2)</sup>

Und käme nach zehnstündiger Abwesenheit die Mutter nach Haus, so würde, während der Mann sich erholt, für sie die Arbeit des Mutterseins beginnen; wenn sie nicht auch dann durch Fremde ersetzt werden soll. Mit den kleinen Kindern hätte sie allerdings nicht mehr viel zu thun; sie könnte sie gerade noch zu Bett bringen.

Die tägliche Fabrik-Arbeitszeit der Mutter aber weiter als bis zu acht Stunden zu verkürzen, (etwa bis zu 4 Stunden), sie kürzer als die des Mannes zu machen, das wäre nicht nur ein Vergehen gegen die „ökonomische Selbständigkeit“, es würde nach Frau Braun auch die lohndrückende Tendenz der Ehefrauenarbeit verschärfen. (S. 302 f.). In der Wirklichkeit ist es allerdings umgekehrt: gerade darin, daß die verheirateten Arbeiterinnen ihrem Lohnbedürfnis nach eine Ausnahmestellung einnehmen, ihrer täglichen Arbeitszeit nach aber nicht, gerade darin liegt ihre lohndrückende Wirkung begründet; würde ihre tägliche Arbeitszeit um so viel kürzer sein als ihr Lohnbedürfnis geringer ist, so hätten sie an der Höhe des Stundenlohnes dasselbe Interesse wie die andern. Aber der Wunsch, die Mutter durch ebenso viel Stunden Erwerbsarbeit, wie der Vater sie leistet, „ökonomisch selbständig“ zu machen, den Kindern zu entziehen und die Kinder der Anstaltspflege zu übergeben, ist mächtiger als alle Logik, mächtiger selbst als der Klassenkampfstandpunkt: um die verheirateten

<sup>1)</sup> Auf Einwände hat Frau Braun diese eine Kinderwärterin aufrechterhalten; in den „Dokumenten der Frauen“ Bd. V, Nr. 12, S. 344.

<sup>2)</sup> Berechnet nach den jahrzehntelangen Erfahrungen der Kinderpflegeanstalt der mechanischen Weberei Linden bei Hannover, (dargestellt in den Jahresberichten der Gewerkaufsichtsbeamten, Preußen für 1899 S. 334 ff.) und nach Dr. S. Neumann, „Essentieller Kinderschutz“ in Weyls Handbuch der Hygiene Bd. 7, S. 530 ff.

Frauen der Fabrik zu erhalten, führt die Socialistin sogar das nach verheirateten Fabrikarbeiterinnen verlangende Unternehmerinteresse in das Feld (S. 493); für dieses sind solche lohnbrückenden „Arbeitswilligen“, durch Angst für die Familie gefügig, zur schwersten, ekelhaftesten und schlechtest bezahlten Arbeit stets bereit, allerdings „unentbehrlich.“ Ja, der Eifer, recht viele „verheiratete Arbeiterinnen“ zu sehen, läßt Frau Braun in der Gegenwart selbst Fleischers- und Bädersfrauen, die im Ladenverkauf helfen, und Bäuerinnen als „verheiratete Arbeiterinnen“ ansprechen.<sup>1)</sup>

Welches ist nach alledem der Wert des Buches? Frau Braun hat das Verdienst, viel Stoff zusammengetragen zu haben, ihn in glänzender Darstellung darzubieten, den Leser zu fesseln und in die Nachseiten proletarischen Elends hineinzuführen. Wissenschaftliche Gründlichkeit, Genauigkeit und Zuverlässigkeit sind dabei zu kurz gekommen. Durchsichtigkeit und Folgerichtigkeit sind oft zu vermissen. Tendenzen überwiegen das objektive Streben nach Erkenntnis. Und so nützlich es ist, daß den Besizenden, vor allem den bürgerlichen Frauen, durch lebendige Schilderungen das Elend des Proletariats, vor allem der proletarischen Frauen, nahe gebracht wird, so wenig erfreulich scheint mir das Buch zu sein, wo sich nicht um die Stiefkinder des Schicksals, sondern um die eigenen Kinder handelt.



## Kulturgeschichtliches vom Tanz.

Von

Paul Schettler.

Nachdruck verboten.

**N**achdem wir uns zur Jahrhundertwende rüsteten, wie nahmen wir den Mund voll für die Großthaten des alten, verscheidenden Jahrhunderts, das uns in technischen und Verkehrsdingen wie in neuen, unerhörten wissenschaftlichen Erkenntnissen so herrlich weit und der Lösung des uralten Sphinxrätsels anscheinend näher gebracht denn irgend eines, ja alle anderen zusammen vorher. Bleibt freilich die Frage, ob nicht schon die nächste Zukunft mit noch unerhörteren Tünden und Erfindungen uns gerade darthut, daß wir von den letzten Zielen des Naturerkennens noch just so beschämend weit entfernt sind wie in den Tagen, da Plato und Aristoteles oder Descartes oder auch erst Kant über das Wesen der Dinge grübelten. Ob wir dann noch glauben werden, daß uns das bißchen technisches Vorwärtskommen Entschädigung sein kann für den Verlust an manchem unwiderbringlichen Gemüthswerte, für den das vielgepriesene Jahrhundert des Dampfes und der Elektrizität keinen Platz mehr hatte, ist eine weitere Frage.

In diesem Sinne könnte man die kultur- und kunstgeschichtlich wertvolle Studie, die uns Marie Luise Becker in ihrem Werke „Der Tanz“ (Verlag von Hermann Seemann Nachf., Leipzig; Preis 8 Mark, geb. 10 Mark) beschert hat,

<sup>1)</sup> Die Frauenfrage S. 282 und S. 283. — Frau Braun giebt an, daß in der deutschen Landwirtschaft 567 542 „Arbeiterinnen“ verheiratet sind; diese Angabe beruht auf irriger Auffassung des Ausdrucks „Arbeiter“, der an der betreffenden Stelle der Reichsstatistik (Bd. 111, S. 161) auch die mitthätigen Angehörigen, also auch die Bäuersfrauen, mit umfaßt.

beinahe ein melancholisches Buch nennen. Und doch zeigt es in dem reichen illustrativen Schmuck ausschließlich Frauen und Männer, die sich lebensfreudigstem Thun hingeben, von der wein- und schönheitsfeligen Schwärmerei bacchantischer Mänaden bis zu den ausgelassenen Cancanaden einer Mialy oder Saharet. Alle früheren Epochen haben den Tanz höher eingeschätzt als unsere nüchtern gewordene Gegenwart. Als die uralte, lebensvolle Bethätigung des Schönheitsfinnes im Menschen, die erste bewusste Äußerung des Kunstschaffens bezeichnet die Verfasserin den Tanz, „die erste Schönheitsform, die der Mensch seinem Körper gegeben, und die erste Dichtung“. Denn ehe der Mensch lernte, zu zeichnen, ehe er sein Ebenbild oder seine Geräte formte und modelte, ehe er Tonfolgen schuf und Harmonien fand, drückte er sowohl sein bestes Empfinden als auch seine Ideen über die Schönheit der Schöpfung und seines Ichs in dem Tanze aus. So begleitete dieser uralte Freund des Menschengeschlechts durch Freude und Schmerz alle Völker der Erde. Aber nur noch in der Musik allein, die sich aus den naiven Tanzrhythmen des Altertums zu der Herrlichkeit unserer neueren Tonkunst im Laufe der Jahrtausende entfaltete, hat sich das erhalten, was der Tanz im Altertum besessen, was er früheren Geschlechtern gewesen: „ein sinnfälliger, doch weisevoller, schöner, wohl abgewogener Ausdruck heiligster Gefühle.“

War doch gerade in den ältesten Zeiten der Tanz nicht allein Ausdruck der Lebensfreude, sondern frommer Gottesdienst. Mit Tänzen begrüßte in jenen fernen Zeiten der Indier wie der Perser die aufgehende Sonne, seinen gewaltigen, siegenden, Leben spendenden und Leben verzehrenden Gott. Und bei den alten ernsthaften Egyptern, fünftausend Jahre vor uns, durfte der Tanz bei keinem Feste fehlen, ob es sich um ein religiöses handelte, wie das einen kirchlichen Charakter tragende Erntefest, oder jene zu Ehren der Toten gefeierten „Feste der Ewigkeit“, oder um die mehr als weltlichen Lustbarkeiten in den Harems der Großen. Ganze Ballets kamen hier, im Frauenhause der Könige und Priester, zur Aufführung. Im 15. Grabe von Beni Hassan aus der 2. Dynastie ist ein solcher Ballettanz mit kunstreichen Sprüngen dargestellt. Und auf einer Abbildung in der Grabesgrotte Amenophs II. zu Theben, der vor 4500 Jahren lebte, findet sich eine Gruppe von fünf Figuren, die unter mannigfachen anderen Tanzpaar eine richtige Pirouette ausführen, jenen Kreistanz auf einem Fuße, den man später für eine italienische oder französische Erfindung neueren Datums hielt.

Gleich den Egyptern haben die alten Israeliten den Tanz sowohl in ihren Gottesdienst mit aufgenommen, als auch bei allen möglichen freudigen Gelegenheiten zur Anwendung gebracht. „Und Mirjam, die Prophetin, Aarons Schwester, nahm eine Pauke in ihre Hand, und alle Weiber folgten ihr nach hinaus mit Pauken am Reigen,“ heißt es bekanntlich im 2. Buche Mos. 15, 20; es war der Freudentanz über den glücklichen Durchgang durchs rote Meer, angesichts der ertrinkenden Egyptianer. Vielleicht war es auch in Erinnerung an die Tänze dieser ihrer langjährigen Zwingherren um den Apisstier, als die an Jehovahs Macht Verzweifelnden zurückfielen in Abgötterei und Heidentum, um den verachteten Tanz ums goldne Kalb aufzuführen. Von dem Tanze aber, den David zu Ehren Gottes vor der Bundeslade „mit aller Macht“ tanzte, leiten Spanier und Neugriechen noch heute ihre frommen Tanzprozessionen her. Erst das in Pharisäertum erstarrte Volk des Neuen Testaments, „das nur lacht, wenn seine Großen zu lachen geruhen, und nur betet, wenn das Gesetz



es will oder die Not, dies Volk will nicht tanzen, — es sei denn das sinnereizende, aufstachelnde, leidenschaftliche Solo einer Herodiastochter, die nicht zum Frohsinn, sondern zur Sünde berauschen will.“

Es war gut, daß die schöne Kunst sich inzwischen längst an die sonnigen Gestade des Mittelmeeres gerettet hatte, und nicht nur das: haben die älteren Kulturvölker sie als Gottesdienst wie als Liebespiel und selbst auch schon als grotesken Scherz gekannt und geübt — voll verstanden und künstlerisch ganz erlebt hat sie erst das Volk der Griechen. Bei den alten Griechen war der Tanz nicht nur ein wesentlicher, sondern der wichtigste Teil der Jugenderziehung. Ihre größten Dichter wie ihre ernsthaftesten Denker haben sich damit abgegeben, neue Tänze und festliche Reigen zu erfinden und die Gesänge dazu zu komponieren — denn im ganzen Altertum bis ins späte Mittelalter hinein, bis zum Ende des fünfzehnten Jahrhunderts wurde zum Tanze gesungen, Flöte, Zither und Pauke, später Pfeife, Dudelsack und Trommel, kamen allenfalls noch als Begleitinstrumente in Betracht. Ja sogar selbst vorgetanzt und eingeübt haben diese berühmten Alten ihre neuerfundenen Reigen. Plato führte solche mit einem Chore tanzender Knaben auf. Er nannte das Tanzen eine liebliche und freudige Gabe der Götter, während er die Tanzunlustigen geradezu als grobe und unartige Tölpel bezeichnete. Sokrates, der ernste Prediger des „Erkenne dich selbst“, hielt auf die Tanzkunst eine feurige Lob- und Schutzrede, erlernte sie noch selbst in alten Tagen und zählte sie zu den wichtigsten schönen Künsten, weil sie „im Äußeren wie im Inneren Ebenmaß, Anstand und musikalische Schönheit erzeuge“. Er verlangte den Ausdruck der Seele in der Kunst und im Tanz. Sophokles, der berühmte Dichter, war ein ebenso berühmter Tänzer, desgleichen der tapfere Epaminondas, der große thebanische Feldherr und Bekämpfer der Spartaner. Ein anderer Dichter, Aeschylus, hat nicht nur gewaltige Tragödien geschrieben, sondern sich auch um die Veredlung des Tanzes auf der Bühne verdient gemacht, und die Sänger Arion und Tyrtäus werden als Erfinder berühmter Tänze genannt. Ein Pythagoras hat den Maßstab der Oktave für das musikalische Tanzlied gefunden. Aber auch schon Homer schildert den Tanz Aphrodites, der Charis und der Mufen; und den Schild des Achill, den nach der Iliade Hephaistos kunstvoll geschmiedet, schmückt ein Reigentanz von Jünglingen und Jungfrauen in feinen leinenen Gewändern. Von Theseus, dem sagenhaften altgriechischen Nationalhelden, erzählt Plutarch, daß er der Erfinder des Geranos gewesen sei, eines Tarentanzes, der das Wild des Labyrinths und seiner Irrgänge veranschaulichen sollte und für das Frühlingsfest bestimmt war, deshalb auch im Huppschritt des Kranichs, des Frühlingsvogels, getanzt wurde. Besonders Perseus, der Lichtgott und Sonnenheld, der die Medusa, die urweltliche Finsternis, besiegt, wird überall mit dem Springtanze Geranos zusammen genannt. Selbst im strengen Sparta wurden seit 665 Chorreigen nackter Knaben Apollon oder Diana zu Ehren gepflegt. Lykurg, der spartanische Gesetzgeber selbst, hat den hohen erzieherischen Wert des Tanzes betont. Aus Sikyon, einer von den Spartanern später eroberten peloponnesischen Stadt, weiß Herodot, der alte Pflaunderser, eine hübsche Brautwerbungsgeschichte aus dem Jahre 568 v. Chr. zu erzählen. Damals war der reiche Kleisthenes Tyrann der Stadt. Er suchte, da er keinen Sohn hatte, nach einem seiner Tochter Agariste wohlgefälligen Eidam. Die Festversammlung von Olympia bietet den Freiern, die aus allen Teilen Griechenlands herbeistromen, die beste Gelegenheit, sich hervorzuthun. Der schöne Hippokleides gewinnt die Braut. Doch beim Hochzeitsfeste führt



er einen unziemlichen Tanz nach korinthischer Weise auf und verscherzt damit sein Glück noch im letzten Augenblick. „Du hast dich um die Braut getanzt!“ ruft der ergrimnte Kleisthenes und vermählt Agariste mit Megakles, einem reichen Athener. Herodot schildert den anstößigen Tanz des Hippokleides als ein Sich-auf-den-Kopf-Stellen und Gestikulieren mit den Beinen. Das ist noch heute ein sehr gefeierter Tanz in — China. Der gewandte Chinese hat dabei sogar noch einen zweiten Kopf am Gewande zwischen den Beinen befestigt und manipuliert nun so geschickt, daß der Zuschauer bald nicht mehr zu unterscheiden vermag, ob der Tänzer auf den Armen oder Beinen tanzt.

Bei den Römern wurde, wenn man der Erzählung des Livius trauen darf, der Tanz 387 nach der Erbauung Roms durch etruskische Tänzer und Pfeifer als Mittel gegen die Pest eingeführt. Danach wäre es freilich nicht zu verwundern, daß er frühzeitig, nach kurzer künstlerischer Blüte, zu einem bezahlten Gewerbe herabsank. Während noch der strenge Cato in seinem 59. Lebensjahre Tanzunterricht zu nehmen für gut fand, mußte schon hundert Jahre später Scipio Aemilianus in einer seiner Reden mit lebhaftem Unwillen gegen eine Tanzschule eifern, in der damals über fünfhundert Knaben und Mädchen aus allen Ständen von einem Balletmeister unterrichtet wurden. Ein solcher Tanzmeister, wie der gefeierte Roscius, ein Zeitgenosse des Cicero, verdiente damals jährlich seine 600 000 Sesterzen, das sind 129 000 Mark, und die Tänzerin Dionysia schlug ihre Jahreseinnahme auf 200 000 Sesterzen oder 43 000 Mark an. Einer vornehmen Römerin im Zeitalter des Kaiserreiches konnte es gar schon, wie Sallust das von der Sempromia thut, als eine Schmach vorgeworfen werden, „daß sie zierlicher tanzen könne, als es für eine ehrliebende Frau schön sei.“ Auch dem Konsul Gabinius rechnete man es zur Schande an, daß er tanzen konnte, und bei Kaiser Domitian fiel ein Senator in Ungnade, weil er sich mit der Kenntnis dieser Kunst brüstete. Später stieg wieder das Ansehen des Tanzes, unter dem zunehmenden Einflusse der Frauen am römischen Kaiserhofe. Nero trat als Tänzer öffentlich auf und richtete ein Corps de Ballet ein. Ein anderer kaiserlicher Tänzer war Caligula. Im wilden Strudel tollster, rein sinnlicher Tänze zu Castagnettenschlag und Cimbelsklang raste Rom alsbald seinem Untergange entgegen.

Feierliche Reigen galten auch noch bei den ersten Christen als gottesdienstliche Handlung und wurden sogar von den Bischöfen angeführt. Erst als sie ausarteten und gar zu sehr an die heidnischen Tänze der alten Römer zu erinnern begannen, wurden die Kirchenreigen verboten.

Dafür lebte der Tanz, etwa seit der Zeit Heinrichs I., als weltliches Vergnügen auf. Im 12. Jahrhundert begann dann eine Teilung der Tänze in Volkstänze und höfische Tanzweisen. Eine erste modische Veränderung, die sich zunächst noch auf die Reigen in den Sälen der Schlösser beschränkt, war das Fortlassen des Gesanges. Bei den Volkstänzen war er, wie schon erwähnt, noch bis zum Ende des fünfzehnten Jahrhunderts die übliche Tanzmusik. Das ganze Mittelalter wimmelt noch von den herzigsten Tanzliedern, die heute zum Teil Kinderweisen oder Gesellschaftsspiele geworden sind. Nicht nur der „Ringel, ringel Rosenkranz,“ oder das „Ringel, ringel, reihe,“ sondern auch „Gestern abend ging ich aus,“ oder „Zwischen Berg und tiefem, tiefem Thal,“ „Wir öffnen jetzt das Taubenhaus,“ „Adam hatte sieben Söhne,“ „Dreht euch nicht um, der Plumpsack geht 'rum,“ „Ich bin der Fürst von Thoren,“ „Muß wandern, muß wandern,“ „Lavendel, Ros' und Thymian,“ „Marielien saß auf einem

Stein,“ „Wer eine Gans gestohlen hat,“ oder das Kindergartenenspiel von den fleißigen Waschfrauen: „Gebt acht auf eure Füße, gebt acht auf eure Schuh“ — sie alle sind dereinst Tanzliedchen gewesen, die das Volk zu seinen Tänzen erfand und sang, zum Teil alte Balladen, die es für diesen Zweck sich umgestaltete. Nur noch unsere Kinder tanzen heute diese heiteren, harmlosen Reigen. „Später, wenn sie ‚tanzen können‘, sind die thörichten Kinderverzelein ihnen fremd geworden, nicht das Wort berauscht sie oder das Symbol — sie suchen die Schönheit in der Bewegung darzustellen und kommen zu einer Sinnlichkeit in der Bewegung wie in der gegenseitigen Berührung, gegen die der Tanz einer antiken Mänade hochgesittet, deren Sinnlichkeit unendlich impulsiver, schlichter und reiner war. Die Mänade berauschte sich an der eigenen Bewegung und Leidenschaft, wir berauschen uns heut miteinander, so daß ein Blick in einen gefüllten Tanzsaal alles andere als ein ästhetischer Genuß ist. Und doch ist es noch Gesundheit und echtes Leben, das wir im wilden Rundtanz toben sehen, die Beihätigung überquellender Lebensfreude und Kraft im Gegensatz zu dem zuschauenden Alter, das wir in den Parterrelogen der Spezialitätentheater finden. Die dort unsere Stars und Solotänzerinnen oder die möglichst entblößten hundert Weine eines Riesenballets bewundern, sie sehen nicht mehr den Tanz, den heiteren, uralten und ewig jungen Menschenfreund, die Schönheit des Menschen in der schönsten Beihätigung aller seiner Glieder, — sie sehen nur die durch den Tanz gebotene Möglichkeit einer interessanten aufreizenden Entblößung schöner Formen.“ Das ist der herbe, melancholische Unterton, der überall neben dem Grundton von der Herrlichkeit altgriechischer Reigenkunst in dem schönheitsfreudigen Buche von Marie Luise Becker hindurchklingt. Und daß es gerade unsere nüchtern-lüsterne Epoche ist, die den Tanz seines alten, heiligen Schönheitsreizes brutal entkleidete, wird deutlich durch seine ganze spätere Geschichte dargethan. Erlebte er doch, namentlich in den höfischen Gesellschaftstänzen des 15. bis 18. Jahrhunderts, noch eine edle Nachblüte.

Als der Herzog Galeazzo Sforza von Mailand sich 1489 mit Isabella von Arragonien vermählte, veranstaltete der lombardische Edelmann Vergonzo de Volta ein großartiges, mit Deklamation und Gesang verbundenes Balletdivertissement, das bald an allen übrigen Höfen Europas Nachahmung fand. Zunächst überboten die prachtliebenden kleinen italienischen Höfe einander an glänzenden Festen mit immer neuen Tänzen. Am Hofe der Mediceer wurde bei einem Hochzeitsbankett ein solches Tanzdivertissement von 72 jungen Damen der Gesellschaft, je 12 in verschiedenen, italienischen und deutschen Trachten, unter tagheller Lichter- und Fackelbeleuchtung zur Aufführung gebracht. Außer der Freude an der Prachtentfaltung war es immer noch die Freude an den schönen Bewegungen und kunstvollen Verschlingungen eines wohleingebübten Reizens, die man dabei empfand. Auch waren diese Tänze noch immer ernst und feierlich wie bei den Alten, so feierlich, daß man sie z. B. am Hofe Karls IX. von Frankreich (1560—74) nach der Melodie der Psalmen tanzte. Des Königs Lieblings Tanz ging nach der Melodie des 129. Psalms: „Sie haben mich oft gedrängt von meiner Jugend auf; aber sie haben mich nicht übermocht.“ Die Damen trugen lange Schleppkleider, die allein schon würdevolle Bewegungen bedingten, gravitatische „Reverenzen“ und „Kontinenzen“, Verbeugungen und Fußverschiebungen genau nach der Musik in 2—4 Taktten ausgeführt.

Katharina von Medici, die Gemahlin Heinrichs II. von Frankreich, führte zwar auch die lebhafteren Volkstänze bei Hofe ein, so die Tarantella ihrer italienischen

Landleute, die Sarabande, die Pavane und den Fandango der Spanier, die menuett-ähnliche Passepied der Bretagner, den Tambourin der Provenzalen, die Gavotte der Bewohner der Dauphiné. Doch nahmen auch diese dabei einen graziösen, kunstvollen Charakter an. Die größte Förderung fand die Tanzkunst durch Ludwig XIV., der selber bei seinem Balletmeister Beauchamps zwanzig Jahre hindurch täglich Tanzunterricht gehabt hat und gern selbsterfundene Ballets vor seinen bewundernden Höflingen aufführte. Er war es auch, der den Tanz wieder als unerläßliches Erziehungsobjekt in die Ausbildung der Jugend aufnahm. Wer nicht tanzen konnte, galt in Versailles nicht als vollendeter Kavalier. Am 30. März 1662 wurde in Paris eine Königliche Tanzakademie errichtet und Beauchamps mit dem Titel eines „Doktors der Akademie der Tanzkunst“ ihr Leiter.

Als beliebtester Gesellschaftstanz galt das Menuett, die Erfindung eines Tanzmeisters in Poitiers, der es zur Silberhochzeit eines biedereren Bürgers erdacht haben soll. Es verdrängte bald die bis dahin als vornehmster Gesellschaftstanz geltende Courante, aus der sie jedenfalls auch hervorgegangen ist. Schon in ihrem Namen (menu = klein, fein, zierlich) drückt sich die ganze Grazie dieses Lieblingstanzes Ludwigs XIV. aus. Ein tadellos getanztes Menuett soll zu dem schwierigsten gehören, was es in der Tanzkunst giebt, und selbst im 17. und 18. Jahrhundert, da es in Frankreich, Spanien und Deutschland „zu den notwendigen Stücken einer guten Erziehung“ gehörte, sollen nur wenige Tänzer es in dieser Kunst zu wahrer Vollkommenheit gebracht haben. Die erste Menuettmusik von musikalischem Werte ist von Lully, dem Vater der heroischen Oper in Frankreich, 1663 für Ludwig XIV. komponiert worden, der nach ihr den neuen Tanz mit seiner damaligen Geliebten, Frau von Maintenon, zum ersten Male tanzte. Der Komponist soll freilich die Courante, den „Dokortanz“, wie sie wegen ihrer steifen Grazie auch genannt wurde, zeitlebens vorgezogen haben. Das hinderte aber nicht, daß das Menuett und seine verschiedenen Abarten, zu denen späterhin die Quadrille à la cour hinzukam, seither über ein Jahrhundert lang die Gesellschaft beherrschten. Die Revolution bereitete diesen edlen, ernstlichen Tänzen ein jähes Ende. Die englischen Colonnentänze mit ihrem schnellen Tempo und ihren wenig graziösen Hüpfschritten, Contre (vom englischen country dance, ländlicher Tanz) und Ecossaise, vor allem aber die bislang verachteten deutschen Rundtänze, die alte Allemande, eine Art idealisierten langsamen Walzers, und besonders der eigentliche Walzer rissen endgiltig die Herrschaft in den Ballsälen zu Ausgang des 18. Jahrhunderts an sich. Die Beliebtheit des Walzers läßt sich auf das Jahr 1787 zurückführen, als die Oper von Vincenz Martin „Una cosa rara“, deutsch unter dem Titel „Villa oder Schönheit und Tugend“ bekannt, in Wien den Preis über Mozarts „Figaro“ davon trug, und in der Villa mit ihren Freundinnen den ersten Walzer auf der Bühne zu tanzen hatte. Etwas später kamen Galopp, Polonaise, Cracovienne und Masurka in Mode; am spätesten, erst seit 1835, die Polka, deren Erfindung einem jungen Bauernmädchen in Elbeteinitz zugeschrieben wird. Der dortige Lehrer Joseph Neruda soll die Melodie, die das Mädchen zu dem selbsterdachten Tanze sang, niedergeschrieben und der neue Tanz dann in Prag Eingang gefunden haben. Der Name rührt von dem böhmischen pulka, Hälste, her, wahrscheinlich wegen des in der Polka waltenden Halbschrittes. Von einem anderen böhmischen Lehrer, Franz Hilmar in Kopidlno, ist auch die erste im Musikalienhandel erschienene Polka komponiert worden.

Nicht ohne erbitterten Widerspruch sahen die Tanzlehrer der alten Schule dieser Umwälzung in der gesellschaftlichen Tanzkunst zu. In der Zeitung für die elegante Welt vom 2. Februar 1804 veröffentlichte Koller, der Tanzlehrer der hohen Schule zu Pforta, ein „Sendschreiben der Menuet“, worin er gegen die „schottische Revolution“ und die „unselige Balzerepoche“ heftig zu Felde zieht. Es hat nichts genützt: der feierlich-graziöse Schreitertanz, der noch am ehesten an die schönen Reigen der Alten erinnerte, ist verschwunden, der Raschwalzer hat gesiegt im Zeitalter der Lokomotive und Dampfschiffe. Seit 1892 ist auf Veranlassung Kaiser Wilhelms das Menuett à la reine wieder in Aufnahme gekommen; auf dem ersten Hofballe dieses Winters tanzten Damen der Hofgesellschaft im Berliner Schlosse das Don Juan-Menuett zum ersten Male. Ob wir freilich das feierliche Schweben, Heben und Senken mit der ganzen Grazie der Allongeperrücken- und Popszeit je wieder herausbekommen werden, ist wohl fraglich. Eher als von diesen Belebnungsversuchen ist ein „Wiedererwachen der Kunst im Tanze“ wohl von dem Zurückgreifen auf die alten griechischen Schleier- und Gewandtänze zu erwarten, wie wir sie in den farbenprächtigen Serpentineltänzen einer Loya Fuller zu so eigenartigem neuen Leben erweckt sehen, daß wir der Verfasserin unserer Tanzmonographie recht geben möchten, wenn sie meint, die individuellen Tanzkünstlerinnen von heute stehen den Tänzerinnen des Altertums durchaus nicht allzufern. Den allergrößten Einfluß erwartet sie aber davon, daß unsere bildenden Künstler, ein Jules Chéret, Paul Morin, A. Léonard, Franz Stuck, Ernst Seeger, Hans Unger, Emil Riemen u. v. a. „immer heller diese Schönheiten schauten, immer kühner diese Bewegungen meisterten und den Stil im Tanze fanden.“ Diese modernen Mänaden, Schärpen-, Schleier- und Serpentineltänzerinnen unserer jungen Maler und Bildhauer tanzen wirklich, „diese wildwehenden, dustdurchwogten Gestalten, das ist Tanz, keine Pose, sondern heißer, tiefer, jauchzender Impuls!“ Und wie im Altertum, im glücklichen Hellas, das tanzende Volk die Ideen von Harmonie und Rhythmus auslebte und an dieser geliebten Harmonie eines ganzen Volkes sich die Künstler bildeten, daß sie Werke unvergänglicher Schönheit schufen, so ist vielleicht jetzt die Zeit gekommen, da die Künstler beginnen, dem Volke das zurückzugeben, was sie vor Jahrtausenden von ihm erhielten, indem sie ihrerseits wiederum Werke schaffen, die jene Schönheit, das restlose Ausleben von Harmonie und Rhythmus in die Massen tragen. Das jüngste Deutschland steht mit seiner Kunst, meint Marie Luise Becker, bereits heute im Zeichen des Tanzes.





## Im Reichskanzlerpalais.

Von

Helene Lange.

Nachdruck mit Quellenangabe erlaubt.

Die Technik einer Monatschrift gestattet es nicht, Ereignisse, die in den letzten Teil des Monats fallen, noch litterarisch zu verwerten. Das ist unter Umständen ein Nachteil, besonders in einer Zeit, die sich gewöhnt hat, die Thatfachen nur brühwarm genießbar zu finden. Aber dieser Nachteil wird häufig durch den Vorteil aufgewogen, daß die Ereignisse dem späteren Betrachter in ihrer Totalwirkung, ihrer Spiegelung in der öffentlichen Meinung erscheinen und so von ihm richtiger bewertet werden können. Das dürfte auch in Bezug auf die Audienz zutreffen, die einer Anzahl von Vertreterinnen der deutschen Frauenbewegung am 20. März durch den Reichskanzler Grafen Bülow gewährt wurde.

Der Verlauf dieser Audienz ist durch die Teilnehmerinnen in der Tagespresse so eingehend dargestellt worden, daß ein knapper Hinweis auf die Hauptthatsachen hier genügen kann. Die Wünsche der Deputation umfaßten folgende Punkte: Aufhebung der vereinsrechtlichen Beschränkungen der Frauen; Aufhebung der Ziffer VI des § 361 des R.-St.-G.-B. (demzufolge die Sittenpolizei ermächtigt ist, jede ihr verdächtig scheinende Frau zu inhaftieren); Immatrikulation der rite vorgebildeten Studentinnen; Zuziehung sachverständiger Frauen zur in Aussicht stehenden Reform der Mädchenschule in Preußen; Freigebung privater Reformversuche auf dem Gebiet des höheren Mädchenschulwesens; Errichtung obligatorischer Fortbildungsschulen für Mädchen.

Der Reichskanzler erklärte sich zunächst in Bezug auf Vereins- und Strafrecht nicht für „allmächtig“. Er berichtete sodann den petitionierenden Frauen, was sie aus den in denselben Tagen stattgehabten Verhandlungen des Abgeordnetenhauses über die Stellung des preussischen Kultusministers zu den Bildungsfragen bereits wissen mußten, und schloß damit, daß er die Zuziehung sachverständiger Frauen zur Beratung über die bevorstehende Mädchenschulreform in Anregung bringen wolle.

Der von den Frauen selbst in die Presse gebrachte Bericht schließt mit dem Ausdruck höchster Befriedigung über den Verlauf der Audienz. Die gleiche Befriedigung spricht aus den ausführlicheren Artikeln, die ein Teil der Frauenpresse über das Ereignis gebracht hat.

Anders die politische Tagespresse. Ein Teil der Zeitungen druckte freilich, wie das in unserer hastenden Zeit ein immer mehr um sich greifender, wenig löblicher Brauch ist, einfach das Eingesandte ab, mitsamt der suggerierten Befriedigung. Viele ernstzunehmende Blätter aber machen gerade vor dieser „Befriedigung“ Halt. Sie sprechen ihre Verwunderung darüber aus, daß die Frauen mit den ganz allgemeinen Höflichkeitsversicherungen des Reichskanzlers, der um jede positive Zusage herumzukommen gewußt habe, zufrieden seien. Es fällt wohl die Bemerkung, daß die



Frauenbewegung nicht durch solche Scheinaktionen, sondern durch wirkliche Thaten ihre Leistungsfähigkeit zu zeigen und ihre Zukunft zu sichern habe. Selbst ein so frauenfreundliches Blatt wie die „Hilfe“ konstatiert rundweg, daß der eigentliche Erfolg der Audienz bei dem „Ewig-Höflichen“ gleich Null gewesen sei. — „Hier eine Erwägung und da ein Probierflüßchen und dort eine Beeinflussung“ — das ist ihr Résumé der Reichskanzlerrede. Den von den Frauenblättern proklamierten „Wertstein“ in der Frauenbewegung sieht die Tagespresse nicht.

Dieser Gegensatz giebt zu denken.

Prüfen wir nun, um zu einem richtigen Urteil zu gelangen, die Worte des Reichskanzlers auf ihren positiven Gehalt.

Er hat erstens die Frauenbewegung als eine ernsthafte Sache bezeichnet. Angesichts der augenblicklichen Stimmung in Publikum und Parlament wäre es wohl ein dem Grafen Bülow nicht zuzutruender taktischer Fehler gewesen, wenn er sich der Deputation gegenüber anders ausgesprochen hätte. Die zweite und zugleich letzte positive Äußerung bezieht sich auf die Zuziehung sachverständiger Frauen zu der bevorstehenden Mädchenschulreform. Da eine solche Zuziehung zu Beratungen oder Gutachten bei ähnlichen Gelegenheiten schon seit den Augustkonferenzen von 1873 zum Usus im preussischen Unterrichtsministerium gehört, da sie auch diesmal wieder stattgefunden hat, so wird diese „Anregung“ nicht eben auf steinigem Boden fallen; wie dem Herrn Reichskanzler wohl eigentlich bekannt sein mußte. Für eine nochmalige Zuziehung sachverständigster Frauen, etwa aus dem Kreise der Deputierten, dürfte die vom Minister selbst ja schon in allen Details bekannt gegebene Reform wohl zu weit vorgeschritten sein.

Kann denn nun angesichts dieses Minimalgehaltes an positiven Niederschlägen wirklich von einem Erfolg der Audienz für die Frauenbewegung die Rede sein?

In einer Weise gewiß. Der Reichskanzler ist zu einer Erklärung veranlaßt worden, die auf harmlose Gemüter ihrer Wirkung sicher sein darf und vielleicht mancher Frau, vielleicht auch manchem Frauenverein, das Rückgrat stärken mag. Ergeht es doch dem naiven Zuschauer einer Parade ebenso! Der Paradeschritt, der Trommelschlag, das korrekte Präsentieren blankgeputzter Waffen, das alles wirkt zugleich beruhigend und elektrisierend. Warum sollten sich die Truppen nicht freuen, wenn sie solche Wirkung hervorbringen? Nur müssen sie sich und uns nicht einreden wollen, daß sie auf dem Schlachtfelde gestanden haben.

Man erhebt gerade in den Kreisen, die die Parade vor dem Grafen Bülow inszeniert haben, immer wieder die Forderung, daß die Frauenbewegung einen politischen Charakter annehmen müsse. Damit verträgt sich diese ganze Deputation, die für eine politische Partei etwas Undenkbares wäre, schon wenig. Viel weniger aber noch, daß man den Resultaten der Audienz eine solche Bedeutung beilegt. Das ist Politik im Bilderbuchstil.

Von den zahlreichen aufgerufenen Vereinsvorständen ist nur ein kleiner Teil der Einladung zum Audienzgange gefolgt. Das scheint denn doch eine Garantie dafür zu geben, daß die Majorität der Vertreterinnen der deutschen Frauenbewegung ihre Erfolge in stetiger Arbeit, und nicht in Paradeaktionen sucht. Das möchte mit besonderer Genugthuung zu konstatieren sein.

Als die Gesellschaft für soziale Reform die Agitation für die Vereins- und Versammlungsfreiheit der Frauen aufnahm, da that sie es, weil sie die soziale Arbeit der

Frau für kulturell unentbehrlich ansah. Und so notwendig und wirksam eine richtige Propaganda ist, so werden doch die Bürgerrechte der Frau erst dann gewährt werden, wenn die maßgebenden Kreise unseres Volkes von dieser Unentbehrlichkeit ihrer Mitarbeit im öffentlichen Leben überzeugt sind. Diese Überzeugung aber wird nur durch Leistungen erzwungen.

Daß an den Politikern die Wechselreden beim Grafen Bülow spurlos vorüber gegangen sind, das zeigt wohl am besten die soeben (16. April) erfolgte Entscheidung der Petitionskommission des preußischen Abgeordnetenhauses, der zufolge einmal wieder eine Vereinsrechtspetition durch „Übergang zur Tagesordnung“ erledigt werden soll. Gewiß, der Reichskanzler ist „nicht allmächtig“.

Oder sollte die Kommission eine andere Auffassung seiner Wünsche haben, als die höchst befriedigte Frauendputation im Reichskanzlerpalais?



## Die weibliche Kriminalität im Deutschen Reiche.

Von

Marie Mellien.

Nachdruck verboten.

**N**icht Zahlen regieren die Welt; wohl aber zeigen sie, wie die Welt regiert wird.“ So urteilte Goethe über die Statistik. In neuerer Zeit hat diese Wissenschaft etwas von ihrem Ansehen eingebüßt; es giebt Reyer genug, die sie trügerisch, ihre Resultate unsicher, die daraus gezogenen Folgerungen zweideutig nennen, die so weit gehen, zu behaupten, man könne mit sogenannten „statistischen Thatsachen“ zwei sich diametral entgegenstehende Ansichten beweisen. Dennoch giebt es einzelne Gebiete, wo die Zahlenreihen der Statistik eine klare, überzeugende Sprache reden, wo ihre Ergebnisse in organisch-ursächlichem Zusammenhang mit den Thatsachen und Ideen, die dadurch gestützt werden sollen, stehen, und eines dieser Gebiete ist das der Kriminalstatistik. Hier ist das anscheinend tote und einsörmige Zahlenmaterial aufs engste verknüpft mit der gesamten Kulturentwicklung des Volkes, mit seinem sittlichen, geistigen und materiellen Fortschritt oder Rückschritt.

Darin liegt die Bedeutung des Inhalts der Jahrbücher, die das Statistische Reichsamt seit dem Jahre 1882 regelmäßig veröffentlicht und die das mit unendlicher Sorgfalt zusammengestellte amtliche Zahlenmaterial der Kriminalstatistik unsres Vaterlandes enthalten. Vor einigen Tagen ist der neueste Band dieser Erhebungen erschienen, der die Verbrechen und Vergehen umfaßt, die im Jahre 1899 von deutschen Gerichten abgeurteilt wurden, übersichtlich, nach bestimmten Kategorien — der Straftathen wie der Personen, die sie begangen haben, geordnet.

Für jeden sozial Denkenden enthalten sie eine unerschöpfliche Fundgrube zum Teil überraschender, jedenfalls bedeutsamer und charakteristischer Thatsachen, die hier in gewisse Abgründe in unserm Volksleben grelle Schlaglichter fallen lassen — dort wieder über manche freundliche und hoffnungsreiche, aber wenig bekannte Stellen eine willkommene Aufklärung gewähren.

Ich möchte heute nur einige wenige solcher kulturhistorisch bedeutsamen Ziffern anführen, die auch für die Frauenfrage von eigenartigem Interesse sind, weil sie namentlich etwas zur Lösung der Frage beitragen: ob die letzten Jahrzehnte mit ihrer

Entfesselung der weiblichen Kräfte für die Öffentlichkeit moralisch schädigend auf weitere Frauenkreise in Deutschland gewirkt haben? —

Die Zahl aller im Jahre 1899 im Deutschen Reiche wegen Vergehen und Verbrechen gegen deutsche Reichsgesetze verurteilten Personen betrug 478 139; davon waren 403 316 Männer und 74 823 Frauen. Auf je hunderttausend Einwohner des Reichs kamen ca. <sup>1)</sup> 2079 männliche und 389 weibliche Personen; hundert Männern, die mit dem Strafgesetz in Konflikt geraten waren, standen nur achtzehn Frauen gegenüber — ein überraschend günstiges Zeugnis für unsere Schwestern.

Das heurige kriminalstatistische Jahrbuch begnügt sich aber nicht mit der einfachen Aufstellung für das letzte in Frage kommende Jahr; es erleichtert dem Kulturforscher seine Arbeit auch bedeutend durch Zusammenstellung verschiedener Zählergebnisse der letzten Jahre, so daß wir über etwaige Rückschritte oder Fortschritte der Kriminalität bei gewissen Delikten in unserer Zeit unterrichtet werden. Über den Anteil des weiblichen Geschlechtes erfahren wir nun folgendes:

Die Zahl bestrafte deutscher Frauen ist seit dem Jahre 1882, dem Zeitpunkte, wo diese amtlichen Aufstellungen überhaupt begannen, in langsamem, aber stetigem Rückgang begriffen! Während damals, 1882, auf je 10 000 verurteilte Männer 2472 Frauen gezählt wurden, hat sich in 17 Jahren diese Zahl zu Gunsten des weiblichen Geschlechtes nicht unwesentlich verschoben; denn im Jahre 1899 stehen zehntausend männlichen Gesetzesbrechern nur je 1927 Frauen gegenüber. Nähme man als Relativzahl der im Jahre 1882 bestraften Frauen die Zahl hundert an, so ist sie in den letzten sieben Jahren des verflossenen Jahrhunderts auf 77 zurückgegangen! Gerade in dieser Periode ist aber die Gesamtzahl der Verbrecher im allgemeinen, auch bei uns in Deutschland, in wahrhaft erschreckender Weise angewachsen. Der Herausgeber, der sich sonst mit der Aufstellung der Thatsachen begnügt, kann sich angesichts dieses wunderbaren Ergebnisses seiner Forschung nicht enthalten, aus seiner kühlen sachmännischen Reserve hervorzutreten und die Bemerkung anzufügen:

„Eine Zunahme der Verurteilten, wie sie seit dem Beginne dieser Statistik von Jahr zu Jahr beobachtet worden ist, muß also, auch wenn man wie das vorstehend geschieht, die Zahlen der Verurteilten wegen Verletzung der Wehrpflicht außer Acht läßt, — ausschließlich auf die gesteigerte Beteiligung des männlichen Geschlechtes an der Begehung von Vergehen und Verbrechen zurückgeführt werden. Die absoluten Ziffern der verurteilten Männer sind in der Zeit von 1882—1899 um 53 Prozent, die der Verurteilten weiblichen Geschlechtes in der gleichen Zeit nur um 19,5 Prozent gestiegen.“

Diese absoluten Ziffern werden verständlich, wenn man sie mit der Zahl der inzwischen wieder stark angewachsenen Bevölkerung des Deutschen Reiches vergleicht; da aber die Resultate der jüngsten Volkszählung bei dieser Arbeit noch nicht benutzt werden konnten, war der Herausgeber auch noch nicht in der Lage, sie hier mit heranzuziehen. Es ist aber nicht anzunehmen, daß die männliche Bevölkerung sich stärker vermehrt haben sollte, als die weibliche; im Gegenteil! Der Verfasser fährt fort:

„Im Jahre 1882 betrug die Zahl der verurteilten weiblichen Personen rund ein Viertel, im Jahre 1899 beläuft sie sich nur auf rund ein Fünftel der männlichen Verurteilten.“

Jedenfalls ergibt sich aus diesen Daten die erfreuliche Gewißheit, daß die deutschen Frauen in der Zeit der schweren Not und der erbitterten sozialen Kämpfe — denn eine solche war diese Ausgangsperiode des 19. Jahrhunderts für viele Hunderttausende von ihnen — nichts von ihrem sittlichen Bollgewicht eingebüßt haben.

<sup>1)</sup> Die Zahl läßt sich für 1899 noch nicht ganz genau feststellen: es ist daher die von der letzten Zählung gewählt worden.





Deckenflechten, Seilerei, Stricken, Spinnen, Haararbeiten, Handwebereien u. s. w. Ja, es sind eigens für Blindenanstalten besonders konstruierte Druckereimaschinen eingerichtet worden, damit die Blinden sich ihre Bücher in der Blindenschrift selbst herstellen können. Auch die Musikstücke werden mit fühlbaren Tonzeichen gedruckt. Die Musik erfreut sich hier eifriger Belege, weil die meisten Blinden eine große Vorliebe für Musik haben. Da die Blindenerziehung in hohem Maße Geduld, Ausdauer, Hingabe erfordert, so lag es nahe, daß auf Grund dieser Charaktereigenschaften gerade weibliche Wesen sich dazu bereit fanden. Trotzdem waren bisher nur ganz vereinzelt Lehrerinnen an derartigen Anstalten zu finden. Doch ist in letzter Zeit auch hierin ein erfreulicher Wandel eingetreten. Man beginnt allgemach Frauen als Lehrkräfte an Blindenanstalten anzustellen. An der königlichen Blindenanstalt zu Steglitz bei Berlin sind allein vier

ordentliche Lehrerinnen thätig. Sie ist die einzige, an der die Hälfte des gesamten Lehrpersonals aus Lehrerinnen besteht. Auch die Hausmutter dort ist eine geprüfte Lehrerin.

Selbstverständlich müssen sich die geprüften Lehrerinnen noch einem besonderen Lehrkursus unterziehen, um sich die im Verkehr mit Blinden notwendigen theoretischen und praktischen Kenntnisse anzueignen. Größere Blindenanstalten pflegen derartige Kurse zu erteilen. Der Kursus ist meist auf ein Jahr berechnet. Die Damen unterrichten auch in Handarbeit und Turnen und können ev. auch Hausmutter werden. Die Lehrerinnen pflegen in den Anstalten selbst zu wohnen, haben dort auch meist Lebensunterhalt. Das Jahresgehalt beträgt, außer der freien Dienstwohnung, 1200—2200 Mark. Das Höchstgehalt wird nach Ablauf von 15 Jahren erreicht, und die Lehrerinnen sind nach der bestimmten Frist pensionsberechtigt. —

## Zur Frauenbewegung.

Nachdruck mit Quellenangabe erlaubt.

\* Die Gymnasialkurse für Frauen zu Berlin haben wieder fünf Schülerinnen entlassen, die sämtlich das Examen vor der königl. Prüfungskommission am Luisengymnasium mit gutem Erfolg bestanden. Je häufiger die Leitung der Kurse von den entlassenen Schülerinnen sowohl als von Universitätslehrern die Bestätigung für die Gediegenheit der in den Kursen gewährten Vorbildung erhält, um so dauerlicher ist es, daß immer, selbst von Schülerinnen der Kurse, noch Versuche gemacht werden, die Vorbildung auf irgend eine Weise abzukürzen. Daß allerdings die Anforderungen der Berliner Kurse sowohl als der Prüfungskommission sehr weitgehende sind, das zeigt so manches Vorkommnis. So verließ u. a. vor kurzem eine Schülerin die Kurse mit dem Zeugnis, daß sie auch nach einem Jahre kaum die Reise zum Abiturium haben würde. Sie bestand aber das Examen in Bernburg schon nach einem halben Jahr. Die Auffassung, als ob es nur auf das Bestehen des Examens und nicht auf die Gediegenheit der Ausbildung ankomme, sollte doch endlich schwinden.

\* Den Doktorgrad haben an den deutschen Universitäten im Studienjahre 1901/02 14 Frauen errungen: 5 in Halle, 3 in Heidelberg, 2 in Göttingen, je 1 in Berlin, Breslau, Freiburg i. B. und München. Ihre Studienfächer waren Medizin in 3 Fällen (sämtlich in Halle promoviert), englische (4), germanische (1), romanische Philologie

(1), Philosophie (2), Mathematik (1), Chemie (1), Geologie (1). Die Mehrzahl (8) waren Nordamerikanerinnen, nur 6 deutsche Reichsangehörige.

\* Eine Abnahme der Sterblichkeit der weiblichen Bevölkerung, hinter der die Abnahme der Sterblichkeit bei der männlichen Bevölkerung wesentlich zurückbleibt, ergeben die Daten des soeben herausgegebenen 6. Jahrgangs des Statistischen Jahrbuchs für das Königreich Bayern.

Auf 1000 Einwohner trafen:

	männl.	weibl.
1830/35 . . .	30,3	28,0
1835/40 . . .	30,9	28,0
1840/45 . . .	30,7	28,0
1845/50 . . .	29,7	27,3
1850/55 . . .	30,4	28,0
1855/60 . . .	29,4	27,7
1860/65 . . .	31,1	29,3
1865/70 . . .	33,9	29,9
1871/75 . . .	35,5	31,1
1876/80 . . .	33,5	29,1
1881/85 . . .	31,8	28,2
1886/90 . . .	30,5	27,2
1891/95 . . .	29,2	26,1
1896/1900 . . .	27,0	23,7

Darnach ist die Abnahme der Sterblichkeit bei der männlichen Bevölkerung 3,3 auf 1000, bei der weiblichen Bevölkerung 4,3, also um ein Drittel stärker.



\* Der zweite internationale Vereinskongress zur Bekämpfung des Mädchenhandels wird im Herbst d. J., vom 7. bis 10. Oktober, in Frankfurt a. M. tagen. Das deutsche Nationalkomitee, welches ihn im Auftrage der internationalen Organisation einberuft, ist als erstes selbständig organisiertes der 1899 in London geschaffenen internationalen Aktion zur Bekämpfung des schmachvollen Handels gegründet worden und in dreijähriger Arbeit auf diesem Gebiet thätig gewesen. Nach Vereinbarung mit dem Londoner Zentralbüro ist das Programm vorläufig dahin festgesetzt, daß zunächst die Berichterstattungen der ca. 12 für den Kongress erwarteten Nationen erfolgen werden. Sodann sollen in verschiedenen Referaten 1. „Die Aufgaben der Nationalkomitees“, 2. „Die Aufgabe der Regierungen“ in Bezug auf den Mädchenhandel behandelt werden.

\* Die Zunahme der Frauenarbeit im Handelsgewerbe bildete auf dem am zweiten Ostertag in Magdeburg abgehaltenen Verbandstag der deutschnationalen Handlungsgehilfen den Gegenstand starker Beunruhigung, wobei eine unfreiwillige Anerkennung der Frauenarbeit und Frauenbewegungserfolge auf diesem Gebiet zu Tage trat.

Brandes-Danzig ersuchte um eine regere Agitation des Verbandes in den östlichen Provinzen, wo infolge der geringen Vorbildung der Angestellten die Frauenarbeit im kaufmännischen Betriebe immer mehr überhand nehme. Es sei vor allen Dingen die Errichtung von Fortbildungsschulen zu fördern, die für die weiblichen Angestellten schon vielfach vorhanden seien, dank der rührigen Arbeit der verschiedenen Frauenvereinigungen, die leider (!) sehr oft einen Rückschlag bei den städtischen Verwaltungen und Handelskammern fänden. So sei der zweite Bürgermeister der Stadt Danzig Aufsichtsratsmitglied des dortigen Frauenvereins. Die Folge davon sei, daß die Frauenarbeit auch schon in die Kontore hinübergreife, und es sei daher hohe Zeit, die Kollegen im Osten durch entsprechende Flugblätter vor den Gefahren der immer mehr überhandnehmenden Frauenarbeit zu warnen. Medebuch-Braunschweig bedauerte ebenfalls, daß man die Fortbildung der männlichen Angestellten zu Gunsten der Frauenarbeit im Handelsgewerbe fortgesetzt vernachlässige. Auch in Braunschweig sei, und zwar unter ausdrücklicher Befürwortung durch die dortige Handelskammer, ein Fortbildungskursus für weibliche Angestellte eingerichtet worden, während von einem solchen für männliche Angestellte keine Rede sei. Gleitsmann-Dresden polemisierte gegen die weiblichen Geschäftsreisenden unter eingehender Darlegung der sittlichen Bedenken, die gegen diesen Zweig der Frauenarbeit im Handelsgewerbe vorhanden sind.

\* Die Einführung des Haushaltungsunterrichts an sämtlichen Gemeindeschulen der Stadt hat der Magistrat von Charlottenburg kürzlich verfügt.

\* Eine Ausstellung der neuen Frauentracht unter dem Vorsitz des Malers Paul Schulze-Naumburg (Berlin) wird im Oktober und November d. J. in den Räumen des Hohenzollern-Kunstgewerbehauses stattfinden. Die ausgestellten Kleider, nicht nur Gesellschaftstoiletten, sondern vor allem praktische Haus- und Straßenkleider, müssen den hygienischen Forderungen entsprechen, die Schulze-Naumburg in seinem Werk „Die Kultur des weiblichen Körpers als Grundlage der Frauenkleidung“ ausgesprochen hat. Es darf nämlich keinerlei Korset oder Reformkorset verwendet werden; etwaige Büstenhalter oder lose, weiche Leibchen müssen von den Schultern getragen werden, welche Forderung für das ganze Kleid gilt. Die Kleider dürfen nicht aus Rock und Blouse nach der alten Form bestehen, dagegen sind sehr wünschenswert neue Formen der Blouse, die die Stelle der bisherigen Taille durch keinen Bund markieren. Die technische Ausführung muß tadellos sein. Ein Preisgericht wird nach der ästhetischen Vollenbung der Werke entscheiden. Nähere Mitteilungen versendet gegen Angabe der Adresse die Leitung der Ausstellung „Die neue Frauentracht“, Berlin W., Leipzigerstraße 13.

\* Die Zeitschrift „Der Färmer“ bringt in ihrem Heft 7 einen Hornesausbruch einer „deutschen Frau“ — solche Sachen macht man immer anonym — über die Ausländerei der deutschen Frauenbewegung. Was hatte die Entrüstung der „deutschen Frau“ hervorgerufen? Die Vertreterinnen der Berliner Frauenbewegung haben einen Vortrag der Mme. Durand über den „Feminismus in Frankreich“ besucht, und Mme. Durand hat in diesem Vortrag ein paar Worte über die Vorzüge und Nicht-Vorzüge des Dienstjahres der Männer gesagt. Nach der Meinung der „deutschen Frau“ „setzt das allem bisher Dagewesenen die Krone auf“. Sie nimmt nämlich a priori an, daß die Frauen in den Worten der Mme. Durand ein „Evangelium“ erblickten (wozu sie wohl weder Anlaß noch Neigung haben dürften). Daraus zieht sie den Schluß, daß Frauen, die so in Auslandanbetung verfallen seien, nicht reif wären, dem deutschen Volk Gesetze zu geben. Das deutsche Volk wolle sich nur getrost seine Gesetze von deutschen Männern geben lassen. Die „deutsche Frau“ hat ganz übersehen, wer die längsten Feuilletons über Mme. Durand geschrieben, und wer, vom Glanz ihrer Toilette, des Hotel Bristol und des gespendeten Lunch be-



zahlung Dienstboten zugewiesen, wogegen diese einen Kontrakt zu unterzeichnen haben, in dem sie sich zu humaner Behandlung der Dienstboten verpflichten. Da das „Dänische Hausfrauenblatt“ mit der Einrichtung sympathisiert, so scheinen sich die Bedingungen in vernünftigen Grenzen zu halten. Auch die Amsterdamer Dienstmädchen haben bereits, diesem Beispiel folgend, ihre Stellenvermittlung selbst in die Hand genommen.

\* **Zum Examen für einen Magistergrad** an der Moskauer Universität ist Frä. Dr. phil. (der Universität Göttingen) Ljubowa Sapolskaja zugelassen. Sie wird den Grad eines „Magisters der reinen Mathematik“ erwerben.

\* **Ein internationaler Frauenstimmrechtskongreß** fand im Februar bei Gelegenheit der 34. Jahresversammlung der amerikanischen Frauenstimmrechtsvereine in Washington statt. Die Idee entsprach dem amerikanischen Bedürfnis nach Monstre-demonstrationen, aber die Ausführung auch dem amerikanischen Talent zu solchen Veranstaltungen. Der Kongreß, von dem Präsidenten von Kolumbia begrüßt und unter dem Ehrenpräsidium der ältesten Vertreterin der Stimmrechtsbewegung, Susan Anthony, tagte in der dicht gefüllten größten Kirche von Washington. Die Festgottesdienste, die den Kongreß begleiteten, wurden von weiblichen Geistlichen celebriert. Delegierte aus 28 Staaten der Union und einer großen Zahl der übrigen Kulturstaaten waren anwesend. In den Versammlungen kamen etwa 100 Redner und Rednerinnen zu Worte. Aus dem geschäftlichen Teil der Verhandlungen heben wir hervor, daß eine Anzahl von amerikanischen Delegierten offizielle Konferenzen mit der Frauenstimmrechts- und der Justizkommission des amerikanischen Senats im Kapitol abhielten, ferner, daß eine Kommission gebildet wurde zur Erforschung der Wirkungen des Frauenstimmrechts in den verschiedenen Ländern, in denen es schon besteht. Die Abende, die der allgemeinen Propaganda gewidmet waren, waren in folgender Weise disponiert: am ersten Abend sprachen die „Pioniere“ zu der Menge, d. h. Männer und Frauen, die der Stimmrechtsbewegung von Anfang an gedient, in ihrem Dienste ergraut waren, der zweite Abend gehörte der „modernen Frau“, der dritte dem „modernen Mann“. Am Schluß des Kongresses fand ein Empfang der Kongreßmitglieder durch den Präsidenten Roosevelt statt, der ein warmer Anhänger des Frauenstimmrechts ist. Es erfolgte dann noch eine besondere Verhandlung der anwesenden Juristinnen mit der Justizkommission des Senats behufs Zulassung der Frauen zur Advokatur in Maryland. Anfang März wurde die Zulassung,

die für 33 Staaten und den höchsten Gerichtshof schon gilt, auch in Maryland gewährt.

\* **Totenschau.** Am 2. April ist in Freiburg die als Schriftstellerin und journalistische Kämpferin der Frauenbewegung verdiente Mrs. Carola Blader gestorben. Als Tochter des Professors am Polytechnikum Dr. Karl Bader in Karlsruhe geboren, verlebte sie dort ihre Jugend und in Freiburg ihre Mädchenjahre. Mit 22 Jahren folgte sie ihrem Vatten nach England, wo sie den größeren Teil ihres Lebens verbracht hat. Dort folgte sie mit voller Teilnahme allen Bestrebungen der englischen Frauenbewegung, und die hier erworbene Kenntnis befähigte sie, nach der seit dem Tode ihres Vatten erfolgten Rückkehr nach Deutschland mit sachkundigen und berechneten Ausführungen für die Frauensache einzutreten. Daneben widmete sie sich litterarischer Arbeit; erwähnt sei eine Studie über Carlyle und seine Gattin, die seinerzeit in unserer Zeitschrift veröffentlicht wurde, ferner ihre mit besonderer Vorliebe gepflegten Shakespearestudien, die u. a. im Jahrbuch der deutschen Shakespearegesellschaft Aufnahme fanden. Ihre Freunde rühmen ihre große Herzengüte, verbunden mit selbstloser Bescheidenheit, und ihr Heim war sowohl in London als in Freiburg ein gern aufgesuchter Vereinigungspunkt eines angeregten Kreises.

Dorette, Freifrau Schent von Schweinsberg, die Begründerin der weitbekannten wirtschaftlichen Frauenschule zu Nieder-Osleiden ist aus ihrer erfolgreichen Arbeit durch einen plötzlichen Tod abberufen worden. Frau von Schent hatte sich auf dem Gute ihrer Eltern bereits früh hauswirtschaftlichen Arbeiten gewidmet, und nach dem Tode ihres Vatten und der Verheiratung ihrer Tochter entschloß sie sich, um dem ihr innewohnenden Verlangen nach ernster Lebensarbeit zu genügen und einem früh erkannten Notstand abzuhelpfen, eine hauswirtschaftliche Schule für junge Mädchen zu gründen. Sie machte sich zu diesem Zweck mit den Einrichtungen der unter der Leitung von Auguste Förster stehenden erfolgreichen Haushaltungsschule zu Kassel bekannt, wobei sie den Plan faßte, ihre zu gründende Schule zu einer solchen zu erweitern, in der die Frauen auch in den wichtigsten Arbeiten der Landwirtschaft unterwiesen werden sollten. Ostern 1900 wurde ihre Anstalt begründet, die sich rasch die Anerkennung weitester Kreise erworben hat. Angegliedert wurde derselben ein Seminar zur Ausbildung von Wirtschaftslehrerinnen und ländlichen Hausbeamtinnen, mit dem eine Übungsschule in Gestalt einer Haushaltungsschule für Bauernmädchen verbunden wurde.



der Bonner Ortsgruppe hin in Bonn abgehalten werden sollte und schloß darauf die Versammlung.

Den Schluß der diesjährigen Tagung bildete die am Abend in der Aula abgehaltene öffentliche Versammlung mit Referaten und Diskussion über die Organisation der Arbeiterinnen, der ein geselliges Beisammensein in den Räumen des hannoverschen Frauenklubs folgte.

#### Wissenschaftliche Fortbildungskurse für Lehrerinnen in Bonn.

Über die Bonner Oberlehrerinnenkurse liegt jetzt der zweite Jahresbericht vor, der in jeder Beziehung ein sehr erfreuliches Bild gewährt. Klarste Einsicht in die Ziele des Oberlehrerinnenexamens und die Wege der Vorbereitung tritt hervor in den an die Vorbildung gestellten Anforderungen, die in Latein und Mathematik durch eine schriftliche und mündliche Prüfung nachzuweisen sind, und in der ausdrücklichen Festsetzung der Studienzzeit auf 6 Semester. Die Einrichtung, daß die Vorlesungen — mit Ausnahme der für katholische Religion und Mathematik — zusammenfallen mit den Universitätsvorlesungen, und die Kurse sich auf die Abhaltung der Übungen beschränken, in der bis jetzt Bonn leider noch keine Nachfolge gefunden hat, hat sich nach dem Bericht ausgezeichnet bewährt: „aus dem Zusammenarbeiten weiblicher und männlicher Studierenden hat sich nicht die geringste Ungelegenheit ergeben, und das Interesse der Professorinnen an der mit andauerndem Fleiß und erfreulicher Frische geleisteten Arbeit der Kursistinnen nimmt von Jahr zu Jahr zu.“ Die Übungen liegen zum weitaus größten Teil in den Händen von Universitätsprofessoren. Zu dem ersten und zweiten Examen, Juni und Dezember 1901, meldeten sich zusammen 16 Bewerberinnen, von denen 14 bestanden. Die meist gewählten Fächer waren Deutsch (12) und Englisch (7).

Da das Unternehmen nun auch finanziell eine sichere Grundlage erhalten hat durch Privatbeiträge und einen erhöhten Zuschuß der Regierung, ist es dem Ausschuss möglich geworden, in jedem Semester einigen Hörerinnen das Kollegiengeld zu erlassen und ihnen das Studium überhaupt auf jede Weise zu erleichtern. Außerdem gewähren die preussische Regierung, der Kölner Frauenbildungsverein und der Bonner Lehrerinnenverein Stipendien von 400—800 Mark jährlich.

Erwähnenswert ist noch, daß der Bericht auch in Bezug auf die Stellung der Regierung und der städtischen Behörden günstige Auskunft zu erteilen hat. 15 Kursistinnen ist — meist auf drei Jahre — Urlaub zum Studium erteilt worden mit Offenhaltung der Stelle und Anrechnung der Urlaubszeit. Nur Magdeburg hat den Urlaub verweigert. Die Anstellungsaussichten wachsen; die Nachfrage übersteigt bei weitem das Angebot und das Gehalt, durchschnittlich 2000 Mark, in 5 mal 3 Jahren steigend bis zu 3000 Mark, kommt den von der Kommission des Allgemeinen deutschen Lehrerinnenvereins als Grundlage eines Besoldungsgesetzes erkannten Sätzen ziemlich nahe. Der warm zu unterstützende Wunsch, daß die wöchentliche Stundenzahl der Oberlehrerinnen 20—22 nicht übersteige, scheint allerdings auch im Westen unseres Landes noch weit von seiner Erfüllung zu liegen,

der Dringlichkeit nach zu urteilen, mit der er geäußert wird.

Im ganzen hatten die Kurse seit ihrem Bestehen 54 Teilnehmerinnen aufzuweisen, von denen augenblicklich noch 34 studieren.

Aus den sorgfältigen Angaben des Berichts, den darin hervortretenden Grundsätzen und Vorschlägen leuchtet ein so verständnisvolles und warmes Interesse an der Sache, daß er nur mit wärmster Anerkennung der Tätigkeit des geschäftsführenden Ausschusses und seiner verdienten Leiterin Fräulein Gottschalk, gelesen werden kann.

#### Der Landesverein Preussischer Volksschullehrerinnen

hält seine vierte Generalversammlung vom 18. bis 21. Mai 1902 zu Halle a. S. in den Räumen der „Loge zu den 8 Degen“, Paradeplatz 4. Die öffentlichen Versammlungen werden am Dienstag, den 20. Mai, vorm. 9—12 Uhr, und nachm. 5 bis 7 Uhr und am 21. Mai, vorm. 9—12 Uhr, stattfinden. In den öffentlichen Versammlungen werden folgende Themen zur Verhandlung kommen: Die Ausgestaltung des Haushaltungsunterrichtes und die Fortbildungsschule. M. Nouvel, Breslau. Was kann die Volksschule zur Bekämpfung des Alkoholismus thun? Adelheid Tinzmann, Striegau. Warum ist die Einheitschule eine soziale, nationale und pädagogische Notwendigkeit? Maria Eischnewaska, Spandau.

#### Der Landesverein Preussischer Technischer Lehrerinnen

reichte vor einiger Zeit dem Kultusminister eine Denkschrift über die Reform der Vorbildung der Preussischen Technischen Lehrerinnen ein. Darauf lief folgende Antwort ein: „Auf die Eingabe vom 3. November d. J. erwidere ich dem Vorstande, daß die Hebung des technischen Unterrichts an den Mädchenschulen seit längerer Zeit Gegenstand der Erwägung der zuständigen Behörden ist.“ In den Pfingsttagen — vom 19.—22. Mai d. J. — findet in Barmen die vierte Generalversammlung des Vereins statt. Das Programm umfaßt folgende Vorträge: 1. Was ist unter Methode zu verstehen? Fräulein H. Reindorf, Bernburg. 2. Die Fortbildungsschule für Mädchen und die Aufgaben der technischen Lehrerin. Fräulein Marg. Henschke, Berlin. 3. Die Notwendigkeit der Einführung pflichtgemäßer Leibesübungen in die Volksmädchenschulen. Fräulein Martha Thurm, Krefeld.

Außer der Erledigung der üblichen geschäftlichen Angelegenheiten, Kassenbericht, Geschäftsbericht, Vorstandswahl u. s. w. soll innerhalb des Vereins eine Sektion für Turnen gegründet und ein Bericht über die Propaganda erstattet werden.

#### Der Verein Berliner Dienstherrschaften und Dienstangestellten

will als besonderes Arbeitsgebiet sich die so wichtige Fürsorge der jugendlichen Dienstangestellten anlegen lassen. Hausfrauen aus den mittleren Bürgerkreisen sollen als Lehrfrauen für die von der Schule entlassenen Mädchen gewonnen werden. Diese Lehrfrauen haben dem Verein gegenüber gewisse Verpflichtungen zu übernehmen, für deren



Innehaltung eine Inspizientin zu sorgen hätte. Die Mädchen sollen zuerst ganz geringen Lohn erhalten, sie sollen nicht als Dienstmädchen sondern als Lehrlinge gehalten werden. In anderen Städten hat man mit diesem System gute Erfahrungen gemacht, es steht zu hoffen, daß es sich auch hier bewähren wird. Hausfrauen, die sich hierfür

interessieren, auch Damen, die bereit wären, sich als Inspizientin an diesem sozialen Werk zu beteiligen, werden um Angabe ihrer Adresse an die Geschäftsstelle des Vereins, Schöneberg, Hohenzollernstr. 11, gebeten. Mündliche Rücksprache dort Montag, Dienstag, Mittwoch und Donnerstag von 5—7 Uhr.

## Bücherschau.

**„Paul Heyse, Romane und Novellen“.** Wohlfeile Ausgabe. Erste Serie: Romane. 48 Lieferungen à 40 Pf. Alle 14 Tage eine Lieferung. Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung Nachfolger G. m. b. H. in Stuttgart und Berlin. Wie mit der Herstellung einer billigen Ausgabe der Seibelschen Schriften, so erwirbt sich die Cotta'sche Verlagsbuchhandlung mit der Heyse-Ausgabe, von der uns die ersten Lieferungen vorliegen, ein hervorragendes Verdienst um die Popularisierung unsrer Meister. Der Moment für eine solche Ausgabe dürfte gerade der rechte sein. Zu den weiten Kreisen des deutschen Lesepublikums, das in der Litteratur nicht rein ästhetische, sondern auch aktuelle Tagesinteressen sucht, redet Heyse noch eine lebendige Sprache, die Sprache der Gegenwart. Die „Kinder der Welt“, mit denen die Lieferungen beginnen, sind den Menschen von heute noch Wesen von Fleisch und Blut, nicht Schatten verunkelter Zeiten mit andren Interessen und andren Lebenswerten. Das wird die neue Ausgabe bei der breiteren Masse willkommen machen. Der kleineren Gemeinde der rein litterarisch genießenden wird Heyses formenrein stilisierende Kunst immer denselben ungetrübbten Genuß bieten. Alle aber werden die lockende Gelegenheit, sich Heyses Werke zum Hauschatz zu machen, freudig begrüßen.

**„Allerweltsteuente“** von E. Belh. Breslau. Schleifische Verlagsanstalt von S. Schottländer. (Pr. 3,50 M.) Die gewandte Erzählerin führt eine bunte Reihe von Gestalten an dem Leser vorüber, die nicht nur für sich reden, sondern ein Stück Gegenwart lebendig verkörpern. Allerlei Menschliches tritt uns da nahe, von überall her, aus den Salons der guten Gesellschaft und der Lebewelt, aus Künstlermilieus, aus großstädtischen Hinterwohnungen, Volkstüchen und Krankenhäusern; lauter kleine, frische Momentbilder, die in ihren leicht hingeworfenen Strichen dem tiefer schauenden Beobachter nur die Staffage scheinen vor dem großen Hintergrunde des sozialen Lebens der Gegenwart. Ob mit diesem tieferen Interesse angeschaut, ob nur wie ein Kaleidoskop voll bunter Bilder vor das Auge genommen, immer wird die kleine Skizzensammlung den Leser unterhalten und fesseln.

**„Schweigen.“** Erzählung von F. Otmer. Berlin 1902. Concordia, Deutsche Verlagsanstalt (brosch. 2,50 M., geb. 3,50 M.). Die Erzählung schließt sich an die wenig erfreuliche Reihe Marlitt, Werner, Heimburg in dem Genre: sentimentaler Familienroman. Das Hineinspielen moderner Gedanken und Anschauungen hier und da kann den

Charakter einer „Geschichte, in der sie sich kriegen“ nicht verwischen. Der typische edle Liebhaber, der innere Verdienste unter einem wenig glänzenden Äußeren verbirgt, das unschuldige Mädchen, das ihm den mit allen gesellschaftlichen Vorzügen ausgestatteten Künstler vorzieht, der sie zu Grunde richtet, die typische edle Schwester Agathe, in deren sanfter Beeinflussung die gebrochene Heldin sich wieder erholt, um dem zuerst Verschnähten endlich doch zu dauerndem Glück in die Arme zu sinken, das sind die handelnden Figuren. Auch die Variation des Konflikts — der edle Mann ist Arzt und weiß um die unheilbare Krankheit des Bräutigams seiner Geliebten, ohne sie retten zu können — bringt keine psychologische Individualisierung zur Entfaltung.

**„Stand der deutschen Frauenbewegung im Beginn des Jahres 1902.“** Im Auftrage des Verbandes fortschrittlicher Frauenvereine bearbeitet von Else Lüders. Th. Schröder, Verlag, Zürich und Leipzig 1902 (geheftet 50 Pfg.). Der Verfasserin war die Aufgabe gestellt, in knapper Form eine allgemeine Uebersicht des gegenwärtigen Standes der Frauenbewegung zu geben. Sie hat diese Aufgabe, soweit es sich um die Aufzählung der bis jetzt erreichten Resultate der Frauenbewegung handelt, ziemlich erschöpfend gelöst, und die kleine Broschüre wird in dieser Hinsicht manchem einen guten Dienst leisten. Was die Agitation für diese Errungenschaften und für die weiteren Ziele der Frauenbewegung betrifft, so macht hier freilich die objektive Aufzählung der gesamten Thatfachen auf manchen Gebieten einer subjektiven Auswahl Platz, die nicht immer nach sachlichen Prinzipien verfährt. Daß z. B. auf dem Gebiet „Reform der Mädchenschule“ die Aktionen des kleinen Vereins Frauenstudium-Berlin sorgfältig verzeichnet, die des 16 000 Mitglieder umfassenden Allgemeinen deutschen Lehrerinnenvereins ignoriert sind, entspricht wohl kaum der Bedeutung der beiden Körperschaften. Dieselbe prinzipiell nicht zu erklärende Auswahl wird z. B. auf dem Gebiet der Sittlichkeitsbewegung getroffen, wo u. a. von den in den 80er Jahren entstandenen Zweigvereinen der Föderation nur der von Colmar genannt, der deutsche Kulturbund aber ganz übergangen wird. Überhaupt werden bei dieser Auswahl der Aktionen der Frauenbewegung unseres Erachtens die Petitionen etwas zu stark in den Vordergrund gestellt gegenüber positiveren Leistungen, die sich freilich auch in der statistisch-chronologischen Form, die diese Uebersicht ihrem Zweck entsprechend gewählt hat, nicht so leicht verzeichnen lassen.





## Für Mütter

welche ihre Töchter durch Wahrheit zu geschlechtlicher Reinheit erziehen wollen:

Soeben erschienen:

## REINHEIT.

Ein Wegweiser  
von E. Placzynska.

Mit 40 wissensch. Illustrationen.  
308 S. stark, Preis broch. 3 Mk.

**Th. Grieben's Verlag**  
(L. Fernau).  
Leipzig.

Zu beziehen durch jede  
Buchhandlung, sowie gegen vor-  
herige Zahlung direkt franko  
vom Verleger.

**Auszug aus dem  
Stellenvermittlungszentralblatt  
des Allgemeinen deutschen  
Lehrerinnenvereins.**

Zentralleitung: Berlin W., Culmstr. 5.

### Offene Stellen an Schulen:

1. Für eine Schule in Hannover mit Pension verbunden, wird für sofort eine evangelische, wissenschaftlich geprüfte Lehrerin gesucht, die englisch und französisch im Auslande erlernt hat und ev. später a. s. Teilnehmerin eintreten würde.

2. Für eine Familienschule in Pommern wird eine wissenschaftlich geprüfte Lehrerin gesucht. Der Unterricht umfasst 3 Abteilungen, 24 Stunden wöchentlich. Gehalt 800—1000 Mark.

3. Für eine höhere Privatschule in Oldenburg wird eine wissenschaftliche Lehrerin gesucht. Gehalt 1000—1200 Mark. Eintritt in Pensionskasse.

### Offene Stellen in Familien:

1. Für eine Familie auf dem Lande in Hessen-Nassau wird eine evangelische, etwas musikalische, wissenschaftliche Lehrerin gesucht für zwei Mädchen von 8 und 10 Jahren. Gehalt nach Abereinunft.

2. Für eine Oberförstersfamilie in Hannover wird eine wissenschaftliche Lehrerin mit guten Auslandskenntnissen und guter Musik gesucht für 2 Mädchen von 10 und 9 Jahren. Ein jüngerer Knabe ist noch teilweise zu unterrichten. Gehalt nach Abereinunft.

3. Für eine Pastorenfamilie in Pommern wird sofort eine wissenschaftliche Lehrerin oder Volksschullehrerin gesucht für 2 Mädchen von 10 Jahren und einem etwas zurückgebliebenen Knaben. Gehalt nach Abereinunft.

4. Für eine Familie in Sachsen wird eine wissenschaftliche Lehrerin gesucht, die jung und heiter ist, für 2 Mädchen von 12 und 15 Jahren und zur Gesellschaft der Hausfrau. Gehalt 720 Mark event. mehr.

Meldungen sind zu richten an die Zentralleitung der Stellenvermittlung des Allgemeinen deutschen Lehrerinnenvereins, Adresse: Berlin W., Culmstraße 5.

## Pariser Weltausstellung 1900 Von der Internationalen Jury wurden den **Singer Nähmaschinen**



## GRAND PRIX

der höchste Preis der Ausstellung, zuerkannt.

Die Nähmaschinen der Singer Co. für den Familiengebrauch, Kunstnäherei sowie industrielle Zwecke jeder Art verdienen ihren Weltruf der mustergetreuen Konstruktion, vorzüglichen Qualität und großen Leistungsfähigkeit, welche von jeder alle deren Fabrikate auszeichnen.

Kostenfreier Unterricht in d. modernen Kunstnäherei.  
**Singer Co. Nähmaschinen Act. Ges., Hamburg.**  
Berlin W., Leipzigerstr. 92. • Eigene Geschäftshaus.

## Städtisches Mädchengymnasium und Internat, Karlsruhe. \*

Schulgeld 81 Mk. jährl. Pensionspreis für Internat 700 Mk. jährl.  
Ankunft: Frl. Dr. Gernet, Karlsruhe i. B., Redtenbacherstr. 16.

## \* Fussbekleidung \*

System Schullze - Naumburg (gesetzlich geschützt).



Jeder Fuss ist von Geburt normal, wie auf Abb. I. Die Schuhform System Sch.-N. erhält den normalen Fuss, und ist auch für den deformierten Fuss die hygienisch bessere, da der Fuss in ihr zum Teil wieder bessere Formen annimmt. Jeder spitze Stiefel zwingt den Fuss in die unschöne und ungesunde Form der Abb. II.

Einzige Bezugsquelle:

**Eduard Goldstein, Berlin,**  
Köpenicker Strasse 55.

8 goldene Medaillen.

## Wichtig für jede Mutter

ist der

## Milchthermophor

zum vollständigen Warmhalten der Säuglingsmilch ohne Feuer, in dem nach Untersuchungen des Directors des staatl. hygien. Instituts zu Hamburg, Professor Dr. Dunbar, die in der Milch enthaltenen Bakterien vollständig abgetötet werden und die Milch die ganze Nacht warm und frisch erhalten bleibt.

Stets warme Milch zur Hand, in der Nacht, im Kinderwagen u. auf Reisen.  
Zu haben in allen besseren Haus- u. Küchengeräten-Geschäften.

**Deutsche Thermophor - Aktiengesellschaft**  
Andernach a. Rhein.

Prospekte gratis und franko.







Ein vages Gefühl von der Notwendigkeit einer Arbeiterschutzesgesetzgebung hatte in Italien schon lange bestanden. In philanthropischen, humanitären, medizinischen Kreisen hatte man sich dort schon in den siebziger und achtziger Jahren des XIX. Jahrhunderts eingehend mit dieser Frage beschäftigt. Drei Männer vor allem, Luigi Luzzatti und F. Lacava, allen voran aber Salvatore Morelli, waren in Schrift und, soweit es eben damals möglich war, auch in der That für ein Frauenschutzesgesetz eingetreten. Auch eine ganze Reihe von Gesetzentwürfen hatte in den Stuben der Advokaten das Licht der Welt erblickt, und vielen von ihnen war sogar die Ehre geworden, der Kammer vorgelegt zu werden. Aber nicht einer dieser Entwürfe wurde auch nur zur Diskussion gestellt. So blieb der Gedanke sozialer Reform in der embryonischen Phase akademischer Erörterung, ohne praktisch gewirkt zu haben. Der einzige Niederschlag jahrelanger Dispute war das unsagbar klägliche Gesetz der Gewerbeordnung vom 28. September 1896 über den Kinderschutz, dessen an und für sich schon äußerst mangelhafte Bestimmungen überdies auch noch nur auf dem Papier blieben.

Inzwischen hatte sich auch die damals noch kleine, aber in stetem Wachstum begriffene sozialistische Partei mit Arbeiterschutz beschäftigt. Auf dem Parteitag zu Bologna im Jahre 1897 nahm sie die Forderung besonderer Schutzgesetze für Frauen und Kinder offiziell in ihr Programm auf und beauftragte ihre Kammerfraktion damit, sobald als möglich einen Entwurf auszuarbeiten und dem Parlament vorzulegen. Desgleichen sollte in diesem Sinne durch das ganze Haus kräftig agitiert werden.<sup>1)</sup>

Entscheidend für die offene Stellungnahme dieser selbigen sozialistischen Partei, die bisher jedem Eingriff des Staates in das wirtschaftliche Leben des Volkes mißtrauisch — um nicht zu sagen ablehnend — gegenüber gestanden hatte, war die warmherzige Propaganda, die eine russische Emigrantin im Namen der modernen Frauenidee in den Kreisen der italienischen Sozialisten dafür gemacht hatte.

Anna Kuliscioff<sup>2)</sup> ist zweifelsohne eine der bemerkenswertesten Erscheinungen, die der internationale Sozialismus überhaupt hervorgebracht hat. Unter den sozialistischen Frauen der Praxis ist sie, mit Louise Michel, Eleanor Marx, Clara Zetkin und Maria Cabrini sicherlich die markanteste Figur. Noch als Kind bereits wegen nihilistischer Umtriebe aus ihrem Vaterland vertrieben, sehen wir sie in Italien, wohin sie sich gleich ihrem großen Landsmann Michel Bakunin geflüchtet hatte, als zwanzigjähriges Mädchen sich mit unerhörter Kühnheit und Schlagfertigkeit vor den Schranken des Florentiner Tribunals, der Aufreizung der Massen zur Revolte angeklagt, verteidigen (1879). Schon damals vereinigte sie eine wunderbare körperliche Lieblichkeit — sie besaß eine herrliche nordische Gesichtsfarbe, kluge stahlblaue Augen und trug lang über die Schultern fallende blonde Zöpfe, so daß man sie einem praeraphaelitischen Madonnenbilde verglich — mit einer ungeheuren Schärfe des Geistes, ein echt russischer Typ. Sie wurde freigesprochen; und in der That ist sie niemals eine „Revolutionärin“ gewesen. Ihr Streben ging nur darauf hin, der Arbeiterklasse ihr Loos möglichst zu erleichtern. Hauptsächlich aus diesem Grunde wurde sie Ärztin, und deshalb auch war sie es, die, nachdem sie sich allmählich zu einer zielbewußten Sozialistin entwickelt hatte, ihre Partei auf die Wichtigkeit, der Ausbeutung der Frau durch das Kapital gesetzliche Schranken zu setzen, nachdrücklichst aufmerksam machte.<sup>3)</sup>

Die Sozialisten konnten den Ideen Anna Kuliscioff's in jener Zeit aber bloß eine platonische Liebe entgegenbringen. Sie standen damals mitten im schärfsten politischen Kampfe, welcher ihre Kräfte völlig absorbierte, und so beschloß jene tapfere Frau, auf eigene Faust Propaganda zu machen und durch Vorträge, Belehrung zc. den Arbeiterinnen die Ueberzeugung beizubringen, daß nur sie selbst im Stande seien, ihre Lage zu bessern.<sup>4)</sup> Unermüdlich arbeitete Anna Kuliscioff so auf ihr Ziel hin,

<sup>1)</sup> S. Alfredo Angiolini, „Cinquant' Anni di Socialismo in Italia“, Firenze 1900 p. 269 ff.

<sup>2)</sup> Der Nachname ist kein Familien-, sondern ein angelegter Kampfname.

<sup>3)</sup> Näheres über diese ausgezeichnete Frau findet sich u. a. bei Angiolini, loco cit. p. 188 ff. sowie dem anlässlich Anna's Beurteilung 1898 geschriebenen ebenso warmherzigen als unterrichtenden Aufsatz „Anna Kuliscioff“ von Clara Zetkin in der „Gleichheit“ (8. Jahrgang Nr. 15).

<sup>4)</sup> Maria Cabrini „Per la Donna e per il Fanciullo“ im „Avanti!“ Nr. 1384.

bis sie — es war in den bösen Tagen der sogenannten „fatti di Milano“ im Mai 1898 — gefangen genommen und vor das Kriegsgericht geschleppt wurde. Sie war wiederum der Aufreizung der Massen angeklagt, eine bittere Ironie, wenn man bedenkt, daß gerade sie die von ihr ersehnten Reformen eben jetzt auf legalem Boden zu erreichen bestrebt gewesen war. In unbeugsamem Stolz antwortete sie, daß sie nichts anderes gethan habe, als für ein Frauenschutzgesetz zu agitieren. „Wenn ich nicht als Ärztin mit dem moralischen und physischen Elend der arbeitenden Frauen in stetem Kontakt gewesen wäre“, rief sie aus, „hätte ich ja vielleicht nicht einmal das bißchen Agitation zu ihren Gunsten getrieben, das man mir vorwirft. Aber nun habe ich sie getrieben und zwar zu ihrem Besten, und darüber freue ich mich noch jetzt. Wir haben ihnen niemals etwas übertrieben dargestellt, aber wir haben den Leiden der Gesellschaft unser Herz geöffnet.“<sup>1)</sup>

So sprach jene Frau. Aber es half ihr nichts. Der Parteihaß machte die Heldin zur Märtyrerin. Obgleich mit einem schweren inneren Leiden behaftet, wurde sie (außer zu 1000 Lire Geldstrafe) noch zu 2 Jahren Gefängnis verurteilt. —

Die „fatti di Milano“ und die ihnen folgende Reaktion brachten das junge aufstrebende Land wieder beträchtlich zurück. Fast alle namhaften Sozialisten und ein gut Teil der Führer von den anderen Linksparteien füllten die Kerker oder waren außer Landes geflüchtet. Unter diesen Umständen gingen natürlich auch die Ansätze zur sozialen Reformarbeit mit unter.

Doch nur scheinbar. Anna Kuliscioff war nach einjährigem Gefängnis kaum begnadigt, da begann sie auch ihr Werk schon wieder von neuem, und zwar setzte sie sich daran, selber einen Gesetzesentwurf zum Schutz für Frauen und Kinder auszuarbeiten.

In dieser Arbeit genoß sie nun die Unterstützung eines der bedeutendsten Gelehrten des modernen Italiens, und der zugleich auch der Mann war, mit dem sie ihrer freien Überzeugung nach, in wilder, aber deshalb nicht weniger glücklicher und idealgestalteter Ehe lebt: Filippo Turati.

Einer alten, vornehmen Familie entsprossen, Sohn eines hohen, königlichen Beamten — sein Vater war prefetto der Provinz Cuneo —, hatte den Rechtsanwalt Turati sein wissenschaftlicher Sinn und sein für Gerechtigkeit begeistertes Herz schon frühzeitig zum Anhänger der sozialistischen Schule von Karl Marx gemacht. Deputierter von Mailand und Leiter des ersten wissenschaftlichen Organs seiner Partei, der *Critica Sociale*, ist Turati heute einer der in allen Kreisen populärsten Männer Oberitaliens. Ein gewaltiger, imposanter Volkredner, unerschöpflich geistreich und mit reichstem Wissen ausgestattet, hat man von ihm nicht mit Unrecht einmal behauptet, wenn er spräche, gleiche er einem Verschwender, welcher wertvolle Gemmen aus seiner Tasche heraushole und sie mit vornehmer Geste unter das Publikum werfe.<sup>2)</sup> Turati ist eben nebenbei auch ein sehr begabter lyrischer Dichter. Auf diese Weise, also unter den denkbar besten Auspizien, kam der nach seinen Verfassern Turati-Kuliscioff genannte Gesetzesentwurf zu Stande. Auf dem im September 1900 zu Rom tagenden Parteitag erhielt er seine Bestätigung.<sup>3)</sup>

Inzwischen hatte auch die Regierung nicht mehr die Hände im Schoß behalten wollen. Bereits wenige Monate nach Annahme des *progetto Turati-Kuliscioff* durch die sozialistische Partei legte der Minister Carcano der Kammer einen Regierungsentwurf vor (2. Dezember 1900). Die beiden Entwürfe haben eigentlich nur das in weiter Ferne schwebende Ziel: einen wirksamen Frauen- und Kinderschutz gemein. In allen Einzelbestimmungen weichen sie voneinander ab wie Tag und Nacht.<sup>4)</sup>

<sup>1)</sup> Angiolini, loco cit. p. 295 ff.

<sup>2)</sup> „Giornale del Popolo“ Genova, 3. 2. 1902.

<sup>3)</sup> Man lese hierüber den Brief der Anna Kuliscioff an die „Gleichheit“: „Schwestergrüße aus Italien“, Gleichheit 11. Jahrgang, Nr. 10.

<sup>4)</sup> „Sul lavoro delle Donne e dei Minorenni, relazione e disegno di legge del Gruppo Parlamentare Socialista aggiuntevi in appendice il disegno di legge del ministro Carcano“ Milano, 1<sup>o</sup> Maggio 1901.

Der Hauptunterschied zwischen dem Entwurf C. (Carcano) und dem Entwurf T.-K. (Turati-Kuliscioff) bestand darin, daß ersterer nur die Manufakturarbeiterinnen zu schützen gedachte, während letzterer den Schutz auch auf alle Landarbeiterinnen, zumal die armen risaiolo auszudehnen forderte. Letzterer verlangte demnach Ausdehnung des Gesetzes auf alle in irgend einem industriellen oder agrarischen<sup>1)</sup> Lohnverhältnisse stehenden Frauen und setzte die Altersgrenze auf 15 Jahre fest, während körperschädigende und unterirdische Arbeiten überhaupt untersagt sein sollten. Man vergleiche diese Forderung mit den Schutzzgrenzen in Österreich (12 Jahre für jede gewerbliche Arbeit, 14 für Fabriken), Frankreich (13 Jahre, Ausnahmen eventuell gestattet), Deutschland (13 Jahre), Belgien (12 Jahre) und England (11 Jahre) und gehe die Skala noch um etwas herunter, dann erreicht man die vom italienischen Regierungsentwurf verlangte Grenze von 10 Jahren, ein so minderwertiger Schutz, wie er bei zivilisierten Völkern im gleichen Maße nur in einigen Südstaaten von Nordamerika besteht.

Der Entwurf C. bestimmte auch für „ungesunde“ Arbeiten die vorhergegangene Großjährigkeitserklärung der Frau. Aber er definierte diese ungesunden Arbeiten nicht weiter. Deshalb hielten die Sozialisten es für angebracht, den Paragraphen etwa verschieden auslegenden Beamten diese Möglichkeit durch eine genaue Bestimmung und Benennung derselben zu nehmen. Sie beantragten deshalb Feststellung der als ungesund zu betrachtenden Arbeitsarten durch das Reichsgesundheitsamt mit Zuziehung der (sozialistischen) Arbeiterkammern.

Auch über die Regelung der Nachtarbeit herrschten große Meinungsverschiedenheiten. Während die Regierung dieselbe der Frau nur bis zum 20. Jahre untersagen wollte (Knaben bis zum 15. Jahre), verlangten die Sozialisten nach dem Vorbilde der Gesetzgebungen in Deutschland, England, Frankreich und der Schweiz, daß sie überhaupt verboten werden solle (Knaben bis zum 20. Jahre).

Wie sehr das Regierungsprojekt Carcano hinter allen modernen Sozialgesetzen zurückblieb, zeigt sich zumal in der Festsetzung von Arbeitszeit und Arbeitspausen und Schonzeit für Wöchnerinnen. Zum Beweis habe ich nebenstehende Tabelle aufgestellt.<sup>2)</sup>

Beide Entwürfe treten gleichmäßig für eine Reihe von hygienischen Bestimmungen ein, wie Trennung der Geschlechter in den Schlafräumen, Vorhandensein eines Speisezimmers in den Fabriken u. a. Das P. T.-K. übernahm aber noch eine Sonderbestimmung des portugiesischen Gesetzes vom 5. Mai 1894, welches besagt, daß in allen Manufakturen, in denen Frauen beschäftigt werden, stets ein Raum zum Säugen der Kinder vorhanden sein muß.

In den Bestimmungen zur Kontrolle der Durchführung des Gesetzes herrschte im Regierungsentwurf eine beklagenswerte Halbheit. Er wollte einfach der Polizei die Überwachung anvertrauen. Dagegen forderte das P. T.-K. die Ernennung weiblicher und männlicher Inspektoren, die jedesmal auf 2 Jahre zu erfolgen habe. Die Beamten hätte der Staat zu besolden, jedoch müsse die Regierung darauf eingehen, nur solche Leute zu diesem Amte zu nehmen, die ihr von der organisierten Arbeiterschaft, welche doch am meisten an einer peinlichen Durchführung der Gesetze interessiert sei, vorgeschlagen würden.

<sup>1)</sup> Wie nötig gerade diese Kategorie von Arbeiterinnen eines legalen Schutzes bedarf, zeigen außer den im Märzheft 1902 von mir angegebenen Quellen, zumal das Buch von Dott. Antonio Dionisi: „La Malaria di Maccarese (dal marzo 1899 al febbrajo 1900)“ Rom 1901. Der Verfasser, Sanbarzt in der Campagna di Roma, verfolgt die einzelnen von ihm behandelten Familien ein ganzes Jahr lang auf ihrem Leidenswege und enthüllt uns dabei Bilder der furchtbarsten Ausbeutung von Mann und Weib.

<sup>2)</sup> Man vergleiche hierüber noch Prof. Dr. Johannes Conrad: „Grundriß zum Studium der politischen Ökonomie.“ II. Teil, Volkswirtschaftspolitik, Jena 1898 pag. 60 ff., „Code Civil Français, Loix Usuelles“, Paul Hirsch: „Die soziale Gesetzgebung im 19. Jahrhundert“, Berlin 1901, sowie eine Reihe von Aufsätzen im „Avanti!“ Februar—März 1902.

	Gesetz von	Arbeitszeit für unmündige Frauen	Arbeitszeit für mündige Frauen	Arbeitspausen	Ruhetage	Schonzeit für Wöchnerinnen
Österreich . . .	1885	von 12—14 Jahr 8 Stunden	11 Stunden Fabrik, 10 Stunden Bergwerk	—	Sonntagsruhe von 24 Std. mindestens	4 Wochen nach Entbindung
England . . .	1834, 1878, 1891	von 11—13 Jahr 9 Stunden, 13—18 Jahr 10 1/2 Stunden	56—60 Stunden wöchentlich	—	Sonntagsruhe	4 Wochen nach Entbindung
Belgien . . .	1889	—	12 Stunden täglich	—	—	4 Wochen nach Entbindung
Vereinigte Staaten . .	—	—	8 Stunden täglich für beide Ge- schlechter, in Californien, Connecticut, Illinois, New York	—	—	—
Schweiz . . .	23. März 1877	—	11 Stunden täglich für beide Ge- schlechter incl. Mittagspause, Samstag 10 Stunden	Mittagspause 1 Stunde	—	8 Wochen, mindestens 6 Wochen nach Entbindung in Glarus (1892)
Frankreich . .	1892, 1893, 1902	bis 16 Jahr 10 Stunden, 16—18 Jahr 11 Stunden	11 Stunden täglich	mindestens 1 Stunde Ruhepause	1 Ruhetag wöchentlich für alle Staats-, Gemeinde- und Privat- angestellten	—
Deutschland . .	1891	13—14 Jahr 6 Stunden, 14—16 Jahr 10 Stunden	in Fabriken 11 Stunden	verheiratete Frauen haben Anspruch auf 1 1/2 Stunden Mittagspause	Sonntagsruhe, an Vorlagen von 5 1/2 Uhr an Freizeit	4 Wochen nach Entbindung, auf ärztlichen Rat weitere 2 Wochen
Italien . . .	Regierungs- Entwurf	10—12 Jahr 8 Stunden, 12—16 Jahr 11 Stunden, 16—20 Jahr 12 Stunden, Ausnahmen gestattet	unbestimmt gelassen	eine oder mehrere Pausen, zusammen mindestens 1 Stunde	1 Tag wöchentlich, aber nur für Minderjährige	Norm 28 Tage, mindestens aber 14 Tage nach Entbindung
„	Progetto Turati- Kuliscioff	15—18 Jahr 6 Stunden, 18—20 Jahr 8 Stunden	48 Stunden wöchentlich	15—20 Jahre 2 Stunden Pause, über 20 Jahre 1 Stunde	15—20 Jahre 1 Ruhetag über 20 Jahre 1 1/2 Ruhetag, und zwar hintereinander, wöchentlich	mindestens 6 Wochen vor und 6 Wochen nach Entbindung

(Von den in den einzelnen Ländern herrschenden Gesetzesbestimmungen sind hier nur die wichtigsten angegeben. Die Lücken der Tabelle bedeuten deshalb keineswegs überall auch Lücken der Gesetzgebung.)



Bei Festsetzung der Strafen behuß Übertretung des Gesetzes lag im Entwurf C. ein gewisses Bestreben, die Eltern der gesetzübertretenden Kinder, beziehungsweise die mündigen Frauen, ziemlich hoch zu belasten. Das P. T.-K. hingegen wollte in der Hauptsache die zuwiderhandelnden Kapitalisten bestraft sehen, da, wie die Sozialisten mit Recht anführten, die Arbeitnehmer nur aus bitterer Not gegen das Gesetz verstoßen könnten.

Der Entwurf T.-K. war überhaupt sehr konsequent durchdacht, durchaus aus einem Guss. Der Regierungsentwurf hatte nur an einen hygienischen Frauenschuh gedacht. Etwaige ungünstige Folgen materieller Art hatte er nicht vorgesehen. „Es ist aber wirklich utopisch,“ heißt es in der Vorrede zum Entwurf T.-K. „denen Beschränkungen ihrer Arbeit auferlegen zu wollen, welchen durch ihre Arbeit allein die Möglichkeit zum Leben gegeben wird. Man muß deshalb, . . . , diejenigen, denen man Arbeit verbietet, anderweitig unterstützen.“ Aus diesem Grunde stellten die Sozialisten folgende zwei Forderungen auf, die allein gegen etwaige materielle Nachteile der Arbeiterinnen Gewähr zu leisten vermochten:

Artikel 4. Der Staat und die Gemeinden verpflichten sich, innerhalb von 5 Jahren von der Promulgation dieses Gesetzes an, Fachschulen gründen zu wollen, welche die Elementarschulen vervollständigen sollen. Diese Schulen haben allen armen Schülern Nahrung, Kleidung, und Arbeitsmittel umsonst zu liefern und die Kinder überdies nicht eher zu entlassen, als bis sie das 15. Lebensjahr (die geforderte Grenze des Schulalters) erreicht haben.

War dieser Artikel dazu bestimmt, die plötzlich arbeitslos und infolgedessen brotlos gewordenen Kinder vor Hunger zu bewahren und zu verhindern, daß sie statt wie früher Geld zu verdienen, nun ihren Eltern nicht nur nicht beisteuerten sondern ihnen noch obendrein zur Last lägen, so lag in dem folgenden Artikel die Absicht, den Ausfall an Arbeitsgelegenheit für Wöchnerinnen wieder wett zu machen.

„Artikel 8. Für die Unterstützung der Frauen in der letzten Zeit vor und der ersten Zeit nach der Entbindung hat eine Mutterschaftskasse Sorge zu tragen, indem sie ihnen 75 Prozent des täglichen Verdienstes auszahlt. Diese Kasse, welche innerhalb eines Jahres gegründet sein muß, soll gebildet werden 1. durch einen Zuschuß aus der Staatskasse, 2. durch die Versicherungsgelder der arbeitenden Frauen, welche der jedesmalige Arbeitgeber zu entrichten hat, 3. durch einen eigenen Beitrag der Arbeiterinnen selbst, 4. durch alle bei Übertretung dieses Gesetzes einlaufenden Straf-gelder.“

(Schluß folgt.)



## Francesca da Rimini.

Von

Franz Deibel.

Rachetud verboten.

**S**immer wieder tauchen Künstler in die unerschöpflichen Gründe Dantescher Gestalten und Bilder, immer wieder gelüftet es Dichter, aus der unvergänglichen Liebes-episode des fünften Infernogefanges ein neues Gewebe zu wirken. Doch wie riesenhaft erscheint des Florentiners Künstlertum, hält man neben seine wenigen die Liebesgeschichte Francescas und Paolos darstellenden Terzinen im fünften Gesange des Inferno, was sie in der Litteratur angeregt haben. Im wirbelnden Höllenturm der fleischlichen Sünder führt Dante das Liebespaar vorüber. Francesca selbst hat

das Wort: Mit großer künstlerischer Knappheit, voll Pathos und doch mit monumentaler Ruhe wird das erste heftige Auslobern der Glut bei der Lektüre des Ritterbuchs von Lancelot vom See vorgetragen, und der blutige Ausgang, der Tod der Liebenden durch den hintergangenen Gatten Lanciotto angedeutet. Alle Schattierungen der Bitterkeit und des Schmerzes sind da in wenige Verse eingepreßt, in unwiderstehlich packende Bilder, das Ganze von lockender Dunkelheit geheimnisvoll umspielt, in dem mächtig wirkenden Rahmen der höllischen Umgebung, des rasenden Sturms und der Finsternis. Trotzdem eine Liebesgeschichte von solcher Wucht und zugleich so süßem Reiz den Dichtern der Folgezeit nicht entgangen sein kann, scheint die literarische Einwirkung der Episode, abgesehen von Nachklängen in Petrarcas *Trionfo d'Amore*, erst spät zu beginnen. Johann Jakob Bodmer war wohl der erste in Deutschland, der in seinen kritischen Betrachtungen über die poetischen Gemälde der Dichter (Zürich 1741) besonders auf sie hinwies und auch den großartigen Abschluß der Schilderung des Russes bei der Lektüre: „*Quel giorno più non vi leggemmo avante*“ (an diesem Tage lasen wir nicht weiter), mit einer „lobenden Anmerkung“ versah. Aber während eine andere berühmte Stelle aus der *Comedia*, die Ugolinoepisode, neben unserer Liebestragödie früher, vielleicht auch jetzt noch, vielen die einzig bekannte des ganzen Werks, noch in der Mitte des 18. Jahrhunderts in Gersleben ihren dramatischen Bearbeiter fand, fällt die erste Riminitragödie, die von dem Züricher Maler und Dichter Heinrich Keller (J. Burke) stammt, aber nicht mehr auffindbar scheint, schon in den Anfang des 19. Jahrhunderts. Längere Zeit hindurch trug sich der junge Uhland mit dem Plan eines Francescadramas. Ihn lockte vor allem eine von ihm selbst in den Stoff hineingetragene, reichlich zerflossene Ritterromantik. Die von ihm hinterlassenen Scenen und das vollständig entworfene Scenarium zeigen, daß die Nichtausführung des Planes nicht zu beklagen ist. Uhland ging mit fast unglaublicher Jaghaftigkeit an die Darstellung des Liebesverhältnisses, seine Liebesauffassung ist von einer übertriebenen Prüderie, die es kaum bis zu einem Ruß kommen läßt, die dem liebenden Paare bei der Lesescene gar einen Tugendwächter in Gestalt einer Kammerzofe beigelegt. Außerst unglücklich war auch sein Gedanke, den Dante selbst auftreten zu lassen. Der ganze Entwurf ist mehr lyrisch gedacht als dramatisch und hat einen Stich ins Opernhafte.

Raum glücklicher ist die Behandlung des Stoffes durch den Italiener Silvio Pellico im zweiten Jahrzehnt des 19. Jahrhunderts. Die merkwürdigen Lebensschicksale des Mannes, der als Carbonaro 10 Jahre lang von den Oesterreichern gefangen gehalten wurde und seine Erlebnisse in dem Buch „*Le Mio Prigioni*“ niederlegte, sind heute interessanter als seine historischen Tragödien. Was seiner fünfaktigen Francesca da Rimini einst so begeisterte Erfolge eintrug, waren Scenen mit hochtönenden patriotischen Phrasen, die in jener Zeit in Italien lebhaften Widerhall erwecken mußten. Das Stück, das wie Alfieris Tragödien streng klassisch-französischen Zuschnitt zeigt, Einheit von Ort, Zeit, Handlung, keine Episoden, nur vier Hauptpersonen, ist voll sentimentaler Rhetorik, ohne jede individuelle Charakteristik und trieft von Edelmut und Tugend. Das eigentliche Liebesproblem ist auch hier umgangen, die gemeinschaftliche Lektüre, in die Jugendzeit des Paares verlegt, hat nur zu einigem Zittern und Erblichen geführt. Die Moral siegt über die Leidenschaft, und das Paar wird nur, weil es doch einmal zur Hölle verdammt werden muß, durch einen bössartigen Zufall von Lanciotto ermordet.

Die Bearbeiter der Episode sahen sich natürlich zu einer Erweiterung der von Dante gegebenen Umrisse genötigt; um den Stoff dramatisch zu gestalten, brauchten sie neue Motive. Auf eins dieser Motive, das in den meisten späteren Behandlungen wiederkehrt oder variiert ist, führt die im Jahre 1816 Byron gewidmete Bersnovelle des Engländers Leigh Hunt, deren bestes zarte und klangvolle lyrische Partien sind. Von Giovanni Boccaccio, der 1373 in Florenz Vorlesungen über die Divina Comedia hielt, stammt ein Kommentar zu den ersten 16 Gesängen. Boccaccio, der es sich nicht versagen konnte, aus der Francescaepisode eine erotische Novelle mit pikanten Verwicklungen zu machen, erzählt eine interessante Täuschungsgeschichte: Guido von Ravenna wünscht seine Tochter Francesca mit dem häßlichen Lanciotto zu verbinden und greift zu dem Mittel, dessen schönen Bruder Paolo als Werber und Stellvertreter bei der Hochzeit erscheinen zu lassen. Francesca merkt den Betrug erst am Morgen nach der Hochzeit. In Leigh Hunts Berserzählung klingt das Motiv der Werbung durch den Bruder schon an, ohne daß der Betrug ganz durchgeführt ist. Byron, der die Huntsche Novelle sehr schätzte, interessierte sich außerordentlich für die Episode. Nicht nur, daß er die Dantestelle ins Englische übertrug und sie in seinen Tagebüchern auführte als Beweis für die „gentle feelings“ in der Comedia, sondern er erwog gleichzeitig mit dem „Cain“ eine fünfsaktige Francesca da Rimini, die nie zur Ausführung kam. Reminiscenzen aus der Episode finden sich öfter in seinen Berserzählungen. Erinnern doch die Namen Lanciotto und Francesca im „Siege of Corinth“ daran, und die Fabel in „Parisina“ zeigt deutliche Beziehungen zu den Motiven des Dramas von Rimini. —

Daß in späterer Zeit matte Epigonen sich in Balladen und Dramen an der Danteschen Episode vergriffen haben, ist nicht verwunderlich. In den 40er Jahren schlachtete der Deutsche Hans Köster unter andern auch den Riministoff aus und machte ein übles Liebes- und Intriguensstück daraus, an dem das merkwürdigste ist, daß es im Jahre 1874 noch eine zweite Auflage erlebte. Bei weitem wertvoller und interessanter ist eine Francesca da Rimini Paul Heyfes, ein Jugendstück des Dichters aus dem Jahre 1850. Was bei Uhland und Bellico fast ganz vermieden, ist hier der Mittelpunkt des Dramas, das erotische Problem. Heyfe hat die von Boccaccia überlieferten Motive ganz verwendet, aber nicht gerade glücklich. Die Werbung und Vertretung durch den Bruder bei der Hochzeit wirkt bei ihm als eine äußerliche Konstruktion und stellt an die Wahrscheinlichkeit starke Zumutungen. Aber wenn auch die Psychologie brüchig, die Entwicklung der Charaktere schwach ist, wenn die Kokottenepisode Lauretta, die der Dichter zur Entdeckung des Liebesverhältnisses braucht, sehr böse wirkt, wenn die Anlehnung an Shakespeare in der Charakterzeichnung Lanciottos (Richard III.) und in vielen sprachlichen Wendungen die Unfähigkeit verrät, aus Eigenem zu schöpfen, das Ganze ist doch aus echtem Empfinden geboren. Eine leidenschaftliche schwüle Atmosphäre weht um diese Francesca, die mit ihrer verhaltenen Sinnenglut die gelungenste Gestalt dieses dramatischen Erstlings ist. Trotz aller Schwächen wirkt das Stück erfrischend gegen das blasse Epigonendrama, das Martin Greif 1892 in seiner Francesca da Rimini geboten hat. Nichts in diesem Undrama wirkt bildhaft, keine Figur ist plastisch geschaut. Nicht einmal sprachlich steht das Stück hoch; in abgegriffenen, vom Dienst des Alltags entwerteten Worten wird es vorgetragen, die man von einem Lyriker am wenigsten erwarten sollte. Das spezifisch Dantesche und Renaissancehafte, das die wenigen

Terzinen der Comedia ausströmen, wurde in den englischen Behandlungen bemerkenswert umgebogen.

Schon im Leigh Hunts Gedicht glaubt man den melancholischen und fatalistischen Geist des Zeitgenossen Byrons zu spüren. Das 1900 erschienene Drama „Paolo and Francesca“ von Stephen Phillips konnte nur von einem Engländer verfaßt werden, der die englischen Prätaphaeliten kennt, der in den Tagen Burne Jones' lebt. Besonders die Gestalt der Francesca erweckt diesen Eindruck; sie ist bei Phillips ein zartes junges Geschöpf, das wie die Dame von Shalott das Leben nur aus dem Spiegel kennt, das sich bewegt wie Gestalten auf Bildern von Watts und Burne Jones, dem fast etwas von der Körperlosigkeit Maeterlinckscher Wesen anhaftet. Als die verzehrende Leidenschaft zu Paolo erwacht, bricht sie unter der Last der übergroßen, schmerzhaften Liebe fast zusammen und stammelt in der Frühlingsdämmerung des Schloßgartens, am Schluß der Besessene, wohl der besten des Dramas, nichts als die Worte: „Ah, Lancelot!“ Das Stück ist trotz gelungener lyrischer Stellen nicht das bedeutende Kunstwerk, als das es in England aufgenommen wurde. Ganz abgesehen von technischen Mängeln, weist es Unreinlichkeiten auf, die seine künstlerischen Qualitäten in geringerem Licht erscheinen lassen. Es wird mit üblen Weissagungen operiert, die nur für die Zuschauer bestimmt sind, und um Lanciotto von der Liebe Paolos zu Francesca in Kenntnis zu setzen, werden Zufälligkeiten und eine abscheuliche, ganz äußerliche Scene im Laden eines Geheimmittelträmers gebraucht. Schöne Außerlichkeiten sind das Beste an Phillips Arbeit.

Aus einem feinen Kulturempfinden und Kulturverständnis heraus läßt d'Annunzio in seinem neuen Francescadrama den ganzen heißen Lebensdrang der Renaissance vor uns aufleben; mit allen äußeren Mitteln wird der Eindruck des glänzenden und glühenden Lebens der Zeit hervorgerufen. Wir sind mitten in die tobenden Kämpfe der Adelsfamilien hineingeführt. Ostasio Polenta hat seine Schwester Francesca an Lanciotto um den Preis einer Handvoll Hilfstruppen verkuppelt. Wieder muß Paolo den Werber machen, und langsam glimmt die Liebe zwischen ihm und der betrogenen Francesca empor, eine Liebe, über der tödliche Schwermut schwebt und die dann bei der Lektüre der süßen Mär vom Lancelot hell auflobert. Der Verkehr der Liebenden wird Lanciotto von dem dritten Bruder Malatestino entdeckt, dessen brünstige Begier Francesca vergebens umwirbt. In selbstvergessenem, glühendem Rausch werden die Liebenden überrascht, Paolo versucht durch eine Falltür zu entkommen, bleibt aber — ein echt boccaccesker Zug — an seinem Überkleid hängen. Der tödliche Stoß des hereinstürzenden Lanciotto trifft ihn und Francesca, die sich zwischen die Brüder geworfen hat. Ein schwüler Duf von Blut und Sinnlichkeit durchweht das Stück. Von tieferem Interesse sind nur zwei Gestalten, die etwas müde und stilisierte Francesca, und der dritte Bruder Malatestino, mit der Mischung von raffinierter kühler Grausamkeit und brünstiger Erotik eine echte Schöpfung d'Annunzios. Alle Schilderungen und Episoden zeigen den kenntnisreichen Dichter, der sich mit einem jauchzenden Verlangen nach Schönheit und hoher Kultur in jene Zeit zurückgelebt. Wunderbare Melodien und farbige Bilder entströmen den Versen, Bilder, die ihm gelegentlich zum Selbstzweck werden, und doch geht die Wirkung dieser aneinandergereihten Akte, die ohne jede dramatische Steigerung vorüberfluten, wesentlich von pretiösen Außerlichkeiten aus; hinter den Gestalten fühlt man einen Dichter mit großem Können und einer kleineren Seele, einen Künstler, der große Leidenschaften



ersehnt, doch nicht fähig ist, sie zu erleben. Nach Dante ist kein großer Bildner an den Stoff gekommen, keiner vermochte die tiefen Schauer auszulösen, wie sie die wundersame Episode in Dante's Terzinen erweckt.

Ganz andere Möglichkeiten der Gestaltung gewährte die Episode den bildenden Künstlern. Sie hatten den Stoff erst durch ihre Umformung und Darstellungsweise zu verklären, auf ihnen lastete nicht das unerreichbare Vorbild Dantes. Sieht man von den Künstlern ab, die wie Botticelli, Flaxman u. a. cyllische Illustrationen zur *Comedia* schufen und an der Episode natürlich nicht vorübergingen, so scheint die Francescaepisode auf Einzelbildern erst im 19. Jahrhundert zur Darstellung gelangt zu sein. Ary Scheffer, der um die Mitte des Jahrhunderts in Frankreich ein gefeierter Maler der vornehmen Gesellschaft war, schuf eine Francesca da Rimini, das Paar in der Hölle an Dante und Vergil vorbeischwebend, eine kühl wirkende Komposition, der die vornehme Haltung und der feine Duft französischer Salons anhaftet. Sehr merkwürdig berühren drei Zeichnungen des Franzosen Ingres, der 1835 mit einer Darstellung der Scene in Paris Entzücken erregte. Die drei Zeichnungen, die sich im wesentlichen durch die räumliche Verteilung der Figuren unterscheiden, geben in fast herben Konturen den Moment des Kusses bei der Lektüre, belauscht von dem im Hintergrund lauernden Lanciotto. Das Buch ist zur Erde gefallen, und Francesca duldet in schmerzvoller Wollust den Kuss; es ist, als hauchten ihre Lippen wie bei Stephen Phillips die Worte: „Ah, Lancelot!“ Die Zeichnungen muten fast praeraphaelitisch an, und man begreift, daß der englische Dichter und Maler D. G. Rossetti auf einer Reise nach Paris von einigen Werken des Ingres begeistert war. Rossetti selbst, der Neudichter der *Vita Nuova*, der Maler von Sinnlichkeit vibrierender Frauengestalten, der gern in der poetischen Atmosphäre Dantescher Träume weilte und von dem mythischen Zauber ritterlicher Sagen schwärmte, hat in einigen Bildern überwältigende Neuschöpfungen Dantescher Visionen gegeben. Sein Bild „Paolo and Francesca“ giebt die Scene der gemeinsamen Lektüre, die Liebenden sich gegenüber sitzend, Francesca blaß mit weit geöffneten Augen; über dieser Liebe schwebt bereits die Ahnung des nahenden Verhängnisses; es ist ein Bild von feinsten Intimität in tiefen, glühenden Farben. Die neuere englische Malerei hat noch ein bedeutendes Kunstwerk hervorgebracht, das seine Anregung wohl der Episode verdankt. Ein Bild des formengewaltigen Symbolikers George Frederic Watts, der die ewigen Wahrheiten und Leidenschaften, der Leben und Tod symbolisch zu gestalten wußte, zeigt in glimmenden, fast erloschenen Farben das Liebespaar in schmerzvoller Umschlingung durch den Weltraum schwebend. Suggestiv wirkt der Rhythmus des jähen Fluges, der von den Linien der Körper und den Falten der Gewänder ausstrahlt, der in die unvergängliche Leidenschaft des auf ewig zusammengepreßten Paares hineinreißt. Gerne wird man auf die Erwähnung von Malern verzichten, die aus der Riminiepisode ein gefälliges Genre- oder Historienbild machten, das eine Anekdote erzählen will. Nur hingewiesen sei auf Feuerbachs schönes und bekanntes Bild Francesca da Rimini in der Schack-Gallerie, das aus der intimsten Versenkung in die Göttliche Komödie und die *Vita Nuova* hervorging. Allerdings wird die Episode den Künstlern nicht immer der erste Anstoß zur Schöpfung gewesen sein, sondern räumliche, malerische oder Bewegungsprobleme haben zur Darstellung eines lebenden oder schwebenden Paares geführt, dem nachträglich der Name aus der Episode beigelegt wurde. So ist vielleicht Böcklin, der auf einer Tuschezeichnung des Jahres 85 und später noch einmal auf



einer Skizze das schwebende Paar, abgehoben von dunklem Hintergrund, darstellt, neben anderem durch das Bewegungsproblem des Fluges angezogen worden.

Zum Schluß sei noch auf ein Werk der Plastik hingewiesen. Von dem noch viel umstrittenen Robin, dessen grandiose Porte de l'Enfer für das Museum am Trocadéro, — ein überwältigender Zug der Menschheit durch alle Leidenschaften — unter der Einwirkung Dantes entstand, sah man auf der letzten Dresdener Kunstausstellung eine Gruppe: Paolo und Francesca, das nackte Paar in krampfhafter Umschlingung, in der höchsten entsetzlichsten Spannung schmerzlicher Wollust darstellend.

Aus der großen Zahl von Schöpfungen, die ihre Anregung der Infernoepisode verdanken, ist dies nur eine Auswahl der wichtigsten. Von einem Standpunkt aus wären sie alle zu begrüßen, wenn sie nämlich wie die neuen Uebersetzungen und Umbichtungen der jüngsten Zeit ein Zeichen dafür sein sollten, daß wir dem Geist des großen Florentiners näher kommen.



## Ein Lebensziel.

Roman

von

Ina Rex.

Nachdruck verboten.

(Fortsetzung und Schluß von Seite 479.)

V.

Ummählich füllte sich die Kirche. Es war sehr früh, aber die Glocken riefen schon lange, und man wollte doch einen guten Platz haben, um ordentlich alles sehen zu können.

Jetzt traten auch Lehmann's ein. Voran der Meister, blank gewaschen, die Haare in fester Locke zu beiden Seiten hinter den Ohren hervor nach vorn geklebt, den langschößigen Abendmahlbrod stramm zugeknöpft, in der braunen, pechigen Faust das große Gesangbuch; würdig, feierlich, andächtig, wie es einem Vater und städtischen Bürger an solchem Tage zukommt. Dicht hinter ihm die Gattin im schwarzen Kleide, schwarzem Umschlagetuche und schwarzem Hute mit einer kleinen weißen Mütze darin — zierlich trippelnd, das in ein schneetweißes, mit Hohlraum verziertes Taschentuch gewickelte, Gesangbuch ängstlich-wichtig mit beiden Händen vor sich haltend.

Sie standen unschlüssig und spähten nach einem gut gelegenen Platz aus. Plötzlich strebte Meister Lehmann vorwärts, gab der

Frau mit winkendem, gekrümmtem Daumen ein Zeichen über die Schulter fort, ihm zu folgen, und gleich darauf stand das Ehepaar vor zwei leeren Plätzen neben den Nachbarn Meier.

Frau Lehmann glaubte wieder einmal in die Erde sinken zu müssen vor Scham. War Andres denn von Sinnen! Na, man war in der Kirche; aber dies ging auch zu weit. Nie im Leben würde sie sich zu solchen Leuten setzen. In höchster Angst jagten ihre Augen umher — da! — war das nicht Friedrich, der Hausdiener vom Konsul, mit Fußtasche und Mantel, die er sorgfältig dort drüben auf einem leeren Platz ausbreitete — dort würde also Albertine sitzen — wohl gar Herr und Frau Konsul auch; ihr Herzschlag stockte, sie zog den verblüfften Gatten energisch zurück, deutete mit dem Gesangbuch in die bezeichnete Richtung und trippelte hastig davon. Meister Lehmann folgte kopfschüttelnd; er hatte keine blasse Ahnung, was dies zu bedeuten habe. Auch der Pelz und der Fußsack sagten ihm nichts;

erst als Albertine Brinkwirt freundlich grüßend neben ihm Platz nahm und sich, von Frau Lehmann unterstützt, einhüllte, ging ihm ein Licht auf. Dem Meister gingen die Lichter immer etwas spät auf.

Brausend setzte die Orgel ein, mit volltönendem Vorspiel aus allen Registern.

Frau Lehmann hob unmerklich den schmalen Kopf. Wo war ihr Zettchen? — sie konnte es nicht sehen; durch die Wahl gerade dieses Platzes hatte sie dieser Freude sich beraubt.

Die Rede war beendet. Je zwei und zwei aus der Reihe der Konfirmanden traten an den Altar, den Segen zu empfangen. Zuerst die Knaben, dann die Mädchen. Alle Köpfe reckten sich; jeder wollte, wenn möglich alle, mindestens sein eigenes Kind sehen. Vom Platz der Lehmann's sah man sehr wenig, der Meister und seine Gattin rückten leise hin und her, es nützte nichts; da stand Frau Lehmann entschlossen auf und zog Albertine mit sich empor. Aber, was war das? — Die Frau griff nach der Lehne der Bank vor sich und stierte kreidebleich in die Richtung des Altars: Zette trat eben Hand in Hand mit Hanne Meier vor, kniete nieder und empfing den Segen.

Recht freundlich und herzlich hatte der Pastor vor Beginn des Gottesdienstes bei der Aufstellung der Kinder zum Abgang in die Kirche — sämtliche Konfirmanden versammelten sich im Pfarrhause und wurden dort für die angreifende heilige Handlung erst mit Chokolade und Kuchen leiblich gestärkt — geäußert: „Na, ihr Nachbarskinder! du, Hanne, und du, Zette, ihr geht wohl am liebsten zusammen.“

Der Pastor kniete nieder vor dem Altar und betete für seine Konfirmanden. Schlicht und treu legte er sie dem Allmächtigen an's Herz. Die Augen der Eltern feuchteten sich, die Herzen gingen auf, und die Lippen beteten mit. Auch Frau Lehmann weinte — weinte aus einem zerrissenen, schwer beladenen Herzen heraus. Die einfache Art des Pastors, der dort so gläubig, so treu und innig Zwiesprache mit dem Herrgott hielt, hatte an ihr Herz gerührt. Aber was schrie alles in diesen Thränen zum himmlischen Vater empor! — Sie hatten nicht die Kraft hinwegzuspülen, was an eitlem Wünschen und Begehren sich

in diesem unruhigen Herzen eingenistet hatte, sie wurden geweint unter Angst und Qual und unter einer Demut, die die Erkenntnis der Abhängigkeit und Hilflosigkeit erzwang. Heiß, eilig, ähend — ließen sie über das bleiche Mutterantlitz, entstellten es und verloren sich im hysterischen Schluchzen.

Die Gemeinde sang das „Nun danket alle Gott“ aus vollem, warmem Herzen zu Ende.

Draußen gab es noch ein umständliches Händeschütteln und Verabschieden von Verwandten und Bekannten, und jeder strebte seiner Behausung zu.

Die Lehmanns standen abseits, allein; sie hatten keinen Verkehr. Man wartete noch auf Albertine Brinkwirt, die von irgend einer Dame angesprochen und zurückgehalten worden war.

Endlich kam sie herangesprungen.

„Adieu auch, Frau Lehmann! Meister! — grüßen Sie Zette — sie kommt doch noch hin? Muß sich doch ihre Gratulation abholen! Ich will nur schnell laufen, daß ich noch mit Frau Syndikus zusammengehen kann.“

Frau Lehmann sah ihr nach mit düsterem, bitteren Gesicht; der Meister Andreß lüstete den Hut.

## VI.

„Sag' blos, Zetting, Rindting, was bezweckst du hiermit; du willst doch nich den Barbier heiraten?“ —

Frau Lehmann sagte es in ängstlichem, beschwörendem Ton zur Tochter. Sie saßen einander gegenüber, Zette hinter einem Wall von Tarlatan, Spitzen und künstlichen Blumen, Frau Lehmann mit einer Flickarbeit auf dem Schoße.

Das kleine Zimmer war noch ganz so, wie es vor zehn Jahren aussah.

Die Veraniensstöcke auf dem Fensterbrett standen in schönster Blüte, der Kanarienvogel hüpfte in seinem Bauer über der Stubenthür von Sprosse zu Sprosse und weil er „Hans, der Zweite,“ war und noch recht jung, warf er übermütig dann und wann ein Hansflorn oder ein Kartoffelsbüchchen hinunter bis mitten in die Stube. Auf der Kommode, vor der

Frau Lehmann damals in so traurigem Sinnen verweilt hatte, standen noch die beiden blauen Vasen vom Pfingstmarkt, und das ausgefessene Ledersopha, hinter dem ovalen Tisch mit der rotlackierten Decke, hatte noch immer seine einladende Ruhe. Nur die beiden Frauen dort am Fenster, vor und neben dem Nähtischchen scheinen dem aufmerksamen Beobachter zwar nicht fremd, aber doch verändert. Zehn Jahre sind eine lange Zeit; sie waren nicht spurlos vorübergegangen an beiden, noch weniger an dem Meister.

Was war alles zu Grabe getragen worden in diesen zehn Jahren! wieviel Stolz, wieviel Hoffnung, wieviel Glück. Ja, Glück. Denn jetzt fiel es Frau Lehmann schon in mancher stillen Stunde ein, daß sie hätte glücklicher sein können, wenn sie gewollt hätte. Noch hoffte sie — Zettchen war ja noch jung — aber zuweilen war ihr selbst nicht mehr recht klar, worauf. Zette „war nicht darnach“ — das war das Schlimmste; „liebstetwelt wie der Alte“ — mußte sie oft bei sich denken. Die Liebe zu dem einzigen Kinde und die Erkenntnis von dessen Unzulänglichkeit im Sinne der Mutter stritten sich oft in ihr und machten sie hart und ungerecht.

Anderes mußte es noch werden; zäh hielt sie hieran fest, und das Sinnen und Träumen in die Zukunft hinein, ihr rastloser Fleiß und die Freude am Verdienst halfen ihr über die Öde der Gegenwart hinweg. Denn öde war's um alle und in allen, recht öde, kalt, leer und ganz freudlos. —

Zette saß da, hinter ihrem Arbeitstisch, — sie war Putzmakerin geworden, Frau Lehmann hielt das für vornehmer als irgend einen andern Erwerbszweig, der Zettens Bildungsgrad angemessen gewesen wäre — groß, stark, mit breitem, vollen Gesicht, aus dem die runden Augen neben der breiten Nasenwurzel noch immer so dumm und plump ausschauten nach etwaigem Vorteil. Ein verbissener, troziger Zug lag auf dem groben Gesicht; Zette hatte nie eine Freundin ihres Standes gehabt, keinen Tanz, keine andre Lustbarkeit, keine Jugend. „Halt du dich man für dir“ mahnte immer die Mutter, „das is viel feiner as ümmer so mang die andern.“ — Sie war jetzt fünfundzwanzig; aber sie

war alt, hart und bitter, und das war Frau Lehmanns Werk. Dennoch verstanden sich Mutter und Tochter, und sie verstanden sich gut, waren meistens ein Herz und eine Seele und quälten den armen Meister durch ihre Verschrobenheiten gemeinsam und gründlich.

Meister Lehmanns helles Pfeifen, das Singen seiner Lieblingslieder, ja sogar die traulen Ansprachen an seine Patienten, alles war verstummt.

Von einem langen, schweren Krankenlager wieder erstanden, hatte sein kräftiger Körper, bei geeigneter Pflege und Sorgfalt, sich wahrscheinlich wieder zu früherer Lebens- und Arbeitslust ermannt. Aber Frau Lehmann war nach wie vor mehr im Konsumhause als im eigenen, verdiente Geld und aß sich satt, und Zette ging von Haus zu Haus, versorgte die Damen mit Hüten und Hauben und sich mit Tagelohn und so viel Speise und Trank, wie in die Nähstube hineinkam — hinaus kam sicher nichts wieder. — Der arme Meister aber saß in der mangelhaft geheizten Kammer vor seinem Schustertisch gekrümmt, mit weher Brust und pfeifendem Atem und klopfte, pechte und nähte mit unsicherer, feuchtkalter Hand drauf los, ohne Kraft und ohne Freude. Zur Essensstunde wärmte er sich — wie er es nie anders gekannt hatte — sein bißchen Kaffee und stuppste das Syrupsbrod hinein, die wackligen Zähne „wollten“ nicht mehr recht — oder kochte sich ein paar Kartoffeln; aber was sonst in gesunden Tagen mit heiterer Ergebung, mit Pfeifen und Singen vollbracht worden war, das ward dem müden Kranken jetzt zur schweren Last und verminderte noch den schwachen Appetit.

Heute waren beide Frauen zu Hause. Rastlos arbeiteten sie. Von der Kammer her tönten kurze Hammerschläge und hin und wieder ein leises Stöhnen.

In Frau Lehmann gärte es; hastig zog sie den Faden durch, und der Faden zitterte beim Auspassen auf das Loch unter ihrer Hand. Sie war in schwerer Sorge. Bis dahin war die Tochter immer gefügig gewesen — kleine Aufträge ungerechnet — und hatte sich leiten lassen; jetzt schien sie wie ausgewechselt. In Zette war das Weib erwacht



all das schöne Geld sollte sie dem fremden Menschen in den Hals werfen! Seit wieviel Jahren hatte sie sich kein Kleid mehr gekauft, immer die alten Sachen aus dem Konsulhause sich zusammengestoppelt, und wieviel für List hatte sie anwenden, wie oft sich demütigen müssen, ehe sie sie überhaupt bekam. Andere Frauen gingen Sonntags aus, putzten sich und vergnügten sich; sie blieb zu Hause und strickte und strickte und sparte Schuhzeug und Kleidung. Und nun wollte Jette ihr diesen Streich spielen! Ärgerlich rumorte sie zwischen Töpfen und Schüsseln herum, rieb und wuschte an Tisch und Herd und ging endlich wieder in die Stube.

Jettes Platz am Fenster war leer.

\* \* \*

— „Ja, meine liebe Frau Lehmann,“ sagte Doktor Werner und steckte die schwere, goldene Uhr wieder in die Westentasche, „hier thut vor allem gute Pflege not. Wie ist es nur möglich, daß dieser kräftige Mann so hat herunter kommen können! Möchten Sie denn nicht essen, Meister? — lassen Sie sich nur 'n bißchen was Gutes kochen von Ihrer Frau, sie sieht mir ganz so aus, als ob sie das verstände. Sie sind ja erbärmlich herunter. Ich werde Ihnen etwas aufschreiben und in den nächsten Tagen wieder vorsehen; aber Pflege ist die Hauptsache — immer essen, Meister! — essen.“

Er reichte dem Kranken die Hand: „Man nicht verzagt, Meister! dies zwingen wir noch.“

Meister Lehmann murmelte einen Dank und sah mit großen hohlen Augen aus seinem Kissen heraus, wehmütig dem Arzte nach; er wollte noch etwas sagen, aber die Kammerthür schnappte schon ins Schloß.

Auf der Thürschwelle drehte sich Doktor Werner noch einmal um, er sah der Frau scharf ins Gesicht: „Sie haben Ihren Mann auf dem Gewissen, wenn sie nicht schleunigst Anstalt machen, daß er was Ordentliches zu essen bekommt.“

Frau Lehmann gab ihm den Blick ruhig zurück: „Unser eins kann sich so was nicht zähmen, Herr Doktor; Krankheit bringt kleine

Leut' bald an 'n Bettelstab, wo sollt' ich woll. . .“

„Unsinn!“ schnitt ihr der Arzt das Wort ab. „Milch und Eier sind zu erschwingen, Und vor der Hand genügt das.“ Dann fixierte er sie noch einmal scharf: „Sind sie wirklich so arm, Lehmann'n?“

Das schmale Gesicht der Frau ward blutrot: „Was kann unser eins groß haben,“ stotterte sie, „und wenn man auch noch so . . .“

„So gehen Sie hin und melden sich beim Verein; Rat muß geschafft werden. Morgen bin ich wieder da.“ Er sagte seinen Stod fester und ging ohne Gruß davon.

Frau Lehmann sah ihm nach. Dann wandte sie sich langsam ins Haus zurück und betrat die Stube. Unschlüssig stand sie ein paar Minuten vor der Kammerthür; endlich öffnete sie und ging an das Bett des Mannes. Sie beugte sich über ihn — ja, er sah elend aus, sehr elend; na, denn half es nicht. — „Badding!“ rief sie den Kranken leise an, „id möt notwendig 'n lütten Gang goahn, ein haltw Stunn, dann bün id wedder doar, lat di dei Tied nich lang werden!“ Fünf Minuten später sah man sie die Straße entlang gehen, ärmlich aber sauber und adrett, das dunkle Umschlagetuch zierlich vorn zusammengehalten — „dei Olsch geht ümmer as wenn's upp Eier peddt“, sagte der Bäckermeister von drüben, der eben, nur mit Hemd und Hose bekleidet, sich vor seiner Hausthür ein wenig abkühlte; — sie ging zu der Vorstands-dame des Armenvereins und bettelte um Suppen für ihren kranken Mann.

Sie hätte sich diese Demütigung ersparen können, Meister Andres war zu rücksichtsvoll, fremden Leuten noch zur Last zu fallen; in derselben Nacht noch stahl er sich still und heimlich aus dem Leben. — „Ein Lungenschlag,“ sagte Doktor Werner, den Jette noch eiligst herbeigeholt hatte, „so rasch habe ich mir den Verlauf nicht gedacht;“ wieder forderte er Dinte und Feder und stellte den Totenschein aus. Die rotfarrierte Tischdecke war ganz verschoben, als er sich von der traurigen Arbeit erhob.

„Man gaud,“ sagte Frau Lehmann nachher zur Tochter und schluchzte in ihre Schürze hinein, „dat dei Ned'zin noch nich makt is.“ —



## VII.

Im Konsulhause ging es laut her. Die Kochfrau war schon seit gestern in Thätigkeit, heute traten nun auch die Lohndiener an, vier Stück. Albertine hielt Hochzeit. Niemand hätte das mehr erwartet. Korb um Korb hatte sie im Lauf der Jahre ausgeteilt, und nun, mit fünfundvierzig Jahren, regte sich noch das Herz und verlangte seinen Anteil an Glück. Ein stattlicher Mann wars, der den Preis davongetragen, und die Leute sagten: „Verdenken kann man es ihr nicht.“ —

Frau Lehmann hatte viel zu thun; sie mußte überall sein. Wo nahm die Siebzigerin nur die Kraft zu allem her!

Zette schmückte die Braut. Mit elegischer Miene, unter schweren Seufzern befestigte sie Kranz und Schleier auf Albertinens noch immer schönem Haar: „Wie hübsch du aussehest, Albertining! — Ach, Gott! — —“

„Sag mal, Zette“, sagte die Braut, „ich bin nie klug aus deiner Brautenschaft geworden, ihr habt euch doch jahrelang miteinander gezogen, hat er dich eigentlich sitzen lassen, oder hast du ihm den Lauspaß gegeben?“

Zette seufzte noch anhaltender: „Ach, Albertining, rühr da nicht an; ich ertrag es nicht.“

Albertine sah die Jugendgespielin von der Seite an. Was war aus der tappigen, muntern Zette geworden! Die zimperlichste, unausstehlichste alte Jungfer von der Welt. Sie war immer froh, wenn sie nicht anwesend war, wenn Zette Hüte und Hauben im Hause ablieferte, mochte Mama sie abfertigen, die verstand sie abzutrumpsen.

„Du! Du ziepst aber! laß mal, ich will allein zusehen, gib die Nadel her.“

„Um Gottes Willen nicht! Ich bitt dir, Albertining! 'ne Braut darf sich nichts allein machen, das giebt Unglück!“

„So! na laß man! abergläubisch bin ich nicht.“ Albertine lachte hell auf, ließ aber doch sofort die Nadel fallen und hielt geduldig unter Zettens Händen still.

„Wo mögen die Handschuhe hingekommen sein?“

„Hier sind sie; noch ins Papier.“

„Dank schön! So! nun geh in die Näh-

stube, Zette und laß dir von der Köchin was zu essen geben. Hier!“

Zette sah in ihre Hand; ein blanker Thaler lag darin. „Oh! Albertining!“

„Is schon gut!“ Sie sah auf die Uhr: „Gleich drei! na, ich bin ja auch fertig. Sie rauschte davon; die lange Schleppe des silbergrauen Damastkleides legte über Zettens Füße.

„Albertining! ach, ein Wort! Wie ist es mit dem andern?“ —

„Was“ die Braut drehte ungeduldig das schleiergeschmückte Haupt. „Ach so, ich weiß schon. In der Nähstube liegt alles. Willst du es gleich mitnehmen? Es ist aber ein tüchtiger Pack; ich habe alles dabei zugethan, was ich nicht mehr mitnehmen will. Was du nicht gebrauchen kannst, kannst du ja —“

„Ich kann allens brauchen“, fiel Zette elegisch aber in augenscheinlicher Angst ein, „und ich dank dich auch vielmal; ach, Albertining!“

Die Braut kehrte noch einmal um: „Sag mal, Zette, du bist jetzt immer so winselig, bist du eigentlich krank?“

„Ich hab es immer so vor der Brust, und dann bekommt mich auch manchmal das Essen schlecht.“

Albertine lachte. Ihr fielen die großen Portionen ein, die Zette an Nähtagen im Konsulhause zu verzehren pflegte. „Ja“, sagte sie, „das geht anderen Leuten auch zuweilen so, du mußt dann eine Zeitlang bloß Wassersuppen essen, das hilft. Fehlt dir denn heute auch was? in der Nähstube steht allerlei Gutes für dich, das sollte mir doch leid thun, wenn du an meinem Hochzeitstage fasten müßtest.“

„O, nein —“ beeilte sich Zette zu versichern, „heute geht es so leidlich, das Essen hier is mich auch noch immer gut bekommen. Ich kann es mir ja wohl mitnehmen, wenn ich kein Appetit hab“, sie sah Albertine lauernd an.

Die lachte laut und herzlich: „Ja wohl, in Gottes Namen, aber nun muß ich gehen;“ sie raffte Schleier und Schleppe auf und verschwand in dem langen Korridor.

Zette trabte sofort in die Nähstube. D je! was lag da alles: Kleider, Unterröcke,

Wäschestücke, alte Hüte, invalide Regenschirme — gut und schlecht durcheinander, ein wüster Knäuel. Mit fliegenden Händen wühlte sie dazwischen, sortierte, besah und besühlte.

Frau Lehmann trat ein: „Zetting, ich hab mir woll gedacht, daß du all hier büst, wir solln hier 'n hüschn was essen. Herrjeß! — was is dies?“

Zette berichtete atemlos.

„Na, denn man flink! Denn man erst allens zusammenpacken, essen können wir nachher. Wenn die Alte noch rauskommt, ich traue ihr nich, o jeh dies gute Kleid! un die warmen Röck! Albertining is doch zu gut. Bloß daß Meiersch nichts merkt! die gönnt uns das nich.“

„Meiersch? is die denn hier?“

„Natwoll, was würd die sich das nehmen lassen, die rabastert in der Ruch rum. Am besten wär, wenn wir allens gleich wegbrächten, ich kann bloß nich ab.“

„Je, Mudding, dann will ich sehn; in'n Düstern wär mir das lieber, am End, daß der Knecht!“ —

„Zetting! weg muß es,“ sagte Frau Lehmann ängstlich, „ich kann mich nicht aufhalten.“

Zette ging hinter der Mutter her, schweren Herzens; wie leicht konnte jemand in die Nähstube kommen. Auf dem Hof stand der junge Knecht.

„Wilhelm!“ sagte sie freundlich, „häst du Lust di 'n Drinkgeld tau verdienen?“

Wilhelm sah spöttisch zu der großen bekannten Gestalt auf, „dei un Drinkgeld!“ dachte er bei sich. „Nee,“ sagte er und spuckte aus, „ich hew mien Arbeit hier.“

„'t durt nich lang“, überredete sie noch, aber der junge Bursche hatte keine Lust das Hochzeitshaus zu verlassen, er wollte auch etwas von allem sehn und hören. „Säulens sich man 'n annern, Fräulein Lehmanns, ich hew kein Tied,“ sagte er entschieden und zeigte ihr seine breite Rückseite.

Zette stieg seufzend die Treppe wieder in die Höhe. Das Paket war unverfehrt, lag noch neben dem Tisch an der Erde. Gott sei Dank! Aber nun das Essen. Begehrlich schweiften die runden, wimperlosen Augen über das Aufgestellte hin. Ob sie es mit-

nahm? Mutter bekam wohl in der Küche noch etwas, und das Geschirr konnte sie ja morgen wieder bringen, aber wie fortbringen? Ihr Blick ruhte nachdenklich auf dem Pack. Nee, mehr ließ sich zur Zeit nicht fortbringen; denn also eins nach dem andern.

Sie zwängte sich in ein altes, schwarzes Jackett — auch einst von Albertinen getragen, jetzt in allen Nähten ausgelassen und von fabelhafter Façon — knöpfte es mit Anstrengung vorn zu und stöhnte ein wenig; dann bückte sie sich nach dem Bündel. Das Jäckchen fühlte sich Unmögliches zugemutet, die breiten Hüften drohten es zu sprengen, aber es war von sehr gutem Zeuge — Albertine kaufte nur gutes Zeug; so widerstand es tapfer, rutschte nur hämisch ein beträchtliches Stück an den Hüften in die Höhe, und legte sich in tiefe, wulstige Falten bequem um die umfangreiche Taille.

So ausgestattet lud sich Zette mit Todesverachtung ihr Bündel auf und schleppte damit ab. Als sie den Markt durchquert und die engen Straßen genommen hatte, atmete sie auf. Es hatte sie niemand gesehen, Gott sei Dank! Jetzt war sie in der Wasserstraße; die Arme wurden ihr schon lahm, sie ging etwas langsamer. Da — es war zu dumm — trat eben Hanne Meier auf die Straße, mit einem Reisbesen in der Hand.

Hanne lehnte sich sofort auf ihrem Besenstiel zum gemüthlichen Plaudern zurecht: „Na nu! Zette! wat maßt du doarvon? Du süßst jo ut as'n Selterwiew.!) Wour wist du daoarmit hen? —“

„Oh, doch man so,“ sagte Zette mit hochrotem Gesicht und suchte schleunigst die Hausthür zu gewinnen.

Drinne in der Stube legte sie das Bündel auf den ovalen Sophatisch und setzte sich hochatmend daneben auf einen Stuhl, den sie mit dem Fuße heranzog. Sie war müde, erschöpft und traurig. Sie grübelte vor sich hin. Jetzt würde Albertine schon vor dem Trautisch stehen, und dann war sie eine glückliche, junge Frau. O, wie schön war das! Albertine war nicht jünger als sie; jetzt würde Peter Bud sie auch nehmen

) Trödlerin.



Frau Lehmann erschrak; es war doch ein Glend mit dem Mädchen, immer noch Heiratsgedanken. „Ich bitt dir, Zette,“ fiel sie schnell ein „seh dir bloß keine Schwachheiten in'n Kopp.“

Aber Zette war einmal im Zuge und wollte sich aussprechen: „Schwachheiten! — das sünd kein Schwachheiten; was hätt ein' denn vom Labend: Immer von ein Haus ins anner und nirgends gilt'n was. Die Vornehmen sünd all übereins; kommt einer von ihresgleichen, weht der Wind mit ein 'mal anners, un man kann gehn.“

„Zette! —“ sagte Frau Lehmann geheimnißvoll, beugte sich vor und sah der Tochter ins Gesicht, „hör auf mir, un du sollst sehn, sie bedanken sich all noch mal bei dir.“ —

„Ach Mudder, mit deinem ewigen Drähn-schnack! — Gott verzeih mich die Sünd, aber manchmal denk ich, es is nich ganz richtig mehr mit dir.“

„Du wirst noch anders reden, Zetting, mein Kind!“ sagte Frau Lehmann sehr wichtig und durchaus nicht beleidigt. Dann gähnte sie laut und forderte die Tochter auf zur Ruhe zu gehen.

Schweigsam entkleideten sich die Frauen in der Kammer und legten Unterröcke und Strümpfe sorgsam und glatt auf den Stuhl, der vor jedem Bette stand.

„Puhst ut, Zetting!“ sagte Frau Lehmann und legte sich zurecht. „Wie der Wind heult! —“

## VIII.

Zette war seit Wochen krank. Doktor Werner verkehrte wieder im Hause und sprach von Pflege. Was der Mann nur immer wollte! Pflege kostete Geld. Die Kranke war derselben Ansicht. „Bloß nich so vel utgeben! Mudding, 't ward od so wedder beter,“ sagte sie wiederholt und dringend.

Frau Konsul sah selbst nach ihr und schickte ihr Suppen und eingemachte Früchte; auch Albertine, die weit fort wohnte, schrieb herzliche, freundliche Briefe und schickte Geld zur Pflege. Die Spenden der Konsulin wurden mit Thränen und überschwänglichen Dankesworten entgegengenommen und mit

viel Behagen verzehrt; das Geld ward sorgsam verwahrt.

Die beiden einsamen Frauen hatten sich längst wieder eng aneinander geschlossen. Der Bäckermeister hatte seine Wirtschafterin heimgeführt, und der Barbier schloß ebenso oft im Minnstein wie in seinem Bett — ein weiterer Freier war nirgends in Sicht gewesen, und Zette hatte sich beruhigt. Sie wollte nun auch, was die Mutter wollte; ihr Ehrgeiz war erwacht. In den langen, schlaflosen Nächten sann sie über alles nach. Sie sah sich in einem großen, hohen Zimmer des Rathauses sitzen, das Testament wurde vorgelesen, der Bürgermeister und die Senatoren machten große Augen, näherten sich ihr respektvoll und drückten ihr die Hand: „Fräulein Lehmann! dieser Edelmut! — es ist was Großes! wie dankbar sind wir Ihnen! —“ so ging es von Mund zu Mund. Der Bürgermeister führte sie selbst die Treppe hinunter, und jeden Sonntag Mittag mußte sie in seiner Familie essen. Sie sah die große, weißgebedete Tafel deutlich vor sich, da waren Senatoren, Konsuls, Syndikussens und mitten zwischen all den vornehmen Herrschaften saß sie, und was gab es nicht alles Schönes! — sie schmackte mit den trockenen Lippen.

In einer solchen endlosen Nacht kam Frau Lehmann an das Bett der kranken Tochter. „Zetting, du bist so unruhig, willst du was haben? —“

„Ne, Mudding, — ja doch! 'n Schluck Wasser — un wi willn doch man morgen den Advokaten kamen laten, dat bei Sack in Richtigkeit kümmt.“

„Ja, Zetting! du häst Recht, un nu seih man tau, dat du 'n beten in'n Slap kümmt.“ — —

„Mudding! —“

„Wat denn, Kindling?“ Frau Lehmann lehrte wieder um und stand in der bunten Nattunnachtjacke und in grauwollenem Unterröck fröstelnd neben Zettes Bett.

„Du meinst doch auch, Mudding, daß wir es gleich ganz festmachen — — was der Advokat woll nehmen mag?“

„Ich hab kein Ahnung, Zetting, teuer wird uns die Sack, aber es hat ja sonst kein Giltigkeit. Ich hab immer gehört“ — Frau

Lehmann setzte sich auf den Bettrand und zog den kurzen Rock eng um ihre Füße zusammen — „'n Molat muß dabei sein.“

Zette hob sich etwas aus den Rissen. „Mudding“, sagte sie zögernd, mit heiserer Stimme, „wenn wir es nu so machten, als wenn allens mein wär und ich hätt allein das Bestimmend darüber, denn so könnten sie dich nichts anhaben, wenn ich zuerst aus die Welt geh — wegen der Steuer, mein ich.“ Die Stimme der Kranken zitterte stark, auf dem gelblich-bleichen Gesicht lag ein ängstlicher lauernder Ausdruck.

„Ich glaub gar, Zetting, du weinst“, sagte Frau Lehmann und streichelte mit ihrer kalten, harten Hand die abgezehrte Wange der Tochter, „ich fürcht, dies regt dir auf. Ned doch nich von Sterben, dies geht wieder über, du büßt heut ja all 'n büschen besser.“

„Je, Mudding, nich is man immer bang, weil wir das nich angegeben haben.“

„I! Zetting! — da quäl dich man nich um. Ich hab mir das auch gar nich anners gedacht: wenn ich sterb, beerbst du mich doch un hast denn allens die Stadt vermach, un hast die Ehr davon.“

Zette atmete kurz: „Ja, so mein ich auch“, und legte sich wieder zurück.

Frau Lehmann stand auf. „Wir wolln nu man die Sach beschlafen, ich erkält mich hier sonst noch.“ Sie schauerte zusammen, schlurste in ihren Füllschuhen noch durch die Kammer und faßte an den Thürgriff; er gab nicht nach. Beruhigt stieg sie in ihr Bett. „Gut Nacht, Zetting, —“

„Gut Nacht! Mudding. — — —“

\* \* \*

Die Leidtragenden saßen und standen in dem kleinen Zimmer umher; es waren ihrer wenige. Der Bäckermeister von drüben verdeckte mit seinem breiten Rücken beinah das ganze Fenster, Nachbar Meier lehnte am Ofen, Schneidermeister Luchs hatte sich die alte Schwarzwälderuhr als Stützpunkt ausgewählt, den anderen Thürpfosten nahm sein Gefelle in Beschlag. Auf dem Ledersofa saß eine alte, schwarzgekleidete, gedrückt und kummervoll aussehende Frau, neben ihr ein

kleiner, buckliger, asthmatischer Mensch von ungefähr dreißig Jahren — Schwester und Nefte von Frau Lehmann. Sie flüsterten mit einander. Die Männer sahen ernst und schweigend vor sich hin, spuckten dann und wann aus und traten von einem Fuß auf den andern. Der Sarg stand auf dem kleinen Hausflur. — Durch die offene Stubenthür hörte man einen Wortwechsel zwischen Frau Lehmann und den Leichenträgern in gedämpften Tönen. Frau Lehmanns Stimme ward immer deutlicher und beschwörender: „Dei Paster kann glich hier sin, nehmen 'S doch Vernunft an! — sei hätt ehr ganz Vermögen bei Stadt vermach, wat kann sei doch woll doarvon hebben! — —“

Die Träger murmelten etwas von „Hise“ und „sich zum Narren machen.“

Frau Lehmann bat und beschwor weiter; dann hörte man deutlich die Worte: „Na, denn man tau! — öwers bitahlen möten sei doarbör.“

„Wourvel? —“ fragte Frau Lehmann angstvoll.

„Drei Mark. — Dat is 'n verdeutwelt End.“ —

Die Leichenrede war beendet; sie war in nichts von anderen Neden verschieden. Was war von dem alten Fräulein viel zu sagen! — — Frau Lehmann hatte zwar dem Pastor, als er ihr bald nach dem Ableben der Tochter den üblichen Trostbesuch machte, mitgeteilt, daß die Verstorbene ihr ganzes Vermögen der Stadt vermach habe, aber der geistliche Herr hatte, nach kurzem Rundblick durch die ärmliche Stube, nicht viel Wert auf diese Mitteilung gelegt und sie wahrscheinlich gleich vergessen. Angstvoll lauschte Frau Lehmann, es mußte doch kommen — aber es kam nicht; der Pastor sagte: „Amen“ und sprach das vorge schriebene Vaterunser.

Einige Minuten schwankte der Sarg auf den Schultern der Träger, dann fuhr er mit scharfem, scharrenden Ruck auf die Bretter des Leichenwagens auf. Die Träger traten rechts und links neben den Wagen, und das kleine Gefolge schloß sich an; — der bucklige, junge Mensch ging hüftelnd und keuchend neben dem Pastor, als nächster Verwandter. Sechs leere Droschken fuhren hinterher.



Man fuhr — und fuhr. — Der Pastor ward aufmerksam; er neigte sich zu dem kleinen Begleiter und sagte leise: „Mir scheint, die Leute machen einen Umweg.“

„Das hat meine Kousine so bestimmt,“ flüsterte der Budlige heiser und traurig, und über sein blaßes Gesicht huschte ein schwaches Rot, „sie hat ihr ganzes Vermögen der Stadt vermacht und will durch die ganze Stadt gefahren sein.“

„So, so!“ sagte der Pastor und schüttelte den Kopf.

\* \* \*

„Was wird nun aus der alten Frau?“ —

Die Herren vom Rat saßen noch beisammen; das Testament der Unbegebenen Henny Lehmann (sie hatte sich nach reiflicher Überlegung und auf Rat der Mutter so unterschrieben) war eben verlesen worden.

Senator Heinz strich nachdenklich den langen grauen Bart: „Ein kurioses Testament! — die Tochter enterbt die Mutter, und dabei haben die beiden Frauen in schönster Eintracht gelebt.“

Bürgermeister Brauns hatte sich tief in den hochlehnigen Ratsstuhl zurückgelehnt, er deutete mit eleganter, nachlässiger Handbewegung auf die Papiere vor ihm auf dem Tisch und meinte: „Möglicherweise tritt die Stadt die Erbschaft überhaupt nicht an; in der nächsten Sitzung müssen wir der Bürgerschaft die Sache erst vorlegen.“

„Und den Vorschlag machen, die alte Frau in eine Pension zu geben,“ ergänzte der Senator.

„Angehörige sind weiter nicht vorhanden?“ tönte noch eine fragende Stimme über den Tisch.

Die Herren zuckten die Achseln.

Sekretär Müller packte am Nebentisch die Akten zusammen, er hätte gern nähere Auskunft gegeben — er war genau orientiert, durch seine Frau — traute sich aber nicht mit hinein zu sprechen; zögernd machte er seine Verbeugung. Die Herren reichten einander die Hände und verließen das Rathhaus.

\* \* \*

Hanne Meier saß schon über eine Stunde bei Frau Lehmann; es war Sonntag Nachmittag. Sie sprachen von der Verstorbnen, und Frau Lehmann weinte leise vor sich hin.

Hanne war eine gutherzige Natur; die alte einsame Frau that ihr sehr leid. Sie erzählte von diesem und jenem, aber Frau Lehmann kam immer wieder auf ihren Verlust zurück.

„Mein Jetting! — mein einzigstes Kind! — so jung noch un so lieb un gut!“ sagte sie mit Pathos und ließ die Augen an die Decke gehen.

Hanne verdroß das Gebaren, sie wurde ungeduldig; es hatte sie auch schon lange gepeinigt, sie wollte endlich gern Bescheid wissen. Etwas unvermittelt begann sie: „Fru Lehmann'n, bei Lüd seggen, Jette hätt Geld nachlaten un hätt dat bei Stadt vermacht, un Sei kriegen nix.“

Frau Lehmanns Thränen versiegten. Also man wußte es schon — sprach schon davon; ach! wenn Jetting nun doch gelebt hätte.

„Jä't woahr?“ drängte Hanne.

„Ja!“ sagte Frau Lehmann mit gespitztem Munde und feierlichem Tonsfall und sah sehr auf ihren Besuch herab, „meine Tochter hat sehr edel gehandelt.“

„Dat id nich wüßt,“ meinte Hanne spiz, „verdient sid ehr Geld sur, smitt 'i frömd' Lüd' hen und lett ehr old Mutter hungern.“

„Id bruk nich hungern.“

„Ree, wenn Sei nu von bei Stadt utdahn warden, denn mägen Sei jatvoll 'n gaud Flag drapen, öwers dat paßt noch lang nich jeden: ein' un is ja noch goar nich gewiß. — Seggen 'S mi bloß, Fru Lehmann'n, wat hätt Jette hier ut hadd?“

Die alte Frau sah den Besuch etwas verwirrt an: „Hier ut hadd! — — —“ wiederholte sie langsam. Ihr Blick glitt in den Schoß und hastete an den verschlungenen Händen, der weiße Kopf beugte sich etwas herab; sie sann nach.

Hanne beobachtete sie, und wieder regte sich das Mitleid in ihr. Die arme, alte Frau! Von Kind auf hatte sie sie gekannt — gut war sie nie zu ihr gewesen, aber jeder hat seine Art; Hanne trug es ihr in diesem Augen-



# Johanna Schopenhauer.

Von

Stefanie Dyppeheim.

Nachdruck verboten.

(Schluß von Seite 463.)

Im Mai 1808 bewog sie ihren schwer leidenden Freund Fernow, der vor wenigen Tagen seine Frau begraben hatte, zu ihr zu ziehen und sich von ihr und ihrer Tochter pflegen zu lassen. Zu Anfang empfand er die Sorge der beiden Frauen als eine große Wohlthat, doch allmählich verschlimmerte sich sein Zustand wieder, so daß er sein Zimmer nicht mehr verlassen konnte. Am 4. Dezember erlag Fernow seinem Leiden, bis zuletzt von Johanna treu gepflegt. Der Tod Fernows hat Johanna auf das tiefste erschüttert. Nicht nur, daß er den größten Einfluß auf ihre Entwicklung übte, sie verlor in ihm einen ihrer wärmsten und aufrichtigsten Freunde; nicht nur, daß er sie in Kunst und Litteratur einführte, im Italienischen unterrichtete, er war auch immer bereit, ihr zu raten und zu helfen, wo es not that. In der ersten Zeit nach seinem Tode war sie nicht im Stande, sich von der Erinnerung an ihn loszureißen; wenn sie von etwas anderem sprechen sollte, kam sie immer wieder auf Fernow zurück, stockte dann, besann sich und schloß mit den Worten: „... Was wollte ich doch sagen!“ Schätze läßt sich über Johanna zu dem Ausspruch hinreißen: „Wer hätte dieser Ruhe eine solche Lebhaftigkeit, der Sympathie so viel Feuer des Affekts zugebraut!“

Sie sorgte mütterlich für Fernows Kinder und verhandelte zu deren pekuniären Gunsten mit Cotta, der noch 2900 Gulden an Fernow auszubezahlen hatte. Auf Cottas Anregung entschloß sie sich, dem geliebten verstorbenen Freunde ein schriftliches Denkmal zu setzen. 1810 erschien ihr „Leben Fernows“, womit sie zum ersten male als Schriftstellerin in die Öffentlichkeit trat.

Carl Ludwig Fernow war 1763 in einem kleinen Dorf in der Uckermark geboren. Sein Vater war Knecht auf einem Herrenhofs und bei seiner Herrschaft, einer Familie von Necker, — bestehend aus Mutter, drei Töchtern und einem Sohne — sehr wohl gelitten, da er anhänglich und fleißig war. Carl Ludwig war das jüngste von einer stattlichen Anzahl von Kindern, und da sich die Familie hart plagen mußte, nahm die jüngste Tochter der Frau von Necker den Kleinen als Pflegekind an. Zunächst verbrachte er nur den Tag auf dem Schlosse, dann, als er fünf Jahre alt war, nahm sie ihn ganz zu sich, erzog und pflegte ihn. Er erhielt von dem Hausmeister den ersten Unterricht und lernte schnell und mühelos. Die Verhältnisse des Hauses Necker verschlechterten sich mit den Jahren; die Familie mußte eine kleinere Wohnung beziehen, der Hausmeister wurde entlassen und da des Knaben Erziehung nicht unterbrochen werden sollte, mußte er sich von seiner geliebten Pflegemutter trennen, um dem Hausmeister in das benachbarte Städtchen zu folgen, wo er seine Studien eifrig weitertrieb. Ein Vergehen — er hatte aus der Bibliothek des Hausmeisters die in den Büchern enthaltenen Kupfer entwendet und in seinem Zimmer aufgestapelt — ließ ihn beim Entdecken seiner That die Flucht nach Hause ergreifen und er war nicht mehr zu bewegen zurückzukehren, trotz des Hausmeisters Versprechen, ihn nie wieder an seine Schuld zu erinnern. Mittel zu seiner weiteren Fortbildung waren nicht vorhanden; da wirkte ihm Fräulein Necker eine Lehrlingsstelle in einer Apotheke in Anklam aus, da-



Entsagungsromans. Held oder Heldin opfern still und ergeben dem Beruf oder der Pflicht die heiligsten Gefühle; nie kommt ihnen der Gedanke, daß sie an sich selbst sündigen, indem sie einem halbstarrigen Vater zuliebe oder irgend eines in der Wiege beschlossenen Verlöbnißes halber ihre heissesten Wünsche zurückdrängen; kein tragischer Konflikt führt sie zur höheren Entwicklung ihrer Psyche. Gänzlicher Mangel an Temperament erleichtert Frau Schopenhauers Helden das Entsagen um ein wesentliches. Ein zweiter Mangel zeigt sich in der Phantasielosigkeit, mit der sie an ihre Schilderungen herantritt; wohl weiß sie Erlebtes und Angesehenes nachzuempfinden und getreu wiederzugeben, nicht aber neu zu schaffen noch mit künstlerischer Kraft umzustimmen. Sie schildert durchweg Typen, aber keine Charaktere. Die jungen Mädchen sind alle anmutig, liebevoll, schön, mit allen Vorzügen begabt, gleich Engeln von reinsten Tugend beseelt, die Jünglinge geistvoll, hochgebildet, ritterlich, innerlich und äußerlich mit allen glänzenden Eigenschaften ausgestattet. Die Nebenpersonen sind treu ergebene Hausfreunde, alte im Dienste ergraute Diener, gütige Tanten, treu verehrte Lehrer und dergleichen mehr. Hier und da wird mit flüchtigen Strichen eine Kokette gezeichnet, ein Wüstling, ein Bösewicht, die aber immer zum Schluß der Erzählung für ihre Fehler gestraft werden. Fast jede ihrer Heldinnen erkrankt aus Gram um den Geliebten einmal an heftigem Nervenfieber, wobei sie wochenlang zwischen Tod und Leben schwebt, bis die pflegende, sorgende Umgebung und der Leser vor Ungeduld schier vergehen; dann tritt die Wendung zum Guten ein.

Nach diesen Schilderungen könnte man annehmen, daß Johanna Schopenhauers Werke den nämlichen Rang wie die Bücher einer Marlitt oder Eschstruth in der Romanwelt einnehmen. Das ist nicht der Fall. Nicht nur, daß die Komposition bis in die kleinsten Momente gut durchgeführt ist, — und das will viel sagen, denn die Handlung ist oft so verwickelt, daß sie unentwirrbar scheint — auch was Stil und Bildungsgrad anbelangt, erheben sie sich weit über den Durchschnittsroman.

Gabriele, die Heldin der bekanntesten ihrer Romane, erliegt nach einem Leben voll Opfer und Entsagung, voll schweigend ertragenen Kammers und Leides einer still im Herzen verborgenen Liebe. Wir lernen sie mit sechzehn Jahren im Hause ihrer weltgewandten und vielumworbenen Tante kennen, wohin sie nach dem Tode ihrer heißgeliebten Mutter von ihrem Vater, der sich ganz seinen alchimistischen Studien ergeben hat und in seinem einsamen Schloß die Nähe seiner Tochter als Last empfindet, gebracht wurde. Hier lernt sie den zukünftigen Bräutigam ihrer Cousine kennen und lieben. Die Tragik ihres Lebens beginnt mit dem Verlobungstage der beiden, die schon als Kinder von den Eltern für einander bestimmt wurden. Unfähig, an den Festlichkeiten länger Theil zu nehmen, flüchtet Gabriele in ein einsames Gemach, wo sie in Schmerz aufgelöst von Ottokar, dem Verlobten ihrer Cousine, aufgefunden wird. Sie gesteht ihm ihre Liebe, Ottokar erkennt zu spät, daß sie die langgesuchte verstehende Seele ist; er will mit seiner Braut brechen, aber Gabriele weist ihn auf den Weg der Pflicht, und mit den heissesten Schwüren ewiger Liebe trennen sich ihre Wege für immer. Ottokar heiratet; Gabriele erkrankt schwer. Genesen kehrt sie zu ihrem Vater zurück, einem verbüßerten halbhirren Greis, an dem sie trotz seiner Härte und Verschlossenheit mit großer Verehrung hängt. Sie will seine letzten Tage verschönern; er aber lebt ganz seinen geheimen Künsten, sinnt des Nachts über die Bereitung des Goldes nach und schläft am Tage. Eines Nachts kommt es bei einem Experiment zur Explosion; der eine Flügel des Schlosses geht in Flammen auf, und mit ihm werden die Hoffnungen des Greises zerstört. Von diesem Augenblicke an sitzt er Tag für Tag am Fenster im Lehnstuhl und starrt in stillem Wahnsinn hinüber nach den Trümmern, unter denen sein einziges Glück begraben liegt. Es wird ihm zur fixen Idee, daß dieser Theil des Schlosses niemals wieder aufgebaut werden darf. Er läßt den Erben des Stammschlosses, einen entfernten Verwandten, kommen. Dieser muß ihm mit heiligem Eid versprechen, nie an die Trümmer zu rühren. Zum Lohne soll ihm Gabriels Hand werden. Noch in derselben Nacht wird die Hochzeit gefeiert, und Gabriele wird Gemahlin des lächerlichsten und närrischsten Mannes, der für seine Umgebung Zielscheibe des Spottes ist. Ueber die Erfüllung seines letzten





den vornehmen Hamburgerinnen gewöhnt ist, gekleidete Dame entgegentrat. Sie empfing mich mit so rechter Würde und dabei so anspruchslos, daß ich sehr bald von meiner Meinung, in ein falsches Haus geraten zu sein, abkam. Ihr ganzes Wesen, die zur Natur gewordene Gewohnheit der besten Gesellschaft atmend, wirkte äußerst wohlthuend. Ich fühlte mich augenblicklich davon berührt und plauderte nach den ersten notwendigen Neben so behaglich mit ihr über gewöhnliche Dinge, als seien wir längst bekannt. Ihre Umgebung trug freilich nicht Geringes dazu bei, Jeden, der bei ihr sich befand, in eine angenehme, freundlich anregende und mitteilende Stimmung zu versetzen. Ein sehr regelmäßiges, hohes, jedoch nicht zu großes Zimmer, wo der wahre Komfort dem Eintretenden aus jedem Winkel entgegenlachte, mit geschmackvollen, aber einfachen Mobilien versehen, vor und an den Fenstern sorgfältig gepflegte Blumen, die am Abend durch die dunklen bis auf die Erde herabreichenden Vorhänge, einen trefflichen Hintergrund und dadurch auch sehr vorteilhafte Lichter erhielten; an den Wänden einige sehr schöne Delbilder, namentlich eines aus der Schule van Dycks, und Porträts von Wieland, Kugelgen, Fernow, nebst einer bedeutenden Reihe von Miniaturbildern unter denselben, alle von der kunstfertigen Hand der Besitzerin. Nirgends dagegen, und das that so wohl, gelehrten Apparat, mit dem unsere schriftstellernden Damen sich so gerne zu umgeben und ihn mit andern Colifichets und Nippes aufzuputzen pflegen: ein paar Zeitungen und zwei oder drei Bücher auf einem Seitentischchen ausgenommen, wenn man anders diese überhaupt in Rechnung bringen konnte. Ueberhaupt gab es nicht leicht eine Frau, der alles Prahlen und alles Scheinwesen so im Grund der Seele verhaßt war, als Johanna Schopenhauer; wehe dem, der ihr prästentös entgegentrat, oder seine Eigenschaften selbstgefällig herausstrich, mochte er auch noch so hoch gestellt in der Gesellschaft sein; ohne im Mindesten den Anstand zu verlegen, wußte sie mit größter Ruhe alle Ansprüche auf Bewunderung, die jemand selbstgefällig machte, zu zertrümmern, indem sie, ihm erzählend, immer weit Höheres oder Bedeutenderes aus ihrer Bekanntschaft aus Erfahrung entgegenzustellen wußte.

Unsere Unterhaltung wandte sich gleich nach Hamburg, daß sie früher genau gekannt, seit 1806 aber nicht wieder gesehen hatte; und das gerade von 1806—1816 mehr Veränderungen erlitten, als vorher seit den Zeiten der Reformation bis dahin. Das Gespräch wurde lebhaft durch den Umstand, daß sie es stets nur von einer Seite, von ihrem Standpunkte aus betrachtet, ich es aber ganz natürlich anders hatte kennen lernen, und im Volksleben ebensovollkommen Bescheid wußte, als mir das höhere, gesellschaftliche Treiben vertraut war. Dies gab Gelegenheit zur Mitteilung von interessanten charakteristischen Anekdoten und Scherzworten, welche sie ebenso freundlich und heiter anhörte als erzählte: kurz ich vergaß vollkommen, daß ich mich heimlich geistig etwas gerüstet hatte, um würdig vor der Verfasserin der „Gabriele“ zu erscheinen, denn zu einer passenden Erwähnung ihrer Schriften war es noch gar nicht gekommen. Dagegen fühlte ich mich aber sehr glücklich, einer so liebenswürdigen, freundlichen und doch so echt vornehmen älteren Frau gegenüber, um so mehr, als ich, abgesehen von meinen Passionen für die jugendlichen Gemüter, stets eine wahre Leidenschaft für geistreiche, ältere Frauen gefaßt habe und noch hege, da sie allein wahre, weibliche Anmut und Würde vereinen.

So war ungefähr mir sehr rasch eine Stunde verstrichen, als sich die Thür öffnete und eine junge Dame hereintrat, die sie mir als ihre Tochter bezeichnete und der sie mich vorstellen wollte. Nun kam es zur ganz natürlichen Frage, wer und was ich denn sei, und jetzt geriet ich eigentlich in eine Verlegenheit, die ich zu Anfang nicht gehabt haben würde, wenn die Hofrätin Schopenhauer eine andere gewesen, als sie wirklich war: denn ich suchte nur nach Worten, um möglichst anspruchslos zu erzählen, daß ich der Improvisator sei, von dem faute de mieux Zeitungen und Journale jetzt viel schwagen. Noch verlegener wurde ich jedoch, da ich glaube, dies so einfach historisch wie möglich vorgetragen zu haben und Madame Schopenhauer nur leichtthin mit etwas vornehmen Tone erwiderte: „Ja, ja, ich entsinne mich, von Ihnen schon gelesen zu haben.“ Darauf wußte ich nichts zu erwidern, denn jede

Bemerkung über das Gelesene konnte wie ein mir sehr widerliches Manöver, das der Engländer treffend *fishing for compliments* nennt, aussehen: Ich schwieg daher. — Sehr freundlich dies durchführend nahm Fräulein Schopenhauer den Faden wieder auf und sprach im Allgemeinen über das Talent des Improvisirens und was wirklich damit hervorgebracht werden könne und was nicht. Die Mutter erzählte nun, was ihr der schärfste und geistreichste aller Beobachter, Fernow, darüber mitgeteilt, ich sprach gleich von Gianni und Scriggi, deren nachgeschriebene und herausgegebene Improvisationen ich eifrig studiert und so wurde die Unterhaltung wieder eben so leicht als angenehm für mich. So war die Theestunde allmählich verstrichen und ich im Begriff mich zu empfehlen, da sagte die Hofrätin freundlich zu mir: 'Sie haben uns wohl gesagt, wie es Scriggi und Gianni, aber nicht wie Sie es selber machen.' 'Erlauben Sie mir, es lieber zu machen, als zu sagen,' erwiderte ich und bat, da sie es gestattete, um ein Thema zu einem Sonett. Die Tochter legte mir nun ein sehr interessantes Miniaturbild eines italienischen Mönches von der Hand der Mutter vor und sagte: 'Darüber.' Höchst erfreut, so verstanden zu sein und angeregt von den tiefen, geistreichen, rätselvollen Zügen des Italieners bog ich mich darüber und sprach nun ein Sonett. — — — Als ich endete und schwieg, schwiegen Mutter und Tochter gleichfalls, ich griff zu meinem Hut mit dankbaren Worten, da baten sie mich, am folgenden Abend wieder zu kommen. — — — Sehr freundliche Verhältnisse, die mir das mitunter unerquickliche Dasein von seiner edelsten Seite höchst anmutig gestalteten und die ich hier nicht weiter zu berühren brauche, vergönnten es mir, so lange sie noch in Weimar blieb, sowie später, als sie sich in Jena niederließ, zu ihrem näheren Umgang zu gehören. Seine wahre Bildung bekommt der Mann auch in reiferen Jahren nur durch edle Frauen und gerne spreche ich es aus, daß ich ihr viel verdanke. Der hervorragendste Zug ihres Charakters war ein tiefes Gefühl des Rechts und der Pflicht im weitesten und schönsten Sinne; eine dies Gefühl verletzende Gemeinheit, gleichviel gegen wen und von wem sie ausgeübt wurde, rief stets den lebhaftesten Unwillen bei ihr hervor, der unter Umständen sich bis zu Äußerungen heftigen Zornes steigern konnte. Zu diesem Gefühl gesellte sich eine großartige dauernde Freiheitsliebe, und obwohl aristokratisch gesinnt in allem, was die äußern gesellschaftlichen Verhältnisse betraf, ehrte sie doch die Menschenwürde aus tiefstem Herzen, und konnte eine Kränkung derselben, auch an der Geringsten einem, nie gleichgültig oder gelassen ertragen. So gab es auch nicht leicht eine mildere und wohlwollendere Herrin gegen ihre Untergebene, deren Ehrfurcht eben so groß war, als ihre Liebe, und denen es nie einfiel, eben aus falschem Verständniß ihrer Milde, ihr gegenüber aus dem ihnen angewiesenen Geleise zu treten. — — — Alle diese trefflichen Eigenschaften, die allein den edelsten Schmuck einer Frau bilden und ihr in dem Kreise unserer Lebensgewohnheiten schon die höchste Stelle anweisen, wurden noch durch die feinste, wissenschaftliche Bildung gehoben. Sie sprach französisch, englisch, italienisch, ebenso fertig, als elegant, und kannte die bedeutendsten Schriftsteller in diesen Sprachen durch eigene Lektüre. Was sie in den bildenden Künsten geleistet, habe ich bereits erwähnt. Auf der anderen Seite war ihr nichts, was besserer Sinn von ächt weiblicher Erziehung fordert, unbekannt, und von ihr unversucht geblieben, nur Musik stand ihr fern, dafür hatte ihr das Geschick kein Talent verliehen, und unreifen Dilettantismus haßte sie gerade in dieser Kunst entschieden. In wahrhaft guter, gut ausgeführter Musik hatte sie jedoch großes Wohlgefallen. Einen großen Reiz verlieh ihrer Unterhaltung endlich die lebenswürdige Laune, von der sie nur selten verlassen wurde; sie hatte ein großes Talent, jedem Dinge seine komische Seite abzugewinnen und diese hervorzuheben, man macht sich nicht leicht einen Begriff von ihrem Reichthum an feinen guten Späßen, neckischen Bemerkungen und lustigen, meist aus eigener Erfahrung, zusammen getragenen Anekdoten, die noch lange in der Erinnerung ihrer Freunde fortleben werden, hier aber unberührt bleiben müssen, da sie größtenteils lebende Personen und noch vorhandene Zustände berühren. Merkwürdig ist dagegen, daß sie durchaus des Witzes ermangelte, er lag ihrer Natur fern. In den letzten Jahren ihres Lebens und namentlich zu der Zeit, wo sie sich mit der Abfassung ihrer

Memoiren beschäftigte, pflegte sie gerne und oft aus ihren Erinnerungen mitzuteilen, man hörte ihr stets mit großem Vergnügen zu, da alles durch ihre Darstellung sich der Fantasie gleich verwirklichte und man nie Lücken fühlte. Es war dabei interessant zu bemerken, wie sie alle Perioden ihrer Vergangenheit gleich fest im Gedächtnisse trug, was ältere Leute selten zu thun pflegen, denn gewöhnlich leidet in dem Bilde ihres Lebens der Mittelgrund durch Undeutlichkeit der Perspektive oder Erblichen der Farbe. Dies war bei ihr so wenig der Fall, als sie sich Wiederholungen zu schulden kommen ließ; ich erinnere mich nie, dieselbe Sache, ohne bestimmte Veranlassung zweimal von ihr gehört zu haben.“

Soweit die Schilderungen von und über Johanna Schopenhauer aus jener Zeit. Ich glaube, da sie die Gabe hatte lebendig zu schreiben und ihren Charakter in Briefen ganz zu schildern und hinzugeben, daß man ihre Persönlichkeit leicht verstehen und durchschauen kann. Und so wird jedem leicht zu beobachten gewesen sein, daß ihr ein großes Teil künstlerischer Begabung, seine, echt weibliche Beobachtung und natürlicher Instinkt für die höheren Aufgaben des menschlichen Lebens eigen waren. Hätte Johanna wirklich, wie sie in einem Briefe an Arthur einmal erwähnt, eine verlorene Jugend gelebt und daraus die Konsequenzen gezogen, ich will damit sagen einen tieferen Blick ins menschliche Leben gethan, sie hätte bei ihrer vielseitigen Begabung groß werden können, so aber hat ein zum größten Teil dahingetändeltes Leben unter den günstigsten äußeren Bedingungen eine kalte Egoistin aus ihr gemacht, die sich von allem Beinlichen, Aufregenden mit aller Macht zurückhielt, um sich jede mißliche Stimmung — denn anders hat der tiefe Ernst wenigstens in der ersten Hälfte ihres Lebens nicht auf sie gewirkt — fern zu halten. Das war auch der Entzweiigungsgrund zwischen Mutter und Sohn. Die Nähe ihres Sohnes war ihr widerlich. Sein Pessimismus erfüllt sie mit Zorn und bringt sie gegen ihn auf. So schrieb sie ihm auch, als er sich der Gelehrtenlaufbahn zuwendete und den Wunsch aussprach nach Weimar zu kommen: „Es trägt zu meinem Glücke bei, Dich glücklich zu wissen, aber nicht Zeuge davon zu sein“. Von Liebe war zwischen Mutter und Sohn niemals die Rede gewesen; nur den Vater hat er geliebt, obwohl er sich dessen erst nach des Vaters Tod bewußt war; er hat den Vater geliebt, trotzdem dieser ihn in den verhassten Kaufmannsstand zwängte; er hat die Mutter gehaßt, die ihm die Wege zur Gelehrtenlaufbahn ebnete.

„Im Herzen steckt der Mensch, nicht im Kopf“, sagt Arthur Schopenhauer in seinem Hauptwerk: „Die Welt als Wille und Vorstellung“. — „Der Sinn und Zweck des Lebens ist kein intellektueller, sondern ein moralischer. Das Individuum überkommt den Willen vom Vater, den Intellekt von der Mutter“. Er will damit also betonen, daß er das Herz vom Vater geerbt, den Verstand aber der Mutter verdanke.

Hätte Johanna schon in jüngeren Jahren das Glück gehabt, einen Einblick in das Leben bedeutender, ernster Menschen zu thun, wie ihr das in Weimar vergönnt war, ihr Geist hätte sich tiefer entwickelt, ihr Wesen wäre einer ganz anderen Seite hin zugereift. Es hätte sich Wärme und Seele in ihr gebildet. In reiferen Jahren war ihr Intellekt zu einer Umbildung nicht mehr fähig, zu einer Neubildung nicht mehr elastisch genug. Daß sie sich aber in Weimar eine ernstere Anschauung angeeignet, steht fest. Ich erinnere nur an den Brief, den sie ihrem Sohn von Weimar aus schrieb: „ . . . an Erfahrung und Menschenkenntnis habe ich unendlich gewonnen, lieber Arthur. Je mehr Unglück ich in der Welt erlebe, je besser bin ich mit den Menschen zufrieden, sie sind wahrlich so böse nicht“. — Ich erinnere ferner an den Tod Fernows, der eine Umwälzung im Fühlen dieser sonst so kühlen Frau hervorgebracht hat.

Noch einen letzten Blick möchte ich auf den Abend ihres Lebens werfen, der leider nicht den glücklichen Tagen ihrer Jugend und der späteren geistig aufbauenden und erhebenden Zeit ihres Lebens entspricht. 1819 mußte sie den Sturz ihres Danziger Bankhauses erleben, der sie und ihre Kinder fast völlig ihres Vermögens beraubte. Die Schriftstellerei, die ihr schon einen bedeutenden Namen erworben hatte





# Heinrich Seidel.

Zu seinem 60. Geburtstag.

Von

Edgar Alfred Regener.

Nachdruck verboten.

**E**in bekannter Berliner Litterarhistoriker, der in einem umfangreichen Werke für das größere Publikum mit feuilletonistischer Eleganz eine Darstellung von den Strömungen und Richtungen der deutschen Litteratur im neunzehnten Jahrhundert zu geben versucht, fand für die künstlerische Bewertung Heinrich Seidels eine Formel: er sei der einzige, der in unsren Tagen Zeit habe. Wenn damit nur die stille Art seiner Beobachtung, das behagliche Interesse, das er dem Kleinsten und Aller kleinsten zuwendet, das träumende Hinspinnen seiner Gedanken gekennzeichnet werden soll, dann dürfte man diesem Dichter wohl noch eine ganze Reihe Künstler an die Seite stellen, deren Kunst in demselben Maße aus einem Versenken in die Details, aus einem liebevollen Darstellen anmutigen Kleinlebens besteht. Aber noch eine andere Beziehung möchte ich dem Ausdruck geben. Diese gern gehörte und umschmeichelte Phrase von der Zeit und ihrer sich grade bei uns Modernen so überaus streng kundgebenden Hast — was ist sie denn bei den meisten anders, als ein Eingeständnis der Schwäche dem Leben gegenüber; wer sie sich zu eigen macht, dem fehlt oft genug nur die notwendige Sicherheit zum Dasein. Seidel aber offenbart uns in jeder Nuance seines Wesens diese ruhige Ueberlegenheit über die Minute, die Unabhängigkeit von der Stunde, die uns jeder in sich vollendete und ausgereifte Mensch, mag er uns begegnen, wo er will, in dem Bilde einer Persönlichkeit darbietet. Das sollte einem Beobachter dann am klarsten vor die Augen treten, wenn er in dem Gegenstand seiner Beobachtung die Zeichen und Spuren einer ernsten und ernsthaften Beschäftigung sieht, die auf der vollen Kenntniss und Zuversicht der persönlichen Kräfte beruht. —

Heinrich Seidel giebt im dreizehnten Bande seiner „Gesammelten Schriften“ (Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung, Stuttgart), der den Titel führt „Von Berlin nach Berlin“, in etwas gezwungener und wenig vertiefter Weise den Bericht über seine Lebensweise. Ich beschränke mich darauf, in kurzen Umrissen wiederzugeben, was der Verfasser dort von sich erzählt.

Unser Dichter wird am 25. Juni 1812 dem Pastor Seidel in Berlin, einem bei dem kleinen Städtchen Wittenburg (Mecklenburg) gelegenen Dorfe, als erster Sohn geboren. „Bei der Taufe,“ so schreibt Seidel, „wurde mir als dem ältesten Sohn, wie es nun schon Familienbrauch geworden war, der Rufname Heinrich zuerteilt, jedoch erhielt ich außerdem noch eine Menge anderer, und wenn ich mit allen zugleich vorfahre, so macht es den Eindruck, als wenn ein Güterzug durch eine ebene Wiesenlandschaft dampft. Man prüfe selbst, wie es sich ausnimmt: Heinrich Friedrich Wilhelm Carl





Seidel läßt die Gestalten seiner Dichtungen wohl leiden, aber er bietet ihnen stets eine Belohnung. Die Leiden der Liebe weiß er stets zu versüßen durch die Gewißheit, daß der Gegenstand der Liebe die Neigung erwidert und daß das Ziel eine Hochzeit in Glück und Freude ist. Wird einmal der Kampf mit dem Leben in seinen Außerlichkeiten aufgenommen, wie es Leberecht Hühnchen thun muß, dann weiß es doch die weiche Hand des Dichters so einzurichten, daß dem, was das Leben von dieser Natur fordert und ihr giebt, eine fast märchenhafte Anspruchslosigkeit gegenübersteht. So wird von vornherein ein schärferer Konflikt vermieden. Seidels Menschen wären auch gar nicht imstande, einen Kampf mit den Verhältnissen aufzunehmen, sie würden ihm mit wenigen Ausnahmen alle erliegen. Das Gefühl ist bei ihnen vorherrschend, aus ihm quillt ihre Freude und ihr Schmerz; handeln, den Charakter in Wirrnissen stählen und erproben, ihre Kräfte vermehren in dem Hin und Her der Geschehnisse, sich als Menschen der That zeigen, das liegt ihnen fern, und solchen Anforderungen wären sie nicht gewachsen. Dazu kommt, daß sie das Schreckgespenst der grauen Sorge nicht kennen: sie leben zumeist in geordneten Verhältnissen, denen ein nicht unbedeutendes Kapital eine gewichtige Stütze giebt. Seelisches Ringen um Glauben und um die letzten Welträtsel, das Streben und Verlangen nach einer höheren Weltanschauung hat ihre Seelen nie erschüttert. Wenn sie nur zu essen und zu trinken haben, keine Liebes- schmerzen erdulden und sie von der „Welt“ möglichst wenig belästigt werden, dann ist ihr Lebenszweck voll und ganz erfüllt. So sind es liebliche Genrebilder, die Heinrich Seidel geschaffen und die durch ihre warme Herzlichkeit in der Auffassung und in der Wiedergabe so ungemein ansprechen.

Vorwürfe zu diesen Bildern, die manchmal nicht über bloße Skizzen hinaus- gediehen sind, findet er überall, wo er sein Auge schweifen läßt. Er sammelt die Beobachtungen aufmerksam, nimmt hier und dort Anregungen aus dem Auf und Nieder des großstädtischen Lebens auf und trägt sie mit hinaus in seine stille Wohnung in der Vorstadt, wo er langsam und mit liebender Sorgfalt aus dem Geschauten ein anmutiges Menschenschicksal zusammenträumt. Und ist es das nicht, so weiß er irgend eine kleine Begebenheit, die an irgend einer Stelle sein Interesse erregt hat, in subtiler Weise zu gestalten. Man fühlt ordentlich beim Lesen die feinen Striche, mit denen er uns die Schilderung wiedergiebt, und wir empfinden das intime Verhältnis, in dem der Verfasser zu jedem einzelnen Satz der Niederschrift steht. Das Gefühl der sonnigen Behaglichkeit, einer durch nichts erschütterten oder nur leise bewegten Ruhe des Herzens, die ehrliche Innigkeit, die man bei den Niederdeutschen so häufig antrifft, die lächelnde Zufriedenheit mit einem leisen Stich in das Behäbige, das sind die Symptome, die seiner Darstellungsweise die Unmittelbarkeit und die Wärme geben. Und darum können wir sagen, daß bei Seidel jede Zeile erlebt ist. Die Träume und Phantastereien seiner eigenen Jugend werden in ihm lebendig, und er giebt ihnen Gestalt. Und wenn sie auch ihm selbst nicht in Erfüllung gegangen sind, so sollen sie sich doch bei denen verwirklichen, die durch seinen Willen auf dem Papiere leben.

Von Seidels Liebe zu allem, was da krecht und flucht, von seiner Beschäftigung mit Vögeln und Schmetterlingen, Käfern und Pflanzen, Steinen und dergleichen finden wir in seinen friedlichen Geschichten eine Fülle kleinerer und größerer Züge. Ich brauche nur an den Raben Hoppdiquar zu erinnern, oder an die Geschichte von den weißen Mäusen im Hause Hühnchens, an die Erzählung „Rotkehlchen“ (Vorstadt-

geschichten, erste Reihe, S. 241), an „Eine Sperlingsgeschichte“ (Vorstadtgeschichten, zweite Reihe, S. 327), an „Odysseus“ (Ges. Schriften Bd. IV.) u. a. mehr. Dabei war es vor allem die Vogelwelt, die ihn anzog. In seiner Lebensbeschreibung bemerkt Seidel, daß die Knaben in jener Zeit noch nicht den öden Sport einer Briefmarkensammlung betrieben, viel häufiger als jetzt dagegen Vogelei, Schmetterlinge, Muscheln, Pflanzen und Steine sammelten. Er fährt dann fort: „Das Eier sammeln will ich in dieser Zeit, wo die Vogelwelt bei uns von Jahr zu Jahr abnimmt, nicht befürworten, es ist ja auch, Gott sei Dank, verboten, doch muß ich bekennen, daß es für mich die Brücke gebildet hat zu einer etwas intimeren Kenntnis der Natur, als sie gewöhnlich ist, so daß ich mir im Laufe der Zeit durch unausgesezte Beobachtung und fleißiges Nachlesen im Naumann und anderen Büchern eine gewisse Kenntnis der einheimischen Vogelwelt erworben habe . . . . Oft hat es viele Jahre gedauert, bis es mir gelang, nach Lohruf, Gesang oder Aussehen die Art eines Vogels zu bestimmen, dann aber sah es auch fest“.

Diese eingehende Beobachtung und Teilnahme überträgt er nun auch auf alles, was ihn umgiebt. Und er fühlt sich dann erst so von ganzem Herzen wohl, wenn er durch irgend eine Kleinigkeit mit den Gegenständen rings um ihn gewissermaßen in ein persönliches Verhältnis getreten. So heißt es in der Novelle „der Rosenkönig“ z. B. folgendermaßen: „Der alte Sekretär, der mir als Schreibtisch dient, trat mir zuerst näher dadurch, daß man einen gewissen Kunstgriff anwenden muß, um seine wackelige Klappe zu schließen; es besteht auf diese Weise ein Geheimnis zwischen uns beiden, und das befördert die Bekanntschaft.“ In dieser Weise sucht er jedes Ding da zu packen, wo es für ihn interessant ist, und er vermag gerade durch dieses Vorgehen Momente herauszugreifen, die bei einem andern Sterblichen nur Verdruß und Unbehagen hervorgerufen hätten. Was ihn dazu befähigt, ist sein Humor. Es ist nicht die sogenannte Situationskomik, nicht das zwerchfellerschütternde Lachen, burlesk und roh, sondern jenes heimliche Prideln und Zucken, das sich um die Augen und um die Mundwinkeln stiehlt, das nicht verpufft wie ein Raketenfeuer, über dessen Öde man sich hinterher ärgert, sondern jenes heitere Lächeln, das uns bei jedem neuen Lesen wiederkommt und bei der bloßen Erinnerung daran schon ein köstliches Behagen über unsere Seele verbreitet. Ich würde jenen lieblichen Blüten den Duft nehmen, wollte ich sie aus dem Zusammenhang lösen und hier vorzeigen. So kann ich nur jeden, der die Würze Seidel'schen Humors kennen lernen will, auf die gesammelten Werke des Dichters, zumal auf „Leberecht Hühnchen“, hinweisen.

Ich habe mich bemüht, in den wenigen Zeilen meiner Skizze die Kunst Heinrich Seidels mit festen Strichen in den Umrissen darzustellen und habe dabei absichtlich alles fortgelassen, was auf litterarhistorische Rangierung Bezug haben könnte. Aufgeteilt und eingereiht in den „historischen Verband“ — man verzeihe mir den kühnen Ausdruck — unserer Dichter ist er schon längst. Das Bewußtsein der darin liegenden Anerkennung mag dem Dichter an seinem 60. Geburtstage eine Quelle erhöhter Freude sein.





## Die Arbeitslosigkeit und die Krisen.

Vortrag, gehalten im Berliner Frauenverein am 14. März 1902

von

Dr. Alfred Weber.

Nachdruck verboten.

(Schluß von Seite 454.)

**W**ie weit ist die Arbeitslosigkeit nun die Rehrseite der Krisenerscheinung? Das war die zweite Frage, die wir uns stellten. Hier handelt es sich darum, Zahlen sprechen zu lassen. Wir haben 1895 in Deutschland zum ersten Mal offizielle Zählungen der Arbeitslosen gehabt; zwei, die eine im Juni, die andere im Dezember. Und wir haben jetzt im Winter 1901 private Einzelnenquäten und Umfragen der Arbeitsnachweise gehabt, die, verglichen mit einigen anderen Daten, leidlich brauchbare Anhaltspunkte ergaben und eine wenigstens allgemeine Abschätzung des Umfangs der Arbeitslosigkeit für diesen Zeitpunkt gestatten. Das Jahr 1895 war das erste Jahr der letzten industriellen Aufwärtsbewegung, das Jahr 1901 das erste der gegenwärtigen Krisis. Wir haben also heute aus beiden Teilen des industriellen Cyclus allerdings nur ganz grobe, aber doch für die großen Verhältnisse ausreichende Daten. Sie reichen aus, um über Quantität und Qualität des Arbeitslosenproblems eine ungefähre Auskunft zu geben. Die Zahlen sind die: Es waren in der Landwirtschaft arbeitslos im Sommer 1895 19 000, im Winter des vorigen Jahres 162 000 Personen, d. h. 3 und 28 % der Arbeiterschaft; und es waren in Industrie und Handel ohne Beschäftigung 1895 im Sommer 153 000 und 385 000 im Winter, d. h. 15 und 40 % der Arbeiterschaft. Im Winter 1901 wurden in Industrie und Handel ca. 500 000 Arbeitslose oder 48 % geschätzt. Diese Zahlen bedeuten nun dies: Erstens, es giebt selbst bei den günstigsten Erwerbsverhältnissen, also in den Sommermonaten einer wirtschaftlichen Hochkonjunktur, eine in der Landwirtschaft allerdings kleine, in der Industrie aber immerhin beträchtliche Zahl von arbeitsfähigen Personen, die auch dann stellenlos sind. Es sind das die 19 000 Landwirtschafts- und 153 000 Industrie- und Handelsarbeiter, die die Arbeitszählung des Sommers 1895 antraf. Zweitens, daneben übt auch in den Zeiten guten Geschäftsgangs der Winter einen ganz gewaltigen, ja überhaupt den maßgebenden Einfluß auf die Arbeitslosigkeit aus. Er hat 1895 in der Landwirtschaft zu den genannten 19 000 des Sommers weitere 143 000 hinzugefügt, in der Industrie und im Handel die vorhandenen 153 000 um 232 000 vermehrt. Drittens endlich übt die wirtschaftliche Konjunktur einen Einfluß. Und zwar hat die gegenwärtige Krisis bei uns die regelmäßige Winterarbeitslosigkeit um etwa 115 000 Personen Industriearbeiter vermehrt. Oder mit anderen Worten: Wir haben drei Gruppen, 1. einen dauernden Bestand Arbeitsloser, d. i. die zweitschwächste Gruppe. Sie umfaßt unter unseren heutigen Verhältnissen in Deutschland etwa 180 000 Personen. 2. Saisonarbeitslose, Arbeitslose, deren Beschäftigungslosigkeit mit absoluter Regelmäßigkeit und Sicherheit aus den Wintermonaten hervorgeht, aber auch ebenso sicher mit diesen wieder verschwindet. Das ist die zahlenmäßig stärkste Gruppe; sie umfaßt in der gegen-

wärtigen Lage in Deutschland regelmäßig etwa 374 000 Personen,  $\frac{1}{3}$  Million, 3. Krisenarbeitslose, Leute, die, wenn der Zeiger des industriellen Cyclus abwärts weist, ihre Arbeit verlieren. Das ist die schwächste Gruppe. Sie umfaßt in der gegenwärtigen sehr starken Krisis noch nicht mehr als 110 000 Personen.

Zu den Krisen- und Saisonarbeitslosen ist es nicht nötig viel zu bemerken, den Ursprung der ersteren haben wir oben kennen gelernt. Die Saisonarbeitslosen sind in ihrem Charakter ebenfalls klar. Es sind außer den Landarbeitern die ganze Masse der Bauarbeiter und ein Teil des Personals der Bauhilfsgewerbe. Andere Formen der Saisonarbeitslosigkeit, wie der Konfektionsarbeiterinnen z. B., die zu anderen Jahreszeiten liegen, sind nicht erfasst. Nur über den Charakter der ersten Gruppe, den Charakter dauernden Arbeitslosenbestands, ist noch ein Wort zu verlieren. Dieser Bestand setzt sich aus zwei Elementen zusammen. Einmal aus Leuten, deren Arbeitslosigkeit gewissermaßen aus technischen Gründen notwendig ist, notwendig, damit der fortgesetzte Wechsel der Arbeitsstellen, den wir heute haben, vor sich gehen kann. Denken Sie an folgendes: Damit in Berlin mit seinen 300 000 Wohnungen sich der unausgefüllte Wohnungswechsel vollziehen kann, müssen immer ein paar tausend Wohnungen leer stehen. Diese leerstehenden Wohnungen sind gewissermaßen der Luftraum, der die Verschiebungen in der Wohngliederung der Bevölkerung technisch ermöglicht. Genau ebenso sind diese Arbeitslosen hier Luftraum, mit Hilfe dessen die fortgesetzten Verschiebungen in der Arbeitsgliederung der Bevölkerung sich zu vollziehen vermögen. — Wahrscheinlich aber besteht die feste Arbeitslosenzahl, von der wir sprechen, noch aus einem weiteren und zwar sehr traurigen Element. Aus allen denen halb oder dreiviertels abgenützten menschlichen Arbeitskräften, die noch nicht soweit sind, daß sie als ganz arbeitsunfähig in die Hände der Armenpflege oder der Invalidenversicherung geraten, und doch nicht mehr arbeitsfähig genug sind, daß man sie irgendwo dauernd in Arbeit beziele. Aus denjenigen Elementen, die sich fortgesetzt auf der Suche nach Arbeit befinden, weil sie von jeder neuen Stelle aus alsbald wieder auf diese Suche geraten. Daß das so ist, dafür spricht, daß unter dem Kontingent Arbeitsloser sich ein hoher Prozentsatz alter Leute befindet, und daß man sie hauptsächlich in der Großstadt, d. h. da, wo der Verschleiß menschlicher Arbeitskraft am stärksten ist, antrifft. Ich werde aus dieser Tatsache später für die Mittel gegen die Arbeitslosigkeit Folgerungen ziehen müssen.

Vorläufig kam es nur darauf an festzustellen: das Problem der Arbeitslosigkeit hängt mit dem Problem der Krisen zusammen, ist aber mit ihm durchaus nicht identisch; es steht vielmehr in einem sehr viel weiteren Rahmen.

Entsprechend diesem weiteren Rahmen sind ja nun im wesentlichen auch die Abhilfsmittel gehalten, die man bisher proponiert hat. Sie sind nicht in einem inneren Zusammenhang mit dem Problem der Krisen gedacht; sondern sie nehmen die Arbeitslosigkeit als eine allgemeine Erscheinung hin wie Hagelschlag oder Krankheit und suchen nur ihre Folgen in genereller Weise zu mildern. Es sind zwei große Linderungsmittel, die bisher proponiert worden sind, beide in Gegensatz zu einander, und leider liegen ihre Vertreter noch immer in Streit: die obligatorische Arbeitslosenversicherung und der Sparzwang.<sup>1)</sup> Ich will die Argumente, die von beiden Seiten für und gegen die

<sup>1)</sup> Den Sparzwang vertritt Georg Schanz (vgl. die Literaturangaben eingangs). Um die Ausgestaltung und Propagierung der Idee der Versicherung hat sich insbesondere der frühere Leiter der süddeutschen Volkspartei, Leopold Sonnemann, wesentliche Verdienste erworben.

betreffenden Projekte beigebracht worden sind, ganz kurz beleuchten. Die Arbeitslosenversicherung ist als eine Ergänzung der Krankheits-, Alters- und Invaliditätsversicherung gedacht. Sie soll ebenso wie diese obligatorisch für jeden Arbeiter sein, der sich über ein gewisses Lohnniveau nicht erhebt. Wie in der Krankheits- und Invaliditätsversicherung sollen Arbeiter, Arbeitgeber und Staat, beziehungsweise Gemeinde gemeinsam die Beiträge leisten. Und wie bei den übrigen Versicherungen soll auf diese Weise die Gefahr der Arbeitslosigkeit von dem, den sie trifft, auf die Allgemeinheit abgewälzt werden. Jeder Arbeiter hat einen verhältnismäßig geringen wöchentlichen Beitrag von etwa 15 Pfennigen zu leisten. Da aber immer nur ein Teil der Arbeiter arbeitslos wird, und da außerdem Arbeitgeber und Staat Zubeußen stellen, so kann der einzelne Arbeitslose aus den entstehenden Fonds etwa drei Monate über Wasser gehalten werden. — Sehr schön, sagen die Vertreter des Spargwangs; das ist aber nicht durchführbar. Denn erstens ist Arbeitslosigkeit etwas, was man im Unterschied von Krankheit und Invalidität jederzeit freiwillig ohne weiteres herbeiführen kann. Es geht aber nicht an, jemand, dem es Spaß macht, sehr häufig die Stelle zu wechseln, und zwischen zwei neuen Arbeitsstellen zumeist längere Ferien zu machen, auf Kosten der Allgemeinheit zu diesem Zweck mit Geld zu versorgen. Will man also diese Versicherung durchführen, so ist es nötig, die Freiheit der Arbeitswahl aufzuheben. Es ist nötig, daß man die Versicherungsstelle zu einem centralisierten Arbeitsnachweise macht, und daß jeder Arbeitslose bei Verlust seines Versicherungsanspruches gezwungen ist, in jede offene Stelle, die ihm das Nachweiskureau zuweist, zu gehen. Damit, so wird gesagt, wäre der letzte Rest von individueller Freiheit, den der Arbeiter heute noch hat, die Freiheit, sich den ihm passenden Arbeitgeber zu suchen, beseitigt. Zweitens aber, selbst wenn die Arbeiter sich dazu bereit finden würden, so würde doch eine solche Versicherung eine schreiende Ungerechtigkeit sein. Denn, sowohl bei einer Krise, wie in den toten Zeiten zwischen Saisons werden vom Unternehmer überwiegend nur die schlechteren und unfähigeren Arbeiter entlassen, den besseren tüchtigeren Arbeitern droht Arbeitslosigkeit weniger, den ganz guten garnicht. Die Versicherung käme daher darauf hinaus, daß der fähige und gute Arbeiter den unanstelligen und schlechten in dessen üblen Situationen mit seinem Verdienst über Wasser halten solle. Das sei eine Überspannung des Solidaritätsprinzips, welche dieses in Unsinn verkehre.

Das einzige Vernünftige sei der Spargwang. Das heißt, es müsse jeder Arbeiter gezwungen werden, einen bestimmten Teil seines Lohnes, etwa 20 Pfennig pro Woche, regelmäßig an die Sparkasse abzuführen. Die dort aufgelaufenen Beträge wären dann noch pro Quote durch Beiträge von Arbeitgebern und Staat, oder Gemeinde zu verstärken. Das Guthaben, das so entstehe, sei bis etwa hundert Mark für den betreffenden Arbeiter unter normalen Verhältnissen zu sperren. Es sei ihm aber auszuzahlen, wenn er arbeitslos sei. Und mit diesen von ihm selbst geschaffenen und und von anderer Seite verstärkten Rücklagen sei er während der Arbeitslosigkeit über Wasser zu halten. Das habe den Vorzug, daß hier jeder genau nach seinen individuellen Verhältnissen gestellt sei. Der Fleißige und Fähige gut, der häufig Feiernde schlecht, und daß auch die Freiheit der Arbeitswahl unberührt bleibe. Denn da der Arbeiter lediglich sein nur verstärktes eigenes Guthaben verzehre und jede überflüssige Arbeitslosigkeit also an diesem sehr unangenehm zu fühlen bekomme, so falle die Notwendigkeit der Kontrolle, ob verschuldete oder unverschuldete Arbeitslosigkeit vorliege, fort.

Gegen diesen Plan wenden die Vertreter der Versicherung nun ein: er sei doch nichts weiter als eine schematisierende Bevormundung des Arbeiters in der Verfügung über sein Geld. Etwas derartiges könne der Arbeiter hinnehmen nur, wenn man ihm durch das Eintreten der Gesamtheit für ihn im Unglück, wie es in der Versicherung sei, wesentlich mehr böte, als er durch die aufgehobene eigene Thätigkeit sich zu verschaffen vermöge. Wenn man ihm im wesentlichen aber nur das zurückgeben wolle, was er selber geleistet, sei es zu viel verlangt, daß er diesen Eingriff in seinen Geldverbrauch annehmen solle. Wären doch die durch dies persönliche Sparen erzielbaren Beträge so minimal, daß sie gegenüber einer ernsthaften Arbeitslosigkeit kaum einen Nutzen gewährten. Bei 20 Pfennig Wochenbeitrag und 10 Pfennig Staatsbeitrag habe ein Arbeiter bei diesem System, wenn er nach einem Jahre arbeitslos werde, nur 16 Mark, kaum genug, ihm eine Woche zu helfen. —

Ich habe diesen generellen Streit hier vortragen müssen. Generell Stellung zu nehmen aber brauche ich dazu hier nicht. Aus einem einfachen Grunde: Alle Bedenken, die von beiden Seiten gegeneinander vorgebracht werden, haben nur eine Bedeutung, wenn man sich den Sparzwang oder die Versicherung mehr oder weniger in abstracto und als generelle Einrichtung denkt. Generelle Mittel aber kommen gegenüber der Arbeitslosigkeit überhaupt nicht in Betracht, weil das, was wir Arbeitslosigkeit nennen, nicht eins, sondern, wie wir sahen, verschiedenerei ist, weil es nicht eine, sondern verschiedene Arten von Arbeitslosigkeit giebt, und weil ein geteiltes Problem auch eine geteilte Behandlung verlangt. Es wäre ein Unding, die Arbeitslosigkeit, die aus einfachem Stellenwechsel hervorgeht, mit den andern drei Arten gleich zu behandeln. Denn ihr Eintritt und zum guten Teil ihre Dauer hängt in mindestens der Hälfte der Fälle von dem freien Willen der Person ab, um die es sich handelt, während alle drei anderen Formen einfach ungewolltes Schicksal darstellen. Es wäre aber auch weiter ein Unding, auch nur diese drei unter einander gleich zu traktieren. Denn alle wesentlichen Elemente, die den Charakter des Übels bestimmen, sind bei ihnen völlig verschieden. Die chronische Arbeitslosigkeit halb und dreiviertels Arbeitsunfähiger geht nur eine gewisse unterste Menschenschicht an. Bei dieser aber tritt sie fortgesetzt ein, ist sie in ihrer Dauer fast unbegrenzt. Sie ist für diese Menschenschicht eine Gefahr von so gewaltiger Größe, daß dagegen alle Selbsthilfe, einschließlich der Versicherung, radikal nichts ist. Die Saisonarbeitslosigkeit wiederum geht nicht nur eine gewisse Unterschicht, sondern in den Gewerben, in denen sie eintritt, immer den größten Teil der Arbeiter an. Sie ist von bestimmter, fest abgegrenzter Dauer und tritt mit absoluter Regelmäßigkeit ein. Sie ist überhaupt keine Gefahr, sondern ein festes Ereignis, auf das man, wenn man ein kluger Mann ist, sich einrichten kann. Die Krisen-Arbeitslosigkeit endlich ist wiederum eine Gefahr, aber eine Gefahr, die in Bezug auf den Personenkreis, den sie trifft, den Zeitpunkt des Eintritts und die Zeitspanne, die sie umfaßt, völlig ungewiß, oder doch nur ganz weither bestimmt ist. Man kann höchstens sagen, daß sie diesen oder jenen Teil der Arbeiterschaft vielleicht alle fünf bis zehn Jahre streift. Von irgend jemand verlangen, daß er sich auf diese Gefahr bei knappen Löhnen, sei es in welcher Form immer, vorausberechnend einrichtet, ist etwas ganz anderes, als es bei der Saison-Arbeitslosigkeit fordern. Es zu fordern wäre vor allem aber ungerecht, weil diese Art der Arbeitslosigkeit aus einem spezifischen Verschulden der Unternehmer-schicht, aus ihrer unvorsichtigen Geschäftsführung und der dadurch herbeigeführten verkehrten Verteilung der Arbeitskräfte hervorgeht.



Wenn also eine generelle Behandlung ausgeschlossen ist, was soll dann geschehen? Am wenigsten dringlich ist es offenbar, daß gegen die Arbeitslosigkeit aus Stellenwechsel etwas geschieht. Ich will darüber daher im Augenblick nicht weiter sprechen. Offenbar liegt hier das wesentlichste Mittel in der Verbesserung der Arbeitsnachweise. Am nötigsten andererseits ist augenscheinlich, daß man der chronischen Arbeitslosigkeit irgendwie beispringt. Das ist aber, wie fast immer das Dringlichste, auch das am wenigsten Leichteste. Von den gesunden Arbeitsfähigen verlangen, daß sie zu Gunsten dieser Stiefkinder des Schicksals, die wegen konstitutioneller Schwäche überall bald halb verbraucht an den Strand gespült werden, sich unter eine generelle Zwangsversicherung stellen, ist meines Erachtens unmöglich. Es würde bedeuten, daß man dem vierten Stand die Erhaltung des fünften aufbürdet. Neben der Last der regulären Invaliden der Arbeit, die der Arbeiter heute schon mittragen muß, ist das zuviel. Höchstens einen Teil dieser Leute könnte man durch eine weitherzigere Praxis der Invalidenversicherung und eine Herabsetzung der Altersrentengrenze vielleicht mitversorgen, wozu dann bei einer zu starken Belastung der jetzigen Versicherungsanstalten der Staatsbeitrag für diese erhöht werden müßte. Übrig bleibt hier sicher immer ein erheblicher Rest. Dieser Rest ist das spezifische Kontingent der Privatwohlthätigkeit. Es sind die Rekruten, an denen die in sozialer Hilfsfähigkeit arbeitende heutige Frau sich ausbilden wird, und es werden die Leute sein, mit denen sie bis ans Ende fortexerziert.

Weiter: Was ist für die Saisonarbeitslosen zu thun? Auch hier ist an der Arbeitslosigkeit selbst nichts zu ändern, diese vielmehr als eine Thatsache hinzunehmen, die man nur in ihrer Wirkung abschwächen kann. Mir scheint, daß der richtige auch von anderer Seite schon vorgeschlagene Weg hier eine Kombination von Sparzwang und Versicherung wäre. Die Arbeitslosenversicherung verliert ihre Bedenken, wenn sie nicht durch den Arbeitern fremde Klassen, sondern von diesen selbst durch die Gewerkschaften durchgeführt wird. Der in die Gewerkschaft eintretende Arbeiter übernimmt freiwillige Solidarhaft für alle, seiner Gewerkschaft gleichfalls angehörenden Genossen. Wenn er hier die Lasten der Arbeitslosigkeit der Genossen mitträgt, so thut er etwas, was er sich selber auferlegt hat. Andererseits ist ein Mißbrauch der Versicherung hier durch die gegenseitige Kontrolle der Genossen, deren jeder ja ein eigenes Interesse daran hat, daß nicht gebummelt wird, so gut wie verhindert. Dem systematischen Schwänzer droht die Ausschließung aus der Gewerkschaft. Aus eigenen Mitteln sind nun aber die Gewerkschaften sicher zu schwach zu der Sache. Es wäre also der Staatszuschuß, den die heutigen Vertreter der Versicherung den bürokratischen Klassen zugedacht hatten, ihnen zu leisten. Gleichzeitig aber wäre, damit die ganze Einrichtung nicht einen Zwang oder indirekte Begünstigung des Beitritts zur Gewerkschaft darstellt, noch Folgendes nötig. Es müßte denjenigen Arbeitern, die außerhalb bleiben und sich freiwillig dem Sparsystem, wie ich es im Anschluß an Schanz geschildert habe, unterwerfen wollten, zu ihrem Sparguthaben derselbe Zuschuß zugesichert werden, den die Gewerkschaftsarbeiter erhalten. Ja, man könnte sogar überlegen, ob man für die den Gewerkschaftsklassen nicht angehörigen Arbeiter das Sparsystem mit Staatszuschüssen nicht obligatorisch einführen sollte, so daß Sparsystem und Versicherung, wie heute auf einem anderen Gebiete Ortskrankenkassen und freie Hilfskassen, nebeneinander beständen. Die Bedenken gegen das Sparsystem fallen hier fort, weil es sich um fest wiederkehrende Saisonarbeitslosigkeit handelt, der gegenüber ein Sparen fürwahr



notwendig ist. Die ganze Einrichtung wäre auch nur für Gewerbe mit regelmäßig wiederkehrender Arbeitslosigkeit in den Saisons, also vor allem für die Baugewerbe und ihre Hilfszweige zu schaffen.

Gegen die Krisenarbeitslosigkeit endlich ist zuallererst offenbar nicht mit Mitteln, die ihre Folgen abschwächen, sondern mit solchen vorzugehen, die ihr Entstehen verhindern oder abzuschwächen suchen. Wäre die Unterkonsumptionstheorie richtig, so wäre die Sache hier relativ einfach. Man brauchte nur, was ja auch nicht leicht, ich gesagt habe, würden aber die Krisen dadurch nicht aus der Welt geschafft werden. Wenn sie aus der Organisation unseres heutigen Wirtschaftslebens hervorgehen, so werden sie auch nur mit einer Organisationsänderung verschwinden. Organisationsänderung! Man braucht dabei nicht an sozialistische Zukunftsideen zu denken. Woran gedacht werden kann, sind andere Dinge. Vor allem von dem Zusammenschluß der Produzenten, von Kartellen, die den Produktionsumfang und die Preise für alle Mitglieder ihrer Produktionsabteilung gemeinsam festsetzen, hat man eine Besserung erhofft. An die Stelle des heutigen, regellosen Zustands sollten durch sie mit Übersicht geleitete Verhältnisse treten, und von dieser Übersicht hat man sehr vieles erwartet. Soweit die bisherigen Erfahrungen reichen, hat man sich darin einigermaßen getäuscht. Man hat sich geirrt, wenn man glaubte, daß die größere Übersicht der Verhältnisse, die ein Kartellbureau gegenüber einem früheren Einzelunternehmer unbedingt hat, auch unbedingt ein ebensoviel vernünftigeres Handeln der von jedem der Mehrheitsbeschlüsse der Produzenten abhängigen Kartellleitung herbeiführen müsse. Die Motive des Handelns für die Produzenten bleiben sich gleich, ob diese als Einzelunternehmer oder als Kartellganzes handeln; beim Handeln als Einzelunternehmer aber steckt ihnen die Konkurrenz feste Grenzen. Diese Grenzen und Gesetze hebt das Kartell auf, dazu wird es geschaffen. Und es hat sich bisher nicht gezeigt, daß die größere Übersicht über die Dinge, die an die Stelle tritt, die alten Schranken ersetzt und die Tendenz, eine Marktposition rücksichtslos auszunutzen, besser beschneidet, als es die freie Konkurrenz früher that. Möglich, daß mit der Zeit Erfahrungen größere Selbstbeherrschung in der Preispolitik der Kartelle zeitigen werden, in der gegenwärtigen Krise haben unsere Kartelle zum großen Teil noch nicht einmal gesehen, daß man, wenn man selber gesund bleiben will, nicht durch künstlich hochgehaltene Preise die Produktivkräfte in den abnehmenden Produktionsstufen — jedes Kartell umfaßt ja immer nur eine Produktionsstufe — lahm legen darf. Nach den jüngsten Erfahrungen können wir vorläufig auf eine Krisenmilderung von dieser Seite nicht gerade hoffen.

Es bleibt nichts übrig: wir werden uns mit dem fortgesetzten Auf und Ab in unserer heutigen Wirtschaft und wahrscheinlich auch mit dem katastrophenartigen Verlauf eines gewissen Stadiums davon einstweilen noch abfinden müssen. Deswegen brauchen wir uns aber noch nicht damit abzufinden, daß in diesen Zusammenbruchszeiten eine gleich starke Arbeitslosigkeit wie bisher sich als Begleiterscheinung ergibt. Es giebt dagegen ein recht einfaches und dabei doch ziemlich wirksames Mittel, etwas, das übrigens auch in der gegenwärtigen Krise schon in weitestem Maße zur Anwendung kommt. Dies, daß man in den von der plötzlichen Blutleere getroffenen Zweigen den im Augenblick überschüssig gewordenen Teil der Arbeiterschaft nicht einfach entläßt,

sondern die noch vorhandene Arbeit im Wege der Arbeitszeitkürzung, der Einlegung von Feierschichten u. s. w. gleichmäßig auf die in der Haufe beschäftigt gewesene Arbeitermasse verteilt. Dadurch werden die Unternehmer dieser Zweige etwas stärker als bei der einfachen Arbeiterentlassung belastet. Was sie durch die Arbeitszeitkürzung an dem einzelnen Arbeiter nicht zu sparen vermögen, liegt ihnen dann als Mehrgesamtleistung auf; liegt ihnen aber mit Recht auf, da die auszugleichende Hypertrophie ja die Folge ihrer unbedachten Geschäftsführung ist. Es liegt ihnen auf zum gemeinen und schließlich sogar zu ihrem eigenen Nutzen, denn um ebensoviel, als sie der Gesamtarbeitermasse ihrer Zweige damit mehrleisten, wird an Konsumfähigkeit in diesen gerettet, wird daher auch an Fortwirkung der Blutstauung in ihren Zweigen auf den Gesamtorganismus, also an der Stärke der Krise und endlich auch Rückwirkung derselben auf ihre Ausgangszweige gestrichen. Und um ebensoviel, als so an Stelle einer förmlichen Umschichtung der Arbeitermasse, damit ganz einfach ein Vorgang der Stagnation in den zu weit fortgeschrittenen Zweigen gesetzt wird, wird das Krisenhafte in der Krisenerscheinung gemildert und wird der schmerzhafteste Vorgang einer jedesmaligen Revolutionierung der nationalen Produktivkraft-Verteilung durch den weniger harten einer langsamen Neu Anpassung ersetzt. Das Gespenst der Krisenarbeitslosigkeit selbst aber wird dadurch auf diejenigen relativ ja immer engen Gebiete beschränkt, auf denen die wirklichen Zusammenbrüche wegen vorangegangenen reinen Schwindelbetriebs unvermeidlich sind.

Ich sagte, daß man diese Methode bereits in der gegenwärtigen Krise anwende. Aus folgendem geht das hervor: Wir haben im Jahre 1892 einen viel weniger scharfen Rückgang gehabt als im vorigen Jahre, die Arbeitslosenfrage aber war damals viel akuter als heute. Wir haben damals die Arbeitslosenparade hier in Berlin gehabt, deren Sie sich wohl alle erinnern und wir haben ähnliche Dinge in anderen Städten gehabt. — Heute stehen wir hinter einer sehr starken Krise. Dergleichen fehlt; es fehlt, weil eben die Massen der einfach auf's Pflaster geworfenen Arbeiter nicht so groß sind, wie damals; weil man angefangen hat, die Lasten der verringerten Beschäftigung in den davon betroffenen Zweigen nach der gedachten freiwilligen Form zu verteilen.

Wir fangen hier also in der That an etwas zu gewinnen, was Arbeitslosenversicherung und Sparzwang für die Krisensituation überflüssig zu machen vermöchte, was entschieden einfacher und organischer wirkt als sie beide. Worauf es ankommt, ist, daß sich das fortsetzt, daß es sich zu einer festen, vom Arbeitgeber unbedingt verlangten Praxis verdichtet. Das aber ist nur zu erwarten, wenn der Druck, der auf den Arbeitgeber nach der Richtung der Nichtentlassung im Krisenfälle ausgeübt wird, fortwährend wächst. Ein Druck, den neben der öffentlichen Meinung offenbar nur die Arbeiter selbst durch ihre Organisationen ausüben können. Hier wie auf sovielen Gebieten also kommt man in letzter Linie zu der alten Parole: gewerkschaftliche Organisation zu verlangen und Klärung und Stärkung des bei uns noch so jämmerlich unentwickelten Sinnes für die großen Fragen des öffentlichen Lebens zu wünschen.



# „O Freiheit!“

Von

Frieda Frein von Bülow.

Nachdruck verboten.

Den Leseriinnen der „Frau“ werden die geistvollen Romane Johanna Niemann's mehr oder weniger bekannt sein. Sie werden also auch wissen, daß diese Romane nicht zur sogenannten Anklage-Litteratur gehören oder frauenrechtlerische Tendenzbücher sind. Tendenzschriftstellerei liegt dieser Autorin fern. Um so eindrucksvoller ist es, daß aus dem besten ihrer jüngst unter dem Gesamttitel „O Freiheit!“<sup>1)</sup> veröffentlichten Novellen ein Schrei schmerzlicher Empörung über das Los des von rohen Männern mißbrauchten, geknechteten, gemarterten Weibes zum Himmel steigt. Es ist ganz die gleiche, aus tiefem menschlichen Erbarmen quillende Klage, die auch in Riccarda Huch's „Triumphgasse“ den Grundton bildet. Die Dichterin der Triumphgasse neigt ebenso wenig wie die der Erzählungen „Hinterm Lazarett“ und „Ein Ausweg“ zu leicht erregtem Mitleid und Sentimentalität. Beide sind herbe, stolze, willensstarke Menschen. Weder die eine noch die andere ist männerfeindlich gesinnt. Und doch! Sie haben aussprechen müssen, was sich ihnen mit der Gewalt unerbittlicher Thatsächlichkeit aufdrängte. Nicht anklagen wollten sie, nur klagen. Aber es ist eine furchtbare Anklage geworden! —

Bei ihren Armenbesuchen im alten Danzig haben Johanna Niemann's aufmerksame, kluge Augen gar manches bemerkt. Vor allem aber ist es eines gewesen, das ihr ans Herz gegriffen hat: das jämmerliche Los der alten Weiber. Die von einem Leben harter Arbeit verbrauchten Alten werden in den Familien ihrer Kinder als lästige Brotesserinnen halb widerwillig geduldet und dabei als Arbeitskraft bis aufs äußerste ausgenutzt. Die tiefe Not dieser unglücklichen Alten ist in der Novelle „Hinterm Lazarett“<sup>2)</sup> mit künstlerischer Meisterschaft vor Augen geführt. Die schlichte Erzählung redet eine wuchtige, eine überzeugende Sprache! —

Alte Weiber sind häßlich. Doktor P. J. Möbius bemerkt dazu in seiner famosen Schrift vom Schwachsinn des Weibes: „Häßlich heißt ja hassenswert, und das Volk haßt thatsächlich das häßliche, wie man an den für häßlich geltenden Tieren sieht.“ Und weiter: „Sie (die alten Weiber) thun ihm (dem Manne) nichts mehr, und die Erinnerung an die eigene Mutter sollte jeden zur Milde mahnen. Wenn trotzdem die Volkessstimme von ihnen fast nur Übles zu sagen weiß und das Sprichwort an ihnen wenig gute Haare läßt, so müssen wohl ihre eigenen Eigenschaften mit daran schuld sein.“

Gleich diesem Doktor Möbius urteilen in Deutschland recht viele, — ja, ich fürchte, die meisten Männer. Sie lieben im Weibe ausschließlich das Geschlechtswesen.

<sup>1)</sup> „O Freiheit“, Novellen von Johanna Niemann. Dresden und Leipzig. Verlag von Carl Reiskner. 1902.

<sup>2)</sup> Zuerst erschienen in der „Frau“ Jahrgang I Heft 8.

Spielt der Reiz und die Anmut des Geschlechtlichen keine Rolle mehr, so ist ihnen das Weib nur mehr ein notwendiges — d. h. nicht abzuschüttelndes — Übel, soweit sie nicht durch Bande des Blutes oder alter Freundschaft mit ihm verbunden sind, was allerdings auch nicht immer vor Geringschätzung schützt. In der Männerdichtung hat infolgedessen das ältere und alte Weib gar keine Rolle gespielt, die verschwindend wenigen Ausnahmen bestätigen hier nur die Regel. Weiblichen Dichtern blieb es vorbehalten, die Gestalt des alternden und alten Weibes in die Litteratur einzuführen. Die „Farfalla“ aus Riccarda Huchs „Triumphgasse“ und die „Frau Lebus“ aus Johanna Niemanns „Hintern Lazarett“ sind neue, bemerkenswerte Typen. Beide: die Farfalla und die Lebus, sind vom Leben sehr hart mitgenommen und sehen so aus, daß kein Mann mehr mit Vergnügen auf sie blicken würde, — und doch: welche Schönheit, welcher Adel leuchtet aus den harten, welken Zügen, spricht aus der reifen Weisheit ihrer Worte!

Der Mensch ist der höchste Gegenstand für die Kunst, ob Mann ob Weib, ob jung oder alt, häßlich oder schön. In allen Lebensstadien ist er der Betrachtung würdig als das Resultat mannigfacher Einflüsse und Einwirkungen. Es giebt hier nichts Gleichgiltiges, Wertloses, Nichtiges für den, der zu sehen versteht. In dieser Erkenntnis scheinen die großen Maler den Dichtern beträchtlich überlegen zu sein. Für einen Michelangelo, einen Rembrandt u. a. war das alte Weib als künstlerischer Vorwurf ganz so wertvoll, — unter Umständen wertvoller als das junge. Aber die Herren Dichter scheinen von ihren erotischen Trieben derart beeinflusst, daß alles, was im Dasein des Weibes jenseits dieser Sphäre liegt, kaum für sie existiert. Darum sind wir, was die Psychologie und dichterische Darstellung der gealterten Frau anbetrifft, auf unsere weiblichen Dichter angewiesen.

Mit wenig markanten Strichen zeichnet Johanna Niemann in ihrer alten Frau Lebus ein Frauenportrait, das liebevoller Aufbeahrung wert ist. Da heißt es:

„Jetzt erhob sich die Alte, mit beiden Händen fest auf die Bank gestemmt langsam und steif den Körper hochbringend, bis das dickverbundene, kranke Bein aus der wagerechten in die senkrechte, stehende Lage kam; mit Seufzen half sie nach. Endlich stand sie aufrecht, lehnte sich gegen den Herd und holte nach der Anstrengung Atem. Ihre hagere Gestalt zeigte nun die volle Höhe, über Mittelgröße, in einem Kleid von verwaschener Farbe, oben lahl am Halse ausgeschnitten und schlaff um Brust und Hüfte niederfallend. Auf dem langen nackten Hals stand ein Kopf, mit einem Antlitz von adligem Gepräge trotz furchtbarer Leidenschrift. Tiefe Längsfalten, eine neben der andern, furchten die Wangen und ihr bleifarbenes Grau, und große dunkle Augen thronten darüber wie zürnende Propheten, die um den Jammer und die Gesunkenheit der Menschen klagen.“

Etwas später:

„Immer diese Schmerzen“, sprach sie für sich, „ich kann mich nicht mehr freuen“. Und in plötzlichem Aufzucken kam ein pathetischer, leidenschaftsvoller Klang in ihre Stimme: „Herr! Herr! spann' mich aus, spann' mich aus!“ Sie sah zur Decke empor, und in dem kleinen Raum, zwischen den achtsamen Kindern und den toten Gegenständen, um die sich stete Mühe wand, stieg der Seufzer wie ein fremder, scheuer Vogel auf, der sich in Dual verfangen hat.“

Die alte, von Schmerzen gepeinigte Frau lebt in der kleinen Wohnung ihrer verheirateten Tochter, und während Tochter und Schwiegersohn auf Arbeit gehen, nimmt sie sich gewissenhaft der Hausarbeit und der Kinder an. So ist sie ein entschieden sehr nützliches Mitglied der Familie; aber der rohe Schwiegersohn empfindet die Alte nur als Last und zeigt ihr seine Verachtung und seinen Widerwillen ganz brutal. Die Tochter freilich, die selbst unter der Noth des Gatten leidet, hält treu zur Mutter.



Sie hat allen Grund dazu. Die alte Frau ist noch immer ihre Stütze, ihr Halt und ihr Trost. Einer alten Nachbarin geht es noch schlimmer: die wird von Tochter und Schwiegersohn einfach auf die Straße gesetzt. Das Siedchenhaus ist ja für dergleichen da. Nun sitzt sie draußen auf ihrem Bettsack, jammert und weint, allen Vorübergehenden zum Argerniß, bis man sie mit Gewalt fortführt. Die Lebus hat dies Bild äußersten Elends vom Fenster aus gesehen, dann die brutalen Bemerkungen ihres lachenden Tochtermannes hören müssen: „Die sind fein raus. Du weiß man, wie's gemacht wird“ u. s. w. Mehr als je erschnt sie, daß der Herr sie „ausspannen“ möge. „Mehr als seines Lebens Tagewerk bis zu erlöschender Kraft erfüllen kann einer nicht. Aber die Alte da drüben heute früh! — Wieder dies Bild hinter den Augenlidern, die immer schwerer zusielen und nicht mehr offen bleiben konnten, wieder dies Beben zwischen Scham und Angst, dies unruhige Bewußtsein, ein Ding zu viel auf der Welt und dem kleinen Fleckchen zu sein, wo ihr Liebstes vor ihren Augen lebte.“

In derselben Nacht erlöst sie ein sanfter Tod. — „Ausgespannt!“ —

Ein in den Staub getretener Adelsmensch, dessen feinfühlende Seele namenloses duldet, ohne daß sie ihren Adel verliert, — giebt es unter uns Menschen denn Größeres? Die ganze Novelle nimmt nur einen Raum von neununddreißig Buchseiten ein; aber es ließe sich ein dicker Band darüber schreiben.

Unter den fein beobachteten Lebensskizzen, die der Novellenband noch enthält, ist wohl die am besten erzählte und die ergreifendste „der Ausweg“. Hier handelt es sich um eine Ehetragödie. Die blutjunge Josepha ist von ihren Eltern aus praktischen Erwägungen an den rohen Schiffer Peterneß verheiratet worden, der gern „etwas Blondes“ haben wollte. Sie hat sich lange gestraubt und endlich dem Drängen der Eltern nachgegeben. Dann aber wird ihr das Leben mit dem nicht nur brutalen, sondern raffiniert grausamen Mann unerträglich. Ihr Kindchen stirbt durch des Vaters Schuld. Dieser selbe Zug, — daß der rohe Mann sein eigenes kleines Kind zum Mittel wählt, um der Frau Qual zu schaffen, findet sich in Riccarda Huchs soeben erschienener „Triumphgasse“, dort wie hier ist er, — man empfindet es aufs deutlichste — dem Leben entnommen; dieselbe Beobachtung des Mißbrauchs eheherrlicher Gewalt an der Adria wie an der Ostsee! — dreimal läuft Josepha ihrem Gatten fort, jedesmal holt die Polizei sie zurück. Nun sinnt und sinnt sie auf einen Weg, ihrem Quäler zu entkommen. Ihn ermorden? Nein, eine so große Sünde will sie nicht thun. Ebenso verbietet ihr die Religion, sich selbst umzubringen. Da verfällt sie endlich auf den Ausweg, etwas zu thun, das sie ins Gefängnis bringen muß. Sie zündet Peterneßs Haus an. Mit Schimpf und Schande wird die Brandstifterin abgeführt. Der Gefängnisgeistliche sucht das junge Weib zur Reue zu stimmen. Vergebens. Sie ist jetzt ganz ruhig. Ihr bedeuten die Mauern und Gitter des Gefängnisses die Freiheit. Und die Schande? „Welche Schande kommt der Schande gleich, Peterneßs Frau zu sein?“ entgegnet sie dem Geistlichen.

Die kleine, wundervoll einfache Geschichte ist von erschütternder Tragik. Wie sehr aus dem Leben gegriffen, das wissen am besten diejenigen unter uns, die bei dem Rechtsschutz für Frauen thätig sind.

Johanna Niemann ist eine ungewöhnlich feine Lebens-Kennerin und Könnerin. Ihre Bücher enthalten eine Fülle von Weisheit und sollten viel mehr gelesen werden, als sie es bis heute noch sind. Nun: „Gut Ding will Weile haben.“



# Die deutsche Frau im Beruf.

Handbuch der Frauenbewegung. IV. Teil.

Selbstanzeige.

In diesen Tagen wird der vierte Teil unseres „Handbuch der Frauenbewegung“ erscheinen. Die Veröffentlichung des dritten Bandes über die „Frauenbildung in den Kulturstaaen“ ist dadurch noch etwas hinausgeschoben worden, daß die in Aussicht stehenden Bestimmungen des preussischen Unterrichtsministeriums zur Reform der höheren Mädchenschule bis jetzt noch nicht erschienen sind.

Insofern die deutsche Frauenbewegung, ihre Voraussetzungen, ihre Geschichte und ihr gegenwärtiger Stand im Mittelpunkt unseres Handbuchs stehen soll, bildet der vierte Band nationalökonomisch die Grundlage der übrigen. Und entsprechend dem doppelten Zweck, dem wir unser Handbuch dienstbar machten, sind auch für die Abfassung dieses Bandes wissenschaftliche und zugleich praktische Interessen maßgebend gewesen. Gegenstand der Darstellung ist die Frauenarbeit in Deutschland, ihre geschichtliche Entstehung, vor allem aber ihre gegenwärtige Lage mit allen Fragen, die daraus hervorgehen, sowohl für die Gegenwart als für die Zukunft.

Die Wissenschaft hat sich mit den Fragen der Frauenarbeit bisher verhältnismäßig wenig beschäftigt; so kommt es, daß wir hier neben einer großen Menge von Tageslitteratur nur eine kleine Zahl von wissenschaftlich zu nennenden Schriften besitzen. Mag das damit zusammenhängen, daß die Fragen der Frauenarbeit jünger sind als die andern volkswirtschaftlichen Probleme, oder damit, daß die Wissenschaft bisher fast ausschließlich in der Hand von Männern gelegen hat — jedenfalls ist die Hoffnung nicht unberechtigt, daß das vorliegende Buch auch die wissenschaftliche Erkenntnis fördert, vor allem dadurch, daß es auf die Wichtigkeit und Schwierigkeit dieser Fragen aufmerksam macht. Und wenn der nationalökonomische Fachmann nur zum Teil völlig Neues darin findet, so kann einem größeren Leserkreis gerade die Vermittlung volkswirtschaftlicher Einzelkenntnisse durch eine zusammenfassende wissenschaftliche Darstellung willkommen sein.

Neben der wissenschaftlich theoretischen Aufgabe hat der Band eine praktische zu erfüllen.

Für Hunderttausende von Familien ist die Frage nach einem für die Tochter rat-samen Beruf jetzt eine brennende Frage. Dem entspricht die Flut von Büchern und Auf-sätzen, die erscheinen, um alle möglichen und unmöglichen Berufe anzupreisen, für jeden einzelne Rat-schläge zu geben. In weitaus den meisten derartigen Publikationen entspricht die Zuverlässigkeit und Gründlichkeit der Angaben nicht dem guten Willen der Heraus-geber oder den Erwartungen, die Titel und Anpreisung der Bücher erwecken müssen. Daraus ergab sich als zweite Aufgabe dieses Bandes der Versuch, berufsuchenden Mädchen und ihren Eltern für die persönliche Wahl eine allgemeine Thatsachengrundlage zu geben, sowie den Behörden, Körperschaften und Vereinen, die auf diesem Gebiet arbeiten, einen Ueberblick zu ermöglichen. Diesem Zweck dienen auf Grund einer eigenen Enquete zusammengestellte Angaben über die Berufsmöglichkeiten für Frauen, ihre Anforderungen und gegenwärtigen Aussichten, sowie über die für jeden Zweig in Betracht kommenden Ausbildungsanstalten.

Der Versuch, mit einer wissenschaftlichen Darstellung und Betrachtung praktische Hinweise zu verbinden, dürfte ungewöhnlich erscheinen. Ist doch die Ansicht immer noch die herrschende, daß die Wissenschaft durch diese Verbindung an Würde einbüßt. Uns scheint ein solches Zusammengehen von Wissenschaft und Praxis gerade für die heutige Zeit und gerade für dies Gebiet dringend geboten. Und was die Ausführung des Versuchs durch Dr. Robert Wilbrandt und Frau Lisbeth Wilbrandt betrifft — aber man darf ja seine Mitarbeiter nicht loben. Und so überlassen wir getrost das Urteil den sachkundigen Lesern.

Helene Lange. Gertrud Bäumer.



## Tote Liebe.

Von

L. Margulies.

Nachdruck verboten.

I.  
Es war um die Mittagsstunde.

Die milde, klare Frühlingsluft nahm die langsam verhallenden Klänge des sogenannten „Zwölfuhrläutens“ mit sich und trug sie durch das offene Fenster in das einfache, freundliche Zimmer. Sie blähte die weißen Spitzenvorhänge auf, daß sie sich weit zurückbogen und die Klänge an das Ohr des schreibenden Mädchens dringen ließen.

Feste, klare, fast männliche Schriftzüge waren es, die das Mädchen mit flinker Hand auf das Papier warf.

Nun hob sie den Kopf.

„Zwölf Uhr“ — sagte sie leise vor sich hin — „jetzt wird er gleich kommen.“

Ein glückliches Lächeln verschönte ihr vorher so ernstes Gesicht.

Gleich wird er hier sein — es ist ja nicht weit von der Schule, und heute hat er den Nachmittag frei. Da wird er bei ihr bleiben, und sie wird ihm voll Stolz zeigen, wie weit sie mit der Abschrift seines Werkes schon gekommen ist. Wenn es nur Anerkennung finden würde, dieses Werk, das er voll Begeisterung geschrieben, und das sie nun ins Kleine übertragen muß.

Und wenn die Hoffnung sich erfüllt, wenn sein Können gewürdigt und von geistigem und

materiellem Erfolg begleitet sein wird — dann wird ihr jahrelanges Ausharren belohnt werden, dann kann er sein Wort, das er ihr in jener herrlichen, unvergeßlichen Stunde gegeben, einlösen und sie zum Altar führen.

„Armut ist der Tod der Liebe.“

Es ist etwas Wahres an diesem Sprichwort. Die Sorge ums tägliche Brot verstimmt den Mann, verbittert die Frau, und so kommt es, daß über kurz oder lang die Liebe schwindet und ein Teil den andern nur als Last empfindet, die den Kampf mit dem Leben bis zur Unmöglichkeit erschwert.

Darum haben sie gewartet, acht lange Jahre, bis das Werk, von dem sie sich so viel versprochen, vollendet war.

Die erste Jugend war freilich dahin.

Aus dem schwärmerischen Jüngling, der viel mehr Lust zum Schriftsteller als zum Schullehrer hatte, war ein ernster Mann geworden, der seiner Neigung eine praktische Wendung gegeben und sein Talent in einem geschichtlichen Werke verwertet hatte.

Sie selbst hatte sich nicht verändert.

Ruhig, ernst war sie immer gewesen, und das hatte ihn angezogen. Dem unreifen Jüngling hatte das ernste Mädchen, das immer genau wußte, was es wollte, imponiert. Er hatte in ihr das Ideal, das ihm in seinen

Träumen vorgeschwebt, verkörpert gefunden, und es war ihm wie ein unfassbares Glück erschienen, als sie auf seine schüchterne Werbung mit einem freudigen, klaren „Ja“ geantwortet hatte.

Und sie? Wie gern, wie unendlich gern hatte sie dieses „Ja“ gesagt. Er bot ihr das, wonach sich die früh Verwaiste stets gesehnt hatte, er bot ihr Liebe.

Und sie liebte ihn. Liebte ihn mit dem Heißhunger eines Menschen, der ein ganzes Leben nach Liebe gedarbt. Anfänglich mit der warmen, poetischen Liebe, die etwas Mütterliches an sich hatte; allmählich in demselben Maße, als er sich änderte, als aus dem schwärmenden Jüngling ein ernster, fast zu ernster Mann wurde, änderte sich die Art ihrer Liebe. Demütig, wie er einst zu ihr aufgesehen, blickte sie jetzt zu ihm empor, gern bereit sich ihm anzupassen, sich in seine Eigenart zu fügen.

„Meine Frau soll nicht nur meine Geliebte, sie soll meine Freundin, mein treuer Kamerad sein,“ hatte er einstens gesagt, und sie hatte sich darnach gerichtet.

Nie war sie wie andre Mädchen launenhaft gewesen, niemals hatten sie einen, wenn auch noch so kleinen Wortwechsel gehabt; war eine Meinungsdivergenz vorhanden, so hatte sie es ihm ruhig, sachlich vorgelegt, und sie hatten sich immer in Frieden verständigt.

Oft war es ihr, als müßte sie ihr Glück hinausjubeln in alle Welt, als müßte sie die ruhige Gleichmäßigkeit fortschleudern und sich in toller Ausgelassenheit an seinen Hals hängen, ihn mit ihren Küffen ersticken. Wenn sie aber in sein ernstes, ruhiges Anlitz blickte, wenn sie sich an seine Worte erinnerte, an das, was er in ihr finden wollte, da verslog im Nu der ausgelassene Jubel, um einer stillen Glückseligkeit Platz zu machen. Ja, sie wollte ihm das sein, was er verlangte, seine Freundin, sein treuer Kamerad.

Und du armes, thörichtes, rebellisches Herz, gibst dich zufrieden mit dem, was dir beschieden ist. Eines schickt sich nicht für alle, begnüge dich mit deinem ruhigen, gleichmäßigen Glück, solch wilde, überschwängliche Liebeseligkeit paßt wohl für junge, heitere Menschenkinder, aber nicht für ein alterndes Mädchen.

## II.

Ruhig plaudernd saßen sie beisammen.

Er hatte ihre Arbeit nachgesehen und ihr dankend einen Kuß auf die Stirn gegeben.

„Ich war gestern bei meinem Freunde Paul — erinnerst du dich seiner noch? Paul Körner, der lustige übermütige Junge“ — sagte er und strich sich mit der Hand über die Stirn — „er hat mir seine Verlobungsanzeige geschickt, da mußte ich ihn doch schließlich Weise auffuchen, um zu gratulieren. Ich traf ihn auf der Treppe und — sans gêne — wie es seine Art so ist, nahm er mich mit zu seiner Braut. Stellt mich dort als seinen besten Freund vor — haha — sein bester Freund — wir haben uns fünf Jahre lang nicht gesehen. Fünf Jahre, eine lange, lange Zeit!“

„Nun, und wie findest du seine Braut?“ fragte sie, als er schwieg und nachdenklich vor sich hinstarrte.

Ein sonniges Lächeln übersog seine Züge.

„Ich sag' dir — der Mensch hat ein unbändiges Glück. Nicht daß sie so überaus schön oder reich wäre, aber einen Humor besitzt die Kleine, eine Lebendigkeit, die ist Goldes wert. Wie sie ihm entgegenstürzte, als sie seinen Schritt vernommen: ‚Du Einz'ger, du Lieber, du Süßer ich hab dich so unendlich lieb‘ — jauchzte sie, unbekümmert darum, daß ich, ein Fremder, dabei stand. Und dann bei Tische — wir tranken Wein — da hättest du sie sehen sollen. Jede Miene, jede Bewegung atmete jauchzendes Liebesglück. Sie hob das Glas und — ‚vive l'amour‘, rief sie, ‚es lebe die Liebe‘, und dann fiel sie ihm um den Hals und lachte und weinte in einem Atem. Ich sage dir, mir ist förmlich warm dabei ums Herz geworden; so eine echte, frische, natürliche Liebe. Wir Männer, die wir einem ernstesten Verufe nachgehen, wir brauchen so etwas, so einen kleinen, lustigen Kobold, der uns die Sorgenfalten von der Stirne küßt und die Unannehmlichkeiten des Lebens vergessen macht.“

Er war aufgestanden und ging erregt auf und ab. Erstaunt blickte sie zu ihm auf; so hatte sie ihn noch nie gesehen.

Seine Augen hatten einen eigentümlichen, sehnsüchtigen Glanz bekommen, seine Lippen waren halb geöffnet, als ob ihn dürstete.

Ein Schauer überließ sie. Also auch ihm genügte „diese“ Liebe nicht; auch er sehnte sich nach jener Seligkeit, die sie immer nur in Gedanken empfunden. Sie waren nebeneinander hergegangen lange Jahre und hatten sich bei aller Gleichheit der Charaktere nicht verstanden, beide von derselben Sehnsucht verzehrt, hatten es nicht gewagt, ihre Gefühle zu offenbaren, aus Furcht, kein Verständnis zu finden. Wie viel, wie unendlich viel hatten sie beide verloren.

Seine Stimme riß sie aus ihren Gedanken. „Du mußt mich für kurze Zeit entschuldigen,“ sagte er und griff nach Hut und Stock, „aber ich bin heute bei den Leuten zu Mittag gebeten; ich wurde so herzlich eingeladen, daß ich unmöglich ablehnen konnte. Also leb' wohl, sei einstweilen hübsch fleißig, ich komme bald wieder.“

Ein Händedruck, ein Kuß auf die Stirn, und fort war er.

### III.

Sie blickte ihm lange nach.

„Wir Männer brauchen das,“ flüsterte sie wie geistesabwesend, „so einen kleinen, lustigen Kobold, der uns die Sorgen vergessen macht.“ Sie lachte hart auf.

„Also nicht mehr eine Freundin, keinen Kameraden, nur einen lustigen Kobold. — Und jetzt erst fällt ihm das ein, jetzt erst, nachdem ich lange Jahre meine Gefühle unterdrückt, jetzt, wo der Zwang zur zweiten Natur geworden.“

Sie blickte nachdenklich vor sich hin.

„Du Einziger, du Lieber, du Süßer,“ sagte sie leise — „ja, das kann ich auch, das habe ich oft gesagt, aber du warst nicht da, du hast es nicht gehört, ich hab' mich nicht getraut, es dir zu sagen, ich hatte viel zu viel Respekt vor dir, und da hat halt die Liebe schweigen müssen. Aber jetzt werde ich's dir sagen, jetzt wo ich weiß, daß du dich ebenso darnach sehnst, wie ich, jetzt sollst du's hören immer und immer wieder!“

Sie streckte die Arme sehnsüchtig aus.

„Du Einz'ger, du Lieber, du Süßer, wie lieb' ich dich!“ rief sie, zuerst jauchzend, überselig, dann immer ernster, leiser — — die letzten Worte klangen feierlich wie ein Gebet.

Die ausgestreckten Arme sanken herab, unwillkürlich falteten sich die Hände, schwer sank das Haupt auf die Brust.

„Ich kann's nicht mehr,“ stöhnte sie, „ich kann's ihm nicht mehr sagen, wie lieb ich ihn hab!“ — — — — —

So stand sie lange, lange.

Heller Sonnenglanz lag überall. Die süße, warme Frühlingsluft strömte zum Fenster herein und spielte mit allem, was sie erhaschen konnte. Sie fuhr unter die losen Blätter des Manuskripts, daß sie raschelnd aufstiegen, und spielte mit den krausen Locken an der Stirn des träumenden Mädchens. Ein breiter Sonnenstrahl fiel ins Zimmer und erfüllte es mit seinem goldigen Glanze. Die Sonnenstäubchen tanzten in lustigem Rhythmus, alles lebte und webte, — doch dem armen Mädchen, das noch immer mit gefalteten Händen und gesenktem Haupte stand, war es, als lege man ihre Liebe in den Sarg.

Er wird jetzt öfters zu seinem Freunde gehen, wird das sonnige, lachende Glück der beiden sehen, wird er da nicht Vergleiche stellen? Er wird sich immer mehr nach jener Liebe sehnen, und sie kann ihm die nicht mehr bieten. Sie hat sie zu lange unterdrücken müssen, jetzt ist es zu spät, das Glück ist dahin, die Liebe ist tot.

„Nein, nein,“ schrie sie angstvoll auf, „meine Liebe ist nicht erstorben, meine Liebe lebt — wie ging es nur? der Toast, den sie ausgebracht? jetzt weiß ich's: 'vive l'amour', es lebe die Liebe“.

Sie nahm ein Glas in die Hand und stellte sich vor den großen Ankleidespiegel.

„Jede Bewegung, jede Miene atmete jauchzendes Liebesglück,“ wiederholte sie mechanisch die Worte, die er vorher gesprochen.

Weit vorgeneigt stand die schlanke und doch voll entwickelte Gestalt im grauen, einfachen Hauskleide vor dem Spiegel und blickte mit weit aufgerissenen Augen hinein.

Nein, dieses verstörte Antlitz paßt zu einem solchen Trinkspruch nicht.

„Dazu muß man lachen, lustig sein,“ murmelte sie. „Warum lacht ihr nicht, ihr ernstesten Augen? Ihr müßt blitzen und funkeln, jeder Blick wie ein Liebespfeil, lache doch, du herbe geschlossener Mund, wölbt euch zum



Auß, ihr Lippen, zeigt, daß auch ihr lieben und küssen könnt — so — und hebt das Glas erhoben: vive l'amour! Es lebe die Liebe!"

Das Glas hoch erhoben, den Oberkörper etwas zurückgebogen, so stand sie da und blickte angstvoll in das verzerrte Antlitz, das ihr aus dem Spiegel entgegenstarrte.

"Vive l'amour" murmelten die blassen, zuckenden Lippen, "vive l'amour" — und Thräne um Thräne rann über die bleichen Wangen.

Da löste sich die krampfartige Verzweiflung, die sie bisher gefangen gehalten, klirrend fiel das Glas zu Boden, daß es in tausend Scherben zersplitterte.

"Mein Glück ist tot," schrie sie qualvoll auf.

Wild ausschlagend warf sie sich auf das Bett, den Kopf in die Kissen hineinwühlend.

So lag sie lange, lange Zeit. Dann stand sie auf.

Ihr Entschluß war gefaßt. Sie wußte, was sie zu thun hatte. Ihr Glück war gestorben, um nie wieder zu erstehen. Aber er sollte noch glücklich werden, er sollte die Liebe finden, nach der er sich sehnte und die sie ihm nicht mehr bieten konnte.

Sie hatte ihre Liebe begraben.

Und draußen war heller, lachender Sonnenschein.



## Nochmals Maria von Jever.

Die geehrte Redaktion gestattet es mir, dieser Fürstin abermals zu gedenken, um einiger lokalhistorischer Vorgeleien willen, die Gräfin Bülow mir hoffentlich verzeihen wird.

Der Lehnbrief, auf welchen die Eltfena Anspruch erhoben, wurde von den jeverschen Häuptlingen stets bestritten und als ein erschlicher bezeichnet. Auch Maria glaubte an seine Unrechtmäßigkeit, dafür spricht, daß der Häuptling Ulrich von Greetshyl ihn lange Zeit geheim hielt, und seine Erhebung zum Reichsgrafen von Ostfriesland gleichfalls anfangs unterdrückte. Jever und andere Gebiete wurden im Lehnbrief nur als Zubehörungen aufgeführt, welche fürbass zu vereinigen seien.<sup>1)</sup>

Das Heiratsabkommen zwischen Edzard und den jeverschen Fräulein war geeignet, selbst in jener Zeit Aufsehen zu erregen, da Edzard, falls seine Söhne nach den festgesetzten sieben Jahren nicht mehr ehefähig seien, selbst eines der dann noch lebenden Fräulein heiraten wollte, nach dem Altersgrad.

Sicherlich, Maria war kein Charakter im Sinne der heiligen Elisabeth, sondern Abkömmling eines harten, gewaltthätigen, weder Not noch Tod scheuenden Geschlechtes. Man zeigt noch das Fenster, von dem aus sie dem Wassertode der ver-

meintlichen Herren zuschaute, wie es heißt. Sie hatte die Rechtsbegriffe ihrer Zeit, auch den Unterthanen gegenüber, die sie ihres grünen Hodes beraubte, d. h. ihrer Grundstücke, wenn es ihr so gefiel. Auch war sie eine lebensvolle Natur, und hat sich z. B. in Gent während kurzer diplomatischer Verhandlungen in vollem Maße an den derzeit üblichen starken Gastereien beteiligt.

Aber wie sie in Oldenburg-Jever auf den Schild erhoben wurde, so ist sie von ostfriesischer Seite systematisch verleumdet und angefeindet worden, daß Herquet Marie nicht günstig gesinnt ist, weiß man. Seine Behauptungen sind von oldenburgisch-jeverscher Seite oft angefochten und sogar widerlegt worden. Ihr Volk handelte mit seinem, richtigen Instinkt, als es sich an ihre Verdienste hielt, und anderes untergehen ließ.

Bopung! von Oldersum steht im Lichte der Jeverschen Geschichte durchaus nicht als ein strupeloser Gewaltmensch da. Man rühmte seine Rechtsschaffenheit und Wiederkeit. Als Grund seines Übertritts giebt man in Jever seine Entrüstung über das wortbrüchige Austreten des Grafen Enno gegen Marie an. Derselbe soll die ihr ausgesetzte Abfindungssumme nicht ausgezahlt haben. So sendete er, als er die ostfriesische Besatzung entließ, dem Grafen einen Absagebrief, was damals wohl als

<sup>1)</sup> Halem, Oldenburgische Chronik, Bd. I, pag. 243.



genügend galt, um einen Dienst mit dem anderen zu vertauschen. Natürlich durfte er hoffen, Mariens Gatte zu werden und ehrgeizige Wünsche zu befriedigen. Der Graf hatte aber zunächst mit dem Einziehen seiner Güter und dem Verluste seiner Ständerechte geantwortet. Um Herr von Jever zu werden, dazu bedurfte es jedoch seiner Rehabilitierung, und Marie konnte diese bei dem Grafen nicht beantragen, und den Brüdern gelang es nicht. Jahre verstrichen, bis Mariens Vetter, Balthasar von Esens, welcher als Störenfried im Volksliede fortlebt, unerwartet in Jever einfiel, um Marie wegen des unziemlichen Verhältnisses zu Böhungk zu bestrafen, wie er verkündete. Marie erkannte, daß es jetzt nur noch galt, sich Böhungk zu vermählen oder sich von ihm zu trennen. Sie schloß mit dem grade schwer bedrängten Enno einen Vertrag ab und nahm die ihr überlassenen Landesherrschaft selbst bei Fadeltschein noch in Eid und Pflicht. Enno setzte Böhungk in alle Rechte wieder ein, und sie verpflichtete sich, ihren Leibeserben oder ihren Nachfolger mit einem Abkömmling des Grafen zu vermählen. Böhungk verhandelte inzwischen mit den Bremern, Balthasars Erbfeinden. Nicht lange darauf fiel er in der Fehde, „von Gott an einen besseren Platz gerufen, daß auf Erden seines Bleibens nicht mehr war“, wie es in Kemmers Annalen heißt. So dürfte das ungefähre Ergebnis exakter historischer Erforschung lauten.<sup>1)</sup> Angenommen, Marie wäre Mutter eines illegitimen Kindes gewesen, dann ist anzunehmen, daß ihre zahlreichen Feinde es nicht verschwiegen hätten, die Chronisten würden es mit der damals üblichen Offenherzigkeit in solchen Dingen erwähnt haben, und sie selbst würde ihm ein mehr oder weniger bedingtes Erbrecht zugestanden haben. Ich kenne hierfür keine Anhaltspunkte, obwohl ich in die Landesgeschichte ziemlich eingedrungen bin.

Daß Enno ihre Waise, Anna von Oldenburg, heiratete, dürfte sehr realpolitische Gründe gehabt haben. Anna hatte vor Marie äußere Vorzüge voraus, sie galt als schön und hochgebildet, auch war sie als Gräfin von Oldenburg eine bessere Partie, wie das Erbfräulein von Jever, und schließlich durfte Enno hoffen, mit dieser auch ohne Heirat fertig zu werden, wenn er den oldenburgischen Vettern das Land „buten der Jade“ für Jever frei-

gab, was denn auch geschah. Als Anna später Regentin von Ostfriesland und Vormünderin ihrer Söhne war, machte sie den Östringfelder Vertrag, das obige Abkommen, ohne Mariens Vorwissen bei dem Reichskammergerichte in Speier geltend. Dadurch wurde bei jener die alte Abneigung gegen die Cirlsena abermals wachgerufen. Später, kurz vor ihrem Ende, war sie noch genötigt, sich mit einer Leibwache zu umgeben, weil die Grafen, Annas Söhne, einen Vogt bestechen wollten, ihnen die Burg in die Hände zu spielen. Sie verlegten dem Grafen Johann, Mariens erwähltem Erben, den Weg nach Jever, daß dieser den Besuch bei seiner Mutter ein halbes Jahr verschieben mußte. An Mariens Sterbelager hat derselbe auch nicht gestanden, sondern weilte in Oldenburg. Sie ist, nach anderen Angaben, in aller Stille beigesetzt worden. Als vor wenigen Jahren Edo Wiemken's (nicht Wimken) Denkmal unter der Regierung des letzten Großherzogs von Oldenburg restauriert wurde, fehlte es an Anhaltspunkten, wo und wie Marie von Jever bestattet sei. Eine Flechte rotblonden Haares, die man bei den danach angestellten Nachforschungen entdeckte, ließ allein schließen, daß auch sie unter dem Denkmal ruhe.

Jever ging nicht 1793, sondern 1667 als Allodialerbe an Anhalt-Zerbst über, wo die Schwester des letzten Grafen von Oldenburg residierte, die Fürstin Magdalena. Catharina II. war 1793 bereits 62—63 Jahre alt. Sollte deren Mutter, drei Jahre vor Katharinas Tode, noch geneigt oder fähig gewesen sein, die Regentschaft eines so abgelegenen Landesteiles zu übernehmen? Sie hat bekanntlich die Tochter zur Brautschau nach Rußland begleitet und wurde schon bald darauf wieder abgeschoben, indessen Katharina zurückblieb. Irre ich nicht, so ist in deren Memoiren zu lesen, daß die Mutter kurz darauf starb. Katharina hat sich auf der Fahrt nach Rußland eine Nacht oder länger im jeverschen Schlosse aufgehalten. Ihr Bild hält die Erinnerung daran fest; ohne die Zugehörigkeit des Landes zu Anhalt-Zerbst wäre sie kaum dahin gelangt, nach dem abgelegenen, schwer zu erreichenden Erbsitz einen Abstecker zu machen.

. Im übrigen — ich habe mich gefreut, daß man Maria von Jever auch in der „Frau“ eine so kraftvolle und objektive Schilderung gewidmet hat.

Ann Gröning, Oldenburg.

<sup>1)</sup> Lehmann, die Thaler und Münzen des Fräulein Maria von Jever, Erbherren etc., Wiesbaden 1887.





Es kamen auf je 100 männliche Bestrafte für

Schlerei . . . . .	50	bestrafte Frauen
Meineid . . . . .	45	" "
einfachen Diebstahl . . . . .	36	" "
Totschlag . . . . .	32	" "
Brandstiftung . . . . .	27	" "
Mord . . . . .	23	" "
Unterschlagung . . . . .	20	" "
Erpressung . . . . .	20	" "
Betrug . . . . .	19	" "
Urkundenfälschung . . . . .	19	" "
schweren Diebstahl . . . . .	12	" "
Hausfriedensbruch . . . . .	12	" "
einfache Körperverletzung . . . . .	11	" "
gefährliche Körperverletzung . . . . .	7	" "
Raub und gewaltsame Er- pressung . . . . .	2	" "

Nur bei einem einzigen Delikt haben die Frauen das Übergewicht: auf 100 wegen Rupperei bestrafte Männern werden 165 Weiber gezählt.

\* Die Errichtung eines Mädchen-Realgymnasiums in Berlin ist nach Mitteilungen des Stadtschulrats Gerstenberg im Oranienburger-Thor-Bezirksverein in Aussicht genommen, als der empfehlenswerteste Weg der Vorbildung für das Universitätsstudium, speziell das dabei besonders in Betracht kommende medizinische Studium. Hinsichtlich der Lehrverfassung der neuen Schule wird an das sogenannte Reformsystem gedacht. Die neue Lehranstalt würde wahrscheinlich im Norden der Stadt errichtet werden. Ferner sprach der Vortragende den Wunsch nach Realschulen für Mädchen aus, die an die Gemeindeschulen anknüpfend, besonders für den kaufmännischen Beruf vorbereiten müßten.

\* Frauenstudium in Italien. Vom Jahre 1877, also dem Folgejahre der Freigabe sämtlicher italienischer Universitäten an die studierenden Frauen, bis 1900 haben im ganzen 257 Frauen die Laurea d. h. das Doktorexamen, bestanden, und zwar 140 in Sprachen und Geschichte, 37 in Philosophie, 20 in Mathematik, 30 in Physik, Chemie und Naturwissenschaften, sowie endlich 24 in Medizin und Chirurgie und 6 in Jurisprudenz.

Wie stark das Frauenstudium mit den Jahren zunimmt, erhellt zur Genüge daraus, daß, während in den ersten Jahren nach der offiziellen Zulassung der Frauen nur wenige von der Erlaubnis Gebrauch machten, die Zahl der Studentinnen im Jahre 1893 bereits 98 betrug, im Jahr 1900 aber 250 überstieg.

Die hier durch die neueste offizielle Relation des italienischen Kultusministers veröffentlichten Zahlen bieten uns ein recht erfreuliches Bild, zumal

da man eben bedenken muß, daß Italien im Vergleich zu Deutschland bloß den halben Teil an Bevölkerung ausmacht und weiterhin, daß die studierenden Frauen Italiens fast alles Landeskinder sind, während bei uns ja bekanntlich beinahe die Hälfte der Studentinnen aus dem Auslande kommt. —

Die klassischen und technischen Schulen Italiens waren 1900 von 5513 Schülerinnen besucht, von denen allein 3900 auf die technischen und Gewerbeschulen entfielen.

„Es ist also,“ sagt die offizielle Relation mit Recht, „eine starke und zahlreiche Phalanx an Frauen vorhanden, welche vorwärts schreitet und sich darauf vorbereitet, sich sowohl auf ökonomischem als auch auf sozialem Gebiet kämpferisch zu bewerten.“

Dr. Robert Michels.

\* Ein Antrag auf Zulassung der Doktorinnen der Jurisprudenz zur Advokatur ist in der Sitzung der italienischen Kammer vom 19. April gestellt worden. Der Abgeordnete Socci verteidigte und begründete seinen Antrag mit vieler Wärme und großem Geschick. Er führte an, daß die Frau jetzt aus dem engen Kreis des häuslichen Schaffens endlich heraustreten müsse, um, frei von veralteten Vorurteilen, an allen Zweigen des öffentlichen und sozialen Lebens teilzunehmen. Man dürfe nicht mehr der Hälfte der Menschheit untersagen, ihre Tätigkeit dort geltend zu machen, wo es ihren Kräften und Fähigkeiten am besten entspreche und zusage. Die rohe Muskelkraft habe kein Recht mehr darauf, der Gesellschaft so viele soziale Werte, deren Anwendung der gesamten Welt zu Gute kommen würde, vorzuenthalten. Der Antrag, den er stelle, sei als erster Schritt zu einer ganzen Reihe von Reformen anzusehn, welche daraufhin zielen müßten, verkannten und zu Boden getretenen Menschenrechten Anerkennung zu verschaffen. Socci schloß seine Rede mit den Worten: „Es gilt ein Werk der Gerechtigkeit und Menschlichkeit!“ — Der Redner erntete reichen Beifall. Er ist der Unterstützung der gesamten Linken und des Centrums gewiß. Der Justizminister Cocco-Ortu, Sizilianer und Parteigenosse des Ministerpräsidenten Zanardelli, gab die Erklärung, daß von seiner Seite einem solchen Gesetz nichts im Wege stehen würde. Die Kammer beschloß darauf mit großer Mehrheit, den Gesetzentwurf auf die Tagesordnung setzen zu wollen. — Es ist also die größte Wahrscheinlichkeit vorhanden, daß auch in Italien — wie bereits in Frankreich und Amerika — die Frau die logische Konsequenz des ihr bereits seit langen Jahren gestatteten juristischen Studiums ziehen kann.

Dr. R. Michels.

\* Ein Bund österreichischer Frauenvereine ist am 5. Mai in Wien gegründet worden. Der vor allem auf die unermüdlige Arbeit von Frau Marianne Hainisch zurückzuführenden, durch nationale Gegensätze in Österreich besonders erschwerten Organisation traten 19 Vereine aus Wien, Prag und Brünn bei. Als Arbeitsgebiete wählte der neue Verband: Gründung von Haushaltungsschulen, Einführung obligaten Fortbildungsunterrichtes für weibliche Lehrlinge, Einfluß auf die Waisen-, Armen- und Krankenpflege und die weibliche Vormundschaft. Da Frau Marianne Hainisch die Wahl zur Präsidentin ablehnen mußte, wählte man vorläufig nur 3 Vizepräsidentinnen: Frau Marianne Hainisch, Frau Rosa Mayreder und Frau Professor Sturm.

\* Die Verwendung der Frauen im Telegraphendienst in Schweden zurückzubringen, war der Zweck eines Antrags, mit dem sich der schwedische Reichstag jüngst zu beschäftigen hatte. Die Regierung hatte unter Zustimmung des Ausschusses vorgeschlagen, eine Anzahl der jetzt von Telegraphistinnen geleiteten Telegraphenstationen letzter Ordnung statt dessen mit Männern zu besetzen, unter der Begründung, daß die weiblichen Vorsteherinnen ihre Stellung weder geistig noch körperlich auszufüllen im Stande seien. Indessen wurde dieser Standpunkt von der Mehrheit des Reichstages nicht geteilt; die Abstimmung ergab in der ersten Kammer Stimmengleichheit; die zweite Kammer lehnte den Vorschlag mit 143 gegen 73 Stimmen ab. Dieses günstige Resultat ist um so wichtiger, als dem Antrag eine Strömung zu Grunde lag, die darauf ausgeht, die Frauen allmählich aus dem Verwaltungsdienst überhaupt zu entfernen.

\* Zur Lage der Arbeiterinnen im Staate New-York. Der kürzlich erschienene 18. Jahresbericht des arbeitsstatistischen Amtes von New-York giebt die Zahl der Arbeiterorganisationen auf 1636 mit 245381 Mitgliedern an, von denen 11828 Frauen sind. Die Lohnstatistik stellt einen auffallenden Unterschied zwischen den Löhnen der Männer und Frauen fest: während nahezu zwei Drittel der Männer im Quartalsdurchschnitt wenigstens 150 \$, also etwa 2 \$ pro Tag verdienen, erreichen von den weiblichen Arbeitern kaum 15 Prozent diese Lohnhöhe.

\* Nach dem eben veröffentlichten Bericht des Preßkomitees des internationalen Frauen-

bundes haben die zahlreich abgehaltenen Frauentage in den Vereinigten Staaten wiederum starken Besuch und reges Interesse der Zuhörer zu verzeichnen. Im Vordergrund stand die Sitzung des alle 3 Jahre tagenden National Council, auf der u. a. die weltbekannte Präsidentin des Roten Kreuzes Clara Barton sprach. Einen weiteren Schritt zur Stimmrechtspropaganda that die Allgemeine Amerikanische Frauenstimmrechts-Gesellschaft, indem sie in ihrer letzten großen Versammlung ein internationales Komitee mit der 82jähr. Vorkämpferin Susan B. Anthony an der Spitze wählte, um die Bildung einer Internationalen Stimmrechts-Vereinigung gelegentlich der in Berlin 1904 abzuhaltenden Internationalen Frauenversammlung vorzubereiten. Bedeutsame Resolutionen faßte der nationale Frauenbund für Großbritannien und Irland, und zwar sowohl in bezug auf die Zulassung der Frauen zum Londoner Stadtrat als auch in bezug auf die Notwendigkeit der Anstellung von Frauen als Polizeimatronen und Aufseherinnen, ferner in bezug auf die Zulassung von Frauen zu den beabsichtigten neuen Schulämtern, in bezug auf die änderungsbedürftig gefundenen Gesetze für trunksüchtige Frauen, bessere Ausbildung und Überwachung der Hebammen, Kinderarbeit u. s. w. Die Nationalverbände der Schweiz, Hollands, Dänemarks und Argentiniens berichteten über die allgemeinen Fortschritte der Frauenfrage in den betreffenden Ländern. Die Vorsitzende des holländischen Preßkomitees berichtet über die Errichtung einer Auskunftsstelle des Nationalbundes für Frauenarbeit im Haag, eines Heims für Lehrerinnen und Studentinnen in Amsterdam und eines solchen für Dienstmädchen und Arbeiterinnen, letzteres geschaffen von der „Union Internationale des Amies de la Jeune Fille“. Der holländische Frauenbund hat Agitationen eingeleitet zu Gunsten besserer Bezahlung und Arbeitsbedingungen der Telephonistinnen, sowie betreffs Aufhebung der staatlichen Reglementierung der Prostitution u. s. w. Der dänische Frauenbund hat im Verein mit 28 Frauenvereinen dem Reichstag eine Petition unterbreitet betreffend die Einführung einer Krankengefessnovelle, derzufolge diejenigen privaten Krankenkassen, die ihren Mitgliedern über die Entbindungszeit hinweghelfen, vom Staate die Hälfte und von der Gemeinde ein Viertel der Auslagen zurückerhalten. Ferner ist dem Unterhause ein Kirchengesetzentwurf zugegangen, demzufolge Männer und Frauen über 25 Jahre das gleiche Kirchenwahlrecht bekommen sollen.





Oberin Hedwig von Schlichting begründen. Die Gründung verfolgt den Zweck, dem vielfach auf dem Gebiet der Krankenpflege eingetretenen Mangel an geeigneten Kräften zu begegnen und den Beruf der Krankenpflegerin so zu gestalten, daß auch gebildete Frauen ihn gerne als Lebensstellung erwählen. Die Verfasserin stützt sich dabei auf die guten Erfahrungen, die sie als langjährige Leiterin des Schwesternvereins der Hamburgischen Staatskrankenanstalten mit den von der Stadt Hamburg getroffenen günstigen Einrichtungen gemacht hat, und wünscht durch ihre Gründung der Gesamtheit der Pflegerinnen ähnliche Vorteile wie die von Hamburg gebotenen zu verschaffen.

Der erste Zweck des Vereins ist die Einrichtung einer genügenden Altersrente. Diese soll geschaffen werden durch eine vom Vorstand zu leistende Versicherung beim „Deutschen Alter“ auf Alters- und Invaliditätsrente. Die Versicherungs-Police bleibt unter allen Umständen Eigentum der Schwester, selbst im Fall des Ausscheidens aus dem Verein oder dem Beruf überhaupt.

Einen weiteren Vorteil hofft der Verein dadurch zu bieten, daß er den Mitgliedern die verschiedensten Arbeitsfelder nachzuweisen sucht, sodaß individuelle Neigung und Befähigung bei Wahl der Thätigkeit berücksichtigt werden kann.

Die Ausbildungszeit beträgt ein Jahr und schließt mit einer Prüfung ab. Der Verein liefert den Schülerinnen Dienstkleidung, Unterhalt und das Vereinsabzeichen; die ausgebildeten Schwestern erhalten daneben die schwarze Straßentracht. Als persönliche Vergütung erhalten: die Schülerin im 2. Halbjahr 60 M. für das Halbjahr, die Schwester im nächsten Jahre 240 M. für das Jahr, mit Steigerung bis zu 350 M. Im Erkrankungsfall ist freie ärztliche Behandlung und Pflege und fortlaufendes Gehalt für mindestens den ersten Monat vorgesehen. Nach einem Jahre erhält jede Schwester jährlich einen vierwöchentlichen Urlaub mit fortlaufendem Gehalt. Aufnahmebedingungen sind eine gute Schulbildung und körperliche Tüchtigkeit. In Betracht kommen Frauen und Mädchen der gebildeten Stände im Alter von 20 bis 35 Jahren. Die Aufnahme geschieht durch mündliche oder schriftliche Meldung unter Beifügung der Papiere an die Leiterin des Vereins unter der Adresse: Frau Oberin von Schlichting, Hamburg I, Große Theaterstraße 24. Die Vereinsgründung hofft die bereits ausgebildeten Schwestern zu einer nützbringenden Gemeinschaft zu verbinden, andererseits aber auch dem Pflegeberuf viele neue und gute Kräfte zuzuführen und dadurch zur Lösung der zur Zeit so brennenden Frage der Krankenpflege das Seinige beizutragen. Zur Erfüllung dieser Aufgabe zählt er auf Interesse und Förderung nicht nur bei Ärzten und Krankenhausverwaltungen, sondern auch in weiten Kreisen der Frauenwelt.

#### Der „Frauenberufs- und Ausbildungs Verein“ in Bremen

hat seine Arbeit in den eingeschlagenen Bahnen in ruhiger und befriedigender Weise fortgesetzt. Die Fortbildungsschule des Vereins giebt Frauen und Mädchen Gelegenheit, sich diejenigen Kenntnisse und Fertigkeiten anzueignen, die beim Eintritt in eine kaufmännische Erwerbsthätigkeit von besonderem

Wert sind. Die Nähschule umfaßt den Unterricht im Schneidern, Weißnähen, Maschinennähen und Putzmachen; in dem Kursus zur Ausbildung von Kindergärtnerinnen erhalten die jungen Mädchen praktische Ausbildung in Kindergärten sowie Unterricht in den Schulen des Vereins; in der kunstgewerblichen Zeichen- und Stichtasse liegt der Schwerpunkt augenblicklich in dem Zeichenunterricht, dessen grundlegende Wichtigkeit für alle kunstgewerblichen Arbeiten immer mehr erkannt wird. Die Kochschule und die „Bremser Küche“ vermitteln eine gründliche Ausbildung und stehen in gedeihlichster Entwicklung, ebenso die Abteilung: „Wäsche und Platte“. Die kaufmännische und gewerbliche Abteilung ist eine Vereinigung der im kaufmännischen Beruf stehenden jungen Mädchen zu geselligen Beisammensein, um durch Pflege von Musik, Veranstaltung von Vorträgen und durch die Bibliothek des Vereins sowohl Anregung wie Belehrung zu erhalten; auch besteht eine Turnstunde, die für die jungen Mädchen, die durch ihre Arbeit soviel auf geschlossene Räume angewiesen sind, äußerst nützlich ist. Der Verein unterhält ferner eine kaufmännisch-gewerbliche Stellenvermittlung und eine solche für Hausbeamtinnen, die sich beide erfreulich entwickeln. Der Verein veranstaltete zwei Samariterkurse, einen Cyklus von Vorträgen über Gesundheitspflege und über populäre Rechtskunde.

#### Der Frauenbildungsverein zu Halle a. S.,

der sich im März 1900 konstituiert hat, legt in seinem sechsten erschienenen ersten Bericht Rechenschaft ab über seine Thätigkeit in den Jahren 1900 und 1901. Darnach hat der Verein es sich angelegen sein lassen, in seinen wöchentlichen Versammlungen eine steigende Anzahl von Mitgliedern in zwangloser Weise über die Frauenfrage und alle mit ihr im Zusammenhang stehenden Gebiete zu orientieren. Ergänzend dazu wirkten eine Reihe öffentlicher Vorträge, aus denen die von Stadträten der Stadt Halle gehaltenen über Polizei-, Armen-, Bau- und Schulwesen der Stadt ihrer praktischen Bedeutung halber hier hervorgehoben seien. Die praktische Thätigkeit des Vereins bestand in der Errichtung einer Fortbildungsschule für schulentlassene Mädchen, die jedoch erst nach ihrer Umwandlung in kaufmännische Kurse Erfolg fand, eines Arbeitsnachweises für gebildete Frauen, ferner in Erteilung von Rechtsrat an unbemittelte Frauen, und in Bildung einer Gruppe für soziale Hilfsarbeit, die Mädchen und Frauen zu sozialer Arbeit zu erziehen sich vorsetzt, indem sie sich zu diesem Zweck an die gegebenen städtischen Wohlfahrtsseinrichtungen anschließt. Die Arbeiten dieser letzteren Gruppe wurden im November 1901 mit denen eines auf Anregung von Frau Bieber-Böhm neugegründeten Zweigvereins des Berliner Vereins „Jugendchutz“ verschmolzen. Auch beteiligte sich der Verein an verschiedenen Eingaben und reichte selbst beim Kultusministerium eine Petition zu Gunsten der Aufnahme von Mädchen in die Knabengymnasien ein. Der junge Verein hat demnach bereits alle Bahnen erfolgreichen Wirkens mutig beschritten und hofft seiner Arbeit trotz pekuniärer Schwierigkeiten auch in Zukunft treu zu bleiben. Erste Vorsitzende des Vereins ist Frä. Dr. phil. Agnes Gosche, Halle, Karlstraße 9.





hat es verstanden, auf Grund eingehender und sorgfältiger Fachstudien ein lebendiges Bild der Schule zu den verschiedenen Zeiten deutscher Geschichte zu entwerfen. Ein lebendiges Bild, das ohne zu viele Einzelheiten das Bezeichnende, Charakteristische durch konkrete Züge treffend wiederzugeben weiß. Niemals drängt das gelehrte Fachwissen, das der Darstellung zu Grunde liegt, sich langweilend oder in ästhetischem Sinne störend in den Vordergrund. Und doch steht man überall auf sicherem Boden. Eine reiche Fülle überaus interessanter Abbildungen übernimmt die Aufgabe der Veranschaulichung, wo das Wort nicht mehr ausreicht. Die Ausführung ist die bekannte vorzügliche des Diederichschen Verlags.

„Catarina“. Das Leben einer Färberstochter. Von Adalbert Meinhardt. Berlin 1902. (Concordia. Deutsche Verlagsanstalt). Adalbert Meinhardt hat, wie sie selbst am Schluß des Buches sagt, versucht, der heiligen Catarina Lebensgang „auf unsre unkirchliche und moderne Weise darzustellen“. Vielleicht giebt sie in dieser Fassung ihrer künstlerischen Aufgabe an dem Stoff den Schlüssel zu dem, was an dem Buch mißglückt ist, mißglücken mußte. Wer sich von vornherein vornimmt, eine historische Persönlichkeit aus einer andren als aus ihrer eigenen Zeit heraus zu verstehen und zu erklären, muß notwendig zu einer gewissen Uneinheitlichkeit kommen; zu Widersprüchen in der Persönlichkeit des Helden selbst, oder zwischen Helden und Milieu, oder zwischen historischer Tatsächlichkeit und künstlerischer Deutung. Diese Uneinheitlichkeit kennzeichnet das Buch von Adalbert Meinhardt. Es ist eine interessante Studie voll feiner psychologischer Beobachtungen und Zusammenhänge. Aber es fehlt ihm die Stimmung, das psychische Fluidum, das allein die einzelnen Teile zu einem lebendigen Ganzen einen kann. Dem Prophetenbewußtsein der Katharina, der schlafwandelnden Sicherheit ihres Handelns als eines göttlich geleiteten fehlt eine undefinierbare mystische Weichheit, durch die sie wirklich erscheinen würde. Sie wirkt konstruiert, automatenhaft. Und vollends die entscheidende Schlusswendung mit ihrer modernen Steptis zerstört das Ganze. Wer die feine künstlerische Begabung Adalbert Meinhardts aus ihren früheren Büchern kennt, wird sie trotz allem auch hier wiederfinden, und wer ein literar-kritisches Interesse an ihr hat, dem wird es besonders interessant sein zu verfolgen, wie sie einen Stoff verarbeitet, der „ihr nicht liegt“.

„Zweifelbig“, von Elisabeth Dauthendey. Verlegt bei Schuster und Loeffler. Berlin und Leipzig 1901. Elisabeth Dauthendey ist blaublütige Nietzscheanerin. Damit ist auch des neuen Romans Anfang, Mitte und Ende bezeichnet. Was die Verfasserin künstlerisch gefesselt, zur Gestaltung gezwungen hat, ist nicht etwas Individuelles, Konkretes, Persönliches; es ist etwas Gedankliches, Typisches: das Sieg- oder dornengekrönte Martyrium des Edelmannes in der stumpfen, niedrigen Masse, das will sie schildern. Dafür sucht sie die konkrete Einleidung, oder — was auf dasselbe herauskommt — das arbeitet sie stilisierend aus der Wirklichkeit heraus. Nach diesem Prinzip verteilt sie die Farben, Licht und Schatten. Alle Schönheit Himmels und der Erden trägt sie auf ihre

Heldin zusammen. Zu viel Schönheit. Das Zuviel ist dem Roman überhaupt zum Verhängnis geworden. Das Suchen nach starken, reichen Ausdrucksmitteln giebt dem inneren Leben der Dichtung etwas Übertriebenes, Forciertes und der Sprache etwas Überladenes. Das wird an einzelnen Stellen geradezu zur Geschmacklosigkeit und zum Schwulst. Auf der anderen Seite liegt eine gewisse Eintönigkeit in dieser lückenlosen Ausstattung jedes Dinges mit einer Reihe von Eigenschaftswörtern. „Unter der Hand des tiefen Sehers aber öffneten sie neue geheimnisvolle Gänge zu dem einsamen fernabliegenden Abhthon der Seele, wo in leisem gebrochenen Licht die zartesten Schwingungen des Willens ihren Anfang nehmen“ — ein solcher Satz ist typisch für die Darstellungsweise des Ganzen. Sicher ist diese mehr als verschwenderische Verwendung von Ausdrucksmitteln, zu der eine reiche Phantasie und eine schöne, starke Veranlagung zu bildlichem Ausdruck die Verfasserin verleiten, eine künstlerische Unreife, die überwunden werden kann. Sie steht beim Schaffen zu stark unter dem Bann des einen Zuges, den sie herausarbeiten will, und verliert über der Arbeit an diesem einen Zug die Maßverhältnisse. Könnte Elisabeth Dauthendey den Weg zum Schlichten, Einfachen, Gesunden finden, so würde sie etwas schaffen. Denn sie hat ein feines Fühlen und ein helles Auge, und wer so die Schönheit sucht und erlebt wie sie, der sollte sie finden können. Aber dazu gehörte die künstlerische Selbsterziehung, die Konrad Ferdinand Meyer einmal als Prinzip seines Kunstschaffens in dem kurzen Wort aussprach: Reif sein ist alles.

Herbst. Gedichte von Miriam Ed. Verlegt bei Schuster & Loeffler, Berlin und Leipzig 1901. Nach zwei Richtungen hin kennzeichnet sich diese Gedichtsammlung als zur „modernen Lyrik“ gehörig. Die Grundempfindung, von der sie getragen ist, ist kampfesfroher Jugenddrang und Kraftgefühl, wie es — den Sturm zum Symbol nehmend — vielfach auf Schwingen von Sturmliedern durch die Lyrik unserer Jüngsten hallt; und seine Rehrseite, die weltflüchtige Kampfesmüdigkeit, die schmerzliche Resignation und die große, sonnenwärts strebende unerfüllte Sehnsucht.

Unter einem dritten Natursymbol sucht Miriam Ed diese Doppeltimmung zu vereinen:

Ich aber lob mir den einsamen Mann,  
Der das Gleisende faßt, der mit starker Faust  
Das Hohle schlägt mit furchtbarem Bann,  
Der den Lügen die Krone vom Kopfe zaust,  
Der seinen gepanzerten Finger erhoben  
Und reine Gedanken gebietet und giebt,  
Mit juckender Lippe deutet nach oben  
Wo man nicht sundigt, wenn man liebt.

Nicht viele werden es raten, daß mit dieser Personifikation der Herbst gemeint ist. Die Wahl dieses neuen Symbols ist zugleich eine Absage an den Lenz, das Ideal einer alten Generation: „Der Lenz, der holde, drängt und fordert — Der Lenz betrügt, raubt, mordet, stiehlt!“ Und wer etwa Widerspruch erheben möchte gegen diese unberechtigte Diskreditierung des Lenzes, den werden die Verse, in die sie gebracht ist, gewiß nicht veröfhnlicher stimmen. Die folgenden „Sturmlieder“ zeigen dann jedoch, daß der Dichterin allerdings starke Töne zu Gebote stehen für „das prasselnde Lied der Zerstörung“ und ein Schwung der Phän-























war ihr der Ausgangspunkt für die Heranbildung der Persönlichkeit, ohne die sie sich einen erfolgreichen Kampf um die Bürgerrechte der Frau nicht denken konnte. Und es ist wunderbar, wie sie mitzuschreiten verstand, als im Laufe der modernen Entwicklung diese „Stellung der Frau zur Arbeit der Menschheit“ immer konkretere Gestalt gewann. Hatte sie in einer ihrer ersten Programmreden im Jahre 1868 aus der „großen Errungenschaft des Jahrhunderts: der persönlichen Geltung des persönlichen Werts“ noch ganz im Schillerschen Sinne für die Frau „das Recht einer sittlichen Lebensbestimmung“ abgeleitet, hatte sie den praktischen Ausdruck dieses Rechts zunächst in der freien Berufswahl gesucht, so verstand sie doch auch, ihre Forderung den neuen Gesichtspunkten der wirtschaftlichen Entwicklung, des sozialpolitischen Denkens anzupassen, die neuen Aufgaben, die die Zeit in rascher Folge entrollte, dem alten Programm einzufügen. Denn das Prinzip dieses Programms blieb immer das gleiche: alle Rechte, die für die Frau erstrebt und errungen werden, können nur dann ihr und der Kultur zum Segen gereichen, wenn sie imstande ist, sie zur Entfaltung ihrer Eigenart zu verwerten, sie im Bewußtsein ihrer vollen sittlichen Verantwortlichkeit für die Allgemeinheit zu gebrauchen.

Ob in dem großen Werdegang der Menschheit dies oder jenes äußere Recht etwas früher oder später erreicht wurde, erschien ihr weit weniger wichtig als die Frage, ob dieses Recht innerlich gefestigte Persönlichkeiten vorfände, und ihr erstes und wärmstes Interesse hat daher immer den Bildungsfragen gegolten. Und wenn es ihr auch zuweilen eine schmerzliche Enttäuschung bereitete, zu sehen, daß die neuen Bildungsgelegenheiten nicht immer die vollwertigen Persönlichkeiten erzogen, auf die sie gehofft hatte, so machte sie das an der endgiltigen Wirkung tieferer geistiger Kultur nicht irre.

Bei dieser Weltanschauung mußte ihr jede Reklame, jede Mache welken fern liegen. In dieser Beziehung ist sie nie ein „moderner Mensch“ geworden. Auch wo sie die Notwendigkeit einsah, durch äußerliche Mittel dem inneren Wirken zu Hilfe zu kommen, war sie zur Ausführung so wohlthuend ungeeignet. So ungeeignet wie zu geschickten Inszenierungen, zum berechneten Anbringen von Pointen, zu vorausbedachten rednerischen Effekten. Sie gab immer sich, wie sie war. Und weil sie eine große Natur war, gab sie sich immer groß, immer sorglos und voll Vertrauen auf eine gleich große Auffassung.

Nicht alle, die aus sicherer Höhe die Welt überschauen, die das Kleine klein und das Große groß sehen, haben die in dieser Lebensstimmung wurzelnde glückliche Gabe, den Humor. Gerade dieser Humor aber und die gottbegnadete Sorglosigkeit, mit der Auguste Schmidt dem äußeren Leben, seinen materiellen Bedürfnissen und Sorgen gegenüberstand, machten sie zu dem glücklichen Menschen, dem der sonnigste Optimismus aus den Augen strahlte, und vor dem keine trübe Stimmung, keine Entmutigung stand hielt. Wie im Ernst, so wußte auch im Scherz ihre Rede zu zünden und hinzureißen. Wer erinnerte sich nicht der Festreden und Toaste, in denen ein im Moment geborener Einfall zum Ausgangspunkt wurde für eine Fülle von launigen, niemals verlegenden, immer fein treffenden Anspielungen und Beziehungen, die um so hinreißender wirkten, als keinerlei geistreiche Effekthascherei ihre freie Natürlichkeit trübte.

Aber wer Auguste Schmidt nur aus Versammlungen kannte, hat doch nur einen Teil ihres reichen Wesens erfassen können. Die seltene Mischung einer freien, weiten und vornehmen Lebensauffassung und der humorvollen Freude am Kleinen und Kleinsten

find ihren schönsten Ausdruck erst im engen Familien- und Freundeskreis. Das harmonische Zusammenleben mit den gleichgesinnten Schwestern, der warme, herzliche Verkehr mit den zahlreichen Freunden, die fast jeder Tag dem gastfreien Schmidt'schen Hause in Leipzig zuführte, schufen eine reine Atmosphäre friedlichen Behagens und ausgeglichener, gehobener Lebensstimmung, in der jeder freier atmete, der sich aus dem Getriebe des Maschinenzeitalters auch nur auf Stunden oder Tage hineintreten durfte.

Den Anforderungen moderner Charakterschilderung würde es nun entsprechen, wenn ich neben das Licht die Schatten setzen wollte, die jede volle Menschennatur zeigt. Aber ich suche vergebens die Schatten zu fixieren, die dem Bilde Relief geben sollen. Wie sie in verklärter Schönheit im Sarge lag, so erscheinen uns Rückschauenden die verschwindend leichten Schattentöne nur als das Korrelat allzugroßer Güte und Nachsicht eines vertrauenden, großen Herzens, dem das Rechnen mit kleinen Eigenschaften bei anderen fern lag.

Und so wird sie in unserm Herzen leben, eine Lichtnatur, eine sieghafte Gestalt, ein großes Herz, das unendlich viel Liebe gab und unendlich viel Liebe geerntet hat, wie im Leben, so im Tode. Genau zwei Jahre nach dem Tage, an dem Auguste Schmidt der vorangegangenen großen Freundin Louise Otto die Gedächtnisrede zur Enthüllung ihres Denkmals halten durfte, am 10. Juni, ist sie sanft eingeschlafen, und eine treue Freundeshand hatte ihr schon seit Jahren die letzte Stätte an der Seite ihrer Mitkämpferin gewahrt. Neben Louise Otto ist sie auf dem Johannisfriedhof in Leipzig gebettet. Ein sonniger Himmel hat ihr noch zuletzt geleuchtet, Hunderte von Kränzen haben ihre Bahre geschmückt, und ein Blumenregen fiel auf den Sarg herab.

Leb wohl, du großer, herrlicher Mensch! Wir werden nimmer deines Gleichen sehn. Aber du lebst, und dein Geist soll mit uns weiter leben. Das ist das Höchste, was wir an deinem Grabe geloben können.

Helene Tange.



## Von Frauen und über Frauen.

Es liegt eine tiefe Einsicht in Mme. Staëls Worten, daß bloß der, welcher mit Kindern spielen kann, auch im Stande ist, sie etwas zu lehren. Selbst wie das Kind zu werden, ist die erste Voraussetzung, um Kinder zu erziehen. Aber das schließt keine gespielte Kindlichkeit, kein herablassendes Plappern in sich, das das Kind sogleich durchschaut und tief verabscheut. Das bedeutet, sich von dem Kinde ebenso ganz und einfältig ergreifen zu lassen, wie dieses selbst vom Dasein ergriffen wird; das Kind wirklich wie seinesgleichen zu behandeln, d. h. dieselbe Zurückhaltung, dasselbe Feingefühl und Vertrauen zu zeigen, das man einem Erwachsenen zeigt. Das bedeutet, das Kind nicht dadurch zu beeinflussen, daß man das fordert, was man selbst möchte, daß das Kind es sei, sondern es durch den Eindruck dessen zu beeinflussen, was man selbst ist. Das bedeutet, dem Kinde nicht mit List oder Gewalt zu begegnen, sondern mit seinem eigenen Ernst und seiner eigenen Ehrlichkeit.

Ellen Key.

Das Jahrhundert des Kindes. Berlin, S. Fischer, 1902.





# Über das Sehen bei Menschen und bei Tieren.

Von

Dr. phil. Marianne Plehn-München.

Nachdruck verboten.

Wenn man einem Laien im Gebiete der Naturwissenschaften plötzlich die Frage vorlegte: „was ist Sehen?“ so würde er vermutlich stutzen, die Achseln zucken und antworten: „das weiß doch jeder; das versteht sich ja von selbst“. Aber er würde doch in Verlegenheit geraten, wenn man die Frage festhielte; — und übrigens würde es manchem Naturforscher nicht besser gehen, denn der würde die Schwierigkeiten erkennen, die einer einfachen Erklärung des „Sehens“ im Wege stehen. Dem Laien klingt die Frage im ersten Augenblick deshalb nicht so verwickelt, weil er nur an den Menschen denken wird; und da läßt sich denn allerdings mit seltenen Ausnahmen, in denen ein Zweifel möglich bleibt, recht wohl sagen, ob jemand sehen kann oder nicht. Vom menschlichen Auge verlangen wir ja, daß es ein gutes Unterscheidungsvermögen für Formen innerhalb gewisser Entfernungen besitze, und daß es eine Anzahl von Grundfarben nebst vielen dazwischen liegenden Farbnuancen auseinander halten könne. — Aber wir gestehen Abstufungen zu und sagen auch vom Farbenblinden, dessen Farbenskala mehr oder weniger unvollständig ist, und vom Kurz- oder Überflichtigen, die nicht ohne Brille auskommen können, doch immer noch, daß sie sehen. Erkennen wir also schon innerhalb ein und derselben Art von Organismen weite Schwankungen im Grade der Sehfähigkeit, so werden dieselben ganz enorm, wenn wir die gesamte Tierreihe Revue passieren lassen; wir stoßen da auf höchst zweifelhafte Fälle, in denen der Maßstab, den wir beim menschlichen Auge anlegen, ganz unanwendbar wird.

Innerhalb der Reihe der Wirbeltiere finden wir freilich noch eine schöne Übereinstimmung, in den großen Hauptzügen wenigstens. Von einigen ganz blinden Höhlen- oder Tieffseebewohnern aus den Klassen der Lurche und Fische abgesehen, haben sie alle Augen, die nach dem gleichen Typus gebaut sind; sie besitzen einen komplizierten lichtbrechenden Apparat — Hornhaut, Linse und Glaskörper —, von dem die Schärfe des Sehens abhängt. Diese Teile des Auges lenken die Lichtstrahlen derart von ihrem geradlinigen Wege ab, daß alle von einem Punkte der Außenwelt herkommenden Strahlen, obwohl sie die Hornhaut in verschiedenen Punkten treffen, in einem Punkte vereinigt werden; der Punkt liegt in der Netzhaut, dort entsteht das Bild. Wenn der Apparat nicht völlig in Ordnung ist, so vereinigen sich die Strahlen nicht zu einem Punkt in der Netzhaut, sondern sie verteilen sich über einen kleinen Kreis. Ein und dieselbe Netzhautstelle wird dann von Strahlen getroffen, die von verschiedenen Punkten der Außenwelt ausgingen; deren Bilder im Auge — es sind kleine Kreise — fallen übereinander. Dadurch entsteht verschwommenes, undeutliches Sehen. Es ist, wie wenn man zwei Aufnahmen auf ein und dieselbe photographische Platte machte. — Ohne einen gut arbeitenden, lichtbrechenden Apparat, wie ihn das Wirbeltierauge enthält, können wir uns das Zustandekommen eines scharfen Bildes von Gegenständen nicht denken. —

Die Lichtstrahlen werden also durch die Linse und die anderen Hilfsapparate wohlgeordnet zur Netzhaut geführt, wo sie absorbiert werden (bis auf einen kleinen Teil, welcher Reflexion erfährt); der Lichtstrahl hört auf zu existieren, wenn er auf der



weichen die beiden Bilder von einander ab. Für unser Empfinden verschmelzen sie aber, und durch diese Verschmelzung zweier verschiedener Bilder sehen wir erst wirklich körperlich. Daß das so ist, „verstehen“ wir, weil wir es so gewöhnt sind. Wie aber nun sich vorstellen, daß die Bilder zu einem einheitlichen Bilde verschmelzen können, die von 8—10 Augen geliefert werden? Und gar: wie sich die Empfindungen vorstellen, wenn diese Augen so gerichtet sind, daß sie unmöglich den gleichen Gegenstand erblicken können? Es ist uns schon schwer, uns vorzustellen, wie das Chamäleon, das zwar nur 2 Augen hat, diese aber unabhängig von einander bewegen, also mit dem einen nach oben und mit dem andern nach unten schauen kann, diese verschiedenen Eindrücke gleichzeitig geistig verarbeitet; aber nun denke man sich in eine Spinne, die 8 Augen besitzt, welche zwei recht verschiedenen Typen angehören und verschiedene Richtungen bestreichen, oder in gewisse Meereswürmer von blattartiger Gestalt (Polycladen), deren ganzer Rücken mit vielen hundert Augen besetzt ist! — Uns vorzustellen, was das Sehen für diese Tiere bedeutet, bleibt unmöglich.

Übrigens sind die bisher erwähnten Augenformen noch nicht die einfachsten bekannten. Bei den niedersten vielzelligen Tieren, den Pflanzentieren, zu denen Polypen und Quallen gehören, findet man vielfach einen kleinen Fleck von Farbstoff, an den eine Nervenfasern tritt, und diese Einrichtung wird allgemein als Organ für Lichtempfindung, also als Auge gedeutet. Sicher sieht dieses Auge keine Form, vielleicht sieht es auch keine Farbe; es kann nur eine sehr undeutliche Empfindung von Licht und Schatten vermitteln, wohl auch eine Bewegung von etwas Leuchtendem oder etwas Verdunkelndem, aber weiter nichts.

Daraus, daß diese Betrachtung sich bis jetzt nur um das Auge drehte, darf man nun aber nicht schließen, daß es beim Sehen nur auf das Auge ankäme. Dem ist nicht so. Es giebt z. B. verschiedene Tiere, die keine Spur eines Organs aufweisen, das auch nur eine entfernte Ähnlichkeit mit einem Auge besäße; Tiere, deren Anatomie bis in alle Einzelheiten bekannt ist, wie etwa die Auster, von denen man bestimmt behaupten kann, wenn sie ein Auge hätten, so würden es die Zoologen wissen. Hat man solche Muscheln in einem Aquarium einige Zeit an einem hellen Orte ganz ungestört stehen lassen, so öffnen sie alle behaglich und sorglos ihre Schalen; läßt man dann einen Schatten auf das Aquarium fallen, so kann man sehen, wie die Tiere sämtlich plötzlich wie erschreckt die Schalen schließen. Daß sie sich dadurch gelegentlich vor einem Feinde retten können, dessen Annäherung sie wahrnehmen, weil sein Körper einen Schatten wirft, ist einleuchtend; aber auf die Nützlichkeit der Einrichtung, trotz ihrer Unvollkommenheit, kommt es uns hier nicht an. Es sollte nur hervorgehoben werden, daß Lichtempfindung existieren kann, wo es keine Augen giebt. — Auch der Regenwurm, den jeder gelegentlich beobachten kann, beweist uns das. Geht man an einem milden, dunkeln Abend, kurz nach einem durchdringenden Regen, ins Freie, und sucht einen Weg mit weicher Erde auf, so kann man zahllose Regenwürmer bemerken, von denen viele eben aus der Erde vorkommend ein paar Centimeter ihres Körpers aus einem Loch strecken und sich tastend hin und herbewegen. Läßt man auf solch einen Wurm plötzlich den Schein einer hellen Laterne fallen, so zieht er sich schnell in die Erde zurück. Und dabei hat der Regenwurm keine Augen, er besitzt absolut kein Organ, das sich mit einem solchen vergleichen ließe.

Wenn man will, kann man sagen: er sieht ohne Augen. — Was mag das wohl für ein Sehen sein? Welcher Art ist die Empfindung, die das Licht bei ihm verursacht? Kommt es überhaupt zu einer Empfindung? Oder haben wir es mit einem unbewußten Reflex zu thun? — In den beiden angeführten Beispielen wird es sich — das kann man aus der Schnelligkeit der Reaktion mit Sicherheit schließen — immerhin noch um einen nervösen Vorgang handeln, der durch das Licht veranlaßt wird, und der eintreten kann, auch wo die Augen fehlen; ob derselbe mit einem Bewußtseinsvorgang verknüpft ist, können wir nicht mit Sicherheit sagen. Aber wir kennen Fälle, in denen sich durchaus nicht entscheiden läßt, ob das Nervensystem an dem durch das Licht bewirkten Vorgang beteiligt ist: wenn etwa eine Bewegung, die auf Lichteinfluß hin erfolgt, ganz außerordentlich langsam verläuft, wenn ein feststehendes Tier sich langsam

dem Lichte zu oder vom Lichte abwendet, ähnlich wie wir es bei den Pflanzen beobachten. Die Pflanzen besitzen keine Nerven, und manchen Tieren fehlen sie auch, die darum doch erkennen lassen, daß sie vom Lichte stark beeinflusst werden. — Eine Beeinflussung durch das Licht, der keine Bewußtseinserscheinung parallel geht, wird wohl niemand als „Sehen“ bezeichnen wollen; wie auch niemand von der Pflanze sagt, daß sie sieht. Aber wir können hier ein Unterscheidungsmerkmal finden und festhalten, und wir können das Sehen einstweilen definieren als Bewußtwerden einer Lichtwirkung; dann müssen wir aber gleich zufügen, daß es in vielen Fällen kein Mittel giebt um zu entscheiden, ob Bewußtsein vorhanden ist oder nicht, also auch keine Möglichkeit zu sagen, ob ein Tier sehen kann oder nicht.

Aber auch wenn wir uns nur für das Sehen mit Augen interessieren und uns auf die höheren Tiere beschränken, so würden wir die durchgreifenden Unterschiede im Sehen bei weitem nicht erschöpfen, selbst wenn wir alle die verschiedenen Augenarten der Tiere gründlich erörterten. Denn das Auge ist beim Menschen wie bei den meisten Tieren nur ein allerdings unentbehrlicher Hilfsapparat zum Sehen, aber es macht nicht an sich allein schon das Sehen möglich. Das Sehen ist an eine Thätigkeit des Sehnerven- und des Centralnervensystems geknüpft. Wenn der Zusammenhang des Auges mit dem Gehirn unterbrochen ist, wenn etwa der Sehnerv zerstört wurde, so ist von Sehen keine Rede mehr, auch wenn das Auge intakt blieb.

Dagegen kann eine Lichtempfindung sehr wohl entstehen, wenn das Auge zerstört ist; ja sie entsteht, und zwar oft in qualendster Weise, bei Erblindeten in Fällen von Erkrankung des Sehnerven oder der Sehregion des Gehirns. Es sind dann freilich nicht Bilder, die die Kranken sehen, aber sie nehmen helle Lichterscheinungen wahr. Ein jeder Reiz, welcher Art er auch sein mag, der auf diese Teile des Nervensystems ausgeübt wird, äußert sich als Lichtempfindung. Jedermann weiß, daß z. B. ein heftiger Schlag auf das Auge, — auch wenn wir uns in der Dunkelkammer eines Photographen aufhielten — uns Funken sehen läßt. (Münchhausen konnte an solchen Funken bekanntlich sogar seine Pfeife anzünden).

Der Schluß ist unabweisbar: daß im Sehnerv und im Sehzentrum des Gehirns auf verschiedenartige Reize hin Veränderungen eintreten müssen, und daß an solche Veränderungen die Gesichtsempfindung — das Sehen — gebunden ist.

Nun ist es klar, daß der gleiche Reiz auf verschiedene Objekte verschieden wirken muß (ein Sonnenstrahl z. B. verursacht das grüne Blatt einer Pflanze, Kohlensäure aufzunehmen und Stärke zu bilden; trifft er auf eine photographische Platte, so zerlegt er die Silberverbindung, mit der dieselbe überzogen ist, und fällt er auf ein Gemenge von Chlor und Wasserstoff, so erzeugt er eine heftige Explosion). Da Sehnerv und Gehirn bei den verschiedenen Tieren von verschiedener Beschaffenheit sind, so können auch die Veränderungen, die durch das Licht in ihnen bewirkt werden, nicht die gleichen sein, und diesen mannigfachen Veränderungen müssen auch ebenso mannigfache Gesichtsempfindungen entsprechen. Wir können nicht, wie bei den tiefer oder höher entwickelten Augen, analysieren, worauf die Unterschiede in der Funktion beruhen, — dazu ist unsere Kenntnis von den nervösen Vorgängen noch viel zu unvollkommen, aber daß gewaltige Unterschiede vorhanden sind, das können wir sehen, und wir sind berechtigt, aus ihnen auf ebenso große Unterschiede in den begleitenden Bewußtseinserscheinungen zu schließen, trotzdem wir uns im einzelnen kein Bild von Sinneswahrnehmungen machen können, die von den unseren völlig abweichen. Wie ein Ton verschieden ist, je nach dem Instrument, auf dem man ihn erklingen läßt, so muß die Lichtempfindung verschieden sein, je nach dem Gehirn, dem der Lichtreiz zugeführt wurde.

Man hört oft die Frage erörtern, ob wohl alle Menschen, die eine Farbe wahrnehmen, dieselbe Empfindung dabei haben mögen? ob etwa das Rot, das ich sehe, wenn ich einen Strauß von Mohnblumen anschau, dasselbe Rot ist, das ein Nebensiehender sieht? Die Frage ist interessant; — vielleicht hängt mit einer Verschiedenheit der Sinnesempfindung die Verschiedenheit des Geschmacks zusammen, wenn sie dieselbe sicher auch nicht allein bedingt — aber sie ist völlig unlösbar. Wir haben kein Mittel,



um die Empfindung eines anderen kennen zu lernen. — Wenn die Frage nun auch für die Menschen mit ihrer nur wenig schwankenden Organisation nicht bestimmt zu beantworten ist, so sind wir wohl in der Lage, das zu thun, wenn es sich um den Vergleich verschiedener Tierarten, oder des Menschen und einer Tierart handelt.

Wenn wir gefragt werden: ist das Rot, das du siehst, dasselbe, das ein Frosch oder eine Biene wahrnimmt, so können wir mit aller Bestimmtheit antworten: nein, es kann nicht dasselbe sein; die Sehzentra des Menschen, des Frosches, der Biene sind so total von einander verschieden, die Prozesse, die in ihnen verlaufen, müssen daher total verschiedene sein, und es ist nicht anders möglich, auch die entsprechenden Empfindungen müssen ebenso verschieden sein. Also nicht nur aus dem abweichenden Bau des Auges, mehr noch aus der abweichenden Beschaffenheit des Sehzentrums ist zu schließen, daß die Empfindungswelt des Frosches, der Biene und jedes anderen Tieres uns ein Buch mit sieben Siegeln ist und bleiben muß.

Aber wir haben die Grenze unserer Betrachtung noch immer zu eng gezogen; wir sahen: nicht das Auge allein ist wesentlich beim Sehen im weiteren Sinne, aber auch der Teil des Nervensystems, der direkt der Lichtempfindung dient, das Sehzentrum ist noch nicht ausschlaggebend; als Letztes — und nicht als Unwichtigeres — spricht dabei unsere gesamte geistige Organisation mit. Was wir Sehen nennen, ist durchaus nicht bloß durch den optischen Apparat bedingt; die Art, wie wir die Gesichtsbilder auffassen und verarbeiten, welche dieser uns liefert, spielt eine höchst wichtige Rolle. So kann uns z. B. die einzelne Sinnesempfindung, unbeeinflusst gedacht von früheren ähnlichen Empfindungen, an welche sie anknüpfen könnte, trotz unserer zwei Augen niemals ein räumliches Bild geben, sondern immer nur ein Flächenbild. Ein Blindgeborener, der durch eine Operation plötzlich das Augenlicht erhält, dem also keine Erinnerung und Vergleichung früherer Gesichtseindrücke zu Gebote steht, der muß das Räumlich-Sehen erst lernen.

Zur Wahrnehmung von Entfernungsdifferenzen, zur Auffassung der Tiefendimension bedarf es der Erfahrung. Normalerweise gewinnen wir diese Fähigkeit in der allerersten Kindheit; teils indem angeborene Anlagen sich entfalten, teils aber auch durch Lernen aus unsern eigenen Erlebnissen. Muskелеmpfindungen wirken mit, wie wir sie beim Einstellen des Auges für die Nähe und für die Ferne haben; die Hauptsache aber bleiben komplizierte geistige Prozesse, die vorhergegangen sein müssen, damit wir räumlich sehen lernen. Es ist höchst bedauerlich, daß ein Kind in den ersten Lebensjahren — dem der Mond ebenso erreichbar vorkommt, wie ein Gegenstand auf dem Tisch, — noch nicht imstande ist, seine Sinnesindrücke und die Art, wie sie sich entwickeln und vertiefen, klar und scharf psychologisch zu beschreiben; bis wir reif und gebildet genug sind um das zu können, haben wir längst vergessen, was wir in dieser Periode des intensivsten Lernens empfanden. Dem Erwachsenen liegt die Empfindungsweise eines kleinen Kindes ebenso fern wie die des Tieres, und zwar wegen seiner durch Erfahrung und Übung umgestalteten geistigen Gesamtorganisation; denn daß die Leistungen des optischen Apparates (Sehzentrum wieder inbegriffen) andere geworden wären, haben wir keine Ursache anzunehmen.

Schon früh wird das Gesichtsbild mit den durch mannigfache frühere Erfahrung gewonnenen Vorstellungen so untrennbar verschmolzen, daß es uns kaum möglich ist, zu sagen, was wir eigentlich sehen und was wir von früher her wissen. Eine perspektivische Zeichnung selbst von einem einfachen Gegenstand herzustellen, wird dem Ungeübten deshalb so schwer, weil er seinen unmittelbaren Eindruck des Gegenstandes nicht auseinanderhalten kann von dem, wie der Gegenstand „ist“ (d. h. wie er ihn darstellen würde, wenn er ihn plastisch nachzubilden hätte, oder, wie er in einer Ansicht erscheint, in der er möglichst einfach und symmetrisch sich darbietet.) Stellt man einem Kinde, das eben vom Reifenspiel kommt, die Aufgabe, einen Reifen zu zeichnen, so wird es sich bemühen, einen Kreis darzustellen; und doch hat es den Reifen fast nie als Kreis gesehen; so erscheint er nur in den wenigen Fällen, wenn er durchaus symmetrisch zur Sehaxe orientiert ist, sonst kommt er immer in irgend einer Verkürzung, also als Ellipse zur Anschauung. Aber das Kind weiß, der Reifen ist ein Kreis.





Empfinden des Menschen und dem eines jeden, auch des höchst organisierten Tieres eine unergründliche. — Aber natürlich ist sie nicht etwa tiefer als die zwischen den verschiedenen Tierformen bestehende. Aller Wahrscheinlichkeit nach hat das Sehen des Hundes z. B. immer noch mehr Ähnlichkeit mit dem Sehen des Menschen als mit dem der Qualle. — Die Mannichfaltigkeit der Natur ist auch in dieser Beziehung unerschöpflich, unsere Phantasie steht ihr ratlos gegenüber.



## Die Reform des Berliner Armenwesens.

Von

Alice Salomon.

Nachdruck verboten.

Von jeher haben die Frauen an den Aufgaben der Armenpflege lebhaften Anteil genommen, und auch da, wo ihnen eine direkte Beteiligung versagt war — wie bis vor kurzem an der Ausübung der gesetzlichen, aus öffentlichen Mitteln bestrittenen Armenpflege — haben sie versucht, Fühlung und Verbindung mit den betreffenden Behörden zu gewinnen. Die Reform einer bedeutenden Armenverwaltung würde schon deshalb für alle Frauen, die sich auf irgend einem Gebiet der Armen- oder Wohlfahrtspflege betätigen, von Interesse sein; doppelte Beachtung verdient die am 1. April in Kraft getretene Neuordnung der öffentlichen Armenpflege in Berlin, weil im Mittelpunkt derselben die Mitarbeit der Frauen steht.

Was oft mit klarem Verständnis für die Bedürfnisse der Notleidenden und mit dem warmherzigen Wunsch, die so vielfach brachliegende Arbeitskraft der Frauen für das Gemeinwohl nutzbar zu machen, gefordert wurde, soll nicht mehr auf Grund vorgefaßter Meinungen und tiefeingewurzelter Vorurteile zurückgewiesen werden können. Die Zulassung der Frauen zur Ausübung der öffentlichen Armenpflege in Berlin mit den gleichen Pflichten und Rechten wie sie der männlichen Armenpflege zufallen, ist vom Magistrat und der Stadtverordnetenversammlung beschlossen; die soeben erschienene neue „Anweisung betreffend die Verwaltung der öffentlichen Armenpflege der Stadt Berlin“, die sich in den Händen aller Armenpfleger befindet, enthält darüber eingehende Bestimmungen; eine größere Anzahl von Frauen haben sich zur Übernahme eines solchen Amtes gemeldet und dürften in nächster Zeit gewählt und in diese Thätigkeit eingeführt werden.

Das ist der wichtigste Punkt in bezug auf die Organisation der Armenpflege in Berlin, der auch bei der Beratung der Reform am meisten angesprochen worden ist und in den Kreisen der Armenpfleger noch auf lebhaften Widerstand stößt. Im übrigen ist an der Gliederung des Stadtgebietes in Armenkommissions-Bezirke zum Zweck der Ausübung der Armenpflege festgehalten worden. Zu Mitgliedern der Armenkommissionen sind nach § 3 der Anweisung ohne Unterschied des Geschlechts alle großjährigen Angehörigen eines deutschen Bundesstaates wählbar, die sich im Besitze der bürgerlichen Ehrenrechte befinden und in Berlin wohnhaft sind. Die Wahl erfolgt durch die Stadtverordnetenversammlung. Die Mitglieder werden als Armenpfleger und Armenpflegerinnen bezeichnet; ihre Amtsdauer beträgt drei Jahre; das Amt ist ein unbesoldetes Ehrenamt. Auch für die Frauen gilt die Bestimmung, daß die Kommissionsmitglieder innerhalb des Amtsbezirks wohnen müssen, da eine wirksame Armenpflege, die schnell eingreift und eine dauernde Verbindung mit den Unterstützten unterhält, nur möglich ist, wenn die Pfleger in unmittelbarer Nähe der Bedürftigen leben.

Nach wie vor haben die Kommissionsmitglieder aus ihrer Mitte einen Vorsteher zu wählen, der alle Gesuche entgegennimmt und die Geschäfte unter die Mitglieder der Bezirke zu verteilen hat. Er soll alle Mitglieder zu Recherchen heranziehen; im Hinblick auf die mannichfachen Verschiedenheiten der einzelnen Pflegefälle soll aber bei ihrer Verteilung auf die Lage der Wohnung, sowie auf etwaige besondere Kenntnisse der Pfleger und Pflegerinnen in Bezug auf bestimmte Gattungen von Bedürftigen Rücksicht genommen werden. Die Armenpflegerinnen sind besonders mit der Fürsorge für Witwen, Kinder, Kranke, alte und gebrechliche Leute zu betrauen, während der Verkehr mit arbeitsscheuen, trunksüchtigen Männern in der Regel den Armenpflegern vorbehalten bleiben wird. Die Versorgung von dauernd unterstützten Personen soll für längere Zeit in der Hand desselben Pflegers (resp. derselben Pflegerin) verbleiben, damit sich zwischen diesem und den Unterstützten ein Vertrauensverhältnis entwickelt, und die Bedürftigen sich in allen besonderen Notlagen sofort an einen Berater wenden können, der ihre Verhältnisse kennt und ihre Bedürfnisse zu befriedigen versteht.

Die Bedeutung eines solchen Pflegeramtes mit seinen verschiedenartigen Aufgaben darf nicht gering eingeschätzt werden. Die Träger des Amtes übernehmen damit eine große Verantwortung, mit der sich die Ausübung der Vereinsarmenpflege in keiner Weise vergleichen läßt. Es handelt sich hierbei um die Ausführung eines Gesetzes und um die Verwendung öffentlicher, aus Steuern aufgebracht Mittel, über die den Steuerzahlern, der Bevölkerung Rechenschaft abgelegt werden muß. Die neue Geschäftsanweisung sagt darüber:

„Von der Thätigkeit des Pflegers hängt Wohl und Wehe der Bedürftigen, sowie der soziale und sittliche Wert, der einer geordneten Armenpflege zukommt, in erster Linie ab. Er muß Freund und Berater der Armen sein und auch über die Gewährung einer Unterstützung hinaus ihnen mit Rat und That zur Seite stehen.“

Zu diesem Zweck soll er jeden ihm vorkommenden Fall der Armenpflege aufs sorgfältigste prüfen (in Bezug auf den Gesundheitszustand des Armen, auf das Vorhandensein von eigenem Vermögen, von leistungsfähigen, zur Unterstützung verpflichteten Angehörigen, auf Ansprüche an Kassengelder und Renten, auf den Arbeitsverdienst der Hilfesuchenden und seiner mit ihm zusammen lebenden Angehörigen); er soll sich durch persönlichen Besuch in der Wohnung der Armen von dem Zustande der betreffenden Person überzeugen und, soweit dies möglich ist, auch wenn er eine Unterstützung aus öffentlichen Mitteln nicht befürworten kann, mitwirken, daß würdigen und bedürftigen Personen von anderer Seite geholfen werde.

Ferner soll der Armenpfleger sich von der Verwendung der Unterstützung überzeugen; er soll Unordnung und Unsitte rügen und nötigenfalls zur Anzeige bringen; die Armen zu ehrbarem Lebenswandel, die Eltern zur guten Erziehung ihrer Kinder und zur Herbeiführung regelmäßigen Schulbesuchs ermahnen.“

In den regelmäßigen Monatsitzungen der Kommissionen haben die Pfleger und Pflegerinnen über die von ihnen untersuchten oder behandelten Fälle zu berichten und gemeinsam über zu bewilligende Unterstützungen zu entscheiden.

Durch die neue Geschäftsanweisung ist den Kommissionen für die Art und Höhe der Unterstützung ein größeres Maß von Freiheit gelassen, als es bisher der Fall war, und diese Neuerung ist als eines der wertvollsten Ergebnisse der Reform zu begrüßen. Es ist eine Befreiung von bureaukratischem Schema und bedeutet eine Vertiefung und Belebung der Arbeit in den Bezirken, wenn sie angewiesen werden, „jeder Person und jeder Familie gerade in der Höhe und gerade in der Form eine Unterstützung zu teil werden zu lassen, in der sie den besonderen Verhältnissen des einzelnen Pflegefalles entspricht.“

Als unterstützungsbedürftig soll jeder angesehen werden, der für sich und seine Familie das für Nahrung, Kleidung, Obdach, Hausrat und Gesundheitspflege Unentbehrliche nicht beschaffen kann, und dem freien Ermessen der Armenpfleger ist es überlassen, mit welchen Mitteln sie diesem Mangel abhelfen wollen. Während bisher der Anfangssatz für Leute, die voraussichtlich fortdauernd unterstützt werden müssen, 6 Mark monatlich betrug, weist die neue Armenordnung darauf hin, daß den Bedürftigen ein menschenwürdiges Dasein ermöglicht werden soll und sie nicht durch Gewährung einer ganz unzulänglichen Unterstützung lediglich vor dem Verhungern zu schützen sind. Namentlich soll bei erstmaligem Nachsuchen von Almosen mit höheren Beträgen begonnen werden, wenn der Hilfesuchende sich bis dahin redlich bemüht hat,

öffentliche Armenpflege zu vermeiden. In sehr humaner Weise wird die Verpflichtung junger Leute zur Versorgung ihrer Eltern abgegrenzt:

„Bei Kindern über 16 Jahre wird darauf Rücksicht zu nehmen sein, daß diese bei zu hohen Anforderungen leicht geneigt sind, den elterlichen Haushalt zu verlassen und sich in fremde Koststellen zu begeben. Es muß ihnen die Möglichkeit gelassen werden, einige Ersparnisse zum Zweck besseren Fortkommens, zur Heirat u. s. w. zu machen; auch darf ihnen ein Taschengeld, wenn sie angestrengt arbeiten, für mäßiges Vergnügen nicht wohl versagt werden. Auf der andern Seite genügt es nicht, wenn Kinder lediglich denjenigen Betrag zum elterlichen Haushalt beisteuern, den sie als Kostgeld bei fremden Leuten zu zahlen haben würden. Es wird die Aufgabe der Armenpflege sein, hierbei die richtige Mitte zu treffen, um zur Befestigung der Verhältnisse zwischen Eltern und Kindern beizutragen.“

Eine solche freiere Disposition unter Zugrundelegung derselben individualisierenden Gesichtspunkte ist den Armenpflegern auch für die Unterstützung von Witwen mit Kindern, für die Bewilligung sogenannter Pflegegelder belassen. Während bisher angenommen wurde, daß eine alleinstehende Frau (Witwe, Geschiedene, Eheverlassene,) für ihre eigene Person und für ihr Kind sorgen könne und man solchen Unterstützung suchenden Frauen für jedes weitere Kind 6 M. Pflegegeld monatlich bewilligte, fällt jetzt dieser feste Unterstützungssatz fort, und die Höhe der Pflegegelder soll fortan nach dem Gesundheitszustand, der Arbeitsfähigkeit und den Erwerbsverhältnissen der Mutter, sowie nach dem Gesundheitszustand der einzelnen Kinder bemessen werden. Dabei soll bei der Festsetzung der Pflegegelder auch dahin gewirkt werden, daß eine ganz alleinstehende Frau mit mehreren Kindern nicht durch zu kärgliche Unterstützung genötigt werde, sich während des ganzen Tages durch auswärtige Arbeit ihren Unterhalt zu verdienen, da hierunter Gesundheit und Erziehung der Kinder erheblich Schaden leiden. Auch soll dafür Sorge getragen werden, daß Kinder nicht zu gewerblichen Nebenbeschäftigungen in frühen Morgen- und späten Abendstunden verwendet werden; ein Grundsatz, der von den bisherigen Gepflogenheiten der öffentlichen Armenpflege abweicht. Denn die höchste Instanz für das deutsche Armenrecht, das Bundesamt für Heimatswesen, vertrat bisher den Standpunkt, daß Eltern vor der Inanspruchnahme der Armenpflege die Pflicht haben, ihre schulpflichtigen Kinder zum Erwerb heranzuziehen. Mit dieser gegenwärtigen Bestimmung zieht die neue Berliner Geschäftsanweisung die Konsequenz moderner Forschungen, die unzweifelhaft ergeben haben, daß Kinderarbeit für Gemeinde und Staat nie produktiv ist, daß überanstrengte, verkümmerte und verwahrloste Kinder keine brauchbaren Menschen ergeben; daß die Errichtung von Besserungshäusern und Gefängnissen mehr kostet als ein wirksamer Kinderschutz.

Sollten durch diese humaneren Bestimmungen der Armenverwaltung neue Kosten erwachsen, die nicht durch eine sorgfältigere Kontrolle über alle laufend Unterstützten und durch eine stärkere Heranziehung leistungsfähiger Familienangehöriger ausgeglichen werden können, so werden die Leiter des Armenwesens die Verantwortung dafür den Steuerzahlern gegenüber sicherlich übernehmen können. Denn die höchste Aufgabe der Armenpflege — eine spätere Armenpflege überflüssig zu machen — wird auf diesem neuen, den Armenpflegern vorgezeichneten Wege am besten erreicht werden.

Neu ist auch die Anordnung, daß alle Armenpfleger und Pflegerinnen sich an der Auszahlung der Unterstützungen beteiligen sollen, die bisher gewöhnlich in der Hand des Vorstehers allein lag.

Es liegt dieser Bestimmung der Gedanke zu Grunde, daß jedes Kommissionsmitglied dadurch in dauernden Verkehr mit einer Reihe von Bedürftigen tritt, und daß damit die Beziehungen gefestigt werden, der auch die Zuweisung laufend unterstützter Armer an einen bestimmten Pfleger dienen sollen.

Von erheblicher Tragweite ist auch die Verfügung, daß die Mitglieder der Armenkommissionen keine Lieferung mehr für den Bedarf der Armenverwaltung an Fleisch, Brot, Milch und dergleichen übernehmen dürfen. Es giebt leicht zu Mißdeutungen Anlaß, wenn die Träger eines Ehrenamtes den Schein erwecken, einen geschäftlichen Nutzen aus ihrer Thätigkeit zu ziehen; und die Thatsache, daß diese Bestimmung bei einigen Armenpflegern große Entrüstung hervorgerufen hat, ist ein Beweis dafür, wie notwendig sie war!

Besondere Beachtung verdienen auch die Anweisungen, die sich mit der Unterstützung unverehelichter Mütter beschäftigen, da diese Fälle vorzugsweise den Armenpflegerinnen zugewiesen werden dürften. In Bezug auf die Unterstützung von Kindern wird kein Unterschied zwischen ehelicher und unehelicher Geburt gemacht; doch sollen Frauen und Mädchen, die im Konkubinat leben, nur in dringenden Fällen vorübergehend unterstützt werden. Ihre Kinder sind eventuell anderweitig unterzubringen. Einer Mutter, die ihr Kind eines Arbeitsverhältnisses wegen nicht bei sich behalten kann (namentlich Dienstmädchen kommen hierfür in Betracht), soll eine Unterstützung zur Bezahlung der Pflegestelle ihres Kindes gewährt werden. Doch soll die Mutter möglichst selbst zur Beschaffung einer Pflegestelle und zur Leistung eines ihrem Verdienst angemessenen Beitrags angehalten werden. Die Mütter unehelicher Kinder sind auf ihre Ansprüche an den Vater des Kindes aufmerksam zu machen, zu dessen Heranziehung die Armendirektion ihnen behilflich ist.

Die Geschäftsanweisung betont noch besonders, daß die Mütter gemäß § 1716 des Bürgerlichen Gesetzbuches befugt sind, schon vor der Geburt ihres Kindes bei dem Amtsgericht zu beantragen, daß der Vater des Kindes durch einstweilige Verfügung des Gerichts angehalten werde, einen Betrag zu hinterlegen, aus dem die Kosten der Entbindung und der Lebensunterhalt des Kindes für die ersten drei Monate bestritten werden kann. Es liegt im wohlverstandenen Interesse der Mutter und des Kindes, sowie auch der Armenpflege, diese Gesetzesbestimmung zur Anwendung zu bringen.

All diese neuen Anregungen bedeuten für die ausführenden Organe der Armenverwaltung sicherlich ein neues Maß von Arbeit, das nicht gut erledigt werden kann, wenn die Zahl der Armenkommissionsmitglieder nicht erheblich vermehrt wird. Zudem werden Männer, die seit langer Zeit, vielleicht seit 10 oder 20 Jahren nach den früheren Grundsätzen gearbeitet haben, sich schwer und ungern an die Neuerungen gewöhnen, und die humanen Gesichtspunkte, die individualisierende Methode nur allmählich erfassen lernen.

Die Frauen, die nun diesen steinigten und schwierigen Boden als Pioniere betreten werden, sollten es sich zur Aufgabe machen, diesen neuen Gesichtspunkten Geltung zu verschaffen; nicht als Stürmer und Dränger, sondern in ruhiger, gewissenhafter und taktvoller Weise. Die bisherigen Leistungen nicht unterschätzend, sollten sie vielmehr versuchen, durch treue, ausdauernde Arbeit die Armenpfleger zu gewinnen und mit ihnen gemeinsam die schönen Worte der neuen Anweisung in fruchtbringende Thaten zu übertragen.



## Im Frühtau.

Ein schwerer Schritt ging übers junge Gras,  
Das noch vom kühlen Tau der Lennacht naß. —  
Die Halme neigen sich zu Boden tief:  
Wer ging hinüber, als ich ruhig schlief?  
Ob sich wohl Gras und Blume wieder hebt,  
Wenn hoch die Sonne heut' am Himmel schwebt?

Marie Tyrol.





# Im Forst.

Erzählung

von

Louise Westkirch.

Nachdruck verboten.

**O**berförster Weyland kam von Andreasberg zurück. Dort war Konferenz gewesen. Die Vorgesetzten hatten ihn wieder vor andren gelobt. Und als er jetzt durch sein Revier schritt, erfüllte ihn ein Gefühl froher Genugthuung bei dem Vergleich zwischen dem, was der Wald gewesen war, und dem, was er binnen drei Jahren daraus gemacht hatte. Nirgendß mehr verrottende, überreife Stämme, nirgendß ineinander versilztes Jungholz, das in seiner eigenen Überfülle erstickte; überall gelichtet, überall sorgfältig neu aufgeforschet. Nur der Wildbestand hätte besser sein können. Weyland zog die buschigen Brauen zusammen und ballte unwillkürlich die Hand. Daran trugen die verfluchten Wilddiebe Schuld. All die kleinen Bergnester steckten voll von ihnen. Jeder Bauer, jeder Handwerker hielt eine Flinte versteckt. In den Nächten knallte es hier, knallte es dort. Unter Weylands Vorgänger war das gesetzwidrige Treiben besonders stark eingerissen. Drum hatte man ihn, den schneidigsten Forstbeamten, auf diese Oberförsterei berufen, auf daß er aufräume. Er hatte schon aufgeräumt, er würde weiter aufräumen. Auch den letzten Wilddieb würde er bald hinter Schloß und Riegel bringen. Dann hatten die Hirsche und Rehe Frieden.

Eine Lichtung schimmerte jetzt zu seiner Rechten, ein Wiesenkomplex der Bauern von Kaltenbrunn, der mit hellem Grün in das Schwarz der Tannen einschnitt.

Weyland blieb stehen. Ein Ausdruck von Weichheit und Unruhe zugleich zog wie ein

Sonnenblick zwischen Wolkenschatten über sein vom Wetter gebräuntes, von der Strenge seiner Sinnesart mit harten Linien durchfurchtes Gesicht. Unwillkürlich suchten seine Augen. Aber die Wiese war leer und kahl, das Heu eingefahren. Spärlich erhob der Nachwuchs seine dünnen Spitzen.

Weylands Blick hastete auf einer Stelle hart am Waldestrand. Noch meinte er den Eindruck des Frauenleibes zu sehen, der dort gerastet hatte. Aus dem Gras herauf starrten zwei samtschwarze Augen ihn an, unter üppiger Zigeunermähne, von der das rote Tuch herabgeglitten war.

Wie kam die Frau hierher? Die Frau mit dem leise girrenden Lachen, mit den prachtvollen Gliedern, die sich fast schwerfällig bewegten, wie müde von ihrer eigenen Üppigkeit, hierher zwischen die braven Harzer Ehefrauen, die, das Strickzeug eifrig in den Händen rührend, die centnerschwere Kiepe auf dem Rücken, die Berghänge hinauf- und hinunterrannten auf ihren unermüdblichen, stechendürren Beinen, die immer eine halbe Elle weit unter den kurzgeschürzten Röcken hervorlugten! — tüchtige, tugendsame, pflichttreue Weiber inögesamt, zwischen denen Oberförster Weyland seit drei Jahren tüchtig, tugendsam und pflichttreu wandelte. — Was war dem Ede Gallach in den Sinn gekommen, daß er diese Frau sich mitbrachte von seinen Fahrten nach dem Oberrhein? dem Lodder, der, entgegen der Art seiner Landsleute, jeder wirklichen Arbeit aus dem Weg lief, und nur vom Verkauf seiner



Jetzt lag die Oberförsterei vor ihm, ein weißes Haus unter steil abfallendem Schieferdach, das sich zwischen den hohen Tannentwipfeln verlor. Weiße Tauben umflatterten es. Von der Schwelle erhob sich Juno, die gefleckte Vorstehhündin und begrüßte schweißwebelnd ihren Herrn.

Noch ein Hund steckte schnuppernd seinen Kopf aus der Thür unter dem mächtigen Hirschgeweih hervor, ein brauner, langhaariger. Sein Anblick veranlaßte Weyland, mit geschärftem Blick in den dämmerigen Hausflur zu spähen.

„Röhler, sind Sie das?“

„Ja wohl, Herr Oberförster.“

Ein Förster trat ihm entgegen.

„Was vorgefallen?“

„Wollte nur melden, daß wir bei der Möbiusklappe wieder eine Rinde gefunden haben, die an einem Schuß durch den Schenkel eingegangen ist.“

„Gehen Sie diese Nacht in dem Schlag auf Anstand, hören Sie.“

„Ja, Herr Oberförster. Wenn sich die verdammten Kerle auch nur einmal ertwischen ließen!“

„Einmal ertwischen wir sie. Nicht nachlassen, Röhler. Vielleicht treffe ich Sie heut dort oben. Heut oder morgen.“

Der Förster ging heim. Weyland schritt weiter über den schön gekräuselten Sand des Flurs, der unter seinen Schritten leise knirschte, unter den Rehgehörnen und ausgestopften Auerhähnen hin. Die Ruduckuhr schlug sieben, als er die Stubenthür aufklickte. Fast im selben Augenblick kam eine alte Frau mit ernstem, starrem Gesicht unter der weißen Tüllsaltenhaube aus der Küchentür. Sie ging ihrem Herrn nach in die Stube.

„Guten Abend, Herr Oberförster.“

„Guten Abend, Grete.“

Er saß schon am Schreibtisch und schrieb. Er sah nicht auf.

Leise nahm die Frau Tischtuch, Gläser und Teller aus dem Buffet und begann den Tisch zu decken. Dabei betrachtete sie verstohlen den Mann am Fenster, die mächtige, gewölbte Stirn, die schon usurpierend ins Gebiet der Kopshaare übergriß, die hellen

Augen, die selten lachten, die scharfgeschnittene Nase mit den beweglichen Flügeln, den schmalen Mund mit den herben Zügen darum, doch die bedeckte der gewaltige Vollbart, der tief auf die Brust herunterhing. Die alte Grete hatte dies Gesicht weich und jung gekannt. Otto Weyland lachte damals, wenn die andern lachten. Und es wurde viel gelacht bei Gutbesitzer Weylands, zuviel wahrscheinlich. Das Lachen hatte Thränen nach sich gezogen und frühe Gräber. Die Menschenknospen, die in beständigem Sonnenschein groß geworden waren, verkamen, verdarben, als sie sich plötzlich auf die Schattenseite des Lebens geworfen sahen. Darum hatte der kleine Otto einen lebhaften Widertwillen gefaßt gegen das Lachen, den schönen Frohsinn und das leichte Blut, an dem Eltern und Geschwister zu Grunde gegangen waren. Als gar das Mädchen, das er lieb gehabt hatte, ihm treulos wurde, lebte er nur noch seiner Arbeit, seinem Beruf. Sie hatten ihn weit gebracht. Aber die Frau, die siebenundsechzig Jahre das Leben mit angesehen hatte, wußte: das zuviel taugt dem Menschen nicht, auch nicht das zuviel an Tugend. Und sie sorgte sich um ihn. Die anderen Weylands hatte ihr Leichtsinn ins Verderben gestürzt. Sollte der Letzte der Familie zu Grunde gehen an seinem zu starren Pflichtgefühl? — Der Haß, an dem er sich aufrichtete, machte ihr schlaflose Nächte. Aber er hörte nicht auf sie. Vielleicht würde er auf eine andre hören. Sie seufzte.

„Herr Oberförster!“

„Was?“

„Der Tisch ist jedgeckt.“

Er stand auf. — „Ein einziger Teller?“

„Die Herrn Forstleveu sind doch heut Abend in Kaltenbrunn.“

Richtig, er hatte sie beurlaubt. Der eine feierte Geburtstag.

Er setzte sich zu seinem einsamen Mahl. Es schmeckte ihm nicht. Nach fünf Minuten stand er auf, klingelte. Draußen war's schon dunkel.

„Meine großen Stiefel, Grete, meine Toppe.“

Sie brachte sie.

„Wollen der Herr Oberförster schon wieder die ganze Nacht fortbleiben?“



sie einsam harrte, denn ihr Mann war seit Wochen schon mit Vögeln auf der Wanderschaft. Übrigens, er hatte auch keinen Tabak mehr. Er mußte sich Tabak vom Krämer mitnehmen. Der Krämer, der zugleich Wirt war, hielt noch feil. Er zögerte dort. Eine Sehnsucht war in ihm nach Menschen, nach Gesellschaft, nach einem Schutz vor sich selbst. Endlich ging er weiter, die Dorfstraße entlang, zwischen den Häusern durch, deren kleine Fenster mit roter Glut in den grünen Mondschein schnitten. Da, das vorletzte Haus! — Jetzt ihres! ein zerfallenes Hüttchen, zwei Stuben und eine Küche, mit Käfigen vollgepfropft bis zur niederen Decke, — er kannte es gut. Ein weicher, multriger Geruch von Samen und Federn erfüllte es stets, und das Piepen und Schmettern der zahllosen gelben Vögelchen quoll tagsüber weit über seine Mauern hinaus. Jetzt lag's still. — Daß es so sündhaft versteckt stehen mußte! mit der einen Seite fast verkrochen unter den hohen Tannen des beginnenden Waldes und auf der andern Seite durch den mächtigen Hollunderbusch im verwilderten Gärtchen gegen die Blicke neugieriger Nachbarn gesichert. Kein Licht brannte hinter den Scheiben. Leise strich Weyland an dem verfallenden Zaun entlang, er wagte kaum die dicksohligen Stiefel aufzusetzen. Ein Fenster klang. Er schauerte zusammen. Er wandte sich.

„Grüß Gott!“ Die Stimme leise ksend wie der Nachtwind.

„Räthe!“

„Komm — —“

„Heut nicht. Ich —“ Er fühlte, wie sein Gesicht brannte und der Atem wurde ihm knapp.

Nur ihr gurrendes Lachen antwortete, ein Schleifen, so melodisch wie das der besten Roller, und neckisch, spöttisch.

Die Thür öffnete sich leise, langsam, ihr Gesicht schaute ihn aus der Spalte an, schelmisch, lieb, bittend.

Warum sollte er ihr nicht wenigstens das Tuch geben? Er hatte es ja für sie gekauft.

„Nur zwei Minuten. Ich hab dir was mitgebracht. Da!“

Ihre Arme zogen ihn über die Schwelle,

ihre Lippen preßten sich auf seine. Leise fiel die Thür ins Schloß. Da vergaß Otto Weyland all seine Vorsätze, trunken hingegeben dem Reiz, der stärker war als seine Vernunft, seine Überzeugung, sein Gewissen, — eine willenlose Beute der zweiten Jugend, die über ihn gekommen war mit der krankhaften Gewalt eines verspäteten Frühlings, aller verspäteten Dinge. — —

Die Wolkentwand war höher gestiegen, hatte den Mond eingeschlungen. Die Lichter in Kaltenbrunn erloschen. Räthe Gallach stand allein in der niederen Stube, vor deren Fenster sie ihren Kleiderrock gehängt hatte, barfuß in Hemd und rotem Rock, Weylands rotseidenes Kopftuch turbanartig um ihr Haar geschlungen, und betrachtete sich vergnügt in einer Spiegelscherbe.

Ein Pfiff erscholl draußen, noch einer, Schritte, die verhallten im weichen Staub der Straße. Ein dritter Pfiff.

„Jesses! der Mann!“

Räthes Hand zuckte nach dem roten Tuch. Sie machte einen Schritt zur Thür. Da flog die auf. Ede Gallach stand auf der Schwelle. Ein Hagerer, Bräunlicher wars, mit der Hautfarbe der nicht ganz Gesunden, mit einem zu kurz geratenen Fuß, mit einem schwarzen Haarschopf, der ihm tief in die Stirn fiel, das ganze knochige Gesicht list, Hinterhältigkeit, Lumpenschlauheit, aber in den schmalen schwarzen Augen stand jetzt der Strahl einer großen, leidenschaftlichen Freude.

Sie flog ihm aufkreischend an die Brust. Die Aufregung, die heimliche Angst, machten ihren Jubel laut, lärmend.

Er merkte es nicht, er hielt sie in den Armen, küßte, herzte sie mit elementarer Wildheit.

„Rathel! Rathel! Du junges Gemüse! Schwarze Widbeere du! Ja, da bin ich! Da hast mich! — Freust dich auch?“

„Ach, du Taps! Ob ich mich freu!“

„Ist dir die Zeit lang geworden, was?“

„Lang! lang! Ede. Dees kannscht denken! weil du nit da warscht! Gelt? I hab hier drobe doch halt nur dich!“

„Wollt's dir nit raten, daß du noch einen Andern hättst!“



„Ach geh, du!“ — Sie nahm sein Reisebündel auf, das er auf den Boden geworfen hatte. „Werd i dir morgen glei bei Hemde wasche. Und hungrig bischt, gell? und müd? Ja, Mann — was hab i denn jetzt glei für dich? Magscht ein Kaffee? Wart! i Koch dir'n.“

Ede verzog den Mund. „Hast sonst gar nix?“

„Wann i bloß gewußt hätt, daß du kommst. Aber wart, wart nur! Dees wer'n mir glei habe! I baß dir'n Schmarren.“

Sie rannte zum Herd, geschäftig klapperte sie mit Pfannen und Schüsseln. Er folgte ihr.

„Ein Stück Wurst wär mir lieber. Oder was Gebratenes.“

„O du mein! Gebratenes! I hab la Stück Fleisch gesehe, seit du weggemacht bischt.“

„Muß ich schauen, daß ich uns zum Sonntag einen Braten verschaff, he?“

Sie sicherte. „Hüt dich bloß vorm Wehland. Der ist dir ein Scharfer. Der Bäckerin Pantelmann ihren Buben hat er heut wieder eingelocht, zwei Tag vor seiner Hochzeit.“

„Was versteht son Teigass auch von Pulver und Blei? Hätt daheim bleiben sollen. Mich kriegt die Spürnas' nit ran.“

Er überzeugte sich durch einen Blick, daß der Holzladen vor dem Küchenfenster fest geschlossen war, reckte sich am Herd in die Höhe, griff in eine Höhlung hinter dem weit vorspringenden Rauchfang und zog eine Büchse hervor, die er sorgfältig zu prüfen begann. Dazwischen schweiften seine schwarzen Augen immer wieder hinüber zu der Frau, die barfuß, hemdärmelig am Herd stand. Liebkosend glitten sie über die weiche Linie des Halsansatzes, über die vollen, runden Arme, das Gesicht mit den firschroten Lippen, die aufgeregt plapperten, fragten:

„Bringscht auch brav Geld heim? Guck, dees is geschaidt. Ja, du bischt ein Geriebener.“

Er erzählte ihr einen und den andern Handel, auf den er sich etwas zu Gute that. Aber plötzlich brach er ab. Das Tuch auf dem Zottelhaar seiner Frau war ihm auf-

gefallen. Das kannte er nicht. Das war ja wohl ein ganz neues. Er griff danach.

„Woher hast das, Du?“ seine Stimme klang drohend.

„Was denn? Das Tüchel? — Ein Jud is durch den Ort gezogen mit allerlei Sach! dem hab i's abgekauft.“

„Abgekauft?“

„Ja, was meinst du denn? I hab mir Geld verdient in der Heumahd.“

„Kathel!“

Sie wurde böse. „Jesses noch ein! Was dann noch?“

Er nahm ihre beiden Handgelenke. Er drückte sie. — „Kathel! laß mich's nit denken! — Hör du! laß mich das Ein nit denken! — Ich pfeif auf die mehrsten Dinge, das is wahr. Aber etwas, Herrgott! etwas! muß der Mensch haben, woran er glaubt und was er lieb hat, sonst wird er zum Vieh. — Und das Eine, das bist du mir, Kathel. Wann ich denken müßt —“

Sie lachte ihr weiches, girrendes Lachen, hing sich an ihn, küßte ihn. „Was denn? Was denn? Hascht mal wieder bei Grappen? Ach, du Dummbag! Dich hab i gern, grad dich! Meinst leicht, i wär in die Einöd da mitgelaufe mit Einem, den i nu gern hätt? — Geh, geh du! Esß dein' Schmarren!“

Sie stellte die Pfanne auf den Tisch vor ihn. Sie setzte sich auf sein Knie, begann ihm ihr Gericht in den Mund zu stopfen.

„Muß i 'n flütern, meinen großen Buben! Weil i 'n nur endlich wiederhab. Schmedt's? — Nit? Doch nit? — Ja, freilich, du bischt ein Ledermaul geworde da haufe. Wart halt. Morgen kriegscht arg was Gutes.“

Sein Wildheit löste sich unter ihren Liebkosungen. Doch blieb er schwermütig, zweisehend.

„Es ist eine Sorg' mit euch Weibern. Ist hat's mich nachts vom Bett aufgerissen, wenn ich gedacht hab, daß — — Kathel! — Kathel!“ — Er schob den Teller zurück. Er preßte sie in seinen Armen. „Betrüg' mich nit! Das Tüchel —“

„Es ischt vom Juden. Ei freilich!“

„Schau, Kathel, mußt nit denken, weil ich ein Krüppel bin! Ich hab' Grüß' im Kopf,

ich weiß, wie die Welt läuft. Am Boden thut so einer wie ich nit kleben bleiben. Und — und seidene Kleider will ich dir kaufen und zwanzig Tücher, und Korallen und Perlen, eine goldene Kette, — was du magst, Rathel! — Geld, aber mein bist? mein allein?"

Er hob sie in seinen Armen auf mit einer Kraft, die man der zähen, unansehnlichen Gestalt nicht zugetraut hätte, trug sie in der Küche umher. „Du! du! du!“

Sie hatte die Arme um seinen Hals geschlungen, lachte.

„Jetzt wett' i, daß er mir was Extrafeines mitgebracht hat, der Mann?"

„Den Ede Gallach. Ist's nit genug?"

„Für die Rathel schon das Allerbest. Das weiß er halt, der Schlantel. Da kann er sein sein Geld sparen.“

Er vergrub sein Gesicht in ihrer Zottelmähne, sich um sich selbst drehend, während er sie wie ein Kind wiegte im Taumel seiner Zärtlichkeit.

Da trat sein zu kurzer Fuß auf etwas Hartes, Glattes. Fast wäre er gestürzt. Unsanft setzte er die Frau nieder.

„Was ist das?"

„Reicht ein Stückche Holzkohle?"

„Nein! S'ist härter.“

„Nachher wird's ein Steinche' sein. Laß, Ede. Geh, du machst dich ja dreßig.“

Er hatte das Ding aber schon aufgehoben. Er hielt es in den Strahl der kleinen Dellampe. Ein Hornknopf war es, wie sie die Forstleute an ihren Loppen tragen. Sein jahles Gesicht wurde grünlich. Die Faust ballte sich, suchte nach der Frau.

Die duckte sich geschmeidig, dem Schlag auszuweichen und das Rot zu verbergen, das ihr die bräunlichen Wangen färbte. Der Knopf, das war dumm.

„Wie kommt der daher?" zischte Gallach.

Sie antwortete nicht.

„Wie kommt der her?" wiederholte er. Seine Stimme schwoll zum Kreischen. „Auch vom Juden gelaufen, ja? — Sag's doch! Erzähl' mir doch eine Geschicht', du — du!" — Er fand das Wort nicht. Die Wut versetzte ihm den Atem. Er packte die Schulter der Frau, schüttelte sie.

Rathel hatte sich gefaßt. „Fress' mich nit auf, gelt! Bär, du! Soll i wisse, wie der schlechte Knopf da herein komme is! Willst mich leicht umbringe derethalb? Genier' dich nit! — So was! — So was! — Freilich, wann man eins nit mehr gern hat, nachher is alles bei ihm Sünd, — sogar ein alter Knopf, der zufällig auf'm Estrich liegt! —“

Sie warf sich auf den Stuhl, stemmte die Ellenbogen auf und den Kopf in die Hand. „Wann i denk', wie i mich gefreut hab', all' all die Wochen, daß der Mann mir heimkomme thät, und jetzt! Wer sollt's bloß wisse, wozu daß mer sich freut! — O mein! O mein!“

Sie fing an zu schluchzen. Sie wußte, er konnte es nicht hören. Durch ihr Schluchzen hatte sie es erreicht, daß er mit ihr zum Pfarrer ging und sie mitnahm an seinen Ort. Aber heut näherte er sich ihr nicht. Stumm, die Zähne aufeinander beißend, schob er den Knopf in seine Tasche, stülpte die Mütze auf, nahm sein Gewehr.

Zwischen den Fingern durchspielend, beobachtete sie ihn. Seine Vorbereitungen beunruhigten sie. Sie sprang auf, erhaschte seine Hand.

„Mann! Mann! Jesses! Wirst mich doch in der erschte Stund' nit schon wieder allein lasse wolle?!"

Er antwortete nicht.

Es drängte ihn sie an sich zu reißen, zu küssen. Zugleich fürchtete er sich davor. Er fühlte, daß er sie in dieser Stunde erwürgen müßte. Aber wenn sie dann still und schlaff lag, wenn er ihr girrendes Lachen nie mehr hören sollte, niemals mehr die Lichtfunken in den schwarzen Augen sehen, dann würde er verzweifeln.

Mit einem unartikulierten Laut, drohend wie das Knurren einer gereizten Bestie, riß er sich los und stolperte, die Thür zwischen sich und dem Weibe zuschlagend, hinaus in die Nacht.

Wirklich beunruhigt in ihrem Vogelhirnchen sah Frau Rathel hinter dem vors Fenster gehängten Kleiderrock weg ihm nach. Eigentlich hatte sie ihren Ede gern. Das Hinterhältige, stark Leidenschaftliche, Krank-

haste seiner Natur zog sie an, der Gegensatz zu ihrer gesunden Kraft und dem fröhlichen Leichtsinne in ihrem Blut. Wenn nur die langen Abwesenheiten nicht gewesen wären, und die Langelweile derteil! und die Eitelkeit, der die Liebe von solch einem vornehmen und strengen Herrn schmeichelte! — Sie seufzte. Schlau mußte sie sein und vorsichtig in der nächsten Zeit, sich ganz zurückhalten. Der Ede war einer, der das Gras wachsen hörte. Heimlich imponierte es ihr, daß er sie gleich in der ersten Stunde durchschaute. Es schärfte ihren Respekt vor ihm. Vielleicht war es gut, daß er sich den Zorn erst verließ. Um so leichter würde sie ihn versöhnen.

Ede Gallach rannte unterdessen die heimlichen Schlupfpfade entlang mitten durch das dichte Holz, in dem er sich bei Nacht auskannte wie am hellen Mittag. Schier lautlos glitt er hin, kaum ein Zweig knackte. Aber es war nur mechanisch, daß er die allgewohnten Vorsichtsmaßregeln beachtete. Seine Gedanken waren bei der Frau, ihrem neuen Tuch, dem Knopf, der in seiner Tasche steckend, ihn brannte wie eine glühende Kohle. — War es? War es nicht? Die beiden Möglichkeiten wirbelten wie zwei Feuerbälle in seinem Hirn durcheinander. Für nichts anderes blieb Raum.

Nach Stunden fand er sich doch im Hirschgraben unterhalb der Möbiuskappe wieder. Die Erschöpfung, der Hunger bewirkten bei seinem schwächlichen Körperbau ein ganz plötzliches Zusammenbrechen, eine Glauheit zum Umfallen. Und diese körperliche Schwäche führte auch die Krisis der seelischen Erregung herbei. Der Hitze folgte der Frost. Wo er stand, ließ er sich zu Boden fallen. Unterhalb der Möbiuskappe war's in einer Tannendickung, am Saum einer kleinen, kreisrunden Lichtung, über die das Wild zu wechseln liebte. Aber er dachte in diesem Augenblick nicht daran. Elend und matt dachte er, daß sein Verdacht wahrscheinlich Einbildung gewesen und er selbst ein Narr sei, weil er seine Glieder auf feuchter Erde ausstreckte, seinen Kopf in die stehenden Tannennadeln wühlte, statt daheim die Stirn an seines Weibes Schulter zu lehnen.

Aber er konnte sich nicht aufraffen. Schwindlig, zerschlagen lag er, während die Nacht vorrückte. Die Augen hielt er geschlossen. Als er sie aufschlug, brang die erste Morgendämmerung durch die Zweige. Die Lichtung vor ihm lag in zartem Grau. Einzelne Nebelstreifen quollen aus dem Boden, hingen reglos zwischen den grauschwarzen Wipfeln.

Jetzt ein leises Knacken. Es elektrifizierte Ede Gallach, machte ihn mit einem Schlage wach und kräftig. Vorsichtig faßte er die Büchse, spannte den Hahn, mit geschärftem Blick in den weißlichen Morgenschimmer laufend. Zwischen den Stämmen gegenüber trat ein junger Bock hervor. Langsam, sichernd zog er über die freie Strecke auf dreißig Schritte an dem Lauernden vorüber.

Der brückte ohne Besinnen ab. Zwei Säue; der Bock stürzte. Wie ein Marder wand Ede Gallach sich am Saum der Lichtung hin durch das Dickicht der Stelle zu, wo er verendet war. Ein beherder Sprung ins Freie. Er faßte seine Beute bei den Läusen, warf sie sich auf den Rücken. Stolz machte es ihn doch, daß er der Rathel also sein Wort auf der Stelle wahr machen konnte.

Da, ein Auf!

„Halt! Steh!“

Er fuhr zusammen.

Ein Flintenlauf im Anschlag tauchte aus dem Nebelstreif, ein grüner Jägerhut, ein langer Vollbart. Oberförster Weyland selbst! Verdammt! —

In seiner Aufregung hatte er sich nicht genügend gedeut. Was nun? — Verstohlen zuckte sein Hand nach der Büchse.

Es war ein elender Vorderlader, der einzige Lauf abgeschossen. Vielleicht konnte er doch seinen Rückzug damit decken. Ede Gallach war keiner, der sich verloren gab, so lange er Atem hatte.

„Nährst du dich“, schrie der Oberförster, der die Bewegung sah, „so schieß ich dich nieder, Hallunt“, elender!“

Immer das Gewehr im Anschlag trat er näher, alle Sinne gespannt. Es konnten Helfershelfer im Busch stecken und ihn aus dem Hinterhalt niederknallen. Dessen war er

sich klar bewußt. Aber Weyland kannte keine Furcht, wo die Pflicht gebot.

Jetzt ist er auf fünf Schritt heran. Die Luft wird schon sichtbar. In der Dichtung sind auf fünf Schritt die Züge eines Menschen genau erkennbar. Und plötzlich steht Weyland betroffen still.

Der ertappte Wilddieb ist Gallach! Gallach! — Das hat er nicht erwartet. Hundert Meilen hat er ihn fern geglaubt. Ein eigentümliches Frösteln läuft ihm durch die Glieder, in dem die Freude über seinen Fang erfriert. Wenn er diesen heut nicht gegriffen hätte, er könnt's verschmerzen. Der Mann der Frau, die er vor wenigen Stunden im Arm gehalten hat! Wie ein Baumstumpf reglos steht er vor ihm, das Gesicht fahl wie Asche, die Büchse zittert in der schlotternden Hand.

Weyland ist an abschafte Gesichter und schlotternde Glieder bei ertappten Wilddieben gewöhnt, nicht aber an Augen, die so unheimlich, mit so wahnsinniger Wildheit aus den blutlosen Zügen glühen wie diese. Und auf einen einzigen Punkt bohren sich diese Augen fest, reglos wie der Mann, dem sie gehören, und der an Flucht nicht mehr zu denken scheint. Nicht auf Weylands Gesicht sind sie gerichtet, nicht auf seinen gegen ihn erhobenen Flintenlauf, auf eine Stelle an seiner Brust, eine ganz bestimmte Stelle. Unwillkürlich greift des Oberförsters Hand dorthin. Nichts von Bedeutung. Ein Knopf hat da an seiner Joppe gefessen, heut Abend noch, als er von Haus ging. Der Knopf sitzt da nicht mehr.

Er giebt sich einen Ruck. Seine Pflicht muß der Mann thun. Und seine Pflicht ist, den überführten Wilddieb der Strafe zu überliefern.

„Büchse weg! — Hände vorstrecken,“ befiehlt er und zieht einen Strick aus der Tasche.

Gallach rührt sich nicht. Und immer noch stiert er mit Augen, die aus dem Kopf zu quellen drohen, auf die Stelle, wo der Knopf gefessen hat, der Hornknopf, und nun fehlt.

„Hören Sie nicht?“

Jetzt hebt sich Gallachs Hand, mit ausgestrecktem Zeigefinger deutend.

„Du also! du!“ Er knirscht es zwischen den Zähnen.

Weyland wird ungeduldig.

„Spielen Sie nicht den Narren. Gehorchen Sie.“

Aber sein Gefangener schlägt ein gelles Gelächter auf.

„Sie wollen mich ins Zuchthaus bringen? Sie! — wegen dem einen Reh da, das wild aufgewachsen ist im Wald, um das keiner sich gekümmert hat mit Pfleg' und Wartung und Müh, und — — und Lieb! — — Und was mir angetraut ist von dem Herrgott, den ihr Herren alleweil im Mund führt, was ich aufgelesen hab aus Elend und Not, und gehütet und gepflegt, — was mein is, mein, mein, mein allein auf der Welt! — das schützt mir kein Gesetz vor Euch Dieben?! — Ah —“

Weyland warf den Kopf in den Nacken.

„— Was soll mir das?“

„Was es Ihnen soll?“ Gallach fuhr mit der Hand hastig in die Tasche. Aber das Messer, das der Oberförster zu sehen erwartete, dessen Stoß zu parieren er sich bereite, kam nicht daraus zum Vorschein, ein runder Hornknopf nur. Den hielt die blaugeäderte, bebende Hand ihm vor die Augen.

„Kennen Sie den? — Da oben an Ihrer Brust, Herr Oberförster Weyland, hat er gefessen. Soll ich Ihnen sagen, wo ich ihn gefunden hab?“

Jetzt endlich begriff Weyland. Der wußte. Das war schlimm. Das war furchtbar. Gewaltig riss er sich doch zusammen. Der Dienst, die Pflicht! — Was zwischen ihm und jenem Mann lag, — er stand hier im Namen des Gesetzes. Und das Gesetz bleibt heilig, unantastbar, ob seine Organe auch menschlich fehlen.

„Das gehört nicht hierher“, sagte er rauh.

„Im Namen des Gesetzes! Gehorchen Sie.“

Gallach spie aus und schüttelte sein Gewehr.

„— Oberförster, — wenn noch ein Schuß in dem Ding wär, nit lebendig läßt du mir vom Fleck. — Ins Zuchthaus laß ich mich von einem wie du nit schicken. Und liegen thut mir am Leben auch nix mehr, dafür hast du gesorgt. Mitgehn thu ich nit. Du hast ja zwei Läu' geladen. Schieß mich nieder. Nachher



ist die Sach' begraben und — du hast die Frau. Wenn du mich anzeigst, schrei ich die Geschichte in die Welt hinaus, so lang ich Atem hab. Drum puß mich von rückwärts weg! Kriegst noch einen Orden von deiner Behörde dazu. — Was der Herrgott von dir denkt, wird dich ja wohl nit kümmern. — Da hast, was dein is. Und jetzt, knall los."

Er warf dem Oberförster den Knopf vor die Füße, wandte sich, Gewehr in der Hand, und ging langsam, Schritt für Schritt, dem Tannenbisdicht zu.

Eine Bewegung machte Weylands Hand, die Flinte zu heben, aber auf halbem Weg ließ er sie sinken. Auf seinen Gliedern lag es wie Lähmung, in seinen Ohren brauste es wie ein Meer. Vierzig Jahre in Pflicht und Ehren gelebt, in strenger Selbstzucht sich zügelnd, — und im vierzigsten überrumpelt der ererbte Tropfen von Leichtsinne, Lebenshunger im Blut all die erprobte Tugend, bringt den Oberförster Weyland dazu, von einem notorischen Lumpen das anhören zu müssen! — Und keine Antwort drauf zu finden, weil eine Stimme in seinem Innern ihm all diese Dinge sagt — und härtere noch.

Der ganze Bau seines Lebens bricht in diesem Augenblick in ihm zusammen, die unfehlbare Richtschnur seines Weges, die Pflicht, zerreißt ihm in der Hand. Zwei Sätze des Elenden haben das bewirkt: „Schieß mich tot, so hast du die Frau.“ — Nun hält die Furcht ihn gepackt, die entsehlliche Furcht vor sich selbst.

Die Gestalt des Wilderers taucht in das Tannendunkel, verschwindet.

Weyland steht reglos. Er weiß, es ist grobe Pflichtverletzung. Sein Dienstleid fordert, daß er den überführten Wildddieb zur Strafe bringt. Läßt er den einen laufen, so war es Frevel, die vielen, vielen andern ihrer Familie zu entreißen, ihrem Beruf, dem frischen, fröhlichen Leben — — Und doch, den Mann, dem er sein Bestes gestohlen hat, kann er nicht richten, er nicht!

Während der letzte Laut von Gallaachs Schritten verklingt, fährt er sich über die Stirn, auf der der Schweiß perlt trotz der Morgenkühle. „— Gott sei mir Sünder gnädig."

Von der Berglehne jetzt eilig tappende Schritte.

„Herr Oberförster! Herr Oberförster!"

Das ist Köhler.

Weyland rührt sich nicht.

„— Hallo! — Haben Sie den Wildddieb, Herr Oberförster?"

Den braunen Hund hinter sich, stürmt der Mann aus den Tannen.

Weyland wendet sich schwerfällig. „Wie? — Was?"

„Hier herum fiel der Schuß. Und — Straß' mich Gott! — Da liegt ja auch der Bod. So ein schwacher Bod! — Eine Schand' ist's! — Wo ist der Kerl?"

„Fort", sagt Weyland.

„Schodschwerenot! und in der dicken Luft konnte der Herr Oberförster ihn wohl nicht mal erkennen?"

Weyland wendet sich.

„Nehmen Sie den Bod auf. Kommen Sie."

Köhler betrachtet ihn von der Seite. Er kennt sich nicht aus. Der Wildddieb entkommen, — und sein Vorgesetzter flucht und wettet nicht. Das ist nie dagewesen.

Eine Weile gehen beide schweigend nebeneinander.

„Ich muß den Bericht aufsetzen," sagt Weyland einmal. Nichts weiter. Sein Gesicht ist ebern. Köhler wagt kein Wort.

Vor der Oberförsterei verabschiedet Weyland seinen Untergebenen. „Ich danke Ihnen, Köhler," sagt er sehr weich, — „für alles."

Dann geht er auf seine Stube, schließt seinen Schreibtisch auf, schreibt. Die Feder fliegt. Er weiß jetzt, was er zu thun hat. Einmal zuckt es schmerzlich um seine Mundwinkel, als er, ausblickend vor dem Fenster den Wald schaut, den zu pflegen seines Lebens Freude gewesen ist. Er wird keinen Wald mehr pflegen. Für den Beamten, der seine Pflicht verletzt hat, giebt es nur eins: Entlassung. Ob der Staat ihn entläßt, oder er sich selbst, das kommt auf eins heraus. Recht ist's so und Recht muß Recht bleiben. Mit fester Hand fügt er die Unterschrift unter sein Abschiedsgesuch. Er selbst trägt es zum Postkasten.



Als er zurückkommt, tritt er zu der alten Haushälterin.

„— Nun kannst du zu deinem Schwesterkind ziehen, Grete,“ sagt er. „Ich reise fort, aus Deutschland fort, — so weit, daß ich dich nicht mitnehmen kann.“ — —

Die Kaltenbrunner wunderten sich in diesen Tagen, daß die Kathel Gallach, entgegen ihrer Gewohnheit, nicht singend und lachend sich an den Hecken herumtrieb. Einige, die sie am Brunnen gesehen hatten, wußten zu erzählen,

sie habe vertweinte Augen gehabt und eine dicke Beule an der Stirn, und allgemein prophezeihte man, daß die Herrlichkeit zwischen dem Vogelhändler und seiner „Ausländischen“ am Anfang vom Ende angelangt sei.

Aber als in Lauterberg das Schießen gefeiert wurde, zog das Ehepaar wieder lustig und einträchtig miteinander zum Tanz, Kathel in einem neuen Spenzer, den Gallach ihr in Osterode gekauft hatte.



## Clara Viebig.

Von

Gertrud Bäumer.

Nachdruck verboten.

Es giebt so ein kleines, sentimentales Liedchen von dem blonden und dem braunen Knaben, die beide die Rose minnen. Der blonde schaut sie voll scheuer Verehrung von weitem an; sein zaghaftes Werben bleibt unbemerkt und unerwidert. Der braune schreitet frisch auf sie zu und bricht sie fed.

Das kleine Liedchen könnte zu einem Symbol werden für Clara Viebigs Verhältnis zu ihrer Kunst. Sie hat sie angegriffen, wie der braune Junge, fed und frisch. Mit leichten, raschen Schritten hat sie den Anstieg genommen, und es ist schon ein weithin sichtbarer Gipfel, auf dem sie nun steht. Und doch sind erst sieben Jahre vergangen, seit die ersten Eifelgeschichten von Clara Viebig erschienen. Eine erstaunlich reiche Produktion, die schon einen deutlich erkennbaren litterarischen Werdegang in sich verkörpert, ist den Eifelgeschichten gefolgt. Im Jahre 1895 und 1896 entstand außer den Novellen des Sammelbandes „Kinder der Eifel“ der Roman „Rheinlandsstöchter“, 1897 „Dilettanten des Lebens“ und vor „Tau und Tag“, drei in einem Bande vereinigte Novellen; 1898 „Es lebe die Kunst“, 1899 „Das Weibsdorf“, 1900 der Dienstmädchenroman „Das tägliche Brot“. In derselben Zeit entstandene Novellen sind in der Sammlung „Die Rosenkranzjungfer“ (1901) vereinigt. Das letzte Jahr brachte „Die Wacht am Rhein“, zweifellos die bedeutendste Leistung, die uns Clara Viebig bis jetzt geschenkt hat, und, was mehr sagen will, eine Leistung, die neue Perspektiven für ein weiteres Fortschreiten erschließt oder ahnen läßt.

Der dichterischen Entwicklung parallel geht ein Leben, das wenig Besonderes, in mancher Hinsicht sogar etwas Typisches hat. Clara Viebig ist 1860 als jüngste Tochter eines Oberregierungsrats in Trier geboren. Ihre Eltern entstammen der

Provinz Posen, einem alteingesessenen Gutsbefüßergeschlecht der Vater, einer Pastorenfamilie die Mutter. In Trier verlebte Clara Viebig ihre früheste Kindheit, in Düsseldorf, wohin ihr Vater dann versetzt wurde, ihre Schulzeit und ihre Jugend. Nach dem Tode des Vaters zog sie, 23jährig, mit ihrer Mutter nach Berlin. Sie besuchte die Hochschule für Musik, um sich im Gesang auszubilden. Ihre freie Zeit gehörte der alten Heimat, Trier und der Eifel, und der Heimat der Eltern in Posen. 1896 verheiratete sie sich mit dem Mitinhaber der Verlagsfirma Fontane, dem Buchhändler Cohn, und seit 1897 ist sie Mutter eines Knaben.

In der mit dem Kennwort „modern“ bezeichneten Frauenlitteratur steht Clara Viebig in gewissem Sinne isoliert da, isoliert vor allem als künstlerische Individualität. Die Frauendichtung der letzten Jahrzehnte — oder vielleicht richtiger des letzten Jahrzehnts — ist Problemdichtung. Aus der wurzeltiefen Erschütterung eines Kampfs, in dem das Wesen und die Bestimmung des Weibes zum Problem geworden war, ist sie geboren. Die ganze tiefe Zwiespältigkeit, die das Erwachen aus dem naiven Dahinleben zur Selbstkritik in die Seele der Frau zunächst tragen mußte, kommt in ihr zu Worte. Schwer hat der Gehalt von Leidenschaft und Schmerz, von drängendem Kraftgefühl und zukunftsfroher Begeisterung sich künstlerischen Massen gefügt. Die schmerzhafteste Intensität des Erlebens, das da nach Ausdruck rang, hat seine Schranken gesprengt, und fessellos ist die Kunde davon hinausgestutet, hinreißend groß und ursprünglich für alle, die diese Sprache verstanden — „Tendenzdichtung“ für den litterarischen Feinschmecker. Zu der heiteren Ruhe höchster, klassischer Objektivität ist die größte Vertreterin dieser Frauenlitteratur, Helene Böhlau, nicht gekommen. Aber auch wo nicht gerade eine „Tendenz“ dem Schaffen unserer modernen Schriftstellerinnen den Stempel ausdrückt, ist ihnen durchgehend ein reflektives, philosophisches Element eigen, das bewußt oder unbewußt im Mittelpunkt steht, von dem die gestaltenden Kräfte ausgehen oder in dem sie zusammenfließen. Man denke an die feine, stark gedanklich vertiefte Psychologie in der „Ma“ von Lou Andreas-Salomé, an Helene Böhlau, an die sinnende, nachdenkliche Weise der Ricarda Huch in der „Triumphgasse“ — ihre Menschen sind alle nicht um ihrer selbst willen da, sie verkörpern etwas gedanklich Erfasstes, ein Problem, ein psychisches Lebensgesetz, eine Wahrheit.

Das ist bei Clara Viebig anders. Wie das Kind Wände und Tische mit seinen Figuren bemalt aus reinem Darstellungstrieb, so erfäßt ihr Künstlertum Menschen und Schicksale, wo sie sich ihr darbieten, und gestaltet sie, ohne sie durch Elemente ihrer subjektiven Gedankenwelt umzuschmelzen, in ihrer vollen, konkreten, eindrucksvollen, eigenen Thatsächlichkeit. Das ist das Größte in Clara Viebig's Schaffen: diese durch keinerlei konventionellen Brauch beschränkte Erfassung der Wirklichkeit, die sie jedem künstlerischen Motiv entgegenbringt. Und wenn die Dichtung einer Lou Andreas, einer Ricarda Huch und Helene Böhlau die aus feinsten Geisteskultur sich ergebenden, komplizierten psychischen Probleme und Erlebnisse von Elitemenschen wiederzugeben berufen war, so zeichnet Clara Viebig mit markigen, sicheren Strichen die Vertreter der Tausende und Aber-tausende, die dem Volksleben, dem sozialen Leben seinen Charakter geben. Und darin beweist sie eine bisher vielleicht noch von keiner Frau erlangte Meisterschaft.





episodisch behandelt, so wäre vielleicht ein künstlerisches Gleichgewicht hergestellt, durch welches das Motiv ein Teil seiner Kraftheit verloren hätte.

Wenige Novellen des Bandes „Die Rosenkranzjungfer“ entnehmen ihren Stoff dem Landleben der Ostmarken. Die ungeheure Ebene, Grün in Gold, Gold in Grün, wenn der Sommertag darüber brütet, und die ungeheure Ebene, im Grau des dämmernden Novemberabends, wenn der Wind darüber schnauft „wie ein gefräßiger Hund über einen leeren Teller“; die Kinder dieser Ebene, die polnischen Landleute, im dumpfen Bann ihrer hilflosen Unwissenheit, und in der naiven Lust ihrer starken Instinkte: sie weiß die Lebenseinheit der beiden ebenso tief innerlich zu erfassen und so plastisch wieder zu geben, wie die der Eifelberge und Wälder mit ihren leichtblütigen Bewohnern.

Als ein drittes Gebiet schließlich erscheint das Berliner Hinterhaus- und Gemüsekellerleben in dem großen Dienstmädchenroman „das tägliche Brot“ und in einer Reihe von Novellen, die zu den besten Leistungen der Künstlerin gehören. Von fabelhafter sozial-psychologischer Echtheit ist diese Familie Reschke in ihrem Gemüsekeller, in ihrer flachen, dreisten, unverblümt materiellen Lebensbetrachtung, wie sie der Kampf ums Dasein und die großstädtische Demi-Kultur lehren. Und wie sich Clara Viebig hineingefühlt hat in das Denken und Erleben ihrer Heldin, des armen, gutmütigen, hilflosen Landkindes mit den rührend einfachen, unerschütterlichen Begriffen von Pflicht und Recht, von Wert und Unwert, das dem Leben, in das sie ahnungslos hineingegangen, so garnicht gewachsen ist, und es doch schließlich besiegt. Da ist nirgend etwas Stilisiertes oder Karikiertes, jede Situation erhält durch immer neue bezeichnende kleine Züge, die der Verfasserin in unerschöpflicher Fülle zu Gebote stehen, ihr wunderbar eindringliches, lebendiges Wirklichkeitsgepräge. Was könnte bezeichnender sein als die Rede von Mutter Reschke, als sie, heruntergekommen und verschuldet, den Keller verlassen müssen:

„Ne, id wer mer so leicht nich anderswo finden, hier war id nu so jehöhnt! Ach Jotte doch, all meine scheensten Erinnerungen! Weeste noch, Vater? Siehste, hier is de Nixe, wo mich mal zehn Mark rinjekullert sind — ob se noch drinne liegen?! Und da nebenan hatt' id de Jans zu sitzen! Weeste noch? Zwanzig Pfund, eenfach jrohartig! So fett is mich nie keene nich mehr jeworden!“

Und so vieles andere: der Abschied der Mine von dem heimischen Dorf, ihre Hochzeit mit dem durch den Ehrgeiz der Mutter verpfuschten Sohn des Gemüsekellers, die dreiste Berliner Range mit ihren bedenklichen Talenten und ihrer altklugen Sinnlichkeit; und alle die Hinterwohnungs- und Hintertreppenscenen, die da in bunter Lebendigkeit vor uns aufgerollt werden.

\* \* \*

Clara Viebig ist keine Tendenzschriftstellerin. Vielseitig und mannichfaltig, wie das wirkliche Leben ist, giebt ihre Kunst es wieder, in reiner Gegenständlichkeit. Wo ihre Darstellung eine gedankliche Pointe erhält, da ist es ein gewisser bewusster Realismus, der diese Pointe hineinlegt, da ergreift die Schriftstellerin zur Verkündigung ihres eigenen prononcierten, unbeirrten Wirklichkeitssinnes das Wort: So ist die Welt. Ganz anders als die konventionelle Phrase sie hinstellt. Viel stärker, viel ausschließlicher bestimmt von elementaren Trieben und Instinkten, als die gedankenblasse Schulweisheit sich's träumen läßt.



Aus diesem Nebeneinander von gefühlvoller Illusion und sentimentaler Phrase auf der einen und der nackten Wirklichkeit auf der andern Seite erwächst der Humor in Clara Viebigs Zeichnungen. Ein derb-kräftiger Humor mit einer mehr oder weniger scharfen ironischen Beimischung. Aus diesem ironischen Realismus sind die beiden Skizzen „Hinter Mauern“ und „Der Sonnenbruder“ geschaffen. Von welcher wunderbarer Plastik ist diese mit ganz wenigen Strichen gegebene Scene: „Die aufgeschossene klägliche Gestalt der Strafgefangenen im ausgewaschenen Rock, mit geschwollenen Füßen, tiefe, eingegrabene Runen um den schlaffen Mund,“ und die beiden Wohlthätigkeitsdamen mit den erbaulichen Reden und dem frommen Eifer für ihre „Rettung“, mit den naiven pharisäischen Versuchen, sie „sittlich-religiös“ zu beeinflussen:

„Christine Müller, geben Sie mir Ihre Hand!“

Das Mädchen regte sich nicht.

„Gieb die Hand, mein Kind,“ mahnte sanft der Geistliche.

„So gieb doch,“ ermunterte die Aufseherin. „Gieb schonst!“

Keine Bewegung.

„Na, wird's bald?! Du — Müller! Ich rate Dich! Na, bald!“

Langsam hob sich die magere Hand aus den harten Falten des Leinenrockes.

Und dann der ironisch-überlegene Skeptizismus der Aufseherin hinter den abziehenden Damen her:

„Wat die klooben! De Müllern wird zu ihnen kommen —?! Hahaha! Wenn se rauskommt, einfach laufen jelaassen. Da is doch keen Halten. Was se nu noch perziert haben, ob se man blos jestohlen haben oder ob se uf de Straße 'rumjeludert sind — alles eene Wische! De Kaze läßt bet Mausen nich. Ich kenne doch meine Mädchens!“

Denselben Charakter trägt die köstliche Schilderung des Sonnenbruders, den die Sehnsucht nach der grüngestrichenen Bank im Friedrichshain die Vorsicht vor der Polizei, die ihn zur Dienstübung einziehen will, vergessen läßt.

„Und so saß er denn wieder auf dem Lieblingsplatz, streckte behaglich die Beine weit von sich in den Sand, vergrub die Hände in die Hosentaschen, hatte die Mütze tief über die Augen gerückt und ließ sich's warm über den Buckel und in den Magen rieseln. Unbeweglich saß er, wie eine Figur aus dem Panoptikum; er lauschte dem Gesang der Vögel, die am großen Froschteich in den Büschen jubilierten. Freundlich von der Sonne beschienen, fand ihn die Polizei.“

Und die feine Ironie in der Schilderung des ganzen Apparats von amtlicher Pflichterfüllung und Fachgelehrsamkeit, von feierlichen Ceremonien und frommpatriotischen Phrasen, der in Bewegung gesetzt wird, als Ode Papeczynski ein paar Tage nach der Einziehung am Delirium stirbt!

Zuweilen liegt dieser Gegensatz von Konvention und Wirklichkeit auch nur unausgesprochen im Grunde, jene ironische Nuance über das Ganze verbreitend. Die Welt des konventionellen Scheins steht gewissermaßen unsichtbar hinter der hüllenlosen, rein elementaren, die geschildert wird, ihr dennoch zur Folie dienend und die Farbewirkung mitbestimmend, wie in der Skizze „Zendrok und Michalina“, „Im Nebel“ und häufig in Episoden der größeren Werke.

Und dann wieder verschärft sich die Wirkung dieses Gegensatzes zur tragischen, grausamen Dissonanz: die Susanne in „Wer die Götter lieben“, die so dürstet nach dem Leben, seiner goldenen Tiefe und seiner schmeichelnden Weichheit, und doch so einsam ist und den Tod im Herzen trägt, die doch qualvoll scheiden muß, ehe das Leben

ihr sehnüchtes „Gesam, thu dich auf“ erhört hat; oder die „Rosenkranzjungfer“ am Bett des sterbenden jungen Bauers, der sie liebt, heiß, glühend, bis zum letzten Atemzug, trotz seines Weibes, die Rosenkranzjungfer, die schönste und frommste von den zwölf tugendhaften Jungfrauen im Dorf, rein an Leib und Seele, die man ruft, wenn eine Seele abscheiden will, damit ihr Gebet sie gen Himmel trage.

\* \* \*

Clara Viebig ist keine Tendenzschriftstellerin; am wenigsten wird man sie zu denen rechnen, die das „neue Weib“ proklamieren. Und doch, man könnte es fast a priori behaupten, wenn man ihre künstlerische Kraft und Eigenart und ihren Lebensgang zusammen anschaut: sie kann nicht unberührt geblieben sein von allem, was wahr ist in der Phrase vom „neuen Weib“; sie muß an die Schranken gestoßen sein, die das Mädchen „aus guter Familie“ in der Entfaltung ihrer Persönlichkeit hindern; auch in ihrer Entwicklung muß das Ringen um den vollen Lebensinhalt, den die Welt der Frau noch so selten zugestehen mag, eine Rolle gespielt haben.

Daß das so ist, davon tragen drei ihrer Romane die Spuren: die „Rheinlandstöchter“, „Dilettanten des Lebens“ und „Es lebe die Kunst“. Sie sind zweifellos voll persönlichster Züge, wohl noch unmittelbarer persönlich, als etwa Helene Böhlau oder Gabriele Reuter Eigenes verarbeiten. Deshalb noch unmittelbarer, weil Clara Viebigs Auge Inhalt und Erscheinung, Psychisches und Äußeres von vornherein in so untrennbarer Einheit auffaßt, daß sie diese Einheit gewiß oft unverändert festgehalten hat. Ein eifriger Feuilleton-Prokurist fände in diesen Büchern Stoff genug für manche „interessante“ Interviewfrage. Aber es scheint fast, als sähe Clara Viebig klarer und plastischer, als fügten sich ihr Gestalten und Verhältnisse leichter, je objektiver, persönlich unbeteiligter sie ihnen gegenübersteht. Das wäre bei der Eigenart ihres Schaffens nicht unbegreiflich. Eine gewisse Uneinheitlichkeit der Komposition, bei der die Entwicklung zuweilen durch unorganische, konstruierte Phasen hindurch und zum Abschluß geführt wird, tritt in den „Dilettanten des Lebens“ noch stärker hervor als in dem Erstlingsroman „Die Rheinlandstöchter“. Kräftigere Gestaltung zeigt der jüngste der drei: „Es lebe die Kunst“.

Man hat die „Rheinlandstöchter“ auf den Eindruck von Gabriele Reuters „Aus guter Familie“ zurückgeführt. Hatte man auch mit dieser Vermutung unrecht, so ist sie doch ein Beweis, wie sehr auch in den Rheinlandstöchtern diese typischen Konflikte des Mädchens „Aus guter Familie“ im Mittelpunkt stehen. Auch in dem zweiten Roman liegt ein wenig von diesem Kampf; in „Es lebe die Kunst“ erscheint er vertieft in dem Ringen der Frau um die Ganzheit, die Vollendung ihrer künstlerischen Persönlichkeit. Aber das Ziel dieses Ringens ist mehr Anerkennung gegenüber litterarischem Claquewesen, Selbstbewußtsein gegenüber verständnisloser Kritik; er erscheint fast äußerlich, hält man etwa die rührende Gestalt des „Seelchens“ in Helene Böhlaus Rangierbahnhof daneben in dem verzehrenden, atemlosen Anstürmen ihres Willens und ihrer Sehnsucht gegen ihre versagende Kraft.

Den Bollgehalt des Lebens, um den eine enge Konvention die Frau betrügt — in einer Richtung vor allem fordern Clara Viebigs Frauen, ihn brunnentief ausschöpfen zu dürfen: in ihrem Weibsein selbst, in Liebe und Mutterschaft. Es liegt

etwas von dem schon hervorgehobenen oppositionellen Nachdruck, den Clara Viebig überhaupt auf das Wirkliche legt, auch in ihrer starken Betonung des Elementaren, Instinktiven, Triebartigen in dem Fühlen der Frau — des Weibes — für Mann und Kind. In einer ganzen Reihe von Gestalten ist dieser elementare Liebesdrang lebendig geworden. In seiner tief im Wesen des Weibes wurzelnden Gewalt, durch Kultur und Konvention vielleicht in seinen Äußerungen verkümmert, aber in seinem Wesen unererschüttert, schafft er die ursprüngliche, heilige Gemeinsamkeit der Frauen aller Lebenskreise, schafft er den ewigen Typus Weib, dessen Reinheit alle Kraft und alle Größe der Weibnatur umfaßt: wenn Clara Viebigs Frauen das Evangelium, das in ihnen lebt, verkünden wollten, so würde es lauten. Aber sie predigen nicht, sie leben nur: die Bese in den Rheinlandsstöckern und die Zeiß im Weiberdorf in ihrer derben, sprühenden, selbstbewußt-leichtfertigen, ungebrochenen Sinnlichkeit, die Konfektionsnäherin in der Skizze „Frühlingschauer“, die Trude in „das tägliche Brot“ und viele andere, die all die unerfüllte Sehnsucht ihrer Schattenexistenz in der Großstadt in weicherem, fast traurigem Licht erscheinen läßt. Und schließlich derselbe gewaltige, Leben spendende und Leben verzehrende Drang in den Mädchen „aus guter Familie“, in der Irene aus „Vor Tau und Tag“, in der Heldin der „Rheinlandsstöcker“, in der Helene der weichen kleinen Skizze „eine Melodie“.

Gewaltiger aber noch, unbezwinglicher als die Liebe zum Mann ist im Weibe die Mutterliebe. In voller elementarer Sieghaftigkeit und zugleich in der dämonischen, unwiderstehlichen Gewalt einer Naturkraft zeigt Clara Viebig sie an den Frauen des Volks. In der „Rosenkranzjungfer“ ist eine kleine Skizze „Die Mutter“, in der dieses Muttersein in seinem ursprünglichsten Inhalt, seiner kreatürlichsten Eigenart erfasst wird. Zu den Kindern der Gifel gehört die Barbara Holzer, die Mutterangst zur Mörderin macht. — Clara Viebig hat dieselbe Geschichte noch einmal und mit noch stärkerer Betonung dieses einen Zuges, dramatisch bearbeitet. — Einen weicheren, geistigeren Ausdruck findet die Mutter in dem Dienstmädchenroman „Das tägliche Brot“. Es sind alles häßliche, hart gearbeitete, grob geartete Weiber, über die dann die Mutterschaft ihren verklärenden, mildernden, Leben und Glück atmenden Schimmer ausgießt.

Der Kraft und dem Wagemut der Liebe und des Mutterempfindens in den Frauen der Viebig'schen Dichtung, einer Liebe, die sich als das selbstverständlich lebens- und erfüllungsberechtigte weiß, die keiner äußeren Gewalt sich ergiebt, steht fast immer die egoistische Schwäche eines Mannes gegenüber, der dem Kampf für seine Liebe aus dem Wege gehen möchte, der den Verhältnissen ein minder starkes Wollen entgegenzusetzen hat, der sich ihnen gegenüber machtloser, abhängiger fühlt, der ohne weiteres sein Glück seiner Bequemlichkeit opfern würde. So der „schöne Lorenz“ in der Barbara Holzer, der Arthur in „Das tägliche Brot“, der Held der Titelnovelle in „Vor Tau und Tag“ und der Geliebte von Nelba Dallmer in den Rheinlandsstöckern: die Gestalt eines solchen Mannes ist wie die des neben ihm stehenden opfermütig liebenden Weibes Clara Viebig zum Typus geworden. Das ist ihr, gewiß unwillkürlich und ohne das heiße Pathos der Helene Böhlau gespendeter, Beitrag zu dem vielschichtigen, einmütigen Zeugnis von der Tatsache des „neuen Weibes“.

Von Clara Viebig's letztem Roman ist bis jetzt nicht gesprochen worden. Er verdient, aus der Reihe der übrigen herausgehoben zu werden, denn er ist in mehr als einer Hinsicht ein Facit, ein Ziel, ein Abschluß. Die „Wacht am Rhein“<sup>1)</sup> ist ein historischer Roman großen Stils, er umfaßt — nun nicht mehr wie „Das tägliche Brot“ oder das „Weiberdorf“ einen Ausschnitt, sondern ein abgeschlossenes Bild aus dem Volksleben mit einer großen nationalen Perspektive. Die Personen- und Familiengeschichte wird nur zum Krystallisationspunkt für Stammeskämpfe, soziale Entwicklungen, nationale Geschehnisse und Bewegungen. Und schon damit ist Clara Viebig in diesem neuen Roman über die Grenzen der früheren gewaltig hinausgewachsen. Eine Fülle neuer Gedanken und Kräfte, neuer mitbestimmender psychologischer Faktoren und neuer Beziehungen waren zur künstlerischen Einheit zu verarbeiten. Und Clara Viebig hat den neuen Aufgaben, die ihr daraus erwuchsen, in glänzender Weise entsprochen. Ihr Wirklichkeitsinn, der sie zur Sozialpsychologin machte, hat ihr auch eine Vergangenheit in der ungetrübten und unverwischten Eigenart ihrer zeitlichen und örtlichen Bestimmtheit erschlossen. Aus einer Fülle von wahrhaft künstlerisch erfaßten und verwerteten Studien über die tausend Einzelheiten, die einem Zeitbilde das Bezeichnende und Lebendige geben, gewinnt Clara Viebig Formen und Farben für ihre Darstellung der Düsseldorfer Vergangenheit von den vierziger Jahren bis zum deutsch-französischen Kriege. In großen concentrischen Kreisen erweitert sich das Familien- zum Volksbild. In dem Feldwebel Nink und seiner Trina ist der Gegensatz des fast fanatischen preussischen Pflichtbewußtseins und der rheinischen bequemen Leichtlebigkeit personifiziert; durch die Kaserne und den „bunten Vogel“, das Vaterhaus der „Trina“, findet dieser Gegensatz seinen sprechenden Ausdruck in der Färbung des Milieus; in dem Kampf der 48er Tage wird er zum Konflikt der Stämme, der erst in dem Sturm des siebenziger Krieges durch den nationalen Gedanken überwunden wird. Meisterhaft ist bis in die kleinsten Einzelheiten des Dialekts und der Redewendungen, bis in die feinsten Züge der Lokalschilderung und der Charakteristik der Personen dieses rheinische Wesen geschildert, bei dem sich's so leicht leben läßt, und die Verschmelzung dieses Stammescharakters mit individueller Eigenart ist überall vollkommen gelungen. Eine ganz besondere Kunst zeigt die Massenpsychologie, die Wiedergabe von Volksstimmungen, von dem Eindruck großer Ereignisse auf die Tausende — die überall passend und merkwürdig eindrucksvoll und lebendig, in der Schilderung der Tage von 1870 aber geradezu hinreißend wirkt.

„Die Wacht am Rhein“ steht am Ende eines Werdegangs. Der aesthetisch gesunde, aber, wie wir gesehen haben, nicht ganz tendenzfreie Realismus, den Clara Viebig für ihre Dichtung mitbrachte, hat hier die letzte Spur jenes oppositionellen Zuges, aus dem das Weiberdorf hervorging, abgestreift und sich zur reinen, objektiven Erfassung des Volkslebens in seiner Ganzheit und Allseitigkeit geläutert. Und nun dürfen wir doppelt begierig sein, was die noch jugendfrische, reiche Kraft der Künstlerin uns Neues schenken wird.

<sup>1)</sup> Sämtliche Schriften von Clara Viebig sind erschienen im Verlag von F. Fontane u. Co., Berlin W.







der Gynäkologe Tullio Rossi-Doria und der sogenannte „superuomo“, der berühmte Gabriele d'Annunzio, — freilich alle dem Sozialismus ideell verwandt oder befreundet — begrüßten den Entwurf als den Grundstein zu einer neuen Ära.

Und die Frauenrechtlerinnen des Landes? Auch sie standen, soweit ihre Zugehörigkeit zu einer der demokratischen Parteien, zumal zur sozialistischen, ihnen nicht von vornherein ihren Standpunkt anwies (was wohl bei  $\frac{2}{10}$  von ihnen der Fall sein mochte), ebenfalls fast durchweg auf Seiten des Entwurfs Turati-Kuliscioff.

Aber wenn auch die Schaffung eines Gesetzes für den Frauenschutz an und für sich nirgendwo Gegner hatte, so war doch die Schar derer sehr beträchtlich, die ihren sozialen Pflichten zu genügen glaubten, wenn sie für den Regierungsentwurf stimmten. Daneben standen andere, die den eingeschlagenen Weg selber nicht für den richtigen hielten. Zu den ersteren gehörte fast die gesamte Rechte und das Centrum, fast die gesamten Stände der Fabrikherren und Grundbesitzer. Andere Gegner des Frauenschutzgesetzes befanden sich aber im sozialistischen Lager selbst. Es waren dies zwar nur wenige, aber desto gewichtigere Namen, Namen, die gerade in der wissenschaftlichen Welt den besten Klang haben: nämlich der Kriminalist und Professor an der Universität Rom, Enrico Ferri, der Professor Romeo Soldi und die bekannte Tochter ihres berühmten Vaters, die dottoressa Gina Lombroso-Ferrero. Diese setzten mit ihrer Kritik zwar erst ganz kurz vor der Lesung des Gesetzes ein — hatte doch Ferri als Deputierter den eingereichten Entwurf selber mit unterzeichnet —, aber ihre Stimme genügte, um die konservativen Gegner frohlocken zu lassen.

Es dürfte vielleicht interessant sein, das Für und Wider, wie es bei dieser Gelegenheit in Italien geltend gemacht wurde, in kurzen Strichen zu erörtern.

Was zunächst diejenigen betrifft, welche man als Väter des Gesetzes bezeichnen könnte, Filippo Turati und Anna Kuliscioff, so ging ersterer als Nationalökonom von dem Grundsatz aus, daß die Schmutzkonkurrenz der Frau die Gesamtlöhne herunterziehen müsse, und daß allein aus dem Grunde schon die Frau in ihrer Konkurrenzfähigkeit thunlichst zu beschneiden sei<sup>1)</sup>, während letztere als praktische Ärztin durch die übermäßige Arbeit der Frau „das einzige Erbteil“ des weiblichen Proletariats bedroht sah, nämlich Gesundheit und Lebenskraft.<sup>2)</sup>

Auch die anderen Verfechter des Frauenschutzes ließen sich leicht in Hygieniker und Volkswirtschaftler trennen. Als der wichtigste unter den ersteren ragt der schon genannte Angelo Celli hervor. Ihm steht die Volksgesundheit in erster Linie. Die wirtschaftliche Seite der Frage geht ihn nichts an. Ihm ist das Schutzgesetz zumal deshalb erstrebenswert, weil es allein ermöglicht, einer Massenverschlechterung vorzubeugen, wie sie unbedingt entstehen muß, wenn, wie das heute so oft vorkommt, zwei erschöpfte, mit Gewerbskrankheiten belastete Menschen einander paaren. „Die Zukunft gehört nur den physisch starken Völkern“, ist sein Wahlspruch. Er bewies statistisch, daß die mehr oder minder starke Kränklichkeit und Sterblichkeit der neugeborenen Kinder in mathematischem Zusammenhang stehe zu der mehr oder minder harten Arbeit der Mütter während der Schwangerschaft.

Mit Celli Schulter an Schulter, aber doch mehr eine andere Seite der Frage betonend, steht der Sozialist und jugendliche Professor an der Universität Rom, Tullio Rossi-Doria. Er kämpft vor allen Dingen darum, die Frau dem Haushalt wiederzugeben. Das Leitmotiv all seiner Auseinandersetzungen ist das alte Thema: Die Frau gehört ins Haus. Soviel Nichtiges auch sicherlich in seinen Ansichten steckt, es haftet ihnen ein unmoderner sentimentaler Zug an. Er erinnert oft selbst an Laura Marholm, so z. B. wenn er als den Hauptzweck des Frauenschutzes folgendes angiebt: „Wir dürfen nicht kämpfen für die Rechte der unverheirateten Frau, nicht um der Frau die Mittel an die Hand zu geben, ohne den Mann auszukommen, denn das wäre wider alle Naturgesetze gehandelt! sondern wir müssen Kämpfer sein für die Rechte der Species und für die Rechte der Frau in ihrem wahren

<sup>1)</sup> S. u. a. Filippo Turati, „Le 8 Ore di Lavoro“, Milano 1897, 4. ediz. p. 8.

<sup>2)</sup> Anna Kuliscioff, loco cit.



Umstand zu suchen sein, daß die Arbeitszeit staatlich verkürzt wird, ohne daß — wie das bei einer durch Arbeitsausstände durchgesetzten Verkürzung der Fall sein würde — den „geschützten“ Frauen gleichzeitig mindestens derselbe Lohn garantiert wird, welchen sie vor Inkrafttreten des Gesetzes erhielten. Allerdings hat sich bisher fast überall praktisch erwiesen, daß die Löhne durch den Eintritt des Frauenschutzes nur selten gesunken sind, sich in vielen Fällen aber sogar erhöht haben. — Dennoch wird man theoretisch Ferri unbedingt beistimmen müssen, daß der Stempel des Staatlichen, welcher den Schutzgesetzen anhaftet, zweifellos seine Nachteile hat. Aber andererseits wird man doch nicht umhin können zuzugeben, daß die allgemeine Giltigkeit und die Schnelligkeit der Ausführung Vorteile des Gesetzes sind, gegen welche ein Druck von unten, mittelst Organisation und Ausständen — und mögen diese auch so trefflich geleitet werden wie in Italien — nicht ankam. Ich glaube, die Praxis schlägt in dieser Frage die Theorie schließlich doch um ein Beträchtliches.

Sehr viel weniger stichhaltig noch dürften sich, meines Erachtens, diejenigen Gründe erweisen, welche von Seiten der konservativen Parteien gegen den Entwurf T.-K. ins Feld geführt wurden. Die Industriellen Crespi (Centrum) und Gavazzi, der Großgrundbesitzer Sommi-Picenardi und selbst der radikale Fabrikbesitzer Gussoni sprachen die Befürchtung aus, daß die junge italienische Industrie durch die gesetzlich vollzogene Verminderung der Arbeitskräfte Schaden erleiden würde. Als ob Italien, von wo jährlich über 400 000 Menschen wegen Verdienstlosigkeit auswandern, in absehbarer Zeit jemals Mangel an Fäusten haben könnte! —

Ungeachtet aller akademischen Erörterungen setzte die Mailänder Gruppe, Turati, die Kuliscioff, die beiden Cabrini, Carlo Vezzani, Luigi Maino, welche die offizielle Zustimmung der gesamten Partei erhalten hatten und hinter denen auch die überwiegende Mehrheit des Volkes stand, ihre Propaganda unentwegt fort, ausgezeichnet dabei unterstützt von Leonida Bissolati und dem seiner Leitung anvertrauten „Avanti!“

Den Gipfel erreichte diese Propaganda, — nach der von den belgischen Sozialisten inszenierten Agitation zur Erreichung des allgemeinen gleichen Stimmrechts sicherlich seit mehreren Jahren die großartigste innerhalb dieser internationalen Partei, — aber erst im Frühling 1902, wo auf Anregung Angiolo Cabrini's, an einem Tage, dem 23. Februar, in mehr als 300 Städten und Dörfern Italiens Volksversammlungen, sogenannte Comizi, abgehalten wurden, in welchen über 500 Redner und Rednerinnen unter ungeheurer Begeisterung des arbeitenden Volkes und der in seine Ideentreise zum Teil hineingezogenen studierten Stände die in dem Entwurf Turati-Kuliscioff begründeten Forderungen auseinandersetzten. Diese Comizi, welche trotz alles Enthusiasmus in durchaus ruhiger und geordneter Weise verliefen, bedeuteten zugleich aber auch ein unverhohlenes Misstrauensvotum, welches die Volksparteien oder richtiger gesagt, das Volk, derselben Regierung ausdrückten, die ja eben selbst zu demselben Ziele einen Entwurf ausgearbeitet hatte. Der 23. Februar war zu einem Fest geworden, an dem Männer aller Berufsclassen unter der Führung einer neuen Weltanschauung der Frauenfrage und einem, wenn auch winzigen Teil ihrer Lösung nähergetreten waren, ein Volksfest, in welchem bei rauschender Musik und flatternden Fahnen die Vereinigung von Proletariat und Sozialreform besiegelt wurde.

Der Tag war auf den letzten Sonntag vor Wiedereröffnung der Kammer gelegt worden. Die „Trecento Comizi“ sollten also eine PreSSION ausüben und der Regierung zeigen, das Volk „wolle endlich Thaten sehen und sich nicht mehr mit bloßem Gerede begnügen“.<sup>1)</sup>

Dieses Ziel wurde auch insofern erreicht, als das Frauenschutzgesetz sofort auf die Tagesordnung kam. In den Tagen vom 18. bis 23. März wurden alle 3 Entwürfe (zu dem von Turati-Kuliscioff und dem der Regierung war in letzter Zeit noch eine Art von Kompromißentwurf der Kammerkommission getreten) unter heftigen Kämpfen vom Parlament durchberaten.

<sup>1)</sup> Angiolo Cabrini: „L'Agitazione per le Leggi Sociali“ im Avanti! Nr. 1830.



Am trefflichsten sind die hygienischen Bestimmungen, wahrscheinlich kraft des auf die Kammer ausgeübten moralischen Druckes seitens berühmter medizinischer Kapazitäten, allen voran Angelo Celli's.

Die Unternehmer und deren Stellvertreter und Unterbeamten, welche Frauen und minderjährige Kinder beschäftigen, sind gesetzlich verpflichtet, sowohl in den Arbeitsräumen als in allen dazu gehörigen Nebenträumen wie auch in den Schlafzimmern und den eigens zum Stillen der Säuglinge einzurichtenden Kammern alle für eine wirksame Hygiene, Sicherheit und Moralität erforderlichen Maßregeln vorzunehmen. In allen Fabriken, in welchen sich Frauen befinden, muß es den Müttern unter ihnen gestattet sein, ihre Kleinen zu nähren, und zwar ist hierzu entweder ein besonderes mit den Arbeitsräumen verbundenes Zimmer herzurichten oder es ist ihnen in von der Fabrikordnung festzusetzenden Stunden zu gestatten, zu dem Zwecke die Fabrik zu verlassen. In denjenigen Fabriken, in welchen aber über 50 Frauen arbeiten, muß eine Nährstube eingerichtet werden. In allen Fällen ist die zum Säugen erforderliche Zeit in die gesetzlich bestimmte Ruhezeit nicht mit einbegriffen, sodaß die Mütter auch für sich selbst genügende Ruhepausen zur Verfügung haben<sup>1)</sup>.

Zur Überwachung dieses Gesetzes werden staatlich besoldete Fabrikinspektoren ernannt werden. Die Übertretung des Gesetzes hat Strafen zur Folge, die für die Unternehmer auf 50—500, für die Arbeiterinnen bzw. deren Eltern auf 5—25 Lire festgesetzt wurden. — Die sozialistische Forderung, auch Frauen als Aufsichtsbeamte anzustellen, wie solche bereits in England, Frankreich, Amerika, Deutschland u. s. w. existieren, blieb also leider unerfüllt. Auch hatte Luigi Maino trotz seiner glänzenden Rede es nicht durchzusetzen vermocht, daß der Unternehmer ganz allein für jede Übertretung des Gesetzes haftbar gemacht werde.

Das ist also das neue italienische Frauen- und Kinderschutzgesetz! Seine Kritik ist, glaube ich, durch den sozialistischen Entwurf allein gegeben. Es ist ziemlich gleichlautend mit dem Entwurf der Kammerkommission, nur an einigen Stellen ist es nicht unwesentlich verbessert. Im ganzen steht es wohl dem Entwurf Turati-Kuliscioff immerhin näher als dem des Ministers Carcano. Wenn man bedenkt, daß den Parteimännern der frauenfreundlichen Linken 19 Prozent Stimmen in der Kammer zur Verfügung stehen, während die mehr oder weniger reaktionäre Rechte über 81 Prozent Stimmen verfügt, so glaube ich wohl nicht fehlzugehen, wenn ich das Zustandekommen dieses Gesetzes als einen entschiedenen moralischen Sieg der ersteren bezeichne. Freilich wäre dieser Sieg vielleicht doch noch durchschlagender gewesen, wenn nicht ein großer Teil der sozialistischen Abgeordneten, teils wegen Krankheit, teils wegen Armut — auch in Italien hat man bis jetzt noch stets um Diätengelder gekämpft! — teils aber auch leider wegen Mangel an Interesse an diesem Gesetz der Abstimmung fern geblieben wären, was in weiten Kreisen einen schlechten Eindruck machte.

Das Gesetz kam also mit 186 Stimmen gegen 50 — die Stimmen der Konservativen — durch. Es bedarf nun freilich noch der Bestätigung der sog. „Capua borghese“<sup>2)</sup>, des Senats, der es sehr möglicherweise noch beschneidet. Es bedarf aber noch vielmehr eines weiteren Ausbaues, um seine soziale Aufgabe voll erfüllen zu können. Denn diejenigen von den Sozialisten vorgeschlagenen Paragraphen, welche die Gründung einer Entbindungskasse sowie die Errichtung unentgeltlicher Fachschulen für die heranwachsende Jugend forderten, ohne welche, wie Cabrini immer wieder von neuem hervorhob, das ganze Gesetz nur Stückwerk bleiben muß, wurden nicht angenommen. Die Kammer beschränkte sich darauf, der Regierung ihr Vertrauen auszudrücken, daß sie ihr bald einen Entwurf über Gründung

<sup>1)</sup> Hierüber u. a. Angiolo Cabrini: „Dopo la Votazione“ im „Avanti!“, Nr. 1902 und 1903, und die „Critica Sociale“ XI. Jahrgang Nr. 31.

<sup>2)</sup> So genannt, weil er als Zufluchtsort (Capua, eine der letzten neapolitanischen Festungen 1860, die dem Einigungsheer der Italiener noch standhielten) der bürgerlichen Reaktionäre gilt, die keinen frischen Wind dulden.



einer oder mehrerer Entbindungskassen vorlegen würde, und schlug die Neugründung von Fachschulen glatt ab, nachdem der Minister Guido Baccelli die Mitteilung gemacht hatte, daß bereits 240 von insgesamt über 40 000 Schülern besuchte Fachschulen im Königreich beständen!

Daß die Sozialisten sich mit dem neuen Gesetz nicht zufrieden geben, das beweist der Beschluß der größten proletarischen Organisation Italiens, des Comitato federale delle Camere del Lavoro in Mailand, welche am 25. März 1902, also bereits zwei Tage nach der Entscheidung der Kammer die ihm angehörenden Deputierten mit der schleunigen Abfassung eines neuen Entwurfs zur Gründung von Mutterschaftskassen beauftragen. Und auch die Regierung scheint dieses Mal ihr Versprechen wahr machen zu wollen. Der Handelsminister ist dabei, eine große Enquête über die Löhne der Arbeiterinnen in Umlauf zu setzen.

Inzwischen bereiten sich nun neue Gesetze vor, welche für die arbeitenden Frauen ebenfalls von der größten Wichtigkeit sind, über Unfallversicherung, Festsetzung eines allgemeinen wöchentlichen Ruhetags u. a. —

Vom Baume neuzeitlicher politischer Freiheit sind noch stets soziale Vollfrüchte gewachsen, und deshalb, glaube ich, sieht Italien, wenn nicht alles täuscht, einer langen Ära sozialreformatorischer Arbeiten entgegen, die sicherlich niemandem mehr zu Gute kommen dürften, als derjenigen Menschenkategorie, welche unter ungezügelter Präpotenz aller Arten von jeher und überall am meisten zu leiden gehabt hat: dem jungen Mädchen, dem Weib und der Mutter.



## Zum Frauenstudium in Finnland.

Von

M. Besimertny.

Nachdruck verboten.

Der Rektor der Universität Helsingfors, Professor Hielt, hielt bei der Eröffnung des Frühjahrssemesters einen Vortrag, der wegen seiner positiven Ausführungen ein allgemeines Interesse besitz. Ohne irgend welche Voreingenommenheit entrollte der Redner ein objektives Bild vom Frauenstudium an der Universität Helsingfors, die nach dieser Richtung hin auf eine Summe dreißigjähriger Erfahrungen zurückblicken kann. Die Darlegungen hatten im wesentlichen etwa nachstehenden Inhalt.

Die Vorlesungen an der Universität Helsingfors sind und waren stets allen zugänglich. Daraus erklärt sich der Umstand, daß hier früher als in andern Ländern die Frage des weiblichen Universitätsstudiums aufgeworfen wurde, und zwar wollte man gleichberechtigte Studentinnen und nicht freiwillige Zuhörerinnen an der Hochschule sehen. Wäre eine der verbreiteten europäischen Sprachen die Vortragssprache in Helsingfors, so wären gewiß wie nach den Schweizer Universitäten viele Frauen aus allen Ländern dahingeströmt.

Im Jahre 1870 wurde dem Konsistorium der Universität von Maria Tschetshulina die erste Bittschrift eingereicht, betreffend die Zulassung zum Studenten- oder Eintrittsexamen. Da das Konsistorium nicht ermächtigt ist, diese Frage zu entscheiden, wandte es sich an den Kanzler, den damaligen russischen Thronfolger, und das Gesuch wurde genehmigt. Der Fall gab jedoch Anlaß zu Bestrebungen, den Frauen gleiche Rechte an der Universität zu verschaffen wie den Männern. Das gelang nicht, vielmehr wurde ihnen zunächst nur die medizinische Fakultät eröffnet.

So blieben die Dinge bis Ende der siebziger Jahre. Da ergriff der bekannte Schriftsteller Topelius die Initiative, um den Frauen, im „Namen der Gerechtigkeit und Humanität“, die akademische Gleichberechtigung zu erwirken. Die Antwort ließ vier Jahre auf sich warten, und inzwischen wurde die Sache provisorisch nur dahin entschieden, daß die Frauen unter ganz besonderen Bedingungen ihre Eintrittsprüfung in jedem einzelnen Falle mit einer Erlaubnis des Rektors ablegen könnten. Zudem wurden die Studentinnen unter die spezielle Aufsicht des Rektors gestellt und durften keiner Korporation beitreten.

Diese Lage der Dinge ergab wenig Schwierigkeiten, solange die Zahl der weiblichen Studenten eine kleine war. Als diese Zahl aber in den neunziger Jahren anwuchs, wurde die Bestimmung bezüglich der Aufsicht seitens des Rektors praktisch undurchführbar, und es erwies sich als sehr unbequem, daß die Studentinnen außerhalb der Korporationen standen, die eine gewisse disziplinarische Machtvollkommenheit ihren Mitgliedern gegenüber besaßen. 1897 reichten die Studentinnen wegen Zulassung zu den Korporationen eine Petition ein, und die Frage wurde zu ihren Gunsten entschieden, dank der freundlichen Stellungnahme des Konsistoriums. Es blieb noch die Anomalie, daß jedes Mädchen bei der Immatrikulation eine sogenannte „Befreiung von ihrem Geschlechte“ erbitten mußte. Als im vorigen Jahre Frauen und Männern das gleiche akademische Bürgerrecht zuerkannt wurde, fiel auch diese Sonderbestimmung.

Das Frauenstudium in Helsingfors hatte mittlerweile auch bemerkenswerte Fortschritte gemacht. Unter dem Einfluß der Frauenbewegung war in den achtziger Jahren die Forderung nach gemeinschaftlicher Erziehung der Geschlechter mit Erfolg erhoben worden. Viele private Mädchenschulen fügten zudem ihrer frühern Oberstufe humanistische Oberklassen an, und zu Beginn der neunziger Jahre wurden von den Schulen die ersten Abiturientinnen entlassen. Während bis 1890 nur 19 Studentinnen in Helsingfors waren, stieg ihre Zahl von 1890—95 auf 158, und von 1896 bis 1901 auf 572. Gegenwärtig beziehen jährlich 110—120 Mädchen die Universität und bilden 25 Prozent der gesamten finnischen Studentenschaft. 65 Prozent der Studentinnen gehören der historisch-philologischen, 28 der physikalisch-mathematischen, 70 der juristischen und nur 2,60 Prozent der medizinischen Fakultät an. Zwei Frauen widmen sich sogar dem Studium der Theologie. Die geringe Zahl der Medizinerinnen erklärt sich aus den hohen Ansprüchen, die an die Studierenden dieser Fakultät gestellt werden. Sie müssen nämlich zuerst den Grad von Kandidaten der Philosophie erreichen und brauchen im ganzen acht Jahre für ihr Studium. Von der Gesamtzahl der studierenden Frauen haben 64 den Doktorgrad erworben und zwar: 27 in der historisch-philologischen, 16 in der physikalisch-mathematischen und 13 in der medizinischen Fakultät. Außerdem legten 8 Mädchen ihr juristisches Staatsexamen ab.

Leichter, als den Frauen des Auslands öffneten sich den Finnländerinnen die Pforten der Universität, und sie hatten nicht wie jene erst durch einen harten Kampf sich freie Bahn zu schaffen. Die Professoren standen in Finnland von vornherein auf Seiten der Frauen und bemühten sich, alle Hindernisse aus dem Wege zu räumen, die dem Frauenstudium etwa entgegengestellt werden konnten. Die praktischen Bedingungen, nämlich: größere Auditorien und ein zahlreicheres Lehrpersonal, waren bald geschaffen. An der geistigen Leistungsfähigkeit der Frauen hat niemand gezweifelt und die Universität Helsingfors hat nie Gelegenheit gehabt, den Schritt zu bereuen, der den Frauen die Quellen der Wissenschaft erschloß.

„Der Typus der emanzipierten Frau“, sagt Professor Hjelt wörtlich, „die wohl nichts anderes als einen Protest gegen die Einengung des Frauenlebens bedeutet, ist in Finnland völlig unbekannt. Aus dem gemeinsamen und unterschiedslosen Studium haben sich bei uns keine Gefahren und Unannehmlichkeiten ergeben. Das Verhältnis der beiden Geschlechter zu einander ist ein einfaches, natürliches und kameradschaftliches. Die jungen Mädchen verlangen keine Bevorzugung und keine besondere Aufmerksamkeit, und ihre Haltung war eine durchweg tadellose.“



# Oda Olberg contra Dr. Moebius.

Von

Ika Freudenberga.

Nachdruck verboten.

Wenn ein namhafter Gelehrter eine wissenschaftliche Abhandlung schreibt, so wird man erwarten, den Gegenstand darin mit großer Gründlichkeit und von allen Seiten betrachtet zu finden, unter gewissenhafter Abgrenzung der Begriffssphären, unter genauer Berücksichtigung aller in Frage kommenden Nebengebiete und aller möglichen Einwände; dabei mit stolzer Vermeidung aller Banalitäten, die an den Unterhaltungston von Klub oder Viertisch erinnern könnten — kurz im ganzen mit einer strengen Ernsthaftigkeit und so ganz und gar nicht populär, daß die große Masse, die zum Vergnügen liest, einer solchen Lektüre in weitem Bogen aus dem Wege geht.

Und wenn eine Frau ohne akademische Bildung über eine wissenschaftliche Frage schreibt, zumal über eine, die sie selbst aufs tiefste berührt, so wird man auf Schritt und Tritt merken, daß es ihr an jener Objektivität mangelt, an jener „intellektuellen Redlichkeit“, die immer bestrebt ist, dem Gegenstand nach allen Seiten gerecht zu werden, und die eben das Wesen der echten Wissenschaftlichkeit ausmacht. Eine solche Frauenschrift wird durch und durch tendenziös sein, d. h. sie wird die Dinge unwillkürlich so zurechtlegen, daß eine bestimmte Ansicht herausspringen muß. Besitzt die Verfasserin aber wirkliche bedeutende Kenntnisse und außerdem die Gabe, effektiv zu schreiben, so wird sie gerade infolge jener Tendenz, infolge jener charakteristischen persönlichen Färbung Erfolg beim Publikum haben. Zudem ist eine Frau praktisch! Sie wird es verstehen, auch für eine wissenschaftliche Arbeit einen Titel zu finden, der geeignet ist, Interesse und Neugier zu erwecken. Und das Endergebnis wird sein, daß ein solches Werkchen hernach in allen Schaufenstern hängt und daß der darauf geklebte bunte Zettel, der abermals eine neue Auflage ankündigt, in Gemeinschaft mit dem verheißungsvollen Titel eine geradezu faszinierende Wirkung ausübt. Bis sich alle Bedenken, die den urteilsfähigen Lesern hinterher kommen, zu einer fühlbaren Gegenströmung verdichtet haben, kann die Verfasserin schon die ganze Welt mit ihrer Weisheit durchtränkt haben.

So denkt man im allgemeinen.

Die Broschüre „das Weib und der Intellektualismus“ von Oda Olberg<sup>1)</sup> als Entgegnung auf Dr. Moebius: der physiologische Schwachsinn des Weibes beweist, daß es sich auch einmal gerade umgekehrt verhalten kann! Die Verfasserin sagt in ihrer kurzen Vorrede, daß sie zuerst lediglich beabsichtigt habe, gegen den Entdecker jenes Schwachsinn zu polemisieren, daß sich ihr der Stoff aber unter der Hand zu einer umfangreichen und gründlichen Studie ausgewachsen habe. Es sei ihr unmöglich gewesen, eine derartig zusammenhangsreiche Frage abermals mit bloßen Behauptungen abzuthun. So betrachtet Oda Olberg vor allen Dingen einmal den Boden, auf dem Herr Moebius steht. Durch Aussagen, wie die „daß die Bildung ihre Jünger umbringt, indem sie ihre Familien auf den Aussterbeetat setzt,“ „daß die Wochenbetten um so schlechter, die Frauen um so untauglicher werden, je besser die Schulen sind,“ — bekennt Moebius sich zu jener Weltanschauung, die die Kultur überhaupt als eine zerstörende, gesundheitschädliche Macht ansieht und deshalb als Allheilmittel die Lösung: „zurück zur Natur!“ ausgiebt. Aber nicht der ganzen Menschheit wird Enthaltung von geistiger Kultur gepredigt, sondern nur der einen

<sup>1)</sup> Verlag von John Edelhaim.

Hälfte, den Frauen. Herr Dr. Moebius möchte die „Gehirndamen“ vom Erdboden vertilgen, denn der Intellektualismus greift nach seiner Ansicht den physiologischen Bestand der Rasse an, und darum ist es zum Gedeihen der Menschheit unbedingt nötig, daß ihr in der „Natürlichkeit“, im „Instinktleben“ des Weibes ein Reservefonds von unbewußter, unvergeistigter, lebengebender Kraft erhalten bleibt.

An diese Theorie knüpft Oda Olberg an. Wenn Kultur eine Gefahr für die menschliche Rasse bedeutet, so gelten die Konsequenzen dieser Thatsache für beide Geschlechter. Erstens aus Gründen der Gerechtigkeit. „Im Prinzip von den Frauen Verzicht auf das intellektuelle Entfalten zu fordern, weil die Männer unter den sogenannten Gebildeten ein durch chronische Überarbeitung krankes, mit Ermüdungsprodukten überladenes Denkorgan haben, das ist unbillig“ (S. 90). Nebenbei gesagt, Forderungen, wie die des Herrn Moebius, geben uns die beruhigende Versicherung, daß sich auch im Innern des kultiviertesten Denkens noch Gebiete finden, die von der Kultur noch nicht einmal erreicht, geschweige denn durch Überspannung erschöpft sind. Unmittelbar neben einer Vollkommenheit des Urteilens und Schließens, die das Resultat einer tausendjährigen Schulung im Denken darstellt, thut sich ein „Reservefonds“ von naivem, unvergeistigtem Egoismus auf, der noch für eine Weile ausreichen dürfte, die Menschheit mit starken Lebensinstinkten zu versorgen.

Zweitens aber, wendet Oda Olberg gegen Moebius' Forderung ein, dürfte es bei der Vererbung doch wohl nicht so einfach zugehen, daß sich das werdende Leben aus der Geistigkeit des Vaters und der Natürlichkeit der Mutter harmonisch zusammenfügt, und daß die letztere immer wieder gut macht, was die erstere an der Rasse sündigt. „Bei einem so plumpen Naturkorrektiv lasse man die Physiologie ruhig aus dem Spiele.“ Nach welchen Gesetzen Fähigkeiten und Eigenschaften der Eltern auf die Nachkommen übergehen, ob es eine „gekreuzte“ Vererbung giebt, vom Vater auf die Tochter, von der Mutter auf den Sohn — darüber weiß die heutige Wissenschaft etwas Sicheres noch gar nicht auszusagen.

Das Korrektiv gegen die Überkultur liegt aber ganz wo anders, weil die Ursachen wo anders liegen. Nicht der Gebrauch des Gehirns, sondern der übertreibende Mißbrauch, die Überschätzung des Wissens, die Vernachlässigung aller andersartigen, erholenden und erfrischenden Thätigkeiten, aller hygienischen Forderungen — dies alles thut einem vollen, gesunden Menschentum Abbruch.

Es ist nicht die Gehirnarbeit als solche, es ist ihr Erzeß, der an den kommenden Generationen heimgesucht wird, weil er krank macht, wie jeder Erzeß. Daraus zu schließen, daß der Mensch nicht zur Gehirnarbeit taugte, ist ebenso, als wolle man aus dem frühen Altern und Hinfälligwerden der Landarbeiter schließen, die Feldarbeit sage dem menschlichen Organismus nicht zu. Vierzehn- oder sechzehn-stündige Feldarbeit<sup>1)</sup> bei ungenügender Kost, unvollständigem Schutze gegen die Glut der Sonne und die Winterkälte sagen freilich niemandem zu, so wenig wie monatelange Nacharbeit, beständiges Stubenhocken, dauernde Konzentrierung aller Energie in den Denkprozessen bis zur Beeinträchtigung der Lebensvorgänge in den andern Geweben. Das triviale „allzuviel ist ungesund“ gilt auch hier. (S. 34.) Das „zurück zur Natur“ ist nur eine Fälschung, in dem „Vorwärts zur Hygiene“ steckt ein ganzes Programm. Aber der Veränderung und Vervollkommenung fähig erscheint die Civilisation nur denen, die in ihr einen normalen Ausdruck des menschlichen Kampfes ums Dasein sehen, nicht einen falschen Weg, den wir zurückgehen müssen. (S. 31.)

Das zweite Kapitel der gedankenreichen Schrift ist der Untersuchung des Wesens der Kultur gewidmet. Die Verfasserin tritt dem wohlfeilen Gerede von der Schwäche und Entnervung der modernen Menschheit entgegen. Wohl noch keine Zeit hat an die intellektuelle und nervöse Leistungsfähigkeit aller Bevölkerungsschichten stärkere Anforderungen gestellt, als die unsere. Dabei ist der Mensch nie skeptischer gewesen, hat sich nie erbarmungsloser jeden wohlthätigen Selbstbetrug verweigert als heute. Aufgeklärter, kenntnisreicher, bewußter, ohne die schwerfällige aber auch schützende Mütze der früheren Autoritätsgläubigkeit, steht der moderne Mensch im Daseinskampfe, und wenn es auch vielfach ein Massenkampf ist, in dem Tausende nebeneinander marschieren, so ist der Einzelne doch den Unbilden desselben mit gesteigerter Empfindlichkeit preisgegeben.

<sup>1)</sup> Es sei bemerkt, daß Oda Olberg italienische Verhältnisse im Auge hat.





Reichtums lebenbegünstigender Kenntnisse und Fertigkeiten. Die Fähigkeit des Menschen, das individuelle Leben zu sichern und zu erhalten, wird also über sein organisches Vermögen hinaus noch ganz außerordentlich gesteigert durch die Gunst der äußern Lebensbedingungen, und in je höherem Grade er dieser Gunst theilhaftig wird, um so weniger kann von jener automatischen Regelung die Rede sein. Wir sehen an der Stelle der natürlichen und unbewußten Beschränkung der Fruchtbarkeit, die dort eingetreten ist, wo die Individuen einer Art anfangen, ihre physische und psychische Energie der Ausgestaltung des Einzellebens zuzuwenden, eine bewußte und systematische Verminderung der Geburtenzahl in den wohlhabenden Klassen treten, denen die Kulturerrungenschaften am leichtesten zugänglich sind. „Nicht als eine vereinzelte Erscheinung, die sich als eine, an politische oder wirtschaftliche Organisation, an Klasseigentümlichkeiten gebundene Verirrung abthun ließe, sondern als allgemeines, den Charakter strenger Gesetzmäßigkeit tragendes Phänomen.“

Die Statistik der großen Städte stellt fest, eine wie ungeheure Kluft zwischen der Fruchtbarkeit der armen und der vornehmen Stadtviertel besteht. Oda Olberg ist weit entfernt, zu verkennen, daß bei dieser Kinderlosigkeit der reichen Stände ein gut Teil Entartung und Unsittlichkeit mitspricht, aber da es ihr nicht um's bloße Moralisieren, sondern um die Erkenntnis der Triebkräfte zu thun ist, die einer so ausgeprägten Erscheinung zu Grunde liegen, so spürt sie auch hier wieder dem Natürlichen und Berechtigten nach. Der Wunsch, das eigene Leben in geliebten Kindern aufs Neue erblühen zu sehen, ist so übermächtig in jedem normalen Menschen, daß es absurd wäre, ein Nachlassen seiner unsterblichen, durch seine Kultur zu zerstörenden Tiefe und Kraft zu fürchten. Wo er fehlt, da liegt Abnormität oder Krankhaftigkeit vor, und in diesen Fällen ist sein Versagen natürlich und nicht zu beklagen. „Der Nachkommenschaft der physiologischen Bankrotteure braucht die Gesellschaft keine Thränen nachzuweinen“ (S. 50).

Allein auch dieses elementarste aller Gefühle kann in durchaus gesunder Weise durch starke Einflüsse modifiziert werden. Bei genauerem Zusehen ergeben sich uns für jene Abnahme der Fruchtbarkeit auf vorgeschrittenen Kulturstufen Beweggründe von höchster sittlicher Bedeutung. Diejenige Gabe, die den Menschen überhaupt zu einer ganz andersartigen Entwicklung befähigt hat, als sie das Tier zu leisten vermag, die Voraussicht, ist auch hier in Kraft getreten und lehrt uns bedenken, daß wir dem neuen Leben zum bloßen Dasein noch das Maß von Pflege und Erziehung schulden, das es in den Stand setzt, sich auf die volle Höhe der Kultur zu bringen, in welche hinein es geboren wird. Die veränderten Lebensbedingungen haben die Abnahme der menschlichen Fruchtbarkeit nicht dadurch bewirkt, daß sie die physiologische Ausgabe für das Tragen, Gebären und Säugen vermehrten; „wohl aber verknüpfen sie die Funktion des Großziehens der Kinder mit einem unvergleichlich bedeutenderen Kraftaufwande.“ Die größere Differenziertheit wird mit einer viel größeren Verletzlichkeit bezahlt. „Die kleinen Kinder der Wilden sind weder so anspruchsvoll noch so pflegebedürftig. Die Stillvergnügtheit und Selbständigkeit der Negerkinder erregen die Verwunderung des Europäers“ (S. 52).

Für den Kulturmenschen schließt die Sorge für seine Nachkommenschaft unzählige neue Elemente ein. Für die Eltern fordert sie ein gesteigertes Aufgebot an seelischer Kraft, eine über Jahre sich erstreckende Fortsetzung jener physiologischen Lebensschaffung in geistigem Sinne. „Wenn nun der Mensch nach seiner seelischen Fruchtbarkeit die physische richtet, so wüßte ich nicht, mit welchem Rechte wir dies ohne Weiteres als Entartung stempeln sollten“ (S. 53).

Beim Landvolke sehen wir noch heute das Aufziehen der Kinder mit wesentlich geringerem Kraftaufwande verbunden. Die persönliche Verantwortungslast wird auf die Vorsehung abgewälzt. Der Herr giebt — und der Herr nimmt. Man hat wohl die große Kindersterblichkeit unter den ländlichen Lohnarbeitern und dem großstädtischen Proletariat als eine intensive „Auslese“ dargestellt, die im Interesse der Gesamtheit zu begrüßen sei, die aber natürlich auch Fruchtbarkeit der Massen voraussetze. Oda Olberg faßt die Sache anders auf.

Es handelt sich hier um einen ungeheuren Verlust an lebendiger Kraft, der die Rasse verarmt und sticht macht. Denn die Überlebenden sind nicht jene gesundheitsstroyenden Geschöpfe, die die Phantasie als Sieger aus einem schweren Kampfe hervorgehen sieht, sondern schwache, mit dem Stigma konstitutioneller Krankheit behaftete Individuen, denen Sonne, Luft und Liebe gefehlt hat. (S. 55.)

Ein hohes Maß hygienischer Fürsorge, das der Kindheit zugewandt wird, kommt der Rasse zu Gute und dient so den tiefsten Absichten der Natur. Die der Zukunft des Kindes gewidmete liebevolle Sorgfalt der Mutter „entstammt demselben Urfonds, wie die lebengebende Kraft der Gebärerin“. Der Wille der Natur ist außer der Erhaltung auch auf die Höherzüchtung der menschlichen Rasse gerichtet, und jene „geistige Mütterlichkeit“ dient ihren Zwecken ebenso wie die animalische. Wir haben hier also den Beweis, daß der Intellektualismus, die Vergeistigung oder Rationalisierung der Instinkte, wie man's auch genannt hat, nicht nur physiologische Kraft aufzehrt, sondern auch wieder die Bedingungen zur Gesunderhaltung dieses physiologischen Grundbestandes der Menschheit schafft, daß er an die Stelle der planlosen Verschwendung der Natur, die ihre Geschöpfe in Massen geboren werden und in Massen verkümmern läßt, die bewußte, auf der Wertung des Individuums beruhende Beschränkung treten läßt, die jedem Geborenen zu Leben und Entfaltung verhelfen möchte.

Eine unserer bedeutendsten Schriftstellerinnen, Mutter eines Sohnes, sagte mir, es habe sie an der Moebius'schen Schrift ganz besonders der fast rohe Unverstand empört, mit dem darin über die Pflege der Kleinen abgeurteilt werde. Solch ein gelehrter Herr scheine zu glauben, es gehöre viel mehr Verstand zur Beobachtung irgend eines Experimentes als zur Erkenntnis und Leitung der Regungen der Kindesseele. Die Schulweisheit läßt sich eben nicht träumen, wieviel Liebliches und Tief-sinniges zugleich die allerfrüheste Kindheit zu raten aufgibt. Zwar haben schon Philosophen auf die Genialität des Kindes hingewiesen, und die Psychologie ist neuerdings auch dahinter gekommen, welche Schätze in der Kinderstube zu holen sind. Wenn es übrigens sogar Leute giebt, die behaupten, es sei für unsere Haus-tiere wichtig, ob sie dumme oder intelligente Erzieher gehabt hätten; so wird es beim Menschen doch gewiß tausendmal mehr darauf ankommen, daß die zarten Fühläden, die die kindliche Seele ausstreckt, ihren ersten Halt nicht im Bereiche des Schwach- und Stumpfsinnes finden, sondern daß ihnen mit klugem Bedachte und verstehendem Erkennen die Richtung gegeben werde. Welch eine unglaubliche Auffassung: die Erziehung des werdenden Menschen gehöre zu den Thätigkeiten, für welche ein gewisser Mangel an Intelligenz ganz besonders geeignet mache! Sie wird einmal ihre Vertreter dem Gelächter einer urteilsfähigeren, in die Kunst der Erziehung tiefer eingedrungenen Nachwelt ausliefern. Inzwischen ist es ein ganz besonderer Genuß, eine Frau diesen Vorurteilen gelehrter Herren entgegentreten zu sehen, unter spezieller Betonung ihres natürlichen Gefühls als Frau. Ich kann es mir nicht versagen, einige der schönsten Sätze Oda Olbergs anzuführen, und dann vergleiche man mit diesem weiblichen „Intellektualismus“ die von Herrn Moebius so geschätzte Pädagogik des Schwachsinns!

„Daß die Mutterschaft von der Pflege des Säuglings an eine intellektuelle Durchbringung nicht zulasse, kann nur von dem behauptet werden, der überhaupt keine Studien am Objekte gemacht hat. Die stupideste Arbeit läßt sich geistig durchleuchten. Warum sollte das Schauspiel der Entfaltung des Lebens, das auf sovielerlei Probleme hinweist, den Schlüssel zu sovielen Fragen birgt, den durch Schulung und Übung anspruchsvoll gewordenen Intellekt unbefriedigt lassen, wo noch die Elementarkraft der Liebe dazu kommt, um die Beobachtung interessant und dankbar zu machen.“

Eitel Lust und Freude ist nun das Ausziehen der Kinder wahrhaftig nicht, so wenig es die Berufsarbeit oder irgend eine andere Sache auf der Welt ist. Es heißt Selbstbeherrschung und Selbstducht, wie jede fortgesetzte Verrichtung. Mit dem Ausbau der Individualität geht die steigende Fähigkeit zur Selbstbeherrschung Hand in Hand. Es ist wenig zu glauben, daß schwachsinnige Menschen geduldiger seien als intelligente.“ (S. 92).

„Wenn es aber Schwachsinns ist, seine kleinen Kinder lieb zu haben und der Rrglichkeit ihrer Lebensäußerungen unendliches Interesse, der Mannichfaltigkeit ihrer Bedürfnisse unendliche Geduld entgegenzubringen, so glaube mir Professor Moebius, daß auch die intellektuellste Frau ein gerüttelt und geschüttelt Maß davon übrig behält.“

Auch in dem vierten Kapitel, „geistige Inferiorität als weiblicher Geschlechtscharakter“ findet sich eine Stelle, in welcher der ruhige, wissenschaftliche Ernst der Darstellung gewissermaßen von einer heißen Welle tief verlegten weiblichen Gefühls überflutet wird. Die Verfasserin entschuldigt sich in der Vorrede, daß hier und da die ursprüngliche polemische Absicht noch erkennbar sein werde; mir scheint, wir haben ihr zu danken, daß sie die Objektivität nicht so weit getrieben hat, das Erstaunen über die grenzenlose Annahme, mit der Herr Moebius männliche und weibliche Bedeutung klassifiziert und gegeneinander abwägt, ganz zu unterdrücken. Der Entdecker des weiblichen Schwachsinns hat unter anderem seine These durch den Hinweis auf das frühe Altern der Frau in der Ehe zu stützen gesucht. Nach einigen Wochenbetten pflege Verfall einzutreten, Schönheit und Körperkraft schwindet und die Frau „versimpelt“. Der Natur war es eben nur um den berühmten „Analeffekt“ zu thun, d. h. um den jugendlichen Reiz, der einen Mann verlockt, sich mit der Sorge für ein Weib zu belasten. Ebenso teleologisch hängt es zusammen, daß das junge Mädchen ein geringes Maß von Sensibilität besitzt, die es veranlaßt, den Leiden der Mutterschaft ruhig entgegenzugehen. Die Natur ist eben nur auf Fortpflanzung bedacht, und hat die Frau in dieser Hinsicht ihre Aufgaben erfüllt, so hat die Natur kein Interesse mehr an ihrem Wohlergehen.

Gewiß erwartet unzählige Frauen ein frühes Siechtum in der Ehe, daran ist aber weniger die Teleologie und Naturetie mit ihrem Analeffekt schuld, als die Häufigkeit der ansteckenden Geschlechtskrankheiten und in zweiter Linie die mangelnde Pflege und Hygiene während der Schwangerschaft und im Wochenbett, mit ihren den ganzen Organismus antastenden Folgen. So niederträchtig ist die Natur nicht, daß sie die normale Funktion strafe. — — —

Man gehe doch heim mit solchen Versuchen, teleologisch zu erklären was durch rücksichtslose Aufklärungsarbeit zu bekämpfen eine Pflicht ist. — — —

Freilich sehen wir, namentlich im Volke auf dem Lande, vielfach Frauen im Alter der vollsten physiologischen Reife, die körperlich verfallen und seelisch stumpf sind, ohne organisch krank zu sein. Aber man sehe sich auch an, wie das Ergebnis zu stande kommt. Eine solche Frau arbeitet vom frühen Morgen bis in die späte Nacht, wie der Mann. Nebenbei versieht sie den Haushalt, überwacht die Kinder, sorgt für sie, quält sich mit absolut unzulänglichen Mitteln um ihr Wohl, trägt eine Last, die den Stärksten zu grunde richten würde. Was wunders, wenn sie mit 40 Jahren aussieht, als hätte sie das Leid der Welt getragen! Man frage sie, wieviele Kinder sie geboren und wieviele von ihnen sie begraben hat — häufig ist dem Manne selbst die Zahl entfallen. Und wem es dann nicht klar wird, daß hier ein Mensch durch ein Übermaß von Mühsal gebrochen ist, wer noch glaubt, ein normales Versiegen der physiologischen Kraft vor sich zu sehen, der kann ruhig das Beobachten aufstecken, denn es fehlt ihm das Nötigste dazu.

Einen erheiternden Gegensatz zu Moebius, der den frühen Verfall des Weibes als Beweis für dessen Minderwertigkeit anführt, bildet die Behauptung Lombroso's, das Weib altere viel später als der Mann und beweise gerade dadurch, daß es auf einer tieferen Stufe stehe! Lombroso argumentiert folgendermaßen:

Das Leben des Weibes ist schwerer und schmerzlicher als das des Mannes. Trotzdem erhält sich das Weib länger jung und erreicht ein höheres Alter als der Mann. Daraus folgt also, daß es geringere Empfindungsfähigkeit hat: kraft seiner geringen Sensibilität trägt es mehr Lasten und langt doch weiter mit seiner Lebenskraft. (S. 80.)

Vom einseitig biologischen Standpunkte aus ist freilich das Weib, nachdem es seine Kinder geboren und erzogen hat, überzählig geworden. Für das menschliche Gemeinschaftsleben aber kommt die alternde Frau so gut wie der alternde Mann in Betracht, und sofern der Einfluß, der von ihr ausgeht, beiträgt, unser Kulturmilieu zu gestalten, und sofern aus diesem Milieu Einwirkungen auf Lebensweise, Erziehung u. dergl. erfolgen, kann man meiner Meinung nach nicht einmal sagen, daß die alternde Frau „für die Rasse belanglos sei“, wie unsere Schrift es S. 96 thut. Die Gegner der Frauenbewegung meinen allerdings, außerhalb des Hauses habe die Frau keine Aufgabe. Die ganze Kultur ist Männerwerk. „Und jeder Mann einer Mutter Sohn,“ setzt Oda Elberg hinzu. Daß die Frau als die Lebengebende den Grund zu all dieser Kultur legt, das streitet ihr natürlich niemand ab; aber eine lebenerhaltende Thätigkeit will man ihr nur innerhalb des Hauses zugestehen. Das aber ist jetzt ihr Wunsch, auch in das allgemeine Kulturleben in diesem eigentlichen Sinne ihres Wesens









einen hauswirtschaftlichen Beruf: Dienstmädchen, Köchin etc. ausbilden wollen. Die Debatte war, zumal über die Voraussetzung des ganzen Entwurfs eine außerordentlich lebhafte, da viele, sowohl mit Rücksicht auf die allgemeine Bildung, als auch auf die Tüchtigkeit der schulentlassenen Volksschülerinnen für kaufmännische Berufe, eine Verkürzung der übrigen Schulfächer zu Gunsten des Haushaltungsunterrichts für bedenklich hielten. Andererseits hielt man die ausschließliche Beschränkung der obligatorischen hauswirtschaftlichen Bildung auf die Volksschule für dem Bedürfnis nicht genügend. Es wurde deshalb die Meinung der Versammlung in einer neuen These zum Ausdruck gebracht: „Alle Frauen ohne Unterschied der Bildung und des Berufs haben nach Beendigung ihrer Berufsbildung einer hauswirtschaftlichen Ausbildungspflicht zu genügen. Sie sind gesetzlich dazu verpflichtet, insofern sie den Besuch einer hauswirtschaftlichen Schule nicht nachweisen können.“ Das bedeutet die Einführung einer weiblichen Dienstpflicht entsprechend der Militärpflicht der Männer, eine Forderung, an deren Verwirklichung wohl in absehbarer Zeit nicht zu denken sein wird, und die man selbstverständlich nur als Teil eines Idealplans, wie er hier aufgestellt wurde, verstehen darf.

Mit dem zweiten Vortrag kam der Verein einer erst kürzlich erlassenen Aufforderung des preussischen Kultusministers entgegen, die Schule möge in weiterem Umfange am Kampf gegen den Alkoholismus teilnehmen. In sehr eingehender und klarer Weise stellte Fr. Linzmann alles zusammen, was auf diesem Gebiet durch Erziehung gethan werden kann.

Dieselbe einheitliche Stellung wie zu der hier behandelten Frage nahm die Versammlung zu der der Einheitsschule. Die Vortragende erklärte zuerst, daß sie unter der Einheitsschule eine einheitliche Organisation des gesamten Bildungswesens verstehe, in deren Unterstufe alle Kinder des Volkes bis zum 12. Jahre ihre grundlegende Bildung empfangen. Die Oberstufe soll sich gliedern in die Oberstufe der Volksschule mit Fortbildungsschule, Realschule, Oberrealschule und Gymnasium. Über den Eintritt in die verschiedenen Zweige der Oberstufe entscheidet nicht das Vermögen der Eltern, sondern Fleiß und Begabung des Kindes. Begabte Kinder der ärmeren Volksschichten sind auf Kosten des Staates auszubilden.

Die soziale Notwendigkeit der Einheitsschule ergibt sich aus der immer wachsenden Macht des Kapitalismus, dem die Emporentwicklung des Arbeiterstandes in gleichem Schritte nicht folgen kann. Somit muß die Kluft zwischen den einzelnen Schichten der Bevölkerung wachsen. Nirgends aber ist die Scheidung tiefer als auf dem Gebiete des Bildungswesens. Der Kapitalismus hat hier kein Recht auf Herrschaft. Wird auf diesem Gebiete der natürlichen Auslese Raum gegeben, so wird der Volkskörper vor gefährlichen Erschütterungen bewahrt und zugleich für stete Erneuerung der geistig führenden Schicht gesorgt.

Die nationale Notwendigkeit der Einheitsschule ist durch die politische Einheit des deutschen Volkes und seine sich immer mehr ausbreitende Weltmachtstellung gegeben. Die politische Einheit muß auf der Bildungseinheit ruhen und die Weltmachtstellung fordert eine scharfe Ausprägung der

nationalen Eigenart, wie sie nur durch stärkere Pflege der nationalen Bildungselemente gewonnen werden kann. Die Rednerin fordert daher, daß auch die höheren Schulen so ausgestaltet werden, daß sie den Charakter einer deutschen Schule tragen.

Auf pädagogischem Gebiete muß die Einheitsschule im Interesse der Wissenschaft und der Praxis gefordert werden. Die Entwicklung der Wissenschaft der Pädagogik wird gefördert, weil die Einheitsschule demselben Lehrer die Beobachtung der Kinder verschiedener sozialer Schichten ermöglicht, weil Volksschullehrer und höhere Lehrer in fruchtbare Wechselwirkung treten und eine größere Vereinheitlichung der Lehrerbildung herbeigeführt wird. Als selbstverständlich sieht es die Rednerin an, daß alle Stufen der Einheitsschule beiden Geschlechtern in gleicher Weise offen stehen; dann erst wird die Frage nach der Verschiedenheit der Geschlechter eine wissenschaftliche Antwort finden. Ebenso bedeutungsvoll werden die Folgen auf dem Gebiete der Praxis sein. Die zukünftige Entwicklung der Volksschule in pädagogischer, hygienischer und sittlicher Beziehung hängt davon ab, ob sie die Bildungsstätte für die Kinder des gesamten Volkes wird.

Die Thesen, in denen die Grundgedanken des Vortrags zusammengefaßt waren, wurden von der Versammlung unverändert angenommen.

Alles in allem gab der Verlauf der Verhandlungen und der Einblick, den sie in die Arbeit des Vereins eröffneten, den Worten des Regierungsvertreters durchaus recht, der in seiner Begrüßung sein Bedauern aussprach, daß im Interesse des Lehrerinnenstandes und der Schule nicht alle preussischen Volksschullehrerinnen dem Landesverein angehörten.

#### Der Gewerbeverein der Heimarbeiterinnen Deutschlands

hielt am 9. und 10. April seinen ersten Verbandstag unter Leitung seiner Vorsitzenden, Gräfin Bernstorff, in Berlin ab. Die vier Berliner Gruppen des Vereins, sowie die Ortsgruppen Breslau, Stettin, Stuttgart und Düsseldorf hatten zu dieser Tagung eine stattliche Anzahl von Abgeordneten entsandt.

Der Kassenbericht des Vereins ergab, dank der unentgeltlichen Arbeitsleistungen aller Vorstände, die die Verwaltungskosten sehr reduziert, einen Überschuß von 1143 M. Als wichtige Neuerung wurde die Einführung eines „Krankengeldzuschusses“ (in der dritten und vierten Woche der Erkrankung je 3,50 Mark nach einjähriger Zugehörigkeit zum Verein) sowie einer „Wöchnerinnenbeihilfe“ (5 Mark innerhalb vier Wochen nach der Niederkunft), beschlossen. Man hofft die aus dieser Hilfe erwachsenden beträchtlichen Mehrausgaben aus den Beiträgen der außerordentlichen Mitglieder, die den besser situierten Kreisen entstammen, decken zu können, da der Beitrag der ordentlichen Mitglieder, 20 Pfg. per Monat, sich natürlich dazu nicht genügend erweist. In der Debatte wurde neben dem Wert, den derartige Einrichtungen an sich haben, auch die Werbekraft derselben betont, da die große Masse der Mitglieder sich zunächst nur durch die Aussicht auf unmittelbaren praktischen Nutzen zum Anschluß an die Organisation bewegen läßt. In Bezug auf die Stellung des Vereins einigte man sich zu dem Prinzip voller Selbstständigkeit einerseits und voller Neutralität



Erhebungen über die Bedürftigkeit Unterstützung suchender unternahm und auf Grund der dabei gewonnenen Beobachtungen verschiedentlich zu Reformen und zur Ausfüllung von Lücken in der sozialen Fürsorge anregte.

Die am 21. Februar 1902 abgehaltene Generalversammlung eröffnete einen befriedigenden Einblick auch in die Tätigkeit der Ortsgruppen, die eine Menge Neuschöpfungen, wie Handelsschulen, Stellenvermittlungszentralen, Wanderschulen für Landgemeinden, Lehrkurse aller Art u. a. zu verzeichnen haben.

Dem Hauptverein gehören 488 Mitglieder an, in den Ortsgruppen sind weitere 950 organisiert, so daß der Verein insgesamt über 1450 Mitglieder zählt. Vorsitzende ist Frä. Ida Freudenberg, Königsstraße 3a.

### Der Bayerische Lehrerinnenverein

(Vorsitzende: Frä. Helene Sumper) hielt seine zweite Hauptversammlung Pfingsten in Nürnberg. Die Berichte der zum Teil unter den schwierigsten Verhältnissen arbeitenden Zweigvereine zeigten energische freudige Arbeit und gutes Gelingen. Der Verein zählt 776 Mitglieder. Er beschäftigte sich in seiner letzten Geschäftsperiode mit der Ausarbeitung von Petitionen zur Seminarbildung, zum Schuldotationsgesetz etc. Im Anschluß an einen Bericht über diese letzte Angelegenheit wurde die Errichtung einer statistischen Zentrale beschlossen, die über Beurlaubung und Pensionierung von Lehrerinnen Erhebungen anstellen sollte. In den öffentlichen Versammlungen kamen folgende Themen zur Verhandlung: Wie kommt das Gedächtnis in der Volksschule zu seinem Recht? (Frä. Sondermann-Augsburg.) Die Aufgabe der Lehrerin gegenüber dem Kinderschutz (Frä. Helene Sumper-München). Die Lehrerin im Lichte der Jetztzeit (Frä. Schwehinger-München). Im Anschluß an den zweiten Vortrag wurde die Gründung einer Sektion für Kinderschutz beschlossen. Unter den deutschen Lehrerinnen wird es besondere Freude erregen, daß der bayerische Lehrerinnenverein sich nunmehr als Zweigverein dem Allgemeinen deutschen Lehrerinnenverein angeschlossen hat.

Frau Hanna Bieber-Boehm, Vorsitzende des Vereins Jugendschutz in Berlin, bittet uns um Aufnahme nachstehender Berichtigung:

Als Vorsitzende des Vereins „Jugendschutz“ und als Vorsitzende der Sittlichkeitskommission des Bundes deutscher Frauenvereine ist es meine Pflicht, die Darstellung zu berichtigen, die in dem Blatt „Der Abolitionist“ (Organ für die Bestrebungen der Internationalen Föderation zur Bekämpfung der staatlich reglementierten Prostitution, herausgegeben von Frau K. Scheven in Dresden) in Nr. 1 Seite 4 und folgende, besonders Nr. 2 Seite 15 über den Unterschied der Föderation und der deutschen Sittlichkeitsvereine gegeben wird.

Jeder Leser muß dadurch den Eindruck gewinnen, daß die deutschen Sittlichkeitsvereine eine Besserung auf dem „Gebiete öffentlicher Sittlichkeit nur durch polizeiliche Bestrafung der Prostituierten“ erwarten.

Dies ist absolut unrichtig!

Vielmehr hat der Verein „Jugendschutz“ seit den 12 Jahren seiner energischen Arbeit stets die Notwendigkeit der Schutzarbeiten auf der ganzen Linie betont, da bei einseitigem Vorgehen auch in Zukunft nie eine Reform der Sittlichkeit zu erreichen sein würde.

Durch Petitionen, Vorträge, Verbreitung von Schriften über Hygiene und Erziehung, durch vorbeugende Heime und Horte, Nachschuß und erziehende Rettungsarbeit hat er das „Ubel an der Wurzel bekämpft“.

Sowohl für bessere Erziehung beider Geschlechter wie für Hebung der ökonomischen und rechtlichen Lage der Frauen, für Besserung der Wohnungsverhältnisse, Bekämpfung des Alkoholmißbrauchs, für Einführung einer hygienischen Unterweisung in den Schulen und Fortbildungsschulen sowie durch unermüdeliches Eintreten für gleiche Moral und gleiches Gesetz für beide Geschlechter hat der „Jugendschutz“ und auf seine Aufforderung der „Bund deutscher Frauenvereine“ gearbeitet.

Aber wie die konfessionellen Sittlichkeitsvereine Deutschlands, die seit langer Zeit in der Rettungsarbeit bemüht waren, haben wir erkannt, daß alle Erziehung nichts hilft, so lange der Staat und seine Gesetze in ihrer Wirkung der Unsittlichkeit Vorschub leisten und so lange jene Schädlinge nicht durch den Staat bestraft und bekämpft werden, die durch ihr unsittliches Beispiel aller Erziehung entgegenarbeiten, durch die Verschleppung ihrer Infektionskrankheiten das ganze Volk vergiften.

Wir verlangen deshalb vom Staat nicht bloß selbstverständlich Aufhebung der staatlichen Reglementierung, sondern außerdem Verbot des so gemeingefährlichen Gewerbes der Prostitution überhaupt, Bestrafung der daselbe treibenden „Personen“ beiderlei Geschlechts und Überweisung derselben zur Besserung sowie zur Genesung an entsprechende Anstalten.

Bekämpft doch der Staat überhaupt gemeingefährliche Gewerbe wie das des Wuchers und des Spiels und können sich diese Gewerbe in ihrer Gefährlichkeit noch nicht annähernd mit der Prostitution vergleichen.

Falsch ist die Folgerung, daß wir damit eine veränderte Form der Sittenpolizei verlangen, die sich wenig von dem System der heutigen Reglementierung unterscheiden würde. Nach dieser werden heute die Prostituierten regelmäßig untersucht, um ihnen die weitere Ausübung ihres schmähligen Gewerbes zu erlauben. Wir verlangen dagegen aus Gründen der Gerechtigkeit, daß jede Person, ob Mann oder Frau, die auf gewerbmäßiger Prostitution ertappt wird, verurteilt und im Wiederholungsfalle in entsprechenden Anstalten interniert werde. Richterliches Urteil hat allein dabei zu entscheiden, ob Gewerbmäßigkeit vorliegt. Wir wollen also die Ausübung der gewerbmäßigen Prostitution überhaupt unterdrücken, gleichgültig, ob sie vom Mann oder von der Frau betrieben wird; fordern also gleiche Moral und gleiches Gesetz für Mann und Frau.

Hanna Bieber-Boehm,

I. Vorsitzende des Vereins Jugendschutz.







Fabriken; diese richteten sich aber weit seltener gegen die Arbeitgeber selbst, als vielmehr gegen das Aufsichtspersonal, wie Werkmeister, Directricen u. s. w. Daß die Bemühungen der weiblichen Vertrauensperson um eine schärfere Kontrolle des Aufsichtspersonals durch die Arbeitgeber nicht ohne Erfolg waren, bewiesen die zahlreichen, dankbar anerkennenden Äußerungen der Arbeiterinnen. Es darf nicht verkannt werden, daß eine der weichen Frauen natur angemessene Behandlung, soweit dieselbe ohne Schädigung der Disziplin durchzuführen ist, viel dazu beitragen dürfte, der vielbelaagten und auch von der Vertrauensperson beobachteten Verrohung der weiblichen Jugend entgegenzuwirken.

\* Der VII. Jahresbericht des Vereins für Arbeitsnachweis in Wiesbaden 1901 ergibt die Tatsache, daß der Mangel an weiblichen Dienstboten immer noch anhält und auch die starken gewerblichen Krisen der letzten Zeit hier keine Änderung hervorgebracht haben. Auf 100 offene Stellen meldeten sich nur 75 Stellensuchende, und die absolute Differenz zwischen Angebot und Nachfrage betrug 1167. Noch stärker war der Mangel in Köln, wo sich auf 100 offene Stellen nur 46, und in Stuttgart, wo sich auf 100 nur 38 meldeten.

Dafür stieg der Prozentsatz der Befriedigungen bei Stellengesuchen von Arbeiterinnen von 63 auf 71,7.

\* Eine Ausdehnung des Fortbildungsunterrichts für Mädchen bis zum 18. Lebensjahre ist durch Ortsstatut in Mannheim angeordnet worden, indem eine neue Bestimmung besagt, daß die im Handelsgewerbe des Bezirkes der Stadt beschäftigten Lehrlinge und Gehilfen beiderlei Geschlechts bis zum vollendeten 18. Lebensjahre zum Besuch der Handels-Fortbildungsschule verpflichtet sind. Eine Trennung der Geschlechter ist nicht vorgesehen, was bei dem allort noch in Deutschland herrschenden Vorurteil gegen gemeinsamen Unterricht freudig zu begrüßen ist.

\* Ein offizielles Zeugnis für die Qualifikation der Frauen zur öffentlichen Armenpflege stellt die Armendirektion in Breslau in ihren öffentlichen Mitteilungen aus. Dort heißt es: Die Armendirektion hat sich mit der Frage der Gleichstellung der Frauen mit den Männern hinsichtlich der Rechte und Pflichten der Armenpfleger wiederholt beschäftigt und in jüngster Zeit der Wählbarkeit der Frauen zu Armenpflegerinnen und dem Eintritte derselben in die städtischen Bezirkskommissionen zugestimmt. Die (in früheren Jahren von einzelnen Seiten angezeifelte) Qualifikation der Frauen für die öffentliche Armenpflege ist hierbei auf Grund der mit den Damen des Armenpflegerinnenvereins gemachten Erfahrungen

einmütig anerkannt worden und deshalb die grundsätzliche Gleichstellung beider Geschlechter bezüglich der Wahl zu Armenpflegern mit großer Mehrheit empfohlen.

\* Waisenspflegerinnen. In Frankfurt a. M., wo schon seit einer Reihe von Jahren Frauen neben Männern als vollerechte und verpflichtete Armenpfleger walteten, sind die Armenpflegerinnen auch zur selbständigen Übernahme der Rechte und Pflichten der Waisenspflegerinnen befugt worden.

\* Die in Italien studierenden deutschen Künstlerinnen sind schwer betroffen worden von einer Verfügung des italienischen Ministeriums, die die Erteilung von Erlaubnisscheinen zum Kopieren in den Galerien von dem Besitz eines akademischen Zeugnisses abhängig macht. Da nun die Akademien zu Berlin, München, Düsseldorf u. s. w. den Frauen nicht zugänglich sind, sehen diese sich plötzlich der Möglichkeit einer Fortsetzung ihrer künstlerischen Studien beraubt. Mehrere deutsche Künstlerinnen in Florenz, die sich durch die neue Verfügung ohne vorheriges Avis, zum Teil inmitten angefangener Arbeiten, vom Besuch der Galerien ausgeschlossen finden, haben sich bereits mit der Bitte um schnelle Abhilfe an die deutsche Botschaft in Rom gewandt. Vielleicht wird man bei ihnen mit Rücksicht auf die besondere Rückständigkeit ihres Vaterlandes in bezug auf die Berufsbildung der Frauen eine Ausnahme machen. Vielleicht auch nicht. Dann wird man hoffentlich in der Heimat aus der beschämenden Lage, in die man die deutschen Künstlerinnen gebracht hat, die einzig richtigen Konsequenzen ziehen und der nachfolgenden Generation durch Erschließung der staatlichen Anstalten Ähnliches ersparen.

\* Der weitverbreiteten Beschäftigung des weiblichen Geschlechts in Fabriken muß neben der aus der allgemeinen Notlage des Arbeiterstandes hervorgehenden körperlichen Schwächung die große Zahl von Totgeburten zugeschrieben werden, die nach den Untersuchungen Preßls Nordböhmen, Steiermark und Westgalizien aufweisen. Die Zahl der Totgeborenen beträgt hier mehr als 4 Prozent.

Diese Beobachtungen werden bestätigt durch einige in jüngster Zeit aus Holland gekommene Angaben. In dem fabrikreichen, von Streiks in letzter Zeit heimgesuchten Enschede betrug im Februar 1902 die Zahl der todtgeborenen Kinder, auf 1000 Geburten berechnet, 93,33, während in Delft nur 12,05, in Amsterdam 26,16, in Rotterdam 41,10 Todtgeborene auf 1000 Geburten kamen. (Soziale Praxis.)

\* **Wieder ein Mißgriff der Sittenpolizei.** Die Ausübung der Sittenpolizei hat in Kiel wieder einmal zu bösen Mißgriffen geführt. Die Kieler Neuesten Nachrichten stellen den Sachverhalt wie folgt dar:

Eines Nachts kam ein Schutzmann durch die Schloßstraße, wo vor einer Haustür ein junges Mädchen im Gespräch mit zwei Obermaaten der Marine stand. Als das junge Mädchen sich ins Haus begeben hatte, glaubte der Schutzmann zu hören, wie der eine Obermaat zum andern sagte: „Wißt Du mit hinauf oder soll ich mit hinauf?“ Dies genügte dem Beamten, um dem Mädchen nachzueilen, es wegen Verdachts der Unzucht für verhaftet zu erklären und nach dem Polizeigefängnis in der Wilhelminenstraße zu bringen. Das aus äußerster erschrockene junge Mädchen, welches aus guter auswärtiger Familie stammt und zur Ausbildung in der Buchführung in Kiel weilte, mußte die Nacht im Gefängnis verbleiben. Alle Proteste blieben unbeachtet. Am nächsten Vormittag, es war ein Sonntag, wurde die Verhaftete mit dem Gefangenentransportwagen zum Polizeikommissariat am Martensdamm geführt und oberflächlich vernommen. Da ein Arzt zur Untersuchung der der Unzucht Verdächtigen nicht zur Stelle war, wurde sie wieder nach dem Polizeigefängnis transportiert, wo sie bis zum Montag Vormittag verbleiben mußte. Dann holte der Transportwagen sie wieder nach dem Polizeikommissariat, von wo sie durch einen Schutzmann der Sittenpolizei nach der Straße zum Ruhfeld geführt wurde, wo der Polizeiarzt zur Untersuchung der Prostituierten weilte. Das junge Mädchen wurde untersucht, und der Arzt stellte fest, daß es noch völlig unbescholten und unberührt war. Jetzt erst wurde das unglückliche Geschöpf, welches während der ganzen Zeit der Verhaftung weinend in der Zelle gestanden hatte, ohne Speise und Trank anzurühren, entlassen.

Es ist seltsam, daß derartige Zeitungsnachrichten immer den einzelnen Beamten, nie aber das Institut als solches für diese „Mißgriffe“ verantwortlich machen.

\* **Über den Einfluß der Arbeiterschutzgesetze auf die Lohnhöhe** hielt Mr. G. H. Wood in der Londoner Royal Statistical Society einen Vortrag. Aus seinen Angaben ging hervor, daß die gesetzliche Reduktion der Arbeitszeit der Frauen anstatt der befürchteten Verminderung der Löhne stets eine Steigerung derselben zur Folge hatte.

So wurde 1860 die Arbeitszeit in den Bleichereien gesetzlich eingeschränkt; 1861 sanken die Löhne, doch zwei Jahre später standen sie höher als je vorher; denselben Erfolg hatte die 1874 angeordnete Beschränkung der Arbeit in der Textilindustrie. Im allgemeinen konstatierte der Redner eine stärkere Steigerung der Frauenlöhne als der der Männer. Auch die oft befürchtete Verdrängung der geschützten Arbeiter durch ungeschützte hat nicht stattgefunden, ausgenommen in der Textilindustrie, wo sich speziell in den Kammgarnfabriken Kinder- und Frauenarbeit wesentlich verringert haben.

\* **Frauen als Mitglieder der Schulkommission** werden bei der bevorstehenden Reorganisation der Schulaufsicht auch in Amsterdam eingesetzt werden, nachdem dies bereits in anderen holländischen Städten vielfach geschehen ist. Außerdem soll den drei Inspektoren der öffentlichen Volksschulen eine Inspektorin mit gleichem Gehalt (3—4000 holl. Gulden) beigegeben werden.

\* **Dem Kampf gegen die staatliche Reglementierung der Prostitution**, der in den letzten Jahren in Holland sehr an Umfang gewonnen hat, ist nun nach dem Vorgang verschiedener Provinzialstädte auch die Hauptstadt mit einer energischen Maßregel beigetreten. Am 20. Februar hat der Stadtrat von Amsterdam eine Polizeiverordnung erlassen, die 1. eine Schließung der Bordelle befiehlt und 2. den Besuch derselben mit Strafe belegt. Die letztere Verordnung ist auch von den Freunden der Sache nicht anstandslos hingenommen worden, während sie doch der richtigen Erkenntnis entspringt, daß Nachfrage und Angebot auch hier in engster Beziehung stehen.

\* **Von dem thatkräftigen Einschreiten zweier junger Lehrerinnen aus Chicago**, daß der Stadt Chicago Millionen jährlicher Einkünfte gerettet und zu einer Reform der Steuergesetzgebung geführt hat, berichtet die Monatschrift „Neues Frauenleben“ Mai 1902. Darnach war eine von der Stadt dem Lehrerbund von Chicago schon 1898 in Aussicht gestellte Gehaltserhöhung 1900 wiederum abschlägig beschieden worden, weil die Steuereinnahmen in diesem Jahre statt der erwarteten Erhöhung eine gewaltige Verringerung aufwiesen. Auf Anregung einer Zeitungsnotiz, die auf die Nichtbesteuerung verschiedener großer Aktiengesellschaften als Ursache dieses Ausfalls hinwies, untersuchten zwei Lehrerinnen, Margaret Haley und Catherine Goggey, die Steuerlisten und stellten das Fehlen der betreffenden Gesellschaften darin fest. Nach vergeblichen Verhandlungen mit den — wie sich bald herausstellte bestochenen — Mitgliedern der staatlichen Steuerkommission traten sie den Klageweg mit dem Erfolge, daß die Gesellschaften, von denen z. B. die Union Traction Company allein 72 Millionen Dollars jährlich zu versteuern hat, die vorenthaltenen Steuern zahlen mußten. Größer als dieser Erfolg ist der moralische Sieg, der darin besteht, daß die vom Kapital geschützte Korruption dem mutigen Angriff der Lehrerschaft, ohne Unterstützung der Presse, hat weichen müssen. Das Vorgehen der beiden Frauen, die in diesem Kampfe so mutig die Initiative ergriffen, verdient insbesondere der deutschen Frauenwelt bekannt gemacht zu werden.

















kaum eine andre Ansicht haben könnten. Wer möchte denn heutzutage ein unmoderner Mensch sein!

Wagt sich nun der Dilettantismus an ernsthafte, von Fachleuten zur Genüge behandelte Fragen, so wird ihm gewöhnlich sehr bald auf die Finger geklopft, eine Erfahrung, die jungen Autoren die nötige Vorsicht bei ihrem Debut diktiert. Verhältnismäßig selten wagen sich daher angehende Schriftsteller, die sich eine wissenschaftliche Reputation schaffen wollen, an Gebiete, denen sie nicht vorher ein gründliches Studium gewidmet haben. Der harmlose Dilettantismus der Polyhistorie ist in der Zeit der Spezialwissenschaften zur Unmöglichkeit geworden.

Die Lehre, die eine unbarmherzige Zurechtweisung den Männern schon häufig gegeben hat, müssen sich die Frauen noch erst holen. Es hat bisher vielfach die Praxis bestanden, Frauenleistungen auf wissenschaftlichem Gebiet weniger streng zu beurteilen, teils aus einem atavistischen Rest von Galanterie, teils weil man sie einfach nicht ernst nahm.

Die neueste Zeit nun zeigt ein erschreckendes Zunehmen dilettantischer Frauenproduktionen, gegen die die Frauenbewegung in ihrem eigenen wohlverstandenen Interesse Front machen muß, auch wo die Tagespresse es nicht thut. Denn nichts kann der Frauenbewegung gefährlicher werden, als wenn gerade jetzt, wo die Tüchtigkeit der Frauen zu ernstlicher Arbeit bewiesen werden soll, sich Frauen durch dilettantische, aus Broschürenwissen hervorgegangene Arbeiten kompromittieren, und zwar auf Gebieten, die die ernstlichste Vertiefung erfordern.

Ein Gebiet haben nun freilich auch die Männer, wie es scheint, in stillschweigender Übereinkunft für vogelfrei erklärt: das ist das Gebiet der Frauenfrage und Frauenbewegung. Um so dankbarer muß es begrüßt werden, daß auch hier unter den Männern selbst Grenzwächter erstehen, die eine allzu leichte Bagage zur Anzeige bringen. So hat vor kurzem Martin Rade in der „christlichen Welt“ eine gebührende Züchtigung vollzogen. Er erzählt von einer neuen Zeitschrift, die mit einer sufficienten Kritik der Frauenbewegung einsetzte. Ein Zufall habe ihm den Geburtschein des Autors und Herausgebers in die Hände gespielt, aus dem hervorging, daß er ein Bübchen von noch nicht 18 Jahren war!

In so traulicher Nähe des Konfirmandenalters macht nun freilich der Dilettantismus der Männer gegenüber der Frauenbewegung nicht Halt. Würdenträger aller Fakultäten, die dieses Alter um dreißig bis vierzig Jahre überschritten haben, beteiligen sich mit offenbarem Behagen daran. Es wäre sehr unrecht, bei einem Feldzuge gegen den Dilettantismus ihrer zu vergessen.

Aber wir beginnen wie billig mit dem eigenen Geschlecht. Am allerbreitesten macht sich der weibliche Dilettantismus naturgemäß auf dem Gebiet des Erziehungswesens. Ist doch der Frau immer wieder eingeredet, daß sie schon von Gottes Gnaden Erzieherin und Lehrerin sei, so daß es kein Wunder ist, wenn jede Frau, die einmal durch eine Mädchenschule gegangen ist, sich berechtigt fühlt, nicht nur Kritik anzulegen — das ist ja, Gott sei's geklagt, leicht genug bei uns — sondern auch aus dem Handgelenk nach dem oben gegebenen Rezept positive Reformvorschläge zu machen.

Es sei vergönnt, den Typus solcher Produktionen an einem klassischen Beispiel zu demonstrieren.

\* \* \*



Unter dem Titel „Die Reform der höheren Mädchenschule“<sup>1)</sup> hat Ida von der Brelje nach einem kurzen „historischen“ Überblick über die Geschichte des Mädchenschulwesens eine Kritik seines gegenwärtigen Standes und eine Reihe von Reformvorschlägen gebracht, durch die nach ihrer Meinung alle Schäden von Grund aus kuriert werden würden.

Über den historischen Überblick nur ein kurzes Wort, da für die Gegenwart einiges daraus abgeleitet wird. Ida von der Brelje meint, die mittelalterliche Klosterschule habe als „Ausdruck der feudalen Gesellschaftsordnung“ „auf streng orthodoxem Boden gestanden“ und „Religion als einzigen Unterrichtsgegenstand gekannt“. Es ist wohl kaum möglich, mehr historische Begriffsverwirrungen in ein paar Worte zusammenzudrängen. Sie ganz zu entwirren, würde eine ganze Abhandlung erfordern. Hier sei in der Kürze nur angemerkt: erstens heißt es, über die bezeichnendsten Züge der mittelalterlichen Klosterschulen hinweggehen, wenn man sie schlechtthin als „Ausdruck“ des Feudalismus versteht; zweitens ist die Anwendung des Begriffs „orthodox“ auf das deutsche Mittelalter ein grober Anachronismus, und drittens war in der mittelalterlichen Klosterschule, wie männiglich weiß und ein auch nur flüchtiger Blick in die historische Literatur Fräulein von der Brelje hätte lehren können, Religion nicht der einzige Unterrichtsgegenstand, sondern ein Unterrichtsgegenstand war in der Laienschule — und davon ist ja hier nur die Rede — Religion überhaupt nicht. Wenn Fräulein von der Brelje dem Geschichtsunterricht der Mädchenschule, die sie kritisiert, etwas aufmerksamer gefolgt wäre, so wäre ihr doch vielleicht eine dunkle Erinnerung davon geblieben, daß erst die Reformation mit ihrer Überbrückung der Kluft von Priester und Laien den Religionsunterricht in dem Sinne, wie ihre Broschüre von ihm spricht, in die Volksunterweisung einführte. Wie weit und in welcher Form die mittelalterliche Schule die Laien befähigte, sich am Kultus zu beteiligen, wie weit die sprachliche Belehrung an geistliche Stoffe geknüpft werden mußte, kann hier natürlich nicht näher ausgeführt werden. Es giebt ja auch genug allgemein zugängliche Werke — wie Specht, Paulsen, Weinhold — in denen man sich des Näheren darüber orientieren kann.

Dieser „einzige“ Unterrichtsgegenstand des Mittelalters steht nach Ida von der Brelje nun auch heute noch, in der höheren Mädchenschule der Gegenwart, „im Vordergrund des gesamten Unterrichts“, ihm sind „die übrigen Lehrfächer, soweit es möglich ist, untergeordnet“. Man fragt sich vergebens, wie und wo Ida von der Brelje nachweisen will, daß dem so ist. Die Bestimmungen von 1894 beweisen ihre Behauptung nicht im geringsten. Die Lehraufgaben sind durchaus nach den in den einzelnen Fächern selbst liegenden Zielen bestimmt. Nach meiner mehr als dreißigjährigen Erfahrung im höheren Mädchenschulwesen geht aber auch die Praxis in den einzelnen Unterrichtsfächern durchaus nicht darauf hin, dem Stoff fremde, religiöse Motive in die Behandlung hineinzuziehen.

Freilich, die Gewährsmänner, die die Verfasserin für ihre Kritik des gegenwärtigen Standes der Mädchenschulpädagogik heranzieht, haben noch ein Jahrzehnt voraus. Ihre Hauptquelle ist die Schmidtsche Encyclopädie des gesamten Erziehungs- und Unterrichtswesens und zwar in der ersten Auflage von 1865! Theologen wie Flashar, wie Dammann, der Vorsteher des Lehrerinnenseminars der aus dem Pietismus erwachsenen Frankeschen Stiftungen, sind ihr vollgiltige Zeugen dafür, daß die

<sup>1)</sup> Frankfurt a. M. Verlag von Dr. Eduard Schnapper.

Mädchenschule der Gegenwart sämtliche Unterrichtsgegenstände in den Dienst der Religion stelle.

Warum die Verfasserin diese Behauptung aufstellt, wird einem aber sofort klar, wenn man ihre weiteren Ausführungen über die Religion liest. Man weiß freilich nicht recht, wem die Belehrung, daß der „von Würmern, Bakterien u. s. w. oxydierte (sic!) Leib“ sich nicht mit einem verklärten Leibe umgeben könne, daß „der Begriff der Seele seine Entstehung lediglich dem naiven Denkvermögen des Naturmenschen verdankt“, daß „jede Religion einen großen und verhängnisvollen Irrtum des Menschengeschlechts bedeute“, eigentlich gelten soll. Weber für den in historischen und in exakten Wissenschaften geschulten Leser, noch für den Pädagogen können sie etwas anderes bedeuten, als den vollgiltigen Beweis jener gefährlichen dilettantischen Halbbildung, die mit diesen tiefsten Menschheitsproblemen wie mit Rechenpfennigen hantieren zu können glaubt. Die flachen Nationalisten, die die Höhe ihrer Bildung dadurch bewiesen, daß sie auf Kosten der Religion „soviel Sottisen sagten wie nur möglich“, traf ja schon Lessings scharfer Spott. Auch heute giebt es der Geister viele, die „frei“ sind von all dem Wissen, der Gedankenarbeit, der intellektuellen Gewissenhaftigkeit, die auf diesem Gebiet erst Probleme schaffen.

Was nun aber den Religionsunterricht in der höheren Mädchenschule, in der Schule überhaupt betrifft, so ist es längst vor Ida von der Brelje, und zwar von Vertretern der theologischen Wissenschaft sowohl als einer aufrichtigen Religiosität (z. B. in der „christlichen Welt“) mit Energie betont worden, daß er gar nicht ungeeigneter sein könne. Ellen Key führt den Ausspruch eines ernsten Christen an, daß „nichts besser beweise, wie tief die Religion in der menschlichen Natur eingewurzelt ist, als daß dieser Religionsunterricht sie nicht auszurotten vermochte“. Und so ist es wohl begreiflich, daß man „aus Religion“ den Religionsunterricht aus der Schule entfernt sehen möchte. Giebt es doch schon Länder genug, in denen aus diesen oder jenen Gründen ein einfacher Moralunterricht an seine Stelle getreten ist. Und ist es doch gewiß kein Zufall, daß in einem Lande von so lebendiger Religiosität, wie England, der Staat keinerlei Zwang auf die Erteilung des Religionsunterrichts in der Volksschule ausübt. Aber der Breljesche Vorschlag, „das Übersinnliche, das das Wesen der Religion ausmacht (sic!), in die Mythologie“ zu verweisen und ebenso behandeln zu lassen, wie die Götterfagen der Germanen oder die des griechischen Altertums, beweist nebst vielem andern ihren vollständigen Mangel an Verständnis für jene „primitive Kraft“, jene tiefste Sehnsucht der Menschenseele, der nicht durch flache Alltagsweisheit genügt werden kann.

Aber nun der Ersatz für die Religion in der Breljeschen Zukunftsmädchenschule! Es sind — die Naturwissenschaften. Das Deutsche kommt flüchtig nicht in Frage, vor allem die bösen Klassiker nicht, da sie religiös gemißbraucht werden können. „Läßt sich doch“, wie Flashar in den sechziger Jahren schrieb, und Ida von der Brelje als warnendes Beispiel citiert, „was Schiller das Ideale nennt, fast überall sofort auf das Ewige und Göttliche übertragen, und berührt er doch in verschiedenen Dichtungen (das verschleierte Bild, der Kampf mit dem Drachen) unmittelbar die tiefsten Interessen des religiösen Bewußtseins.“ Ich muß nun freilich konstatieren, daß in diesem Punkt Flashar nicht antiquiert ist. Nicht nur Schiller, sondern auch Goethe, den Ida von der Brelje in der Eile vergessen hat, weiß von jenem „grenzenlosen Bedürfnis“, das als tiefster Kern jedem edlen und großen menschlichen Sein, Denken und Schaffen

zu Grunde liegt; er spricht in diesem Sinne von der Ehrfurcht als der höchsten Blüte aller geistigen Entwicklung, er spricht davon, daß der Künstler nicht produktiv sein könne, der nicht religiös sei, und er sagt am Ende seines Lebens: Mag die geistige Kultur nur immer fortschreiten, mögen die Naturwissenschaften in immer breiterer Ausdehnung und in die Tiefe wachsen und der menschliche Geist sich erweitern, wie er will, über die Hoheit und sittliche Kultur des Christentums, wie es in den Evangelien schimmert und leuchtet, wird er nicht hinauskommen. (Gespr. mit Eckermann 11. März 1832.)

Für Ida von der Brelje steht und fällt der Begriff der Religion mit dem Glauben an die sechs Schöpfungstage, an den „sogenannten“ Himmel über der Erde, an die Verklärung des „oxydierten“ Leibes. Um zu verstehen, wie gerade das Studium der Klassiker zu der Religion führt, deren Grund, wie Höffding es einmal ausspricht, die Überzeugung ist, daß „der innerste Kern der Wirklichkeit, die innerste Kraft der Weltentwicklung dem nicht fremd sein kann, was sich in den menschlichen Idealen hervorarbeitet,“ um das zu verstehen, dazu fehlt Ida von der Brelje einfach — die genügende Bildung.

In ihre Mädchenschule ziehen also nun statt der Klassiker „große Philosophen und Naturforscher, sowie große Volkswirtschaftslehrer“ ein. Wohlweislich wird dieser Einzug nur im allgemeinen angekündigt. Über das „wie“ der pädagogischen Verarbeitung dieser ungeheuren Gebiete macht sich die Verfasserin kein Kopfzerbrechen; ihrer pädagogischen Einsicht und ihrer Vorstellung von der Geistesarbeit großer Philosophen, Naturforscher und Volkswirtschaftslehrer scheint dies „wie“ keine Probleme zu enthalten. Daß man damit die Wissenschaft der Verwässerung überantwortet und zugleich der Mädchenschule einen unverdaulichen Stoff mehr zuschiebt, zu allen, an denen sie schon laboriert, das ahnt sie nicht.

Geradezu kindlich aber sind die Ratschläge, wie man den naturwissenschaftlichen und den Geschichtsunterricht „modern“ gestalten soll. Vor allem die kleine scherzhafte Auseinandersetzung über das Chlorophyll, eine Auseinandersetzung, die mir schon — nur etwas korrekter — in der kleinstädtischen höheren Mädchenschule zu teil wurde, die ich vor 40 Jahren besuchte. Auch in der Geschichte giebt sie ein Beispiel dafür, in welcher Richtung man reformieren müsse. Man solle bei der Erörterung der Entdeckung Amerikas darauf hinweisen, welche Änderungen dadurch für den Weltverkehr, insbesondere für die Stellung Deutschlands innerhalb desselben sich ergaben. Ja in aller Welt, was soll denn sonst darüber gesagt werden? Ich habe wahrhaftig nicht Veranlassung, den in der Mädchenschule erteilten Geschichtsunterricht besonders zu rühmen, aber daß diese einfache Thatsache nicht zur Sprache gebracht würde, ist mir noch nicht vorgekommen. Um wirklich die Stellen zu treffen, an denen die Mängel unserer Mädchenbildung liegen, hätte Fräulein von der Brelje schon ein wenig näher zusehen müssen.

Es ist wohl nach alledem überflüssig, auf die unterrichtstechnische Seite der Frage einzugehen. Wie man es anfangen soll, diese ungeheuren Stoffgebiete in den zur Verfügung stehenden Stunden unterzubringen — darüber macht sich Fräulein von der Brelje keine Sorge; wir brauchen uns auch keine zu machen.

Statt aller übrigen Ausführungen noch eine Bemerkung zum Schluß.

Wer an Reformen mitarbeiten will, muß sich auf den Boden der Wirklichkeit stellen; er muß diesen Boden zunächst kennen, er muß wissen, was im gegebenen

Moment möglich ist. Dazu bedurfte es in diesem Falle einer genauen Kenntniss der allgemeinen Voraussetzungen für Neuerungen im Bildungswesen, der Stimmung, der Bedürfnisse und Neigungen der breitesten Volkskreise, es bedurfte pädagogischer und psychologischer Einsichten und des Wissens um den wirklichen Stand des Unterrichts. Hätte Ida von der Brelje diese Kenntnisse gehabt oder das erforderliche Studium aufgewendet, so würden die meisten ihrer Vorschläge unterblieben sein.



## Erinnerung an Rom.

Von

Felix Poppenberg.

Nachdruck verboten.

Wenn ich Worte schreiben will, so stehen mir immer Bilder vor Augen des fruchtbaren Landes, des freien Meeres, der dufthigen Inseln, des rauchenden Berges, und mir fehlen die Organe, das alles darzustellen.

Goethe.

Es ist die nüchterne Bahnhofshalle einer größeren Stadt, voll der Unruhe und des Gewirrs der Gepäckkarren, der durch die Menge sich drängenden blau-blusigen, schwitzenden, krummrückigen Träger, der staubigen, nach dem Fachino schreienden, bepackten Reisenden; durch die schmale Perronsperrbarriere geht es; draußen ein neutraler Platz mit Hotelomnibussen, elektrischen Trams, und die Perspektive auf gradlinige, ruhig eintönige Straßen. Wenn nicht getürmte, schwarzsteinige, geborstene starrende Ruinen seltsam verquer in das flache Bild ragten und deusam Ahnung wecken, würde man es fühlen, daß hier ein Ziel der Wünsche erreicht ist? Aber diese Vergangenheitsstimmen zwingen mich in diesem Augenblick noch nicht.

Als Künstler und Dichter vor hundert Jahren durch die Porta del popolo einzogen, da hatten sie das Gefühl: Ecco Roma; das war Römerzug; durch einen Triumphbogen traten sie ein, die Peterskuppel hatte lange als Riesengestirn ihnen vorgeschwebt, näher und näher trugen sie die müdigen Füße, die von Wandermüdigkeit nun nichts mehr spürten, bis sie an die Pforte kamen. Und nun traten sie wirklich ein in die Stadt. Die Fontäne empfing sie mit Rauschen und der Pincio stieg mit seinen Terrassen zur Linken auf, vor ihnen lag der Corso, die Hauptstraße in der Hauptstadt der Welt.

Solche Eingangs- und Einzugsstimmung kann der moderne Reisende nicht haben, wenn er sie sich nicht überredend illusioniert. Die Gleichmacherei und die Typisierung der Eisenbahnankunft mit ihren in der ganzen Welt ziemlich einheitlichen Formeln läßt das schwer gedeihen. Ob man in Potsdam, in Paris, London oder Rom ankommt, äußerlich ist immer das Gleiche zu thun, und Omnibusse, Trams und Droschken,



Gepäck und Träger und die Queue an der Kontrolle des Ausgangs ist immer die nämliche Staffage.

Der Wanderer kam wirklich an dem organisch-natürlichen Eingang der Stadt an, er trat wirklich über eine Schwelle. Das ist ein wesentlicher Gefühlsfaktor. Unsere Bahnhofsankunft vollzieht sich meistens an Plätzen, die für das betreffende Stadtbild nicht allzu charakteristisch sind. Wenn wir in Paris, in Rom aus dem Zug steigen, überkommt uns kein Gefühl der Stadt; an welcher neutralen, dem wirklichen Stadtleben fernen Stelle liegt für Berlin z. B. der Anhalter Bahnhof; voll größeren Rhythmus ist schon der Eindruck, wenn der Zug, wie in London auf St. Paul und Holborn Viaduct und in kleinerem Maßstabe in Berlin-Friedrichstraße, erobernd in die Stadt eindringt und uns mitten in das Hauptgetümmel hinein entläßt. Aber solch jähes, verwirrendes Ausgespienwerden, — ein Moloch wirft seine Beute dem andern zu, — läßt Schwellen- und Eingangsstimmung auch nicht aufkommen. Am vollsten genießt man erste Eindrücke noch, wenn man zu Schiff einläuft, wenn man, näher und näher gleitend, mit den Blicken trinkend, das Bild einer Stadt — an Venedig denke ich, an Triest, an Neapel und an die Städte des Nordens — mit den Augen umschmeicheln kann und vom Hafen, der wirklich die Schwelle der Seestädte ist, seinen Eroberungszug in das divin imprévu der neuen Stadt macht.

Mit technischen Wandlungen wandeln sich auch die Bedingungen des Gefühlslebens. Wer seinem persönlichen Reagieren die Freiheit läßt, nicht nach Rezept und Übereinkunft die Register stellt, wer sich die Stimmungen nicht diktiert, sondern sie in ihrem Kommen und Gehen belauscht, wird nicht, rückwärts blickend, es beklagen, daß wir nicht mehr erbebend und überschauernd wie Franz Sternbald oder Heineses Ardhingello Roms Boden betreten.

Das Fühlen moderner Menschen ist zwiespältiger, vielfältiger als das der früheren; die Alltäglichkeit hat, auch bei denen, die stärksten Aufschwungs, tiefster Vibration fähig sind, darin einen größeren Platz als früher, und ohne falsche Verschämtheit bekennt man sich dazu.

Eine Schwärmerin sagte mir einmal, sie möchte in Rom in der Nacht ankommen und dann sogleich einsam durch die Straßen ziehen. Das ist Theorie und Vorstellung und hat etwas Unehliches, die Stadt würde gar nicht zu der pilgernden Thürin, die aus Geratewohl durch die Nacht rennt, sprechen, und der phantastische Plan würde mit Depression enden.

Der Mensch, der schwingende Gefühlsresonanz hat, dabei aber das Konstruktive verehrt und das Deplacierte, Schiefe am meisten scheut, wird, wenn er aus dem Zug steigt, nicht die Stimmung des schwärmenden Pilgrims haben, sondern seine Aufmerksamkeit auf die nächsten praktischen Aufgaben, zu denen Besonnenheit und Ruhe gehört, konzentrieren. Er wird sich nicht wundern, daß die in der Theorie so obligatorischen Hochgefühle und Andachtschauer ausbleiben, er wird die unvermeidliche, stets bereitwillig sich einstellende kleine Enttäuschungsnuance: „hm, das also ist's,“ heiter lächelnd als alten Bekannten, der nicht lange lästig bleibt, erkennen; er wird sich nicht einen Vanausen schimpfen, wenn er nicht gleich in Wallung gerät und sein übervolles Herz einem Bruderherzen mitteilt. Menschlich nachdenklich wird's ihm scheinen, daß sein erster Eindruck in Rom nicht das „Große“, sondern Kleinigkeiten sind: der Bajazzo-Größenwahn des Bahnhofsrestaurants mit der komödiantischen Cäsaren-



maske, die Regenschirme auf dem Bod der Kutscher und die Marmortafeln der Straßenschilder. Er weiß, auch das Heroische und die Feerien werden kommen und sein Rom wird schon nahen . . .

\*   \*   \*

Er wird auch nicht wie archäologische Schöngelster klagen, daß das alte Rom vom neuen überwuchert wird, daß in der Stadt der sichtbarsten Kulturschichtenformation nun allmählich auch die Gegenwart ihre kristallisierenden Ansätze beginnt. Voll Schwingung und Geisteswehen müssen vielmehr solche Mischungen wirken: der Rasselärm der elektrischen Wagen, die um die Tempeltrümmer des Forums rasen, die Telegraphenbrähre, die sich auf der Via Appia über die Grabruinen ziehen. Künstlerische Manifestation hat allerdings die Gegenwart in Rom nicht zu bieten. Sie ist barbarisch, und tiefe Gefunkenheit spricht aus den schlechten elektrischen Beleuchtungskörpern mit buntgroben Gläsern, die in alten Kirchen über einem edlen Relief oder einer verehrungswürdigen Holzsulptur hängen, aus häßlich gestrichenen Thüren mit rohen Klinken, die der figuren- und franzgezierte Rahmen von einst umfaßt, aus blanken Messingwasserleitungshähnen, die man marmornen Brunnenengeln vergewaltigend in den Mund gepreßt hat. Die Gegenwart hat wenig zu geben in dieser Stadt, und auch die Volkschaft von Turin wird daran nichts ändern; nur als Grimasse wird es wirken, wenn die belgische Linie, die mit italienischem Empfinden so gar nichts zu thun hat, mißverstanden an allen römischen Eden und Enden auftaucht.

Doch soll man sich an dem, was ist, nicht ärgern. Darf nicht auch von Städten gelten, was Menschen innerer Vielheit frei von sich sagen: „Ich bin kein ausgeklügelt Buch, ich bin ein Mensch mit meinem Widerspruch?“

\*   \*   \*

Zum gigantischsten Platz der Welt führen die engsten und ärmlichsten Gäßchen. Die elenden Arme des Borgo münden auf das gewaltige Säulenamphitheater von St. Peter. Schmutzig, verräuchert sind die Gassenmauern mit dumpfigen, dunkelgährenden Kellergewölben; noch trägt die rissige Mauer aber einen lieblichen Wandbrunnen aus alter Zeit mit Engelsköpfen, die mit ihren abgestoßenen Nasen schallhaft bubig wirken.

Aus den trüben Gassen in die lichte Runde des Platzes. Diese römischen Plätze, der Petersplatz vor allem und die Piazza del Popolo haben für mich ausgesprochene Kupferstichstimmung. Die strenge Zirkelung der Linien, das formale Prinzip der Säulenordnungen, Thorbogen, Obelisk, Brunnenmonumente ist nicht malerisch; es ist hier nicht das Flimmern der Farben, die schwingende Symphonie aus Großstadt- und Landschaftsstimmung, wie etwa auf Place de la Concorde in Paris; kein Palettenspiel flutenden Übergangs, scharf zeichnen sich die abgemessenen geraden Linien gegen den blauen, glattgespannten Himmel. Rein Ton-, einzig und allein Formwert, Linienstich. Und selbst Landschaftsmotive, wie der Abhang eines Berges, werden architektonisch formal gegliedert in wohltemperierten Terrassen, durch Ballustraden und Steingeländer bestimmt, und die Bäume übernehmen die Funktion von flankierenden Pfeilern. Und wie zu einem solchen wohlgegliederten Stuch gut der Zug alter Majuskelschrift paßt, wie die Unterschrift in solchem Regelmäß der Zeilen ein Ornament mehr in dieser

prästabilierten Harmonie bildet, so stimmen sich auf diesen Plätzen gut in die Einheit die Letterntafeln voll monumentaler Wucht auf der Stirn der Portale und die Inschriftsteine auf den Wangen der Brunnen.

\*       \*       \*

Doch auch Farben giebt's. Die spanische Treppe stand brennend und leuchtend in Blumen, als ich sie zuerst emporstieg. Auf den Steinstufen blühten Stilleben von kühner Kraft des Kolorits und verschwenderisch üppig in der Fülle der Blüten. Riesenhafte Callas an langen Stengeln kreuz und quer schräg aus großen Töpfen ragend, daß ihre weiten, weißen Kelche wie die Mündungen von Triumphpfaunen starrten; Büsche von weißem Flieder, traubig schwer, und Gladiolen, weichlilafarben mit langen Schäften; Zeltdächer darüber gespannt, daß die Farbenglut gegen die grelle sonnige Helle sprüht, und dazu die streifigen Schürzen der Mädchen, die roten Halstücher der Burschen.

An Trinità de Monte, der Hintergrunds kulisse des Places, vorbei geht es, wenn nicht Corso und Eitelkeitsmarkt ist, einen beschaulichen Philosophenweg zum Pincio hinauf. Wieder gibt die Natur ein architektonisches Motiv her. Steineichen verz spinnen ihre Äste breit zu einem schweren Velarium, in dichtem grünen Schatten wandelt man den Parkwegen zu, wo blaßblaue Glycinienranken sich um grüngaue Baumstämme winden, wilde Rosen an den Palmen klettern, die Aloen wie seltsame Stacheltiere im Grün des Rasens sitzen, Brunnen plätschern, bis die tiefe Mittagsstille durch den dumpfen Zwölf Uhr-Kanonenschuß von der Engelsburg zerrissen wird.

Die Engelsburg — wie eine Ringkrone erhebt sie ihr Haupt trotzig beherrschend über dem lehmigen Tiber. Die Passionsengel des Bernini halten pomphafte Spalierwacht des Reichs und der Herrlichkeit auf der Brücke, die zum Turm der Macht führt. Wenige Schritte weiter hat die moderne Zeit eine Brücke aus eisernen Bogen und Rippen über den Fluß geschlagen. Und sie beide führen einem Ziele zu . . .

\*       \*       \*

Im Vatikan, in den Loggien und Stenzen, in der Kapelle, wenn man die geschedte Maskerade der Schweizer passierte, ist ein Fremdengewimmel und eine gedrückte Kommandoandacht. Soll man das Frösteln nicht ehrlich eingestehen? Das Bildungsarchiv der Welt ist's, aber es giebt Stimmungen, die uns tiefer, persönlicher bewegen, in denen wir vibrierender mitschwingen. Und nicht nur in Villen, Gärten, in der Campagna kommen sie, auch in Sammlungen können sie sich einstellen. Nur nicht bewußtes Museum muß es sein, sondern Belebung, Neuschöpfung, beseelte Atmosphäre. Die Ludovisksammlung ist jetzt so auferstanden. Man hat ihr keinen staatlichen Neubau geschaffen, sondern hat mit feinem Gefühl ihr einen alten, echten Rahmen gegeben, und sprechender sind die Antiken nun in ihrem eigenen Haus geworden. In den Diokletiansthermen herrscht jetzt Juno Ludovisi. Durch eine Flucht sieht man ihr königlich ragendes Haupt und denkt daran, wie sie Goethes erste Geliebte in Rom war. Ruhe und Majestät gehen von ihr aus. Später freilich, wenn man nach Florenz kommt, dann erkennt man, daß das Haupt, in dem der Mensch von heut Leben und Kunst, beseelte Gewalt und Großnatur verehren möchte, nicht der Hoheitskopf der Juno Ludovisi ist, sondern der affektsprühende Menschenkopf des Davids von Michel-

angelo. Und doch ist die Antike für uns nicht tot, ich glaube, sie kommt uns eher wieder nahe. Mandy Bildwerk und Relief der Alten löst mehr in uns aus als die Rafaelschen Stenzen oder die krasse Bläue in der Farnesina. Im Lateranmuseum sind Grabstulpturen, männliche und weibliche Porträtbüsten im Gehäuse der Ahnenbilder, die in ihrer lebendigen Charakteristik donatellesk anmuten; die trunkene Alte im kapitolinischen Museum berührt uns wie Rodin; die Plastik der Kaiserzeit mit ihrem vielfarbigen Marmor, ihren barocken Schmuckphantasien, den Frauenköpfen mit den pervers unnatürlichen, an Schwammformationen erinnernden Chignons, wie sie Julia, die Tochter des Titus zeigt, ist verwandt mit modern dekorativen Bestrebungen unserer Plastik, den Mischungen der Materialien, wie sie Jean Dampy liebt, und wie sie eben erst Max Klinger in der späten Lugschkunst seines Beethoven anwandte, und Klingers künstlerisch so üppigphantaistische Büsten, wie die der Menieff, stehen der Welt Julia's, der Tochter des Titus, nicht allzu fern.

Und auch antike Kleinkunst weckt Assoziationen. Im Vatikan, in den weniger besuchten Räumen, wo keine vereidigte Akademische Schönheit gezeigt wird, sondern allerlei Getier, erkennen wir die Momentanfrische Japans und Kopenhagens, die Mischung aus impressionistischer Aufnahme der Natur und ornamentaler Verwertung. Da ist ein gefleckter Tiger, ein Hummer aus Alabaster, ein Taschenkrebs, immer Tiere, die entweder durch die Farbenzeichnung oder durch die besondere Gliederung ihres Baues ornamental wirken. Die japanisch Kopenhagener Nuance ist am auffälligsten bei dem grünen Fisch, der langgestreckt auf weißen stilisierten Wellen dargestellt ist. In den naturalistischen Mosaikfußböden mit ihren Muscheln, Langustenstacheln, Austern und dahin schnellenden Fischen giebt sich gleichfalls verwandtes Element.

Auch in den Diokletiansthermen finden sich solche vielfältig anklingenden Kunstwelten. Da ist die brutale, zerschmetternde Wucht des Fauslkämpfers mit den leeren Augen voll dumpfer, sinnloser Kraft, da ist das archaische dreiseitige Marmorwerk mit den Aphroditereliefs, voll herber Grazie vor allem in der Flötenspielerin, in der schmalen, fargen Körperlichkeit an die Prätaphaeliten erinnernd; da ist Kunstgewerbliches, farbigschimmernde Gläser in Tiffanykolorit, Ketten und Geräte mit Steinen illuminiert, mit Pfauen auf Goldplatten getrieben, daß sie jede Mondäne, die Lalique verehrt, anlegen könnte.

Das Schönste an den Diokletiansthermen, das, von dem sich alle Kunstwerke abheben, und was das Lähmende musealen Charakters gar nicht aufkommen läßt, sind die Höfe: Der große Peristyl, um den sich die Räume ziehen, — Säulen umgrenzen ihn, als Zeltdach spannt sich blauer Himmel. Cypressen stehen und Rosenbüsche, Palmen und Aloen, Wasser rauschen. Aus den Heden wachsen weiß marmorn Säulen, die Masken tragen und Tierhäupter, seltsam wilde Gottheiten der Stierköpfe, der Elephanten und Nashorne.

Ein Garten in der Mitte; Säulensämpfe und Torfi liegen, grün überwuchert, im Grase, Sarkophag, Medeen- und Ariadnesarkophag; Marmorwannen der augustäischen Zeit mit dem so modern anmutenden Ornament der Kurvenlinien sind Brunnenbeden geworden und stehen am Rand der Beete, wilde Rosen ranken sich um die grau verwitterten Wände. Das Große wiederholt sich im Kleinen. Aus den Kabinetten tritt man in zierliche Miniaturhöfe mit schwächtigen Loggiafäulchen, grün bewachsenen Steinwänden und niedlichen Wandbrunnen mit Reliefs. Blaue

Gladiolen wachsen auf dem Grund. Zu jeder Zelle solch Garten in weltabgeschiedener Blumeneinsamkeit. Der Certosa von Pavia gleichen diese Eremitenminiaturen, und in beschaulichem Kontrast liegen sie abgewandt den Riesenwerken der alten Welt.

\* \* \*

### Der Segen in St. Peter.

Eine Glaubensstadt mit unabsehbaren, langen Straßen, geweihten Plätzen, Denkmälern und Kapellen. Himmelhoch dachüberwölbt, und aus dem Dach noch in die Ewigkeit wachsend das Pantheon der Kuppel. Heut drängt sich's und wimmelt's unter diesem steinernen Himmel, auf dem Marmorpflaster, in den Säulenstraßen. Es strömt durch die Pforten und Stimmentauschen flutet durch den Raum. Pilgerzüge sind in die heilige Stadt gekommen, den Segen zu empfangen. „Avanti Pellegrini“ schallt es an den Schranken, alle Ecken und Winkel füllen sich. Einem bunten Festplatz gleicht das Mittelschiff, ein Kostümfest scheint sich vorzubereiten, ein Triumphzug in farbenschillerndem Trachtenpomp. Die Schweizer mit den Hellebarden, gelb- und rotgeschlecht in Pluderhosen mit Schulterwülsten, die päpstlichen Soldaten mit Rosschweifen an antiken Helmen und roten Kniehosen, die unendlich variierten Ordenskleider der Geistlichen; rote Brokatröcke, violetter Damast, durchbrochene Spitzenjacks, graue Pelzummhänge, die roten Kutten der deutschen Seminaristen. Über schwarzen Menschenmassen grüne Fahnen, gold- und juwelenbestückte Banner und wie Vogelfittiche die breiten weißen Flügelhauben grauer Nonnen. Spannung und Erwartung bannt die Massen. Und endlich aus der rechten Seitenpforte, unweit der Pietà des Michelangelo, naht der Vortritt, und dann auf der Bahre, hoch über dem Volk schwebend, der Papst.

Auf rotem Thronessel sitzt er in weißem Gewand mit rotem Mantel, rotem Käppchen, goldgestickter Stola. Wie ein byzantinisches Heiligenbild in starrer hieratischer Feierlichkeit tragen sie ihn. Aber Leben kommt in dies Bild, als nun die Kirche von tausendstimmigen Evvivarufen erschallt. Das wachsbleiche, gütige Gesicht mit den klugen Augen beginnt zu lächeln, der Körper hebt sich, die feinen, schmalen Hände neigen sich und grüßen und segnen, segnen und grüßen unaufhörlich.

Evviva il papa dröhnt es, die Pilger huldigen dem heiligen Vater wie einem Feldherrn oder einem Schauspieler. Es ist keine Kirchenstimmung, mehr Straßen- und Festzugstrudel. Wenig knien, nur sehen wollen sie alle, und mit brausenden Rufen huldigen sie.

Theater ist in diesem Treiben. Aber kleinlich bleibt die Wirkung nicht. Nie habe ich so den Eindruck von der polyphonen instrumentalen Macht der Menschenstimmen gehabt. Nicht der kunstmäßig singenden, der Stimmen überhaupt. Ich dachte an Hans Oberländers interessanten Versuch, die Chöre der Drestie nicht singen zu lassen, sondern sie nur als Stimmen, als Rehlshattierungen zu brauchen. Im kleinen konnte er es nur versuchen. Zu ungeheurer Wucht steigerte sich das hier in diesem Riesenorchester. Ungeheure Schallwellen erhoben sich, brausten tosend an, umbrandeten die heilige Bahre, nahmen sie auf ihre Wogen, schwammen mit ihr weiter, verhallten mählich und erhoben sich in der Ferne wieder. Unendliches Heben und Sinken in gigantischen Rhythmen, ein Meer mit Flut und Ebbe, eine Riesenwindharfe, vom Begeisterungssturm gespielt. Und über dem Orkan immer gleich hingleitend wie auf geflügeltem Wunderwagen die schmale, fast unkörperliche Gestalt des Herrn der Heerscharen.



Die Kirche liebt das Spiel. Wie ein Spiel in größtem Stil dieser Triumph des Papstes ist, so ist auch ein Spiel der Triumph des Todes in den Grabgewölben von Santa Maria della Concepcione oder, wie es allgemein heißt, de' Cappuccini an der Piazza Barberini. Ein groteskes Spiel führen diese Kapuzinerkatakomben auf, nicht wie die Alten den Tod gebildet, sondern voll des wilden Vergänglichkeitshumors der Totentänze. Freund Hein führt hier grinsend den Reigen. Etwas von der altdeutschen Todesgemütlichkeit liegt darin, wie er seine Knochen hergegeben hat, daß man ihm seine Wohnung passend und hilgerecht richte. Kapellen hat man aus Gebein gebaut, Nischen und Altarwinkel, die Ampeln sind aus zierlichen Knöchelchen gefügt. Und aus noch zierlicheren Knöchelchen sind fremdartige, originelle, an Seeesterne- und Meermuschelmotive erinnernde Ornamente zusammengesetzt als Wand-schmuck, die August Endell, den kühnen Ornamentiker des „Bunten Theaters“, sehr interessieren könnten. Das häufig in Kirchen auf Grabsteinen erscheinende Symbol des Totenkopfes mit den Flügeln ist hier mit natürlichen Mitteln verwertet, ein wirklicher Schädel hängt herab und seine Flügel sind aus Schulterblättern gebildet. Rundbogen sind aus Knochen aufgeschüttet, ganze Architekturen, und drinnen stehen an Ehrenplätzen die Skelette berühmter Kapuziner in der braunen Kutte, und aus der Kapuze grinsen die Zähne und die hohlen Augenlöcher.

Aus all dem schweren Knochenwerk ragt ein gar zierlich Geripplein hervor, das feingliedrige zarte Skelett der jungen Principessa Barberini.

Wie Filigran sind die dünnen Rippchen, und den Engel spielt sie in diesem klappernden Danse macabre.

Sie schwebt wie in einem Luftballet. Und in den zierlichen Knochenfingern trägt sie eine Fahne und eine Wage, die sehr sinnreich und geschickt aus Menschenbein gebastelt sind . . .

\* \* \*

„Wenn ich Worte schreiben will, so stehen mir immer Bilder vor Augen“ . . . und der Bilder giebt es kein Ende. Ich will, wie sie kommen, einige halten . . .

Roma fuori le mura . . . Vor den Thoren liegt San Paolo in Säulen- und Marmorpracht. Die Kunstformen der Natur kann man hier in den Marmorsäulungen studieren, die ornamentale Fülle an Farben und Zeichnungen. Nur durch wechselnde sorgsam außerlesene Schnittstücke besonderer Steine sind die Wände geschmückt. Wundervolle unstoffliche Bilder ergiebt das, reine Farbenharmonien, Symphonien, wie sie Whistler liebt. Violett, grün, rosa und gelb erklingen in kühnen Mischungen; Ader- und Maserungswerk, Verästelungen und Verschlingungen variieren unerschöpflich Linienmusik. Um weiße Säulen schlingen sich milchig gelbe Ringe, eine Platte gleicht mit ihrem Wellenmotiv einem versteinerten Meer, an die grau schimmernde Austerfarbe mancher Tiffanyfenster erinnert eine andre. Jaspismarmor, hellrot mit weiß und grünen Mändern, der Pavonazetto mit violetten Adern, der Verde antico mit Serpentinadern, der isabellengelbe Giallo antico, sie gewähren eine Farbenschau unendlicher Fülle. Und danach öffnet sich wieder weit und leuchtend ein Säulenhof mit Reliefs und Masken und Schrifttafeln an der Wand, mit Blumen und Brunnen-sarkophagen und unendlichem Blau.

Fuori le mura . . . Man kann nun auf die Via Appia gehen oder zu den Trappisten von Tre Fonti.



Die Via Appia ist durch die Dichter etwas abgenutzt. Sie muß, soll sie ihren dämmernden Verfallreiz entschleiern, besonders genossen werden. Nachmittags, wenn man im Train der Fremdenwagen, in denen die Bäderer geschwungen werden, hinausfährt, oder im Staub der Landstraße hinausläuft, unter praller Sonne und im scharfen Tageslicht, wird nichts. Im Zwischenlicht muß man sie sehen. Ihre Stimmung fängt an zu schwingen, wenn man rückkehrend auf ihr nach Rom geht. Rom muß vor den Augen im Abenddunkel liegen, Schatten auf dem Weg, und links und rechts die Trümmer ragender Mäler, Grabgemäuer, Riesenburgen aus dem Schoß der Ewigkeit, dann fühlt man: Es ist der Weg des Todes, den wir treten, mit jedem Schritt wird meine Seele stiller.

Und dann erwachen auch erst die Stimmen und die Zeichen der Campagna. Zwischen Steinmauern, die nun enger scheinen, über die steil die Cypressen ragen, als lägen Leichenfelder hinter ihnen, schreitet der Fuß. Binsenhütten starren ins Dunkel und verfallene Bignen mit epheubewachsenen Treppenwangen; Gewölbe öffnen sich in windschiefen Häuschen, in rote Finsternis blickt man: über der Feuerstätte schwebend ein Hengstfessel und rund gelagert schattenhafte Gestalten, flatternde orange Kopfstücher, breitkrämpige Hüte, heulende Hunde, zerlumpfte Kinder.

Die Trappisten von Tre Fonte sind kein kategorisches Bäderziel. Lieblich einsamen Spazierweg durch grün-graue Eukalyptuswälder wandert man zu ihnen. Der Eukalyptus ist ihr wunderthätiger Baum. Das Fieber haben sie damit aus der einst verseuchten Gegend gebannt, Heilgetränke brauen sie daraus, erfrischende Mundwässer, einen Likör, der von allen Chartreuse-Prätendenten dem echten Garnier am nächsten kommt. Ein Ruinenthor führt in ihr schweigendes Reich, lila Agricini hängen ihre Blüten darüber, und jenseits der Pforte ist Klosterfrieden; unter einer Baumlaube steht die Madonna, die Vögel flattern zwitschernd ihr zu Häupten; Baumwege leiten zu den drei Kapellek mit den fließenden Brunnen, an denen das Haupt Pauli dreimal sprang, und am Rand dieser christlichen Legendenpfade stehen Säulenstümpfe, Marmortrümmern, Sarkophagwände, antike Elegien und Idyllen.

\* \* \*

Nach Klöstern, Kirchen und Gräbern die Villen. Auch in den römischen Villen ist Mischung. Wie an den sakralen Stätten Antike und Christentum sich eint, heidnisches Marmorgebälk den Madonnentempel zieren hilft, wie Maria sopra Minerva sich erhebt, wie im Vorhof von San Lorenzo ein Kardinalsgrab in einem römischen Sarkophag bereitet ist, so giebt es auch in den Villen Vor- und Nachklang der Kulturen. In der Villa Borghese spielen die Variationen der Kunst- und der Naturstile ihre charakteristischen Melodien. Renaissancegartenkunst führt hier im Giardinetto die Natur am strengen Gängelband zu ornamentalem Neigen; Bignettenwerk wird der Garten, wie in den Anlagen des Vatikan; kein freier Buchs, sondern Buchs im Sinn dekorativer Idee herrscht hier: der Rasen ein strenggemusterter Teppich, die Bäume nicht erdentsprossen, sondern aus Kübeln wachsend in architektonischen Motiven, die Büsche als dekorative Wandungen angelegt, als Hintergrund für Büsten und Hermen, reichliche Rundtempelchen, Rondels, Amphitheater im Freien mit Rasensitzen. Und unmittelbar daran die andre Welt des freiwüchsigem englischen Gartens, Anlagen nach dem Vorbild jener Gärten, die als Privatwälder gezüchtet waren und

die zur größeren Illusion ihrer ungebändigten Freiheit keine Gatter und Mauern, sondern einen breiten Graben um sich zogen. Der Rasen wird gehegt, wie ein englischer Lawn, weite Spielfläche werden baumumstandenen ausgespart wie im Battersea- und im Hyde Park. Statt der Boys in weißem Flanell spielen aber hier Cricquet die Seminaristen in schwarzen Ruten mit violetten Schärpen, die beim Springen flattern wie die Gewänder der Frauen. Und englisch mutet auch jene aristokratische Jünglings-schar der kleinen Knaben an, die alle in Frack und Cylinder (zur frühen Gewohnheit selbstverständlich sicheren Tragens) von einem Vater ausgeführt werden. Neben den Spielflächen strecken sich Weidestätten, wo silbergraue, breitgehörnte Rinder grasen, und in ihrer Nachbarschaft sitzt man zum five o' clock in der Baccheria auf Rasenplätzen und ißt jene Götterspeise mit dem einschmeichelnden Namen Chantilly: geschlagene Sahne mit Blätterteigrollen. Ähnlich ist der Eindruck in Pamphili Doria. Größer nur noch sind die Verhältnisse. Die Bignetten- und Arabeskenstilisierung des Renaissancegiardinetto präsentiert sich in seinen Linienmotiven noch präziser, da man in ihn von oben hineinsieht, und das Wald- und Freiluftmäßige der englischen Anlagen wirkt durch die riesige Ausdehnung und das wechselnde Terrain bergab, bergan mit Weidegründen, Teichen und Brücken, Anemonenwiesen, Pinienwäldern noch urwüchsiger. Und stärker als im Vorgehse klingt die Stimmung der Stadt hier hinein.

Elegienzauber weht, wenn man Pamphili Doria beim Sonnenuntergang verläßt. Die Wipfel der Bäume stehen in roter Glut. Die Bogen der alten Wasserleitung rahmen die Ausschnitte Roms, die Peterskuppel schwebt in ihnen und die Dächer und Türme der Stadt.

\* \* \*

Die Villen fuori le mura, die Villen im Albaner- und Sabinergebirge sind in ihrer Anlage streng und einheitlich im Stil, doch die umrahmende Natur sorgt für die Mischungen.

Die Villa Falconieri mit ihren Schmuckportalen, Devisen und allegorischen Trophäen steht wie ein Zierstück in der Natur; auf ihren oberen Terrassen das große viereckige Brunnenbecken mit bemoostem Steinrand und unbeweglichem Wasserspiegel, den Cypressen, die wie eine Säulenhalle ihn umgeben, wirkt in seiner dunklen Ruhe gleich einer Radierung nach Böcklin. Die Natur ist hier strengangeordnet zu einer Variation des Renaissancepalasthofes. In der Aldobrandini muß sie Theater spielen, Wasserpantomimen über Fälle und Tuffstieptreppen aufzuführen, und in der Villa d'Este giebt es den Triumph der stilgebändigten Natur. Aber nichts ist kleinlich dabei, und Herrengedanken haben hier gebieterisch dem Wasser die Wege gewiesen, daß es der Verherrlichung des stolzen Geschlechts diene und ihm zu Ehren seine Künste mache, haben den Büschen geboten, daß sie nach den Linien des erlauchten Wappens wachsen. Vom Château d'eau stürzte sich das Wasser wie ein Gladiator in majorem gloriam der Este zerstäubend zu Tode.

Viele Röhren sind versiegt, die Wappen zerborsten, überwuchert die Büsche, die Statuen liegen zertrümmert im Grase, über die Gipfel blickt man weit in die Campagna . . .

\* \* \*

Im Albanergebirge schwebt Pansimmung. Im Boden ruhen unverrückbar die unregelmäßigen cyklopischen Quadern des alten Pflasters. In der tiefen Waldeinsamkeit ragen rechts und links Zeichen vergangenen festlichen Lebens. In gelben und grünen

Büschen edles Mauerwerk mit Sims und Gebälk, eine Wand birgt Statuen wie eingemauerte Heilige, über die Frühlingswiesen springen die Ziegen- und Hammelherden, und der junge Hirt gleicht in seinem Widderfell einem Satyr. Und andre Assoziationen bringen dann die halbzerstörten Villenportale, die von der üppig wilden Vegetation zersprengt scheinen, mit rissigen Vasen, zerbrochenen Wappenschildern und zerbröckelten Schrifttafeln, in ihrem Rundausschnitt blüht und wuchert es von farbigem Gesträuch. Auf Kreuz- und Querwegen geht es, und plötzlich liegt an einer Biegung mitten in verwilderter Natur eine großgezogene künstlerische Arabeske. In wundervoller Linienführung leiten zwei weiße Mauerwangen, breit gerundet, nach oben immer schmaler werdend, bergan, bis sie an den Pforten eines mächtigen Portals sich treffen. Wie eine Riesenvignette von Heinrich Vogeler oder Thomas Theodor Heine liegt dieses Bild da. Ein Camalduliskloster ist es, und wenn man aufgestiegen ist und die Schelle gezogen, dann öffnet ein Mönch in weißer Kutte und bringt in den schattigen Thorbogen mit beschwichtigender, ruhevoller Geberde Brot und Wein.

Hell und heiter ist Albano und Frascati, voll lieblicher Würze wie fein *Vino bianco*. Und wie ein Lächeln schwebt es über Tivoli an jener einzigen Stelle, auf der Terrasse zu Füßen des Sibyllentempels, wo man in Blumenabgründe schaut, in grüne Olivenschluchten, die von spielenden, silbrigen Gaze-Fällen stürzenden Wassers kofend überschleiert werden, in vielfach geteilte Landschaftsbühnen mit Thälern und Brückenwölbungen, rechts drunten weiße Wäscherinnen an Steintrögen, links die Staubbäche . . . Blütenklang, Musik des Wassers und Himmelsblau auf den Bergen.

Tropig und düster aber ragt über dem schwarzen Totensee das Bergneß Nemi mit seinem ungefügen Turmkoloz, den steil aufkletternden Straßen, den Winkelgassen und den schiefen Steinstiegen zwischen den Mauern, auf denen die Frauen so sicher und stolz mit dem doppelgehentelsten Kupferkessel, der Gonga, auf dem Kopf, daherschreiten und zerlumppte Kinder wie die Ragen den Fremden nachklettern: „*Soldo, Signore.*“ Zum Monte Cavo steigt man von hier auf, wo der Jupiterstein im Kreis der Ulmen steht, und wo man aus der Bergschau die *Castelli Romani* liegen sieht.

\* \* \*

Es giebt kein Ende der Bilder . . . die tiefsten aber wuchsen doch wieder aus Rom. Und der letzte Tag ließ sie in überschauernder Fülle nahen. Ich war oft auf dem Forum und auf dem Palatinischen Berg und im Colosseum. Am letzten Tage aber sah ich sie alle wie zum ersten Mal. Es darf nicht strahlende Helle sein und allzu heiteres Frühlingswehen der Luft. Wie auf der *Via Appia* ist's, schwerer muß die Luft hängen, verhüllender, lastender muß sie lagern, dann beginnt die *Camposanto*-stimmung, die Elegie des stolzen Todes mit tiefem Ton zu klingen.

Vom Capitol stieg ich herab, am tarpejischen Fels, über den Ballone und Gärten hängen; wie ein Heroenfriedhof lag das Forum, und um die stolzen Riesenmäler blühten wilde Rosen und Flieder. Am Himmel aber stand schwarzblau das Gewitter. Seine Wetterwolken loderten über dem hellschimmernden Titusbogen, und wie Adlersflug zuckte jäh der Blitz darüber. Und jetzt zum Palatin hinauf, zum Berg der Kaiserpaläste, zu Roms erhabenstem Hügel; die Walhallbrücke, von der die Kaiser wie die Götter aus goldenem Haus zu den Tempeln schritten, steigt vor dem inneren Blick pomphaft und lähn auf. Durch Brunnenschachte, an Säulenbogen vorbei, durch Laubengänge

geht's zum Plateau. Das Forum liegt nun zu Füßen und das Colosseum, und an der andern Seite unterhalb des Castello Constantino der Judenkirchhof mit seinen Cypressen. Riesenfensterbogen aus altem Mauerwerk rahmen ferne Ausschnitte der Sabiner Berge. Violett schimmern sie im Sonnenuntergang. Das ist heut nicht die eintönige Bläue italienischen Himmels. Licht- und Farbenansaren tauschen darüber. Purpurn glühend leuchtet das Colosseum auf, ein Neronisches Feuerwerk. Über dem Titusbogen steht jetzt ein Regenbogen wie jene alte Kaiserbrücke. In der dunstigen Luft schwebt das Dach des Vaters mit seinen riesigen Gestalten der Heiligen wie eine Vision des himmlischen Jerusalems. Goldene Pfeile schießen herab auf San Lorenzo in Miranda mit ihren grünen Bronzethüren und den korinthischen Säulen, die einst den Tempel der Faustina und des Antonius hüteten und dann gleiche Wacht der christlichen Kirche leisteten.

Farbenfluten und Aveläuten. Noch einmal klingen in dieser verschleiernnden Dämmerstunde in der Einsamkeit des heiligen Berges die Zeiten zusammen . . . So verklang mir Rom . . .



## Frühe Kindheit.

Von

Elisabeth Siewert.

Nachdruck verboten.

Es war ein kleines Mädchen unter fünf Jahren, das an der Hand seines Vaters auf das Feld ging. Von irgend welcher Jahreszeit hatte das Kind noch keinen Begriff, als es da mit seinen kleinen Schritten über den dunklen Ader ging, auf dem es unsichtbar wogte, auf den fortwährend Ströme von Licht und Reinheit herniederfielen. Sehr niedrige Pflänzchen und ganz feine Fäden, als ob Mutter's Stidgarn hier leichtsinnig kreuz und quer versponnen sei, umgaben immer und immer seine Füße.

Der Vater stand still, und um sie her war das Reich der großen Wichtigkeit. Der Erde war eine lange Wunde gerissen, da ging es tief hinein und häufte sich zu beiden Seiten in Klumpen. Das war dem Kinderauge eine großartige, beängstigende Veränderung, deren Formen es garnicht rasch genug fassen konnte.

Stand da nicht ein halber Mann? Wo waren seine Beine geblieben? Näher kom-

mend, sieht das Kind seine Beine in der Erdentiefe. Unten in der Rinne liegt es glatt, bräunlich, trübe, es bewegt sich, wenn Klümpchen Erde darauf fallen. Wasser!?! Armes Wasser in so engem Grabe, ohne Farbe, von Stiefeln zertreten!

Das Kind fragt, was diese große Veränderung auf der ebenen Aderfläche bedeutet, und während ihm erklärt wird, da werden Röhren in die Gräben gelegt, damit das Wasser in ihnen fortfließen könne, dahin, wohin es gehört, in den Teich hinter der Fohlenkoppel, werden ihm viel wichtigere Dinge bewußt.

Auch was diese weißlichen, rauhen Berge bedeuten, fragt es. Ein halber Mann, der aber gewiß seine Beine nur versteckt, schleudert mit seinem Spaten kleine Fuder davon aufwärts. Das ist kalkhaltiger Mergel, der kommt auf den übrigen Ader, damit es besser drauf wächst.



Diese unordentliche zertwühlte Stätte, diese Fülle der feinen, ach so feinzusammengesetzten Erde, die man aus schlafender Dunkelheit heraus in das Gewoge von Licht und Reinheit warf, ergreift das Kind, ebenso wie der Nutzen der Einrichtung, daß sich das Wasser in den Röhren in einer langen, verborgenen Straße hinzieht, um in den Teich zu fließen. Noch Wichtigeres, noch viel Tieferes bewegt das Kind. Es fühlt, wie es da steht, eine starke Zusammengehörigkeit mit dieser Erde, mit ihren vielen, vielen kleinen, blühenden Pünktchen, die sich zu Schollen und Klumpen ballen, die auseinandergebreitet daliegen; die Erde, auf der es wächst, wenn seine Füße auch nicht darin wurzeln, sondern frei darüber weg gehen. Es ist, als blicke diese Erde das Kind aus dunklen, warmen, trüben und vertrauten Augen von allen Seiten an, jede aufgeworfene Scholle ist so ein bekanntes, dunkles Auge. Sicher und stumm, finster und doch beruhigend, eine Wiege und ein Tanzboden und ein häßliches Loch, das droht und feindlich ist — so ist dem Kinde die Erde. Daß sich der Mann nicht ängstigt, die dunkle Masse könnte ihn für ihresgleichen nehmen, auf ihn stürzen, ihn zudecken! — Und zugleich mit diesem halb erwärmenden, halb drohenden, unendlich weit ausgespannenen Eindruck von der Macht und dem Einfluß der mütterlichen Erde geht das andre in der jungen Seele auf, dies auflösend weiche und doch flammenstarke Bewußtsein, geflügelt, selig, unendlich zu sein! Das Kind gehört nicht zu dieser Erde, es erhebt sich in die Wogen des Lichts und unsichtbaren Glückes wie eine Blume. Es ist ein Nichts, in das es schaut, nur seine eignen Wimpern liegen wie vergoldete Lanzen über seinem Blick, ein Nichts, nur weite, leichte Fülle und höher heraus eine blaue Decke, und es ist die Heimat, in der des Kindes Wesen gehalten wird, sein Zuhause, das beseelt ist von Kräften und Schönheiten ohne Ende, mit denen es sich eins fühlt, ein Glied in einem Ringelreihn . . . . .

Die Freude darüber, daß es so ist, läßt das Kind aufatmen, strahlen und lachen. Es rüttelt ein wenig an seines Vaters Hand, und als der mit einem nüchternen Blick herab-

sieht, ohne Einverständnis, ganz fern von solchem glücklichen Instinkt, fern von einer schönen Illusion, ebenso fern von einem Denken, das sich um Erkenntnis müht, sieht es eilig von ihm fort über seinen Hut weg in den Raum, und seine kleinen Finger bewegen sich in der Manneshand, tastend, Freiheit suchend, wie fremde, eingesperrte kleine Wesen. Und dann hört es auf zu strahlen und zu lachen und sieht mit gerunzelter Stirne und vorgeschobenem Mund aufmerksam auf den Erdboden. Gut, daß da ein Purpurfleck mit winzigen Beinen ankommt! Nun macht es sich von des Vaters Hand frei, um das Ding aufzugreifen und ist allein mit seinem Reichtum und der kleinen Spinne.

\* \* \*

An einem allerschönsten Sonnentage im Juni wird das Kind zu einem Spaziergang auf die Wiesen mitgenommen. Überdeckt mit Lämmertwolken, bekränzt mit Blumen, geschmückt mit Getreidefeldern, die sich im Wachsen eilen, in ihrer Eile duften und in Herrlichkeit strahlen, so liegt die Erde da. Gestern war Aufruhr, Donner und Bliß und machtvolle Sonnenverhüllung gewesen, Stunden voller Lärm, Schrecken, Glanz und schauer- voller Dunkelheit. Ein Meer war herab- gekommen, kristallenweiß hatte es vom Fenster bis an den Zaun gelegen und weiter hin nichts als Fluten. Die Großen sagen, es hätte nur ganz kurze Zeit gedauert. Ein Wolkenbruch.

Das Wasser hatte sich rasch verlaufen, man konnte heute auf die Wiesen gehen, natürlich, in den tiefen, vom Ufer der Ader- kante entferntesten Stellen, da lag es heimlich im Grünen und lachte zur Sonne auf, Küsse tauschend, so viel es konnte.

Durch die Einbuchtungen im Ader — Wiese und Ader spielten nämlich auf der ganzen Strecke: jetzt nehm ich dir was, dafür nimmst du mir was — ging es gerade durch, an flodigen roten Blüten vorbei und versprühten runden Alexchen, die von oben gefallen schienen, und gelben blanken Bechern, die in der Luft standen, den Sonnenschein aufzugreifen. Und Gräser waren da, Rispen,



die nicht nur ganz vollkommen waren, sondern auch zittern konnten. Weiter unten auf der Wiese gab es dichtes, kleines Gras ohne Blumen, weit, still und sanft um die Füße. Das feine, rasche Vell der Mücken, Fliegen und Schmetterlinge war leben geblieben. Ein rechtes Glück! Der Wind bläst unter die Schürze, hebt die Haare vom Nacken, legt sich kühl in die Augen, und man muß den Kopf und die Arme heben. Eigentlich hat man gar keine Kleider an. Wahrscheinlich schiden die Lämmertwollen den Wind. Nein, sie stehen da, blicken und wissen nichts von ihm. Die sind so ruhig und so sehr hoch. Das Kind weiß von dieser Ruhe und Höhe. Der Wind kommt über den Hügel aus dem runden Blätterberg, durch den der Himmel blinzelt, aber nicht überall kann er das, in der Mitte ist es dunkel, da mag der Wind wohl sein Nest haben. Nein! Von nirgendwo kommt der Herr Wind, von nirgendwo, wie Fräulein Niemand, die unsichtbar in die Thüre tritt, wenn diese einmal von allein aufspringt.

Das Kind pflückt Blumen und reicht sie den Großen in die Höhe, es bemerkt, daß diese nicht so beglückt sind, wie es passend wäre. So groß und schwerfällig sind sie, ein wenig wunderlich und nicht so neu wie all die Pracht ringsherum. Sie thun beinahe so, als sei dieser Gang kein Fest!

Als sie, wieder zuhause angelangt, auf der Veranda sitzen, hat das Kind noch mehr Ursache erstaunt zu sein, daß ihr alles draußen so verständlich ist, die Großen ihr aber fremder sind wie Gräser und Wind.

Es ist wohl wahr, das Haus, die Veranda, der Garten sind eng und unvernünftig, dunkel und verwirrend gegen die grüne Wiesenfreiheit, durch die der Sonnenschein wogte und die Vögel lachten, und der Wind von nirgendwo daher kam mit dem Balsam der Heimat, der weitesten, weitesten Weite. Aber es liegt doch in Auge und Ohr und in den Fingern und Kleidern, es klopft im Körper davon, und hinter der Stirne stehen große Bilder von Linien und Glück, Farben und Wohlklang. Ganz sicherlich: legt man sich schlafen, dann steht die Wiese auf, kommt heran und stellt sich um's Bett . . .

Wissen die Großen nichts von alledem? Weshalb sehen sie so verarmt, so sauer aus?

Himbeertwasser! Ein blißblankes Gläschen, drin steht es rot und kühl mit wirklichem Duft nach Früchten! Das Kind lacht glücklich aus seinem Überreichtum heraus. Ihr strahlendes Blicken begegnet zerstreuten, gespannten Augen. Die Großen, scheint es, erwarten jetzt etwas, was durchaus nicht kommen will. Sie sehen in den Garten, der ist eintönig und sonnenlos. Es liegt irgend eine Verwirrung in der Luft, die reißt die Gedanken bald hierhin, bald dahin, verdrängt den großen Eindruck der Harmonie von den Wiesen her. Im Hause wohnen Mächte, die aus der schwarzen Entreehüre quellen, sie sind dunkel wie die grauen Stuben, hart wie die Möbel, sie zerren und ziehen . . .

„Bist du denn garnicht müde?“ fragt die Tante, mit engen Augen das Kind fixierend.

„Meine Beine sind gar nicht wie meine Beine, und lauter Sand wird durch die andern Beine geschüttet,“ sagt das Kind.

„Nun also, du bist müde. Verhalte dich einmal still.“

Still kann man ja wohl sein, warum ist man aber unzufrieden, sieht herum und macht ein Gesicht, als sei man zu kurz gekommen? Wer hat denn Vater, Mutter und Tante etwas genommen?

Die Mutter ist ärgerlich, empört darüber, daß ohne ihr Wissen der Kutscher, während sie auf den Wiesen war, in die Stadt gefahren ist. Der Vater hat Schuld daran. Der Vater hat immer Schuld. Es handelt sich darum, daß der Kutscher aus der Stadt den blauen Tüll mitbringen sollte, den blauen Tüll, von dem es abhängt, ob die Mutter auf die Gesellschaft gehen kann. Noch nimmt der Vater die Sache nicht ernst, dann sagt er: „Nun, wenn es ohne den blauen Tüll nicht geht, dann läßt du die Ausfahrt eben bleiben!“

Die Mutter sieht so aus, als wäre sie mit der Stirne gegen einen Baum gefahren; zuerst wie gelähmt von dem Hohn, der in dem Ausspruch liegt, dann außer sich.

Dem Kinde kommt es vor, als bände sich der Vater eine Larve vor, um von der Mutter nicht erkannt zu werden, und die Mutter um-

wickelte sich eilends ihren Kopf mit einem dunklen Tuch, damit sie wenigstens den Vater erschreckt. Wie Verkleidete und Vermummte kommen ihm die Großen vor. Die Luft ist voll von sinnlosen Streichen, Streichen ins Leere, es ist ein heillosen Wirrwarr!

Der Vater geht. Sein Rücken sieht arm und geduckt aus. Tante und Mutter reden nun aber drauf los! Man weiß nicht vor Worten: sind sie einer Meinung, oder sind sie böse miteinander. Wie beleidigt beide sind! Und bei den Nachbarn ist alles besser eingerichtet, da kommt die Hausfrau zu ihrem Recht und ihrem blauen Tüll, da wird Rücksicht genommen auf so etwas wie den blauen Tüll . . . . Die Mutter hat die Hand an die Wange gestützt, diese dabei in die Höhe schiebend. Kummer und Leere blicken aus ihren Augen. Wohin? Das Kind blickt dahin, wohin die Mutter sieht, da ist nichts als der schmale Weg im Rasen und Blätterwerk.

Es ist nicht die Sache an sich, der das Kind kaum folgt, sondern die Veränderung in den Gemütern, die es wahrnimmt, so genau, so erschreckend deutlich wahrnimmt, wie sein Auge die Dunkelheit empfindet, wenn man das Licht löscht.

„Ich komme zu nichts, zu nichts! Wann habe ich einmal etwas vom Leben“, klagt die Mutter, und die Tante bestärkt sie.

„Das ist wahr, du lebst so einsam, so wenig hast du vom Leben, wenigstens könnte dir dein Mann doch sagen, wenn nach der Stadt gefahren wird! Es ist rücksichtslos von ihm!“ Das Kind wundert sich. Man kommt von den Wiesen und hat nichts! Man sagt, ich habe nichts, und ganz oben stehen Lämmervolken, und kleine Schmetterlinge und Blumen ringsum erzählen von demselben Glück, das die Lämmervolken blicken! Man kann über den Wind nachdenken, und über das Wasser und die Grashalme und die Hügel. Vögel! Auch Vögel! So erbärmlich zu klagen und nicht zu begreifen! Dem Kind wird ganz heiß und schwindlig in dem Unbegreiflichen, das auf seine Seele einströmt.

„Ich denke, du gehst jetzt zu deinem Sandspiel“, sagt die Tante, voller Unbehagen des Kindes reinem, verurteilendem Forscherblick begegnend. „Du bist so altklug, lieber sitzt du

hier und hörst zu, was die Großen reden, als daß du dein Spielzeug vornimmst! Geh, geh!“

Die Mutter hat ein Schnupstuch hervorgeholt, bedeckt damit ihr Gesicht, grämt sich dahinter und schluchzt in Molltönen.

Soll es sein Himbeerwasser stehen lassen? Nein. Mit verstelltem, dummem Gesicht trinkt das Kind sein Gläschen aus, rutscht vom Stuhl und geht in strammer, getränkter Haltung die Stufen herab, links um das Haus, wo der gelbe, zerflossene Sandberg liegt, in dem es spielen kann. Als es nicht gleich eine der Holzformen findet, die es besonders liebt, die breite, große mit dem Zapfen in der Mitte, schleudert das Kind die unrechte, die ihm in die Finger kommt, die magere, enge, in weitem Bogen fort und bebauert sehr, daß sie nicht auf den dicken Mühlstein fliegt, damit sie zerbräche.

Es ist eintönig grün um den Platz mitten in Büschen und Bäumen. Da pendelt ein Blatt melancholisch an müdem Stengel. In den Ästen einer Tanne, in dem kahlen, dünnen Reisig klagt ein Vogel über großes Unrecht. Hat ihm die Ake den Bruder genommen? Ist er ganz allein in dem öden Reisig?

Das Kind sieht verstört und tief beleidigt um sich. Keine Sonne, kein Glück, kein Reichtum! Ein zerrütteter Sandhaufen, ein paar arme Holzgefäße, ein unheimliches Blatt, die Klage des Vogels im Reisig. Eine Gänsehaut überrieselt es, die wie ein Harnisch seinen weichen, zarten Körper einzwängt, um den Kopf legt sich ihm ein kaltes Tuch, fest wie ein Ring. Aus jeder schwarzen Lücke zwischen den Tannen greift es nach ihm. Es soll so recht eingeängstigt und zunichte werden, das will man von allen Seiten! So, nun weint es, die Hände vor dem Gesicht, es ahmt die Töne nach, die die Mutter ausstieß.

Nein! — wozu — so häßliche Töne um den blauen Tüll! Wer hat Schuld? Vater oder Mutter? Das weiß das Kind nicht, vorhin schien ihm der Vater schuldig, jetzt großt es der Mutter und hält diese für schuldig. Es weiß nur ganz bestimmt, daß es seine Eltern nicht liebt, daß es die Tante nicht liebt. O nein, die alle liebt es nicht! Die sind so armselig und wirr und lästig! Der Vogel klagt noch immer, es ist nur

gut, daß er es thut, er klagt für sich und für das Kind, sie haben beide ihre Gründe!

Ja, sehr lästig und unangenehm sind die Großen! Sie packen das Kind hart an und ziehen ihm das weiße Sonntagskleid aus, in dem es auf den Wiesen ging. Sie wischen den Glanz von der Freude der Stunde und erklären sich für zurückgesetzt und niedrig. Sie schicken es auf den Sandberg mit seinem dunkel gemachten Leben und lassen es den klagenden Vogel anhören und das traurige Reifig ansehen und die schwarzen Lücken zwischen den Tannen, aus denen es mit Haken nach ihm greift. Sie verleiden ihm das Spielzeug mit ihrer Unzufriedenheit.

Der Vogel klagt noch immer; er wird nicht müde, aber doch müde daran, so schmerzlich zu klagen, oder vielmehr das Kind wird der Klage müde. Die Vogelstimme klingt ausdrucksloser, mehr von ohngefähr; dann kommen Töne, die sich über die Trauer um den verlorenen Bruder erheben; es sammelt sich in ihnen eine Mannichfaltigkeit süßer Möglichkeiten. Zugleich erhebt sich des Kindes Gemüt über die soeben erlebten Schrecknisse zu dem Licht, das es gewöhnt ist. Der Vogel singt, dazwischen wegt er das Schnäbelchen an einem Zweig, bald den Schwanz, bald den Kopf dreht er dem Sandberg zu, bald hüpfet er drei Treppchen höher, bald ein Treppchen tiefer.

Gar so schlimm wird es mit ihm nicht stehen! Das Kind sieht ihn an, während zwei Nesttropfen ganz langsam und abgefühlt über seine Iris laufen und am unteren Lid überquellen und abtropfen.

Ganz so schlimm wird es mit dem Vogel nicht sein! An der Seite trägt er ein paar weiße Federchen neben schwarzen, seiner Brust ist ein ganz klein wenig Feuerfarbe beigemengt. Der Schwanz ist fest und fein, er drückt ihn herunter und spreizt ihn ganz unbefangen in die Höhe.

Nicht so arg schlimm steht es mit dem Vogel! In seinem Auge sitzt ein spitzes, lebensfeueriges Pünktchen. Er weiß allerhand, er vermag allerhand!

Und das Kind lacht mit je einem Tropfen in den Mundwinkeln, und die Gänsehaut löst ihren Panzer, unter den Lösschen fällt das eisige Tuch herunter. Es lacht und wird ganz es selbst, die Natur selbst, die nach einem Gewittersturm um so glanzvoller ersteht, das Wunderkind, für das alles da ist. Der Vogel schwirrt davon — er hat ja Flügel — und die ganze Reihe der Fähigkeiten eines Vogels sind fein. Genug Reifig, genug Klage um den Bruder; vor dem Hause steht der Jasmin in Blüte.

Das Kind sieht ihm nach und ist ganz belehrt von ihm, ganz im Einverständnis mit ihm.

Wie hoch die Türme sind, die gebaut werden, darauf kommt es weniger an als darauf, wie hoch der Sinn ist, der sie bildet, und wie innig ein Geist zusammenhängt mit dem, was er bildet. Da wurde aus Sand eine Gigantenstadt und ein Zaubergarten unter den Händen des Kindes. Mit der Wange lag es auf der Erde, die Arme um sein Reich geschlungen und träumte und redete, als man es holen kam, daß es schlafen ginge.

Und die Wiese und noch viel mehr kam an sein kleines Bett. — Aber die Auftritte der Dunkelheit mehrten sich. Die Vertuschung von Wichtigem und Unwichtigem, die Verzerrung des Gesunden und Sinnvollen, die Dürftigkeit und Niedrigkeit der Anschauungen belasten die Luft, die das Kind atmet, und schicken ihm viel tausend Angst- und Gramzustände. Des Kindes Königreich wankt, doch Sonne, Mond und alle Sterne, alle Blumen und klangvollen Laute, jeder Wassertropfen, seine Puppe und das Licht der Hängelampe stehen ihm bei und ernähren dies rätselvolle Lichtlein auf sehr dunklem Grunde.



## Die „Frauenfrage“ auf dem 4. Deutschen Gewerkschaftskongress.

Von

Clara Eiben.

Nachdruck verboten.

**D**er Starke ist am mächtigsten allein“ läßt Friedrich Schiller seinen berühmten „Freiheitshelden, den sagenhaften Tyrannenmörder Wilhelm Tell, zu den Eidgenossen sprechen, und allein vollbringt er seine Befreiungsthat. Andre Zeiten, andre Sitten! Wir sind so civilisiert geworden, daß wir den Kampf der Faust gegen die Faust verabscheuen. Auch die erbittertsten Interessenkämpfe unserer Tage nehmen immer mehr gebildete und mildere Formen an, sie werden weniger persönlich, je mehr sich die Interessenten in Korporationen zusammenschließen und diese mit ihrer Vertretung beauftragen. Eine solche Interessenvertretung ist auch die moderne, gewerkschaftliche Arbeiterbewegung, die seit bald 40 Jahren mit stetiger Ausdauer auch in den ungünstigen Zeiten des Sozialistengesetzes für das Wohl der gewerblichen Arbeiterschaft Deutschlands wirkt. Sie leistet hierdurch eine wahre und wertvolle Kulturarbeit, denn sie ist nicht nur mit wachsender Kraft und steigendem Erfolg für die Hebung der materiellen Lage der gewerblichen Arbeiter thätig und dadurch für die Voraussetzungen der Erweiterung ihrer Bildung, die gewerkschaftlichen Organisationen wirken auch indirekt kulturfördernd, indem sie ihre Mitglieder durch die gewerkschaftliche Disziplin zu sozial denkenden und handelnden Menschen heranziehen.

Weitaus die wichtigsten und bedeutendsten Organisationen dieser Art sind in Deutschland die Vereinigten Gewerkschaften, die sich im Jahre 1890 zusammenschlossen, zur Leitung ihrer Geschäfte die sogenannte Generalkommission der Gewerkschaften einsetzten und gleichzeitig die Aufnahme von Frauen als gleichberechtigte Mitglieder beschlossen. Die Gewerkschaften Deutschlands umfassen nunmehr 57 Verbände mit 686 870 Einzelmitgliedern, darunter 23 700 weibliche.<sup>1)</sup> Die Gesamtzahl der Mitglieder ist seit 1899 um 97 000 gestiegen. Alle drei Jahre beruft die Generalkommission einen Kongreß der Gewerkschaften Deutschlands ein. Der dritte Kongreß seit dem Bestehen der Centralorganisation hat im Jahre 1899 in Frankfurt a. M. stattgefunden, der vierte in Stuttgart in den Tagen vom 16.—22. Juni dieses Jahres.

Der „Frauenfrage“, das heißt der Arbeiterinnenfrage, wurde dieses Mal ganz besondere Aufmerksamkeit gewidmet. Zur Frage der Heimarbeiterinnen hielt F. Rämings-Stuttgart ein vortreffliches Referat, das auch die mit den traurigen Zuständen Bekannten wiederum aufs neue ergriff. Er verlangte, daß der Kongreß energisch für gesetzliche Schutzmaßnahmen zu Gunsten der Arbeiterinnen der Hausindustrie eintreten solle und zwar für eine Spezialgesetzgebung, keine Bundesratsverordnungen, da die bisherigen ganz wirkungslos geblieben seien. Der Kongreß nahm die von ihm vorgeschlagene Resolution einstimmig und ohne Debatte an.

<sup>1)</sup> Die Hirsch-Dunderschen Gewerkschaften zählten im Jahr 1900 etwa 82 700 Mitglieder, darunter ca. 8 000 weibliche. Die gewerkschaftlichen Lokalvereine hatten 1900 ca. 17 500 Mitglieder; als ausgesprochen politische Vereine nehmen sie keine weiblichen Mitglieder auf.



In hervorragendem Maße nahm neben der Frage der „Hausindustrie“ das Referat über „Agitation unter den Arbeiterinnen“ das Interesse in Anspruch. Es gab die Erfahrungen wieder, die in den letzten Jahren von den für gewerkschaftliche Organisierung der Arbeiterinnen wirkenden Frauen bei ihrer Arbeit gesammelt worden waren. Das Referat und die anschließende Diskussion füllten eine ganze Nachmittagsitzung aus. Über die eigenartigen, der Organisierung der Arbeiterinnen entgegenstehenden Schwierigkeiten spricht sich schon der Bericht der Generalkommission (Vorsitzender R. Legien) für das Jahr 1898 mit großer Klarheit und Nüchternheit folgendermaßen aus: „Es ist zu berücksichtigen, daß die jüngeren Arbeiterinnen in der Hoffnung, durch den Eintritt in die Ehe aus der Fabrik ausscheiden zu können, wenig Neigung zeigen, an den ernsten Bestrebungen der Gewerkschaften teilzunehmen. Die verheirateten Arbeiterinnen betrachten den Arbeitslohn vielfach als einen Zuschuß zu dem Arbeitseinkommen des Mannes und sind nur schwer dafür zu gewinnen, diesen Zuschuß durch den Lohnkampf zu erhöhen. Voraussetzung für rege und dauernde Anteilnahme an den Gewerkschaften aber ist die Erkenntnis dessen, daß eine Änderung der sozialen Stellung der Arbeiterklasse in der bürgerlichen Gesellschaft nicht zu erwarten ist und daß deshalb die Lebenshaltung nur auf dem Wege der Verbesserung der Lohn- und Arbeitsbedingungen erreicht werden kann. Diese Erkenntnis kommt wohl auch den Arbeiterinnen, wenn sie schließlich im späteren Lebensalter alleinstehend von dem Arbeitsverdienst ihr Dasein fristen sollen. Dann aber ist ihre Widerstandskraft größtenteils gebrochen, und auch dann gelingt es nur selten, die Arbeiterinnen zur Teilnahme an den Organisationen zu bewegen.“ Bei den folgenden Beratungen ging man von dem Inhalt dieser Ausführungen aus oder nahm immer wieder darauf Bezug. Es ist ein Beweis zäher Energie und unermüdeter Thatkraft, daß sich die Gewerkschaften immer wieder unverdrossen an die Bearbeitung dieses schwierigen Terrains begeben. Das Referat über dieses Gebiet zeichnete sich durch dieselbe freimütige Sprache aus, die alle Rundgebungen der deutschen Arbeiterbewegung kennzeichnet. Diesem Umstande verdankt sie einen großen Teil ihrer sozialen Wirkungskraft; denn genaue Kenntnis aller in Frage kommenden Faktoren ist Vorbedingung zur Abstellung von Mißständen.

Die Referentin, Frau M. Tieß-Berlin, schilderte zunächst den derzeitigen Stand der Verwendung weiblicher Arbeitskraft in gewerblichen Berufen im allgemeinen und ging dann näher ein auf die Zunahme der Arbeiterinnen in der Buchbinderei und Schuhmacherei, in der Schneiderei und in der Textilindustrie, bei den Porzellan-, Metall- und Tabakarbeiten (Schraubendreherei, Korsettstangenfabrikation, Cigarettenfabrikation) sowie der Hilfsarbeiterinnen im graphischen Gewerbe. In 140 Berufen insgesamt war in den letzten 3 Jahren die Zunahme der Frauenarbeit eine verhältnismäßig stärkere als die der Männerarbeit; in manchen Branchen überwiegt die Frauenarbeit infolge ihrer jüngsten Fortschritte zum Teil sogar ganz bedeutend. Die Schraubendreherei in Berlin beschäftigt neuerdings 100 Arbeiterinnen auf 7 männliche Arbeiter; in der Buchbinderei kommen in ganz Deutschland durchschnittlich auf 100 Männer 265 Mädchen und Frauen. Im Verhältnis zu der Zahl der in einzelnen Gewerben beschäftigten Frauen sind die Organisationen derselben noch sehr schwach. Die Organisierung der Frauen ist eine mühselige Arbeit. Die hierfür den Gewerkschaften zur Verfügung stehenden Kräfte (Frau Hofmann, Ihrer, Imle, Röhler, Steinbach, Tiede, Tieß, Zettin, Zieg) haben das Feld acht Jahre lang mit großer Geduld und verhältnismäßig sehr geringem Erfolg bebaut. Daß ihre Arbeit nicht mehr erreicht, ist nicht allein den in den Verhältnissen der Arbeiterinnen liegenden Ursachen — Mangel an Zeit und Geld — zuzuschreiben, sondern auch zum Teil dem Mangel an planmäßiger Unterstützung seitens der männlichen Gewerkschafter. In kurzfristigem Augenblicksinteresse befangen, glauben namentlich die bessergestellten unter ihnen, die Organisierung der Frauen als etwas ganz Nebensächliches behandeln zu können. Die von den männlichen Arbeitern angenommenen Tarife vertreten nicht immer den Grundsatz: Gleicher Lohn für gleiche Leistungen. Der Buchbindertarif z. B. setzt für männliche Arbeiter in Stuttgart 41, in Berlin 45 Pfennig fest; für dieselbe Arbeit von Frauen geleistet 21 beziehungsweise 25 Pfennig. Da können die Arbeiter-



rinnen nicht viel Vertrauen zu ihren männlichen Kollegen haben. Das heißt die Arbeit der Prinzipale besorgen, denn diese spielen natürlich die billige Arbeitskraft gegen die höherbezahlte aus. Die Arbeiter aber sind erstaunt, wenn sie durch Frauen verdrängt werden. Die großen Verbände glauben alles Notwendige gethan zu haben, wenn sie alle Jahre einmal eine Referentin zu einer Vortragstreise auffordern. Die stattfindenden großen Versammlungen sind meist von Arbeiterinnen stark besucht, und es treten viele der betreffenden Organisation bei. Bald jedoch muß sich ihre Begeisterung abkühlen, denn innerhalb der Gewerkschaft kümmert sich niemand so recht um sie. Das einzige, was sie oft von ihrer Mitgliedschaft haben, ist das Vereinsorgan, worauf sie keinen allzugroßen Wert legen. Die Bedingungen der Gewerkschaften entsprechen den Interessen der Frauen zu wenig, Reise- und Umzugsgelder nehmen sie fast nie in Anspruch. Es kommt für sie nur die Arbeitslosenunterstützung und der Rechtsschutz in Betracht. Den Ausbau des letzteren empfiehlt die Referentin besonders.

Zur Aufklärung und Festigung der Arbeiterinnen ist die Kleinarbeit der Werkstubenagitation gar nicht zu entbehren. Es sind damit schon gute Erfolge erzielt worden. Wenn die Arbeiterinnen durch Handzettel zu diesen kleineren Versammlungen persönlich eingeladen werden, so leisten sie dieser Aufforderung allermeist Folge. Dann ist es Aufgabe der beauftragten Rednerin, ihnen Zweck und Ziel der Organisation so einfach und klar wie möglich auseinanderzusetzen unter besonderer Betonung des praktischen Nutzens derselben für die Arbeiterinnen. Vor allem darf die Beauftragte es nicht an freundschaftlicher Annäherung und an Eingehen auf die Interessen der Versammelten fehlen lassen. Die Errichtung einer Beschwerdekommision und die Vermittlung von Klagen an die Gewerbeinspektion erweisen sich ebenfalls als sehr nützlich zur Gewinnung der Arbeiterinnen. Zum Schluß führte die Rednerin das Beispiel verschiedener englischer Gewerkschaften an, die ihren weiblichen Mitgliedern Brautaussteuer gewähren, als einen Beweis dafür, daß es den Organisationen sehr wohl möglich sei, ihren weiblichen Mitgliedern mehr als bisher zu bieten.

Die nachfolgende Diskussion bestätigte und erweiterte die Ausführungen der Rednerin, und unter großem Beifall wurde die von ihr eingebrachte Resolution, nachdem sie durch 2 Amendements ergänzt worden war, einstimmig angenommen; ebenso 2 von männlichen Gewerkschaftern eingebrachte ergänzende Beschlüsse. Die Resolution ließ laut:

#### Resolution, betreffend Agitation unter den Arbeiterinnen.

Es ist im Interesse der organisierten Arbeiter dringend geboten, daß sie in allen jenen Industrien, welche weibliche Arbeiter beschäftigen, eine kräftige und planmäßige Agitation zur Aufklärung und Heranziehung der Kolleginnen entfalten.

Die weitgehenden technischen Fortschritte sowohl wie die Teilarbeit, welche die Hausindustrie begünstigt, ermöglichen die Einstellung ungelernter Kräfte, welche, so lange sie nicht für die Organisation gewonnen sind, gefährliche Konkurrenten bleiben. Mit ihrer Hilfe gelingt es den Unternehmern, immer weitere Verschlechterungen der Lohn- und Arbeitsbedingungen durchzusetzen, welche die gesamte Arbeiterschaft auf's Empfindlichste schädigen.

Um die Arbeiterinnen den Organisationen zuzuführen, empfiehlt es sich, außer den allgemeinen Agitations-Versammlungen regelmäßige Werkstattsitzungen abzuhalten respektive Hausagitation zu betreiben, um die Arbeiterinnen systematisch über die Lohn- und Arbeitsbedingungen aufzuklären und ihnen Gelegenheit zu geben, die Bestimmungen der Gewerbeordnung wie überhaupt die Arbeiterschutzgesetze kennen zu lernen.

Um aber die Agitation unter den Arbeiterinnen planmäßig in die Wege zu leiten, wäre den in Frage kommenden Gewerkschaften zu empfehlen, einen Beamten speziell mit den dafür nötigen Arbeiten zu betrauen.

Als das wichtigste Agitationsmittel ist zu betrachten, daß sämtliche organisierte männliche Arbeiter ihre weiblichen Familienmitglieder, welche in irgend einem Beruf gewerblich thätig sind, veranlassen, daß dieselben sich der gewerkschaftlichen Organisation des betreffenden Berufes anschließen.

#### Die beiden Zusatzanträge waren die folgenden:

I. Der Gewerkschaftskongress hält es für notwendig, daß die Organisationen mehr Wert als bisher auf die Gewinnung der Arbeiterinnen für die Organisation legen. Als wirksames Mittel, um die Arbeiterinnen an die Organisation zu fesseln, empfiehlt der Kongress, daß dieselben Unterstützungen einführen, welche den Verhältnissen der Arbeiterinnen entsprechen, namentlich Zuschüsse bei Krankheiten, Wöchnerinnenunterstützungen u. s. w.

II. Da zur Gewinnung von Arbeiterinnen für die Organisationen Frauen am besten und erfolgreichsten agitieren, beschließt der Kongress, daß die Generalkommission die Pflicht hat, in allen Berufen und an allen Orten Deutschlands, wo Arbeiterinnen in der Industrie beschäftigt sind, die Agitation unter diesen durch Frauen zu betreiben. Die Generalkommission ist verpflichtet, die Unkosten für Versammlungen u. s. w. zu tragen, falls die Gewerkschaften dazu nicht imstande sind.

Aus diesen Resolutionen und den vorangegangenen Verhandlungen spricht der feste Entschluß, die Organisierung der gewerblichen Arbeiterinnen zu monopolisieren. Es dürfte dies den Gewerkschaften auch nicht schwer fallen: In unserer Zeit der Klassegegensätze haben Arbeiter- und Arbeiterinnenorganisationen, die von bürgerlichen oder kirchlichen Kreisen ausgehen, wenig Aussicht auf Erfolg. Alle derartigen Bestrebungen sind in Bezug auf die Arbeiterinnen bis jetzt über ganz dürftige Ansätze nicht hinausgekommen.

Es können des beschränkten Raumes halber die nicht die „Frauenfrage“ berührenden Verhandlungen des Kongresses hier nur ganz kurz Erwähnung finden. In einer fast 60 stündigen Arbeitswoche erlebte derselbe eine umfangreiche Tagesordnung, in deren Rahmen unter anderem folgende Punkte behandelt wurden: Allgemeine Agitation, Streikunterstützung und Streikstatistik, Schaffung eines Reichsarbeitersekretariates, Wahl und Organisation der Vertreter in der Sozialgesetzgebung, die Thätigkeit und rechtliche Stellung der Arbeitersekretariate, Arbeitslosenstatistik und Arbeitslosenversicherung. Es wurde beschlossen: Die Schaffung eines Zentral-Arbeitersekretariates mit dem Sitz in Berlin und die Verlegung der Generalkommission von Hamburg ebenfalls nach Berlin. Man hofft vom Zusammenarbeiten der beiden letzteren Institutionen mit der Leitung der sozialdemokratischen Partei eine ersprießliche Wirksamkeit für die Arbeiterbewegung Deutschlands.

In den Referaten sowohl als in den nachfolgenden Beratungen legten die Redner fast durchweg Zeugnis ab von großer Schärfe und Klarheit des Denkens, außerordentlichem Fleiß, einer höchst achtungswerten, weil meist autodidaktischen Allgemeinbildung und einer staunenswerten Beschlagenheit auf den erwähnten Spezialgebieten. Was Redegewandtheit und Beherrschung der parlamentarischen Formen betrifft, so zeichnete sich dieses Arbeiterparlament vor vielen anderen Körperschaften vorteilhaft aus. Vertreter der Reichsregierung, der Württembergischen Landesregierung, der Stadt Stuttgart, der Vorsitzende des Gewerbegerichts Stuttgart und Mitglieder der Württembergischen Gewerbeinspektion wohnten den Verhandlungen teilweise mit großer Ausdauer und Aufmerksamkeit bei. Sie wurden von dem Vorsitzenden des Kongresses als geladene Gäste durch eine Ansprache begrüßt. In seinem Schlußwort betonte derselbe (Wörmelburg—Hamburg), daß ihm dies nicht leicht gefallen sei. Er sprach damit im Sinn und wohl auch im Namen des ganzen Kongresses. Die sogenannten freien oder neutralen Gewerkschaften sind nach wie vor von ganz entschieden sozialdemokratischem Geist erfüllt. Sie stehen auf dem Boden des Klassenkampfes und heißen aufrichtigen Herzens nur solche Mitarbeiter willkommen, die sich zu diesem Prinzip bekennen.

Dies müssen sich auch diejenigen Vertreterinnen der bürgerlichen Frauenbewegung klar machen, welche — in ähnlicher Weise wie einige Nationalsoziale in den Gewerkschaften thätig sind — ihrerseits für die gewerkschaftliche Organisierung der Frauen wirken wollen. Sie können dies m. E. nur auf eigene Rechnung als Einzelpersonen thun. Eine Mitarbeit bürgerlicher Frauenvereine, auch eine Mitarbeit von Kommissionen bürgerlicher Frauenvereine ist hierbei unmöglich. Sie ist von den gewerkschaftlich wirkenden Genossinnen ebenso entschieden abgelehnt worden, als auch viele Vertreterinnen der deutschen bürgerlichen Frauenbewegung der Ansicht sind, daß unter den obwaltenden Verhältnissen die gewerkschaftliche Organisierung der Arbeiterinnen nicht zu den Aufgaben gehört, welche der Frauenbewegung naturgemäß und in erster Linie zufallen.



# Frauenwesen im Bilde.

Von

Else Hassé.

Nachdruck verboten.

Wer sich urkundliche Nachrichten verschaffen will vom Seelenleben einer Epoche, der befragt zuerst die Werke der Kunst. In der Kunst, die das erlebte Leben widerspiegelt — nicht so sehr, wo sie äußere Vorgänge erzählt, als wo sie in Linien, Farben, Tönen dem Gefühl eine Sprache erfinnt —, in der Kunst vereinigen sich alle geistigen Strömungen der Zeit, und der spärliche oder reiche Zufluß aus den vielen Kanälen des inneren Lebens bestimmt Ebbe oder Flut des künstlerischen Schaffens. Niemals sind die Thaten des Genies etwas ihm allein Zugehöriges, woran die große Menge keinen aktiven Anteil hat; sie sind vielmehr das Produkt zeitlich und national bestimmter, zusammenwirkender Kulturkräfte, oder, nach Henry Rhodes Wort,<sup>1)</sup> „ein Ausdruck des allgemeinen Verlangens nach einer ideellen Gemeinsamkeit“. Ein Künstler, der mit seinem Empfinden Wurzel geschlagen hat in den Wirklichkeiten ringsumher, wird das von vielen dunkel Gefühlte und Gedachte hinauf ins Licht rücken, wo es vor aller Augen klar und körperhaft erscheint als ein längst erträumter und endlich erkannter Wert.

Aber nicht immer finden sich geniale Interpreten von soviel künstlerischer Inbrunst, so großer Ergriffenheit der Seele, so liebevoll seinem Gesicht und Gehör, daß sie in ihren Werken dem vielartigen Leben der Zeitseele durchaus Gerechtigkeit widerfahren ließen. Der Künstler kann die umgebenden Wirklichkeiten ja nur soweit erfassen und werten, als ihm selber Werte aufgegangen sind; sein persönliches Erleben erst schärft ihm das Verstehen und Bemerken der feinsten und vielsagensten Züge des Lebens seiner Epoche und lehrt ihn, sich der Fülle der herandrängenden Erscheinungen gegenüber wählend zu verhalten. Das Auswählen und Werten ist die vielleicht künstlerischste, jedenfalls die prophetische Seite seines Amtes: es sollen da eben die Formen des seelischen und gesellschaftlichen Lebens, diejenigen Realitäten in den Vordergrund gerückt werden, zu welchen die Strömung der Zeit hinflutet, nach denen die Besten verlangen. So, indem sie hervorheben und ausschalten, verklären und beschatten, werden die Künstler unsere Erzieher und erwecken uns unseres Herzens Wunsch und Sehnsucht zur Wirklichkeit.

Wir dürfen heute, angesichts unseres fast fieberhaft gesteigerten Kunstlebens, nicht über Armut und Mangel klagen, und dennoch vermissen wir, auf den ersten Blick wenigstens, an den künstlerischen Spiegelbildern unseres Lebens so manche wertvollen Züge, uralte und neue oder wiederauflebende, die uns als wesentlich, ja als kulturbestimmend erscheinen.

<sup>1)</sup> Henry Rhodes: „Giotto“.

So verhält sich die Kunst im allgemeinen dem heutigen Frauentum gegenüber mit einer merkwürdigen Stumpfheit des inneren Sinnes und hebt aus der Fülle des Charakteristischen, des Fertigen und Sichbildenden nicht immer das Wesentlichste heraus. Da fehlt oft das Sprechende in Erscheinung und Gebärde, das in Harmonie stände mit den tieferen und besseren Empfindungen der Zeit. Fast möchte man sagen, daß auch hier der Kollektivismus die Menschenbetrachtung beeinflusse: die Persönlichkeiten tauchen unter im Massentypus, die feineren Unterschiede verwischen sich, und wir bekommen bloß noch Stilaspunkte des modernen Menschen, summarische Formeln seines Charakters.

Es mag wohl der Widerspruch gegen solche Darbietungen sein, was den für die wahren Aufgaben der Kunst Empfindsamen so oft zu einer übereilten Abkehr vom modernen Kunstschaffen veranlaßt; er setzt sich desto enger in Beziehung zu der Kunst einer vergangenen Zeit, welche die ewigen Leitmotive echter Menschlichkeit mit feinem Gehör auffing und den Menschen deshalb größer und packender auffaßte und darstellte, weil sie über Nebensächlichkeiten, über Zufälliges und Zeitgenössisches hinweg auf den Kern seines Wesens sah und im Auswählen und Betonen einzelner Züge soviel feinen Takt bewies.

In besonderer Gunst steht heute die Kunst des Quattrocento mit ihrer Menschenkunde. In dem Maße, als damals der „moderne“ Mensch erwachte, als das Individuum sich selbst in Leid und Lust bewußter erfaßte, tiefer begriff, fängt der Künstler an, subtiler zu individualisieren und schärfere Grenzlinien zwischen Mensch und Mensch zu ziehen; aus den Thatsachen des Seelenlebens holt er sich seine besten Inspirationen und neue Schönheitsoffenbarungen, und darum interessiert er sich mehr und mehr für das Leben der weiblichen Psyche, das allmählich hindurchbricht durch die konventionellen Züge der Frauengesichter.

So rückt denn das Madonnenideal immer mehr in den Mittelpunkt der Betrachtung. In dem keuschen, geheiligten, mütterlich-jungfräulichen Weibe zeichnete die Kunst jener Tage das höchste Ideal, welches sie vom Menschenwesen zu konzipieren fähig war. Hier tritt uns eine vollkommenere Art des Menschseins entgegen; hier finden wir den fleischgewordenen Gedanken, daß die allmächtige Liebe es ist, welche alles bildet, alles hegt, und daß diese Liebe ihren erhabensten Ausdruck findet im Verhältnis der Mutter zum Kinde, in der unbedingtesten, opferfreudigsten Hingabe derjenigen, die das aufkeimende Leben schützt und nährt und führend geleitet. Und wo sie dann, mit sieben Schwertern im Herzen, alle Leidenstiefen durchwandelt, da giebt man ihr einen Blick, der aus innersten Seelengründen hervorzuleuchten scheint, in dem sich das tiefste Weltmitteleiden und Weltverstehen spiegelt — und man preist die leidende Mutter dreimal heilig und erhebt sie gen Himmel.

Das Mutterproblem und Menschproblem im Weibe wird von den Großen der Hochrenaissance in einziger Weise kommentiert. Neben Raphaels Madonnen mit ihrer Seelenhöhe, ihrem schmerzlichen Wissen und tiefen Glüd steht da Lionardo, dessen Mona Lisa so wissend und rätselhaft lächelt, als kenne sie, kraft der ihr innewohnenden Mütterlichkeit, die Geheimnisse der Allmutter Natur; da ist Michel Angelo mit seinen gedankenschweren Sybillen und seiner gewaltigen „Nacht“ und „Morgenröte“ am Medicäergrab, versunken in jenen Tiefsinn, der den letzten Gründen der Dinge nachforscht und durchdrungen von heiligen Ahnungen — sie sind wie aus dem „Reich der Mütter“ heraufgestiegen, von denen Goethes Faust sagt, daß



alle Gestaltungen, die gewesen und sein werden, daß Bilder aller Kreatur ihr Haupt umschweben . . .

Heute wird nicht so sehr das Mutter- und Menschentumsproblem in der Frau, heute wird sie von den Künstlern in einem engeren Sinne als Weibproblem in Betracht gezogen, als soziales Wesen oder auch als Sinnbild besonderer Lebensäußerungen der großen Natur innerhalb und außerhalb der Seele. Allein um hier tieferen Auffassungen zu begegnen, muß man schon an die besten Quellen gehen.

Nur wenige moderne Künstler besitzen, wissen sich ihre geistigen Ahnen erfreuten: den bedeutenden intellektuellen Vorsprung vor den Zeitgenossen. Sie stehen — wie wir alle — zu sehr im Banne der Gegenwart und der äußeren Aspekte des Lebens, dieses geräuschvollen, vom Konkurrenzkampf um Erwerb und Genuß erfüllten Lebens, das Sinn und Seele und Aufmerken nach außen zerrt und das wohl eine mächtige Steigerung des Lebensbewußtseins hervorgebracht hat, aber eigentlich nur dort, wo die peripherischen Kräfte und Fähigkeiten der Seele sich mit dem praktischen Leben berühren. Die tiefste Tiefe des Menschen liegt eingeküllt in purpurne Dämmerung, ja in schwarze Finsternis — nur wenige steigen zu ihr hinab.

Das wird recht deutlich, wenn man unsere Kunstausstellungen, Kunstbazar, Schauläden durchmustert. — Man findet da überwiegend Frauentypen, und es scheint zunächst, als sei die alte künstlerische Überlieferung so lebendig wie nur je: daß die Frau zur Interpretin dessen gewählt werden muß, was sich an zarten Erregungen in den untersten Seelengründen kundgibt und das sich in markante männliche Züge nicht eingraben, das sich nur einhauchen läßt in das weiche weibliche Angesicht. Sieht man aber näher zu, so trifft man zumeist auf Angesichter, die wie eine Maske wirken, hinter der ein Wesen lebt, das uns fremd bleibt. Der Blick des Auges ist kalt, unruhig, selbstbewußt, und auch die Gebärde, deren man sich heute ja schämt, ist trocken, frostig, weltlich geworden; es scheint, als sei die Lebensglut des Frauenherzens erloschen.

Am schlimmsten steht es da um jene Frauenbilder, die heute aus allen Schauläden herausblicken, an denen der Durchschnittsgeschmack sich entzündet, und die aus Ateliers stammen, wo ein und dasselbe Modell in hundert Drehungen, Wendungen, Kostümierungen unermüdlich abgewandelt wird. Da ist nichts als ein weichliches Schwelgen in schönredenden Linien, die jeder Kraft und Eigenheit ermangeln. Die Natur wird zugleich unterboten und überboten: man giebt „ideale“ Typen, die nicht als Steigerung lebendiger Wirklichkeit empfunden werden und denen man jeden individuellen und geistigen Gehalt, jede Wahrhaftigkeit geraubt hat. Da sind schwammig modellierte, halbentblöhte Körper und lockenumwallte Angesichter, hinter deren erkünstelter Unschuld die kokette Bewußtheit lauert und die, als Darstellungen des typischen Geschlechtscharakters, etwas ganz Falsches, Hohles, Überflüssiges, etwas Beleidigendes, ein Lärmen im nichts sind. Die unaufrichtige, bloß schönredende Kunst ist keine Kunst, trotz aller technischen Virtuosität.

Es ist fast unstatthaft, hier vergleichsweise an die Venetianer zu denken. Aber wenn man wissen will, wie naiv und künstlerisch der Kultus des Fleisches gehandhabt werden kann, so denke man nur an Palma und Tizian, den so ungleich vornehmeren Giorgione gar nicht zu nennen: wo ein so wunderbares seelisches Leben in den Flächen aufglüht, wo der innere Bau so durchgeföhlt ist, wo überall reichste Empfindung durchschimmert und aller Reichtum der Natur sich mindestens ahnen läßt.



Wahrhaftiger als die obengenannten modernen Typen, wenn auch stark karikaturenhaft und ebenso unerquicklich wirken jene mondainen Gestalten, in denen sich der Zeitgeschmack für Bewegung so augenfällig kundgibt: steife Figuren entweder mit einem manierten Liniengekräusel ringsherum oder bewegte Gestalten von edigem Ungeßüm. Die Nervosität erscheint geradezu stilisiert in dem sezeßionistischen Kurvengewimmel, das sich heute überall um den Menschen herum findet: in der dekorativen Kunst hat es sich eingenistet, dem Plakat giebt es sein Gepräge, und auch im Portrait lehrt es wieder, wo die Gewandlinien als flatterndes, krauses Durcheinander die Gestalten umbauschen oder verschmälern und verzerren.

Linien — das hat man ja wieder erkannt — sind ungeheuer vielsagend, ein feinstes künstlerisches Ausdrucksmittel für alle Arten von seelischen Erregungen, auf das wir mit undefinierbaren ästhetischen Gefühlen reagieren. Die Linie ist sogar für sich selbst etwas, wenn sie auch erst im Gesamtzusammenhange eines Bildes ganz vernehmlich zu reden beginnt — als Umriß- und Schattenlinie, als Gebärde, Pose, als Faltenbrechung, worin sich soviel Leben, Leidenschaft, Leichtsin, Schwermut, Feierlichkeit aussprechen kann. Der heute beliebte anarchische Linienaufruhr, dem doch zumeist die edle Kurve fehlt und der wie ein klangloses Geräusch wirkt, ist ein geschwägiger Verräter von allerlei intimen Erfahrungen des modernen Menschen.

Wir sagten, daß auch auf Portraits oder portraittartigen Lebensabbildern — diesen Lebens-Dokumenten, die erst dem kritisch geschärften Auge der nächsten Generation viel zu erzählen haben werden — sich der neuzeitliche Charakter oft von seiner bizarren Seite zeigt. Zu Beobachtungen solcher Art verhilft uns die Mehrzahl der modernen Künstler — um nur einige wahllos herauszugreifen: Vesnard, Meinike, Schlichting, Ph. Klein, Zuluoga, Gandara, F. Ende, Skarbina, Pearce, John Lavery u. A. Da sehen wir sie, jene mondainen Frauentypen: mager, gelenkig, schlangenhaft, jeder Menschenschwere und seelischen Fülle entbehrend, denen bei aller nervösen Differenziertheit doch der eigentliche Nerv der Frauenhaftigkeit fehlt — sie haben etwas Mänadenhaftes; sie sind wie spritzender Schaum auf bewegtem Meere, dem das Gewicht fehlt, um in irgendwelche Tiefe einzutauchen.

Es ist bezeichnend, daß John Lavery augenblicklich als star unter den Portraittisten die Blicke auf sich lenkt; obwohl er nicht, wie Lenbachs Meisterpinsel, einen Reichtum individuell geistiger Nuancen auf die Leinwand haunt, ist er für gewisse Gesellschaftskreise doch der zeitgemäße und läßt sogar an einigen Feinheiten merken, daß seine Menschenkenntnis mit Ironie durchsäuert ist. Er stellt die verführerische Welt dame vor uns hin mit aller schillernden Eleganz, schleppenden Grazie und Bierblumenhaftigkeit, mit der nervösen Unrast und Übersättigung und Selbstbewußtheit — mit ihrer Leere. Da ist Schwermut ohne wirkliches Leiden; da ist all die Lässigkeit und Passivität, die doch hysterisch nach allerlei Reizungen verlangt; da ist gesteigerte Erregbarkeit, die immer wieder in Apathie umschlägt — und wenn der Maler, der sonst das müde Kolorit liebt, unruhige Lichter austreut und die Lippen, mit ihrem feinen Zug von Verachtung und Verlangen, brennendrot ausleuchten läßt, so möchte man hierin fast eine bewußte Spöttei erblicken.

Es ist schade, daß die Portraittkunst zumeist auf jene Gesellschaftsphäre beschränkt bleibt, wo eben der schöne Schein herrscht, wo selbst Geist und Charakter bewunderte Luxusgegenstände sind und wo der ästhetische Flittertram des Lebens zu stark in den Vordergrund tritt. Selten werden die gehaltvolleren Frauenbilder unserer Tage — die

„neue Frau“, die geistige Arbeiterin der Mittelstände — mit wirklichem Scharfblick erfasst und dargestellt. Wo dort noch alles matt und unplastisch ist, weil eben jene Luxusgeschöpfe nichts zu kämpfen haben, hat hier die Persönlichkeit durch Kampf und Widerstand erst Plastizität bekommen — und es müßte die Frau, durch deren Züge der Geist leuchtet, auf deren Stirn Gedanken wohnen und die allerlei Schicksalsrunen und Leidenschatten auf dem Antlitz trägt, doch ein lockendes Problem für den bildenden Künstler sein. Hier wird alles Seelische soviel ernster, aber auch versteckter erlebt; hier finden sich mancherlei neue Merkwürdigkeiten, z. B. auf den Händen, die das Kindlich-Frauenhafte verlieren und dafür einen beinahe männlichen Zug, ein festes Willensgepräge bekommen. Gerade das, was wir von der neuen Frau erhoffen und mitunter an ihr erleben: daß sie sich ihre alte mystische Tiefe bewahrt und doch neue Lebensprovinzen hinzuerobert hat, wohin sich der Sonnenschein ihres Herzens und Geistes ergießt — das kommt selten oder nie zum Ausdruck. Und doch ließe sich hier ein Kunstgesetz, das immer für die Bildnerei und heute auch für das Drama Geltung bekam, erfolgreich verwenden: der „doppelte Dialog“, d. h. das zarte Hindurchschimmern tieferer Seelenwirklichkeiten durch die Herbigkeit der Formen und den äußeren Gleichmut des Gebahrens. Den doppelten Dialog im Portrait hatten sie alle, von Giotto, Botticelli, Lionardo, Dürer ab bis zu van Dyk und sogar Künstlern des 18. Jahrhunderts: eine konventionelle Außenseite, aber in den Augen weite Perspektiven, warme, accentuierte, kluge Rätselblicke. Die Frauenseele spricht: ich warte darauf, mein Tiefstes einmal zu Tage zu fördern.

Die Demimondaine und die Proletarierfrau begegnen uns ungleich häufiger in der modernen Kunst. Die erstere wird meist komödienhaft oder satyrisch erfasst, selten mehr sentimental idealisierend im Stile des Dumas. Das ist nicht nur ein künstlerischer, sondern auch ethischer Fortschritt. „J'appelle un chat un chat“, das war die Devise Félicien Rops', des großen vlämischen Malerradierers, der mit einer Kühnheit, wie sie seit den Rabelais, Brant, Balzac nicht erhört war, über die menschlichen Leidenschaften spottet, indem er sich selbst mitgeißelt. Die erotische Verkommenheit eines defakenten Geschlechts wird nirgends grauenhafter geschildert; nirgends triumphiert das Sinnliche mit größerer Frechheit über das Seelische. Daß diese sogenannte „Bejahung des Lebens“, die von einer verderbten Gesellschaft gepredigt wird, im Grunde Verneinung desselben, Untergang, Tod ist, diese Erkenntnis dämmert auch der wesentlich satyrischen Kunst Rops', sie wirkt darum trotz aller Cynismen zum Teil gesünder, wie z. B. die mystische Sinnlichkeit Fr. Studz, der mit düsterer Miene der Aphrodite-Hetära opfert.

Mancherlei Zwischentypen hat die moderne Kunst auf ihrem Repertoire zwischen der großen Dame, der Demimondaine, der Proletarierin. Gegenbilder alle drei, hebt sich die Bäuerin und Arbeiterin doch am weitesten heraus, auch künstlerisch. Das tiefgefurchte Antlitz, an dem Frau Sorge herumgemeißelt hat, die Dumpfheit, Stumpfheit, Hoffnungsleere, das erdgefesselte Dahinleben im Gleise der Alltäglichkeit, und dann doch auch wieder die kindliche Hingabe an einfache Freuden und die in den erschütterndsten Momenten des Frauenlebens plötzlich durchbrechende Menschengröße — das wird beredtlich geschildert (Millet, Segantini, Liebermann, Uhde, Laermanns, Käthe Kollwitz u. a.). Oft enthält ein einziger Umriss, eine unbeholfen und hölzern scheinende Linie, ein erdiger Farbenton ein ganzes Schicksal. Hier sind es vorwiegend malerisch-farbige Wirkungen, die das Seelische, das Schicksalsvolle aus-

drücken: plötzliche Kontraste, eine gewisse Licht- und Schattenverteilung, körper- oder schemenhaftes Kolorit, plastische oder flächenhafte Modellierung u. s. f. Wieviel Pessimismus, Klage und Anklage liegt allein darin, daß die Gestalten in trübes Dunkel eingetaucht erscheinen! Ruskin sagt einmal: „Handwerkliche Thätigkeit ohne Kunst ist eine Verrohung!“ — wie eigen muß es berühren, daß erst die Kunst das Elend der mechanischen Arbeit wirksam beleuchtet hat. Zwar predigt Meunier gewaltiglich davon, wie an den ruhigen Stätten der Arbeit auch eine ernste Poesie gedeiht, weil über dem Thun jedes Einzelnen die Idee des Ganzen schwebt, aber er sagt doch noch mehr von der ertötenden Einförmigkeit einer Thätigkeit, die den Menschen zur Maschine macht und einen stillen Mord begeht am Seelenleben der Frau zumal, die in freieren Verhältnissen ein vogelgleiches Dasein führen könnte — jangesfrohen und flugbereit!

In der lichtfrohen Kunst der Amerikaner und Russen, die brüderlich hinabsteigen ins Volksleben und die Frau am Pfluge, auf der Weide und an der Wiege in ihrem einstigen Naturelement darstellen, mit kraftvoll schweren Farben und Kontrasten, da ist die Schilderung von seelenverderbenden Kultursünden minder häufig. Überall aber beginnt man fast impulsiv damit, die Frau, auf daß sie im Kampf ums Dasein sich nicht verliere, wieder hinzuweisen auf ihren Gesundbrunnen, ihr Purgatorio und Paradies — auf die Mütterlichkeit.

Die letztjährigen Kunstausstellungen, deren Skulpturabteilungen besonders Bemerkenswertes enthielten, brachten allerlei Werke, welche die Mütterlichkeit hymnisch oder auf Volksliedsart priesen. Und vielfach waren es Künstlerinnen, die den Weg zum Herzpunkt des Frauendaseins einschlugen. Man gab sich noch etwas novellistisch, legte den Nachdruck aber doch auf die Befeehlung und innere Bewegtheit, die auf nackten Körperformen z. B. als eine weite Spannung aller Muskeln oder als enges, inniges Zusammengefaßtsein oder in gelösten Gliedern als weltvergessene Versunkenheit zum Ausdruck kommt. Da war Minka Bosch-Reiz mit ihrer ergreifenden Gruppe „... und sie küßte ihr Kind und da war niemand, der sie trösten konnte“; dann Sigrid Blomberg mit ihrer „Verkündigung“: Maria, in Schmerzbereitschaft niederkniend, von der Zukunft schon überschattet; Enrico Aistorri mit seiner herrlichen „Arabischen Spinnerin“, Arbeit in Händen, ein Kind an der Brust; Pierre Braedès „Vergebung“, ein Bildwerk, in dem sich das Sehnen der Welt nach Mutterliebe, mehr Mutterliebe ergreifend aussprach; Charliers „Mutterschmerz“, Maennchens „Steinklopferinnen“, die bei der Arbeit umso zufriedener sind, weil sie der nährenden Mutter zuschauen, deren Kind nahebei in einer improvisierten Wiege schlummern soll.

Auch für die Gattenliebe fanden Künstler auf ihrem Psalter rührende Töne (so Quadrelli mit der getreuen, lieberfüllten Frau, die ihren toten Mann küßt, und Richard Berg auf seinem „Nordischen Sommerabend“, wo die ganz schlichte zarte Gestaltlinie des Weibes von tiefer, heiliger Glücksruhe redet), und häufiger noch wird die jungfräuliche Frau besungen. (Cassi, Hitchcock, E. Müller, D. Björck, Else Beatrix Conrat u. A.) Der ungetrübte Frieden einer reinen Mädchenseele, ihre Demut und Gläubigkeit — das wird etwas doppelt Wünschenswertes in einer Zeit, wo das rücksichtslose Leben so manchen Schmelz frühzeitig wegwischt.

Allein dergleichen, dem mittleren Niveau der Kunst angehörige Existenz- und Charakterschilderungen enthalten selten eine zum Typus erhöhte Erscheinung, in der sich gesammelt und verklärt der Geist der Weiblichkeit aussprache. Frauen von

symbolischer Tiefe, Repräsentantinnen ihres ganzen Geschlechts finden sich nur bei den ganz Großen, die ja auch der jüngsten Kunstepoche nicht fehlen; ich denke nur an die Praeraphaeliten, Voedlin, Klinger, Fidus, Thoma.

Diese Künstler — Symbolisten mehr oder weniger — haben alle ein tiefes Gefühl für das Leben der Seele. „Ihr Ideal ist“, wie Edouard Rod einmal gesagt hat, „das des Ausdrucks. Sie haben erkannt, daß die ruhigste Haltung, daß die unmerklichste Geste durchaus vereinbar sind mit dem höchsten Grad von innerem Leben.“ Sie individualisieren und charakterisieren wenig, aber indem sie die Ewigkeitsnatur des Menschen durchschimmern lassen, geben sie zugleich doch ganz eigenartige Strahlenbrechungen des individuell-seelischen Wesens.

Darum auch empfinden wir die ins Wunderbare gesteigerten Frauengestalten der Praeraphaeliten, insbesondere Rossettis, als eminent weiblich. So erhaben, so pathetisch, so superlativisch sie sind im Glanze ihrer mystisch-tragischen oder ätherisch verklärten Schönheit — sie leben doch, sie sind etwas höchst Wirkliches, keine Abstraktionen. Hier hat sich der Künstler mit Leidenschaft in das Grundrätsel, die Grundthatsache alles Lebens, von dem wir wissen, vertieft: in die menschliche Seele. Die Form, die zu verfeinern er sich nicht genugsam kann, der er jede irdische Wucht zu nehmen sucht, ist nur die durchscheinende, zarte Haut gleichsam, hinter der die Seele mit ihrem zitternden Leben sichtbar wird. Und leise spielt auch die Zwiespältigkeit der Seele in die schöne Form hinein, in der sich alles Dämonische und Zarte, alle Wollust und Wehmuth, alles Sinnliche und Über sinnliche spiegelt. Sehnsuchtskrank liegt die Seele in dieser einzigartigen Hülle vergraben; ein Etwas zieht sie nieder, während sie doch empor schweben möchte in alle geahnten Höhen —: und darum liegt eine solche stolze Trauer über diesen Gestalten; deshalb kann ihr Mund nicht lächeln, und das Auge hat einen Ausdruck, als ob es alle Thränen über des Lebens Unbegreiflichkeiten nach innen weinte.

Ganz anders Voedlins Frauengestalten. Voedlin ist der ungleich naivere Symbolist. Bei ihm spricht die Erscheinung nicht sowohl durch sich selbst, vielmehr ist sie die sprechende Seele des ganzen Bildes, in welcher zusammengefaßt erscheint, was in der Landschaft schon zu leisem Ausdruck gekommen ist. Ob er nun Fabelwesen oder mythische Halbmenschen vor uns hinstellt oder nicht, wir haben doch stets den Eindruck, daß hier starke seelische Wirklichkeiten aufjauchzend sich enthüllen. Voedlin empfindet die Frauenseele als ganz besonders in Harmonie stehend mit der Naturseele; ihr Ich erweitert sich ihm zur Welt — tat wam asi! — und wird herauspersonifiziert aus Wogenschaum und Quellgeriesel, aus heißem zitternden Mittagsdunst und aus dem Schweigen des Waldes. Der Malerdichter hat tief gefühlt, welche reiche Beziehungen zum Alleben gerade die Frau unterhält — mit ihrem überwiegenden Altruismus, mit ihrer Herzenshingabe an die Fülle des Lebendigen. Darum ist ihm das Weib immer mehr Mittelpunkt des Bildwerks, der Mann mehr Staffage, und es wirkt eigentlich ergötlich, daß, während er sie viel häufiger in reiner Gestalt bringt, ohne mythische Tiergliedmaßen, er den Mann mit fabelhaften entwicklungsgeschichtlichen Attributen auftreten läßt und ihn der freiheitern Natur annähert durch Centaurenleiber, Bocksbeinchen, Fischschwänze. — Hier und da weiß Voedlin auch stille, feine Dinge von der Herzensgröße, von dem Sybillenhaften der Frau zu sagen, wie z. B. in seiner „Meeresbrandung“, wo der Blick und die so merkwürdig gespannte Körperlinie etwas von jener Erhabenheit enthalten, mit welcher ein Mensch dem wilden Lebensspiele



zuschaut und seinem Toben dennoch Harmonien abzugewinnen weiß. Voedlins Kunst ist eben im höchsten Sinne eine musikalische. „Ein musikalischer Gedanke ist einer, der von einem Geiste ausgesprochen wird, der in das innere Wesen der Dinge eingedrungen ist, ihre tiefsten Geheimnisse entdeckt hat, die Melodie nämlich, die in ihnen verborgen liegt, die innere Harmonie des Zusammenhangs, die ihre Seele ist, durch die sie sind und ein Recht haben zu sein.“ (Carlyle.) Das, was sonst nur Töne ausdrücken können — das Unausprechliche — das sagt Voedlin durch seine Farbensprache: sie ist der melodische Nachhall innerster Stimmungsklänge, die aus den Tiefen der Seele heraufzittern.

Auch für Klinger ist die Frau das fesselndste Problem; aber — wie es Goethe einst von sich behauptet hat — so ist auch diesem Künstler eine bestimmte Auffassung des Weibes förmlich angeboren. Der Gesichtsausdruck, die Haltung, die Individualisierung — das ist alles sein Eigentum. Seine Frauengestalten sind oft durchtränkt mit männlicher Härte. Da ist viel verlittne, harmvolle, wenig abgeklärte Schönheit. Die Haltung der Figuren wirkt am vielsagendsten: sie hat etwas Geheimnisvolles. Es spricht sich darin ein geistiges Bezwingen von Leidenschaften und Trieben, von Weichlichkeit oder Starrheit aus. Alles Naive, Tropicke wird in Monumentalität aufgelöst; die starke innere Bewegtheit wird machtvoll gebändigt, und wo der Künstler an seinen Statuen die Arme entfernt, da geschieht das, um alles Leben auf das Haupt zu konzentrieren. Klinger rätselt, man kann sagen mit wachsendem künstlerischen Ungestüm, am sinnlich-seelischen Wesen des Weibes herum: wie der Lebensdurst, den ihr Naturberuf in der Frau erweckt, wie das Warten auf die Möglichkeit seiner schönen Erfüllung im Kampfe liegt mit der Keuschheit, wie jener dann siegt und doch nicht befriedigt wird und wie Schatten erlittener Entwürdigungen und ungestillter Sehnsucht nach tieferem Leben das junge Antlitz mit einer eigentümlichen Weltheit überziehen, das zeigt uns der Künstler besonders gern an seinen Marmorköpfen. Wie da das Leben der Seele die festgeformten Schönheitslinien des Gesichtes angegriffen, zertreibt, gelöst hat, und wie das müde Fleisch eigentümlich kontrastiert mit dem festen Gefüge des Körpers! Psychologisch nicht ebenso fein, aber reich an mystischer Vieldeutigkeit und Tiefgründigkeit ist die lange Gestaltenreihe seiner Radierungswerke. Neben allerlei Lieblichem, neben dem flüchtigen Auftauchen einer fast überweltlichen Frauenschöne von dämonischer Lebensfülle, herrscht dort allerdings ein statuenhaft gesteigerter, etwas einseitiger Typus vor, der nicht vielfältig abgewandelt wird.

Die Weibsauffassung all dieser Künstler charakterisiert sich auch schon durch die Gewandbehandlung: bei Rossetti ist dieselbe meist unbestimmt, knitterig, rieselnd, zerflatternd; bei Voedlin sind die Gewänder ein Märchentraum, bei Klinger regt sich geheimes, schwerflüssiges Leben in den Falten der wenigen Hüllen.

Fidus ist der Künstler der Linie. Seine Linie ist ein Mysticismus von Wahrheit und Schönheit. Niemand kann mit einfacheren Mitteln so fraglos entzücken. Mit einem entschlossenen Sinn für das Wirkliche verbindet er doch den feinsten Idealismus. Er ist religiös — er will den Menschen hinaufheben in bessere Welten. Er bleibt sanftmütig, auch wo er tragisch wird. Es giebt von ihm eine kleine Bignette: ein gekreuzigtes Weib. In schmerzlicher Süße neigt sie das Haupt. Nichts kann beredter und erschöpfender sein: sehet — das Frauenloos! wird sie nicht allezeit in einem ganz besonderen Sinne an das Kreuz ihres Schicksals, ihrer Liebe und



Sehnsucht genagelt? Fidus ist vornehmlich der Maler der edelsten Anmut, der jungfräulich-kindlichen Reinheit und Unberührtheit, der mystisch-christlichen Mütterlichkeit, neben dem z. B. Sascha Schneiders Frauengestalten sich ausnehmen wie Mühselige und Beladene, die alle geistige Spannkraft aufwenden müssen, um sich dem Leben gegenüber zu behaupten. Selbst Thoma, so heiter er lächeln kann, nimmt sich fast freudlos aus neben Fidus: man gewahrt beim Vergleichen so recht deutlich sein wehmütiges Sinnen, das sich auch schon in der Farbe ausspricht, die etwas Trübes, germanisch Dämmerhaftes hat, einen leisen Zug von nordischer Naturmystik. Und auf seinen Frauen- und Mädchengestalten liegt dieselbe Stimmung — sie scheinen auf geraden Lebenswegen zu wandeln, sie sind von kindlicher Natürlichkeit in Arbeit und Spiel, Glück und Not; aber es geht doch manchmal ein Schauer über sie hin, als näheten ihnen geisterhaft seltsam herzbeklemmende Fragen, Antwort heischend . . . .

\* \* \*

„All great art is praise“, sagt Ruskin. Der eingangs geäußerte Zweifel an der Tiefgründigkeit modernen künstlerischen Wissens und Wertens inbetreff des Frauentums wird doch durch Thatsachen widerlegt, sobald man an die in Museen, Kupferstichkabinetten, Zeichenmappen verborgenen erstklassigen Kunstwerke herankommt, sie von der Gemütsseite her betrachtet und seinen Blick schärft für die feinen, oft nur andeutenden Ausdrucksmittel, deren die Künstler sich bedienen, um zu verewigen, was wir zeitlich und leiblich erfahren haben. Daß es ihnen nicht gelingt, die Unendlichkeit des inneren Lebens in ganzer Fülle darzustellen, das wissen die genialsten Künstler und Künstler am besten — „auch das allerfähigste Auge vermag die Bedeutung eines Gegenstandes nicht völlig zu erschöpfen. Im gewöhnlichsten menschlichen Gesicht liegt mehr als Raphael selbst sich daraus entnehmen kann.“ (Carlyle.)



## Von Frauen und über Frauen.

Der Satz, daß kein menschliches Wesen es lernt, ein anderes zu verstehen, allerhöchstens es zu ertragen, gilt vor allem von dem inneren Verhältnis der Kinder und der Eltern zu einander, in welchem gerade die tiefste Eigenart der Liebe, das Verständnis, beinahe immer fehlt.

Die Eltern sehen z. B. nicht ein, daß während des ganzen Lebens das Bedürfnis nach Frieden nie größer ist als in den Kindheitsjahren: ein innerer Friede unter aller äußeren Beweglichkeit. Das Kind hat seine eigene unendliche Welt, um sich darin zurecht zu finden, sie zu erobern, sich hineinzuträumen — aber was erfährt es? Hindernisse, Eindringen, Zurechtweisungen den lieben langen Tag. Das Kind soll immer irgend etwas bleiben lassen, oder etwas anderes thun, etwas anderes finden, etwas anderes wollen, als was es thut oder findet oder will; immer wird es nach einer anderen Richtung geschleift, als nach der sein Sinn weist. Und all dies oft aus purer Zärtlichkeit, aus Wachsamkeit, aus dem Eifer zu richten, zu raten, zu helfen, das kleine Menschenmaterial zu einem vollkommenen Exemplar in der Modellsreihe Musterkinder zuzuhauen und zu polieren!

Ellen Key,

Das Jahrhundert des Kindes. Berlin, S. Fischer, 1902.



## Zur Geschichte des Frauenstimmrechts in England.

Von

Ilse Eckart.

Nachdruck verboten.

**D**ie Frauenstimmrechtsbewegung in England hat nun auch ihren Historiker gefunden oder vielmehr ihre Historikerin. Zu Anfang des Jahres hat Helen Blackburn, die verdienstvolle Herausgeberin der ältesten englischen Frauenzeitschrift, alle ihr zu Gebote stehenden Dokumente dieser Bewegung zu einer genauen, knappen Gesamtdarstellung verarbeitet.<sup>1)</sup> Wer einmal versucht hat, sich durch die ungeheuerliche Materialsammlung hindurchzuarbeiten, die die naive historiographische Kunst der amerikanischen Führerinnen als „Geschichte des Frauenstimmrechts“ zusammenhäufte, der wird für die Knappheit dieser Darstellung dankbar sein. Um eine Materialsammlung handelt es sich freilich auch hier; wir erhalten die äußeren Daten, hier und da illustriert durch eine kleine Anekdote, aus der die für unsere angelsächsischen Stammesverwandten so bezeichnende humorvolle Frische des öffentlichen Lebens erquicklich hervorleuchtet. Aber in die weiteren wirtschaftlich-geistigen Zusammenhänge, in das innere Wesen und die Entwicklung der Persönlichkeiten, deren äußere Thaten und Kämpfe uns dargestellt werden, führt das Buch nicht hinein. Nur über die Führerin der ersten Jahrzehnte, über Lydia Becker, giebt die Verfasserin etwas tiefer greifende biographische Notizen.

Und doch ist das Buch interessant. Nicht nur für die deutsche „Frauenrechtlerin“, die daraus lernen kann, sondern auch an sich, als ein echtes und eigenartiges Dokument des politischen Lebens, angelsächsischer Kultur überhaupt.

Sie hat es den Frauen leichter gemacht, alte Vorurteile durch neue Forderungen zu brechen, mit rascher Hand nach den am höchsten hängenden verbotenen Früchten zu greifen, als unsere, von historischem Bewußtsein so überschwere, Betrachtung sozialer Entwicklungsmöglichkeiten. Freilich, die Ursachen, die jene ersten Führerinnen der englischen Stimmrechtsbewegung den Kampf aufnehmen ließen, waren die gleichen, die bei uns in Deutschland dem ersten Hervortreten einer Frauenbewegung zu Grunde lagen: in den Frauen erwacht das Bewußtsein dafür, daß ihnen zwei Rechte vorenthalten sind, das Recht auf Bildung und das Recht auf Arbeit. „Eine Hälfte der menschlichen Gemeinschaft“, so kennzeichnet Anna Jameson, eine aus jener ersten Generation der englischen Frauenbewegung, dieses allgemeine Erwachen, „drängt instinktiv vorwärts, ohne irgend eine äußerlich organisierte Bewegung, getrieben nur von einem intensiven Gefühl individuellen Leidens — individuellen Bedürfnisses — und kämpft für eine gerechtere Verteilung der Arbeit und ihrer Privilegien. Die andre Hälfte widerstrebt.“ Und wo dieses Gefühl der Armut und des Mangels, des

<sup>1)</sup> Women's Suffrage. A Record of the Women's Suffrage Movement in the British Isles. By Helen Blackburn. Williams and Norgate. London 1902.

Ausgeschlossenheit und der Enge am schmerzlichsten, am intensivsten empfunden wurde, wo es zur That führte, da hatte es nicht einmal die wirtschaftliche Not wachgerufen. Da war es die Frucht einer geistigen Entwicklung, aus der das individuelle und soziale Ideal des 19. Jahrhunderts emporgewachsen war: ein Kulturdasein aller, gegründet auf das Recht der freien Persönlichkeit — einer Entwicklung, die es allen, die sie wirklich miterlebten, psychologisch unmöglich machte, Beschränkungen der individuellen Bildungs- und Bethätigungsgelegenheiten nicht schmerzlich zu empfinden. Es ist außerordentlich bezeichnend, daß die ganze Reihe dieser ersten Führerinnen, Anna Jameson, Barbara Leigh Smith, Bessie Rayner Parkes, Emily Davies, vor allem auch Lydia Becker selbst, durch tiefere Studien, durch eine zunächst rein geistige Bildung, zu dem Gedanken der Frauenbewegung geführt wurden. Die erste Vereinsgründung von Lydia Becker war eine wissenschaftliche Gesellschaft für Frauen in Manchester, in der man, dem Hauptinteresse ihrer Begründerin folgend, Darwin studierte. Das war ein paar Monate, ehe John Stuart Mill (am 20. Mai 1867) im Unterhause bei der Beratung der neuen Erweiterung des Wahlrechts durch die Reform-Bill mit einer glänzenden Rede für die Gewährung des Frauenstimmrechts eintrat.

\* \* \*

Der Antrag John Stuart Mill's hatte seine Vorgeschichte, in der Miß Lydia Becker noch keine Rolle spielte. Sie führt wohl nicht so direkt, wie die Amerikanerinnen sich immer schmeicheln, auf den großen Londoner Welt-Antisklaven-Kongreß von 1840 zurück, auf dem man die amerikanischen weiblichen Delegierten auf die Gallerien verwies. Er war nur ein vereinzelter Merkmstein in einer Zeit, da diese Merkmsteine noch viel zu weit auseinander lagen, um einen Weg erkennen zu lassen. Von größerem vorbereitenden Einfluß war zweifellos jene berühmte Debatte gewesen, die sich in den Kreisen der positivistischen Staatstheoretiker schon in den dreißiger Jahren über das Frauenstimmrecht erhoben hatte. Damals hatte James Mill in dem berühmten „Essay über Regierung“ bestritten, daß die Frau zur Sicherung ihrer Interessen durch die Regierung des Landes das Wahlrecht besitzen müsse. Schon damals fand das Frauenstimmrecht seinen Verteidiger, und durch diesen Kampf mag der größere Sohn seines großen Vaters, John Stuart Mill, zuerst zum Studium dieser Frage angeregt sein. Es war aber gar nicht er selbst, der mit der Forderung des Frauenstimmrechts zuerst vor das breite Publikum trat, sondern es war seine Frau, die in der Westminster Review 1851 auf die großen amerikanischen Frauenrechts-Kongresse hinwies und deren Forderungen beleuchtete. Wie nahen Anteil sie an allem hatte, was der große Radikalist dachte und schuf, das zeigt vielleicht am schönsten jene Widmung, die er einem seiner Werke voranstellte: „Ich widme diesen Band dem geliebten und beweinten Andenken derjenigen, der ich die Inspiration und in gewissem Sinne die Urheberschaft alles dessen verdanke, was das Beste ist in meinen Schriften, der Freundin und Gattin, deren feiner Sinn für Wahrheit und Recht der stärkste Antrieb für mein Schaffen, deren Zustimmung mein wertvollster Lohn war.“

Die englische Frauenbewegung ist darin außerordentlich glücklich gewesen, daß die geistig vornehmsten und größten Männer der Nation ihren ersten Schritten nicht nur freundliche Duldung gezollt, sondern daß sie mit vollem Ernst und ungeteilter Energie sich für ihre Forderungen in die Schanze geschlagen haben.

Was bedeuteten allein jene denkwürdigen Worte Lord Russell's auf dem sozialwissenschaftlichen Kongreß von 1858: „Wenn die jüngere Generation eine bessere sein soll, als die ihrer Väter, wenn das Schlechte weniger Herrschaft und die Religion mehr Macht haben, wenn das Laster zu Boden gedrückt und das Gute erhoben werden soll, so sind es die Frauen, auf die wir eine solche Hoffnung gründen müssen“, Worte, durch die Anna Jameson sich als Frau zum ersten Mal zu jener „Gemeinsamkeit der Arbeit“ in der Kulturwelt erhoben fühlte — und überhaupt das Interesse dieses sozialwissenschaftlichen Vereins, der in der vorurteilslosesten Weise alle Seiten der Frauenfrage auf seinen Kongressen — und zwar immer durch die Frauen selbst — zur Sprache bringen ließ! Im Oktober 1866 verhandelte er zum ersten Mal über das Frauenstimmrecht. In dem Kreise der Zuhörer war Miß Lydia Becker.

Schon hatte die Frauenstimmrechtsfrage ihren Weg in das Parlament gefunden. Am 27. April 1866 hatte Disraeli im Unterhause eine unerwartete Erklärung abgegeben: I say that in a country governed by a woman, — where you allow women to form part of the other estate of the realm — peeresses in their own right, for example — where you allow a woman not only to hold land, but to be a lady of the manor and hold legal courts — where a woman by law may be a churchwarden and overseer of the poor — I do not see, where she has so much to do with the State and Church, on what reasons, if you come to right, she has not a right to vote. Auf diese Erklärung hin war John Stuart Mill von den Führerinnen der Frauenbewegung gefragt worden, ob er eine Petition von Frauen um das Stimmrecht dem Unterhause vorlegen wolle. Er hatte es versprochen für den Fall, daß man 100 Unterschriften dafür zusammenbrächte. Nach einer 14tägigen rührigen Agitation gelang es, 1499 Namen für die Sache zu gewinnen. Der Bericht von Helen Bladburn bringt eine hübsche kleine Anekdote über die Ablieferung dieser Petition im Unterhause. Miß Davies, die spätere Begründerin von Girton College, und Miß Garret, die gegenwärtige Leiterin der großen medizinischen Frauenhochschule in London, waren außersehen, die umfangliche Papierrolle Mr. Mill in Westminster Hall selbst einzuhändigen. Ein wenig unbehaglich war es ihnen schon zu Mut, als sie mit der Petition in ihrem Cab Westminster zu rollten. Als sie dann aber Mr. Mill in der imposanten Halle erwarten mußten, in der es von Parlamentariern und Beamten wimmelte, und sie mit der großen Rolle die allgemeine Aufmerksamkeit auf sich lenkten, wurde die Situation ihnen so peinlich, daß sie sich mit der Obstfrau anfreundeten, die ihren Stand in der Nähe des Eingangs hatte, und sie baten, die Rolle so lange unter ihrem Tisch zu verstecken. Als es gerade geschehen war, kam Mr. Mill, und die Rolle mußte nun vor seinen Augen unter dem Tisch hervorgezogen werden. Am 7. Juni 1866 wurde sie dem Unterhause von Mr. Mill überreicht.

\* \* \*

An die Spitze der Bewegung trat um diese Zeit Miß Lydia Becker. Um sie sammelten sich alle die Frauen, die schon auf einem Sondergebiet der Frauenfrage thätig waren, vor allem die Gattinnen, Töchter, Schwestern von Parlamentariern. Für eine Weile konzentrierte sich das Gesamtinteresse der fortschrittlichen Frauen Englands auf die Erlangung des Stimmrechts. Hoffte man damit doch mit einem Male die Hand auf die Klinke zu legen, die die Pforte zu allem andern erschließen konnte.





werde, auch die Frauen einschließen sollte, falls sie nicht ausdrücklich aufgenommen würden. Das war nun in dem Wahlgesetz von 1867 nicht geschehen, im Gegenteil, es war der gleiche Ausdruck „man“ in den Paragraphen, die sich auf das Steuerzahlen bezogen, für Männer und Frauen gebraucht, mit dem man in den auf das Stimmrecht bezüglichen Paragraphen ohne weiteren Kommentar nur die Männer bezeichnete.

Diese Entdeckung gab nun der Politik der Frauen einen neuen Kurs. Es handelte sich nun darum, möglichst viele als Steuerzahlerinnen stimmberechtigte Frauen zu veranlassen, sich einfach in die Wählerlisten eintragen zu lassen und abzuwarten, wie sich die Behörden dazu verhalten würden, im Falle der Anfechtung ihrer Stimmen aber die gerichtliche Entscheidung der Frage herbeizuführen. Was man damit bezweckte, war vor allem eine möglichst weitgreifende öffentliche Diskussion der Frage unter dem in England außerordentlich wirksamen Gesichtspunkt des Zusammenhanges von Steuerpflicht und Stimmrecht. Zugleich wollte man beweisen, daß die Frauen, was immer geleugnet wurde, lebhafteste politische Interessen und entschiedene politische Überzeugungen hatten. Daran, daß die Gesetzgeber wirklich die Frauen durch die Spalte, die man zu schließen vergessen hatte, in das Reich der Vollbürgerschaft hineinschlüpfen lassen würden, dachten die Besonnenen unter den Führerinnen kaum.

Ein Zufall hatte, schon ehe die Frauenstimmrechtsvereine diesen Weg der Agitation beschritten, eine Frau an die Wahlurne geführt. Durch ein Versehen war der Name einer braven Bürgerfrau und Besitzerin eines kleinen Löffel Ladens in Manchester auf die Liste geraten. Als sie davon benachrichtigt wurde, erklärte sie, von dieser Gelegenheit mit Freuden Gebrauch machen und ihre Stimme für den liberalen Kandidaten Mr. Jacob Bright — den nachmaligen warmen Freund des Frauenstimmrechts — abgeben zu wollen. So wurde sie denn von zwei Damen des Stimmrechtsvereins im Triumph zu dem „polling-place“ geleitet, und der Beamte mußte, da ihr Name auf der Liste stand, ihre Stimme annehmen. Drei kräftige „cheers“ der anwesenden männlichen Wähler folgten der Heldin des Tages, als sie den Wahlraum verließ.

Es folgten nun eine ganze Reihe von großen Versammlungen, mit denen die englischen Frauen — freilich immer freundlich unterstützt von Parlamentariern und andern Freunden ihrer Sache — gewissermaßen ohne schwimmen gelernt zu haben, sich mitten in den Strom des politischen Lebens hineinstürzten. Denn bis dahin war es unerhört, daß eine Frau zu einer großen Versammlung sprach. Man erreichte, daß eine ganze Anzahl von Frauen eingetragen wurde. Hier und da überzeugten sich die Beamten, daß thatsächlich ein gesetzliches Hindernis ihrer Beteiligung an der Wahl nicht entgegenstände, und die Führerinnen begannen einen praktischen Erfolg ihrer Taktik nicht für ganz ausgeschlossen zu halten. Wenigstens zeigen die Briefe von Lydia Becker trotz aller Skepsis ein so lebhaftes Bewußtsein von der juristischen Unanfechtbarkeit ihrer Position, daß darauf eine schwache Hoffnung auf eine günstige Entscheidung immerhin begründet werden konnte. „Ich hoffe ernstlich, wir werden keine Petition nötig haben,“ meint sie in einem Brief vom November 1868. Und in einem andern aus derselben Zeit: „Wenn die Entscheidung der höheren Instanzen gegen uns sein sollte — und ich glaube, die Macht der Gewohnheit und des Vorurteils wird das Urteil der Richter doch beeinflussen — so werde ich mit dem Gefühl tiefster Demütigung die Notwendigkeit anerkennen, vom Parlament als eine Gnade

zu erbetteln, was uns ungerechter Weise als ein verfassungsmäßiges Recht vor-  
enthalten wird. Wir dürfen keine Anstrengung scheuen, um diese Kalamität zu ver-  
meiden.“

Aber auch für den Fall einer ungünstigen Entscheidung waren Dispositionen  
getroffen, mit einer Umsicht, die bei diesen Frauen, die völlig unvorbereitet und  
ungeübt in das politische Leben hineinkamen, geradezu bewundernswürdig ist. Miß  
Beder hatte an sämtliche Parlamentsmitglieder Briefe fertigstellen lassen folgenden  
Inhalts:

Sir! Da die Entscheidung des Court of Common Pleas die Ansprüche der Frauen, bei der  
Wahl von Parlamentsmitgliedern mitzustimmen, zurückgewiesen hat, wird im Unterhaus ein Geset-  
zentwurf eingebracht werden, um ihnen das Recht zu sichern, unter denselben Bedingungen zu stimmen,  
wie die Männer. Wollen Sie uns freundlichst mitteilen, ob Sie einen solchen Entwurf eventuell unter-  
stützen würden?

Sie war selbst in Westminster bei der Sitzung des Gerichtshofs anwesend, und  
sobald die Entscheidung — natürlich war sie ungünstig — gefallen war, depešierte  
sie dem Stimmrechtsbüro, die Briefe abzuschicken. So erhielten die M. P.'s des  
ganzen Reiches diese Aufforderung zugleich mit der Nachricht von dem Ausfall der  
Sitzung. Durch die gerichtliche Entscheidung sah der Frauenstimmrechtsverein sich auf  
die Bahn plätmäßiger Agitation zur Gewinnung der öffentlichen Meinung gedrängt.  
Noch ein schwerer Schlag hatte ihn zugleich getroffen. John Stuart Mill war nicht  
wieder gewählt worden. Das war ein um so härterer Verlust, als es doch immerhin  
nicht die Fraktion, sondern nur einzelne Liberale waren, die für das Frauenstimmrecht  
eintraten. „Ich habe niemals gezweifelt“, schreibt Miß Beder über die politische Lage  
des Frauenstimmrechts, „welche Partei die des Fortschritts ist; aber ich bin der  
Meinung, daß in Bezug auf unsere Frage die Tories und die Liberalen bis vor  
ganz kurzer Zeit, wenn nicht noch heute, so rettungslos rückständig sind, daß man  
sich gar nicht den Kopf zu zerbrechen braucht, welcher man den Vorzug geben soll.  
Ich glaube nicht, daß der liberalen Partei, als Partei, irgend etwas an den Interessen  
und Wünschen der Frauen liegt oder daß sie auch nur einen Schritt thun würde,  
ihnen Gerechtigkeit zu verschaffen. Bei dieser Gewißheit klingen einem ihre Reden von  
Liberalismus und von dem Wunsch, die Regierung auf die Zustimmung aller und  
gerechte Prinzipien zu gründen, wie ein Hohn und lassen meine Sympathien ganz kühl.“

Auch über die Aussichten auf den Fortschritt der Bewegung machte Miß Beder  
sich keine Illusionen. „Unsere Bewegung ist jetzt in einem Stadium“, schreibt sie,  
„wo sie viel größere und ernstlichere Anstrengungen erfordert, als wir bis jetzt machen  
konnten. Wir können nicht auf augenblicklichen, vielleicht nicht einmal auf raschen  
Erfolg hoffen — und ein Erfolg kann nur durch lange systematische und beharrliche  
Agitation erreicht werden. Wir haben die Wege zu gehen, die andre fortschrittliche  
Bewegungen vor uns gegangen sind, wie die Anti-Schukzoll- (Anti-Corn Law)  
Bewegung, die Verfassungsreform.“ Daß freilich bis heute der Kampf zu keinem  
Resultat führen würde, hätte Miß Beder sich gewiß doch nicht träumen lassen.

Schienen doch trotz allem die Aussichten nicht so ganz hoffnungslos. Als  
parlamentarischen Führer gewann man Jacob Bright. Einen mächtigen Schritt  
vornwärts that die ganze Sache, als 1869 den Frauen das Stimmrecht für die  
Lokalverwaltungen gegeben wurde. Nicht nur insofern die Frauen damit formal dem  
politischen Stimmrecht näher rückten, sondern auch, weil ihnen nun Gelegenheit gegeben

war, durch rege Beteiligung an den Wahlen ihr Interesse für das öffentliche Leben zu beweisen. Auch die Arbeit der Frauenstimmrechtsorganisation schritt rasch vorwärts. In der von Miß Becker geleiteten „Zeitschrift für Frauenstimmrecht“ schuf sie sich ein Organ. Eine stattliche Anzahl von Rednerinnen stellten sich in ihren Dienst. Auch die Kreise, die bis dahin in vornehmer Zurückhaltung dem neuen Treiben zugesehau hatten, wie die Aristokratie und auch die für die Frauenbildung arbeitenden Frauen, begannen in die Bewegung einzutreten. Die Petitionen wurden mit jeder Session zahlreicher. Im Jahre 1875 waren es 1273 mit 415 622 Unterschriften. Durch ein Volksschulgesetz von 1870 wurden die Frauen wählbar für die Schulkommissionen. Lydia Becker war die erste Frau, die dieses neue Amt in England bekleidete.

Aber ein mächtiger Gegner erstand den Frauen in dem großen Gladstone selbst. Als 1871 Mr. Jacob Bright seine Frauenstimmrechtsbill einbrachte, sprach Gladstone selbst gegen ihre Annahme, freilich noch sehr bedingt und verkläuselt. Er erkannte an, daß in vielen Fällen der Ausschluß vom Stimmrecht eine Ungerechtigkeit bedeute, die aber unvermeidlich sei. Und bei der Abstimmung verließ er das Haus, ohne seine Stimme abzugeben. Seine Opposition wurde in der Folgezeit entschiedener. Ein anderer Schmerz war für die Frauen, daß der allverehrte Führer der Liberalen Sir John Bright ein Gegner des Frauenstimmrechts blieb. Es war eine traurige Genugthuung für sie, wenn Sir John Bright im Parlament gegen das Frauenstimmrecht dieselben Gründe geltend machte, die er so oft und so schonungslos bei seinen Gegnern bekämpft hatte. Und John Stuart Mill war aus der Reihe der Kämpfer für immer geschieden. Er starb am 8. April 1873.

Fast jedes Jahr wurde eine Frauenstimmrechtsvorlage eingebracht. Die Majorität der Gegner war 1878 auf 80 gesunken. Miß Becker befolgte die Politik, daß keine Verhandlung über das Stimmrecht im Parlament vorübergehen sollte, ohne daß das Frauenstimmrecht dabei zur Sprache käme, und so wurde mit Hilfe der parlamentarischen Freunde der Sache geschickt jede Gelegenheit benutzt, es in irgend einer Form zur Verhandlung zu bringen. Charakteristisch ist in dieser Beziehung ein Brief von Miß Becker. Es handelt sich darum, einer Bill über die Ausdehnung des Munizipalwahlrechts in Irland ein Amendement hinzuzufügen, das die Frauen betraf. „Die Regierung meint“, schreibt Miß Becker, „sie könne unsere Forderungen ignorieren; sie denkt gar nicht daran, daß sie eventuell einmal eine von ihren eigenen Vorlagen komplizieren könnten. Ich will sie darüber aufklären. Ich will unsere Frage von Anfang an mit all ihren Wahlreform-Entwürfen verquiden. Wenn wir unser Amendement anbrächten, so würde unsere Sache ihnen nicht nur von unseren Freunden nahe gelegt werden, die sie um der Gerechtigkeit willen vertreten, sondern auch von Leuten, die der Erweiterung des Wahlrechts überhaupt nicht wohlwollend gegenüberstehen und die sagen würden: „Wenn ihr das Wahlrecht diesen Leuten wirklich geben wollt, weil sie selbständige Haushaltungsvorstände sind, so könnt ihr es logischer Weise nicht den weiblichen Haushaltungsvorständen versagen, die es beanspruchen.“ — Das wäre also etwa der Standpunkt, den der alte Sybel bei uns zum Frauenstimmrecht einnahm, der ja auch meinte, wenn man schon so etwas Thörichtes und Gemeingefährliches wie allgemeines Stimmrecht einführe, dann müsse man auch die ärgste Konsequenz ziehen und es den Frauen auch geben. Vielleicht haben auch Herrn von Kardorff im deutschen Reichstag ähnliche Gefühle bei seiner viel berufenen Äußerung über das Frauenwahlrecht nicht fern gelegen. — Jedenfalls haben die

Engländerinnen es verstanden, aus den schwierigen Konstellationen der parlamentarischen Parteiinteressen, soweit das irgend möglich war, für ihre Sache Gewinn zu ziehen.

Eine Gelegenheit zu einem kräftigen neuen Vorstoß bot die Wahlrechtsreform von 1884. Hatte es doch oft genug geheißsen, daß eine so fundamentale Neuerung, wie die Einführung des Frauenstimmrechts, nur in Verbindung mit einer generellen Reform des Wahlrechts vorgenommen werden könnte. Wieder Versammlungen, Demonstrationen, Petitionen, Konferenzen mit Parlamentariern, Flugblätter, Adressen in ungeheurer Zahl! Aber schon war hier und da davon die Rede, daß die Regierung selbst dem Paragraphen, der zu Gunsten des Frauenstimmrechts in die Franchise-Bill eingefügt werden sollte, opponieren würde, ja, daß sie die Beratung darüber niederschlagen wolle, da sie eine Gefährdung des parlamentarischen Erfolgs der ganzen Vorlage dadurch befürchte. Unter der Führung von Mr. Woodall, der diesmal die parlamentarische Vertretung der Frauen übernommen hatte, übergaben 79 Liberale dem Premierminister eine Adresse, in der sie versuchten, diese Befürchtung zu entkräften. Sie erhielten folgende charakteristische Antwort:

„Indem ich den Empfang Ihres Briefes bestätige, lassen Sie mich Ihnen aussprechen, daß ich die Liebenswürdigkeit seiner Form, die eingehende Darlegung Ihrer Gründe, Ihr überzeugtes Eintreten für die Franchise-Bill, das Gewicht der Unterschriften, die Sie mir vorgelegt haben, und den gerechten Anspruch Ihrer Sache auf eingehende Erwägung zu geeigneter Zeit durchaus anerkenne. Aber die Frage, welche Gegenstände wir, im Hinblick auf den Stand unserer Geschäfte und die Lage der Parteien, in die Beratung der Franchise-Bill aufnehmen können, ist eine Frage, für die die Regierung allein die Verantwortung trägt. Sie kann sie nicht auf irgend eine, wenn auch noch so geachtete Partei des Unterhauses abschieben. Die Regierung hat in die Bill so viel aufgenommen, wie sie mit irgendetwacher Sicherheit tragen kann. Die Belastung mit Dingen, die sie nicht mit Sicherheit tragen kann, gefährdet eine Maßregel, die Herz und Sinn des Landes gleichmäßig wünschen und billigen. Eine solche Einführung würde daher von unserer Seite eine Pflichtverletzung gegen die Vorlage und gegen die Nation sein.

Ich bin etc.

W. E. Gladstone.“

Dementsprechend erhob sich Gladstone im Parlament unmittelbar, nachdem Mr. Woodall seinen Antrag eingebracht hatte und erklärte, daß er den Antrag, diesen Punkt der Vorlage einzufügen, mit aller Entschiedenheit bekämpfe, und daß er jede Verantwortung für die Vorlage ablehne, wenn man dennoch darauf einging. — Damit war das Schicksal des Antrags selbstverständlich entschieden.

\* \* \*

Es folgt nun — und es ist eigentümlich, wie diese Erscheinung einer ähnlichen in der deutschen Frauenbewegung parallel geht — eine Zeit, in der die Stimmrechtsbewegung in jeder Beziehung zurückebbte. Von 1886—1892 gelang es nicht, die Frage des Frauenstimmrechts vor das Parlament zu bringen. Die politische Konstellation war die denkbar ungünstigste. Brennende Fragen der inneren Politik nahmen alles Interesse in Anspruch. Und auch bei den Frauen — und man darf das gewiß als ein Zeichen ihrer politischen Reife bezeichnen — traten die eigenen Forderungen zurück hinter der thätigen Teilnahme an den allgemeinen nationalen Tagesfragen. Es war die Zeit, in der die großen politischen Frauenvereine sich gründeten: Parteivereine, die nicht den Interessen der Frau, sondern in erster Linie den politischen Idealen der Partei, der sie angehörten, zu dienen hatten. 1885 gründete sich die konservative Primrose League, 1887 der große liberale Frauenverein, von dem sich später, bei jener durch die Irlandpolitik Gladstone's hervorgerufenen großen Spaltung der liberalen Partei, die Women's Liberal Unionist Association ablöste. Es ist bis heute ein



wunder Punkt im Verhältnis dieser Vereine, vor allem des Liberalen Verbandes, zu der Frauenstimmrechtsbewegung, daß sie konsequenter Weise auch unter Umständen liberalen Kandidaten ins Parlament verhelfen, die nachher gegen das Frauenwahlrecht stimmen.

Das letzte Werk, das Miß Beder für die Stimmrechtsbewegung leistete, war die Organisation eines Komitees von Freunden des Frauenwahlrechts innerhalb des Parlaments. Es sollte dadurch ein geschlosseneres Handeln gegenüber den Feinden der Frauen ermöglicht werden, die längst schon sich zusammengeschlossen hatten, „um die Integrität des Wahlrechts gegen die Bestrebungen der Frauen zu schützen“. Aber seltsam mag es wirken, daß Miß Beder, deren Werk diese Gründung war, selbst nicht zu den Beratungen des Komitees eingeladen wurde, sondern oft genug auf dem Flur gewartet hat, um die Beschlüsse ihrer parlamentarischen Freunde entgegenzunehmen.

Miß Beder erlebte es noch, daß den Gegnern des Frauenwahlrechts Frauen zu Hilfe kamen. Im Juni 1889 erschien in dem Nineteenth Century folgende Erklärung:

Frauenstimmrecht.

Ein Protest der Frauen.

Die Unterzeichneten protestieren entschieden gegen die geplante Ausdehnung des politischen Stimmrechts auf die Frauen. Sie halten das für eine Maßregel, der die große Mehrheit der Frauen nicht zustimmen würde, die unnütz und den Frauen selbst und dem Staate schädlich sein würde.

Diese Erklärung trug 104 Unterschriften. Sofort lancierte man in die Fortnightly Review folgendes:

Die Unterzeichneten wünschen ihre Zustimmung zu der geplanten Ausdehnung des Parlamentarischen Stimmrechts auf die Frauen auszusprechen. Sie halten es für eine Wohlthat für sich selbst und den Staat.

Und diese Erklärung trug 2000 Unterschriften. Man machte sich ein Vergnügen daraus zu konstatieren, daß diese letzte Erklärung hauptsächlich von Frauen der Arbeit, die erste von Damen des Salons abgegeben war. Aber es soll nicht verschwiegen werden, daß Beatrice Sidney Webb unter der ersten stand.

Nach dem Tode von Miß Beder — sie starb fern der Heimat in Genf — hob sich die politische Lage der Frauenstimmrechtsache allmählich wieder. Was sie der Bewegung gewesen war, wurde ihr jetzt Mrs. Henry Fawcett. Einen Höhepunkt erreichte die Sache der Frauen im Sommer 1897, als die Frauenstimmrechtsvorlage in der zweiten Lesung die Majorität aller Parteien erlangte. Wenn sie zur dritten Lesung gekommen wäre, so würde sie zweifellos vom Unterhaus angenommen sein, womit freilich ihr Schicksal im Oberhaus noch keineswegs entschieden war. Es ist noch frisch in aller Gedächtnis, auf welche vornehme Manier die Gegner Obstruktion trieben, um die dritte Lesung zu verhindern. Sie zogen mit allerlei Witz und Bemerkungen unter „allgemeiner Heiterkeit“ eine Bill, die vorher auf der Tagesordnung stand und von mit Ungeziefer behafteten Personen handelte, so in die Länge, daß die Zeit für die Sitzung und damit die letzte Chance für die Frauenstimmrechtsvorlage, zur dritten Lesung zu kommen, vorüberging. Seither haben andre Interessen, vor allem der Burenkrieg, die englische Volksvertretung beansprucht. Die Frauen sind mit ihren Forderungen zurückgetreten. Aber ihre Agitationsarbeit ist fortgegangen, und wer einen Blick in diese Arbeit gethan und von der Energie, Besonnenheit und Schlagfertigkeit der Führerinnen einen Eindruck bekommen hat, der mag überzeugt sein, daß das Quo usque tandem bald über den Pforten der Stimmrechtsbureaus verschwinden wird.



THE  
JOURNAL  
OF  
THE  
ROYAL  
ANTHROPOLOGICAL INSTITUTE

VOL. 100, PART 1, 2000  
CONTENTS  
PAGES

Aber daß Eure Mädchen so häufig nichts lesen, als ihr Morgenbet und wenn's hoch kommt die Banise, daß sie Paris nach London verlegen und den König von Preußen über Holland an die schlesische Gränze schicken, daß sie die Lukrezia für eine pariser Dame und Semiramis für eine reichstädtische Bürgermeistersfrau halten, daß ihnen Günftler ein Poet und U3 ein Reimer (sic!) ist, daß sie Briefe schreiben, die zu Verloques an die Sackuhr des gothischen Geschmacks taugen, das ist doch auf-fallend.

Man muß in ihrer Gesellschaft sich wirklich martern, ein Gespräch zu erfinden, an dem sie teilnehmen können, und wer nicht vom schönen oder garstigen Wetter, vom Puz plaudern, ihnen galante Sottisen sagen oder ein bißchen mit ihnen kalumniren will, den müßt ich nicht produciren!" . . . .

Herzog Karls scharfem Blicke konnte die Mangelhaftigkeit der Frauenbildung nicht entgehen, und aus dieser Erkenntnis entstanden seine Pläne zur Gründung der école.

Den Ludwigsbürgerinnen bot sich zwar in einer Art von Pension bereits Gelegenheit, etwas mehr als das herkömmliche Wenige zu erlernen.

Die „Stuttgardische privilegierte Zeitung, 1. Stück, 2. Januar 1772“ bringt folgende Anzeige:

„Ludwigsburg. Madame Petis, evangelischer Religion, wohnhaft allda, ist gesonnen, sowohl adeliges als anderes junges Frauenzimmer im Französischen, in der Geographie und Geschichte, in der Puzarbeit und anderen weiblichen Geschäften zu unterrichten, sonderlich sie aber zu einer feinen wohlgefitzten Lebensart und Furcht Gottes anzuführen. Sollte sich eine austräglich Anzahl Lehrlinge finden, so wird sie noch eine Demoiselle zur Gehülfin annehmen, um ihre anvertrauten Frauenzimmer desto besser bedienen und in genauer und beständiger Aufsicht haben zu können. Da in Ludwigsburg ein Hof und starke Noblesse, auch Gelegenheit zu Ausübung der drei Haupt-Religionen, zu honetter Conversation und allerlei Maitres ist, so, daß sich viele in der Nähe und Ferne solches irgendwo zu finden, schon längstens gewünscht haben, so hofft die Madame Petis um so eher das Vertrauen des Publici zu erlangen, als sie schon ehedessen als Gouvernantin hochadeliger Jugend mit Beifall gearbeitet und die besten Zeugnisse ihrer Aufführung von Allen, die sie kennen, vor sich hat. Wäre es aber, daß sich diesen nächsten Winter keine Anzahl Kostgängerinnen sammeln sollte, ob sie gleich zu ein und andern Hoffnung hat, so bietet sie des Nachmittags ein paar Stunden den Einwohnern von Ludwigsburg an, um auch Kindern, die in ihr Logis kommen, einstweilen Unterricht im Französischen und allerlei Arbeiten zu geben.“

Ob Madame Petis viel Schülerinnen auf ihre viel versprechende Anzeige bekommen, ist nicht ersündbar, sie sollte überdies bald eine ihrem Unternehmen sehr nachteilige Konkurrenz durch die école des demoiselles erhalten.

Nach der im Januar 1772 ausgesprochenen Scheidung von ihrem ersten Gemahl, dem Freiherrn von Leutrum, folgte Franziska von Hohenheim dem Herzog auf die Solitude, und schon vom 19. Mai desselben Jahres finden sich Alten, welche auf das Entstehen der école vor Wochen oder Monaten schließen lassen.

Eine Notiz besagt nämlich, daß „Serenissimus vor gut befunden, die bei dem Erziehungsinstitut angestellte Aufseherin Uriot (eine Französin) wegen ihrer schlechten Aufführung fortzuschicken und daher ihre Besoldung a dato cessiren solle.“

Daß das „Saint-Cyr“ der Maintenon auch eine Anregung zur Gründung des Instituts gegeben, ist wohl zweifellos. Ueber die ursprüngliche Einrichtung sind keine Dokumente mehr vorhanden.

Wie die Pflanzschule auf der Solitude ihren Aufenthaltsort erhielt, so auch die neue Erziehungsanstalt für Mädchen. Sie hatte drei Klassen, die eigentlich durch Rang und Stand geschieden wurden; eine Einteilung dem Alter nach konnte schon deshalb nicht stattfinden, weil die Schülerinnen anfänglich alle nur vom 12. oder 13. Jahre an aufgenommen wurden.

Dem Rang nach unterschied man Kavalierstöchter oder Fräulein und Elevinnen; von letzteren, die bürgerlichen Standes waren, bildeten die Tänzerinnen eine besondere, also die dritte Abteilung.

Es war eine Lieblingsidee des Herzogs Karl, an seiner Universität sowohl wie an den Kunstinstituten einst nur Landeskinder die Lehrstühle einnehmen zu sehen und Maler, Bildhauer und darstellende Künstler in seiner académie des arts heranzuziehen, damit nicht wie früher all die reichen Gagen ins Ausland wanderten. So sollte die école die erforderlichen weiblichen Kräfte fürs Theater ausbilden.

Die Professoren der Pflanzschule gaben auch an dem Mädcheninstitut Unterricht, und wie jene ihren Intendanten hatte, besaß dieses seine Intendantin. Nach der Entlassung der Madame Urriot wurde die Gattin des berühmten Karlschul-Intendanten, Oberst Seegerz, die Leiterin der Anstalt. Wie Herzog Karl so erhielt die Gräfin von Hohenheim täglich Rapporte über die Vorgänge daselbst — sogar auf Reisen.

Jede der beiden noch erhaltenen Nationallisten der école des demoiselles weist die Zahl von 13 Kavaliers- und Offiziersöchtern und von ebenso viel Elevinnen nach; neun Lehrer sind für die verschiedenen Unterrichtsfächer genannt und neben der Intendantin im Jahre 1774 jene Madame Petif als „Gouvernantin.“ Eine Aufseherin und drei Mägde bildeten das untergeordnete weibliche Personal. Die Schülerinnen befanden sich in ganzer Pension, die Aufnahme war eine besondere Vergünstigung, und weil auch für die Kavalierstöchter kein Schulgeld eingezahlt wurde, mußte man sich auf eine kleine Anzahl beschränken.

Der Stundenplan der Fräulein und Elevinnen ist fast gleich, der der Tänzerinnen weicht mehr ab und verwendet die meiste Zeit auf die zu erlernende Kunst. Neben dem wissenschaftlichen Unterricht wurde auch der „Haushaltungskunst“ viel Aufmerksamkeit gewidmet, dieselbe mußte von sämtlichen Demoiselles praktisch erlernt werden, wie die Tagesberichte nachweisen.

Unter den Elevinnen befanden sich auch die zukünftigen Sängerinnen und Schauspielerinnen.

Nachstehender Rapport ist eine getreue Kopie der täglich an die Protektorin eingelieferten schriftlichen Berichte:

#### „Rapport.

Von der Ecole des Demoiselles vom 4. Juny 1775.

Der wirkliche Stand ist

- 1 Intendantin
- 1 Gouvernantin
- 1 Aufseherin
- 13 Cavaliers- und Officiers-öchtern
- 13 Elevinnen
- 3 Mägde.

Ist dabey vorgefallen

0.

Die Gouvernantin ist noch krank.

Die Ökonomie führen Fräulein von Bernerdin  
Elevin Brennerin.

Das Gebett hat die Elevin Hübschin.

J. L. Seegerin.“

Derer Frauenlein Stunden Eintheilung.

Stunden	8/9	9/10	10/11	11/12	2/3	3/4	4/5	5/6
Montag . . . . .	Italienisch	Schreiben	Schreiben	kleine Stellen u. große Schrift	Haushaltungs- Kunst	Schrift	Haushaltungs- Kunst	Haushaltungs- Kunst
Dienstag . . . . .	Tanzen	Religion	Haushaltungs- Kunst	Zeichnen	Schreibmittel	Haushaltungs- Kunst	Französische Sprach	Tanzen, häusliche Geschäften
Mittwoch . . . . .	Physik	Erbschreibung	Schrift	Schrift	Schreibmittel	Religion	Haushaltungs- Kunst	Haushaltungs- Kunst
Donnerstag . . . . .	Schreiben	Italienisch	Tanzen	Schrift	Haushaltungs- Kunst	kleine Stellen u. große Schrift	Tanzen	Haushaltungs- Kunst
Freitag . . . . .	Physik	Erbschreibung	Kirch	und	Zeichnen	Religion	Haushaltungs- Kunst	Haushaltungs- Kunst
Samstag . . . . .	Schreiben	Italienisch	Italienisch	Schrift	Schreibmittel	Haushaltungs- Kunst	Haushaltungs- Kunst	Haushaltungs- Kunst

Derer Mädchen Stunden Eintheilung.

Stunden	8/9	9/10	10/11	11/12	2/3	3/4	4/5	5/6
Montag . . . . .	Haushaltungs- Kunst	Haushaltungs- Kunst	Schreibmittel	Italienisch	Haushaltungs- Kunst	Schrift	Schrift	Haushaltungs- Kunst
Dienstag . . . . .	Religion	Tanzen	Italienisch	Schrift	Zeichnen	Französisch	Religion	Haushaltungs- Kunst
Mittwoch . . . . .	Physik	Haushaltungs- Kunst	Zeichnen	Schrift	Schrift	Französisch	Italienisch	Haushaltungs- Kunst
Donnerstag . . . . .	Schreiben	Haushaltungs- Kunst	Kirch	und	Schreibmittel	Religion	Religion u. Schrift	Haushaltungs- Kunst
Freitag . . . . .	Physik	Geographie	Haushaltungs- Kunst	Französisch	Schreibmittel	Geographie	Haushaltungs- Kunst	Haushaltungs- Kunst
Samstag . . . . .	Schreiben	Italienisch	Italienisch	Schrift	Haushaltungs- Kunst	Haushaltungs- Kunst	Haushaltungs- Kunst	Haushaltungs- Kunst

Der Dänerinnen Stunden Eintheilung.

Stunden	8/9	9/10	10/11	11/12	2/3	3/4	4/5	5/6
Montag . . . . .	Schreiben	Haushaltungs- Kunst	Italienisch	Italienisch	Tanzen	Tanzen	Schrift	Schrift
Dienstag . . . . .	Schreiben	Tanzen	Italienisch	Schrift	Tanzen	Tanzen	Religion	Haushaltungs- Kunst
Mittwoch . . . . .	Schreiben	Italienisch	Tanzen	Schrift	Tanzen	Tanzen	Italienisch	Religion
Donnerstag . . . . .	Haushaltungs- Kunst	Tanzen	Kirch	und	Zeichnen	Tanzen	Haushaltungs- Kunst	Haushaltungs- Kunst
Freitag . . . . .	Schreiben	Tanzen	Kirch	und	Zeichnen	Tanzen	Haushaltungs- Kunst	Haushaltungs- Kunst
Samstag . . . . .	Haushaltungs- Kunst	Tanzen	Kirch	und	Zeichnen	Tanzen	Haushaltungs- Kunst	Haushaltungs- Kunst

Daß in dem „Rapport“ erwähnte Fräulein von Vernerdin war die jüngste Schwester der Gräfin von Hohenheim. An „Besoldung“ erhielt die Intendantin jährlich 500 Gulden, die „Madame Petissin“ nebst freier Kost 300 Gulden, für damalige Zeit gut normierte Summen.

Wie die Pflanzschule oder spätere Militärakademie täglich mehr an Ruf gewann, so auch der Gräfin von Hohenheim kleines Saint-Cyr. Zahllose Bittschriften liefen an den Herzog ein von Müttern, welche Aufnahme für ihre Töchter wünschten, „da weltkundig, wie überaus löblich es mit der Erziehung gehalten werde“.

Niemals griff der Herzog jedoch der Protektorin vor, vielmehr heißt es jedesmal, wie einer Dame aus Montbéliard geschrieben wurde: „Cet établissement étant protégé par Mad. la comtesse de Hohenheim, il dépendra de vous adresser à ce sujet à cette dame et d'attendre sa réponse“.

Am 18. November 1775 übersiedelte die Militär-Akademie nach Stuttgart, woselbst der Herzog nach zehnjähriger Abwesenheit seine Residenz wieder aufschlug; auch die école des demoiselles kam nach dort und zwar ins alte Schloß, das der Herzog mit der Gräfin bewohnte. Die talentvollsten und vorgeschrittenen Schülerinnen wirkten von nun an in Opern, Schauspielen und Ballets mit. Eine unter ihnen, die Balletti, wurde unter die besten Sängerinnen jener Zeit gezählt und feierte später in Paris große Triumphe. Schubarts Tochter befand sich ebenfalls seit seiner Verhaftung in der école, sie war musikalisch begabt und wurde zur Sängerin ausgebildet. Ihre Mutter, Helene Schubart, schreibt einmal:

„Kürzlich war der Frau Gräfin Geburtstag, viele Feierlichkeiten wurden dabey angestellt, Hohenheim wurde im Kleinen im Schloß gezeigt und ein Bauren-Gespräch gehalten, das meiste wurde aber gesungen, meine Julie ward ein Bauren Mädchen und mußte mit singen, sie wurde von vielen Personen gelobt.“

An einem andern Geburtstag Franziskas kam zur Aufführung:

„Der Preis der Tugend, in ländlichen Unterredungen und allegorischen Bildern von Göttern und Menschen zur Ehre der besten Frau, an Ihrem Geburts Tag, Frau Francisca, Reichsgräfin von Hohenheim gewidmet, auf gnädigsten Befehl Sr. Herzoglichen Durchlaucht durch Eleven der Herzoglichen Militär-Akademie auf und in Musik gesetzt und von ihnen nebst einigen Demoiselles des Erziehungs-Instituts dargestellt.“

Auch diese Aufführungen sind eine Art von Kopie derjenigen Saint-Cyrs, wo aber freilich nur die jungen Mädchen allein Komödie spielten. Die klösterliche Abgeschlossenheit des großen Instituts der Madame Maintenon ahmte die école zu Stuttgart nicht nach. Sehr häufig durften die Fräulein und die Eleven die Reichsgräfin auf ihrem schönen, zwei Stunden von der Residenz entfernten Landgut Hohenheim besuchen, und in der Karnevalszeit war es sogar erlaubt, daß sie die Redouten mitmachten, die Karlschüler mußten ihnen den Arm reichen und sie im Zuge durch den Saal führen.

Zu einem der Geburtstage Franziskas verfaßte Schiller, damals noch Schüler der Akademie, ein Gratulationsgedicht im Namen sämtlicher Schülerinnen der école, in welchem es heißt:

„Schlägt nicht der Kinder Herz mit kühnern Schlägen  
Der sanften Mutter Freudenfest entgegen,  
Und schmilzt dahin in Wonnemelodie?  
Wie sollten wir jetzt fühllos schweigen,  
Da tausend Thaten uns bezeugen,  
Da jeder Mund — da jedes Auge spricht: —  
Ist uns Franziska Mutter nicht?“

Die aus der Anstalt scheidenden Sängerinnen und Tänzerinnen, welche sich meistens mit Mitgliedern des Theaters verheirateten, erhielten eine Benefizvorstellung. Schubarts obenerwähnte Tochter vermählte sich mit einem Musiker aus des Herzogs Kapelle und blieb als Frau Kaufmann noch lange eine bedeutende Stütze der Oper.

Wodte die etwas große Freiheit, welche die Schülerinnen besaßen, von Nachteil, oder Herzog Karl überhaupt nicht mit den Resultaten zufrieden sein — er beschloß nach einigen Jahren die Abteilung der Eleven aufzuheben. In einem Briefe



an Franziska, worin er ihr — seine Gemahlin war zu Anfang des Jahres 1780 gestorben — verspricht, sich nun in aller Form mit ihr zu vermählen und sie als Herzogin anzuerkennen, findet sich der Passus:

„Da die Unterhaltung der Ecole sehr kostbar und im ganzen Von gewis keinem nutzen ist, so gedenke Ich solche, was die Eleven und Dänzerinnen betrifft, Eingeben zu lassen und die Erziehung auf 30 Cavaliers und Offiziers töchter bestehen zu lassen, mit welchen Du und Ich mehrere Ehre und Vergnügen erleben werden“.

Ob dieser Plan zur Ausführung gelangte, läßt sich aus den Fragmenten, denn nur aus solchen besteht der Aktenfaszikel über die Anstalt, nicht nachweisen. Argerliche Vorfälle — die Sängerin Balletti entfloß nach Paris und eine andere Schülerin, die Sandmeyerin, wurde sogar von dem Hofkaplan Baumann entführt — mochten des Herzogs Interesse für das Institut vollends schwinden lassen — überdies nahm die hohe Karlschule sein ganzes Denken wie seine Zeit in Anspruch und wünschte er vielleicht auch, daß die auf die école verwandten Gelder lieber jener zufließen möchten.

Im Juni 1787 findet sich die kurze Notiz, „daß die école nunmehr völlig aufgehoben sei“. Den Kavaliertöchtern, welche in derselben erzogen waren, wurde bis zu ihrer Verheirathung eine Pension von 150 Gulden jährlich ausgesetzt.

Nur etwas früher, bei Karls Lebzeiten, theilte die école des demoiselles das Schicksal fast aller von ihm ins Leben gerufenen Einrichtungen, welche nach seinem Tode aufgehoben wurden, während seine Bauten zerfielen, und Öde und Leere dort herrschten, wo er Glanz und Pracht und reges geistiges Leben geschaffen.

So gut man sich heute für seine Karlschule, dies weit über damaliger Zeit stehende Erziehungsinstitut interessiert, verdient auch die école, durch welche er für die Bildung des weiblichen Geschlechts sorgen wollte, Beachtung. Gelang es ihm nicht, sie zu solcher Blüte zu bringen, wie jene weltberühmte Anstalt, sein Streben ist für seine Tage, in denen man sich der Mädchenbildung noch so wenig annahm, immerhin anerkennenswerth.



## Scheidung.

Von

Anna Wahlenberg.

Autorisierte Übersetzung aus dem Schwedischen von E. Stine.

Nachdruck verboten.

Es läutete an der Vorzimmerthüre.

Frau Kammerrat, die vor dem abendlichen Kaminfeuer saß, brachte die Kinder zum Schweigen und horchte.

Man warf die Küchenthüre zu. Lina ging öffnen, und es folgte draußen ein eigentümliches Getuschel, leise und abgebrochen. Dann trat sie ein.

„Augusta ist hier.“

„Welche Augusta?“

„Die Plättfrau. Sie fragt, ob sie mit der Frau Kammerrat sprechen kann. Gewiß hat Sandin sie wieder geschlagen, sie ist ganz außer sich.“

Die Kammerrätin stand auf und ging in den Salon hinaus, in den man Frau Sandin geführt hatte. Sie stand gleich bei der Thüre, begann, als sie die Kammerrätin erblickte, in die Schürze zu schluchzen, ließ diese aber gleich wieder fallen und zog statt dessen ein Taschentuch heraus. Denn sie hatte allezeit auf sich gehalten, sowohl in früheren Zeiten, als sie hier im Hause als Stubenmädchen diente und ihre eigenen Visitenkarten mit „Augusta Larsson“ darauf besaß, als auch später, als sie heiratete und wieder andere hatte mit „Frau Augusta Sandin“ und auch einen eigenen Briefkasten vor ihrer Thüre.

„Oh Frau Kammerrat, ich bin so unglücklich, so unglücklich, so unglücklich!“

Frau Kammerrat war eine gute Seele, die an aller Leiden Anteil nahm. Sie klopfte Augusta auf die Schulter, sprach ihr Beruhigung zu, führte sie zu einem Stuhl am Fenster, gab ihr ein Glas Wein und forderte sie auf, ihren Kummer zu entdecken.

Ach, sie war so unglücklich! Natürlich trug Sandin die Schuld, der sich wieder wie ein Lump benommen hatte. Nun konnte sie's nicht mehr aushalten. Sie hatte ins Wasser gehen wollen, aber dann hätten ja ihre drei kleinen Kinder einsam und verlassen in der Welt dagestanden. Sie wußte sich keinen Rat mehr.

Was er denn gethan hatte?

Oh du lieber Gott, aufgeführt hatte er sich wie ein wildes Tier. Sie gestoßen und geschlagen und die Kinder unter's Bett gepufft und die schöne Lampenglocke zerfchlagen, die sie im Winter gekauft. Im Klaus, versteht sich. Und dann hatte er die Wanduhr ins Pfandhaus getragen und dann . . . und dann noch obendrein . . . war er fort gewesen . . .

Augusta brach in unaufhaltsames Schluchzen aus.

„Fort?“

„Bei anderen.“

„Aber . . .“

Ja, das stand ganz fest. Herrgott, wie unglücklich sie war! Warum lag sie nicht zwischen vier Brettern drunten in der Erde! Oh Gott, oh Gott!

Die Kammerrätin saß ernst und schweigend da. Etwas mußte gethan werden bei diesem tiefen Elend, das fühlte sie. Aber vor allem hieß es, der Sache richtig auf den Grund zu kommen. Sie fragte Augusta aufs Gewissen, ob sie nicht möglicherweise ihrem Manne Anlaß gegeben hatte, sie so zu behandeln.

Nein, oh nein! Augusta war immer gut gegen ihn gewesen, das wußte sie. Gehegt und gepflegt hatte sie ihn wie ein kleines Kind. Immer gutes Essen und alle Sonntage ein gestärktes Hemd.

Aber ob sie's denn nicht versucht habe, ihm in Güte zuzusprechen.

Ja freilich, aber dann sagte er nur, sie predige.

Die Kammerrätin versuchte, alle denkbaren Möglichkeiten einer Versöhnung ausfindig zu machen; umsonst! Augusta wollte ihn weder mehr sehen, noch mit ihm sprechen. Er war tot für sie.

„In diesem Fall, liebe Augusta, ist es wohl das Beste, je früher je lieber an Scheidung zu denken.“

Augusta schwieg einen Augenblick, als hätte sie daran noch nicht gedacht. Dann trocknete sie sich die Augen.

„Ja, freilich wäre das das Beste.“

„Wenn ihr euch nicht vertragen könnt . . .“

„Ja, ja.“

„Und er sich wie ein Schurke benimmt . . .“

„Ja, das thut er wirklich und wahrhaftig.“

„Dann ist's wohl am besten, ihn los zu werden?“

„Ja, freilich!“ Augusta schluchzte, und die Kammerrätin streichelte sie. Wenn sie wollte, würden sie mit einem Amtsrichter sprechen, der im Hause verkehre; der könnte ihr sagen, was sie zu thun habe, um die Scheidung zu erreichen. Und dann würde sie Ruh' und Frieden im Hause haben und ihren Kindern leben können.

Ja, ja. Augusta war ja der Frau Kammerrat so dankbar, die sich für sie so bemühte, und sie würde wiederkommen und mit diesem Herrn reden, der ihr helfen sollte, und sie bekam Wurst und Weizenbrot für die Kinder mit, und Lina mußte sie nach Hause begleiten, um sich ins Mittel zu legen, falls der Mann heimgekommen wäre.

Tags darauf hatte die Kammerrätin viel zu thun. Sie zog das Gesetzbuch ihres verstorbenen Vaters zu Rate, sie beratschlagte mit allen Menschen, die ihrer Meinung nach etwas von Scheidungsfragen verstanden, und dann ließ sie zum Amtsrichter. Er hatte keine Zeit, so bald zu kommen, aber als sie so liebenswürdig plaidirte und ihn zu Mittag einlud, versprach er ihr binnen kurzem seine Hilfe.

Es war Mittwoch Nachmittag, und man hatte Kaffee getrunken, die Kinder verabschiedet und sich im Salon niedergelassen, als die arme Augusta geholt wurde. Die Stimmung war beinahe eine feierliche, als sie eintrat. In ihrem engen, schwarzen Kleide, dem kurzen,

abgenutzten Mantel und dem Barett mit der verblaßten blauen Feder sah sie so bleich und hinfällig aus. Langsam und linksch kam sie durch das Zimmer und zum Divantische, an dem die Kammerrätin und der Amtsrichter saßen. Man hätte sie für eine Angeklagte halten können, die vor den Richtern stand.

Die Kammerrätin bot ihr einen Sitz an, und sie setzte sich auf einen Stuhl, den sie etwas vom Tische abrückte.

Hierauf begannen die Verhandlungen.

Der Amtsrichter rückte an der Brille. Er habe gehört, sagte er, daß sie sich von ihrem Manne scheiden lassen wolle.

„Jaa,“ — und sie zupfte an den Fingerspitzen ihrer Handschuhe, „wenn er nicht brav und ordentlich sein will, dann: . . .“

Dann müsse man sich eben selbst Ruhe schaffen um ihret- und der Kinder willen.

„Gegen die Kinder war er aber nicht garstig. Das kann kein Mensch sagen,“ brach Frau Sandin in einem Anfall von Gerechtigkeitsgefühl aus.

Der Amtsrichter schaute auf die Kammerrätin und die Kammerrätin auf den Amtsrichter. Sie meinten, sie hatte gesagt, daß er die Kinder schlage. Also nicht? Nun, jedenfalls war es ja um ihrer selbst willen notwendig. Sie wollte sich doch scheiden lassen?

„Ja—a.“

Und Augusta sah wieder in den Schoß herab, linksch und furchtsam wie früher. Und nun fing der Amtsrichter an, ihr zu erklären, was zu thun sei. Fürs erste mußten sie ein Jahr getrennt leben.

„Ein Jahr!“ Sie sah ganz erschreckt aus. Herrgott, da würde er wohl ein rechter Landstreicher werden, wenn er sich schon jetzt so anließ.

Ja, das brauchte aber sie nicht zu kümmern, da sie ja ohnehin nicht mehr beisammen leben würden. Er würde ja nicht in ihr Haus kommen.

Er sollte gar nicht mehr in ihr Haus kommen?

Nein.

Das schien sie nicht zu beruhigen. Im Gegenteil, sie schaute scheu und fragend drein, als sei etwas ganz Unfassbares an dem Umstand, daß er nicht mehr zu ihr ins Haus

kommen solle. Der Amtsrichter wurde etwas ungeduldig. Sie kam ihm dumm vor, und nachdem er ihr drei, viermal die Notwendigkeit dieser Trennungszeit erklärt hatte und sie immer noch gleich einfältig dreinsah, da geriet er in Ärger.

„Aber wenn Sie sich scheiden lassen wollen, so wollen Sie doch natürlich nicht, daß er zu Ihnen kommt.“

Augusta drehte Pirospenziehler aus ihren Handschuhspitzen.

„Ja, wenn er sich nicht zusammennimmt, dann freilich . . .“

„Aber er schlägt Sie ja?“

„Ja, aber natürlich nur, wenn er betrunken ist.“

„Aber das ist er ja fast alle Tage?“

„Nein, niemals öfter als einmal die Woche.“

„Und dann geht er ja fort . . .?“

Frau Sandin ließ den Kopf hängen.

Ja, so ganz sicher wußte sie das nicht . . .

Die Kammerrätin überschlich ein sonderbares Gefühl von Unbehagen. Augusta entsprach nicht so recht dem Wilde der tiefgebeugten und mißhandelten Gattin, daß sie dem Amtsrichter und den andern von ihr entworfen hatte.

„Höre nun einmal, Augustchen,“ sagte sie und beugte sich zu ihr hinüber, „sage uns aufrichtig, willst du dich von Sandin scheiden lassen oder nicht?“

Diese Frage hatte den Effekt, daß Augusta plötzlich auf ihrem Stuhle zusammenbrach und in ein schreckliches Schluchzen ausbrach.

„Ja, sehen Sie, wenn er sich nur bessern thäte . . . Herrgott, wenn er sich nur bessern thäte!“

Es wurde still im Zimmer. Der Amtsrichter sah auf die Uhr und lächelte die Kammerrätin an. Diese aber war zu verlegen, um zurückzulächeln. Es war förmlich, als habe sie ihn gesoppt, und ihr einziger Trost war nur, daß das Mittagsmahl wirklich so gut gewesen war, daß der Amtsrichter seinen Besuch nicht als ganz und gar verloren betrachten konnte.

„Vielleicht versucht es jemand noch einmal, ihm Vernunft zuzusprechen, ehe wir an die Scheidung gehen?“

Das Schluchzen verstummte jäh, und Augusta blickte auf mit strahlenden Augen und dem Ausdruck solcher Erleichterung, als hätte man ihr eine Bethnypfundlast abgenommen. Sie ergriff die Hand der Kammerrätin, und es sah aus, als wolle sie sie küssen.

„Ja, wenn die Frau Kammerrätin das wollte. Wie gut, wie herzensgut war' das. Und es wird schon Eindruck machen auf ihn . . .“

\* \* \*

Am folgenden Sonntag Vormittag klopfte die Kammerrätin bei dem Ehepaar Sandin an die Thüre. Es war die Zeit, wo nach Augustas Aussage ihr Mann sich von den kleinen Lustbarkeiten des vorhergehenden Abends zu erholen pflegte.

Den ganzen Morgen hatte die Kammerrätin über ihre Mission nachgedacht, hatte erwogen, was alles sie dem schrecklichen Menschen sagen würde, um seinen harten Sinn zu rühren, und während nun drinnen Schritte schallen, ging sie nochmals die Rede durch, die sie sich ausgedacht hatte. In dem Augenblick aber, als das Schloß sich öffnete, war alles entflohen, denn das Bild, das sich ihr bot, war ein ganz überraschendes.

Ein richtiges kleines Idyll!

Der Raum, zur Hälfte Küche, zur Hälfte Plättstube, war nett und sauber aufgeräumt, und auf dem großen Ausziehtische vor dem Fenster war eben das Frühstück aufgetragen. Augusta stand vor einer dampfenden Schüssel und schälte Kartoffeln, und ihr gegenüber saß der schreckliche Mensch, der sie mißhandelt und betrogen hatte, und von dem sie sich nun scheiden wollte. Er sah ganz gemütlich und freundlich aus mit seinen großen, lichtblauen Augen und seinem langen, glattgekämmten Haar. Mit einer Hand hielt er ein Butterbrot und mit der andern den Kinderwagen, den er hin und her schob. Ein siebenjähriger Knabe saß rittlings auf der Rücklehne seines Stuhles, und das kleine Mädchen, das die Thüre geöffnet hatte, war furchtbar eilig, wieder in den Schutz seiner Knie zu kriechen.

Diesem friedliebenden Manne und zärtlichen Familienvater sollte die Kammerrätin eine Lektion im ehelichen Wohlverhalten erteilen!

Man guckte sie an, als wundere man sich, was sie hier zu thun habe, und nicht einmal Augusta schien sich sonderlich nach ihr gesehnt zu haben. Sie knixte und entschuldigte sich unaufhörlich, während sie die Kartoffelreste an ihrer Schürze abwischte, faßte dann mit dieser die Klinke der andern Zimmerthür und führte ihren Besuch in die Stube nebenan.

Als sie hinter sich zugemacht hatte, blieb Frau Sandin an der Thüre stehen, fuhr sich mit der Kehrseite der Hand über den Mund und machte ein betretenes Gesicht.

„Liebe, gute Frau Kammerrat, seien Sie mir nicht böse!“

Warum sie ihr denn böse sein sollte?

„Ja, sehen Sie, liebe Frau Kammerrat, es ist ja doch am besten . . . Seien Sie nur ja nicht böse, liebste Frau Kammerrat, aber s'ist halt doch am besten, daß es ist, wie es ist.“

„Ich soll also nichts sagen?“

„Frau Kammerrat sind so gut und lieb . . . Frau Kammerrat dürfen ja nicht böse auf mich sein . . . aber er könnte mich eben doch für so was wie eine Matschschwester halten.“

„Wenn er sich aber wundert, warum ich hergekommen bin?“

Aus Augustas Augen sah ein kleiner Schalk.

„Ich will sagen, daß Frau Kammerrat wegen der Plättwäsche gekommen sind.“

Und Augusta begleitete sie unter allen möglichen Höflichkeitsbezeugungen wieder hinaus, fröhlich und wohlgemut, als sei sie eine heimliche Angst losgeworden. In der Thüre bat sie nochmals flüsternd, die Kammerrätin möge ihr nur ja nicht böse sein, und dann sagte sie laut, daß alle es hörten, sie würde hinaufkommen und sich wegen des Plättens erkundigen.

Die Kammerrätin fühlte sich während des Heimweges ein wenig wirr im Kopfe. Augusta schien sich förmlich vor ihr zu fürchten, daß sie es übel nehmen könnte, wenn die beiden Gatten wieder gut Freund wären. Gerade wie wenn sie, die Kammerrätin, die Weiden zwingen wollte, sich scheiden zu lassen. Was meinte die Person eigentlich damit?

Die Kammerrätin begriff es nicht. Was sie aber begriff, war, daß man sich für seine Hilfsbereitschaft nicht immer Dank erwirbt.





Gymnasium führt. Die Anstalt ist dem königlichen Provinzial-Schulkollegium zu unterstellen und soll die Bezeichnung „Gymnasialklassen für Mädchen“ führen. Die aufzunehmenden Schülerinnen müssen die Reife für die Oberstufe einer höheren Mädchenschule nach dem Lehrplan vom 31. Mai 1894 nachweisen und beim Beginn des Schuljahres das zwölfte Lebensjahr vollendet haben.

\* Eine städtische Schwesternschule hat die Deputation für die städtischen Krankenanstalten und die öffentliche Gesundheitspflege zu Berlin nach einem von einer Unterkommission ausgearbeiteten Statutenentwurf (Pflegerinnenordnung) beraten. Dieser Entwurf wird noch den Magistrat und dann eventuell die Stadtverordnetenversammlung beschäftigen.

\* Der obligatorische Hauswirtschaftsunterricht wird in den Mädchen-Volksschulen Lübecks vom 1. April 1903 ab laut Beschluß des dortigen Bürgerausschusses eingeführt werden.

\* Ein Entwurf, betreffend die Abänderung des Gesetzes über den gewerblichen und kaufmännischen Fortbildungsunterricht beschäftigte am 10. Juni die badische zweite Kammer. Der ortstatutarische Schulzwang soll nun auch auf das weibliche Personal ausgedehnt werden. Die Regierung schlägt deshalb vor, in § 1 Abs. 1 des betreffenden Gesetzes vom 15. August 1898 hinter den Worten „In gleicher Weise können fortbildungsschulpflichtige Handlungsgehilfen und Lehrlinge“, die Worte einzufügen: „beiderlei Geschlechts“. Die Kommission stellte den Antrag: die Kammer wolle dem vorliegenden Gesetzentwurf, der nur aus einem Artikel besteht, zustimmen. Nachdem ein Mitglied des Centrums, der Sozialdemokraten und der Nationalliberalen hierzu gesprochen, wurde das Gesetz einstimmig angenommen.

\* Die Frage der obligatorischen Fortbildungsschule für weibliche Angestellte beschäftigte die in Kassel tagende Hauptversammlung des Verbandes deutscher kaufmännischer Vereine. Frä. Mary Trogler-München führte hierzu aus: Die Notwendigkeit einer gründlichen Vor- und Ausbildung der weiblichen Angestellten könne nicht geleugnet werden. Wissen und Können der weiblichen Angestellten lasse noch sehr viel zu wünschen übrig; die häufigen Klagen der Prinzipale über mangelhafte Leistungsfähigkeit seien nur zu berechtigt. Die ungeeigneten Kräfte nehmen dann zu jedem Preis Engagements an und werden zu den gefürchtetsten Konkurrentinnen der männlichen Angestellten. Der Schulbesuch am Abend nach vollbrachter Tagesarbeit sei zu anstrengend. Der Unterricht könne daher nur am

Tage stattfinden, und das sei nur durchführbar mittels Fortbildungsschulzwanges. Rednerin legt dem Verbandstag folgende von einer Vorkonferenz weiblicher Angestellter gefaßte Resolution zur Beschlußfassung vor:

„Mangelhafte Vorbildung der in den kaufmännischen Beruf zumeist ohne Ableistung einer praktischen Lehrzeit eingetretenen Gehilfinnen bedingt in der Hauptsache ihre geringe, auch die Gehälter der Gehilfen herabdrückende Befoldung. Im Interesse sowohl der weiblichen als auch der männlichen Handlungsgehilfen ist darum die Einbeziehung der weiblichen Gehilfen und Lehrlinge in die Verpflichtung zum Besuche kaufmännischer Fortbildungsschulen anzustreben.“

Die Resolution wurde nach langer Debatte mit 68 gegen 30 Stimmen angenommen. Ein weiterer Punkt betraf die Einschränkung der Konkurrenzklausel. Es wurde folgender Antrag angenommen:

„Der Verband kaufmännischer Vereine hält es für dringend geboten, die Bestimmungen des deutschen Handelsgesetzbuches dahin zu verschärfen, daß ein Vertrag mit Konkurrenzklausel nur mit Handelsangestellten abgeschlossen werden darf, die ein Jahresgehalt von mindestens 5000 Mark beziehen.“

\* Verkürzung der Frauen-Arbeitszeit in Fabriken. Nachdem im Reichstag bei der Etatslesung im Januar bekanntlich Staatssekretär Graf Posadowsky angekündigt hatte, daß die Gewerbeaufsichtsbeamten bei ihren Berichten für das Jahr 1902 der Arbeitszeit der Frauen in Fabriken besondere Aufmerksamkeit zuwenden sollen, hat der Reichskanzler jetzt den Gewerbeinspektionen Bericht über folgende Fragen aufgetragen: Erscheint es zweckmäßig und durchführbar, die nach § 137 Absatz 2 der Gewerbeordnung (Maximalarbeitszeit der Frauen) zulässige tägliche Arbeitszeit von 11 auf 10 Stunden herabzusetzen; die nach § 137 Absatz 3 zu gewährende Mittagspause von einer Stunde auf 1½ zu verlängern (jetzt auf Antrag für verheiratete Arbeiterinnen) und den Arbeitschluß am Sonnabend früher als 5½ Uhr zu legen, oder stehen Bedenken entgegen?

\* Die christlichen Gewerkschaften haben sich auf ihrem diesjährigen, vom 29. Juni bis 2. Juli in München tagenden Kongreß gleichfalls mit der Arbeiterinnenfrage beschäftigt. Der Vorsitzende des christlichen Textilarbeiterverbandes, Schiffer-Kresfeld, referierte über den Schutz der gewerblich tätigen Frauen. Unter Hinweis auf die Zunahme der Frauenarbeit in der Textil-, Tabak- und Hausindustrie, in Ziegeleien etc. empfahl er stufenweise Herabsetzung des jetzigen gesetzlichen elfstündigen Maximalarbeitstags für Fabrikarbeiterinnen auf 9 Stunden, allgemeine Verlängerung der Mittags-



eine Rede halten, der eine in lateinischer, der andere in niederländischer Sprache. Die lateinische Rede wird dieses Jahr gehalten werden von einer Schülerin des Gymnasiums, Fräulein Margareta G. J. Nentema. Es ist das erste Mal, daß in Utrecht bei einer solchen Gelegenheit eine junge Dame das Katheder besteigt.

\* **Vier neue weibliche Sanitätsinspektoren** sind in London angestellt worden, in Belfast zwei weibliche Assistenten der Sanitätsinspektion.

\* **Wegen die Reglementierung der Prostitution** haben sechs verschiedene Rotterdamer Frauenvereine gemeinschaftlich an den dortigen Gemeinderat, dem vom Bürgermeister die Wiederaufnahme des sanitätspolizeilichen Verfahrens empfohlen war, eine Zuschrift gerichtet. Sie weisen darauf hin, daß dieses System durch ein Votum der Rotterdamer Abteilung der „Gesellschaft zur Förderung der Heilkunst“ für unzweckmäßig erklärt und am 7. Mai 1901, infolge des Urteils der in dieser Angelegenheit zu Rate gezogenen Ärzte, aufgegeben wurde.

Nach lebhafter Debatte wurde in der Gemeinderatsitzung vom 26. Juni die Abschaffung der zwangsweisen ärztlichen Untersuchung der Prostituierten mit 20 gegen 18 Stimmen angenommen.

\* **Die venia legendi als Privatdozent für Nationalökonomie** an der Genfer Universität hat Frau Dr. Pazmanik kürzlich erhalten.

\* **Ein Nachruf für Auguste Schmidt**, der für alle, die ihre Persönlichkeit verstanden und verehrten, seine besondere Bedeutung haben wird, erschien in der sozialdemokratischen Leipziger Volkszeitung aus der Feder von Clara Zetkin. Über die Parteigegensätze hinaus, die der Sozialist eine Kritik der Führerin der bürgerlichen Frauenbewegung zur Pflicht machen, vereinigt sich Clara Zetkin mit allen, die Auguste Schmidt nahe gestanden haben, in warmer Anerkennung ihrer Persönlichkeit. Wir möchten diesen Teil ihrer Ausführungen hier wiedergeben:

Auguste Schmidt tot! In tiefe Trauer hat diese Kunde Tausende und Tausende deutscher Frauen versetzt, die mit der Verstorbenen durch ein gemeinsames Ideal verbunden waren, denen sie voranschritt, eine soziale Führerin und ein persönliches Beispiel zugleich, oder die ihr als Lehrerin zu unwandelbarer Dankbarkeit verpflichtet sind.

Es ist ein herber Verlust, den die bürgerliche Frauenbewegung durch den Tod der Frau erlitten hat, die Jahrzehnte hindurch alles, was sie war, alles, was sie geben konnte, selbstlos und aufopfernd in ihren Dienst gestellt hat. Und wahrlich! es war nicht wenig: reiche Geistesgaben, eine vielseitige Bildung, eine große Berufs- und Lebenserfahrung, eine nicht zu ermüdende Thatkraft, eine unbeugsame Pflichttreue, eine tiefe Herzengüte und viele andre geistige und sittliche Werte noch.

Der Einfluß, den Auguste Schmidt Jahrzehnte hindurch in der bürgerlichen Frauenbewegung besessen hat, beruhte nicht allein auf ihrer aufopfernden Bethätigung für den Gedanken der Frauenbefreiung. Er wurzelte auch in der erzieherischen Macht ihrer Persönlichkeit. Auch als frauenrechtlerische Führerin war die Verstorbene eine Erzieherin im umfassendsten und besten Sinne des Wortes. Ihr Werk in der Frauenbewegung, in der Öffentlichkeit war nur die logische Erweiterung und Ergänzung ihrer Berufstätigkeit als Lehrerin, als Erzieherin. Was sie als solche geleistet, ist so bedeutend und wertvoll, daß seiner kurz gedacht werden muß. Für Auguste Schmidt war der Lehrberuf nicht ein pflichtgemäß betriebenes Handwerk zum Zweck des Erwerbs, sie erfaßte ihn als eine heilige Mission im Dienste der Kultur, der Menschheit. Sie lehrte nicht nur mit dem scharfen, geschulten Verstande, sie lehrte mit dem warmen, begeisterten Herzen. Mit edler Uneigennützigkeit war sie bestrebt, den Segen einer guten, umfassenden Allgemeinbildung, einer gründlichen Berufsbildung weiteren Kreisen zugänglich zu machen. Beträchtlich ist die Zahl junger unbemittelter Mädchen, die ihrer hochherzigen Gesinnung es verdanken, daß sie sich eine abgeschlossene berufliche Ausbildung aneignen, sich einen legendreichen und geachteten Wirkungskreis erringen konnten. Sie hat Hunderten aber ein Mehr und ein Wertvolleres gegeben als die materielle Möglichkeit zur geistigen Entwicklung. Sie verstand es vorzüglich, den Unterricht erzieherisch zu gestalten, einen idealen Gehalt in das Leben ihrer Schülerinnen zu tragen, durch hinreichendes Wort und persönliches Beispiel zur begeisterten Hingebung an hohe Ideale zu entflammen, unbeugsame Pflichttreue zu lehren, den Willen zu wecken, für eine erkannte Wahrheit ohne Schwächern und Feilschen die ganze Persönlichkeit einzusetzen.

Wenn die proletarische Frauenbewegung auch ihre eigenen Wege geht, wenn ihre Vertreterinnen deshalb mehr als einmal gezwungen gewesen sind, die Waffen ihrer Kritik gegen Auguste Schmidt als Führerin der bürgerlichen Frauenbewegung zu lehren, so steht es doch auch ihr wohl an, in gerechter Würdigung sozialer Leistungen und persönlichen Wertes den schlichten grünen Kranz vorurteilsloser Anerkennung am frischen Grabhügel niederzulegen. Diesem Kranz aber sei ein Strauß blühenden Immergrüns hinzugefügt, den die ehemalige Schülerin der unvergessenen verehrten Lehrerin in dankbarster Erinnerung all dessen darbringt, was sie ihr für das Leben, für den Kampf gegeben hat.





scheidenen Grenzen, die unserem Wirken gesteckt sind, ist noch vieles zu thun und, wie wir glauben, auch zu erreichen. Noch leben viele Kreise unseres Volkes, und nicht nur die weniger Gebildeten, in trassender Unwissenheit über die Häufigkeit und die Gefahren der Geschlechtskrankheiten, über die Wege ihrer Verbreitung und die Mittel, wie denselben vorzubeugen sei — ja, diese Verbreitung wird direkt gefördert durch die falsche Scham, welche eine Erörterung dieser Dinge in der Öffentlichkeit und somit eine Aufklärung des Volkes verhindert, durch die Verheimlichung, zu der die Träger dieser Krankheiten gezwungen werden, sowie durch die Vorurteile, welche alle Schichten der Bevölkerung denselben entgegenbringen, Vorurteile, die sich auch in der Gesetzgebung, der Verwaltung, der Armenpflege, der Krankenhäuspflege, dem Krankentassenwesen u. s. w. in unheilvollster Weise geltend machen. —

Gepfamt ist die Gewinnung einer möglichst großen Zahl von Mitgliedern aus allen Gesellschaftsschichten, Bildung von Zweigvereinen an Orten mit größerer Mitgliederzahl, Abhaltung von Versammlungen, Veranstaltung von öffentlichen belehrenden Vorträgen aus dem Gebiete der Sexualhygiene, Verbreitung von aufklärenden populären Schriften und Flugblättern u., direkte und indirekte Beeinflussung von gesetzgebenden und Verwaltungskörpern zur Abhilfe von Uebelständen und zur Anbahnung von Reformen auf dem Gebiete der öffentlichen Fürsorge für Geschlechtskranke und der Überwachung der Prostitution.“

Der Jahresbeitrag soll 3 Mark betragen; eine konstituierende Versammlung wird im Herbst nach Berlin einberufen werden.

Der Verein fordert alle deutschen Männer und Frauen auf, seine Bestrebungen durch persönlichen Beitritt und Agitation in ihren Bekanntenkreisen nach Kräften zu unterstützen.

Dem vorbereitenden Ausschuss gehören eine Reihe von hervorragenden Männern der Wissenschaft an: Dr. Blaschke, Prof. Vesser, Dr. Galenowsky, Geh. Ober-Medizinal-Rat Kirchner, Dr. Wolff, Geh. Rat Reisser, dem Komitee auch eine Anzahl von Frauen. Die Geschäftsstelle der Gesellschaft, Berlin W. 9, Potsdamerstr. 20, ist zu jeder Auskunft gern bereit.

#### Lehrerinnen-Kurse der Victoria-Fortbildungsschule zu Berlin.

SW., Tempelhofer Ufer 2.

Die Lehrerinnen-Kurse der Victoria-Fortbildungsschule zu Berlin, die bekanntlich in eine kaufmännische und eine gewerbliche Gruppe zerfallen, sollen im nächsten Herbst eine erhebliche Erweiterung erfahren. Ermutigt durch die bisherigen Erfolge, hat sich der Vorstand zu einem weiteren Ausbau des ursprünglichen Planes entschlossen. Der kaufmännische Fachkursus soll demnach umfassen: Handelsrecht, Handelslehre mit Wechselkunde, Buchführung, Kontorübungen mit Korrespondenz, Rechnen, Stenographie, Maschinens Schreiben, kaufmännisches Schreiben, französische und englische Handelskorrespondenz. Der gewerbliche Fachkursus soll umfassen: Schneidern, Maschinennähen, Wäschezuschnitten, Putzmachen, Kunsthandarbeit, Maschinesticken, Zeichnen. Die Vortragskurse: Einführung in die Theorie und die Praxis der Fortbildungsschule — Einführung in die soziale

Gesetzgebung — Grundzüge der Volkswirtschaftslehre — werden in gleicher Weise wie in den Vorjahren fortgesetzt. Auf besonderen Wunsch sollen noch Kurse in pädagogischer Psychologie und Rechtskunde hinzugefügt werden. Das Hospitieren an der Victoria-Fortbildungsschule bildet nach wie vor einen wesentlichen Teil der Ausbildung. Gelegenheit zu praktischen Lehrübungen wird gegeben.

Dauer des Kursus: ein halbes Jahr. Beginn: Montag, den 18. Oktober. Anmeldungen bis spätestens 15. September erbeten. Ausführliche Prospekte werden im Herbst ausgegeben.

Schriftliche Anfragen zu richten an Frä. Margarete Henschke, W. Derfflingerstr. 16. (Sprechstunde Mittwoch 5 bis 6, Tempelhofer Ufer 2 III.)

#### Der Sanitätsverein für Lehrerinnen und Erzieherinnen von Berlin und Umgegend,

gegründet 1877 von Miß Archer, blickt jetzt auf ein 25 jähriges Bestehen und eine segensreiche Tätigkeit zurück. Zur Veranstaltung einer Jubelfeier ist ein Festkomitee zusammengetreten. Es beabsichtigt, einen öffentlichen Festakt zu veranstalten und als Zeichen der Dankbarkeit seiner Mitglieder dem Verein eine größere Summe zu einer Stiftung zu überweisen. Die Mitglieder werden gebeten, ihre Beiträge demnächst an eine der nachfolgend genannten Sammelstellen persönlich oder durch die Post einzuzahlen: Berlin: Frä. Brutschke, Karlsbad 33 III, Frau Dr. Nederle, Lügenstraße 85a (pers. Annahme im Juni und September: Montags von 3—5 Uhr), Frä. Morris, Linkstraße 32 (2—4 Uhr), Frä. Hauptner, Gneisenaustraße 16. — Charlottenburg: Frä. Thomaschky, Friedrich-Karl-Platz 9. — Schöneberg: Frä. Krüger, Frankenstraße 9. — Steglitz: Frä. Trzebiatowsky, Plantagenstraße 8—10.

Das Festkomitee: Miß Candy, Frä. Krüger, Frä. Gable, Frä. Brutschke, Frau Dr. Nederle, Frä. Wolff, Miß Farrer, Frä. Morris, Frä. Trzebiatowsky.

#### Preisauschreiben.

Der Verein Frauenbildung — Frauenstudium erneuert sein Preisauschreiben zur Erlangung einer Schrift über die Frauenbewegung zu Propagandazwecken.

Diese Schrift soll in Katechismus- oder Thesenform Entstehung, Entwicklung, gegenwärtigen Stand und Ziele der deutschen Frauenbewegung sowie deren Berechtigung kurz und klar darlegen.

Der Preis, der

1000 Mark

beträgt, kann ganz oder geteilt zuerkannt werden, wofür die Schrift Eigentum des Vereins wird.

Die Arbeiten sind mit einem Kennwort versehen bis zum 1. Januar 1904 an die Schriftführerin der Kommission einzusenden; ein geschlossener Briefumschlag mit gleichem Kennwort hat Namen und Adresse des Verfassers zu enthalten.

Nähere Auskunft bei den Mitgliedern der Kommission: Marie S. v. Hellborn, Schriftführerin (Weimar, Aderswand 13), Fanny Boehringer (Mannheim), Dr. Anna v. Doemming (Wiesbaden), Dr. Richard Knittel (Karlsruhe i. B.), Dr. Selma v. Lengsfeld (Weimar).



### Der Frauenhilfsbund für die Bureaufrauen und Kinder in Berlin

macht bekannt, daß er weiter besteht. Die eingelaufenen Gelder werden festgelegt bis zu dem Moment, wo der Vorstand von authentischer Seite erfahren haben wird, wo die Not am größten und keine anderweitige Hilfe zu erwarten ist. Der Bund ist schon im Besitze der schönen Summe von 50 000 Mark und bittet alle diejenigen, welche ihn im Sammeln unterstützt haben, gütigst weiter zu helfen.

Es ist bisher möglich gewesen, während des Krieges 10 000 Mark zum Ankauf von Lebensmitteln anzutenden, außerdem einige Kinder aus Afrika nach Holland zu ihrem in der Verbannung lebenden Vater bringen zu lassen und mehrere Bureaufrauen zu unterstützen. Gegenwärtig sind Gelder bewilligt, um den Frauen ihre Rückreise nach Afrika zu ihren Männern zu ermöglichen.

### Verein Frauenwohl-Nürnberg.

Der rührige Verein plant für den kommenden Herbst die Gründung von Fortbildungskursen für Mädchen, die die Lehrergebnisse der obersten Klasse einer höheren Mädchenschule zur Voraussetzung haben und einen möglichst vollwertigen Ersatz bieten sollen für die Hochschule, soweit dieselbe eben jenem tieferbringenden Wissen dient, das wir als wissenschaftliche Bildung bezeichnen. Folgende Kurse sollen zunächst in Aussicht genommen werden: 1. Geschichte der Erkenntnistheorie; 2. Geschichte der Kulturvölker des klassischen Altertums; 3. Die geschichtlichen Bewegungen der neueren Zeit (von der Renaissance an); 4. Zeitgeschichte; 5. Mittelhochdeutsche Dichtung: Walther von der Vogelweide; 6. Ausgewählte Kapitel aus der französischen Litteratur; 7. und 8. Französische und englische Konversation unter besonderem Hinweis auf die Gesehe und Erscheinungen der Phonetik; 9. Latein. Die Kurse sind als unabhängig von einander geplant, wie denn überhaupt die „akademische Freiheit“ den Teilnehmerinnen voll gewahrt bleiben soll. Die nebeneinander hergehenden und auf durchschnittlich je 2 Wochenstunden berechneten Kurse sollen lediglich in den Wintersemestern stattfinden.

### Eine Internationale Konferenz zur Bekämpfung des Mädchenhandels,

einberufen von Delcassé, tagt Ende des Monats Juli in Paris. Die Grundlage der Beratungen bilden folgende Forderungen:

1. Daß alle Staaten sich über das Grundprinzip einigen, womöglich mit in allen Staaten gleich schwerer Strafe jeden Versuch, Frauen und Mädchen durch Gewalt, List oder irgend ein anderes Mittel zur Prostitution zu verleiten, zu bestrafen;
2. daß alle Staaten sich über den Modus einigen, wie eine Untersuchung über einen

Fall von Mädchenhandel, der in mehreren Staaten spielt, zu führen sei, und

3. daß alle Staaten ein Übereinkommen treffen, an welchem Orte ein solcher in mehreren Staaten verübter Fall der gerichtlichen Sühne zuzuführen sei.

Wir hoffen, im nächsten Heft Näheres über diese Konferenz berichten zu können.

### Die schweizerische Pflegerinnenschule mit Frauenhospital in Zürich

veröffentlicht ihren fünften Bericht. Er umfaßt den Zeitraum vom 30. April bis 31. Dezember 1901. In dieser Zeit wurden 20 Schülerinnen in zwei Etappen aufgenommen und zwar 11 eigentliche Krankenpflegeschülerinnen, 5 für Wochenpflege (Vorgängerinnen), 3 Externe, welche die Krankenpflege für den Hausgebrauch erlernen und eine Hospitantin. Der Bericht sagt mit Recht, daß die große Zahl von Anmeldungen, welche stets eingingen, ein Beweis für das Bedürfnis einer solchen Anstalt ist und führt ferner aus, daß sich noch weit mehr Töchter und Frauen als Wochenpflegerinnen ausbilden sollten, da an tüchtigen und geschultem Personal auf diesem Gebiete ein empfindlicher Mangel herrscht.

Im Spital, das bei der Heranbildung von Pflegepersonal unerlässlich ist, fanden in diesen 8 Monaten 422 Personen Aufnahme, darunter 219 in der Allgemeinen Abteilung (108 darunter in der Geburtshilflichen), 94 in der Privatabteilung, 21 Pfleglinge (gesunde) in der Kinderstube und 88 Säuglinge.

Die ärztliche Leitung liegt in den Händen von 5 Ärztinnen: 1 Leitende, 2 Abteilungs-, 1 Assistenz- und 1 Volontärärztin. Die Verwaltung besorgen: Die Oberin, die Hauschwester und die Sekretärin (Stellenvermittlung).

Die Stellenvermittlung nimmt als besonderer Zweig der Institution einen hervorragenden Platz in der Thätigkeit der Institution ein. Eingeschrieben sind 213 Personen. In der Kommission arbeitet neben der Oberin und der Präsidentin auch der Stadtarzt, und es haben beratende Stimme der Präsident des Krankenwärtervereins und die Sekretärin der Stellenvermittlung. Die Zahl der vermittelten Stellen beträgt 229. Es wurden 668 mündliche, 1499 schriftliche, 911 telephonische und 53 telegraphische Berichte abgegeben.

Aus der ganzen Berichterstattung geht hervor, daß die schweizerische Pflegerinnenschule mit Frauenhospital in Zürich nicht nur eine vorzüglich organisierte Anstalt ist, es liegt auch der Beweis vor, daß das ausschließlich von Frauen geleitete Werk sowohl als Schule wie als Spital nicht nur alle Forderungen erfüllt, sondern gerade durch Frauenart und Fraueninn eine besondere Weihe empfangen hat. Möchten die finanziellen Sorgen, die zur Zeit noch schwer auf dem Unternehmen lasten, durch fröhliche Geber bald und dauernd gehoben werden.





und da, auf den verschiedensten Gebieten, durch ein einzelnes Wort in das große Ganze seines Denkens und seiner Weltbetrachtung hineingeleitet zu werden.

**Paul Heyse, Romane und Novellen.** Wohlfeile Ausgabe. Erste Serie: Romane. 48 Lieferungen à 40 Pfg. Alle 14 Tage eine Lieferung. (Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung Nachfolger G. m. b. H. in Stuttgart und Berlin.) Die wohlfeile Lieferungs Ausgabe von Paul Heyse's Romanen ist bis zur 8. Lieferung vorgeschritten, mit welcher der erste Band des Romans „Kinder der Welt“ vollständig geworden ist.

Eben jetzt beginnt man Paul Heyse in seinem künstlerischen und kulturellen Verhältnis zur Vergangenheit und jüngster Gegenwart, zu den Geschiedenen und den Kommenden, zu verstehen und zu werten. Dem aufmerkenden Auge heben sich gerade in den „Kindern der Welt“ diese vorwärts- und zurückreichenden Beziehungen plastisch heraus. Das giebt eben jetzt dem Genuß seiner Werke einen besonderen litterarhistorischen Reiz. Der Leser aber, der bei Büchern Unterhaltung sucht, möge durch die schöne wohlfeile Ausgabe daran gemahnt werden, daß Heyse zu den feinsten und anmutigsten Erzählern unserer Gegenwartslitteratur gehört.

**„Das Museum“.** Eine Anleitung zum Genuß der Werke bildender Kunst. Herausgegeben von Richard Graul und Richard Stettiner. (Verlag von W. Spemann, Berlin und Stuttgart. Preis pro Lieferung 1 Mark.) Die soeben erschienene 11. Lieferung des VII. Jahrganges bringt eine Skizze des Kunstschaffens von Franz Hals aus der Feder von Max Friedländer, illustriert durch Reproduktionen des Nicolaas von Beresteyn aus dem Louvre und des bekannten „Bildnis eines Mannes“ aus der Staedelschen Sammlung in Frankfurt. Das Heft enthält ferner Abbildungen nach Giovanni Santi, Lorenzo Lotto, Hugo van der Goes u. a. Wer das Evangelium von der „Kunsterziehung“ ernst nimmt, wird in dem gediegenen Werk eine Fülle wertvoller Belehrung und edlen Genusses finden.

**„Kaiserreich und Gottesreich“.** Von Brigitte Augusti. (Verlag von Ferdinand Hirt & Sohn, Leipzig. Preis 6 Mark.) Wenn auch am Baum der Jugendlitteratur sich „Blut an Blüte“ zu drängen beginnt, und mehr denn je die Kinderstube ihre eigene Kunst zu bekommen verspricht, so werden doch immer noch Bearbeitungen aus größeren, guten Litteraturwerken einen nicht unwesentlichen Teil unsrer Jugendschriften ausmachen. Brigitte Augusti giebt in diesem Buch eine verständnisvolle, mit pädagogischem Takt hergestellte Bearbeitung des berühmten allbekannten Romans „Quo vadis“. Die Bearbeitung ist für die reifere Jugend gedacht und kann als ein durchaus gediegener Beitrag zur Jugendlitteratur warm empfohlen werden.

**„Kartäusergeschichten“** von Otto Ernst. Neue Ausgabe. (Verlag von L. Staackmann, Leipzig 1902.) Otto Ernsts Kartäusergeschichten werden in der neuen Ausstattung sicherlich einer neuen fröhlichen Fahrt ins Lesepublikum entgegengehen. Hat doch der frische, feinfühlige Erzähler

schon so vielen zu Herzen gesprochen, daß der warme und reine Ton seiner Dichtung noch manchen Wiederhall erwecken muß, wenn er weiter hinaus dringt. Der Verlag empfiehlt das Buch als „Sommerreisenlektüre“. Zu schattenden Waldbäumen oder zum weißen Dünenstrand werden die Kartäusergeschichten gewiß gut stimmen.

**„Großvater Archip“** von Maxim Gorki. Deutsch von A. Scholz. (Verlag von Bruno Cassirer, Berlin 1902.) In der ausgezeichneten Ausgabe einer Auswahl von Gorkis Erzählungen, die der Verlag von Cassirer herausgiebt, ist die nach der ersten Novelle benannte vorliegende Sammlung der siebente Band. Wer Gorki kennt — und wer dürfte ihn nicht kennen — wird darin die typischen Züge seiner Dichtung wiederfinden: die meisterhafte Psychologie des Primitiven, all der Menschen, die dem Leben nackt, hilflos, wehrlos, staunend und befangen gegenübergestellt sind, und die es nichts weiter lehrt als eine instinkthäßliche Nützlichkeitmoral, die aber doch auch für so viel Heines, Zartes und Gutes Raum hat.

**„Freunde und Gefährten.“** Meisterdichtungen auf einzelnen Blättern. Herausgegeben von John Henry Mackay. (Verlag von Schuster und Poeschl, Berlin SW.) Die Freunde und Gefährten sind ein eigenartiges Unternehmen von Herausgeber und Verlag. Auf hübsch ausgestatteten, typographisch tadellosen Einzelblättern, bieten sie eine Auswahl des Besten aus der deutschen Lyrik. Die Blätter sind, nach der Art der Gedichte zu Serien vereinigt, in einem geschmackvollen Karton aufbewahrt. Die uns vorliegende 9. Serie von 100 Blättern „Eltern und Kinderlieder“ enthält aus Altem und Neuem gut ausgewählte Kinderstubenlieder, und wird sicher manchem Kinderfreunde sehr willkommen sein.

**Pimpernelle.** Von Anna Croissant-Ruß. (Verlegt bei Schuster & Poeschl, Berlin und Leipzig. 1901.) Pimpernelle ist die unschöne, halbwüchsige, älteste Tochter einer durch unglückliche Vermögensumstände herabgekommenen pfälzischen Familie. Nach dem frühen Tode des Vaters fällt ihr, da auf die egoistische, tränkliche Mutter nicht zu zählen ist, die ganze Last des Haushalts anheim. Verständig wie stets, aber heimlich seufzend, entsagt sie ihren hochfliegenden Zukunfts träumen, verzichtet auf die Institutsbildung, und wird, nicht ohne sich in ihr Märtyrertum zu drapieren, das Aschenbrödel der Familie. Neben ihr steht die schöne jüngere Schwester, das goldlockige „Sannche“, der selbst von den wilden Brüdern, den „Buwe“, verhätschelte Liebling, die sich früh zu einer kaltherzigen und berechnenden Männerjägerin entwickelt. Das Motiv ist alt, und wohlbekannt ist auch der Typus des halb erwachsenen Mädchens, das sein Mangel an äußeren Vorzügen und seine Unkenntnis der Wirklichkeit in einen halb komischen, halb rührenden Gegensatz zu den im Gefühlüberschwang erträumten Idealwelten bringen. Aber mit so ursprünglicher Frische, mit einer solchen Menge feiner, auf unmittelbarer Lebensbeobachtung ruhender Züge ist diese Gestalt dargestellt, daß sie wie neu anmutet. Wer das junge Mädchen dieses Schlages auf dieser Entwicklungsstufe kennt, wird besonders an den Tagebucheinzeichnungen seine Freude haben, die die erste große Liebe des guten













der herrschenden Normen zu Gunsten all derer, die anders geartet sind, als diese Normen voraussetzen.

Darin liegt die große Bedeutung der Frauenbewegung, ihr Charakter als soziale Reformation. Aber dadurch wird sie auch — zum mindesten, was ihre dauernden Erfolge betrifft — von der Nachfolge abhängig, die sie sich zu schaffen vermag. Alles, was soziale Form, also Sitte, Brauch, Tradition werden soll, hat zur Voraussetzung eine Mehrheit; und die den Sitten zu Grunde liegenden oder aus ihnen abstrahierten Anschauungen — die herrschenden Normen — sind der Ausdruck für den Durchschnittstypus, den die Menschen einer Epoche zeigen. Durch sie wird der Einzelne mit seinen individuellen Bedürfnissen und Forderungen majorisiert; so weit er von ihnen abweicht, so weit muß er sich wider sie durchsetzen, oder, wenn seine persönliche Kraft nicht ausreicht, sich ihnen widerwillig unterordnen.

Dieser Kampf, der beständig von den abweichenden Einzelnen wider die herrschenden Normen geführt wird, um ihre Tyrannei zu brechen, greift tief in die Konstitution der Gesellschaft hinab, und der Prozeß, der sich dabei abspielt, ist nichts anderes als der organische Entwicklungsprozeß der Kultur selbst.

Man kann die in der menschlichen Gesellschaft vereinigten Individuen nach ihrem intellektuellen Charakter — wenn auch nur schematisch und ohne Berücksichtigung der Zwischenstufen — in zwei entgegengesetzte Gruppen scheiden. Sie entsprechen auf intellektuellem Gebiet den Tendenzen der Erhaltung und der Erneuerung, die nach der Darwinischen Auffassung bei der Entwicklung der Arten entscheiden; der große Psychiater Maudsley hat sie mit den kosmischen Grundgesetzen verglichen, indem er sagte:

„Die Gedankenwelt der Menschheit wird ebenfögut von antagonistischen Kräften beherrscht, wie die den Planeten angewiesene Bahn: eine zentrifugale oder revolutionäre Kraft giebt den expansiven Impuls zu neuen Ideen, eine zentripetale oder konservative Kraft macht sich in der einschränkenden Gewohnheit geltend; und die Resultante aus diesen Gegensätzen bestimmt die Richtung, in welcher die geistige Entwicklung fortschreitet.“

Das Element der Beharrung im geistigen Leben wird durch die Mehrzahl repräsentiert, durch jene, welche die überlieferten Anschauungen für unveränderlich, die alten Wahrheiten für heilig und ewig halten, für göttliche Gebote oder für den Ausdruck eines über ihnen stehenden Sittengesetzes, dem sich jeder unterordnen muß.

Das Element der Bewegung aber, das Element der Erneuerung und Entwicklung, wird durch Einzelne repräsentiert, durch Individualitäten. Die Individualität ist die Quelle, aus welcher alle neuen Erkenntnisse, alle neuen Bedürfnisse, alle neuen Daseinsmöglichkeiten entspringen. In ihr offenbart sich die Natur selbst am unmittelbarsten und deutlichsten, weil die Ursprünglichkeit ihres Wesens nicht durch äußerliche Regulative, wie die der Sitte, des Herkommens, des Pflichtbegriffes, verwischt und verhüllt wird. Und diese Ursprünglichkeit als lebendige Kraft der Überlieferung entgegenzusetzen, durch die revolutionäre Gewalt einer abweichenden Eigenart erstarrte Lebensformen zu zersprengen und umzubilden, das ist ihre Mission in der sozialen Gemeinschaft.

Die Menschen der zentrifugalen oder progressiven Geistigkeit bewerten das Leben anders als die Menschen der konservativen. Ihnen gewährt die Vorstellung, daß sie einen neuen Weg eingeschlagen, daß sie ihren Fuß in das Unbekannte gesetzt, daß sie

Gefahren und Wagnisse zu bestehen haben, dieselbe sittliche Befriedigung, wie den konservativen Individuen die Vorstellung, daß sie korrekt gehandelt und die Pflicht, die ihnen vorgeschrieben ist, erfüllt haben. Sie wollen nicht einem äußeren Gesetz, nicht einer überlieferten Regel gehorchen, sondern dem innern Gesetz ihres eigenen Wesens.

Je nach der Bedeutung ihrer Persönlichkeit bewegt sich das Schicksal dieser „Neuerer“, welchem Gebiet geistiger Thätigkeit sie auch angehören, von der bloßen Verkennung und Verspottung, über Mißachtung, Verfolgung, Elend, Wahnsinn bis zum Opfertod. Sie sind die Märtyrer der menschlichen Gattung. Ihnen verdankt sie jeden Schritt, den sie von den Zuständen der Tierheit aufwärts zu veredelter und verfeinerter Kultur gemacht hat. Und sobald ein Volk keine solchen abweichenden Individuen mehr hervorbringt, verfällt es dem Stillstand, der Erstarrung, dem Chinesentum. Seine schöpferische Kraft ist abgestorben.

Dennoch vollzieht sich auf allen Stufen der Kultur mit der Notwendigkeit eines Naturgesetzes der Kampf zwischen der progressiven und der konservativen Geistigkeit. Solange das abweichende Individuum ein Einzelner ist, bleibt es geächtet; erst wenn es um sich eine Nachfolge versammelt, eine genügende Anzahl von Anhängern und Bekennern, weicht die herrschende Norm vor ihm zurück und gewährt ihm Raum.

In der intellektuellen Bewegung des 19. Jahrhunderts hat dieser Gegensatz zwischen progressiver und konservativer Geistigkeit unter den Namen „freier Geist“ und „Philister“ seinen bekanntesten Ausdruck gefunden. Aus der studentischen Ausdrucksweise herübergenommen, in der er die bürgerlich beschränkte Lebensweise gegenüber der flotten Ungebundenheit bedeutet, ist der Name Philister zuerst von großen Einzelnen zur Bezeichnung der ihren Bestrebungen feindlichen Menge benützt worden. Richard Wagner verstand unter Philister den Menschen ohne künstlerischen Sinn, Schopenhauer den Menschen ohne geistige Bedürfnisse schlechweg. Er erklärte diesen Mangel als eine Folge „des streng und knapp normalen Maßes seiner intellektuellen Kräfte“. Lombroso nennt die Abneigung gegen das Neue, den Misoneismus, geradezu „ein Merkmal des normalen, ehrlichen Menschen.“ Sonach müßte in demselben Grade, als ein Individuum progressiv ist, es sich von dem Normalen entfernen, da das Durchschnittsmaß der menschlichen Intelligenz nicht die Bewegungsfreiheit gestattet, die zur Erhebung über die herrschende Norm und zur Erfassung neuer Gedanken erforderlich ist.

Am treffendsten hat Rudolf Steiner — in seiner Philosophie der Freiheit und seinem Buche über Friedrich Nietzsche — das formuliert, worauf es bei dem Gegensatz zwischen Philister und freiem Geist ankommt. Auch er ist der Ansicht, daß der Philister jedes freie Ausleben individueller Eigenart nur insoweit gelten lassen will, „als es einem gewissem Durchschnittsmaß der menschlichen Begabung entspricht“; daher ist der Philister der Vertreter des Handelns nach sittlichen Normen, während der freie Geist nach seinen eigenen Impulsen handelt, nämlich nach „Intuitionen, die aus dem Ganzen seiner Ideenwelt durch das Denken ausgewählt sind.“ Die freie Geistigkeit betrachtet Steiner als das letzte Entwicklungsstadium des Menschen; das Handeln nach Normen als eine Entwicklungsstufe nach diesem Ziel — wie ja auch Nietzsche „das souveräne Individuum, das nur sich selbst gleiche“ die reife Frucht der Entwicklung nennt.



Gegenüber der Frauenbewegung hat das autoritäre Philistertum eine besonders große Rolle gespielt. Und nicht bloß in der Praxis des bürgerlichen Lebens. Nirgends macht sich die unkritische Normenphilisterei so breit wie in der Literatur über „das Weib“. Die meisten Darstellungen gehen mehr dahin, für das Weib generelle Bestimmungen aufzustellen und Normen der psychischen Geschlechtsdifferenzierung abzugrenzen, als der Individualität den angemessenen Platz einzuräumen. Nicht eine Formel für die unendliche Mannichfaltigkeit der individuellen Entwicklung ist das Ziel, sondern ein allgemeingültiges Kriterium, das die Lebensbedingungen des Individuums nach dem Geschlecht bestimmen und seine Stellung in der menschlichen Gesellschaft festlegen soll. Man sieht: das Bedürfnis nach der gesetzgeberischen Norm überwiegt bei jenen, die auf der Linie der konservativen Geistigkeit stehen, das Bedürfnis nach objektiver Erkenntnis; und selbst den freien Geistern unter den Männern geschieht es nur zu häufig, daß sie keine subtile Scheidung zwischen ihrem persönlichen Empfinden und ihrem kritischen Denken herstellen. Viele hervorragende Männer, die ihrer geistigen Richtung nach durchaus der freien Geistigkeit angehören, sind gegenüber dem weiblichen Geschlecht Philister. Die Gründe dafür liegen in der Wesensbeschaffenheit einer gewissen Art Männlichkeit; es ist ihre Erotik, die sie zum Mißbrauch der normativen Gewalt verleitet.

Das progressive Individuum weiblichen Geschlechtes muß also die Tyrannei der Norm zwiefach erdulden: es hat wider sich die Norm, die sich die herrischen Männernaturen vom Weibe geschaffen haben, und es hat wider sich die Norm, die als Resultante der weiblichen Durchschnittsbeschaffenheit regiert. Nicht nach seinen eigenen Eigenschaften wird es in seiner sozialen Stellung taxiert, sondern nach den Eigenschaften der Dugendmenschen seines Geschlechtes, nicht nach dem, was es selbst ist, sondern nach dem, was am häufigsten vorkommt, was für die Oberflächen-Beobachtung am ehesten in die Augen springt, was als das Typische gilt. Wenn gegenwärtig die Auflehnung gegen diese Majorisierung, der im allgemeinen der einzelne Mann ebenso ausgesetzt ist wie die einzelne Frau, hauptsächlich unter dem weiblichen Geschlecht hervortritt, so ist das nicht zuletzt darauf zurückzuführen, daß der normative Typus den Mann so weit zu allen Freiheiten und Vorteilen seiner Klasse berechtigt, wie Staat und Gesellschaft in ihrer gegenwärtigen Form sie dem Einzelnen überhaupt gewähren. Dieser Typus kann einem geräumigen Panzer verglichen werden, der nach dem größten Maße zugeschnitten ist, vielleicht für den Schwächeren unbequem, doch für den Starken kein Hindernis seines Wachstums. Der normative Typus des Weibes hingegen gestattet der Entfaltung des Individuellen viel geringeren Spielraum: er ist privativ in seinen Wirkungen, ein beengendes Nieder, das von der Individualität zersprengt werden muß, wenn sie nicht erstickt werden will.

Eine sehr verbreitete Auffassung erblickt im Manne den Träger der bewegenden, zentrifugalen Geistigkeit, im Weibe die Verkörperung der beharrenden, zentripetalen, gemäß der naturwissenschaftlichen Anschauung, nach welcher bei dem männlichen Geschlecht die individualisierende, arterneuernde Tendenz, bei dem weiblichen die arterhaltende Tendenz überwiegt. Es ist eine der allgemeinsten normativen Vorstellungen, daß „das Weib“ die Hüterin der Sitte, die Verteidigerin des Bestehenden und mit unlöslichen Banden an die Tradition gebunden ist.

Wenn das dem Durchschnittstypus gegenüber zutreffen sollte, so ist dagegen einzuwenden, daß die progressive Geistigkeit auch bei den Männern eine Eigenschaft

der Einzelnen und nicht der Mehrzahl ist. Alle revolutionären Epochen aber weisen die Namen von Frauen auf, wiewohl das weibliche Geschlecht von der Beteiligung an den öffentlichen Dingen immer durch sittliche Normen ausgeschlossen war.

Das klassische Beispiel dafür, daß der Impuls der Bewegung auch von dem weiblichen Geschlecht ausgehen kann, haben jene Frauen gegeben, welche die Ideen der modernen Frauenbewegung in die Welt brachten. Fast ein Jahrhundert lang mußten sie es sich gefallen lassen, als „Entartete“ zu gelten. Sie waren nach den allgemeinen Anschauungen Mißratene, sie gehörten nicht zur *bona species* der Weiblichkeit. Für sie gab es keinen Platz in den Normen, nach welchen die sozialen Aufgaben des weiblichen Geschlechtes geregelt waren. Es ist noch nicht sehr lange her, seit man diese, über die Durchschnittsnorm der Weiblichkeit hinausragenden Individuen unterschiedslos mit der Bezeichnung „Mannweiber“ abzufertigen pflegte; denn man konnte sie nur als unregelmäßige, hybride Erscheinungen betrachten, die störend in das Bestehende und Bewährte eingriffen, und die neuen Geleise, die sie zu bahnen suchten, nur als Irrwege, auf denen das Weib seiner „natürlichen Bestimmung“ entfremdet, aus seinen natürlichen Grenzen herausgelockt wurde. Auch jetzt sind die Stimmen noch keineswegs völlig verstummt, die vor der gesamten Frauenbewegung als vor einem Symptom der Entartung warnen.

Vom Standpunkte der konservativen Geistigkeit aus ist diese Auffassung ganz berechtigt; für die progressiven Intelligenzen bedeutet sie allerdings keinen Vorwurf, sondern eine Auszeichnung. Wie man eine Erscheinung des sozialen Lebens bewerten will, hängt eben in erster Linie davon ab, zu welcher Art Mensch man gehört.

Vom Standpunkte der freien Geistigkeit aus ist es ein philiströses Bemühen, allgemeine Normen des psychischen Geschlechtsunterschiedes aufzustellen, an sie zu glauben als an eine Richtschnur, die der Einzelne zu befolgen hätte, oder nach denen sein persönlicher Wert zu bemessen wäre. Für den freien Geist wird ihre objektive Gültigkeit in dem Augenblick hinfällig, als hochstehende Individuen auftreten, die ihnen nicht entsprechen; für ihn giebt es lediglich Geschmacksurteile, nach denen jeder das seiner Eigenart adäquate Individuum des anderen Geschlechtes auswählt. Er sieht nichts Auszeichnendes darin, wenn eine Individualität die typischen Eigenschaften des Geschlechtes besitzt, so wenig wie er es für eine Auszeichnung hält, die Merkmale eines Standes oder einer Berufskategorie an sich zu haben. Daß sie frei ist vom Typischen wie vom Konventionellen, das ist die Auszeichnung der Individualität; sollte ihre Freiheit gerade im Punkte der Geschlechtskonvention eine Grenze haben? Ein Gesetz, das aus einem Mehrzahlspänomen abgeleitet ist, besitzt keine Gültigkeit gegenüber der Individualität; es kann durchaus nicht den Maßstab bilden, nach welchem eine geistig hervorragende Erscheinung als „normale“ oder „abnorme“ zu klassifizieren wäre. Will man das abweichende Individuum beurteilen, so darf man sich nicht auf den Boden der jeweilig herrschenden Norm stellen; man muß es unter der Perspektive des evolutionistischen Gattungsbegriffes betrachten, von dem das arterneuernde Prinzip ebensowenig zu trennen ist als das arterhaltende. Im Lichte der naturwissenschaftlichen Weltanschauung, die das Geschaffene in ein Gewordenes und Werdenendes verwandelt, und gezeigt hat, daß die scheinbare Unveränderlichkeit der Arten in Wahrheit eine unbegrenzte Bewegung sei, erscheint jede Individualität als eine neue Daseinsmöglichkeit, eine Erweiterung der Gattung. Denn der verschwenderische Formen-

reichtum der Natur, der in den niedrigeren Regionen des Lebens unzählige Varianten und Spielarten hervorbringt, gipfelt in den höchsten menschlichen Rassen als individuelle Differenzierung.

Auch die Geschichte der menschlichen Gesellschaft ist als ein Fortschreiten vom Zwang allgemeiner Gesetze zur individuellen Freiheit aufzufassen. In primitiven sozialen Verbänden wird das Individuum am meisten dem Interesse der Gesamtheit untergeordnet; je höher die soziale Organisation steht, desto reicher ist sie an Formen, desto mehr Freiheit gewährt sie.

\* \* \*

Allein auch die vollendetste soziale Freiheit wird das Gleichgewicht jener antagonistischen Grundkräfte zur Voraussetzung haben müssen. Das Individuum unterdrücken zu Gunsten der Gesellschaft, ist eine archaische Richtung — die Gesellschaft der Willkür des unbeschränkten Individuums preisgeben, eine defekte. Die konservative Tendenz der Mehrzahl bildet ein notwendiges und unentbehrliches Gegengewicht zu den Tendenzen der progressiven Geistigkeit, ohne welches das soziale Leben der Menschheit ebensowenig bestehen bleiben könnte, wie das Weltall ohne die Wirkung der Schwerkraft gegenüber der Flugkraft. Dauer und Stabilität wird den Zuständen der menschlichen Gesellschaft nur durch die Mitwirkung der zentripetalen Geistigkeit verliehen. In Zeiten, in denen die zentrifugalen Tendenzen das Übergewicht gewinnen, in den Zeiten der Umwandlung, des Überganges, der „Umwertung“, haben die allgemeinen Zustände etwas Haltloses, Unsicheres; alle gültigen Werte werden Problem, das Leben erschöpft sich in ephemeren Gebilden, die aufgehen und verschwinden, ohne eine dauernde Spur zu hinterlassen. Die Tradition ist ein Werk der konservativen Mehrheit; für jede Kultur aber bedeutet die Tradition die einzig zuverlässige Grundlage, das organische Prinzip, durch das sie erst ein einheitliches Gebilde wird und Kontinuität erhält.

Es ist ein sehr gewöhnlicher Fehler der freien Geister, daß sie bei der Propaganda der Freiheit die Beschaffenheit der Durchschnittsmenschen nicht berücksichtigen, daß sie in dem Philister bloß die Engherzigkeit brandmarken, ohne seiner sozialen Aufgabe gerecht zu werden.

Die verächtliche Note, die in dem Namen Philister mitschlingt, verrät, daß er von dem Felde der Polemik stammt. Aber sollte auf dem Felde der Betrachtung der freie Geist nicht aufhören können, Partei zu sein? Mit einem weniger gehässigen Wort bezeichnet, kann der Philister der Normengläubige heißen.

Geht doch aus dem Verhältnis zu den normengläubigen Individuen die soziale Funktion der progressiven Geistigkeit hervor. Die Freiheit im negativen Sinn, das Freisein von Geboten und äußeren Regulativen, ist nur ein Teil von ihr; als positive Kraft ist sie schöpferisch, sie bringt aus sich Ideen hervor, deren weitere Bestimmung es ist, von anderen übernommen zu werden, für andere die Richtung anzugeben. Sie schafft neue „Ideale“ — das heißt im Sinne einer von Metaphysik freien Interpretation Richtungslinien, in denen sich die Entwicklung der menschlichen Gattung fortbewegt.

Wenn der negative Teil der Freiheit das Individuum aus der sozialen Gemeinschaft löst, so wird es durch den positiven Teil desto inniger mit ihr verbunden. So weit die progressive Geistigkeit sittlich schöpferisch ist, so weit ist sie,

ähnlich wie die künstlerische Genialität, auf ein Publikum verwiesen. Der Gedanke, eine neue Lebensform zu schaffen, ein neues Gesetz zu verkünden, hat immer zur heroischen Stimmung der ganz Großen unter den Menschen der progressiven Geistigkeit gehört. Mit diesem Gedanken wurzeln sie in der Gattung, in dem Mysterium, das sich hinter dem Wesen der Entwicklung verbirgt. Damit bestätigen sie, daß sie der erste Ausdruck für etwas sind, das in den kommenden Generationen allgemein werden wird, die Vorläufer für andere, eine Ankündigung der Natur, daß die Gattung noch lebendig, noch in der Bildung begriffen ist. Alle die Vorstellungen, die im Bewußtsein der Gesellschaft als sittliche Normen auftreten, der ganze Gehalt an moralischen und intellektuellen Werten, die im Leben der Mehrzahl bestimmenden Einfluß haben, sie sind einmal von Einzelnen zuerst gedacht und empfunden worden. Bis zu einem gewissen Grade bildet sich die Mehrzahl nach den Idealen der Einzelnen. Ohne diese Wirkung besitzen diese Ideale keinen Zusammenhang mit der Entwicklung, sie sind eine vergängliche Laune, die mit ihrem Träger abstirbt und verschwindet.

Allerdings geht davon nur das in den allgemeinen Besitz über, was den Bedürfnissen und Fähigkeiten der Mehrheit entspricht; und der Prozeß, durch den sie, in Normen verwandelt, Gemeingut werden, spielt sich unter der Schwelle des sozialen Bewußtseins ab. Es ist eine notwendige Beschränkung der konservativen Geistigkeit, daß sie die Genesis der Normen nicht erkennt und sie als etwas Feststehendes, nicht als etwas Gewordenes und Veränderliches betrachtet. In dieser Voraussetzung liegt die bindende Gewalt der Normen; das Bedürfnis des Normengläubigen, sich an sie zu halten als an ein unfehlbares Gesetz, wird nur durch die Vorstellung befriedigt, daß er einem höheren, nicht von Einzelnen herstammenden Willen gehorcht. Er verehrt in der Norm den Ausdruck des sozialen Willens, der Gesellschaft, der sich zu widersetzen für ihn die Vernichtung wäre, weil er für sich allein nicht bestehen könnte.

Wenn der Begriff der Entwicklung, auf die menschliche Gesellschaft angewendet, einen Sinn haben soll, so ist eine fortschreitende Hebung des Durchschnittstypus seine notwendige Voraussetzung. Undenkbar aber ist es, daß sich im Laufe der Entwicklung ein Fortschreiten der großen Mehrzahl von der Stufe der Normengläubigkeit zur Stufe der freien Geistigkeit vollziehen könnte. Zur freien Persönlichkeit muß man geboren sein wie zu einem anderen Talente, das geistige Produktivität voraussetzt. Denn auch jene freien Persönlichkeiten, deren geistige Bedeutung nicht über die private Sphäre hinausreicht, sind insofern produktiv, als sie die Intuitionen, die ihrem Handeln und Urteilen zu Grunde liegen, aus sich selbst hervorbringen. Was daher niemals aus dem Leben der progressiven Geistigkeit in den Besitz der normengläubigen übergehen, niemals „Norm“ werden kann, das sind die Grundinstinkte und die ganze Gesinnung, die damit zusammenhängt. Es ist ein Vorrecht der Starken, das Leben nach eigenen Impulsen zu gestalten, allein es kann keine Maxime für die Schwachen, also für die Mehrzahl bilden. Den Durchschnittsmenschen die Hinfälligkeit der Normen zu demonstrieren, um ihnen eine Freiheit zu zeigen, von der sie keinen Gebrauch machen können, heißt nur, den Lahmen die Krücke nehmen, ohne welche sie nicht zu gehen vermögen.

Auf das Verhältnis zwischen der progressiven und der konservativen Geistigkeit spielt Nietzsche an, wenn er sagt: „Es würde eines tieferen Geistes vollkommen unwürdig sein, in der Mittelmäßigkeit an sich schon einen Einwand zu sehen. Sie ist selbst die erste Notwendigkeit dafür, daß es Ausnahmen geben darf: eine hohe



Kultur ist durch sie bedingt.“ Und er berührt die gesetzgeberische Mission des freien Geistes mit dem Worte Zarathustras: „Werdet hart, meine Freunde; denn ihr sollt eure Hand auf Jahrtausende legen“ — während sein Geistesverwandter Max Stirner den Kampf gegen alle normativen Bestrebungen bis zu ihrer völligen logischen Vernichtung getrieben hat. Max Stirners Werk ist zwar eine große That des abstrakten Denkens, die absolute Äußerung der zentrifugalen Geistigkeit, aber unfruchtbar für die realen Zustände der menschlichen Gemeinschaft.

So lange die Frauenbewegung noch völlig revolutionär war, hatte sie alle Berechtigung, in dem Normengläubigen nur den Philister schlechtweg zu erblicken. Sie konnte diese ganze Art Mensch ablehnen und sich als ihr Gegensatz empfinden, wenigstens auf dem Gebiete der weiblichen Probleme. Nun ist aber der Augenblick schon gekommen, da sie aus dem revolutionären Stadium in das organisatorische übergehen, das heißt, sich in ein normatives Verhältnis zu ihren Anhängern setzen muß. Ihre Forderungen beginnen sich zu realisieren, sind zum Teil schon Rechtszustand geworden, und die wirtschaftlichen Verhältnisse bereiten die äußeren Bedingungen ihrer Verwirklichung rasch vor.

Damit verändern sich ihre Aufgaben und Perspektiven. Was früher der enthusiastische Traum weniger Einzelner war, hervorgegangen aus den Impulsen starker und ungewöhnlicher Frauen, das Bekenntnis einer über das Durchschnittliche weit hinausführenden Wesensart, soll nun Gemeingut vieler werden, es soll die neue Norm bilden, nach welcher das Leben dieser Mehrheit einzurichten wäre. Denn darunter giebt es natürlicherweise mehr Normengläubige als freie Geister, Menschen, die sich nicht dazu erheben können, ihre Eigenart in Freiheit auszuleben, unbekümmert um die Meinung und das Verhalten der Gesellschaft, der sie angehören; sie wollen diese Freiheit unter der Form eines neuen Gesetzes begreifen, als eine neue höhere Sittlichkeit, zu der sich jeder Fortgeschrittene bekennen muß.

Werden die Anschauungen der Frauenbewegung diesen Anspruch erfüllen? Oder waren sie vielleicht in ihren wesentlichsten Stücken nur auf den Ausnahmefall der Weiblichkeit zugeschnitten? Müßte nicht, wenn sie sich verwirklichen sollten, eine Veränderung im Durchschnittstypus der Weiblichkeit eintreten?

Aber warum sollte eine solche Veränderung nicht auch in diesem Fall soweit möglich sein, als sie bisher bei allen sozialen Umwälzungen die notwendige Voraussetzung und Folge war? So weit als sie schon im Begriff der Entwicklung selbst enthalten ist?

Die Forderungen, welche die Frauenbewegung an die soziale Gemeinschaft stellt, beruhen auf der Annahme, daß ein großer Teil des weiblichen Geschlechtes einer Erhebung aus der Abhängigkeit und zu selbständiger Lebensführung fähig sei, sobald der Druck der äußeren Verhältnisse zugleich mit dem Druck der herrschenden Normen aufhört.

Es ist charakteristisch für die Zeiten des Überganges, daß mit einem Schlage die Anzahl der divergierenden Individuen wächst — vielleicht, weil der Druck der herrschenden Normen abgenommen hat, vielleicht, weil die suggestive Wirkung der neuen Ideen sich zu verbreiten beginnt. Alle, die zu schwach waren, sich aufzulehnen oder sich durchzusetzen, alle, die nicht die geistige Kraft besaßen, sich eine abweichende Eigenart einzugestehen, kommen aus ihrer Verborgenheit hervor und sammeln sich als Anhänger um jene, die durch ihr Auftreten mit dem Nachdruck eines mächtigen Willens



und eines starken Bewußtseins weithin sichtbar das verkünden, was sich in dem Wesen der Schwächeren nur mit verwischten und undeutlichen Zügen ausdrückt. Deshalb pflegt mit dem Wechsel der Lebensideale auch ein neuer Typus Mensch in den Vordergrund zu treten. Ja beinahe jede Generation hat eine andere geistig-sittliche Physiognomie und unterscheidet sich mehr oder weniger von der vorhergehenden — das beweist die bekannte, stets wiederkehrende Klage der alten Leute über die Beschaffenheit der Jugend. Auch ist im jugendlichen Alter bei vielen Menschen, die später in die konservative Geistigkeit zurücksinken, das progressive Element vorherrschend.

Auf eine Umbildung des Durchschnittstypus kann zudem durch eine veränderte Erziehung hingewirkt werden, das ist durch alle Einflüsse, denen ein Individuum während seiner Entwicklungsjahre mittelst planmäßiger Veranstaltungen ausgesetzt wird; und durch ein verändertes Milieu, das ist durch alle Einflüsse, die in Gestalt äußerer Lebensverhältnisse einen bestimmenden Druck ausüben. Die wirtschaftlichen Umwälzungen, die für die soziale Stellung des weiblichen Geschlechtes so entscheidend sind, tragen wesentlich dazu bei, den Durchschnittstypus zu verändern, indem sie eine ganze Reihe von Eigenschaften unnütz oder sogar nachteilig machen, die früher für das Weib förderlich und unentbehrlich waren und daher mit allen Suggestivmitteln herangezogen werden mußten. Aus den neuen Aufgaben wachsen neue Fähigkeiten. Hat doch der Engländer Bury als das stärkste Argument zu Gunsten des Frauenwahlrechtes die Möglichkeit betrachtet, daß sich eine neue weibliche Eigenart entwickeln werde. „Eine solche Möglichkeit bot sich nicht mehr seit fast zweitausend Jahren.“

Und so ist es nicht unwahrscheinlich, daß die Frauenbewegung jene Anzahl von Individuen findet, die genügt, um ihre Forderungen als soziale Form zu verwirklichen. Nur werden ihre Ideale unvermeidlich bei der Umwandlung in neue Normen all das einbüßen, was eben niemals aus dem Geistesleben der Einzelnen in den Besitz der Mehrheit übergehen kann.

Darin liegt kein Grund zur Enttäuschung. Auch kein Einwand. Ihr Charakter als Freiheitsbestrebung, die Idee der freien Selbstbestimmung nach Individualität, die ihr Ausgangspunkt, ihre Grundlage und ihre Auszeichnung ist, müßte dadurch nicht aufgehoben werden. Allerdings — wenn kraft einer neuen Konvention „das Weib“ künftig unabhängig, selbständig, willensstark, energisch und ähnliches sein „soll“, dann würde wieder die Tyrannei einer Norm herbeigeführt, mit aller Selbstverblendung und Heuchelei im Gefolge, die gewöhnlich unter der Herrschaft äußerlicher Vorschriften auftritt. Nur dann wird die neue Norm der Weiblichkeit weniger engherzig, weniger ungerecht, weniger tyrannisch sein als die alte, wenn es gelingt, die Einsicht hineinzuwirken, daß nicht alle Frauen gleich und ihre Aufgaben so verschieden sind wie ihr Wesen.



# Auf Mönchgut vor fünfzig Jahren.

Einem Augenzeugen nach erzählt

von

Ina Rex.

Nachdruck verboten.

## I. Bauernhochzeit.

**S**chmal und lang streckt sich Mönchgut, eine der vier Halbinseln Rügens, in die Ostsee hinein. Die tritt mit breitem Fuß hier und dort ins Land, sammelt Wasser in Buchten und Bodden und wirft es bei Ost- und Nordostwinden in kräftigen, schaumigen Wellen gegen die Dünen, ja oft noch über die schmale, sandige Landzunge, die die Dörfer Klein-Zicker und Thießow verbindet, hinweg. Wer dann nicht über etwas Mut und kniehohe, gethrante, durchaus wasserdichte Stiefel verfügt, thut gut — ist er in Klein-Zicker beheimatet — mit jedem Besuche des Nachbardorfes zu warten, bis der Wind sich dreht, die grollende See sich besänftigt, Welle nach Welle zurückzieht und den sauber gespülten Landweg dem Verkehr wieder übergiebt.

Wochenlang haben West- und Südwind vorgeherrscht. Milder Regen und viel Tau erquidten die Wiesen, füllten die Gräben, die sich kreuz und quer hindurchziehen, und geben sogar dem längst abgeblühten Heidefrautrüden, der sich zwischen beiden Dörfern, mitten in der Wiese, fahl und unberechtigt breit macht, ein tiefbraunes, sammetnes Aussehen. Aber der Oktober ist im Annarsch, und wenn Martin Looß, der Schulzensohn, seine rothackige, dralle Trin-Fiek noch so recht mit Sang und Klang heimführen will, ist es besser, sich zu sputen.

Der Herbst läßt hier an der Küste selten mit sich spaßen. Streng und ernst nimmt er Besitz von Land und Meer. Und wenn Mensch, Tier und Vegetation ihn auch bewußt und trotzig erwarten, zu ducken weiß er doch. Dahergesegt über die Dünen: wih — ouih! — — — Disteln und Niedgras niedergepreßt, eine Sandwolke vor sich hergepeitscht, hinein ins Dorf. Den Sonnenblumen in den Vorgärtchen die braunen Samenköpfe eingeknickt, dem Vieh die Schwänze zwischen die Beine gepreßt und schlurrenden alten Weiblein die Röcke über die verummten Köpfe gestülpt. Schlimmer aber, wenn haushohe Wogen das kleine Ruderboot auf die schaumigen Rücken heben, es tanzen lassen, daß auch die stärksten Männerhäute es nur mit Aufgebot der letzten Kraft längsseit des Lotsenfutters festzuhalten vermögen. Wenn endlich „alle Mann übergenommen“ sind, und das schrägliegende Fahrzeug mit kurzgerissenen Segeln hineinsetzt in die nächste Wassergrube, sich hebt, übergossen von Sturzwellen und wieder eintaucht in den Abgrund — so unter Gefahr und Mühsal dem Schiffe entgegenstrebend, das dort hinten auf der Abede, als schwarzer Punkt am Horizont, lange harret auf den kundigen Führer durch das enge Fahrwasser des Greißwalder Boddens, den Lotsen.

Heute liegt die See noch glatt und klar unter einem leicht mit graublauen Wölkchen behangenen Himmel. Welle auf Welle kräuselt sich an den Strand, beneht Muscheln, Seetang und Steine, daß sie aufblinken im Morgenlicht, und zieht sich plätschernd zurück. Es ist kaum sechs Uhr früh.

Von dem Bauernhose, der mit seinem Brink (Grasplatz vor dem niedrigen, strohbedachten Hause), auf dem schon die Gänse schnattern, dicht an den Strand

heranliegt, kommt ein alter Mann in der Landestracht.<sup>1)</sup> Einen Augenblick legt er die runzlige Hand über die blinzelnden Augen. Dann schreitet er vorwärts, hinein in den tauigen, flimmernden Morgenglanz. Der erste breite Stein im Wasser bietet ihm Rast. Er nimmt stöhnend Platz und stellt die mageren, nackten Füße in der kühlen Flut zurecht. Die schweren Holzpantoffeln hat er am Strande abgestreift. Mit den großen, harten Händen schaufelt er sich nun Wasser über Kopf und Gesicht, pruslet kräftig, trocknet ein wenig am Unterjadenärmel, schwenkt die Hände und zieht einen alten, verbogenen Hornkamm aus der Bürgentasche. Kräftig bearbeitet er mit ihm seinen schlohweißen Haarshopf. Und es thut not. Selten macht Vadder Look's Toilette. „Wehn wascht Hasen und Böß? — leben od“, pflegt er zu sagen. Aber heute macht sein einziger Sohn Hochzeit mit der reichen und schmucken Tien-Zief vom Großbauern Tiez aus Mariendorf, und er geht oder fährt mit in die Kirche.

Vorerst ist noch manches auf dem Hofe und in den Viehställen zu thun. Der Sonntagsstaat wird auch erst später angelegt, die Reinlichkeit ist aber besorgt. Der Alte zieht die wollene Zipselmütze über den nassen Kopf, watet an's Land und fährt wieder in seine Holzpantoffeln. Ein saures Stück Arbeit war's aber doch — so ungewohnt und ungemütlich. Einen Augenblick muß Vadder Look's davon ausruhen unter dem großen Birnbaum, der seine harten, salzigen Früchte jetzt verschwenderisch auf den Sand streut. Eßbar sind sie nicht, werden aber immer wieder darauf hin untersucht. Der Alte kann es auch nicht lassen, er feilt die langen, gelben Zähne in eine große, rotbackige Birne und wirft diese mit kräftigem Schwung und verzogenem Gesicht zu denen, die schon ringsherum gleiche Angriffs Spuren aufweisen: „Suhr um solt — kein Düwel wat nütt.“

Auf dem Hofe, dessen Mitte eine große Mispfuge bildet, um die herum nur ein schmaler Weg zu den Ställen und Scheunen führt, hantiert schon Hans-Kork, der Bräutigam, unter Beistand von Knecht und Dirn. Die Ackerwagen werden an die Seite geschoben, Pflüge, Eggen, Senfen und Harken unter den Schuppen gestellt. Der Alte schleppt noch die lange Hobelbank herbei, legt mit einem Reissbesen das Größte an Stroh und Unrat in die Dunggrube, wirft Strauchwerk und Knüppel zum Holzhaufen — und der Hof hat sein Sonntagskleid angelegt.

In der großen Scheune schmücken und sichern die Dorfmadchen. Guirlanden aus Buchsbaum und Georginen ziehen sich von Balken zu Balken, die Mitte ziert eine Krone aus Sonnenreihen, die mit ein paar Talglichtern bestückt sind. Im Hause walten die Weiber. Vier, fünf umstehen in der pechschwarzen Küche die riesigen Kessel, die an langen, gezahnten Eisenstangen über offenem Feuer hängen. Rauch und Qualm vermählen sich, tummeln sich auf der langen Dähl, huschen in Ecken und Winkel, durch wacklige Stuben- und Kammerthüren, pochen an Dachlufen und quetschen sich ins Freie auf irgend einem Wege. Back-, Braten- und Schmordüfte kämpfen mit ihnen um die Oberhand, erliegen aber, trotzdem der brenzliche Speck in der Niesenspanne seine Schuldigkeit thut.

Das ganze Dorf ist eingeladen. „Mann, Frau, Kind un Gefind“ hat der buntbeschleihte und betroddele Hochzeitsbitter „aufgefordert“ mit gereimtem Spruch, im feierlichen Kundgang, gefolgt von sämtlichen Kindern und Hunden der Ortschaft.

Der Brautwagen rattert heran. Zwischen Laub und Papierblumen taucht der hohe, blanke Kopfschmuck der Braut auf. Sie stammt aus dem Kirchspiel Widdelshagen und holt den Bräutigam ab zur Kirchfahrt nach Groß-Zieder;<sup>2)</sup> ihre Sippe geleitet sie.

Die Begrüßung ist allerseits kurz und einsilbig; der Wöndguter liebt keine Unterhaltung. Feste Händedrucke werden gewechselt, die Schnapßflasche kreist, Butter, Brod, Wurst und Speck — das Hochzeitsfrühstück — wird eilig und stumm verzehrt.

Jetzt fallen draußen Schüsse; es ist Zeit zur Abfahrt.

<sup>1)</sup> Landestracht: Kurze schwarze Jacke mit Hornknöpfen, bunte, gestreifte Weste, kurze, sehr weite, weißleinene (zur Kirche schwarzleinene) Hose (Bür), lange Wollstrümpfe, Zipselmütze oder niedriger Hut für Männer. Hohe wattierte Mütze (Hüll), kurze Jacke, vorne geschnürt über einem blinkenden Brustlatz, dichtgefähtelter, kurzer, dunkler Wollrock, breite Schürze für Frauen.

<sup>2)</sup> Wöndgaut ist in zwei Kirchspiele geteilt: Widdelshagen und Groß Zieder.

Der Wasserweg ist der kürzeste, und die Glocken vom Groß-Zicker Kirchturm schallen gar feierlich den tiefliegenden, sich langsam fortbewegenden Muderböten entgegen. Denn viele wollen „mit“, und man kann es wagen, weil „keine Spier von Wind“ die Überfahrt gefährlich macht. Die Einschiffung hat sich unter Kreischen und Jauchzen vollzogen. Die Männer nehmen die Frauen auf den Rücken, tragen sie an die Böte, die ein beträchtliches Ende vom Ufer ab an eingerammten Pfählen schaukeln, und setzen sie rückwärts hinein. Manch Keder greift da fester zu als gerade nothut. Ein Kind wird oft noch — quer unter dem Arm — mit auf den Weg genommen; für unnötige Gänge hat der Mönchguter keinen Sinn.

Aber jetzt heißt es still sitzen in den überladenen Böten! — Jeder weiß es, darum wird es auch keinem gesagt. Erst bei der Ausschiffung giebt's wieder Sträuben, Quietschen, festes Wort und verheißenden Blick. Braut und Bräutigam haben eherne Gesichter, der Sitte gemäß.

Auf dem Kirchhofe, in dessen Mitte das kleine Gotteshaus mit dem stumpfen Turme steht, erwartet man den Herrn Pastor. Grüßend geht er durch die Reihen und „Gu'n Morgen! gu'n Morgen!“ murmelt es rechts und links. Der Küster folgt mit dem großen Schlüssel, öffnet seinem Vorgesetzten die Thür, läßt ihn noch in der Sakristei verschwinden und setzt sich zum Singen zurecht. Jetzt ein Stampfen, Scharren, Kläuspern, Husten, Himmelherrücken — ein scharfer Überblick des Küsters über die Bankreihen — ein befriedigtes Nicken — ein dünnes Kling-Klang der Stimmgabel, und es geht los. Leicht ist es nicht. Was sonst eine Orgel vom Chor herab leistet, hat hier der schlechttrafierte, faltige Mund des weißhaarigen Alten zu besorgen. Eine gute Lunge unterstützt ihn. So geht er denn tapfer immer mit einem Ton voraus, hält die Gemeinde, so weit es sich machen läßt, stimmlich zusammen, tremuliert an den Übergängen und setzt mit frischer Kraft wieder ein. Kommt ihm einer zuvor, äugt er scharf über seine Hornbrille weg nach dem Wissethäter, sonst irritieren ihn abweichende Auffassungen der Melodie nicht.

Es ist Landessitte, daß bei Trauungen ein vollständiger Gottesdienst abgehalten wird. Erst nach der Predigt begiebt sich das Brautpaar vor den Altar, die Trauungszeremonie wird vollzogen, und Segen und Schlußgesang beenden die Feierlichkeit.

Langsam entleert sich die Kirche. Das junge Paar ist in die Sakristei getreten, die „Gebühren“ zu bezahlen und sich die Glückwünsche ihres Seelsorgers abzuholen; mit ihm zusammen verläßt es die Kirche, und der Küster schließt hinter ihnen ab.

Die Rückfahrt vollzieht sich nicht ganz so korrekt als die Hinfahrt. Die flachen Brantweinflaschen sind aus den Bürentaschen hervorgekommen und haben Stimmung geschaffen; der Wind hat sich aufgemacht, es giebt Wellen, Spülwasser. Aber die bedächtigen Alten speien in hohem Bogen über Bord und schicken ein „Dunnerwedder“ nach dem andern unter das junge Volk, wenn es im Übermuth der Gefahr nicht achtet. Denn, obgleich nur Bimmenwasser, giebt es recht tiefe Stellen hier, und die schwerbeladenen Böte müssen im Gleichgewicht erhalten werden, soll nicht eintreffen, was der alte Looßs prophezeit: „Versupen as 'n Riep vull jung' Hundten.“

Einige uralte Flinten, verbogen und verrostet, sind in die Böte geschmuggelt und denjenigen übergeben worden, die „deint hebbten“. Stolz knallen die Burschen damit los, über die geduckten Köpfe der kreischenden Dirnen und zeternden Alten hinweg. Denn nicht immer geht das gut aus. Mancher Krüppel in den Dörfern beweist es.

Das allerletzte Boot beherbergt die ganze Geislichkeit mit Familien. Ein alter Lotse rudert es stumm und bedächtig. Die Frau Pastorin hält mit nervösem Umsichgreifen und großen fragenden Blicken die Angst in Mann und Kindern wach. Die Schulmeisterin folgt pflichtgetreu dem vornehmen Beispiel. Die alte Küsterin aber sieht mit hellen Augen aus dem mindestens zwanzig Jahre alten, berüschten Badenbute hervor auf die rollenden Wogen. Lachend wischt sie ein paar „Spritzer“ aus dem rotgeäderten, wohlgenährten Gesichte: „Such! — —“ und giebt sich mit Behagen dem Aufundabwiegen des Bootes hin.



Im Hochzeitshause angelangt, setzt man sich gleich zu Tisch. In der einzigen Stube des Bauernhauses, die so niedrig ist, daß ein mittelgroßer Mann bequem an die Decke reichen kann, nehmen das Brautpaar mit Verwandten, der Pastor, der Lotsenkommandeur, der Küster und der Lehrer mit Familien Platz an langen Tischen, die mit groben, hebenen Tüchern belegt sind. Auf der „Dähl“ sitzen die vornehmeren Dorfbewohner, Bauern und Kätner, in der Scheune die ärmeren, Bädner und Inligger, und alle jungen Burschen und Dirnen. An beiden Orten speist man von rohen Brettern, die über Tonnen gelegt sind, und aus großen Schüsseln, die in der Mitte des improvisierten Tisches stehen und für je sechs Mann berechnet sind. Den Holzlöffel bringt sich jeder mit, ein Klappmesser hat man stets bei sich, Gabeln kennt niemand. In der Stube hat jeder Gast seinen eigenen Teller; für weiteren Komfort muß er selbst sorgen. Es giebt Reis, dick in Milch gekocht und mit gestoßenem Zucker und Zimmt bestreut, Pflaumen und Klöße mit großen Stücken fetten Schweinefleisches dazwischen, Fische mit einer scharfen Senfsauce und Branntwein und selbstbereitetes Dünmbier als Getränk.

Die Braut ist, der Sitte gemäß, wenig. Steif sitzt sie da in ihrem Staat: der Brautkrone, die, von bunten Bändern, Flittern, Gold- und Silberschaum und Papierblumen hoch aufgebaut, glitzernd den Kopf schmückt, und dem Schulterkranz, der ebenfalls aus Papierblumen hergestellt und um den Ausschnitt der Jacke gelegt ist. Der Hals ist nicht frei, sondern mit einem buntseidenen Tuche bedeckt, das vorne in der Jacke verschwindet. Der Bräutigam hat nur einen großen, bunten, künstlichen Strauß vorne an der Jacke. Sie, sowie die weite, kurze, schwarzleimene Kirchenhose blänkert von Neuheit und Farbe und giebt von letzterer noch bereitwillig ab an Hände, und was sonst ihnen nahe kommt.

In der Stube verläuft das Mahl recht schweigsam. Der Pastor und der Lotsenkommandeur wechseln ein paar Worte, Küster und Lehrer hören respektvoll zu, die Bauern und ihre Angehörigen sagen Joa! und Nec! — Denn es geniert sie stark, wenn hochdeutsch gesprochen wird; sie warten lieber mit ihren Auseinandersetzungen, bis sie unter sich sind.

Auf „Hus- und Schündahl“ geht es heiterer zu. Geessen wird massenhaft, auch getrunken. Aus den mächtigen Reisschüsseln langt sich jeder mit seinem Löffel heraus; hat er „naug“, leckt er das Gerät sauber ab und steckt es in die Jackentasche. Die folgenden Gerichte werden mit dem Klappmesser gegessen. Die festen Stücke werden aufgespießt, in der Runde hin und her gedreht und geschickt über den sehr schmalen Tisch hinüber in den Mund befördert. Die Fischstücke werden in die Hand genommen, mit dem Messer „abgemacht“, und die Gräten von den Männern unter den Tisch geworfen, von den Frauen aber auch in den Brustlaß gespuckt, der zu diesem Zweck vorher etwas gelockert wird. Nach Beendigung des Mahles wird draußen „ausgeschüttet“. Auch in der Stube wird der Fisch so verzehrt, da es für unpassend gilt, die Gräten auf dem Teller zurückzulassen. Die „Vornehmen“ essen jedoch nach ihrer Art, die verwundert und kopfschüttelnd von den Eingebornen angesehen wird.

Die Tische leeren sich allmählich; ein gemeinsames Aufstehen giebt es nicht. Dann treten die Musikanten, einen Tanz spielend, im Hause an, holen das junge Paar ab und führen es in die Scheune, die unterdessen von flinken Händen geräumt und gefegt ist und als Tanzsaal dient.

Der Herr Pastor hat sich allen Gästen zwar angeschlossen, ist dann aber mit Frau und Kind über den langen Hof, behutsam um die rötlich blinkende Mistpfütze herum, ins Haus zurückgewandert. Ein Tänzchen ist freundlich abgelehnt. Fünf Minuten später sieht man die Familie wohlvermummt den Weg nach dem Strande einschlagen, zwei alte Lotsen hinter sich, die „ehr übersetzten möten“.

In der Scheune tanzt man. Immer flott über die Vertiefungen der ausgedroschenen Lehmziele hinweg. Die Bretterwände des Strohsacks schüttern, der Tonnenreifen hoch unter dem Dache wiegt sich, die Talglichter tröpfeln. Die Burschen heben jauchzend die Dirnen in die Luft, und bringen sie derb wieder zum Stehen — die Schämigen trippeln, die Recken lassen die Röcke fliegen. Vor Lust und Staub



sieht einer den andern nicht mehr, fühlt ihn aber um so sicherer. So bis gegen Mitternacht.

Aus der Ecke, wo auf einem breiten Tische die vier Musikanten sitzen, läßt sich die Posaune in langgezogenem, halb Klage- halb Marmruf vernehmen, die übrigen Instrumente fallen ein, die Braut steht alsbald mitten in der Scheune, und was jung und beinig ist und Mann heißt, umringt sie und fordert einen Tanz. Sie geht von einem Arm in den andern im rasenden „Zweitritt“, bis sie atemlos ist und die hohe Brautkrone sich lockert. Man hilft noch etwas nach, und sichernd verschwindet das junge Paar.

Nun kommt ein „Viertooring“ (Figurentanz von vier Touren) an die Reihe, dem andere Tänze folgen bis tief in den Morgen hinein.

Als die Sonne über das Scheunendach geklettert ist und einen hellen Streifen durch die offenen Thorflügel über die Tenne wirft, reißt sich die Augen, wer von Brautwein und Freude auf ein Stündchen in ein dunkles Eckchen gedrängt worden war, schüttelt sich in der Morgenfrühe, probiert die Beine und mischt sich wieder unter die Unermüdlichen. Wer aber reell „duhn“ ist, wird von mitleidigen Händen ins Scheunensack befördert, wo er auf Heu oder Stroh sanft ruht wie in Abrahams Schoß.

Gegen zehn Uhr Vormittags erscheint das junge Paar im gewöhnlichen Sonntagskleide wieder unter den Gästen. Der Ehemann schöpft mit irdenem Topfe aus einem Eimer das säuerliche Bier und bietet es ringsherum an. Wer sich gelabt hat, gießt den Rest zu dem Vorrat. Die junge Frau reicht aus ihrer großen Schürze jedem einen Zwieback.

Wieder kreischt die Fiedel, pimpert die Klarinette, brummelt der Bass — die Posaune ruht im Arm ihres Meisters bereits auf einem Bund Stroh — bis sich mehr und mehr die Scheune leert.

Im Hochzeitshause sind noch die Reste von gestern aufgestellt, und wer noch kann und will, mag sich erquicken. Die Auswärtigen rüsten sich zur Abfahrt mit Wagen oder Boot, die Dorfleute legen die arg zugerichteten Festtagskleider ab und widmen sich der drängendsten Arbeit.

Badder Lookz zieht die „Mähren“ aus dem Stall und pflügt den Acker für die Winterjaat. Der Stadtherr, den irgend ein Zufall zum Hochzeitgaste machte, und der sich mit gönnerhaftem: „Aber, Mann! Das hätte doch bis morgen Zeit! — schlafen Sie doch lieber!“ dem Alten in den Weg stellt, wird abgefertigt: „Slaven kann 'n naug, wenn 'n dod is.“

## II. Alle Tage zur Schule!?

Eine merkwürdige Kunde hatte sich von Haus zu Haus geschlichen.

Auf den langen Ofenbänken schüttelten die Hausväter die schwitzenden Köpfe, schoben mit den dicken Zipselmützen auf dem Haarschopf herum, von der Stirn in den Nacken, vom Nacken in die Stirn, spuckten aus, kauten den Tabak gründlicher und spuckten wieder — eine Erleuchtung wollte nicht kommen.

Die Frauen zeterten vom Spinnrad am Fenster her gleich entschiedene Ablehnung. Und je schneller der Fuß trat, je hastiger die Lippe neigte, die Finger drehten, je eifriger das Rad sumnte, um so hartnäckiger und lauter ward „ihm“ eingeschärft: „Du seggst: Nee! — —“

Glacksköpfige Buben und Mädchen mit runden, roten Gesichtern glogten aus dummen Blauaugen ängstlich auf Vater und Mutter. Begriffen sie auch nicht viel von dem, was zur Frage stand, eins schien ihnen unheimlich: Jeden und jeden Tag zur Schule. — —

Aber es half alles nichts. Die alte Schwarzwälderuhr am Thürpfosten hielt sich nicht länger auf als sonst. Sie „meldete“ mit tragem, dumpfen Schlag und würde fünf Minuten später ihre Stundenzahl herunter schlagen ohne Rast und ohne

Besinnen. Um vier Uhr aber saß Pastor Dehnhardt beim Ortsschulzen Lookß auf der Ofenbank — ganz allein. Die übrige Stube aber war ausgefüllt mit hölzernen Bänken aus dem ganzen Dorf, und wer Haus und Hof und Weib und Kind hatte, sollte hier niedersitzen und sich erklären.

„Na, denn man tau.“

Aus jeder Hausthür schob sich eine breite Gestalt in kurzer Jacke mit Hornknöpfen, weiter, offener Kniehose, aus der buntbetroddelte Strumpfbänder hervorlugten und langen, grauwollenen Strümpfen Halt boten an festen, muskulösen Beinen.

Bald scharrte und trappste es von nägelbeschlagenen Lederschuh in der Schulzenstube, die Holzbänke quietschten und knarrten auf den sandbestreuten Lehmböden — man saß.

Pastor Dehnhardt atmete ein wenig hoch. Der niedrige Raum war sofort bis in jeden Winkel gefüllt mit Thran-, Schweiß- und Fischgeruch, und als „Schultenmudder Lookß“ nun noch die kleine, offene Oellampe mitten auf den Tisch setzte, eine Haarnadel unter der „Hüll“ (spitze, dickwattierte Kopfbedeckung) hervorzog, den Docht herausstößte und freundlich sagte: „So, Herr Paster! nu is woll allens in'n Schick?“ — da hätte der sonst so geduldige Seelsorger seiner Empfindung gern anders Luft gemacht, als in forschem Räuspern und anhaltendem Husten.

Mudder Lookß hatte die Thür hinter sich eingeklinkt. Die Männer waren allein. Der Pastor entfaltete ein großbogiges Schriftstück und hielt es hinter die kleine Lampe. Noch ein kurzes Räcken, Räuspern, Scharren — dann atemlose Stille. —

Nach einer guten halben Stunde, in der des Pastors Stimme lesend und sprechend den dumpfen Raum erfüllte, sah einer den andern an:

Dummerwedder!! — —

Gesagt hatte es keiner, gedacht jeder.

Sie waren hierher gekommen — mit wenigen Ausnahmen — um zu erklären, daß sie es nur beim Alten lassen wollten. Da waren die Kühe zu hüten auf der Wiese, die Schafe auf dem Dresch. Im Frühling konnte man die Gähren gut gebrauchen zum „Zuputten“ beim Fischen und bei der Gartenarbeit. In der Ausernte (Ernte) war auch die kleinste Hand zu beschäftigen, und im Herbst beim Kartoffelbuddeln mußte nachgesammelt werden — von einem täglichen Schulgehen konnte keine Rede sein. Es war schon störend genug, wenn die großen Jungen und Mädchen in die „Rinnerliehr“ gehen mußten! jeden Mittwoch Nachmittag! und jeden Sonntag! — Aber das half ja nichts weiter; „insegent“ mußten sie ja doch werden, daß andere aber war „dumm“ Tüg.“

Und nun wurden sie überhaupt nicht gefragt!

„Je joa! — je joa! — —“

Dumpf erklang es aus den Reihen.

Pastor Dehnhardt säumte nicht. Er kannte seine Poken (Mönchguter). Eiligh zog er ein zweites Papier aus der Brusttasche des langschößigen Rockes.

„Und nun, meine Lieben, wollen wir uns gleich klar werden über die Stelle, wo wir das neue Schulhaus am besten hinbauen. Ich habe hier schon eine Zeichnung mitgebracht — wer sie sich ansehen will, trete nur näher heran.“

„Herr Paster . . .“

„Die Wiese am Berg ist doch Domaine; wenn wir mit dem Gebäude dicht an den Berg herangehen, haben wir schönen Schutz gegen den Ostwind, und der Lehrer bekommt Sonne in seinen Garten.“

„Herr Paster . . .“

„Wegen der Lohnfuhrn zum Bau muß ich noch mit unsern Nachbarn sprechen — in den nächsten Tagen will ich das klar legen. Mit Beginn des Frühlings schickt der Fiskus die Handwerker, und da beide Dörfer von den Segnungen der neuen Einrichtung profitieren werden, ist es nicht mehr als billig, daß sie auch beide die Lasten tragen.“

„Herr Paster . . .“

„Und dann werden wir, will's Gott, binnen Jahresfrist ein schönes, gesundes,



über die weite Fläche hin,<sup>1)</sup> zogen die Lippen von den tabatzgebräunten Gebissen und verfolgten mit den scharfen Seemannsaugen das von Spülwasser umsprühte, mehr und mehr in das Dunkel eintauchende Boot. Dann kehrten sie die breiten Rücken der Wasserfläche zu und nahmen gemächlich den Weg unter die Füße.

„Je, joa — — je, joa! — — —“

„Je, joa — — je, joa! — — —“

„Doar helpt nu kein Bibel un Gesangbuck nich mihr tau nich.“

„Je, joa — — je, joa! — — —“

Die Zwiesprache war beendet. Sie reichten sich die warmen, harten Fäuste, spuckten noch einmal gedankenvoll vor sich hin auf die frostharte Erde und krochen wieder hinter ihre dunstigen, backsteinernen Öfen.

Mit dem stillen Hindämmern, dem wohligen, wunschlosen Behagen war's von da ab vorbei. Die verträumte Halbinsel sollte durchaus gesegnet werden aus kultureller Hand, und so sehr sich auch die tiefeingelebte Eigenart des Volkes gegen das Neue stemmte, es brach sich Bahn. Einstweilen unter Jammern und Klagen und Verzweiflung an der Gerechtigkeit Gottes, der seine Poken durchaus ihrem Schicksal überließ.

„Jesus! Lüd un Rinner! — wo is't möglich! — — —“ schrienen die Weiber, als wirklich „dei grot Stuw“ beim Ortschulzen frei gemacht und mit Tischen und Bänken ausgestattet wurde für den Unterricht. Als Mudder Schultsch, eine alte Witwe, am Ende des Dorfes, Fischneze, Lumpen und kleingehacktes Holz aus einer Kammer hinauszwarf und sie als Untswohnung für den Lehrer zur Miete anbot. Als dieser dann „wahrhaftigen Gott“ eintraf: frisch vom Seminar, blutjung, ein geborner Sachse, ohne Ahnung von der plattdeutschen Sprache und der Bodigkeit der Poken.

Das halbe Dorf sah dem Einzug des über die ungeahnt schnelle Anstellung Hochbeglückten zu — aus gemessener Entfernung, die Hände in den Taschen der weiten „Büren“.

„Wat schall nu so ein' bi uns!? —“ sagt Heidtmannsch zu Looksch, dreht die dicke wollene Schürze um und schneuzt kräftig hinein. „Wenn 't noch ein' von uns' Dart wär, denn so wär dat noch 'ne Mäglichkeit, dat wi em biholl'n können; man dees is jo kein Lüd wat nütt — — hür blot eins, Nahwersch, wat hei taurecht-pohlt! ut em kann jo kein Swien klauk werden.“

„Je!“ mischt sich ein alter Lotse hämisch ein. „Biholl'n möt wi em nu; kein Deuwel ward em freten. Man nu kömmt noch upp an, wat hei dat Spill nich verlöpt.“<sup>2)</sup>

Aber er hielt aus. Mühsam und geduldig erkämpfte er sich das Terrain. Ein blondes Mädchen wartete in der Heimat auf ihn; und alle Schwierigkeiten und Argernisse zerstoben wie Nebel vor der Sonne, sah sein junges, klares Auge den Neubau am Berge empornwachsen. Wenn der letzte Dachziegel fest lag, würde er sich sein Lieb holen — Weib, Amt, Brod! — — — und habern und klagen!? — — —

Die Pokenkinder lernten seufzend und widerwillig schreiben und „schrewen Schrift“ lesen! und die Alten begriffen bald, daß das seinen Nutzen habe. Die, besonders von den ängstlichen Müttern stark betonte Befürchtung, daß die Göhren „von dei Beliehrsamkeit mall in'n Kopp“ werden könnten, bewahrheitete sich nirgends; aber die vom Schulrat streng geforderte Regelmäßigkeit des Schulbesuchs lastete einstweilen noch schwer auf jung und alt. Fischen bei Sturm und Regen, durchnäßt bis auf die Haut, Feldarbeit verrichten von Sonnenaufgang bis in den Abend war für die Halbwüchsigen gewiß nicht leicht; stundenlang der großen Wandtafel gegenüber sitzen, sich mit Kopfrechnen, Geographie und Geschichte plagen, war aber ein ganz „verdeuwelter Kram“.

Troßdem! Der erste Schritt in eine neue Zeit war gethan.

<sup>1)</sup> „Sperlinge schießen“ ist der landesübliche Ausdruck für kunstgerechtes, bogiges Spreien.

<sup>2)</sup> Ob er die Sache aushält.







scheint, als ob das jüngste lebhaftere Interesse dafür auf Lily Brauns Buch „Die Frauenfrage“ zurückzuführen ist, in dem sie sich mit dem Problem auseinandersetzt. Denn kurz nach dem Erscheinen dieses Buches wird der Gedanke von den verschiedensten Autoren aufgegriffen; auch dem Bund Deutscher Frauenvereine liegt ein Antrag vor, der zur Beschäftigung mit dem Gegenstand auffordert.

Es ist ganz charakteristisch auch für die Psychologie der Volkswirtschaft, daß der Gedanke der Mutterschaftskassen zuerst in den Ländern Wurzel faßte und zur Ausführung drängte, in denen das Bedürfnis der für die Arbeit befreiten Frau nach Schutz in der Gesetzgebung keine Berücksichtigung fand, in denen entweder — wie in Frankreich und bisher auch in Italien — der Beschäftigung und Ausbeutung von Wöchnerinnen bei allen Formen der Erwerbsarbeit keinerlei Schranken gesetzt waren, oder wo — wie in England, Belgien und andern Staaten — den Wöchnerinnen für einen bestimmten Zeitraum die industrielle Arbeit untersagt ist, ohne daß ihnen irgendwelcher Ersatz für den ausfallenden Verdienst gesichert wird.

Die Not der arbeitenden Mutter, die um des täglichen Brotes willen ihre und ihres neugeborenen Kindes Gesundheit gefährdet, die zu einer Zerstörungswelt gezwungen wird, wie sie in der ganzen Natur sonst nirgend geschieht, sie hat den Gedanken entstehen lassen, daß Schäden, die vom Fortschritt der Kultur geschaffen, auch durch neue Kulturfortschritte wieder beseitigt werden müssen. Die Versicherung soll die Arbeiterin für die Zeit der Mutterschaft freimachen von der Last, die erst die Zeiten industrieller Entwicklung ihr aufgezwungen haben.

Für diesen Gedanken fanden sich Interpreten, wo immer auch die Not der Mütter sich ungehindert zuspitzen konnte; so hat in England Karl Pearson<sup>1)</sup> die Frage aufgeworfen, in Italien folgte Paolina Schiff<sup>2)</sup>, und für Frankreich und Belgien trat Louis Frank<sup>3)</sup> als Verteidiger der Mutterschaftsversicherung auf.

Wenn Deutschland sich mit dem Verlangen nach Errichtung von Mutterschaftskassen bisher zurückhielt, so wird das daraus erklärlich, daß hier mehr als im Ausland die sozialpolitische Gesetzgebung mit der industriellen Entwicklung Schritt hielt und das Bedürfnis nach Versorgung und Schutz der Mütter wenigstens in seiner krassesten Form nicht mehr der Befriedigung harret. In der Zeit, da die größte Steigerung der sozialen Not das soziale Verständnis der Frauen wach rief, war in Deutschland schon ein Anfang mit dem Schutz der Wöchnerin gemacht.

Schon die Gewerbeordnungsnovelle vom 17. Juli 1878 enthielt die Bestimmung, daß Wöchnerinnen in Fabriken während dreier Wochen nach ihrer Niederkunft nicht beschäftigt werden dürfen, und das Krankenversicherungsgesetz vom 15. Juni 1883 legte den Krankenkassen für diese Zeit die Zahlung einer Unterstützung an die Wöchnerin auf. Diese Bestimmungen sind später auf vier Wochen und — falls kein ärztliches Gesundheitsattest die Arbeiterin für arbeitsfähig erklärt — auf sechs Wochen ausgedehnt worden.

Wenn auch dieses Gesetz keineswegs eine auch nur annähernde Lösung des Problems bedeutet, wenn auch seine Mängel und Unvollständigkeiten — die an anderer Stelle kritisiert werden sollen — eine Erweiterung und Ergänzung der Bestimmungen dringend erfordern, so ist doch nicht zu verkennen, daß Deutschland damit den ersten Schritt auf dem vorgezeichneten Weg gethan hat. Es hat die notwendige Konsequenz gezogen, die das Verbot der Beschäftigung von Wöchnerinnen erfordert und eine Versicherungspflicht der arbeitenden Frauen eingeführt, die ihnen für die Zeit der gesetzlich erzwungenen Arbeitseinstellung eine Entschädigung für den ausfallenden Lohn, eine Unterhaltungsmöglichkeit sichert. Es ist angesichts dieser Tatsache nur begreiflich, daß in Deutschland die Forderung nach Schaffung von Mutterschaftskassen bisher nicht aufgekommen ist, daß vielmehr die Wünsche, die sich auf einen besseren

<sup>1)</sup> Karl Pearson: *The Ethic of Freethought*. London, T. Fisher Unwin, 1898.

<sup>2)</sup> Paolina Schiff: *Istituzione di una Cassa d'Assicurazione per la Maternità*. Milano 1895.

<sup>3)</sup> Louis Frank, Dr. Reiffer, Louis Mainje: *L'Assurance Maternelle*. Bruxelles, Henri Lamertin 1897.

Schutz und eine erweiterte Fürsorge für die Frauen während der Zeiten der Mutterschaft — diese im engeren Sinn genommen — bezogen, an eine Kritik der vorhandenen Bestimmungen anknüpfen. Das Verlangen nach Ausbau und Erweiterung des Krankenversicherungsgesetzes hat diesen Bestrebungen Ausdruck gegeben.

Da in jüngster Zeit auch in Deutschland eine Bewegung einsetzt, die auf Schaffung einer gesonderten staatlichen Mutterschaftsversicherung abzielt, sollen die Ursachen und Gründe dieser Forderung geprüft und auch ihre Aussichten auf Erfolg ins Auge gefaßt werden.

\* \* \*

Als bedeutsamster Einwand gegen die Versorgung der Wöchnerin von seiten der Krankenkassen, auf dem die Forderung nach Schaffung einer gesonderten Mutterschaftsversicherung beruht, wird vorgebracht, daß die Krankenkassen eine zu starke Belastung durch ihre weiblichen Mitglieder erfahren würden, wenn sie in ausreichender Weise als bisher bei deren Niederkunft eintreten sollten.<sup>1)</sup> Unsere Stellungnahme zu diesem Bedenken muß zunächst bestimmt werden durch das Maß dessen, was man als wünschenswerte oder notwendige Versorgung der Mütter erachtet.

Es ist sicherlich unzureichend, den Schutz und die Fürsorge für die Wöchnerin nur bedingt bis zu sechs Wochen auszudehnen und als Regel nur die vierwöchentliche Schonzeit aufzustellen, wie es im deutschen Gesetz geschieht. Es kann auch keinem Zweifel unterliegen, daß schon für die letzte Zeit vor der Niederkunft ein Fernhalten von der Arbeit gefordert werden muß, und daß unsere Gesetzgebung hier eine bedauernde Lücke aufweist. Ein Verbot der Beschäftigung von Schwangeren hat bis jetzt nur die Schweiz ausgesprochen (für 14 Tage vor der Niederkunft); die Ausföhrung dürfte aber infolge mangelnder Fürsorge für eine pekuniäre Unterstützung während dieser Zeit großen Schwierigkeiten begegnen.

Auch der Kreis der Arbeiterinnen, die in Deutschland Anspruch auf Wöchnerinnenunterstützung haben, müßte erweitert werden; vor allem durch Beseitigung der Gemeindeversicherung, die von der Zahlung der Unterstützung an Wöchnerinnen befreit ist. Schließlich aber ist die Höhe der Unterstützung durchaus unzureichend. Sie beträgt  $\frac{1}{2}$  bis  $\frac{3}{4}$  des durchschnittlichen Tageslohns; das ist der Satz, der für die Krankengelder unter dem Gesichtspunkte festgelegt worden ist, daß Simulanten möglichst abgeschreckt werden sollten. Wenn solche Rücksichten eine Herabsetzung der Krankenunterstützung unter die Höhe des sonstigen Einkommens vielleicht auch rechtfertigen, so ist sie den Wöchnerinnen gegenüber jedenfalls ganz überflüssig, und hier müßte unbedingt mit Änderungen eingesezt werden.

Der Bund deutscher Frauenvereine hat denn auch in einer Petition zu der bevorstehenden Abänderung des Krankenversicherungsgesetzes unter andern die Erhöhung der Wöchnerinnenunterstützung auf den ortsüblichen Tageslohn gefordert. Darüber hinaus geht die Forderung der sozialdemokratischen Fraktion des Reichstags,<sup>2)</sup> die sich in durchaus maßvollen und wohl erreichbaren Grenzen hält. Sie fordert ein sechswöchentliches Beschäftigungsverbot für die Wöchnerinnen und — sofern deren Kind am Leben bleibt — Ausdehnung der Ruhezeit auf acht Wochen im Interesse des Säuglings. Ferner verlangt der Antrag, daß schwangere Frauen die Arbeit ohne Einhaltung der Kündigungsfrist vier Wochen vor der Niederkunft niederlegen dürfen und daß sie für die ganze Zeit dieser Arbeitsunterbrechung eine Unterstützung in der Höhe des ortsüblichen Tageslohns erhalten.

Weit über das Maß dieser Wünsche hinaus geht Dr. Zadel in einer Kritik dieses Antrags.<sup>3)</sup> „Ist der 8 Wochen alte Säugling“ — so sagt er — „nicht nahezu

<sup>1)</sup> Vgl. Lily Braun: Die Frauenfrage S. 547 und Henriette Fürth im Frauengenossenschaftsblatt, 1. Jahrg. Nr. 3, in: „Die Fabrikarbeit verheirateter Frauen“ und Dr. Zadel in den Soz. Monatsheften, V. Jahrg. Heft 3.

<sup>2)</sup> Antrag, betr. die Beschäftigung gewerblicher Arbeiterinnen.

<sup>3)</sup> Vgl. Zadel a. a. O. S. 173.

ebenso hilflos und gefährdet ohne die mütterliche Fürsorge als der 6 Wochen alte? Die Mutter ist auch dann nicht zu ersetzen, weder, wenn sie das Kind stillt — wofür wir in erster Reihe einzutreten haben —, noch weniger, wenn das Kind auf künstliche Nahrung angewiesen ist. Will man eine Zeitbestimmung treffen, so mag man 9 Monate festsetzen als die Zeit, die Mütter ihren Säugling an der Brust haben sollten, allenfalls auch sich mit 6 Monaten begnügen.“ Zadek wendet sich mit aller Entschiedenheit dagegen, daß eine Versorgung der Kinder von seiten ihrer Mütter neben der Fabrikarbeit möglich sei, wie eine solche jetzt durch die italienische Schutzgesetzgebung vorausgesetzt worden ist. Nach Artikel 10 dieses Gesetzes (angenommen am 23. März 1902) muß in allen Fabriken, in denen Frauen beschäftigt werden, entweder ein Zimmer bereit gehalten werden, in denen Mütter ihre Kinder nähren können, oder es muß ihnen gestattet werden, zu bestimmten, in der Fabrikordnung festzulegenden Stunden die Fabrik zu diesem Zweck zu verlassen. In Fabriken, die mehr als 50 Arbeiterinnen beschäftigen, muß aber ein besonderer Raum dafür vorgesehen werden.<sup>1)</sup> Allerdings ist diese Bestimmung noch so neu, daß ihre Resultate erst abzuwarten sind, ehe man ein Urteil über ihre Nützlichkeit fällen kann. Zadek bezieht sich in seiner Stellungnahme zu diesem Punkt wohl nicht auf gesetzliche Maßregeln. Eine ähnliche Vorsorge von seiten der Fabrikanten fordert auch Louis Frank<sup>2)</sup>, der namentlich den Unternehmern die Pflicht übertragen sehen möchte, Fabrikrippen zu errichten. Lily Braun fürchtet — und wohl nicht mit Unrecht —, daß den Unternehmern solche Lasten nicht auferlegt werden können, ohne daß sie dadurch mehr und mehr zur Abschaffung der Frauenarbeit gedrängt würden. Sie wünscht die Errichtung von Krippen auf Kosten der Gemeinde und schlägt damit wohl den geeigneteren Weg ein.<sup>3)</sup> Denn es liegt doch, ganz abgesehen von der Gefahr der Verdrängung der Frauenarbeit aus der Fabrik in die ungeschützte Hausindustrie, gar keine Veranlassung vor, den Industriellen die Sorge für die zukünftigen Bürger aufzuerlegen, während das Interesse von Staat und Gemeinde ein Eingreifen geradezu herausfordert.

Sehr weitgehend sind ferner die Wünsche von Dr. Zadek in Bezug auf den Schutz der schwangeren Frau. „Von Rechts und Gesundheits wegen sollte die gewerbliche Arbeit schwangerer, ebenso wie säugender Frauen, also durch volle anderthalb Jahre hindurch, überhaupt ganz unterbleiben.“ Er sieht aber selbst die Schwierigkeit ein, die aus der Durchführung solcher Maßregel erwachsen würde; sie würde schon an dem Bestreben der Arbeiterin, die Schwangerschaft möglichst lange zu verheimlichen, scheitern, und so verlangt er denn Schutz der Mutter im letzten Drittel der Schwangerschaft oder zum wenigsten für die letzten sechs Wochen. Lily Braun hält zwar das von Zadek aufgestellte Ideal des 1½-jährigen Schutzes für erstrebenswert, begnügt sich aber angesichts der Schwierigkeit der Durchführung mit der Forderung einer Schutzzeit von 4 Wochen vor und 8 Wochen nach der Entbindung<sup>4)</sup>, während Henriette Fürth, etwas weiter gehend, 4—6 Wochen Ruhezeit für die Schwangere, 6—12 Wochen für die Wöchnerin fordert.<sup>5)</sup>

Von ärztlicher Seite werden ähnliche Ansprüche gestellt. Dr. med. Agnes Bluhm fordert vor der Entbindung einen Schutz für 4—6 Wochen; nachher eine sechs-wöchentliche Ruhezeit;<sup>6)</sup> das würde der Einrichtung entsprechen, die Dollfuß in seinen Mülhauener Fabriken getroffen hat. Dort ist den Arbeiterinnen für im ganzen 12 Wochen vor und nach ihrer Niederkunft die Arbeit untersagt mit dem Erfolg, daß die Säuglingssterblichkeit von 39 auf 25 % herabging. Dieser Versuch, der sich

<sup>1)</sup> Vgl. *La difesa della vita*. Roma, Libreria Socialista italiana. S. 79.

<sup>2)</sup> Vgl. a. a. D. S. 79.

<sup>3)</sup> Vgl. a. a. D. S. 501 und Archiv für soziale Gesetzgebung Band 11, Heft 3/4, S. 547.

<sup>4)</sup> Vgl. a. a. D. S. 547.

<sup>5)</sup> A. a. a. D. S. 22.

<sup>6)</sup> Vgl. Hygienische Fürsorge für Arbeiterinnen und deren Kinder. Im Handbuch der Hygiene, 8. Band.



seit Jahrzehnten bewährt hat, sollte nun zur Grundlage für die Forderung an die Gesetzgebung gemacht werden. Auch in den Berichten verschiedener Gewerbeinspektoren werden derartige Vorschläge gemacht.

\* \* \*

Wenn man die Ansprüche an eine Mutterschaftsversicherung in dieser Weise abgrenzt, dürfte ihre Befriedigung wohl im Rahmen der Krankenversicherung zu ermöglichen sein; allerdings müßte den Klassen zur Erfüllung dieser besonderen Aufgabe — um die aus einer solchen Bestimmung entstehenden Mehrkosten zu decken — ein Zuschuß von Gemeinde oder Staat gewährt werden. Das würde in der deutschen Versicherungs-gesetzgebung ja kein Novum bedeuten. Bekanntlich giebt das Deutsche Reich den Versicherungsanstalten für jede von ihnen ausgezahlte Invalidenrente einen festen Zuschuß; und die Verpflichtung des Staates, sich eine gesunde, kräftige Bürgerschaft durch Vorsorge für die ins Leben tretenden Kinder zu sichern, kann an Bedeutung hinter seiner Pflicht, den Invaliden eine erträgliche Existenz zu schaffen, sicherlich nicht zurückstehen.

Das ist nun aber der kritische Punkt, an dem der Streit der Meinungen einsetzen muß, an dem namentlich die Interessen der Sozialisten sich in Gegensatz zu denen der Feministen stellen. Soll der Staat der Frau vollste Bewegungsfreiheit lassen, oder soll er die Mutter schützen, und in welchem Umfange soll er es thun? Die einen begehren größtmöglichen Schutz, die Befreiung der Mutter von der Arbeit für  $1\frac{1}{2}$  Jahre, Übernahme der elterlichen Verpflichtungen in weitem Umfange vom Staat; die andern streben nach der Freiheit der Frau, wehren sich gegen Vorrechte und Schutzgesetze, weil sie das als Konsequenz ihrer Gleichberechtigungsforderungen ansehen, und wollen die auf den physiologischen Eigenschaften der Frau beruhenden Bedürfnisse nur im allergeringsten Umfange gelten lassen. Die geringere Widerstandskraft der Frau ist für sie kein ursprüngliches Merkmal ihres Geschlechts, vielmehr die Folge seiner ganzen künstlich gesteigerten Entartung durch verkehrte Erziehung und Verpflegung.<sup>1)</sup> Hier scheinen selbst Frauen, in denen starke feministische Instinkte neben sozialistischer Überzeugung wohnen, für die der Sozialismus nicht nur die Befreiung der einen Menschheitshälfte bedeutet, in einen Konflikt ihrer Anschauungen zu geraten. Wenn man — wie Lily Braun — in der Entwicklung der Frauenarbeit den Motor sieht, der „das Weib zu einem strebenden und denkenden Menschen wandelt“; die „große Emanzipatorin, die sie aus der Sklaverei zur Freiheit emporführt“, so kann man — auch im Interesse der kommenden Generation — es kaum als Ideal hinstellen, der Frau für die ganze Zeit der Schwangerschaft und auch für die Zeit des Säugens die Fabrikarbeit zu verbieten. Frau Braun zieht auch die Konsequenz, die sich aus diesem Widerstreit der Interessen ergibt, sie stellt sich mit erreichbaren Forderungen auf den Boden realer Verhältnisse und fordert nicht Schutzlosigkeit der Kinder, um der Mutter vollste Betätigungsfreiheit zu lassen, noch eine Beschränkung der Mutter in solchem Umfang, wie sie sie im Interesse der Kinder als Ideal hinstellt, wie sie aber tatsächlich eine neue Form unerhörtester Beeinträchtigung der persönlichen Freiheit der Frau bedeuten würde.<sup>2)</sup> Man denke nur an eine Frau, die auch nur drei bis vier Kinder im Zeitraum von 6 oder 8 Jahren zur Welt bringt und auf Grund solcher Bestimmungen gezwungen wäre,  $4\frac{1}{2}$  resp. 6 Jahre während dieses Zeitraums sich von außerhäuslicher Arbeit fernzuhalten. Sie würde jede Möglichkeit verlieren, in ihrem Beruf leistungsfähig zu bleiben, und würde in den Monaten, in denen sie dem Erwerb nachgehen muß, weil sie keine Unterstützung erhielt, mit den größten Schwierigkeiten zu kämpfen haben. Es würde fast ein Zurückkehren zu dem alten Grundsatz „Mutterschaft oder Arbeit“ bedeuten, der aber um so gefährlicher wäre, als heut viele Mütter

<sup>1)</sup> Vgl. Lily Braun a. a. O. S. 498/99.

<sup>2)</sup> Erwähnenswert erscheint auch die Forderung von Henriette Fürth, die Fürsorge der Mutterschaftskassen zwar für mindestens 2—3 Jahre auszudehnen, aber sie durch Errichtung von Wöchnerinnenheimen, Krippen, Gewährung von Hauspflegerinnen so auszugestalten, daß die Arbeiterin ihrem Erwerb für den größten Teil dieser Zeit nachgehen kann.

für sich und ihre Kinder auf den eigenen Erwerb angewiesen sind. Gegen solchen Gedanken muß sich feministisches und sozialistisches Empfinden gleichermaßen sträuben; nur das Centrum könnte frohlocken: die Mutter wäre dem Kinde zurückgegeben, die Familie wäre gerettet; wenigstens der äußere Rahmen würde erhalten.

Das Beste aber, was sich die Familie bisher trotz aller Zerstörungsarbeit, die die wirtschaftlichen Verhältnisse an ihr vollführt haben, gerettet hat, ihr tiefster Inhalt, ihr wesentlichstes Gut, die Elternsorge und Elternliebe, die würde erheblich beeinträchtigt werden, wenn man eine staatliche Versorgung der Frauen und Kinder für 1½ Jahre durchführen wollte. Denn eine Mutterschaftsversicherung, die in derartig umfassender Weise eintritt, würde so große Mittel erfordern, daß die Lasten den zunächst Beteiligten, den Müttern und Vätern der arbeitenden Klasse, auch nicht zum allergeringsten Teil auferlegt werden könnten. Diese Versicherungspflicht aber auf die Schultern der Arbeitgeber zu laden, erscheint mir ganz ungerechtfertigt; denn gerade für sie hat doch die Fürsorge für die werdenden Kinder die geringste Bedeutung. Der Staat und die Gemeinden sind in viel stärkerem Maße daran interessiert, hier einzutreten, wenn die Kräfte und Mittel der Eltern nicht ausreichen. Es würde also praktisch auf eine Unterstützungspflicht des Staates für Schwangere und Wöchnerinnen herauskommen, nicht auf eine Versicherung derselben, jedenfalls nicht, wenn man nur an eine Zwangsversicherung der lohnarbeitenden Frauen denkt. Denn diese pflegen — soweit es sich um Ehefrauen handelt — den schlechtest gestellten Schichten der Arbeiterklasse anzugehören, in denen ja gerade die Not zur Mitarbeit der Frau zwingt. Aus ihren Reihen dürften so erhebliche Versicherungsbeiträge nicht aufzubringen sein, wie notwendig wären, um auch nur einen erwähnenswerten Bruchteil (etwa 25 %) der Kosten für die Versorgung während 1½-jähriger Ruhepausen zu decken.

Zudem entstehen hierbei nun die schwierigsten Fragen. Wer soll überhaupt versichert werden? Will man eine Versicherung für verheiratete Mütter schaffen? Oder wenn man — was doch selbstverständlich erscheint — die ledige Mutter mit einschließen will, so muß man jedes arbeitende Mädchen etwa vom 15. Jahre an versichern. Henriette Fürth<sup>1)</sup> schlägt Versicherung aller jungen Eheleute, die ein Jahreseinkommen unter 2000 Mark haben, für mindestens 20 Jahre vor. Daß dieser Vorschlag überhaupt gemacht werden kann, beweist die ganze Schwierigkeit des Problems. Hierbei würde die ledige Mutter, die der Hilfe am meisten bedarf, ganz übergangen. Dagegen würde die Versicherung auf viele Eheleute ausgedehnt, von denen die Frau der Erwerbsarbeit gar nicht nachgeht und für die deshalb eine besondere Versorgung während dieser Zeiten nicht nötig ist. Gewiß würde auch diesen ein Zuschuß für die besonderen Ausgaben wünschenswert sein; dafür einzutreten könnte aber keinesfalls Sache einer Zwangsversicherung sein, besonders nicht, wenn diese staatliche Unterstützung erfährt. Das ist eine Aufgabe, deren sich private Versicherungsgesellschaften bemächtigen sollten. Legt man aber jedem Mädchen etwa vom 15. Jahre an die Pflicht auf, einer Mutterschaftskasse beizutreten, so würde man ihr ganzes Denken noch mehr als schon jetzt darauf lenken, die Erwerbsarbeit als Übergangsstadium zu betrachten; nur daß nicht mehr wie bisher die Ehe als das selbstverständliche und zu erwartende Ziel dem heranwachsenden Mädchen vorschweben würde, sondern die Mutterschaft auch ohne Ehe würde für sie an Veredlung gewinnen. Ja, die Mutterschaft würde als ein so selbstverständliches Vorkommnis angesehen werden, daß selbst die Anerkennung der Liebe und Zuneigung von Mann und Frau als Grundlage der Mutterschaft vielen verloren gehen würde. Das würde aber auch denen als bedenkliches Herabdrücken des sittlichen Niveaus erscheinen, die auf Grund persönlicher Ansicht oder eines Parteiprogramms für den freien Liebesbund einzutreten pflegen. Außerdem aber würde — auch wo sittliche Bedenken nicht vorliegen — den Mädchen damit nicht gedient, wenn durch den Zwang zur Versicherung die außereheliche Mutterschaft ihrem Gesichtskreis näher gebracht wird, da diese unter den heutigen Verhältnissen

<sup>1)</sup> Vgl. Die Fabrikarbeit verheirateter Frauen (Frankfurt a. M. 1902) S. 35 f. und Frauengenossenschaftsblatt Nr. 3 S. 22.





durchgekämpft und durchgelitten. Wir sind noch so sehr als Familienmitglieder geboren und zu Familienmitgliedern erzogen, daß für eine soziale Weltanschauung, die der Umschwung der Verhältnisse, die der Zeitenwandel uns aufnötigte, erst gewaltsam Raum geschaffen werden mußte. Das geschah, indem man die alten Idole zertrümmern zu müssen glaubte, sie über Bord warf. Wer selbst ausschließlich als „Familienangehöriger“ aufgewachsen ist, ohne gesellschaftliche, ohne soziale Ideale, und dann seinen Platz in der Welt suchen mußte, der glaubt in ganz natürlicher Reaktion zunächst den Menschen, das Kind nur als Glied des Staates, der Gesellschaft ansehen und erziehen zu sollen. Den Weg werden noch viele Frauen gehen müssen, ehe sie begreifen können, daß die Tätigkeit der Mutter nur ausgeglichen werden kann mit den neuen Entfaltungsmöglichkeiten der Frau, wenn eine sorgsame Abgrenzung der elterlichen und der staatlichen Pflichten dem Kinde gegenüber Platz greift.

\* \* \*

Mit dieser meiner prinzipiellen Auffassung des Problems komme ich zur Frage der praktischen Lösung zurück. Auf dieser Stellungnahme beruht die Forderung, für etwa 12 Wochen zur Zeit der Niederkunft — nach Art des Dollfußers Systems — den Frauen eine Versorgung für Mutter und Kind zu bieten, die auf Selbstversicherung und Staatszuschuß beruhen könnte. Dies ist meines Erachtens der Punkt, auf dem sich zunächst die Anhänger aller Richtungen begegnen könnten; solche Maßregel würde dem Schutzbedürfnis der Kinder in erheblichem Maße dienen, ohne der Mutter eine starke Beeinträchtigung ihrer Bewegungsfreiheit aufzuerlegen. Wenn ich diese Fürsorge und Unterstützung im Rahmen der Krankenversicherung ausgeübt sehen möchte, so ist damit keineswegs eine prinzipielle Gegnerschaft gegen den Gedanken der Mutterschaftskassen verbunden, da die Leistungen, die ich der Krankenkasse auferlegt sehen möchte, mit denen übereinstimmen, die andre von der Errichtung einer Mutterschaftsversicherung praktisch erwarten. Es sind vielmehr taktische Gründe, die mir einen Ausbau der Krankenversicherung wünschenswerter erscheinen lassen. Es wird voraussichtlich viel leichter sein, auf dem eingeschlagenen Wege einen Fortschritt durchzusetzen, ihn zu verlängern und zu verbreitern, als den alten zuzuschütten und einen neuen Pfad anzulegen. Das Bessere ist der Feind des Guten. Wollen wir uns an den Buchstaben, an das leere Wort klammern und auf jede Errungenschaft verzichten, bis wir die Mutterschaftskasse haben können, oder wollen wir Schritt für Schritt die Vorteile einer Mutterschaftsversicherung den Tausenden von Frauen erobern helfen, denen die Krankenkassen schon heute die elementarste Hilfe leisten?

Dazu kommt noch, daß der Kenner der Versicherungswissenschaft vielfach vom versicherungstechnischen Standpunkt aus vor einer Zersplitterung des Versicherungswesens warnen, und daß alle Vorschläge und Versuche zur Gründung von Mutterschaftskassen wenig Brauchbares ergeben haben. So hat beispielsweise Dr. Mainzie in der bereits mehrfach erwähnten Schrift „L'Assurance Maternelle“ eine so komplizierte Beitragspflicht für die Altersstufen von 14 bis 50 Jahren berechnet, daß er selbst schließlich als Resultat die Vereinigung von Mutterschaftsversicherung und Krankenversicherung empfiehlt.<sup>1)</sup> Auch scheint, wenn die Mehrkosten gegenüber dem jetzigen System vom Staat aufgebracht werden, immerhin eine möglichst gerechte Verteilung der Lasten auf alle beteiligten Parteien dabei Platz greifen zu können. Der geringe Prozentsatz, den dann der Arbeitgeber zur Unterstützung beizutragen hat, würde sich im Rahmen dessen halten, was er für die Verhütung von Krankheitsunkosten — und als solche stellt schließlich jede rationelle Pflege der Schwangeren und Wöchnerinnen sich dar — wohl aufwenden könnte. Daneben würde der Konflikt zwischen Familie und Staat durch Heranziehung beider Teile gelöst. Die Hagestolzsteuer dagegen oder die Besteuerung von unverheirateten und kinderlosen Leuten, die von Frank vorgeschlagen,<sup>2)</sup>

<sup>1)</sup> Vgl. a. a. D. S. 103.

<sup>2)</sup> Vgl. a. a. D. S. 82.

von Frau Braun mit Vorbehalt aufgegriffen wird,<sup>1)</sup> scheint mir nicht empfehlenswert. Sie dürfte eine Verwirrung der Begriffe von Recht und Pflicht herbeiführen helfen. An Stelle des Rechtes, Kinder in die Welt zu setzen, und der Pflicht, sie dann nach Kräften zu versorgen, könnte der Glaube an die Pflicht treten, Kindern das Leben zu geben, und an das Recht, nur nach Belieben für sie zu sorgen. Solche psychologischen Wirkungen mögen vielleicht in Frankreich, wo ähnliche Pläne ja schon in früheren Zeiten wiederholt aufgetaucht sind, eine geringere Rolle spielen; für deutsche Verhältnisse hat das Projekt wohl wenig Aussicht auf begeisterte Anhängerschaft. Ebenso unannehmbar erscheint mir der Vorschlag von Paulina Schiff, die Kosten der Mutterschaftskassen zu 8 % den Eltern, zu 12 % den Arbeiterkammern, zu 40 % dem Staat aufzuerlegen und 40 % der Ausgaben aus freiwilligen Beiträgen zu decken!<sup>2)</sup> Daß mit freier Liebesthätigkeit auf diesem Gebiet nichts Nennenswertes erreicht werden kann, haben alle bisherigen Versuche ergeben. In Italien hat die Bewegung auf privatem Wege nichts als einige Unterstützungsvereine in Turin und Bologna durchgesetzt;<sup>3)</sup> nun sieht ja auch dort der Staat im Begriff, die Angelegenheit in die Hand zu nehmen; allerdings gleichzeitig und wohl auch in demselben Rahmen mit einer Krankenversicherung. Die italienische Regierung ist im April durch Beschluß beider Parlamente verpflichtet worden, innerhalb eines Jahres einen Gesetzentwurf zur Gründung von Zwangs-Kranken- und Wöchnerinnenkassen vorzulegen.<sup>4)</sup> Ebenso bedeutungslos sind in Frankreich die privaten Mutterschaftskassen geblieben.<sup>5)</sup>

Gegen die Vereinigung von Krankenkasse und Mutterschaftsversicherung wird schließlich häufig eingewendet, daß Schwangere und Wöchnerinnen mit Kranken überhaupt nichts gemein haben, daß es ganz unlogisch sei, die Bedürfnisse der Mutter denen der Kranken einzureihen. Die Niederkunft sei ein normaler Prozeß und keine Krankheit. Louis Frank geht sogar so weit, daß er fürchtet, „durch solche Vereinigung die Heiligkeit der mütterlichen Funktion nicht ins rechte Licht rücken zu können“. Er sieht eine Erniedrigung der edelsten menschlichen Tätigkeit darin, eine Herabwürdigung der Mutterschaft, wenn man die Wöchnerin mit einer gewöhnlichen Kranken vergleicht.<sup>6)</sup> Das klingt wie eine Reminiszenz an Laura Marholm! Aber der Einwand ist weit verbreitet. Thatsächlich ist er leicht zu entkräften. Das Deutsche Krankenversicherungsgesetz vom 10. April 1892 beschränkt sich keineswegs ausschließlich auf die Fürsorge für den Fall der Krankheit, sondern hat ein weiteres Feld in seinen Wirkungskreis gezogen und faßt die Wöchnerinnenunterstützung keineswegs als Krankenunterstützung auf. Neben der Verpflegung und Unterstützung von Kranken steht es Sterbegelder vor, sodaß die Krankenkassen zugleich den Charakter von Sterbekassen annehmen, ferner eine Wöchnerinnenunterstützung und fakultative Rekonvaleszentenfürsorge. So kann man wohl den Namen des Gesetzes als zu eng oder unpräzise bezeichnen, aber die Versorgung der Wöchnerin — und hoffentlich auch bald der Schwangeren — im Rahmen dieser leistungsfähigen und bewährten Organisationen läßt sich mit gerade so viel Berechtigung durchführen wie die andern, über die Krankenversorgung hinausgehenden Leistungen. Übrigens spricht das Gesetz selbst an keiner Stelle von einem Krankengeld für Wöchnerinnen, sondern von einer „Unterstützung in Höhe des Krankengeldes an Wöchnerinnen“, und erkennt hierin die besondere Stellung der Wöchnerin auch ausdrücklich an. Wenn man den Einwand trotzdem aufrecht erhalten will, so müßte man füglich auch gegen die Verschmelzung von Alters- und Invalidenversicherung Front machen, die miteinander verbunden und seit 1899 sogar auch unter dem kurzen, wenngleich nur einen Teil der Aufgaben präzisierenden Namen „Invalidenversicherungsgesetz“ zusammengefaßt sind.

\* \* \*

<sup>1)</sup> Vgl. a. a. O. S. 547 und Archiv für soz. Gesetzgebung, Bd XI, Heft 3/4, S. 548.

<sup>2)</sup> Vgl. Paulina Schiff a. a. O. S. 10 und Frank S. 55.

<sup>3)</sup> Vgl. Paulina Schiff im Corriere Sanitario vom 8. Juni 1902.

<sup>4)</sup> La Difesa della Vita. S. 73.

<sup>5)</sup> Vgl. Die Berichte der Mutualité maternelle in Paris; gegründet von Mathieu Buglinski 1891.

<sup>6)</sup> A. a. O. S. 59.

Die Mutterschaftsversicherung, in welche Form und in welchen Rahmen man sie auch hineinlegt, pflegt beurteilt zu werden nach ihren Wirkungen auf das Kind, auf die Frau in ihrer Eigenschaft als Mutter, als Quelle der kommenden Geschlechter, als Lebensspenderin. Der Einfluß einer solchen Versicherung auf die Frau als Mensch, als Individuum, ist in dieser Darstellung bisher nur in negativer Weise berührt worden. Es ist angedeutet worden, daß im Interesse der Frau weitgehende Zwangsmaßnahmen nicht gefordert werden sollten. Der Vorteil, den auch die Frau, die Arbeiterin selbst aus einer Erfüllung der von uns aufgestellten Forderungen erzielen könnte, die positive Seite der Frage muß noch kurz berührt werden; denn bei höchster Bewertung der Mutterschaft ist doch nicht zu vergessen, daß die Frau nicht nur Schale, sondern auch Inhalt ist; nicht nur Mittel, sondern auch Zweck — Selbstzweck, soweit ein einzelner Mensch überhaupt Selbstzweck sein kann.

Für die Anerkennung dieser Auffassung hat — so unglaublich das auch klingt — die Frauenbewegung kämpfen müssen, und noch heute hat sie oft genug Gelegenheit dazu, ihre Position zu verteidigen. Wenn man diese Tatsache berücksichtigt, so erscheint die Mutterschaftsversicherung in einem ganz neuen Licht: als Waffe, mit der die Frau sich im erbitterten, harten Konkurrenzkampf schützt, mit der sie sich ihren Platz auf dem Arbeitsmarkt sichert.

Die Frauen verlangen die Eröffnung aller Berufe, um gleichberechtigt mit dem Mann im Existenzkampf, zu dem sie gezwungen sind, zu siegen oder zu unterliegen. Aber die „Gleichberechtigung“ zwischen Mann und Frau auf dem Arbeitsmarkt ist ein ebenso trügerischer Begriff wie der „freie Arbeitsvertrag“ im Verkehr von Arbeitgeber und Arbeitnehmer, der ein leerer Name bleiben muß, weil beide nicht mit gleichen Mitteln und gleichen Anlagen den Vertrag schließen können. Die Arbeiter haben dies längst erkannt und sich die Freiheit ihres Arbeitsvertrages durch Ordnungen und Bindungen — durch den staatlichen Arbeiterschutz — zu sichern versucht. Daß auch die Frauen die Gleichberechtigung im Berufsleben nicht nur durch Freigabe aller Berufe erreichen können, zeigt die Entwicklung der industriellen Frauenarbeit, der keine Hemmungen im Wege gestanden haben; das zeigt die ungleiche Entlohnung von Mann und Frau für gleiche Leistungen; das beweist die lohndrückende Tendenz der Frauenarbeit. Soll die Gleichberechtigung der Frau auf dem Arbeitsmarkt nicht nur Phrase sein, sondern Wirklichkeit werden, dann braucht die Frau einen besonderen Schutz zum Ausgleich für die besonders schweren sozialen Lasten, die sie zu tragen hat.

Pearson führt in einem Aufsatz über die Frauenfrage und die Arbeiterfrage aus, daß die verheiratete Arbeiterin — besonders wenn sie mit starken mütterlichen Instinkten begabt ist — immer im Nachteil gegen die unverheiratete sein wird. Nur besondere Tüchtigkeit und vermehrter Kraftaufwand wird das auszugleichen im stande sein. Sie hat auf dem Arbeitsmarkt nicht nur den Konkurrenzkampf mit dem Mann aufzunehmen, sondern auch mit der kinderlosen Frau, und so hat sie doppelte Schwierigkeiten zu überwinden. Sie muß Arbeitsbedingungen verlangen, die diese Schwierigkeiten und Ungleichheiten ausfüllen, wenn sie ihre Persönlichkeit behaupten will. Darum ist die Fürsorge für die Mutter nicht nur berechtigt durch das Bedürfnis der Kinder nach Pflege, durch das Interesse des Staates, die Frau mit Rücksicht auf ihre Fähigkeit zur Mutterschaft gesund zu erhalten, sondern die Frau braucht diese Fürsorge auch als Arbeiterin, um sich als freies Individuum auf dem Arbeitsmarkt erhalten zu können. Sie muß sich in der Zeit, in der ihre Leistungsfähigkeit so stark herabgedrückt ist, daß sie die Konkurrenz höchstens durch ein Unterbieten noch aufnehmen kann, zurückziehen können, ohne ihre Subsistenzmittel zu verlieren; sonst würde sie in unheilvollster Weise zur Lohndrückerin, insbesondere — aber nicht ausschließlich — für ihre Geschlechtsgenossinnen werden und selbst unter der Last und Dual ihrer Existenz zusammenbrechen. Gewiß giebt es Frauen, die so gesund und so außergewöhnlich kräftig sind, daß ihnen die Niederkunft nur eine ganz kurze, vorübergehende Arbeitsunterbrechung auferlegt, und solche Frauen sind leicht geneigt, sich gegen gesetzliche Schutzvorschriften aufzulehnen. Aber die Gesetze werden für die Mehrzahl und nicht für Ausnahmen gemacht, und die Mehrzahl der Frauen bedarf dieses Schutzes, um als





ihm an diesem Abend etwas zu thun gab, und dem er seine Nasenspitze — denn weiter war von des Mannes Gesicht nichts zu sehen — zeigen konnte.

Da stand ich nun wie ein moderner Robinson Crusoe, nicht auf einer unbewohnten Insel, aber vor einem unermesslich weiten Felde, dessen endlose Fläche weder von einem Hause, noch von einer Scheune, nicht einmal von einem entblätterten Baum oder Strauch unterbrochen wurde.

Vor mir ein langer gerader Weg, der sich grau zwischen den weißen Schneeflächen in der Dunkelheit verlor, und ganz weit in der Ferne einige rötlich schimmernde Lichtchen, die vermutlich aus den ersten Häusern von Boshwyl schienen.

Brrr! was für ein Wetter! Hagel und Schnee schlugen mir unbarmherzig ins Gesicht, und ein heftiger Windstoß riß mir fast den Hut vom Kopf, während er mir in den Telegraphendrähten längs des Weges spottend zuzurufen schien: „Wa—a—as — — was thust du hier? — — hie—ie—ier? — —“

„Nein!“ dachte ich, „das ist heut Abend wahrhaftig kein Spaß bei dem Hundewetter, und wenn ich die Vorlesung nicht fest angenommen hätte, dann . . .“ Ich bekam Heimweh nach meiner gemütlichen Studierstube und meinem warmen Kachelofen. Diesen einsamen Landweg da vor mir sollte ich ganz entlang gehen? Nein! Dazu konnte ich mich denn doch nicht entschließen; warum mir solch ein . . . hm! . . . solch ein Wohlthätigkeitsvereins-Vorstand auch kein Fuhrwerk schicke? . . . Pui! Ist das ein Empfang für einen christlichen Vortragenden? — Heimlich wünschte ich den Boshwylschen Wohlthätigkeitsvereins-Vorstand in ein viel wärmeres Klima als das unsrige; aber was half mir das? Ich mußte nun endlich zu einem Entschluß kommen, meine Uhr zeigte — — ich hatte Mühe, die Zeiger und das Zifferblatt zu unterscheiden — — halb sieben, und um acht Uhr sollte die Vorlesung beginnen.

Der Himmel mag wissen, wie weit das Dorf von der Station entfernt liegt! dachte ich im stillen und überlegte mir, was ich unter den gegebenen Verhältnissen wohl thun könnte. — — Zu Fuß gehen? — — mir einen Schnupfen holen, schlecht lesen, Fiasco

machen? — — oder an das Menschlichkeitsgefühl des Stationschefs appellieren? vielleicht wußte der ein Mittel um . . . da entdeckte ich plötzlich in der Ferne zwei feurige Augen, die mich anstarrten; sie kamen näher, wurden immer größer und bewegten sich bald langsamer, bald schneller auf und nieder. Nein! Ich täuschte mich nicht; es war ein näherkommender Wagen, ich hörte bereits das Rollen der Räder, — — und ein Seufzer der Erleichterung entfuhr mir, als einige Minuten später ein kleiner Verdeckwagen vor dem Bahnhof hielt; ich ahnte es: der mußte für mich bestimmt sein.

„Halt Klaus! Wir sind da, mein Junge!“ klang es aus dem Wagen; das Pferd stand still und schüttelte ein paar mal mit dem Kopf, als wollte es sagen: „Ja, ja, da sind wir nun!“

„Ist der Zug von sieben Uhr schon da?“ fragte dieselbe grobe Stimme.

„Schon lange!“ antwortete ich mehr oder weniger zitternd.

„So, na, dann ist er verdammt schnell gefahren heute Abend! Und ist er mitgekommen?“

„Wie meinen Sie?“

„Ob er da ist? Ob der Kerl aus Amsterdam da ist?“

„O ja, der ist da, der steht hier dicht neben Ihnen, mein Freund, und zittert am ganzen Leibe vor Kälte.“

„Was sagen Sie? Wo denn?“

„Na, hier! — ich bin selbst der Kerl; ich bin herzlich froh, daß Sie kommen, denn ich stehe hier wahrhaftig nicht zu meinem Vergnügen.“

„Na, das will ich Ihnen wohl glauben! 's ist höllisch kalt heute Abend — ich bin ein bißchen zu spät gekommen, sehen Sie — das kommt daher . . .“

„Ja, das ist mir nun ganz egal, wie es kommt, denn nun sind Sie ja da — kann ich einsteigen?“

„Bitte man los, Herr!“

„Sagen Sie, Rutscher, wie weit ist es noch bis Boshwyl?“

„Nun! Wollen sagen 'ne Viertelstunde, wenn der Weg gut ist.“

„So! — und wenn er schlecht ist?“

„Eine kleine halbe Stunde, aber heute Abend werde ich's wohl in zwanzig Minuten schaffen. Na, nun kriechen Sie nur gefälligst hinein, wenn's gefällig ist!“

Dankbaren Herzens „trotz ich hinein“ und sah zu meiner großen Freude, daß der Wagen vorn mit einem Fenster geschlossen war; wohl noch es starr nach dem Stall, doch das machte nichts, ich saß trotzdem recht gut und rief: „Also vortwärts, Kutscher!“

Der schnalzte mit der Zunge, zog die Bügel an und brummte: „Halloh, Klaus! hü! hü!“

Klaus begriff natürlich, daß es nach dem Stall zurückging, lehnte froh wiehern um und trabte bald lustig vortwärts.

Es schneite und hagelte noch heftiger als zuvor, und der Wind blies so gewaltig gegen unseren Wagen, daß der Kutscher sich auf dem Bod umdrehte und, mit dem Peitschenknopf an das Glas klopfend, mir zurief:

„Dem Herrn ist doch nicht bange, he? 's bläst scharf heute Abend; aber da ist schon der Kreuzweg.“

„Wie lange dauert's noch?“ schrie ich aus vollem Halse zurück.

„O, ich denke, noch eine Viertelstunde, Herr! — komm, hütte hü! — vortwärts, Klaus!“

Der Weg ward dunkler, einsamer und öder; die in der Ferne blinkenden Lichter näherten sich immer mehr. Ihr Schein kam nicht aus den Boshwyl'schen Häusern, sondern aus einigen Petroleumlaternen, die am Kreuzweg standen. Während wir diese passierten, holten wir eine dunkle Frauengestalt ein, die mühsam voranschreitend nach Kräften gegen den heftigen Wind und das furchtbare Schneegestöber ankämpfte. Die Kapuze ihres Regenschirms hoch über den Kopf gezogen, einen halbzerrißenen Regenschirm trampfhaft vor das Gesicht haltend, um nicht von den feinen Schneekristallen gepeinigt zu werden, so schritt sie langsam vortwärts.

Das konnte ich denn doch nicht mit ansehen; ich sollte einen Menschen, und noch dazu eine Frau, bei solchem Hundewetter unbeschützt auf einsamem Weg ziehen lassen, während ich bequem in einem Wagen saß, in dem noch Platz war? — nein! Das konnte

ich nicht über's Herz bringen. Ich klopfte also an das Fenster und rief laut: „Halten Sie einmal an! Halt!“

„Was giebt's, Herr?“ — er sah sich um. „Anhalten!“

„He?“

„An—hal—ten!“

„Ach so! — Ja, wissen Sie, ich konnte den Herrn nicht verstehen durch den Wind“ — dabei hielt er bereits an, öffnete das Fenster und fragte: „Was giebt's denn?“

„Haben Sie die Frau da gesehen?“

„Ja, warum? Die muß sicherlich auch nach Boshwyl.“

„Fragen Sie sie, ob sie mitfahren will!“

„Aber das kann wohl 'ne Bettlerin sein — hier herum giebt's viel Gesindel — 'ne Landstreicherin.“

„Das thut nichts zur Sache, jedenfalls ist sie ein Mensch, — und hier im Wagen ist noch viel Platz.“

„Aber ich bin doch nur für den Herrn bestellt und . . .“

„Machen Sie keine Geschichten, Mensch, sonst steige ich selbst aus — da kommt sie schon — großer Gott! Sie kann kaum vortwärts kommen; ist's noch weit bis zum Dorf?“

„Na! 's wird noch 'ne gute Viertelstunde dauern!“

„Noch immer eine Viertelstunde?“

„Ja, so ungefähr, — da ist sie, 's scheint ein altes Weib zu sein: sagen Sie mal, Sie da, wollen Sie mitfahren?“

Die Antwort erstarb in Wind und Schnee, und im Nu hatte ich ein Gegenüber und der Wagen einen großen, nassen Fleck bekommen. Es war stockdunkel in dem kleinen Wagen, nur ab und zu, wenn wir über eine holprige Stelle kamen, glitt durch das Mütteln des Wagens ein schräger Lichtstrahl aus einer Laterne hinein und erhellte einen kurzen Augenblick das Innere des Wagens. Gleich darauf war es dann um so dunkler. So sah ich denn nichts von meiner Mitreisenden als die Umrisse ihrer Figur; trotzdem aber wollte es mir scheinen, als ob sie kein altes Weib wäre; ja allmählich gewann ich sogar die feste Überzeugung, daß sie eine junge Dame sein müsse, und diese wurde noch wesentlich bestärkt,

als ich eine klare, angenehme Stimme sagen hörte:

„Ach, mein Herr, ich bin Ihnen so dankbar, daß Sie mich mitgenommen haben; ich weiß wirklich nicht, ob ich sonst wohl nach Boshwyl gekommen wäre.“

„Alle Wetter!“ dachte ich beim Klange dieses lieblichen Organs, „— das muß entschieden eine gebildete, junge Dame von angenehmem Äußeren sein.“

Ich war eigentlich schon ziemlich fest davon überzeugt, gehöre aber unglücklicherweise nicht zu denen, welche glauben, ohne gesehen zu haben, und darum zog ich meine Schachtel mit schwedischen Streichhölzchen aus der Tasche, entzündete einen „Landsfidor“ und sagte: „Darf ich so frei sein, auf diesem Wege von Angesicht zu Angesicht Bekanntschaft mit Ihnen zu machen?“

Ein munteres Lachen schallte mir entgegen, und ich erblickte in dieser seltsamen Beleuchtung eine Reihe gesunder, weißer Zähne, die mich freundlich anblitzten. Ein zweiter Landsfidor vermittelte die Bekanntschaft mit einem allerliebsten Mädchengesicht, das sich sehr vorteilhaft von der grauen, umhüllenden Kapuze abhob, und beim dritten Streichholz rief ich unwillkürlich aus: „Donnerwetter, das nenne ich aber Glück, im Dunkeln eine solche Reisegesellschaft zu finden!“

„Sie sind sehr liebenswürdig, mein Herr! aber im Dunkeln sind alle Augen grau — darf ich mich nun auch mit Ihnen bekannt machen?“

„Bitte sehr.“

„Fräulein Bergmans, Lehrerin in Veldstad.“

„Freut mich ungemein, und ich bin . . .“

Mein Gegenüber unterbrach mich lachend: „Ach, Sie kenne ich schon, Sie sind Herr van Maurik; Sie halten heute Abend einen Vortrag in Boshwyl.“

„Aha,“ dachte ich bei mir, „das sind nun die Schattenseiten der Popularität; nicht einmal auf einem einsamen, beschneiten Landwege, in einem dunklen Wagen kann man unerkannt bleiben.“

„Ich war gerade auf dem Wege zu Ihrer Vorlesung,“ fuhr meine Reisegenossin fort . . . „und . . .“

„Was sagen Sie da? Aber mein gnädiges

Fräulein, das ist wirklich allzu viel Ehre für Ihren unterthänigen Diener; es ist keine Kleinigkeit, so von Veldstad gelaufen zu kommen, um . . .“

„Um in Boshwyl meine Schwester und meinen Schwager zu treffen, Ihrer Vorlesung beizuwohnen und dann mit ihnen zusammen nach Hastendam zu gehen; mein Schwager ist dort Arzt. Ich hatte ihnen schon so lange versprochen, wieder einmal zu ihnen zu kommen, und da ich jetzt Ferien habe, konnte ich leicht zwei Fliegen mit einer Klappe schlagen, sehen Sie.“

„Vollkommen! Und liegt Hastendam weit von Boshwyl?“

„Eine gute halbe Stunde zu fahren; mein Schwager kommt mit seinem Wagen, und nach Schluß der Vorlesung gehen wir zusammen nach Hause, — ach, ich freue mich sehr darauf.“

„Mein gnädiges Fräulein, nun hat die Ehre wieder ganz normale Dimensionen angenommen.“

„He, Klaus!“ ertönt plötzlich die Stimme unseres Kutschers, und der Wagen hält an.

„Wir sind da. Will der Herr nun gefälligst aussteigen?“

Ganz in unser Gespräch vertieft, hatten wir beide es nicht gemerkt, daß wir schon in die Dorfstraße eingefahren waren, und so sahen wir uns denn bei dieser freundlichen Aufforderung des Kutschers einigermassen verwundert an. Wir standen vor der Thür einer Art Wirtshaus oder Gemeindehaus, — es war nicht deutlich zu erkennen, — aus welchem uns ein helles Licht entgegenstrahlte. Lautes Stimmengewirr klang aus der geöffneten Thür, und während ich meiner Reisegenossin aus dem Wagen half, sah ich ein paar Menschen, die eben dabei waren, in der Schankstube ihre Mäntel und Überzüge auszuziehen.

Nun erwartete ich doch ganz bestimmt, aus dem Munde eines oder mehrerer feierlich aussehender Herren das übliche: „Willkommen bei uns, Herr van Maurik!“ zu hören, aber niemand nahm auch nur die geringste Notiz von uns.

Auf der Thürschwelle fragte ich: „Mein Fräulein, darf ich um das Vergnügen bitten, Sie in den Saal zu führen?“

„Gern.“

„Und dann muß ich Sie allerdings bitten, mich entschuldigen zu wollen, denn der Vorstand wird gewiß schon auf mich warten.“

„Welcher Vorstand?“ fragte Fräulein Bergmans.

„Nun, der Vorstand des Wohlthätigkeitsvereins.“

„Um, — hier ist kein Wohlthätigkeitsverein.“

„Nicht?“

„Keine Spur!“

„Das verstehe ich aber gar nicht, mein Fräulein.“

Wir hatten inzwischen die geräumige Gaststube betreten, wo ein großer, dicker Mann in Hemdsärmeln und einer schwarzseidenen Weste auf mich zukam. Aber sein derbes, aber gutmütiges Gesicht glitt ein mehr oder weniger verlegenes Lächeln, während er mir eine harte, schwielige Hand entgegenstreckte und augenzwinkernd rief: „Na, Herr, ich bin froh, daß Sie gekommen sind, — 's ist ein verdammtes Wetterchen, was? — Gehen Sie nur da 'rein;“ — er wies auf eine Thürklinte — „und ist das Ihre Frau, haben Sie die auch mal mitgebracht?“ Fräulein Bergmans lachte herzlich, machte eine kleine spöttische Kopfbewegung und sagte: „Das ist nun wieder zu viel Ehre für mich, mein Herr!“ und sich zu dem Gastwirt wendend: „Nein, Jansen! ich bin nur eine Landstreicherin, die der Herr aus Barmherzigkeit unterwegs aufgenommen hat.“

Der Wirt zog unglaublich seine buschigen Augenbrauen hinauf, brummte etwas wie: „Wir können Sie nichts weiß machen!“ und blickte sie ruhig fragend an, bis sie hinzufügte:

„Ich bin die Schwägerin von Doktor Brink aus Hastendam.“

„Ah, so — da nehmen Sie es mir nicht übel, Fräulein, und gehen Sie, bitte, in den Saal hinein. Da sind drei Plätze für ihn reserviert. Soll ich Sie mal hereinbringen? Es kommen schon viel Menschen.“

Ich ließ mir natürlich das Vergnügen nicht entgehen, das Fräulein zu den reservierten Sitzplätzen zu geleiten; der Wirt folgte und fragte, als wir noch auf der Schwelle standen:

„Nun, was sagt der Herr dazu? 's sieht gut aus, was? Ich habe aus dem Saal gemacht, was ich nur konnte!“

Der Saal war, nebenbei gesagt, eigentlich nichts anderes als eine Bauern-Kolbbahn, in der eine große Anzahl von Stühlen und kleinen Tischen stand. Ganz vorn war eine kleine Erhöhung, auf der ein Notenpult stand, das mir als Ratheder dienen sollte. Die Luft war nichts weniger als rein und wurde noch dicker und beklemmender durch Wolken von Tabakrauch, die, über den bereits besetzten Stühlen aufsteigend, den hinteren Teil des Lokals vollständig in Nebel hüllten.

„Soll ich hier reden?“ fragte ich, und die ängstliche Stimme, mit der ich das sagte, veranlaßte meine Reisegefährtin, mir zu Hilfe zu kommen mit einem vorwurfsvollen: „Laßt Ihr denn hier heute Abend rauchen?“

„Ja, Fräulein, davon können die Leute hier nun mal nicht lassen!“

„So! Na, dann kann ich eben meine Vorlesung nicht halten, guter Freund!“ Ich sagte es ziemlich scharf.

„Sind Sie denn leidend? auf der Brust?“

„Nein, das glücklicherweise nicht, aber . . . .“

„'s ist durchaus nicht in der Ordnung,“ flüsterte Fräulein Bergmans, mir zu Hilfe kommend, Jansen zu, und als sie dann hinzufügte: „Der Herr geht ganz bestimmt wieder fort, wenn das nicht anders wird,“ erhob der Gastwirt plötzlich seine Stimme und schrie:

„Cigarren und Pfeifen aus! Er kann es nicht vertragen — wenn Ihr raucht, geht er wieder fort!“

Ich war bereits im Begriff, etwas Unangenehmes zu sagen; aber Jansens wohlthätige Warnung wirkte so wohlthätig auf mein Gemüt, daß ich mich, ohne Fräulein Bergmans für ihr freundliches Dazwischenkommen zu danken, eiligst in die Schankstube zurückzog, wo inzwischen wieder neue Besucher eingetroffen waren.

„So, nun werden sie wohl aufhören,“ sagte Jansen, als er wieder zu mir kam und die Thür zu seiner Wohnstube mit einem wiederholten: „Gehen Sie doch, bitte, da hinein“ öffnete.

Ein Lehnstuhl, der ziemlich behaglich aussah, stand vor einem runden, mit einer roten Decke



belegten Tisch und nahm mich gastfreundlich in seine Arme. Die Petroleumlampe auf dem Tisch brannte matt und erleuchtete das Gemach nur spärlich. Jansen schraubte sie höher, hob den Schirm an meiner Seite etwas auf, so daß er im Schatten und ich im vollen Lichte saß, und sagte, während er sich mir gegenübersehte, dumm und gutmütig lachend: „Und nun lassen Sie mich mal sehen — ist der Herr böse geworden?“

Ich verbiß mir das Lachen und machte ein brummiges Gesicht, im Grunde war ich auch nicht in bester Laune.

„Böse! — hm! Das nun gerade nicht, aber ich finde die Art und Weise, wie man hier empfangen wird, doch etwas sonderbar.“

„Na, wenn Sie es nicht gut genug haben, so müssen Sie es mir nur gleich sagen — wollen Sie Wein?“

„Wein? — nein, ich danke!“

„Bier? — Bestes Heineken — Bier?“

„Danke!“

„Wollen Sie denn Kaffee oder Chokolade?“

„Danke! Geben Sie mir bitte nachher eine Tasse Thee, aber erzählen Sie mir nun erst mal, wie die Sache hier eigentlich zusammenhängt — wo ist der Vorstand?“

Der Gastwirt sah mich einen Augenblick einigermassen verlegen an, hüstelte ein paar mal, stemmte seine beiden Ellenbogen auf den Tisch, rückte den Lampenschirm wieder zurecht und sagte dann zögernd: „Wenn Sie nur nicht böse werden, dann will ich's Ihnen ja gern sagen.“

„Nun?“ — ich begriff nichts von seiner sonderbaren Verlegenheit.

„Wir haben hier keinen Wohlthätigkeitsverein, und 's ist auch kein Vorstand da — aber wissen Sie, daß Sie hergekommen sind, das ist eigentlich so'n kleines Privatunternehmen von mir.“

Mir schoß das Blut zu Kopf; ich sprang auf und sagte: „Also haben Sie mich eigentlich . . .“

„Bleiben Sie gefälligst sitzen; ich werde Ihnen gleich Thee bringen.“

„Ich brauche Ihren Thee nicht, aber ich will wissen, warum Sie . . .“

„Hab' ich's mir nicht gedacht, daß Sie böse werden würden — hab' ich's mir nicht

gedacht? Und Schullehrers Varend sagte noch: ‚Jansen‘, sagte er, ‚er wird nicht böse werden, wahrhaftig nicht, dazu ist er ein viel zu guter Kerl‘, sagte er.“

Dieser naive Ausruf zwang mir unwillkürlich ein Lächeln ab — es ist ein Unglück, daß ich leicht ins Lachen gerate — und so sagte ich:

„Nun, dann lassen Sie mal hören; was haben Sie mir zu sagen?“

„Wir hatten schon so viel von Ihnen gehört, und hier in der Lesegesellschaft haben wir auch Ihre Bücher — sehen Sie, ich bin ja nun eigentlich kein Liebhaber davon, ich mache mir nichts aus so dummen Späßen, ich lese nur meine Zeitung, aber hier werden sie doch viel gelesen, und ein paar von den Honoratioren und der Schullehrer und der Notar hatten schon so oft gesagt: ‚Jansen, Ihr müßt sehen, daß wir den Maurik auch mal hierher bekommen.‘ Der Pfarrer sagte mir noch: ‚Ihr könnt's ja versuchen,‘ und da hat dem Schullehrer sein Sohn 'nen guten Gedanken gehabt.“

„So, so! — Nun, das scheint mir ja ein netter Junge zu sein.“

„Na und ob! ein verdammt geriebener Dursche; der hat Ihnen auch eigentlich den Brief geschrieben.“

„So! aber da stand doch deutlich ‚Sekretär des Wohlthätigkeitsvereins‘ als Unterschrift.“

„Stimmt, stimmt! — das hat Varend aus Schlaubeit gethan, — denn er sagte: ‚wenn er das nun liest, dann wird er wohl kommen — und dann macht er auch entschieden einen guten Abend‘; ja, das sagte er.“

„So, so! Das ist mir ja sehr interessant!“

„Ja, aber das Honorar habe ich hier schon für Sie bereit liegen — ob ich da nun dabei profitiere oder ob ich was dazulegen muß, das bleibt noch abzuwarten — und gut sollen Sie's auch bei mir haben — ist der Herr gern Schweinebraten? — Und ein dankbares Publikum haben Sie auch.“

„hm! Im Grunde haben Sie mich hier also einfach zum besten gehalten?“

„Nun, wenn Sie das so nennen wollen, ja! — aber“ — und bei diesen Worten klopfte mir Jansen über den Tisch herüber gutmütig auf die Schulter, — „sonst hätten wir Sie ja auch nicht herbekommen, Herr!“



„Ja, das wäre schon möglich gewesen!“

„Das wußte Lehrers Barend auch ganz gut, darum war es ganz klug von ihm, daß er es so gemacht hat, und wenn Sie es sich nun mal recht überlegen, dann hat er eigentlich auch gar nicht gelogen.“

„So, so!“

„Wir haben hier nämlich den Recitierklub ‚Wohlthätigkeit und Vergnügen‘; und da ist der Barend Sekretär, und als solcher hat er Ihnen denn auch geschrieben, aber er hat es verdammt schlau gemacht, das ist wahr!“

Ich hatte zufällig den Brief noch in der Tasche und sah, als ich ihn hervorholte, daß Lehrers Barend ganz ans Ende des Briefes seinen Namen geschrieben und darunter gekritzelt hatte Sekretär von „Wohlthätigkeit —“ und die Worte „und Vergnügen“ standen auf der andern Seite. Ich hatte sie nicht gesehen. Ich mußte innerlich lachen über diesen schlauen Dorfdiplomaten und sagte: „Das ist ja ein vielversprechender junger Mann! ich möchte nachher mal seine Bekanntschaft machen.“

„Er sitzt schon von sieben Uhr an im Saal; er war der erste, der kam, aber zu Ihnen kommt er nicht; gar nicht dran zu denken!“

Jansen sagte das ganz ruhig.

Plötzlich begann ich laut zu lachen — meine gute Laune kehrte zurück — und ich fühlte mich wahrhaftig ein wenig geschmeichelt, daß die braven Leute es sich so viel Mühe hatten kosten lassen, mich nach Vöschwyf zu bekommen.

Mein freundlicher Wirt lachte mit, schlug mit der flachen Hand auf den Tisch, daß die Lampe beinahe umfiel, und rief: „Na, sehen Sie mal, nun sind Sie doch wieder ein vernünftiger Mensch! —“

Na ja! Lachen Sie mal tüchtig — und was darf ich Ihnen nun bringen? Wein? — Ich habe jamosen Rotwein, wissen Sie! — Ach nein! — Sie wollten ja Thee haben — sofort!“

Er stand auf, holte ein Tablett mit einem Theeservice aus einem Schranke, stellte es vor mich auf den Tisch hin, nahm die Theekanne und das Milchlämchen mit und sagte: „Nun will ich mein Weib zu Ihnen schicken, die muß Sie doch auch mal sehen; sie hat allerdings jetzt gerade verdammt viel zu thun, denn hören

Sie wohl, wie viel Menschen da kommen? — Ja ja, 's hat kolossal viel Anklang gefunden, daß Sie zur Vorlesung hierher kamen; sie kommen alle mit ihren Wagen aus der Nachbarschaft, und 's sind viel reiche Leute dabei; ach ja, Ihr Honorar werde ich heut Abend wohl doppelt und dreifach 'raus-schlagen.“

Vergnügt grinsend ging er ab.

Die Sache begann mich nun wirklich zu amüsieren; ich lachte herzlich, nachdem Jansen gegangen, steckte mir eine Cigarre an, setzte mich bequem in dem Lehnstuhl zurück und sah mich mal gründlich im Zimmer um.

Es war ein niedriges, aber recht gemütliches, städtisch ausgestattetes, hübsch tapeziertes Bauernzimmer; links stand eine Bettstelle; an der mir gegenüberliegenden Wand prangten zwei wunderbar kolorierte, eingerahmte Lithographien, und an einem Kleiderständer hingen einige Männerkleider und ein Regenmantel.

Während ich so dasaß und mir meinen Vortrag nochmals flüchtig durchsah, kam der Kutscher, der mich gefahren hatte, herein und brachte mir den Thee. Er stellte die Theekanne vor mich auf den Tisch, warf einen Blick in die Zuckerschale, wischte, bevor er es hinstellte, mit der flachen Hand über den Boden des Milchlämchens und sagte: „'s ist alles da; der Herr kann sich ruhig bedienen!“ Dann schlug er sich derb auf die Schenkel und brummte: „Teufel auch, wie bin ich naß geworden auf dem Wagen; ich muß mir mal rasch 'ne andre Hose anziehen.“

„Das ist recht — Sie würden sich sonst Rheumatismus holen.“

„Das will ich wohl glauben — ich habe schon mal so was gehabt, das ist 'ne miserable Sache und thut scheußlich weh!“

Ohne viel Umstände zu machen, holte er eines der Beinkleider vom Ständer, setzte sich neben mich auf einen Stuhl und nahm den Toilettenwechsel vor, indem er sagte: „Ich will mir die alten Hosen vom Meister nur solange anziehen; ich habe keine Zeit, erst noch nach Hause zu gehen, denn ich muß heut Abend mit servieren!“

„Qui se gêne, est gêné,“ dachte ich und trank inzwischen eine Tasse Thee, die mir wirklich sehr gut schmeckte.

Raum hatte sich der Kutscher entfernt, als ein sonderbares Geräusch mein Ohr traf; es war, als ob in meiner unmittelbaren Nähe ein Kind leise weinte. Ich lauschte aufmerksam, und nachdem es einen Augenblick still geblieben, vernahm ich dasselbe Geräusch von neuem. Daß es aus der Bettstelle kommen mußte, war mir ganz klar. Ich nahm den Schirm von der Lampe, und als das Zimmer nun hell erleuchtet war, sah ich ein allerliebstes Kinderköpfchen, das, mit einem weißen Mützchen bekleidet, zwischen den grünen Bettvorhängen zum Vorschein kam. In den hellen Augen, die mich anschauten, und auf den feuchten Wäldchen glänzten ein paar Thränen, und von bebenden Lippen hörte ich die Worte: „Ich kann nicht schlafen, ich will was trinken!“

„Nun, mein Kind,“ sagte ich aufstehend, „liegst du da so weinend in deinem Bettchen und kannst du nicht schlafen?“

„Nein, ich will raus!“

Während ich näherkam, lachte das niedliche Kind, ein allerliebstes Mädchen von etwa vier oder fünf Jahren, durch ihre Thränen hindurch, streckte mir beide Ärmchen entgegen und sagte fragend: „Raus? Wasser trinken?“

Ehe ich das Kind aus dem Bett nahm, sah ich mich noch rasch um, ob ich nicht irgendwo eine Wasserflasche entdeckte, aber es war nichts derartiges zu sehen.

„Bitte, trinken!“ sagte die Kleine noch einmal, und als ich sie aus der hohen Bettstelle heraushob, zappelte sie mit ihren kleinen, bloßen Füßen und rief:

„Zuerst Strümpfe an!“

„Grundgütiger!“ dachte ich, „wo nehme ich jetzt nur die Strümpfe her?“ — legte das Kind wieder ins Bett, ging an die Thür, die in die Schenkstube führte und rief „Halloh!“

Es erfolgte keine Antwort, denn alles hatte vollauf damit zu thun, den Menschen, die scharenweise hereinstömten, beim Ablegen behilflich zu sein.

Herr Jansen — mein Impresario — stand in der Thür der Kolbbahn und rief unaufhörlich: „Bitte! Billets vorzeigen, meine Damen und Herren!“

Wo alle die Menschen herkamen, begriff ich wahrhaftig nicht.

„Bitte raus!“ rief das Kind nun von neuem und begann wieder zu weinen.

„Ja, mein Herzchen! — ich komme!“ — ich rief nochmals „Halloh!“ —

„He, sagen Sie, guter Freund, kommen Sie doch mal mit“ — ich klopfte dem Kutscher-Kellner, der gerade mit einem Servierbrett voller Kaffeetassen vorbeirannte, auf die Schulter, — „das Kind da will heraus; es muß Strümpfe haben und . . . . .“

„Ich habe keine Zeit, — ich muß servieren!“

„Fräulein!“ — wandte ich mich jetzt an ein großes, derbes Bauernmädchen, das eben dabei war, einigen Honoratioren-Damen die Mäntel abzunehmen, — „kommen Sie doch einmal her, die Kleine da schreit und . . . .“

„Laß sie man schreien — sie wird schon wieder aufhören — das macht nichts!“

Meine Stimme verlor sich im Getöse, und ich zog mich wieder bis an die Schwelle der Stubenthür zurück. Der Gastwirt-Billeteur sah mich stehen, nickte mir zu, hielt ein paar Karten in die Höhe und rief: „’s geht gut — Ihr Honorar habe ich schon raus — holen Sie sich nur vom Buffet, was Sie wollen! — es steht Ihnen alles zu Diensten.“

Plötzlich fühlte ich etwas hinter mir an meinem Rocke ziehen, und mich umsehend, erblickte ich das kleine Mädchen, das auf seinen bloßen Füßchen vor mir stand.

Ja, da half also wohl nichts; ich nahm das kleine Mädchen auf den Arm und zog mich wieder in die Schenkstube zurück. Dann setzte ich mich mit dem Kinde an den Tisch. Die Kleine that einen Anfall auf das Milchlädchen, zog es näher zu sich heran, schaute andächtig in die Milch und sagte: „Vater ist auch bei unserm lieben Herrgott!“

„Hm!“

Das reizende blonde Kindchen, das ich auf meinem Schoß hielt, war also eine kleine Waise, und unwillkürlich sagte ich mit mitleidiger Stimme: „Armes Schäschen, hast keinen Vater und keine Mutter mehr?“

Sie zog mir die Uhr aus der Tasche, hielt sie an ihr Ohr und sagte: „Aufmachen?“

„Ja, sieh mal! — Hübsch, nicht wahr?“

„Ja, und soll ich Ihnen nun auch mal einen Kuß geben?“ Sie richtete sich auf

meinem Schoß auf, gab mir einen Kuß, ließ sich dann rittlings auf meine Kniee fallen und kommandierte: „Pferdchenreiten! hopp, hui!“

Dann lachte und jubelte sie laut vor Freude, während ich sie auf und nieder hupfen ließ, und rief immer wieder: „Noch mehr — noch mehr, noch einmal!“ —

„Himmelscher Vater! hab ich mein Lebtag so was gesehen!?“ Klang es da auf einmal dicht neben mir, und mich umsehend gewahrte ich eine kleine, untersekte Frau mit einem runzligen, aber doch noch gesunden und frischen Gesicht, das sich von den goldenen Ohrringen und der weißen Mütze vorteilhaft abhob. Ein Paar lebhaft blaue Augen sahen mich freundlich an, und als das kleine Mädchen lachend „Omama!“ rief, antwortete die Bäuerin: „Na, Nieschen, das glaub ich, das kann dir wohl so passen; du hast's gut bei dem Herrn,“ und dann zu mir gewandt: „Hat der Herr die Kleine herausgenommen?“

„Ja, denn die konnte nicht schlafen!“

„Pui! Pui! das ist aber unartig von der Niese — komm, Omama wird dich schnell ins Bett legen, und dann wirst du schön schlafen.“

„Bei dem Herrn bleiben!“ rief das Kind und verzog schmollend das Mäulchen.

„Nein! Unsinn. Na, schnell, gib dem Herrn noch ein Küßchen, und dann eins, zwei, drei, wieder ins Bett! Verstanden?“

Und dem Worte die That folgen lassend, nahm sie das Kind von meinem Schoß und trug es ins Bett.

Dann kam die Bäuerin vertraulich zu mir, als wären wir alte Bekannte, setzte sich zu mir an den Tisch, warf einen Blick in die Theekanne und sagte:

„Haben Sie auch genug?“

„Reichlich.“

„Was sagt der Herr?“

„Ja, ja, Frauchen, ich habe! — ein nettes, artiges Kind!“

„Ach ja, das wird auch schön verwöhnt! — Die Mutter ist im vorigen Jahr gestorben, der Vater ein Jahr vorher . . . Wollen Sie keinen Zwieback zum Thee?“

„Danke! — ist das Ihr einziges Enkelkind?“

„Es ist kein Enkelkind; wir haben fünf Kinder gehabt, die sind aber alle jung gestorben

— soll ich Ihnen nochmal einschenken? — Nieschen gehört uns eigentlich nicht.“

„So, so! also ein angenommenes Kind?“

„Ja! So kann man's wohl nennen, — wir hatten hier im Dorfe vor ein paar Jahren eine eilig armselige Familie; der Mann war früher ein Herr gewesen, und die Frau, eine schwächliche Person, ging aus nahren, aber sie bekam schlimme Augen, und dann ging das nicht mehr. — Dann ist er gestorben, und die Frau blieb zurück ohne einen Pfennig; sie lief dann mit einem Zwiebackkorb herum, aber zuletzt wurde sie gar zu krank, und als ich dann mal zu ihr kam, um ihr ein bißchen Essen zu bringen, sprach sie immerfort nur von dem Kind, und was aus dem Kind später mal werden sollte, und um sie ein wenig zu beruhigen, sagte ich: „Seien Sie nur ohne Sorge, wenn Sie tot sind, werden wir Nieschen schon zu uns nehmen.“

Wissen Sie, Herr! Die Frau konnte wahrhaftig nicht zum Sterben kommen aus Angst, daß man das Kind dann in eine Anstalt bringen würde. — Aber wie sie das von uns wußte, ist sie mit einem Mal ruhig geworden und ist gestorben, und wir haben das Kind dann zu uns genommen.“

„Sie sind eine gute Frau!“ sagte ich plötzlich, und die Alte mit den runzligen Wangen lachte mich freundlich an und sagte:

„Der Herr hat Kinder wohl sehr gern, nicht wahr?“

„Sehr!“

„Sind Sie auch verheiratet?“ fragte sie, sich vertraulich zu mir herüberneigend.

„Gewiß!“

„Auch Kinder?“

„Zwei!“

„Jungen oder Mädchen?“

„Zwei Jungen!“

„So! dann hat der Herr wenigstens für den Staat gesorgt — und geht der Herr nun jeden Abend so aus zum Vorlesen?“

„Na, manchmal lasse ich auch einen Abend aus.“

Plötzlich legte sie, über den Tisch herüber, ihre Hand auf meinen Arm und fragte:

„Haben Sie auch wohl gegessen, ehe Sie von zu Hause fort sind — Herrgott! Herrgott! das fällt mir erst jetzt ein!“

„Ja, gewiß!“

„Na, dann ist's gut! — und kann der Herr sich nun nur so mit Lesen die Kost verdienen, oder schreiben Sie auch in den Zeitungen?“

Ich konnte mir das Lachen kaum verbeißen. Es war auch zu komisch, wie meine freundliche Wirtin mir da gegenüber saß und mich wie ein Untersuchungsrichter ausfragte.

Dann sagte ich: „Auch das, aber außerdem handle ich mit Cigarren!“

Da brach sie in ein lautes Gelächter aus und rief: „Und das soll man nun glauben! mit Cigarren!“

„Es ist aber wirklich wahr!“

„Ach nein! der Herr ist doch kein Cigarrenmacher?“

„Jawohl, ein Cigarrenfabrikant, ganz bestimmt.“

„So! — na, dann muß Jansen Ihnen nun auch mal ein paar Risten ablaufen; haben Sie sie auch zu sechs, aber gute?“

„Das sollt' ich meinen — tadellos!“

„Ziehen sie gut?“

„Famos!“

„Und brennen?“

„Wie Pech und Schwefel!“ —

„Na, dann sollen Sie die Kundschaft haben! — wir verkaufen Sonntags oft fünfzig Stück.“

„Sapperlot!“

Die Frau lehnte sich in ihren Stuhl zurück, sah mich augenzwinkernd an und sagte:

„Der Herr ist aber gar nicht stolz — und kann der Herr nun auch wirklich so gut lesen, wie sie alle sagen? Den Ruf hat der Herr ja wohl, aber so was kann oft verd . . . schlecht ausfallen, wissen Sie?“

„Natürlich!“

„Im vorigen Jahr haben wir hier auch auf Empfehlung einen Zauberer gehabt, aber mit dem war nichts los, man konnte alles ganz genau verstehen, wie er's machte. Und nun wollen wir mal sehen, wie der Herr seine Sache macht.“

„Ich hoffe, Sie werden mit mir zufrieden sein, Frauen!“

„Na! Ich will mal gut zuhören; aber Sie müssen schon ein Tausendsassa sein, um es besser zu können, als Schullehrers Barend. Ja, ja! Wenn der am Sonntag Abend hier so mal was aufgesagt hat, dann ist er am

andern Tag so heiser, daß er nicht sprechen kann. Ja, der Barend, der versteht's!“

„Ich werde mir wirklich alle Mühe geben,“ versprach ich feierlich.

„Und der Herr muß sie heut Abend gut zum Lachen bringen, denn ich habe schon gemerkt, daß abends im Klub nicht halb so viel getrunken wird, wenn sie so ernste Sachen vorlesen, — von Toten und so — aber wenn es komische Stücke sind, dann kommt ganz viel Wein auf den Tisch. Der Herr muß ein bißchen an mein Buffet denken. — — Ach! da ist ja der Herr Pfarrer! Guten Abend, Herr Pfarrer! da sitzt Herr van Maurik; wir haben schon Bekanntschaft zusammen gemacht. Nun muß der Herr Pfarrer auch mal ein wenig mit ihm sprechen; er ist ein ganz gewöhnlicher Mensch“ . . . .

Noch ehe ich Frau Jansen danken konnte für die gute Meinung, die sie von mir hegte, war sie verschwunden; und der Pfarrer sagte lachend: „Sie meint damit, so wie alle andern, daß verstehen Sie wohl, nicht wahr?“

„Natürlich!“

Dem Prediger, einem ehrwürdigen, alten Herrn, vielleicht ein wenig verbauert durch den langen Aufenthalt in Boshwyl, aber mit einem jovialen, alten Gesicht, das mir warme Sympathie einflößte, folgte der Bürgermeister auf dem Fuße; er sah halb wie ein Herr, halb wie ein Torfbauer aus. „Sehr angenehm erfreut, Sie hier zu sehen“ und „scheußliches Wetter“, das waren die einzigen Sätze, die ich an diesem Abend aus seinem wohlklingenden Munde hörte. Der Schulmeister, in seiner Art ein köstlicher Typus, auch schon von respektablem Alter, kam hinter ihm her, begrüßte mich mit einer ziemlich lintischen Verbeugung und sagte mit ganz heiserer Stimme:

„Der Herr wird wohl schon von Jansen gehört haben, daß, — hm! hm! — ich spreche ein bißchen undeutlich, aber ich habe entzündete Mandeln — hm!“ — er zeigte auf seine Kehle — „hm! Sie werden wohl gehört haben, daß mein jüngster Sohn Barend sich eine Freiheit erlaubt hat, die — ahem! — sich eigentlich nicht gehört, aber — es sitzt mich so da innen, wissen Sie! — aber wir hoffen, daß Sie nicht böse darüber sind. — Hm, 's lästigt, wenn



einem der Hals nicht in Ordnung ist. — Haben Sie damit nichts zu thun? — hm! hm!”

Der brave Lehrer wußte ersichtlich nicht recht, wie er den diplomatischen Streich seines Sohnes wohl am besten entschuldigen könnte, und so fügte er hinzu:

„Jedenfalls ist er es doch, der uns die Ehre und das Vergnügen Ihres werten Besuches verschafft hat.“

„Das stimmt“ bestätigte der Pfarrer, „wir alle sind ihm dafür Dank schuldig, wenn auch die Art und Weise, wie er die Sache angefaßt hat . . . ein wenig sonderbar war!“

„Aber er hat sich das doch eigentlich sehr nett ausgedacht,“ fiel ich lachend ein, um dem guten Lehrer zu Hilfe zu kommen. „Ich will in der Pause mal Bekanntschaft mit Ihrem vielversprechenden Sohn machen.“

„Ach,“ entgegnete der Lehrer. — „Hm, hm! — der Junge ist wirklich ein wenig genial! — hm — die verfluchten Mandeln — er ist ein großer Liebhaber von Litteratur und einer Ihrer wärmsten Verehrer und — hm, hm! — Sie können sich wirklich gar nicht denken, wie lästig das ist.“ Der Lehrer tippte mit zwei Fingern gegen die Unterseite seines kotelett-förmigen Bardenbärtchens und schluckte ein paar Mal mit zusammengezogenen Augenbrauen ein imaginäres Etwas herunter.

Ich verstand des Mannes Zustand vollkommen und fand es echt christlich von dem Pfarrer, daß er aufstand und lachend sagte: „Schon gut, Herr Lehrer — Herr van Maurik weiß nun Bescheid — es ist zehn Minuten nach acht, wenn es Ihnen recht ist, verehrter Herr Vortragender, kann die Vorlesung jetzt beginnen.“

„Ich bin bereit!“

Es war zum Ersticken voll und sehr warm. Als ich das Podium betrat, wurde ich von dem Publikum, dessen Qualität all meine Erwartungen übertraf, mit lang anhaltendem Beifall begrüßt, und mitten im Saale ertönte eine Stimme: „Es lebe van Maurik!“

Ich glaube sicher, daß es „Lehrers Barend“ war, der die Stimme seines Gewissens auf diese geräuschvolle Weise zum Schweigen

bringen wollte. Inzwischen hatte ich mein Buch auf das Pult gelegt und einen verständnisinnigen Blick mit Fräulein Bergmans gewechselt, die in der dritten Reihe zwischen zwei leeren Plätzen saß. Augenzwinkernd und mit einem kaum merklichen Kopfnicken fragte ich sie:

„Kommen Ihre Geschwister denn nicht?“

Sie zuckte lächelnd die Achseln; das war ihre einzige Antwort.

Während ich meinen Vortrag mit den üblichen Worten: „Meine geehrten Damen und Herren!“ einleitete, entdeckte ich in einer der hintersten Reihen das fröhliche Gesicht und den braunen Krauskopf meines Freundes Bram Dorzmann, der, die Hand über dem Kopf schwenkend, mir lachend zunickte und ein Gesicht machte, als wolle er mir zurufen: „Was sagst du denn dazu, daß ich hier nach Boshwyl verschlagen bin?“

An Frau Sansens Buffet denkend, trug ich eine komische Erzählung vor, und die jüngeren und älteren Honoratioren-Damen, die in den ersten Reihen saßen, blickten verstohlen zuerst einander, dann die Frau des Pastors und des Notars an, und erst als sie sahen, daß diese beiden Damen sich den Luxus des Lachens gestatteten, jagten sie Mut und lachten selbst in allen Tonarten, manchmal sogar so laut, daß hinten im Saale ein verwarnendes und energisches Pst! ertönte.

Die Stühle neben meiner Reisegefährtin waren noch immer leer, und je weiter ich in meiner Erzählung fortschritt, desto unruhiger begann Fräulein Bergmans zu werden. Sie begriff offenbar nicht, daß ihre Verwandten nicht kamen und telegraphierte mir zu wiederholten Malen unter ihren langen Wimpern hervor geheimnisvoll zu: „’s ist mir hier gar nicht behaglich!“

In der buchstäblichsten Bedeutung des Wortes verdiente ich mir an diesem Abend im Schweiß meines Angesichts mein Honorar und war herzlich froh, als ich eine Pause machen konnte.

Das Publikum verließ in angeregtester Stimmung den Saal, um sich ein wenig zu erfrischen, und ich sah, während ich Fräulein Bergmans ansprach, meinen Freund Bram mit großen Schritten auf mich zukommen.



„Sie sind nicht gekommen,“ sagte sie, und ihre Stimme klang ängstlich, während sie hinzufügte: „Wenn ihnen nur nichts mit dem Wagen passiert ist; es ist solch' furchtbares Wetter, und es fährt sich so schlecht durch den dicken Schnee.“

„Aber ich bitte Sie! Sie werden sich doch nicht gleich beunruhigen! Ihr Schwager wird vielleicht im letzten Augenblick zu einem Kranken geholt sein.“

„Das ist wohl möglich, aber dann wäre meine Schwester doch gekommen und . . . .“

„Vielleicht kommen sie nachher doch noch . . . . aber wollen Sie nicht so lange mit mir ins Zimmer kommen und etwas genießen? Sie sitzen hier so allein.“

„Gern!“ sagte sie aufstehend.

Da war Bram.

„Na, alter Junge!“ sagte er herzlich und drückte mir kräftig die Hand, „das hast du wohl nicht erwartet, daß du mich hier in diesem Nest wiedersehen würdest! ich war geschäftlich in Ralkhoven und bin mit einem Kunden, der zu deiner Vorlesung wollte, hergefahren, da ich mir dachte, du wärst vielleicht doch ein wenig amüsanter als die Bauern in Ralkhoven . . . .“

„Besten Dank für das ehrende Vertrauen! Darf ich dich meiner Reisegefährtin vorstellen, Fräulein . . . .“

„Mina Bergmans!“ rief Bram nun plötzlich aus, während er sie scharf ansah, und „Fräulein Bergmans, Sie hier?“ wiederholte er im Tone freudiger Überraschung, „wie ist denn das möglich?“

„Dank Ihrem Freunde!“ antwortete sie liebenswürdig und fügte hinzu: „Und wie geht es Ihnen, Herr Dorsmann?“ Sie reichte ihm die Hand, die er, wie mir schien, viel länger als nötig in der seinen behielt.

„Ich werde dir das Wunder erklären, Bram, wenn du mit in mein Foyer kommst, denn ich habe einen schauderhaften Durst. — Sie kennen also meinen Freund?“

„Wir haben uns in Amsterdam ein paar-mal getroffen.“

„Und,“ warf Bram plötzlich lebhaft ein, „ich habe seitdem nie mehr das Vergnügen gehabt, Sie zu sehen, obgleich ich öft-mals . . . .“

„Komm! Fortwärts, Bram! wir können da drinnen viel besser plaudern; also darf ich bitten?“ — ich bot Fräulein Bergmans meinen Arm.

„Verzeihung! Aber das Vergnügen wirst du mir schon überlassen müssen, lieber Freund — geh du nur als éclairer voraus.“

Einen Augenblick später saßen wir gemütlich plaudernd in Jansens Wohnstube bei einem Glase Wein: Fräulein Bergmans, Bram, der Pfarrer und ich. Der Lehrer gesellte sich später auch noch zu uns und erzählte, trotz seiner kranken Mandeln, eine weitgeschweifige Geschichte, daß er Barend nicht finden könne, aber er wolle später doch noch mal versuchen, ihn mir nach der Vorlesung vorzustellen.

Inzwischen begann ich, meinen Freund Bram und Fräulein Bergmans, die so eifrig miteinander flüsterten, daß keiner von beiden an das Glas Wein dachte, das vor ihnen stand, scharf zu fixieren.

Draußen tobte der Wind, und prasselnd schlugen die Hagelkörner gegen die Scheiben.

„Ein schauderhaftes Wetter!“ sagte der Pfarrer.

„Um keinen Hund vor die Thür zu jagen,“ fügte der Lehrer hinzu.

„Wie soll ich nur nach Hastendam kommen?“ seufzte das Fräulein; „ich begreife gar nicht, warum mein Schwager nicht kommt!“

„Sicherlich abgerufen!“ tröstete ich.

„Wenn sie nicht kommen, bleibt mir nichts anders übrig, als daß ich hier übernachte und morgen früh nach Hastendam gehe — man kann hier doch wohl logieren?“

„Gewiß! Das ist jedenfalls das Vernünftigste, was Sie thun können,“ versicherte der Prediger. „Sie können hier gewiß ein gutes Bett bekommen — nicht wahr — Jansen?“ das letztere zu dem Gastwirt, der mit der Nachricht eingetreten war, daß das Publikum schon wieder im Saale sei, und daß Herr Maurik doch noch mal „so 'ne recht komische Sache vortragen möchte.“

„Kann ich hier logieren, Jansen?“

„Natürlich, Fräulein! — ich werd 's sofort meiner Frau sagen; aber vielleicht kommt der Doktor doch noch; in jedem Falle werden wir drauf rechnen, daß Sie hierbleiben.“

Während wir uns ansetzten, wieder in den Saal zurückzukehren, trat Bram ganz dicht an mich heran, trank hastig sein Glas Wein aus und flüsterte mir zu:

„Mensch, sag mal, ist das nicht ein ganz famoscs Mädel? — ich bin höllisch froh, daß ich sie hier wiedersehe; ich habe früher ein paar-mal mit ihr getanzt. — Du! Sie tanzt wie ein Engel, und so unterhaltend ist sie! hm! da steht was drin, weißt du, nicht so'n alltägliches, oberflächliches Mädchen — und ein verteuftet liebes Gesichtchen hat sie, was?“

„Bram!“

„Na?“

„Soll ich ihr den Arm reichen oder . . .“

„Nein, du Schwerenöter — ich! — Verei-zung, Herr Pfarrer, aber ich habe die junge Dame hergeführt, und so ist es auch meine Ritterpflicht, daß ich sie wieder . . .“

„An ihren Platz zurückführe, natürlich!“ und während ihr Bram mit einem halblauten „Gestatten Sie?“ seinen Arm bot, wandte der alte Pfarrer sich lächelnd zu mir und sagte leise: „Das junge Volk bleibt sich doch überall gleich.“

Der zweite Teil der Vorlesung begann; ich bemühte mich, wieder so komisch wie möglich zu sein.

Das Publikum amüsierte sich köstlich, nur Fräulein Bergmans und Bram, der natürlich sofort einen von den freien Stühlen neben ihr mit Beschlag belegt hatte, sahen ziemlich ernst aus. Bram flüsterte ihr bisweilen ganz leise etwas zu, und sie stieß ihn dann ebenso leise, fast unmerklich, an, während ich in ihren Zügen deutlich las: „Aber so seien Sie doch, bitte, still, was muß van Maurik wohl von uns denken? 's ist gerade, als ob wir ihn zum Narren halten!“

Dann machte Bram plötzlich ein so ernst-haftes Gesicht und starrte mich mit so er-beuchelter Aufmerksamkeit an, daß ich die größte Mühe hatte, mein Lachen zu unter-drücken. Aber ich hielt mich tapfer und merkte wohl, daß er nach einem solchen Anfall von quasi-Interesse sein joviales Gesicht wieder in die gewohnten Falten legte und ihr zuzusüstern schien: „Er merkt nichts davon!“ Aber! . . . van Maurik merkte es nur gar zu gut, und als er schließlich sagte:

„Meine Damen und Herren, hiermit schließe ich nun meine Vorlesung!“ und das Publikum sich ansetzte, den Heimweg anzutreten, da konnte er nicht unterlassen, den Augenblick, da Fräulein Bergmans sich bückte, um ihr Kopfs-tuch aufzuheben, zu benutzen, um ermahmend den Zeigefinger gegen seinen Freund Bram zu erheben, der ihn mit dem unschuldigsten Gesicht von der Welt ansah, dessen Augen aber deutlich sprachen: „Alter Junge, sei du nur ganz still, du wirst noch von mir hören!“

\* \* \*

„Und mit diesem Glase Wein spreche ich dem geehrten Herrn Vortragenden meinen Dank für seine Vorlesung aus und erlaube mir, den Wunsch zu äußern, daß dieses wohl das erste, aber nicht das letzte Mal sein möge, daß er uns mit seiner Gegenwart beehrt“, so toastete nach der Vorlesung der Pfarrer, der mit diesen Worten der in Boshwyl allgemein für mich empfundenen Hochachtung Ausdruck geben wollte.

Er trank sein Glas aus, reichte mir die Hand und brach mit dem Lehrer auf, der mir sehr herzlich versicherte, daß er sich unbeschreib-lich amüsiert hätte, und hustend hinzufügte, Barend sei nirgends zu finden gewesen.

Da kam Frau Jansen herein, ganz erschauert von all dem Trubel; sie streckte mir treuherzig die Hand entgegen, die ich kräftig schüttelte, und sagte:

„Run! Der Herr hat es sehr gut gemacht; es hat mir wirklich sehr gefallen. Alles hab' ich wohl nicht verstanden, aber ich habe mir doch oft vor Lachen den Bauch halten müssen, weil der Herr so komische Gesichter schnitt. Der Herr muß nächsten Winter wiederkommen.“

. . . Und nun will ich mal schnell ein wenig Brot zurecht stellen, ich habe gerade so'n schönes Stück Ochsenfleisch da, und davon kann der Herr so viel abschneiden, wie er will . . .“

Lächelnd fiel ich ein:

„Nein, Mutter! So kommt Ihr mir nicht davon, Jansen hat mir Schweinebraten ver-sprochen.“

„Ja, das mag Jansen wohl versprochen haben, aber dazu haben wir nun wahrhaftig

keine Zeit. Da sitzt noch viel junges Volk im Saal, die machen sich jetzt erst so recht hinter die Weinflaschen und hinter die Stullen — aber nächstes Mal sollen Sie's ganz bestimmt haben!"

"Also das entgeht dir diesmal, Freuden!" lachte Bram, der inzwischen mit Fräulein Bergmans ins Zimmer getreten war und zu Frau Jansen sagte:

"Haben Sie ein Zimmer für das Fräulein zurecht gemacht?"

"Jawohl, mein Herr! — will das Fräulein es sich mal ansehen?"

"Es ist doch zu arg, daß mein Schwager nicht gekommen ist, und ich bin wirklich sehr unruhig; ich wäre so gern noch nach Hastendam gefahren — ich werde heute Nacht gewiß kein Auge zuthun."

Das Mädchen sah ganz ängstlich aus, ihre Lippen zitterten, und mit ihren hübschen Augen sah sie bald Bram, bald mich flehentlich an.

"Haben Sie keinen Wagen?" fragte Bram.

"Nein, mein Herr! Was wir haben, ist schon längst bestellt — Sie begreifen, bei dem schlechten Wetter . . ."

"Und der kleine Verdeckwagen, mit dem ich vom Bahnhof geholt wurde?"

"Oh, der ist schon lange mit drei Herren aus Middelwyl fort — kommen Sie, Fräulein! ich will Ihnen das Bett zeigen, — wenn Sie schlafen, geht die Angst schon vorüber."

Sie ging auf eine Thür im Hintergrund des Zimmers zu.

"Kommen Sie, Fräuleinchen, gehen Sie mit, das Zimmer ist gleich hier, und da Sie die Erste sind, sollen Sie auch die Wahl haben."

"Wieso die Wahl?" fragte Fräulein Bergmans erstaunt.

"Nun, von den Betten natürlich! — es wird Herrn van Maurik wohl gleich sein, ob er in dem einen oder in dem andern Bett schläft. So'n Mann kann ja alles vertragen."

Kommen Sie, kommen Sie, Fräulein!

"s ist eine geräumige Stube," fuhr sie fort, "und wenn der Herr in dem Bett schlafen will, so kann das Fräulein die bequeme Bettstelle nehmen."

Mit großen, erschreckten Augen sah meine Reisegenossin die Wirtin an und fragte, verlegen erröthend: „Aber haben Sie denn für mich kein Zimmer allein?“

„Nein, Fräulein! Wir haben nur ein Fremdenzimmer, aber sehr groß, wie Sie sehen, und köstliche Betten.“

Bram schnellte plötzlich lachend zur Thür hinaus.

Fräulein Bergmans sah entsetzlich verlegen aus und stotterte: „Ja, aber — hm — sehen Sie — hm! — sollte denn da nichts andres zu machen sein?“

„Ja, wenn das Fräulein bei mir schlafen will, dann muß Jansen heute Nacht in den Stall gehen.“

„Könnte das Fräulein denn nicht vielleicht bei dem Pfarrer oder dem Lehrer wohnen?“ fragte ich.

„Ach du lieber Herrgott!“ rief Frau Jansen, verwundert die Hände über dem Kopf zusammenschlagend, „was machen die Stadtleute doch immer für Aufhebens über solche Kleinigkeiten — Sie werden sich doch nicht heißen!“

„Alles in Ordnung!“ erklang es plötzlich aus der offenen Zimmerthür.

Bram trat hastig hinein und sagte:

„Fräulein Bergmans, jetzt habe ich eine gute Idee; ich werde Sie nach Hastendam begleiten — es ist nur eine halbe Stunde zu fahren. Mein Kunde aus Ralshoven wird noch ein Stündchen hierbleiben und leiht mir indessen sein Fuhrwerk. Sie haben doch nichts dagegen, auf einem Tilbury zu sitzen?“

„Oh, nein! durchaus nicht!“

Ein warmer, dankbarer Blick belohnte meinen Freund Bram, der sich auf die Lippen biß, um nicht zu lachen, als die Frau brummig sagte:

„s ist mir auch ein schönes Wetter, um so in einem offenen Wagen zu sitzen — na, Herr van Maurik, dann haben Sie ja reichlich Platz.“

Eine halbe Stunde später — ich hatte mir das Brot mit dem Roastbeef à discrétion gut schmecken lassen — ging ich in dem eisigkalten, riesengroßen Fremdenzimmer zu Bett, und als



## Der Schutz der deutschen Erzieherin in Sizilien.

Von

Helene Lange.

Nachdruck verboten.

Jährlich verlassen viele Hunderte von deutschen Erzieherinnen die Heimat, um entweder die für ihr Fortkommen nötigen Sprachkenntnisse zu erwerben oder einen höheren Verdienst zu suchen, als ihn das Vaterland bietet. Nicht selten ist es die Sorge für eine alternde Mutter, für die Erziehung und Ausbildung jüngerer Geschwister, die sie in die Ferne treibt. Auch kommt es wohl vor, daß das „standesgemäße“ Auftreten eines Bruders Leutnant oder Corpsstudent durch die Schwester Erzieherin ermöglicht wird, die dann bei gelegentlicher Erwähnung als „bei Freunden in England befindlich“ figuriert.

Gar manches junge Mädchen aber treibt auch die Lust an der Fremde hinaus, der Wunsch, andre Völker, andre Lebensbedingungen kennen zu lernen, sich „draußen“ den Kopf zu verstoßen. Auch dagegen läßt sich nichts einwenden. Aber die Erziehung unserer deutschen jungen Mädchen ist eine so gebundene, sie läßt sie so ganz ohne Ahnung der Gefahren, die ihnen draußen drohen können und denen sie so unendlich viel leichter verfallen als die selbstsichere Amerikanerin, Engländerin, Französin, Russin, daß eine besonders dringende Warnung für sie am Plage ist. Schon mehrfach sind solche Warnungen seitens der Regierung in Bezug auf bestimmte Länder erlassen worden. Man vergegenwärtige sich, ein wie großes, aktenmäßig festgestelltes Thatfachenmaterial vorliegen muß, damit es zu einer solchen offiziellen Äußerung kommt. Und dann mache man sich klar, wie viel Vorkommnisse der allerschlimmsten Art, wie viel herzzerreißendes Elend im Dunkel bleibt, wie oft der Entsetzenschrei einer Frau, die Schlimmeres trifft als Todesqual, ungehört verhallt.

Der nicht hoch genug anzuschlagende Mut einer auf Sizilien lebenden Deutschen ermöglicht es mir, zu diesem dunkelsten Kapitel des Erzieherinnenlebens einige erschütternde Beiträge der Öffentlichkeit zu übergeben. Wer in einer deutschen Kolonie im Ausland gelebt hat, wird sich klar darüber sein, welcher Opfermut dazu gehört, Dinge, die die „Gesellschaft“ der Kolonie nicht erörtern zu sehen wünscht, an die Öffentlichkeit zu bringen. Und in Sizilien scheint solche „Zurückhaltung“ besonders weit getrieben zu werden. „Hier sind“, so schreibt meine Berichterstatlerin, „verwandtschaftliche und kaufmännische Interessen so verquickt, daß auch die deutschen Damen nicht den Mut haben vorzugehen und, glaube ich, täglich zu Gott beten, es möchte nur keinen Skandal geben“.

Ich lasse nun zunächst jene Mitteilungen selbst folgen. Es ist absichtlich kein Name gegeben, nicht einmal die betreffende Stadt genauer bezeichnet worden, um nicht etwa die einzige, die zu sprechen gewagt hat, einer sizilianischen Rache auszusetzen.





und Leben um ihre Ehre kämpfen müssen, während ihre Schülerinnen, ziemlich erwachsene Mädchen, im Nebenzimmer waren und ihre Hilferufe hörten. Schließlich war es ihr gelungen, sich zu retten (wenn ich nicht irre, war sie zum Fenster hinausgesprungen); sie hatte sich in ein Hôtel geflüchtet, wo wir sie auffanden. Der Advokat M., der zuerst den Prozeß gegen A. anhängig machen wollte, zog sich auf einmal unter nichtigen Vorwänden zurück . . . .

Was nun? Ich ließ die sehr katholische, sehr kirchliche Familie M., in deren Bank der A. angestellt war, benachrichtigen, ich würde auf sizilianische Weise, mit einem ungeheuren Skandal, der auch sie treffen würde, reagieren, wenn sie ihren Angestellten nicht an weiteren Verbrechen verhinderten. Er nahm sich nun eine Abenteuerin ins Haus, auch eine Deutsche, leider. Letzthin ist er aber wegen Bankbetrügereien aus der Bank entlassen worden und geht jedenfalls auf neue Beute aus.

Eine Französin hat sich vor vielleicht zehn Jahren durch einen Sprung vom Balkon gerettet; der französische Konsul hatte sich ihrer energisch angenommen, und so fanden der A., wie auch der andre Verbrecher, ein Triester Jude namens P., daß es bequemer wäre, Deutsche kommen zu lassen, „nach denen kein Hahn kräht“, wie sie selbst in den Restaurants lachend erzählten.

Eine andre Zeugin ist die Volksschullehrerin D. im Dorfe Z. bei G. Auch deren Nichte hat sich nur durch das Herbeilaufen der Nachbarn vor den Angriffen des A. retten können. Ihre Verwandten haben auf sizilianische Weise reagiert und ihm handgreiflich klar gemacht, daß er sich auf Deutsche beschränken müsse.“

Genug der Greuel, obwohl die brieflichen Mitteilungen noch furchtbare Fälle berichten, die wahrlich die Bitterkeit verständlich machen, mit der die Deutsche ihre Ohnmacht jenen Schurken gegenüber empfindet. Und angesichts dieses so tapfer und doch vergeblich geführten Kampfes einer alleinstehenden Frau hatte auch ich das Gefühl, daß im Lande der Beamten nur ein offizielles Zeugnis geeignet sein dürfte, Gehör zu finden. Ich suchte daher zunächst den Pfarrer ausfindig zu machen, der jener Sterbeszene im Hause A. beigewohnt hat. Durch freundlichen Beistand ist mir das gelungen. Herr Pfarrer Hartwich hat mir gestattet, sein Zeugnis mit Namensnennung zu veröffentlichen. Aus dem oben angegebenen Grunde sind auch hier alle andern Namen fortgeblieben. Das Zeugnis lautet folgendermaßen:

„Mit der Empfehlung eines Deutschen in K. suchte mich eines Vormittags — wie lange es her ist, weiß ich nicht mehr, das könnte aber aus den Akten der Pfarre in K. ermittelt werden — ein Sizilianer<sup>1)</sup> namens A. auf, ein Mensch von unangenehmem Ausßern mit der ausgeprägtesten Verbrecherphysiognomie, und bat mich, ihn zu der Erzieherin seiner Töchter zu begleiten, die — eine Deutsche und evangelischen Glaubens — schwer erkrankt wäre. Sie verweigere jede Antwort; vielleicht, wenn sie ein Bibelwort in ihrer Muttersprache höre, würde sie sich entschließen zu antworten. Ich ging sofort hin und fand eine junge Dame auf dem Sterbebett, ohne jede weibliche Abwartung, von A. und zwei andern Mannspersonen bedient. Die Sterbende war bewußtlos; ich erhielt von ihr keine Antwort mehr. Dabei schien sie heftige innere Schmerzen zu haben, denn sie bewegte krampfhaft die Beine und auch den Unterkörper. A. schien furchtbar erregt zu sein. Auf meine näheren Erkundigungen erzählte er mir, daß die Kranke bereits seit Wochen an großer Schlassucht leide, die Folge eines Gehirnleidens, das sie einmal in der Jugend gehabt haben sollte. Bald kam der Arzt Dr. V.; ich

<sup>1)</sup> A. stammt aus Graubünden. D. A.

befragte ihn, wofür er die Krankheit halte, doch konnte er sie nicht bestimmen. Da ich nichts weiter thun konnte, auch andre Pflichten hatte, ging ich fort mit dem Versprechen, gegen 4 Uhr noch einmal wieder zu kommen. In der Zwischenzeit zog ich Erkundigungen über das Haus A. ein und hörte dabei die schauerhaftesten Dinge. So, daß derselbe seine sämtlichen Erzieherinnen mißbrauche, zum Teil unter Anwendung narkotischer Mittel. Da stieg mir ein Verdacht auf, die Sterbende hatte auch Schlafmittel erhalten, um mißbraucht zu werden; vielleicht war das letzte zu stark gewesen und sie lag jetzt offenbar in einer tiefen Narke. A. hatte kein gutes Gewissen, das bezeugte das erregte Benehmen des Mannes. Ich ging darauf zu der Präsidentin des Vereins des amies de la jeune fille in A., Fräulein C., und machte ihr von meinen Beobachtungen Mitteilung; mein Verdacht wurde von derselben, soweit sie den A. kannte, vollkommen bestätigt. Sie war sogar der Meinung, A. habe der Unglücklichen Gift gegeben, um ein andres Verbrechen zu vertuschen. Sie empfahl mir Aufmerksamkeit, lehnte aber meine Bitte, zu der Sterbenden selbst zu gehen, ab, da sie das Haus des A. nicht betreten könne.

Um 4 Uhr erschien ich wieder am Sterbelager, als Dr. B. mit zwei andern Ärzten eine Konsultation abhielt. Sie konnten sich den Zustand nicht erklären.

Als ich am nächsten Vormittag kam, war die Kranke verschieden. Um eine Todesursache festzustellen, gaben die Ärzte congestiones cerebrales, Gehirnschlag, an. Ich fragte, wann die Leiche fortgeschafft werden sollte, und als ich hörte, daß dieses mittags um 12 Uhr geschehen sollte, ordnete ich an, daß ich um  $\frac{3}{4}$  12 erscheinen würde, um die Leiche nach dem Friedhofe zu begleiten. Aber als ich um  $\frac{3}{4}$  12 ins Sterbehaus kam, war die Leiche schon fort, wie man mir sagte, vor 5 Minuten. Auf meine Vorwürfe, warum man nicht auf mich gewartet, hatte A. ganz ausweichende, nichtige Antworten. Auf's neue stieg der Verdacht in mir auf, daß hier etwas nicht in Ordnung sei. A. riet mir, sofort der Leiche nachzufahren, ich würde sie gewiß noch vor dem Friedhof erreichen. Ich that es; aber als ich dort ankam, war die Leiche schon beerdigt, auf Anordnung des Herrn A., wie mir die Leute sagten. Warum diese Überstürzung?

Als ich mich in den nächsten Tagen wieder mit Fräulein C. in Verbindung setzte, fragte mich dieselbe, ob ich nicht bereit wäre, meine Beobachtungen dem Staatsanwalt mitzuteilen, damit der die Sache weiter verfolgen könne. Natürlich war ich sofort dazu bereit, aber der sonderbare Herr fragte mich, zu welchem Zweck ich ihm das alles erzähle, ob ich gegen A. eine Anklage wegen Mord stelle. Ich erwiderte ihm darauf, daß nach deutschen Rechtsbegriffen es die Sache des Staatsanwaltes wäre, in der Angelegenheit weiter vorzugehen, und daß ich solches auch von ihm erwarte, worauf der Herr mir erklärte, ihn ginge das gar nichts an; eine Erhumierung der Leiche und Untersuchung auf Gift könne er nur anordnen, wenn ich die Anklage auf Mord erhebe. Das konnte ich als Privatmann aber nicht, da ich keine Beweise, sondern nur Verdacht hatte.

Ich weiß, daß sich Fräulein C. noch verschiedentlich bemüht hat, den Staatsanwalt für die Sache zu interessieren, aber mit demselben Mißerfolg wie ich.

Bei unserm deutschen Konsul fand ich in der Angelegenheit keine Unterstützung; er hatte keinen Anlaß einzuschreiten. Die Sache sollte aber für mich noch ein Nachspiel haben, das mir fast hätte verderblich werden können. Der Staatsanwalt besaß sogar die Freundlichkeit, den A. davon zu benachrichtigen, daß ich in seiner Gegenwart den Verdacht des Mordes gegen ihn ausgesprochen, worauf A. mich wegen Verleumdung verklagen wollte, was mir nach italienischem Recht Galeere eingetragen hätte. Es gelang unserm Konsul, den A. zu bewegen, von seinem Vorhaben Abstand zu nehmen, durch welche Mittel, weiß ich nicht.

Den Eltern der unglücklichen Erzieherin schrieb ich von dem Tode ihrer Tochter. In ihren Antworten berührte es mich wieder eigentümlich, daß den Eltern von einem früheren Gehirnleiden ihres Kindes, das A. als Ursache der Schlassucht angab, nichts bekannt war. Ebenso hatte A. ihnen geschrieben, wie besorgt die Tote auf ihrem Krankenbette gepflegt worden sei, daß ständig drei Ärzte um sie beschäftigt gewesen und daß er sie auf das ehrenvollste mit Hinzuziehung des deutschen Geistlichen habe beerdigen lassen. Alles offenbare Unwahrheiten.

Ich habe solches aus der Erinnerung nach bestem Wissen und Gewissen niedergeschrieben und bin bereit, darauf erforderlichen Falles den Eid zu leisten.

Möglich bei Ragusa, Bez. Galle, den 8. IV. 1902.

Robert Hartwich, Pastor,

früher Pfarrer der deutsch-evangelischen Gemeinden auf Sizilien."

Es ist kaum anzunehmen, daß der vorliegende Fall jetzt noch gerichtllich verfolgt werden wird. Es kann auch nicht meine Aufgabe sein zu untersuchen, inwieweit hier etwa eine Schuld der Nachlässigkeit auf deutsche Behörden fällt. Ob in der That ein bequemes *laissez faire, laissez aller* bei dem Nichteinschreiten des deutschen Beamten mitgesprochen hat, oder ob ein Vorgehen seinerseits wirklich nicht möglich war, darüber erlaube ich mir kein Urteil. Eine Schlußfolgerung aber aus dem Vorgefallenen ergibt sich unabweisbar: wenn thatsächlich die Instruktionen der deutschen Konsuln derartig sind, daß sie ein Vorgehen in solchen Fällen ausschließen, dann scheint es dringend geboten, auf eine Reform dieser Anweisungen hinzuwirken.

Die Untersuchung der geschilderten Verhältnisse ist da angeregt worden, wo sie allein geführt werden kann, bei dem Auswärtigen Amt in Berlin. Mitte April sind sämtliche auf diesen Fall bezügliche Dokumente, selbstverständlich mit voller Nennung aller Namen, von mir in offizieller Eigenschaft als Vorsitzende des Allgemeinen deutschen Lehrerinnenvereins dort eingereicht worden mit der Bitte um einen wirksamen Schutz für die in Sizilien arbeitenden deutschen Erzieherinnen. Eine Antwort ist bis zur Drucklegung dieses Artikels nicht erfolgt. Auf alle Fälle aber müssen wir erwarten, daß das Deutsche Reich Schritte thun wird, um jenes schmachvolle „kein Hahn kräht nach den deutschen Erzieherinnen“ auszutilgen. Der vorliegende Fall ist ja nur einer von vielen; die Vorkommnisse im Hause des Triesters P. sind nach den mir gewordenen Mitteilungen noch schlimmer. Doch bietet gerade dieser amtlich beglaubigte Fall in seinen grauenvollen Einzelheiten so viel Typisches, er ist zugleich so geeignet, jungen Mädchen, die einem gewissen romantischen Zuge nach dem Süden folgen, zur eindringlichsten Warnung zu werden, daß seine Veröffentlichung als eine Pflicht erschien, um so mehr, als jene Schufte ihre Verbrechen weiter treiben und Schule machen.

Es sollen durchaus damit nicht die sittlichen Zustände in Sizilien oder etwa gar in ganz Italien gebrandmarkt werden. Gerade in den schwersten Fällen dieser Art handelt es sich nicht um Eingeborene, sondern, wie auch bei den oben geschilderten Vorkommnissen, um jene internationalen Verbrecher, die bald hier, bald dort ihr Wesen treiben, und denen allerdings die passiven Gewohnheiten besonders der Süditaliener ihr Handwerk in bedenklichster Weise erleichtern.

Aus eben diesem Grunde ist es in Bezug auf Süditalien doppelt geboten, nur auf die eingehendsten Erkundigungen hin eine Stellung als Erzieherin anzunehmen. Was für das ganze Ausland gilt, gilt hier, wie z. B. auch für Rumänien, zwiefach. Ist ja doch auch die Notwendigkeit, an Ort und Stelle genaue Erkundigungen über

die Arbeitgeber einzuziehen, eine der Hauptursachen für die Begründung deutscher Lehrerinnenvereine im Ausland gewesen. Seit Helene Adelman im Jahre 1876 als erste den deutschen Erzieherinnen in England ein Heim und sicheren Rechtsschutz schuf, sind, wenn auch in kleinerem Umfange, ähnliche Einrichtungen in Frankreich, New-York, Buenos-Aires und auch in Italien entstanden.<sup>1)</sup> Eltern und Vormünder, wie die jungen Lehrerinnen selbst, sollten es sich zur Pflicht machen, bei diesen Vereinen, die gründlich über die in Frage kommenden Verhältnisse unterrichtet sind, zunächst Erkundigungen einzuziehen. Schon vielfach ist es unseren Vereinen gelungen, junge Mädchen von der Unterschrift seelenverkäuferischer Kontrakte zurückzuhalten, deren Füllen sie nicht ahnten.

Auf den vielen Kongressen und Konferenzen über Mädchenhandel, bei denen bisher leider noch wenig Positives hat erreicht werden können, sind erschütternde Einzelheiten genug berichtet worden. Ein schlimmeres Loß aber läßt sich wohl nicht denken, als das des unschuldigen, vertrauensvollen Mädchens, das in ein ehrenhaftes Haus zu kommen meint und im Hausherrn oder Haussohn den Mörder ihrer Ehre findet, „ohne daß ein Hahn danach kräht“.

<sup>1)</sup> Wir geben nachstehend die Adressen dieser Vereine, die sämtlich dem Verbanke des Allgemeinen deutschen Lehrerinnenvereins angehören: Verein deutscher Lehrerinnen in England, Vors. Frä. Helene Adelman, 16 Wyndham Place, Brynaston Square, London W. — Verein deutscher Lehrerinnen in Frankreich, Vors. Frä. Schlicmann, 8 rue de Villejust, Paris. — Verein deutscher Lehrerinnen in Amerika, Vors. Frä. Adele Schlichting, 46 West 83th Street, New York. — Verein deutscher Lehrerinnen in Buenos-Aires, Vors. in Vertretung: Frä. Anna Luz, 1461 calle Rodriguez, Peña, Buenos-Aires, Rep. Argentina S. A. — Verein deutscher Lehrerinnen in Italien, Vors. Frä. Christine Schmidt, Via dei Serragli 110, Florenz. — Für das übrige Ausland die Centralleitung der Stellenvermittlung des Allgemeinen deutschen Lehrerinnenvereins, Berlin W., Culm-Str. 5.



## Wenn es dämmt.

Wenn es dämmt des Abends, das ist die Zeit,  
Wo die Sehnsucht schleicht durch die Lande,  
Mit heißem Blick und feuchtem Aug',  
Im flatternden, grauen Gewande.

Und wen sie trifft auf ihrem Pfad,  
Dem gehen die Augen über,  
Er möchte fassen nach ihrer Hand,  
Doch weinend schwebt sie vorüber.

Da ist's ihm, als ob er in jüllem Weh'  
Ihr folgen müßt' durch die Lande,  
Der hohen Frau mit dem Thränenblick  
Und dem flatternden, grauen Gewande.

Halgar Holmen.





## Das Zeugnisverweigerungsrecht der Ärztinnen.

Nachdruck verboten.

Für die Pionierinnen des Medizinstudiums der Frauen in Deutschland, für unsere im Ausland approbierten Ärztinnen, ist der Kampf um die volle, ungehemmte Ausübung ihres Berufs, wie es scheint, immer noch nicht abgeschlossen. Er nimmt für sie allerlei Formen an, in denen ihre glücklicheren Nachfolgerinnen ihn nicht mehr zu führen haben. Der bekannte Prozeß um die Titelführung der Berliner Ärztinnen ist noch frisch in aller Gedächtnis. Hat er auch mit ihrem vollen Siege geendet und können auch solche letzten kleinen Chikanen freundlicher männlicher Kollegen die Position der durch ihre Leistungen längst bewährten ausländisch approbierten Ärztinnen in keiner Weise erschüttern, so scheint es doch keine Frage, daß die nicht ganz klar definierte und umgrenzte Rechtsgiltigkeit der ausländischen Approbation die weiblichen Ärzte immer wieder in Schwierigkeiten bringen kann.

Einen Beweis dafür liefert eine Entscheidung des Frankfurter Landgerichts, die vor einiger Zeit die Tagespresse beschäftigt hat. Bekanntlich steht den Ärzten nach der Strafprozeßordnung das Recht zu, „in Ansehung dessen, was ihnen bei Ausübung ihres Berufs anvertraut ist“, das Zeugnis zu verweigern. Dieses Recht wurde von dem genannten Gericht einer Ärztin auf Grund ihrer ausländischen Approbation abgesprochen.<sup>1)</sup> Die Entscheidung stützte sich auf einen in einem früheren ähnlichen Fall ergangenen Beschluß desselben Gerichts, der in einem juristischen Archiv (Goldb. Archiv Bd. 45, S. 418) seiner Zeit besprochen und als dem Gesetz entsprechend bezeichnet wurde, eine Auffassung, die dann auch in die neue (10.) Auflage des bekannten Löweschens Kommentars überging.

In einer der letzten Nummern der Juristischen Wochenschrift (vom 25. Juli 1902)<sup>2)</sup> wird diese Entscheidung nun im entgegengesetzten Sinne durch Rechtsanwalt Dr. Ernst Auerbach: Frankfurt a. M. beleuchtet, und da wir mit ihm der Meinung sind, daß die Frage eine „eminent praktische und rechtspolitische Bedeutung“ hat, besonders mit Rücksicht auf unsere ausländisch approbierten Ärztinnen, so sei über seine Auffassung hier in kurzem berichtet.

Auerbach sieht in der Rechtsauffassung des Frankfurter Landgerichts eine praktisch sehr schwerwiegende Benachteiligung der ausländisch approbierten Ärzte und Ärztinnen und ihrer Patienten. Das Recht der Zeugnisverweigerung dient der Herstellung eines Vertrauensverhältnisses zwischen Arzt und Patienten, wie es im Interesse einer erfolgreichen und förderlichen Ausübung der Heilkunde seiner Zeit als unbedingt notwendig anerkannt worden ist. Verpflichtet man die Ärztin, über das, was ihr von dem

<sup>1)</sup> Die beteiligte Ärztin hat nur deshalb gegen diesen Beschluß keine Beschwerde erhoben, weil sie von der in Betracht kommenden Seite von der Zeugnisverweigerung ausdrücklich entbunden worden war.

<sup>2)</sup> Organ des Deutschen Anwaltvereins. Herausgegeben von Dr. jur. L. Ruhlstedt. Verlag W. Koeser Buchhandlung, Berlin S.

Patienten anvertraut ist, Zeugnis abzulegen, so wird in dieses Verhältnis eine sehr erhebliche und bedeutungsvolle Bresche geschlagen. Es kann für die Ärztin, wie Auerbach ausführt, unter Umständen von verhängnisvollster Bedeutung sein, wenn man sich ihr nur unter der Gefahr der Verletzung der Diskretion anvertrauen darf. Wenn die Gesetzgebung das wollte, so würde sie das, „was sie mit einer Hand und nach langem Kampfe den Frauen zu geben im Begriff steht, mit der anderen Hand wieder nehmen.“

Es wäre das aber nicht nur eine Schädigung der Ärztinnen in der Ausübung ihres Berufs, sondern — und auf diesen Punkt möchten wir noch etwas stärkeren Nachdruck legen, als der Verfasser es im Rahmen seines Artikels thun kann — eine Benachteiligung der Frauen, die die Hilfe der Ärztin in Anspruch nehmen, gegenüber den Männern, die sich von staatlich approbierten Ärzten behandeln lassen. Freilich giebt es jetzt, und von nun an in zunehmender Zahl, staatlich approbierte Ärztinnen, aber immerhin werden viele Frauen nach wie vor die bewährte Hilfe der schon lange praktizierenden Frauen mit ausländischer Vorbildung aussuchen, und freilich trifft die Entziehung des Zeugnisverweigerungsrechtes auch die männlichen, ausländisch approbierten Ärzte; aber ihre Zahl ist verschwindend und kommt kaum in Betracht. Im allgemeinen also und nach dem gegenwärtigen Stand der Dinge bedeutet die vom Frankfurter Landgericht zum Ausdruck gebrachte Rechtsauffassung, daß die Frauen der Preisgebung ihrer der Ärztin anvertrauten Mitteilungen ausgesetzt sind, während die Männer den gesetzlichen Schutz ihres Vertrauensverhältnisses zum Arzt genießen. Man könnte sich Fälle denken, in denen dieser Rechtszustand der einen Partei einen direkten schwerwiegenden Vorteil über die andere geben könnte.

Die Benachteiligung der Ärztin und ihrer Patienten durch diese Deutung des Gesetzes wäre eine so große, meint Auerbach, daß man, falls diese Auslegung juristisch unanfechtbar wäre, „im Interesse der in Deutschland praktizierenden ausländischen Ärzte, der Ärztinnen und ihrer zahlreichen Klientel dringend eine reichsgesetzliche Abhilfe erstreben müßte“.

Sie ist aber seiner Ansicht nach nicht richtig, „mag man das Gesetz lediglich nach seinem Wortlaut oder auch von seiner Tendenz und seinem Geist aus betrachten.“

Zu dieser Überzeugung führen folgende Erwägungen.

Es handelt sich zunächst um die Auslegung des Begriffs „Arzt“. Eine Definition dieses Begriffs ist weder in den „Motiven“ zu dem Gesetz, noch in den Verhandlungen der Justizkommission des Reichstags, die seiner Zeit der Annahme des Gesetzes vorausgingen, zu finden. Also ist für die Auffassung des Begriffs der gewöhnliche Sprachgebrauch maßgebend. Der allgemeine Sprachgebrauch aber bezeichnet unzweifelhaft als Arzt „diejenige der Heilkunst und Heilwissenschaft sich berufsmäßig widmende Persönlichkeit, welche nach Erledigung regelmäßiger wissenschaftlicher Studien ein wissenschaftliches Staatsexamen abgelegt hat“. Und weiter heißt es:

Im Publikum besteht hierüber kein Zweifel und keine Ungewissheit. Man unterscheidet sehr wohl und fein vom „Arzte“ denjenigen Heilkünstler, der — wie der Heilgehilfe — nur eine beschränkte medizinische Vorbildung hat, oder denjenigen, welcher der Garantien wissenschaftlicher Vorbildung ganz entbehrt; aber man macht keinen Unterschied zwischen ausländischen und inländischen Ärzten und keinen Unterschied hierin zwischen Männern und Frauen.

Diesem Sprachgebrauch entsprach auch im allgemeinen die in der Wissenschaft bisher gegebene Definition (s. B. John, Komm. S. 561, § 52, Note 2; Löwe a. a. O.).

Die Auffassung des größeren Publikums verbindet allerdings oft mit dem Begriffe des „Arztes“ auch weiter noch die Notwendigkeit einer ausdrücklichen behördlichen Anerkennung (Approbation); dies ist unbegründet; in Wahrheit hat die Approbation mit dem Begriffe an sich weder logisch noch juristisch etwas zu thun. Nicht einmal die Führung des Titels als „Arzt“ ist begrifflich von der Approbation abhängig; sonst würde die Gesetzgebung nicht eine ausdrückliche Strafvorschrift für Führung des Titels durch Nichtapprobierte als erforderlich betrachten. Dies mag aber dahingestellt bleiben. Auch, wenn man die Approbation als Bestandteil des Arzt-Begriffes auffaßt, so fehlt doch immer noch dafür, daß unter staatlicher Approbation nur eine inländische verstanden sein konnte — wie Löwe in seiner neuesten Auflage meint —, soweit der Wortlaut der Strafprozeßordnung in Betracht kommt, jeder Anhalt. Die Strafprozeßordnung spricht nur vom „Arzte“; muß aber dessen Begriffsbestimmung von der wissenschaftlichen Vorbildung, von der Ablegung des Examens oder selbst der Erlangung einer behördlichen Anerkennung hergeleitet werden, so sind doch hierunter jedenfalls auch alle in Deutschland praktizierenden weiblichen Ärzte zu begreifen; denn auch sie erfüllen alle diese Vorbedingungen.

Dr. Auerbach führt dann aus, inwiefern auch die Reichsgewerbeordnung nicht zur Erläuterung des betreffenden Paragraphen der Strafprozeßordnung herangezogen werden könne. Sie spricht sich über den Begriff „Arzt“ ebenso wenig aus wie diese, setzt ihn vielmehr als bekannt voraus und regelt nur, „welche Personen einer auf Grund nachgewiesener Befähigung ihnen zu erteilenden inländischen Approbation bedürfen, sowie auch, in welcher Weise und in welchen Formen eine solche Approbation innerhalb des Deutschen Reiches den Ärzten gegeben werden kann und soll.“ Die Zeugnispflicht wird aber in der Reichsgewerbeordnung überhaupt nicht berührt.

Auch ein anderer Umstand, den man wohl zur Begründung des Urteils des Frankfurter Landgerichts herangezogen hat, kann nach Auerbach nicht in Betracht kommen, die Erwägung nämlich, daß man, wenn einmal über den Kreis der inländisch approbierten Ärzte hinausgegangen werde, auch den Kurpfuschern das Zeugnisverweigerungsrecht geben müsse.

Diese Erwägung beruht nach Auerbach auf einer ungenügenden Abgrenzung der Begriffe gegen einander.

Wie der Begriff des „Arztes“ im wesentlichen in der Absolvierung regelrechter wissenschaftlicher Studien, eines Examens und vielleicht auch noch in der Erlangung staatlicher Approbation liegt, so weist der Begriff des Pfüschers gerade darauf hin, daß derselbe außerhalb der Kunstordnung unberechtigt sein Gewerbe ausübt, der Begriff des Kurpfuschers insbesondere darauf, daß der Letztere ohne ärztliche Vorbildung und ohne staatliche Approbation Menschen zu heilen, d. h. in das ärztliche Gewerbe hinein zu „pfuschen“ sucht. Diese Konsequenz muß also außer Betracht bleiben und hat mit der Anerkennung eines Zeugnisverweigerungsrechtes an die Ärztinnen nichts zu thun.

Das Resultat seiner Ausführungen faßt Auerbach am Schluß in folgenden Sätzen zusammen:

So glaube ich denn, daß der eingangs dieser Erörterungen erwähnte Beschluß des Frankfurter Landgerichts eine Nachfolge bei den deutschen Gerichten nicht finden sollte. Vielmehr dürfte es bei sachgemäßer Auslegung der Strafprozeßordnung keinem Zweifel unterliegen, daß auch den im Auslande approbierten, in Deutschland praktizierenden Ärztinnen für Strassachen das Zeugnisverweigerungsrecht in vollem Maße gegeben werden muß und soll. Daraus weist sicherlich auch die Vollsüberzeugung weiter gebildeter Kreise hin. Denn auch von dem Zeugnisverweigerungsrechte der weiblichen Ärzte gilt dasjenige, was Eduard Lasker bei Beratung des § 52 der Str. P. O. gesagt hat, daß „nur jemand, der sich einer überprüfenden Gesundheit erfreue, dem Arzt das ihm eingeräumte Recht verweigern könne.“





Im Webereikursus wird vorwiegend die Wollen- und Halbwoollenindustrie (Konfektions- und Beschäftigungsfabrik, Bänder, Tücher, Decken, Möbelstoffe und Teppiche) behandelt; andre Textilstoffe werden insoweit berücksichtigt, als es mit der Hauptaufgabe der Anstalt vereinbar ist.

Der Färbereikursus beschränkt sich vorläufig auf Vorträge und Arbeiten im Färbereilaboratorium ohne Färbereiverfuche im großen.

Uns interessieren vor allem die Kurse, die die Ausbildung von Schülerinnen bezwecken. Vorausichtlich werden das bald alle Zweige des Textilschaffens sein, und deshalb fanden hier alle Erwähnung; zur Zeit sind an der Berliner Webeschule Kurse für Musterzeichnen und Sticken, sowie für Posamentierhandarbeiten für Frauen eröffnet. Erwähnen möchte ich noch, daß das Schulgeld für preussische Schüler erheblich billiger ist, als für andre Deutsche; Ausländer haben bedeutend mehr zu zahlen. Fleißigen, bedürftigen preussischen Schülern kann das Schulgeld ganz oder teilweise erlassen werden. Ich nehme an, daß dieselben Bedingungen auch für die Schülerinnen maßgebend sind, ebenso glaube ich, daß die Bestimmungen für Musterzeichner auch für die Musterzeichnerinnen Gültigkeit haben. Das Wesentliche dieser Bestimmungen lasse ich deshalb hier folgen.

1. Das Schulgeld beträgt für Musterzeichner der Tagesabteilung 30 Mark pro Halbjahr bei 14 Wochenstunden. Täglich von 8—2 bzw. 8—4 Uhr mit  $\frac{1}{2}$  stündiger Mittagspause.

2. Für die Dauer des Unterrichts sind bei mangelnden zeichnerischen Vorkenntnissen 4 Jahre vorgesehen; doch richtet sich dies nach der Befähigung, bzw. auch nach dem ev. selbstgestellten Ziel. Für Stickerzeichner genügen z. B. 2 Jahre.

3. Die Ausbildung der Musterzeichner erstreckt sich auf das gesamte Gebiet der Textil- und Tapetenindustrie, sowie des Zeugdrucks unter Berücksichtigung der vom Schüler gewünschten Spezialgebiete, z. B. Teppiche, Portieren und Tischdecken, Möbelstoffe, Leinen und Damaste, Tapeten, Cretonnes u. s. w.

4. Der Unterricht umfaßt Ornamentzeichnen und Pflanzenzeichnen in Contur mit Schatten mono- und polychrom, Stilisieren und Blumenmalen, Komponieren und Entwerfen von Mustern aller Art, geometrischem und Projektionszeichnen, Schattenlehre, Perspektive.

Als Ergänzungsfächer: Bindungslehre und Patronieren, Übertragen der Entwürfe auf das Patronenpapier zur praktischen Ausführung, Musterzerlegen, Studium fertiger Warenproben, praktische Übungen an den Webestühlen, Gobelin- und Anspärarbeiten, Smyrna, bzw. bei Stickerzeichnern an

Stickmaschine, Material- und Maschinenlehre, Kunstgeschichte.

Beginn des Sommersemesters am 10. April 1902 und des Wintersemesters am 13. Oktober.

Der Unterricht in Posamentierhandarbeiten für weibliche Personen umfaßt: 1. Praktische Ausbildung in Posamentierarbeiten der Möbelbesatz- und Konfektionsbranche (Anfertigung von Franzen, Besätzen für Möbel und Gardinen, Quasten, Gardinenhaltern und Besätzen für Mäntel und Capes u. s. w.); 2. Zeichnen nach Vorlage, Entwerfen neuer Skizzen und deren Umarbeitung in praktische Muster.

Zur Förderung der technischen Fertigkeit werden häusliche Arbeiten aufgegeben. Kursusdauer  $\frac{1}{2}$  Jahr. Beginn des Kursus den 11. Oktober. Schulgeld insgesamt 12 Mark, zahlbar in vierteljährlichen Raten von je 6 Mark im voraus. Die Materialien werden unentgeltlich zur Verfügung gestellt. Aufnahme finden weibliche Personen vom vollendeten 14. Lebensjahre an, welche die oberen Klassen einer Gemeindeschule oder die Fortbildungsschule besucht haben. Nähere Auskunft erteilt Herr Professor Gürtler, Direktor.

Wie ersichtlich, ist die Lehrzeit hier nur eine sehr kurze, die Ansprüche an die allgemeine Bildung sind keine hohen. Bei besonderer Befähigung empfiehlt sich die Leitung einer Arbeitsstube. Hierzu ist nach der Lehrzeit ein längeres Arbeiten in Werkstätten oder in andern Arbeitsstuben nötig, da Kenntnisse im Verteilen der Arbeit und Beurteilung der Leistungsfähigkeit des einzelnen erworben sein müssen.

Das mir vorliegende Programm aus Sorau erwähnt ausdrücklich die Ausbildung von Musterzeichnern und Musterzeichnerinnen. Die Dauer der Ausbildung ist bei besonderer Befähigung auf zwei Jahre, sonst auf drei Jahre festgesetzt. Schüler und Schülerinnen haben bei der Anmeldung selbstgefertigte Zeichnungen vorzulegen.

Der Unterricht verteilt sich auf 3 Jahre wie folgt.

1. Jahr: Geometrische und Pflanzenornamente. Im geometrischen Ornament sind alle Hilfsmittel ausgeschlossen. Die Hervorhebung der Flächen geschieht anfangs durch Schraffur, später durch Anlegung mit leichten Tuschetönen. Das Pflanzenornament zuerst in streng stilisierter Behandlung nach Vorlagen und Modellen, später nach Naturformen. Die Zeichnung wird mit Bleistift auf gezeichnet, mit schwarzer Ausziehtusche oder brauner Tusche nachgezogen und mit leichten Tuschetönen angelegt. Plastische Vorbilder in schattierter Wiedergabe, die Schattierung mit dem Pinsel in Farbetönen.



2. Jahr: Zeichnen und Malen von Naturformen, Ornamenten und Stilisierübungen. Die Darstellung in Licht- und Schattenvirkung mit Bleistift, Kreide und in farbiger Behandlung mit Deckfarben in abgesetzten Tönen. Während des Winterhalbjahrs Malen von Ornamenten, im Sommerhalbjahr Malen von Blättern und Blüten. Gleichzeitig wird das einfarbige Malen, weiß auf dunkeltem Grundton, wie es für weiße Damast- und Jacquardstizzen gebraucht wird, geübt. Vortrag über Stilgeschichte (Gewebemuster) und Perspektive.

3. Jahr: Malen von Naturformen, Stilisieren und Entwerfen. Das Malen von Naturformen ähnlich wie im zweiten Jahr nur in freier Behandlung. Entwerfen von neuen Mustern auf Grund der selbstgefertigten Studien und nach gegebenen Motiven.

Bei Schülern und Schülerinnen, welchen insolge besonderer Befähigung ein zweijähriger Kursus gestattet ist, wird der Lehrplan von Fall zu Fall festgestellt.

Pension in allen Preislagen wird durch die Direktion nachgewiesen; auf meine Anfrage wurde mir der Bescheid, daß der Pensionspreis pro Monat 40—50 Mark betrüge.

Seitens der Direktion erhielt ich die Mitteilung, daß je ein Kursus für Stiderei und Wäschekonfektion bestände und daß man die Absicht habe, in kurzer

Zeit Abteilungen für Spinnerei, Seilerei, Färberei und Appretur zu errichten. Das Textilsach ist ja sehr ausdehnungsfähig, und falls die Lehrsäcker Anfang finden, wird man immer weitere Gebiete zugänglich machen. Der neue Kursus beginnt am 8. April. Es empfiehlt sich, bei der schnellen Änderung der Sachlage, vorher genaue Erkundigungen einzuziehen.

Vorstehende Angaben sollen nur eine Anregung sein und die Aufmerksamkeit auf diese neue Erwerbsquelle hinlenken. Je mehr Berufsarten der Frau erschlossen werden, desto leichter wird die einzelne einen den Neigungen und Fähigkeiten entsprechenden Erwerb finden.

Auf allen Gebieten des Kunstgewerbes, in allen Berufszweigen, die Geschicklichkeit, Fleiß und Ausdauer erfordern, hat sich das weibliche Geschlecht sehr bewährt — Organisations-talent ist der Frau auch nicht abzusprechen, warum soll sie sich, die genügenden Fachkenntnisse vorausgesetzt, nicht ebenso gut zur Leitung einer Fabrik eignen, wie der Mann? In vielen Fällen, wenn es sich beispielsweise um die Übernahme eines Betriebes handelt, durch den derselbe in der Familie verbleibt, wird der Eintritt der Tochter sehr erwünscht sein, besonders wo, wie hier, der Beruf sich der weiblichen Natur anpaßt und in keiner Weise den natürlichen Verhältnissen widerspricht.

## Zur Frauenbewegung.

Nachdruck mit Quellenangabe erlaubt.

\* **Die russischen Studentinnen und unsere Zeitungsmoral.** Die Zulassung der russischen Studentinnen zu den preussischen Universitäten regelt ein Ministerialerlaß, der kürzlich am schwarzen Brett bekannt gemacht worden ist. Da heißt es:

„Der Herr Unterrichtsminister hat bestimmt, daß die Reisezeugnisse der russischen Mädchen-gymnasien in Zukunft nicht mehr als genügend für den Besuch der Universitätsvorlesungen anzusehen sind, auch dann nicht, wenn die mit einem solchen Zeugnis versehenen die Ergänzungs-klasse durchgemacht und den Rang einer Erzieherin erhalten oder die Ergänzungsprüfung im Lateinischen abgelegt haben.“

Dieser Erlaß, der wohl in unmittelbarem Zusammenhang zu bringen ist mit den unliebsamen Vorkommnissen in Halle, die auf die Zulassung gänzlich unvorgebildeter Russinnen zur medizinischen Fakultät zurückzuführen waren<sup>1)</sup>, hat in einem Teil der Berliner Presse eine Interpretation gefunden,

die einmal wieder die strupellose Voreingenommenheit gewisser Kreise gegen „studierende Frauen“ in ein helles Licht setzt.

Die „Politische Korrespondenz“ und die „Post“ ergingen sich des Langen und Breiten in Ausführungen darüber, daß und inwiefern dieser Erlaß auf das „sittliche Verhalten“ der Russinnen zurückzuführen sei. Die durch diese öffentliche Brandmarkung schwer beleidigten Russinnen wandten sich an die Redaktion der „Politischen Korrespondenz“ mit der Aufforderung, ihre Unterstellungen zurück-zuziehen. Die Redaktion erklärte, daß nur unter der Bedingung thun zu können, daß die betreffende Behörde diese Auslegung der Bestimmung selbst dementierte. Ein dahingehender Appell an das preussische Kultusministerium fand auch Berücksichtigung. Es erschien eine offiziöse Erklärung, daß dieser Erlaß nur als ein Teil der Bestimmungen anzusehen sei, die die Zulassung von Ausländerinnen zu preussischen Universitäten regulieren sollen, daß sie

<sup>1)</sup> Siehe Januarheft der „Frau“ dieses Jahrgangs.

durchaus keine spezielle Schärfe in Bezug auf die Zulassung der Russinnen enthielten und tatsächlich nur die Sicherung eines bestimmten Niveaus der Vorbildung studierender Frauen im Auge hätten. Daraufhin wurden dann die Aussagen jenes beleidigenden Artikels zurückgezogen. — Die deutschen Studentinnen stellten sich in der Sache ganz auf die Seite der Russinnen, die ihre Angelegenheit mit großem Takt und außerordentlicher Energie in die Hand nahmen. Der Verein studierender Frauen nahm in seiner Generalversammlung vom 29. Juli einstimmig folgende Resolution an:

„Wir im Verein studierender Frauen vertretenen deutschen Studentinnen sind uns durchaus der Gefahr bewußt, die durch die wahllose Zulassung minderwertig vorgebildeter Ausländerinnen der Sache des Frauenstudiums drohen würde. Wir begrüßen jede Bestimmung, die der Vorbildung der weiblichen Studierenden ein möglichst hohes Niveau sichert. — Wir wenden uns aber auf das entschiedenste gegen die Auffassung dieser Bestimmung, als wolle man die russischen Studentinnen ihres „sittlichen Verhaltens“ wegen von der Universität entfernen. Wir betonen, daß wir bei unserem gemeinsamen Studium mit den Russinnen keinerlei Erfahrungen gemacht haben, die für eine derartige Auslegung den geringsten Anlaß gäben. Wir würden es bedauern, wenn die Handhabung der neuen Ministerialbestimmung auch diejenigen Ausländerinnen der Universität fern hielte, die tatsächlich eine der deutschen gleichwertige Vorbildung nachweisen könnten.“

Was uns bei der ganzen Zeitungsdebatte über den Gegenstand am charakteristischsten erschien, das ist das hohe sittliche Pathos, mit dem man sich gegen den Verkehr der russischen Studentinnen mit ihren Kommilitonen gewendet hat. Will man überhaupt den Standpunkt festhalten, daß sittlicher Makel von der Universität ausschließen solle, so wäre unseres Erachtens schwerlich bei kameradschaftlichem Verkehr der Geschlechter — der auf der Basis gemeinsamer geistiger Interessen etwas durchaus Gesundes ist — oder etwaigen freien Verhältnissen der Anfang zu machen, sondern mit der Kundschaft der Prostitution. Und da erinnern wir die Post und Politische Korrespondenz an die tieftraurige Tatsache, die kürzlich durch die Blätter ging. An einer der größten deutschen Universitäten wird nach einer Korrespondenz aus Heidelberg die Zahl der syphilitischen Erkrankungen unter den Studenten schätzungsweise auf 60 Prozent angegeben. Das ist eine Tatsache von so ungeheurem Ernst, daß eine Anzahl deutscher Professoren in einem öffentlichen Aufruf die studierende Jugend auf die Konsequenzen der geschlechtlichen Ausschweifungen aufmerksam machen. Der Aufruf trägt Unterschriften wie v. Esmarck: Göttingen, Finkler: Bonn, Buchner: München, Fränkel:

Halle etc., Namen, die beweisen, welche Bedeutung man in wissenschaftlichen Kreisen dieser Tatsache beilegt. Vielleicht ziehen die gegen das „sittliche Verhalten“ der Russinnen polemisierenden Blätter hiernach die Konsequenz ihrer Anschauungen, womit sie freilich eine starke Entvölkerung der deutschen Universitäten veranlassen würden.

\* **Die Internationale Vereinigung für gesellschaftlichen Arbeiterschutzes** hat drei Frauen zu Korrespondentinnen für Deutschland ernannt: Frä. Dr. von Richthofen, Frä. Alice Salomon, Frä. Helene Simon. Die Tatsache ist nicht nur an sich erfreulich, sondern auch im Hinblick auf die bekannte Frage des Vereinsrechts: die deutschen Korrespondentinnen der Internationalen Vereinigung können nicht Mitglieder der deutschen Gesellschaft für Soziale Reform werden, der deutschen Sektion dieser Vereinigung; daran wird einmal wieder die „Logik“ der Vereinsgesetzgebung recht klar!

\* **Ein internationaler Kongreß zur Bekämpfung des Mädchenhandels** findet vom 7. bis 10. Oktober in Frankfurt a. M. statt, einberufen von dem „Deutschen Nationalkomitee zu internationaler Bekämpfung des Mädchenhandels“ (vergl. auch die von diesem Komitee herausgegebene Zeitschrift: Der Mädchenhandel und seine Bekämpfung. Im Selbstverlag erschienen 1902. Erhältlich zum Preis von 50 Pf. im Bureau des Komitees, Berlin, Bernauerstr. 4). Der internationale Kongreß wird voraussichtlich sehr zahlreich, auch von Seiten der ausländischen Regierungen, besucht werden. Er wird sowohl den internationalen Kampf gegen den Mädchenhandel im Sinne der im vorigen Heft erwähnten Pariser Konferenz behandeln, als auch seine Bekämpfung in Deutschland auf Grund der Novelle zur Gewerbeordnung (in Kraft getreten am 1. Oktober 1901) und des Fürsorgeerziehungsgesetzes.

\* **An der Universität Berlin** bestanden wiederum zwei Frauen das Doktorexamen, beide an der philosophischen Fakultät: Miß Jane Scherzer, eine Amerikanerin, und Fräulein Lüderik, eine deutsche Oberlehrerin, letztere mit dem Prädikat cum laude.

\* **Einen Aufruf zur Schaffung eines Garantiefonds** als Grundlage einer Stellenlosenversicherung erläßt der kaufmännische Hilfsverein für weibliche Angestellte. Der Fonds soll durch freiwillige Beiträge der Mitglieder zusammengebracht werden und zu Ehren des verstorbenen Vereinsvorsitzenden und Begründers der Organisation der weiblichen Angestellten „Julius Meyer-Stiftung“ genannt werden. Das Bureau des Hilfsvereins nimmt Beiträge für die Stiftung entgegen.

\* **Über die vereinsgesetzliche Beschränkung der Frauen** verhandelte der bayerische Landtag. Die liberale Mehrheit des Finanzausschusses war über eine Petition des Vereins für Fraueninteressen, des Münchener Künstlerinnenvereins, des Vereins zur Gründung eines Mädchengymnasiums und des Kaufmännischen Vereins für weibliche Angestellte um Aufhebung des in Artikel 15 des bayerischen Vereinsgesetzes enthaltenen Ausschlusses der Frauen aus politischen Vereinen und deren Versammlungen zur Tagesordnung übergegangen. Die sozialdemokratischen Abgeordneten reklamierten jedoch die Petition für das Plenum und stellten den Antrag, sie der Regierung zur Würdigung zu übergeben. Die Abgeordnetenkammer lehnte diesen Antrag mit den Stimmen des Centrums und eines Teiles der konservativen bauernbündlerischen „Freien Vereinigung“ ab. Für die Petition stimmten die Linke, einige Centrumsabgeordnete und der Rest der Freien Vereinigung. In der Debatte traten die sozialdemokratischen Abgeordneten Schmitt und Seppik, die Beispiele von geschwridriger Handhabung des Vereinsgesetzes seitens der Behörden und Gerichte beibrachten, und der liberale Abgeordnete Dr. Casselmann für die Petition ein. Casselmann sagte, nachdem man die Frauen zu öffentlichen Versammlungen zulasse, die nicht von Vereinen ausgehen, sei es widersinnig, sie von solchen auszuschließen, die von Vereinen ausgehen. Minister v. Feilitzsch meinte, man könne nicht nach 4 Jahren schon wieder an eine Reform des Vereinsgesetzes gehen. Wenn die Behörden das Gesetz unrichtig anwendeten und Beschränkungen vernahmen, die dem Gesetz nicht entsprechen, könne die Regierung Remedur eintreten lassen. Er habe vor vier Jahren im Landtage die weitestgehende Interpretation gegeben. Den Gerichten könne die Regierung keine Direktive geben. Wenn sozialdemokratische Versammlungen als Vereinsversammlungen erklärt würden, so sei das nicht unrichtig, denn die Statuten der Sozialdemokraten erklären die Partei eines Ortes als Verein.

\* **Frauen in der städtischen Schuldeputation** zuzulassen beschloß kürzlich die Stadt Offenburg in Baden; sie sollen aus dem Kreise der städtischen Lehrerinnen ernannt werden und sowohl beratende als beschließende Stimme haben. Auch die Wählbarkeit der Frauen für den Armenrat wurde gleichzeitig eingeführt.

\* **Coeducation in Baden.** Über die Erfahrungen, die man an dem Mannheimer humanistischen Gymnasium mit der Zulassung von Mädchen machte, sagt der Jahresbericht der Anstalt: „Zeit Anfang des Schuljahres nahmen

7 Mädchen an dem Gymnasialunterricht teil, zwei in Sexta, drei in Quinta und zwei in Obertertia. Die Regierung betrachtet dies zunächst als einen Versuch und behält sich eine endgiltige Entscheidung darüber vor. Unsere bis jetzt gemachten Erfahrungen sind durchaus günstig, und dem Verein nach beabsichtigen noch weitere Schülerinnen, im nächsten Herbst ihre Aufnahme zu erbitten.“

\* **Die Durchführung des neuen Schutgesetzes für Frauen und Kinder in Italien.** In italienischen Zeitungen steht zu lesen, daß der Minister für Handel, Industrie und Landwirtschaft Guido Vaccelli an sämtliche Prefekten, Unterprefekten und Handelskammern des Königreiches ein Zirkular versandt hat, in welchem er ihnen auf das Dringendste ans Herz legt, dafür zu sorgen, daß sich alle diejenigen Stände, für die dasselbe Bedeutung haben wird, schon jetzt mit dem Inhalt des bald rechtskräftig werdenden neuen Gesetzes bezüglich der Frauen- und Kinderarbeit beschäftigen.

Um die Anwendung einiger Bestimmungen des Gesetzes zu erleichtern, hat der Minister fernerhin den Behörden befohlen, darauf hin zu arbeiten, daß die Fabrikbesitzer schon jetzt keine Kinder von 9–10 Jahren, und zur Nachtarbeit überhaupt keine Kinder mehr einstellen. —

Es läßt eben alles darauf schließen, daß dem Gesetz sehr ernsthaft Geltung verschafft werden wird.

Robert Michels.

\* **Ein Hôtel meublé für Frauen** ist vor kurzem in Paris eingeweiht worden. Es ist von der Pariser Philanthropischen Gesellschaft, der für diesen Zweck ein Legat von 50 000 Frs. zur Verfügung stand, am Abhang der Butte Montmartre errichtet worden. Das Haus hat 3 Stockwerke. Die beiden ersten enthalten 24 größere, die andern noch 36 kleinere Zimmer. Jedes Zimmer enthält ein eisernes Bett mit Matratze und einer blendend weißen Decke, einen Schrank, einen Tisch, zwei Stühle, einen Waschtisch und einen Spiegel. Einige Zimmer enthalten zwei Betten; alle haben einen Kamin. Die kleineren Zimmer sind ebenso eingerichtet, haben aber keinen Schrank und Waschtisch. Aber in jedem Stockwerk befinden sich Waschtische mit kaltem und warmem Wasser. Der Speisesaal steht mit der Küche durch einen Schalter in Verbindung, an dem die Bewohnerinnen Speisen zu mäßigen Preisen verlangen können. Ein hübsch möblierter Salon mit ausliegenden Büchern und Zeitschriften ist den ganzen Tag geöffnet. Ein Heizapparat heizt die Treppe und Zimmer. Im Erdgeschoß befinden sich Douchen und Bäder für

10 und 20 Ctd. Die Zimmer kosten 30 Frd. monatlich, die Kämmerchen 18 Frd., aber die Mieterinnen können auch für eine Woche oder eine Nacht mieten. Sie haben volle Freiheit, müssen aber um 10 Uhr im Hause sein.

\* **In Rußland** ist eine neue gesetzliche Regelung der Verhältnisse der unehelichen Kinder in Angriff genommen. Wir bringen über diese höchst bedeutungsvolle Reform Eingehendes in der nächsten Nummer.

\* **Das Föderationsparlament von Australien** ist dem Beispiel der australischen Einzelstaaten, Süd- und Westaustralien, sowie Neuseeland gefolgt und hat den Frauen das Stimmrecht verliehen.

\* **Totenschau.** Durch den Tod der Fräulein Dr. phil. Elsa Neumann ist in den immer noch kleinen Kreis der wissenschaftlich gebildeten deutschen Frauen eine schmerzliche Lücke gerissen worden. Fräulein Dr. Neumann war die erste, die an der Universität Berlin promovierte, und ihre wissenschaftliche Tüchtigkeit hat viel dazu beigetragen, der Sache des Frauenstudiums in akademischen Kreisen Freunde zu gewinnen. Sie hat auch praktisch für die Sache der studierenden Frauen dadurch gewirkt, daß sie den „Verein zur Verleihung zinsfreier Darlehen an studierende Frauen“ gründete, der in der Zeit seines Bestehens schon einer ganzen Anzahl von Frauen ihren Studienweg erleichtert hat.



## Versammlungen und Vereine.

### Frauenversammlungen.

Der Bund deutscher Frauenvereine hält in den ersten Tagen des Oktober seine Generalversammlung in Wiesbaden ab. Die Tagesordnung wird im Centralblatt des Bundes deutscher Frauenvereine veröffentlicht werden.

Im Anschluß an diese Tagung wird der Allgemeine deutsche Frauenverein eine durch den Tod seiner Ersten Vorsitzenden bedingte außerordentliche Generalversammlung abhalten. Näheres bringen die „Neuen Bahnen“.

Die Konferenz sozialistischer Frauen ist im Anschluß an den Parteitag auf den 13. September in München einberufen. Die Tagesordnung enthält u. a.: Heranbildung von Agitatorinnen, geschlechtlicher Schutz der Frauen-, Kinder- und Heimarbeit, politische Gleichberechtigung der Frau.

### Allgemeiner Deutscher Lehrerinnenverein.

Schon öfter hat unser Verein Gelegenheit gehabt, Erzieherinnen vor der leichtsinnigen Annahme von Stellen im Auslande, sei es auf direktes Angebot, sei es auf Zeitungsannoncen hin, warnen zu müssen. Solche Warnung ist in Bezug auf einzelne Länder, Rumänien z. B., auch von amtlicher Seite erlassen worden. Eine Reihe von Vorkommnissen entsetzlichster Art, die uns jüngst bekannt gegeben wurden, nötigen uns, eine solche dringende Warnung auch in Bezug auf Sizilien auszusprechen. Die in Frage kommenden Fälle (das Nähere darüber berichtet das Septemberheft der „Frau“, Verlag W. Moeser, Berlin S.) haben den Vorstand des Allgemeinen Deutschen Lehrerinnenvereins veranlaßt, in einer Eingabe vom 16. April d. J. das Aus-

wärtige Amt um wirksameren Schutz der deutschen Erzieherinnen in Sizilien zu bitten. Eine Antwort auf diese Eingabe ist bis heute noch nicht erfolgt.

Wie wir die ins Ausland gehenden deutschen Erzieherinnen schon mehrfach darauf hingewiesen haben, sich an die im Lande arbeitenden Lehrerinnenvereine zu wenden, so machen wir auch in Bezug auf Italien darauf aufmerksam, daß unser dortiger Zweigverein (Vorsitzende Fr. Christine Schmidt, Via dei Serragli 110, Florenz) eine Stellenvermittlung unterhält und auf Wunsch Rat und Auskunft an jede deutsche Lehrerin erteilt. Soweit man über eine in Aussicht genommene Stelle nicht durchaus zuverlässige private Auskunft erhalten kann, sollte man unbedingt nicht veräumen, bei dem genannten Verein Erkundigungen einzuziehen, ehe man sich verpflichtet.

Den 12. August 1902.

Der Vorstand

des Allgemeinen Deutschen Lehrerinnenvereins.

Helene Lange, Marie Loeper-Pousselle,  
1. Vorsitzende. 2. Vorsitzende.

Helene Adelman, Febronie Kommet,  
Gertrud Bäumer, Gertrud Kesselmann,  
Helene Samper.

### Deutscher Lehrerinnen-Verein Buenos-Aires.

Fr. Meta Warmünde, die Gründerin und Vorsitzende dieses nun 5 Jahre bestehenden Vereins, gedenkt einen längeren Aufenthalt in ihrer Heimat — Hamburg — zu nehmen, und es ist deshalb seit dem 1. Juli die fernere Leitung des Vereins von Fr. Anna Luz, 1. Vorsitzende und Frau Anna Raabe, 2. Vorsitzende, freundlichst übernommen.

























